1 grm. 12524.
B1/2

Geschichten und Mährchen

für

Jung und Alt.

Geschichten

und

Mährchen

für

Jung und Alt

von

Eduard Muller.

Erstes Bändchen.

129 [illegible]

Stuttgart.
Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.
1834.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Meiner

verehrten Freundin

Henriette Ottenheimer

ist dieser Kranz gewunden

von

Eduard Duller.

Inhalt des ersten Bändchens.

Das todte Kind.
Die Geschwister.
Der Pfeifer zu Strasburg.
Sankt Nikolaus beschert.
Vom Nürnberger Trichter.
Graf Pelikan.
Die Kartenkönige.

I.

Das todte Kind.

Erstes Capitel.

Es war Charfreitag. Die düstern Flore wallten in dem altergrauen Sankt-Sebaldi-Münster zu Nürnberg über Altäre und Fenster hernieder, Grabesnacht lag in den unendlichen Hallen und Bogengängen; nur am fernen Ende des Schiffes flimmerte es hell von Lampen und Kerzen, und wie in ein überirdisches Reich trat der fromme Beter über die Schwelle des Gitters, welches das heilige Grab vom übrigen Theil der Kirche in geweihter Stille abschloß. Durch die langen hohlen Gänge des Münsters aber rauschte es immerfort vom Ab- und Zugange der Beter und Schauer, und draußen auf den Straßen

und Gassen der alten Reichsstadt schien (mit den tausend und tausend jungen Blumenknospen zur Wette) eine verjüngte Bevölkerung hervorgewachsen zu seyn, und sich bald in fröhlicher Frühlingslust, bald in ernster Grabesahnung durcheinander zu treiben. Hier wandelte feierlich und abgemessen der graue Kauf- und Rathsherr, mit seiner Ehehälfte, im Sonntagsstaat, an der Seite, und das in Purpursammt gebundene Gebetbuch im Wamse steckend; dort der fröhliche Handwerksbursche, der immer ohne Heimath, sie bald überall findet, mit seinem Wanderbündel auf dem Rücken, die Mütze lässig auf's Haupt gestülpt; hier trippelte wieder ein altes schneeweißes Mütterchen, mit Brillen auf der Nase; dort hingegen spazierten zwei oder drei backenrothe Dirnen mit den Seidenmiedern und dem hohen Haarputz, den Blick zur Erde gesenkt, und um den Mund ein freundliches harmloses Lächeln spielend; hinter ihnen kam wieder eine Schaar lustig kollernder Kinder, das kleine Mädchen den noch kleineren Bruder altklug huckepack tragend, und an der Mutter Stelle die schelmischen Geschwister unaufhörlich hofmeisternd, über die vor ihren Füßen hin- und her laufende Schwester sich recht bitterböse creifernd, während ein anderer Bube hinter ihrem Rücken mit dem Huckepack Schelmerei trieb. — So regte und bewegte sich

Alles dem St. Sebaldi-Münſter zu, wo ſich auch Alle vereinten zu einem Ziele der Andacht und Ein Gefühl frommen Schauers menſchlicher Vergangenheit und hoffenden Glaubens in allen Herzen ſchlug.

Aber Eine vernahm von dem Allem nichts. In einem ſchmalen, engen Gäßchen, vier Stiegen hoch, ſaß Mutter Regine am Bette ihres Töchterchens. Aennchen lag und ſchlief; ihre Wangen ſchienen wie ein paar friſche Maien-Röslein, ihre Lippen waren aber zum Sprechen halb geöffnet. Die Mutter ſaß am Spinnrad vor ihr und hielt in ihrem Fleiße inne, um durch das gleichförmige Schnurren die Kleine nicht zu wecken. In unnennbarer Sorge und Liebe blickte Regine auf die Schlummernde. Da überflog Aennchens Mund und Züge plötzlich ein ſo ſanftes, holdſeliges Lächeln, daß die Mutter, bang athmend, ſich über das Kind hinbeugte, und ſprach: „Wie dank ich dir, du mein Gott! Das Fieber ſcheint doch wieder vorüber, und wie Aennchen im Schlaf lächelt, ſo ſpielt ſie jetzt ſicher mit den lieben Engeln, wie man zu ſagen pflegt.“

Sie ſetzte ſich hierauf wieder an's Spinnen, ſpann aber nicht, ſah nur auf ihr Aennchen, und ſeufzte dann unwillkührlich leiſe: „das Kind ſchläft heute doch lange!“

Indessen ward es in Mutter Reginens Kammer allmählich dunkler und dunkler und in ihrer Brust immer bänger und bänger. Das Zwielicht ließ kaum die äußersten Umrisse mehr erkennen, und eine Grabesstille lag in dem, von dem lärmenden Getreibe der Straßen etwas entlegenen, mit der Aussicht gegen einen einsamen Hof gekehrten Kämmerlein. „Will denn das Kind ewig lang schlafen?“ seufzte Regine, indem sie sich über das Bettchen neigte. Sie erschrack beinahe über diese ihre eigenen Laute in dem einsamen Gemach.

Das lärmende Getreibe auf der Straße verstummte indessen allgemach; Groß und Klein, Alt und Jung ging zur Ruhe. Der Mutter aber ward immer bänger und unheimlicher zu Muth, und sie sprach nochmals ganz leise: „Lieb Aennchen, wie schläfst du heute so ewig lang.“ Es versagte ihr beinahe die Stimme in der Brust, bis sie endlich, von unendlicher Angst und Liebe gespornt, laut ausrief: „Das Morgengebet hast du versäumt, mein frommes Kindlein, und hast die Morgenglocke verschlafen! Wach doch auf, bald ruft die Vesperglocke, und dann ist's Zeit zu wachen und zu beten.“

Und sie harrte in namenloser, andächtiger Mutterangst von Secunde zu Secunde, bis die Vesper-

glocke erklänge, und hoffte, daß dabei das Kind erwachen werde.

Sie hatte so oft, wenn sie in der äußersten Noth nahe an Verzweiflung war, wieder Trost und Vertrauen gefunden, wenn ein heller, reiner Glockenklang Glaube und Liebe in der Brust wach rief. Und jetzt, wo ihr Letztes und Liebstes auf Erden schwer krank lag, vor ihr, die von allen verlassen war, in dunkler, unheimlicher Abendstille, da bedurfte sie des Trostes, darum harrte sie mit banger Angst auf das Avemariageläute zur siebenten Stunde. Aber die siebente Stunde war vorüber, und das Geläute erscholl heute nicht, es war ja Charfreitag, der Sterbetag des Herrn Jesu Christ.

Und immer stiller ward's in der Kammer und immer dunkler, und bänger in der Mutter Brust. Der Wächter, der auf der Gasse mit Hellebard und Laterne wandelte, stieß heute nicht in's Horn, sondern sang mit dumpf eintöniger Stimme einen neuen Reim für den heutigen Tag:

„Ihr Herren und Frauen laßt euch sagen:
Der Hammer der hat Neun geschlagen.
Der Herr Jesus Christ liegt nun im Grab,
Habt Acht auf die Seel', das Fleisch stirbt ab.
Die Seele tragen die Engelein
In den Schooß des himmlischen Vaters heim. —
Amen! — Ave Mar[illegible]!" —

Die Glocke hatte neun Uhr geschlagen, die Mutter legte ihren Mund auf Aennchens Wangen — die waren kalt. — Sie fühlte an ihr Herzchen, — das klopfte nicht mehr. Sie faßte ihre Händchen — die waren starr und erwarmten nicht wieder am Mutterherzen; — das Kindlein war todt. —

„So erbarme sich der Himmel mein! ich kann ohne mein Kind nicht leben!“

Die Mutter rief's in namenloser Liebe und namenlosem Schmerz und sank am Sterbebette bewußtlos nieder.

Zweites Capitel.

Der Ostermorgen war in wunderfreundlichem Glanze über der lieben Gotteserde aufgegangen. Der Frühling, von jeher ein geschworner Feind aller Traurigkeit, hatte sein Bestes gethan, der lieben lustigen Kinderwelt ein schönes Osterfest zu geben, und ließ Feld und Wiese so wunderbar grünen und blühen, daß sie im bunten Farbenschmuck nicht

anders aussahen, als eine mit lieblichen Bändern geschmückte Osterbude, wo die mannigfaltigsten Eier in zierlichen Malereien zur Lust aller Kinder zur Schau gestellt sind, und alle mit lustigen Sprüchlein und feinen Reimen überschrieben, als da wär' z. B.:

„Wer mich liest, versteh' dieß wohl:
Die Welt ist aller Farben voll.
Die Freude bunt und schwarz der Schmerz.
Blüthweiß ein unschuldvolles Herz."

oder auf einem andern:

„Lies das Sprüchlein und führ's zu Gemüth,
Die Erd' ist eine Blum' durch Gottes Güt',
Der Mensch sitzt in dem Kelche drin.
Zu Gottes Ehren soll er blüh'n."

Und da war auch keines unter allen denen, die sich auf Feld und Au, unter Blumen und Keimen herum tummelten, oder die am fröhlichen Bach und Quell fröhlich dahin schritten und mit Bach und Quell zugleich ihr Morgengebet am Auferstehungstage des Herrn still darbrachten, oder denen die heute in ihren schönsten Staat geputzte Sonne warm auf die Brust schien, — keins unter allen, das sich nicht herzinnig erfreut, und dem lieben Gott Vater im Himmel gerührt gedankt hätte, daß er sie leben

ließ bis zum Auferstehungstage. Die liebe Kinderwelt ging insonderlich mit grünen Reisern und mit bunten Kränzen und Bändern zierlich geschmückt, als hätte sie mit dem Frühling zugleich, im Triumph, den alten griesgrämlichen Winter vertreiben geholfen. Was von Knospen grünen konnte, blühte; was von Menschen lallen konnte, sang heute zum erstenmale, dem Ostertag zu Ehren.

Aber einsam und trostlos in der engen Kammer saß die Mutter bei ihrem todten Kind. Sie hatte ja gar nichts mehr auf der weiten Erde, was sie heißer liebte, was sie tiefer im Herzen trug, als ihr Kind. Was geht über Mutterliebe? Mutterliebe ist mehr als Sonnenlicht und Sternenschein! die Beiden können ja nur wohlthun, — lieben nicht! — Mutterlieb' ist süßer, als alle Freuden in der Welt; — diese können nur für einen Augenblick unser Herz entzücken, Mutterlieb umschlingt ein ganzes Leben und reicht über's Leben noch hinaus. — Mutterlieb ist schmerzenreicher, als alle Leiden der Erde, wenn sie das Einzige, was sie besitzt, verloren sieht. —

Und so saß die Mutter bei ihrem Kind und jammerte: „Töchterlein! mein lieb' Töchterlein! — Ach, daß wir sollen geschieden seyn! — sag an, wie soll ich's treiben, daß ich kann lebend bleiben, und soll

dich wissen im kühlen Grab?! — Der Gram preßt fast das Herz mir ab.“

So jammerte die Mutter und der erste Sonnenstrahl schaute durch Frau Reginens Fensterlein in die öde Stube und erhellte das bleiche Gesicht des todten Kindes; aber die Mutter gewahrte ihn nicht, sie küßte ihr Kind und sprach dann:

„Wenn doch mein Kuß hätte die Kraft, daß er dich wieder in's Leben schafft! — Ich kann dich ja nicht missen. Viel tausend Mal wollt' ich dich küssen! — Ich wollte dich küssen wieder roth, bis ich selber von Küssen hätte den Tod; wenn ich gleich am Halse dir sterben sollte; bis zum letzten Hauch ich dich küssen wollte!“ —

Und sie weinte wieder und neigte sich dann zum Kinde nieder, und küßte es auf die bleichen Lippen, die der Sonnenstrahl des Ostermorgens wieder geröthet hatte, ohne daß sie es früher gewahrte. Als ihre Lippen aber auf denen des Kindes lagen, fühlte sie diese warm, als hätten sie wieder Leben: „der Schmerz sogar spottet meiner!“ seufzte sie und legte ihre Stirne auf des Kindes Brust. Da fühlte sie diese wieder pochen, anfangs leise und dann immer stärker, und sie sprach wieder: „Ach wie so heiß ist mir die Stirn'! Wie täuscht mich doch mein arm Gehirn!“ Sie weinte wieder und legte ihre Arme

um des Kindes Hals, und hob ihm das Lockenköpfchen etwas vom Sterbekissen empor; sie wollte es noch zum letztenmale betrachten. Da fühlte sie sich leise auch umschlungen von des Kindes zarten Händchen, und sah sein Köpfchen höher gehoben, als sie es that.— „Lebst du, mein Kind, oder kehrst du zurück? — Nein! nein!“ sprach sie trostlos; — „mich täuscht nur die Thräne in meinem Blick!“ —

„Thränen täuschen nicht, liebe Mutter!“ sprach das Kind leise und erhob sich immer mehr; der Mutter war's, als zögen wunderbare Glockentöne an ihrem Ohre vorüber, und draußen klang hell und tröstend das Frühgeläute am Auferstehungstag. —

„Daß du mich so unaussprechlich lieb hast, Mütterchen! das fühlt' ich erst und sah es, als ich todt war und da ward mir so unendlich bang um dich! Wo ich hinkam, da war es wohl recht freundlich und schön, wie ich's auf Erden nie geseh'n; doch wohin ich blickt', wohin ich sah — dich Mutter entbehrt' ich fern und nah. Ein helles Englein kam zu mir, und sagte, wie schwer das Herz jetzt dir; da ward mir so weh in meiner Brust, ich hatt' es geahnt, doch nie gewußt; ich konnte dich nicht traurig seh'n, ich bat, daß ich dürfte zur Mutter geh'n. Das Englein erlaubte mir's freundlich gleich, nun komm' ich vom lieben Himmelreich. Dich weinend

wiſſen, das konnt' ich nicht; da bin ich jetzt Mutter! o weine nicht!" —

Das Kind ſprach dieſe Worte und küßte die Mutter, und hatte einen Strauß in der Hand, den ihm die Mutter doch vorm Sterben nicht gereicht hatte, einen Strauß voll duftender Blumen; den gab das Kind der Mutter und ſprach: „Mitgebracht hab' ich ſie, Mütterchen! aus einem ſchönen Garten, wo viel Engel der Blumen warten! Der Herr Jeſus Chriſt der Gärtner iſt — der ſeiner Blümlein keins vergißt."

Und wie das Kind die Worte ſprach, ſo klang von außen im feierlichen Chor der Geſang des Betzuges, und hielt eben in dem ſchönen, alten Oſterlied bei dem Abſatz:

„Mein Glaube darf nicht wanken!
O tröſtlicher Gedanken!
Ich werde durch ſein Auferſteh'n
Gleich ihm aus meinem Grabe geh'n!
Halleluja!"

Das Meßner-Glöcklein erklang zum Segen. Die Mutter und ihr Kind knieten nieder und klopften in frommer Andacht an's Herz.

Den Blumenstrauß, den das todte Kind der Mutter brachte, hat diese sorgfältig bewahrt; aber er blühte hier nicht lange, und am Abend des zweiten Ostertages lagen Mutter und Kind in einem Sarg; — die Blumen blühten frisch an ihren Herzen.

Die Geschwister.

I.

Wie die zwei Geschwister in den Wald kommen und sich verirren.

Zwei Geschwister, die weder Vater noch Mutter mehr hatten, waren in einen grünen Wald gegangen, um Erdbeeren zu suchen, durch welche sie ihren Hunger stillen wollten. Die Zweige wurden immer dichter, je weiter sie kamen, so daß sie kaum mehr das liebe, helle Sonnenlicht durchschimmern sahen; auf dem Aste eines wunderbaren Baumes aber, dessen Gleichen sie noch nicht gesehen hatten, saß ein schöner, bunter Vogel mit einer glänzenden Kette um den Hals, der gar liebliche und eindringliche Weisen sang, so daß der Knabe sein Körbchen wegstellte, ihn aufmerksam besah und dann sprach: „Wie der Vogel groß thut mit seinen bunten Federn! Sieh nur, Schwester! und wie seine Kette glänzt und flimmert! Was gäb'

ich, wenn der Vogel mein wäre. Das wäre mir so lieb, als alles auf der Welt.“ Er bemühte sich nun sehr, ihn zu fangen, aber der Vogel mußte die Lust des Knaben gemerkt haben, sprang neckisch von Ast zu Ast, und sang wie zum Spott: „Von Ast zu Ast! Bis du mich nicht hast, bin ich nicht dein! Frei Vögelein! Deine Lust mußt lassen. Ich laß mich nicht fassen; wenn ich will, komm' ich zurück, wie das Glück, wie das Glück!“ und Glück! Glück! Glück! zwitscherte es ferner durch die Zweige, als der Knabe fruchtlos und von Schweiß triefend ihm nachjagte, und seine Schwester ihm athemlos mit dem Körbchen folgte, und dann sprach: „Laß doch den Vogel, lieber Bruder! Sieh! seine Farben machen uns nicht satt, und über deinem Nachjagen sind wir von dem schönen Erdbeerengrund weggekommen, den ich gar nicht mehr finden kann.“ Sie liefen nun zurück, fanden aber den Erdbeerengrund nicht mehr, der wie aus dem Walde getilgt war, denn so weit sie schauen konnten, erblickten sie nichts als dichtes, unfruchtbares Gehege und dunkles Gezweig; es ward auch immer finstrer und finstrer; die Sonne schimmerte durch die Zweige nicht mehr, so daß sich die beiden Geschwister ängstlich bei der Hand faßten, und aneinander hielten, und die Schwester kleinlaut ausrief: „O wir armen Kinder! nun sind wir verloren!

Wir müssen jetzt im wilden Walde übernachten, und Gott weiß, ob wir uns morgen wieder herausfinden; so müssen wir verhungern, oder fallen den Wölfen und andern Raubthieren in die Gewalt! O wir armen Kinder!“

Als sie so wimmerten, und durch das Dickicht mühsam forttappten, sahen sie von weitem ein lustiges rothes Flämmchen umhertanzen! — „Siehest du, Schwester, dort Licht,“ rief der Knabe froh, „dem wollen wir nach! Es führt uns sicher unter Dach und Fach! Komm!“ — „Ach, mein lieber Bruder!“ erwiederte ihm die Schwester, „thu' dieß ja nicht, und traue dem feurigen Männlein nicht; es wird ein Irrwisch seyn, und uns irreführen wollen.“ „Du bist ein närrisches Ding,“ sprach der Bruder, — „es kann unser Glück seyn;“ inzwischen aber kam das Flämmchen ein wenig näher, sah wie ein lustiges Gesicht aus, das allerlei Narrenspossen trieb, sprang lustig einher, und sang die Worte: „Ich weis' euch den Weg, über Stein und Steg, bald da, bald dort, bald wieder fort! Bald hell, bald getrübt, wie's mir beliebt; bald vor, bald zurück, wie das Glück, wie das Glück!“ So sang es und hüpfte weit vorwärts, die Geschwister immer hinterdrein, die Stimme verhallte und nur leise lispelte es noch: „Wie das Glück! wie das Glück!“ Darauf verlosch es ganz, und die

Kinder spürten gar bald, daß sie in einen tiefen Sumpf sanken, und daß die alten Weiden, die herum standen, sie wehmüthig anlehnten; dann sahen und hörten sie nichts mehr, und sanken tiefer hinunter.

II.

Wie die zwei Geschwister von einander kommen.

Als sie die Augen aufschlugen, war ihnen seltsam zu Muth. Sie saßen in einem großen, prächtigen Saal, dessen Decke wie Crystall schimmerte, von welcher wieder tausend Lämpchen wie Sterne herabhingen; die Säulen waren von Smaragden, und um diese herum schlangen sich lauter Rosenkränze von Rubinen geflochten. Und in der Mitte des Saals stieg ein silberner Springbrunnen aus einem Bassin lustig in die Höhe, um dessen Rand Blumenhügel grünten. Die Blumen selber aber hatten alle die Form von Herzen und waren hell und klar durchsichtig, daß man ein Stäubchen in ihnen hätte entdecken mögen. Die Rosen blühten als lauter lustige erröthende Lockenköpfchen, und verbargen sich schamhaft

vor dem allzu neugierigen Beschauer hinter ihre Schwestern; — die Tulpen aber, aus reichem, blinkendem Gold erblühend, sahen aus wie funkelnde Kronen, und ragten stolz mit den gekrönten Häuptern hervor. Als nun die beiden Geschwister am Blumenhügel standen, und sich an allen den Herrlichkeiten lange noch nicht satt sehen konnten, sank der Springquell plötzlich, ward gegen unten zu breiter, bildete eine weite crystallene Muschel, und in derselben, aus der Tiefe emportauchend, saß ein seltsames Wesen, eine dunkle Krone auf dem Haupt, in einen riesigen Mantel gehüllt, an dessen Falten allerlei Gestalten, hier die Krankheit, dort die Ehre, hier die Lust, dort der Schmerz und dergleichen in ungewissen Zügen hervor schauten. Seine Füße ruhten auf einem Stern, dessen Farbe schwer zu bestimmen war, weil er alle trug, und bald freundlich saphirblau, bald dunkel rabenschwarz und blut- oder purpurfarbig aussah. — Endlich sprach er zu den Geschwistern, die vor Staunen und Schrecken sprachlos vor ihm standen: „Willkommen, Kinder! in meinem Schloß! Ich bin der König Zufall, und kenn' euch Beide schon lang. Nun ihr in meinem Schlosse seyd, seht euch hierinnen nach Allem um, was euer Herz erfreut, denn lang kann ich euch nicht bewirthen. Und nun, bevor ihr scheidet, will ich euch noch erlauben,

daß sich eins von Beiden ein Geschenk ausbittet aus meinem Reich!“

„Ach schenk uns selber, lieber König!“ bat die Schwester, „wer weiß, was wir uns Unkluges erbäten!“ — der Bruder aber stand sinnend, und sah nach den gekrönten Tulpen ganz unverwandt und wie entzückt.

„So nehmt denn,“ sprach der König, „diesen Talisman,“ (indem er einen Ring hinreichte) „aber eine Wahl lasse ich euch dennoch. — Wer ihn nimmt, gelangt zu Glück, aber zu Glück ohne Liebe; wer ihn verschmäht, und dem Andern überläßt, erhält die Liebe, aber ohne Glück, und muß, wenn des Andern Glück Bestand haben soll, dieß selbst entbehren! — Nun wähle eines von euch Beiden den Talisman!“

„Mir das Glück! das Glück!“ rief wild verlangend der Bruder, und die Schwester stand nicht trauernd, noch nach dem verlornen Talisman geizend, aber mit einer wehmüthigen Thräne vor ihm.

„Behalt' das Glück, lieber Bruder; sey glücklich. Hab' ich ja doch die Liebe, die unendliche Liebe zu dir, und so hab' auch ich des Glückes genug!“ Dann umarmte sie ihren Bruder noch einmal innig, der ihre Zärtlichkeit kaum erwiederte; der König aber auf der Muschel rief: „Und nun, lebt wohl!

für dich, Jüngling, wartet meine Reisegelegenheit und neues, prächtiges Gewand.

Da ließ sich von der Decke ein herrlicher Paradiesvogel nieder, der Jüngling setzte sich als Reiter darauf, schwang sich in die Höhe, die Decke wich auseinander, und bald sah ihn die Schwester nicht mehr. Die Muschel schloß sich wieder, und verbarg den König, der darinnen saß, die Blumen sanken tiefer in die Erde, der Springquell rauschte leiser, die Säulen wurden niedrer und niedrer, so daß sie endlich wie elende Baumstämme aussahen, die crystallene Decke senkte sich, dunkler werdend, immer tiefer, und schien endlich nur ein Binsendach, das Mädchen aber lag wie träumend darunter.

III.

Wie der Bruder ein großer Herr wird.

Dem Bruder erging es nun auf seinem luftigen Fuhrwerk toll genug. Der Vogel machte keine Raststation; und als er drei Tage lang geflogen war, begann er langsamer zu flattern, und senkte die Flügel mehr gegen ein wunderschönes Land zu, das,

so weit man umblicken konnte, von einem See umflossen war, dessen Wellen wie gediegenes Silber glänzten. Die Bäume und Gesträuche, die das Ufer ringsum im lebhaftesten Maigrün umsäumten, schimmerten nicht anders, als wären die Blüthen und Knospen nur lauter helle Edelsteine. In der Mitte der Fläche aber erhob sich ein Berg, von dessen sanftem Abhang drei crystallklare Bäche herabrieselten, und auf dessen Anhöhe ein seltsames Schloß in voller Pracht und Herrlichkeit dastand. Beim ersten Anblick mußte es scheinen, als wäre das ganze Gebäude aus buntfarbig glänzendem Marmor, von Säulen getragen; dann aber, je mehr man es besah, schien es wieder, als wären alle die Säulen nur ineinander verflochtene zusammen emporwachsende Riesenstauden, deren Blüthen sich oben zum Knauf gestalteten, und durch deren höchst seltsame Verschlingungen Balsamduft und wunderbares Tönen und Klingen zitterte. — Das Dach selbst schien dann wie aus wunderbaren Verzweigungen und im Wetteifer sich rankenden Blüthen emporgehoben. Aus jeder Blüthe aber, so wie aus jedem Wellenring des See's und der drei Bäche guckten fröhliche Kinderköpfchen, die dann eben so schnell wieder sich zurückneigten, so daß man kaum ihr Erscheinen begreifen konnte, und fast geneigt war, alles nur für ein Traumbild anzusehen.

Inzwiſchen hatte der Paradiesvogel ſeinen Reiter am Geſtade des See's abgeſetzt, und ſchoß ſchnell wieder in die Lüfte, wo er ſich bald als blauer unkenntlicher Punkt verlor. Der Jüngling aber ſtand ſtaunend und, im eigentlichſten Sinne des Worts, wie aus den Wolken gefallen am Ufer, und dachte bei ſich: „O in welchem höchſt wunderbaren Lande befinde ich mich jetzt? Welcher König muß wohl hier herrſchen, was beginn' ich, oder ſoll hier ſchon mein Talisman wirken?“ — Er mußte ſich dieß wohl ziemlich laut gedacht haben, denn plötzlich hörte er, daß neben ihm eine widrig krächzende Stimme ihm Beſcheid gab: „Das iſt das Land des weiland Königs Kaf, deſſen Söhnchen, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, jetzt das Reich beherrſcht.“

„Wer biſt du denn, der hier ſpricht?“ fragte der Jüngling, faſt erſtaunt über das ſeltſame Ereigniß, und indem er ſich umſah, bemerkte er einen ungeheuern Pfau, der in voller Pracht neben ihm ſtand, ihn wie mit glühenden Augen anſtarrte, und den Schweif im vollen Rad wie einen diamantnen Spiegel entfaltet hatte, deſſen Rand mit lauter Rubinen von unſchätzbarem Werth beſäet war, und worin nur ein einziger, der größte, zu fehlen ſchien. —

„Ich bin des weiland Königs Bruder,“ antwortete der Pfau und richtete das Haupt ſtolzer in die Höh',

worauf ein goldenes Krönlein statt des Pfauenschopfes prangte, — und galt vor Zeiten viel im Reich, denn ich hatte einen Rubin in meiner Schatzkammer, den mir unser Vater bei seinem Tode als Vermächtniß zur Entschädigung hinterlassen hatte, da er meinem Bruder das Reich zutheilte. Von diesem Rubin nun hing das Schicksal des ganzen Reiches ab, dessen Talisman er war; deßhalb hegte und verehrte man mich nicht anders, als wie den König selbst, und wer irgend zu hohem Rang und Ehren gelangen wollte, der kniete vor meinen Stuhl hin, als wenn er vor dem König selber kniete. Dies wurmte aber den weiland König Kaf, meinen Bruder, es verdroß ihn die große Ehrerbietung, die das Volk vor mir hatte, und weil ihm nun die Erhaltung des Reiches am Herzen lag, wozu er den Besitz des Rubins nöthig hatte, so that er endlich, was er lang im Sinne trug, und wozu ihn seine stolze Gattin vollends hinspornte; — der Rubin wurde mir heimlich geraubt. Der Verdacht des Raubes wurde glücklich vom König selbst abgewendet, und ich verzweifelnd, von allen verhöhnt, die mich früher meines Kleinods halber verehrt hatten, im wahnsinnigen und doch ohnmächtigen Zorn, verließ halb freiwillig, halb gezwungen das Schloß, und befinde mich jetzt, wie du siehst, vor

dem Gitter, welches das Land von dem See trennt; ohnmächtig, meiner Feindin, der Königin, die seit ihres Gatten Tod für den Unmündigen herrscht, zu schaden, und — —", da scholl es plötzlich wie Hülferuf und Wellengeplätscher im See. Eilig sprangen Leute, bleich vor Angst, in die Fluth: „Rettet! Rettet! der Prinz ertrinkt," war die allgemeine Stimme; der Pfau aber schoß wie ein Blitz in das Wasser, und setzte sich auf seinen ausgespreizten Schweif hin, der ihn auf der Oberfläche zu tragen schien; hob den Kopf wie triumphirend in die Höh', und so oft einer von den am Ufer Stehenden nahen und zur Rettung des Prinzen in den See springen wollte, schlug der Pfau gewaltig mit den Fittigen um sich, so daß Jeder geblendet und verscheucht ward. Indessen kam die Königin bleich und zitternd, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar, und rief mit verzweifelnder Stimme: „Mein Sohn! mein Sohn! Helft! Rettet!" dabei wollte sie in unnennbarer Mutterangst sich in den See stürzen, als der Jüngling, der sich früher mit dem Pfau in das Gespräch eingelassen hatte, ohne viel Bedenken in die Fluth sprang, — der Pfau aber krächzte ihm spottend entgegen: „Büblein! Büblein! nimm dich in Acht, daß dich der Pfau nicht irre macht. Mein Fittig soll dich walken! — das Wasser hat keine

Balken!“ — Dabei begann er boshaft mit den Fittigen zu schlagen und den Jüngling zu blenden, der aber die Besonnenheit hatte, daß er seinen Talisman aus dem Busen zog, und einen Wunsch dabei aussprach. — Da ward das Wasser eben, der Pfau senkte kraftlos die Flügel, und aus den getheilten Fluthen blickte sanft lächelnd der Königssohn, den er in den Arm faßte, und unter lautem, tausendstimmigem Frohlocken der Menge der weinenden Mutter zurückgab! Die Königin aber, nachdem sie ihren wiedergefundenen Sohn vielmal an die Brust gedrückt, und ihre Lippen an sein Haupt gepreßt hatte, reichte dem Jüngling die Hand, die dieser ehrerbietig küßte, und sprach zu ihm: „Ich habe mein königliches Wort gegeben, daß der Retter meines geliebten Sohnes der Erste nach mir in diesem Reich seyn soll. — Darum folget mir. Ich übergebe Euch die Bewahrung meines köstlichen Kleinods, eines Rubins, den immer nur der Erste im Reiche zu bewahren hat, weil das Heil oder der Untergang des Reichs daran gebunden ist. Darum sollt Ihr diesen getreu und gewissenhaft bewahren. Würdet Ihr ihn unredlich hüten, so wäre Euer Kopf nicht sicher! Doch Euer edler, fürstlicher Anstand überzeugt uns Alle des Gegentheils. Folget uns!“ — Da ging die Königin mit ihrem Sohn in das Schloß, und ihr

folgte der vom Glück so wunderbar Erhöhte mit lautem Jubel der Menge, die sich um ihn drängte, und den Saum seines Kleides zu berühren wetteiferte. Von der Zeit an war er der Erste des Reiches, und bei allen Festen, welche die Königin anstellen ließ, mit lautem Jubel geehrt. — Er aber schleuderte den Talisman übermüthig in den See, indem er dachte: „Unnützer Goldreif, wozu bedarf ich dein jetzt mehr?“

IV.

Wie es indessen der Schwester erging.

Die Schwester lag geraume Zeit unter dem armseligen Binsendach; das ganze seltsame Ereigniß bei dem König Zufall und ihre Trennung von dem innig geliebten Bruder schien ihr nur ein Traum. Endlich erhob sie sich langsam, rieb mit der einen Hand das Aeuglein, und blickte verwundert umher. Denn sie sah sich in einem niedern Hüttchen, das mit großer Mühe spärlich aus Stämmen zusammengefügt schien, und wo die Spalten der Wände mit

feuchtem Moos verstopft waren. Eine Bretterbank am Herde machte mit einem Strohlager und Spinnrad den ganzen Hausrath des Hüttchens aus, dessen Eigenthümerin, ein altes, zahnloses Mütterchen, in die Ueberreste eines Pelzes gegen den schärfern Frost gewickelt, vor dem Mädchen stand, welches jammernd und dann den Blick nach oben gekehrt, trostlos die Hände in den Schooß sinken ließ.

„Weine nicht, mein Würmchen", sprach hierauf die Alte zu der Weinenden, „weine nur nicht; — sieh, ich will dich ja pflegen und hüten, wie dein seliges Mütterchen, und will mein bischen Armuth mit dir theilen, und will mich ja gern an meiner Krücke in den dunkeln Wald hinausschleppen, und dürres Reis zusammensuchen, damit wir nicht Beide erfrieren; du mein Holdchen und ich; — aber fleißig mußt du spinnen und nähen, sag' ich dir, und mußt mich dann auch ein klein wenig in meinen alten Tagen pflegen, so will ich dir wieder ein Guts thun, und dich lieben wie meinen Augapfel!"

„Aber wer bist du denn?" fragte das Mädchen verzagend, und die Alte antwortete ihr: „ich bin das Unglück; aber was erschrickst du denn? — ich bin ja nicht so fürchterlich, wie du dir wohl denken magst, und wir wollen beisammen bleiben, und uns zusammen fortbringen. Setz' dich nur an's Spinnrad;

denn du mußt bis heute Abends noch so viel spinnen, daß ein Riese sich einen hübschen Mantel daraus machen lassen kann. — Setz' dich nur an's Spinnrad, und nimm den Rocken, — und ich sag' dir, daß das Gespinnst fertig ist, bis ich am Abend wieder komme."

So sprach die Alte, nöthigte das Mädchen zum Sitzen, ging dann an den Herd, schälte zwei Rüben, warf sie in einen Wassertopf, blies hüstelnd ein paar eben noch glimmende Kohlen an, und sagte dann: „Siehe, mein Püppchen! was ich dir heute für ein Sonntagsmahl bereiten will."

„Aber will denn die Sonne heute gar nicht aufgeh'n?" seufzte das Mädchen.

„Nein, mein Würmchen!" erwiederte die Alte, bei mir geht die Sonne über Jahr und Tag nicht auf." Dann rückte sie den Topf näher an die Kohlen, ging vor die Thür, riegelte sie von außen zu und ließ das Mädchen allein.

Das Mädchen nahm nun den Rocken, und als sie den Haufen Werg sah, den sie zu spinnen hatte, sprach sie seufzend: „Du mein! das ist ja der Werg zum Spinnen für ein ganzes Jahr, wie soll ich armes Mädchen es nun zu Stande bringen." — „Ei was," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „das Kopfhängen macht's auch nicht besser, und das Seufzen

hilft mir nun im Spinnen nicht. So will ich lieber an's Werk gehen, und spinnen, so viel ich kann."

Damit begann sie nun zu spinnen, und spann unabläßlich den ganzen lieben Tag hin fort. Manchmal dachte sie auch dabei: „Was wohl jetzt eben mein lieber Bruder treiben wird! Ist mir doch, als hätt' ich ihn wenigstens ein halbes Jahr lang nicht gesehen! Ich habe so eine unendliche Sehnsucht nach ihm, daß ich doch ein gutes Stück von meiner Lebenszeit hergäbe, wenn ich ihn sehen könnte und wissen, ob er glücklich ist." Dann spann sie wieder fort und dachte sich mittlerweile: „Wie doch heute der Tag kein Ende nehmen will, mir ist, als wenn ich eine wahre Ewigkeit lang da säße und spänne, und das Ding geht mir doch von Händen, ich weiß gar nicht wie." Sie sah, daß der Haufe Werg sich bereits bedeutend verringert hätte, und ihr Tagwerk zur Neige ging. Um so rüstiger spann sie fröhlich fort, wenn ihr auch die Finger schon weh thaten, und fast wund wurden; auch fing's an sie stark zu schläfern, und kaum vermochte sie mehr die Augen offen zu halten. Endlich spann sie den letzten Faden, und als er zu Ende war, war auch ihr Tagwerk zu Ende, und sie konnte sich kaum mehr aufrecht halten; da knarrte die Bretterwand und die Alte trat freundlich mit einem Bündel Reisholz herein, lud es ab, sah dann das Mädchen

an, welches eben die Augen ſchloß und ſchlummerte, und ſprach dann leiſe, indem ſie eine Thräne aus dem Auge wiſchte: „Mein armes Püppchen! Du haſt wohl lange geſponnen. Nun! nach geſchehener Arbeit iſt ſüß ruh'n!“ Dann ſetzte ſie ſich an ihr Lager, und ſang vor der Schlummernden mit leiſer Stimme ein Wiegenlied nach folgender Weiſe:

„Schlummre ſüß, Schlummre ſüß!
Träume wie vom Paradies,
Ohne Leid und Sorgen
Schlummre bis zum ſchönen Morgen!
Unglück ſitzt an deiner Seit'
Daß dir nicht geſchiebt ein Leid.
Biſt mein fleißig Töchterlein,
Unglück ſingt und lullt dich ein;
Hartes Lager, hartes Kiſſen
Bettet weich ein rein Gewiſſen;
Schlummre ſüß, ſchlummre ſüß
Wie im Paradies!“

So ſang die Alte und ſaß vor ihr die ganze lange Nacht hindurch, ohne ein Auge zu ſchließen. Am andern Morgen aber weckte ſie das Mädchen gar früh, ſtreichelte es freundlich bei der Hand, und belobte es wegen der Arbeit.

„Schönen guten Morgen“, ſprach das Mädchen, „aber ſagt mir nur, was aus mir werden ſoll?“

„Du sollst mir nun," erwiederte ihr die Alte, „den Mantel weben, wozu du den Stoff gesponnen hast. Willst du das, mein Püppchen?"

„Ja wohl will ich es gern," versetzte das Mädchen, „aber sagt mir nur, wie soll ich das anfangen, da ich ja hier weder Webstuhl noch Schiffchen habe, deren man zu solcher Arbeit benöthigt ist!"

„Noth bricht Eisen," sagte die Alte, „drum müssen wir Rath schaffen." Nun begann sie die alte Bank umzustürzen, und aus dem Reisholz, das sie mitgebracht hatte, so viel es ihr Alter gestattete, mit Mühe und Sorgfalt einen Webstuhl zu bereiten, und sagte während dieser Arbeit: „Auch sollst du mir gar schöne Rosen künstlich hineinweben. Willst du das?"

„Ja recht gern will ich das," versetzte das Mädchen, „aber wie werd' ich's zu Stande bringen, da ich keinen Stoff dazu habe."

„Den wirst du schon finden," sprach die Alte, „nur laß dir das Herz nicht schwer werden, so webst du die schönsten Rosen darein. Meinst du, daß es bei mir so schwer fällt, Rosen zum Blühen zu bringen? Auch denk' ich, daß dir diese Rosen zu seiner Zeit recht gute Dienste thun werden."

„Ich will ja alles gern; nur kommt mir der Tag eine Ewigkeit lang vor," meinte das Mädchen; „und wie viel lieber web' ich, weiß ich, daß mein

Bruder, den ich lieber hab' als mich selbst und die ganze Welt, glücklich ist, weil ich beim Unglück bin. So haben wir ja getauscht, und der Tausch will mich nicht gereuen."

„Er soll dich nicht gereuen," sprach die Alte, verließ sie, wie am ersten Tag und verriegelte die Thür.

Das Mädchen saß nun wieder wie den Tag zuvor, und webte mit rastlosem Fleiß an dem Mantel, und sprach im Anfang traurig: „Ach wie soll ich heute den Mantel zu Stande bringen. Wenn ich den Stoff ansehe, denk' ich, es sey Arbeit für ein ganzes Jahr vollauf! Und nun soll ich noch zu allem Rosen hineinweben, und weiß nicht wie." Dabei senkte sie das Köpfchen schwermüthig und stützte es in die Hand. „Aber ei!" sprach sie dann immer wieder fröhlich darauf: „Kopfhängen macht's auch nicht besser, und das Seufzen hilft mir beim Weben nichts; auch ist ja mein Bruder glücklich, wie ihm der König Zufall verheißen hat, dessen Versprechen bei mir wenigstens eintrifft; und wenn ich denk', daß mein Bruder glücklich ist, so kann ich doch noch weniger traurig seyn!" Und so oft sie an ihren Bruder dachte, lächelte sie, weil sie dachte, er würde glücklich seyn; so oft sie aber lächelte, stand auf ihrem Gewebe eine schöne rothe Rose lieblich eingewirkt. So saß sie wieder den ganzen lieben Tag, und dachte an ihren

Bruder, nach dem sie eine unendliche Sehnsucht im Herzen trug, und webte an dem ungeheuern Mantel. — Sie webte noch spät am Abend, und gedachte wieder: „Wie scheint mir doch heute der Tag so ewig lang, und wie fällt mir doch die Trennung von meinem lieben Bruder so schwer, just als wären die zwei Tage, daß wir von einander sind, zwei Jahre.“ Endlich näherte sich das Gewebe seiner Vollendung, das Mädchen aber überfiel schon ein unwiderstehlicher Schlummer, und schloß ihr die Augen sanft zu. Sie legte ihr Köpfchen auf das harte Lager, der Mantel, dessen Saum mit den schönsten Rosen wunderbar prangte, lag neben ihr; da trat die Alte wieder herein, setzte sich an ihr Lager und sprach zu der Schlummernden wehmüthig: „Nach geschehener Arbeit ist süß ruhn.“ Hierauf betrachtete sie wieder das Mädchen, dessen Brust sich schwer hob, und dessen Gemüth ein ahnungsvoller Traum erschreckt zu haben schien; denn ein Seufzer hob sich aus ihrer Brust; die Alte aber strich dem Mädchen die Locken aus dem Gesicht, und sang:

„Schlummre süß, schlummre süß!
Was du träumst, das ist gewiß;
Schwesterlieb' hat scharfe Blicke,
Schwesterlieb' läßt nichts zurücke;
Immerhin, immerhin! —
Beste Lieb und treuer Sinn.“

Da seufzte das Mädchen wieder im Schlaf, und die Alte fuhr wehmüthig in ihrem Wiegenlied fort:

„Stör' nicht meines Kindleins Ruh',
Böses, finst'res Traumbild du!
Schlaf mein Püppchen! ohne Kummer,
Unglück wacht bei deinem Schlummer;
Schlummre süß, schlummre süß
Wie im Paradies!"

Endlich, als es wieder Morgen war, weckte die Alte das Mädchen, das sich die Augen rieb, die von vielem Weinen geröthet waren: „Hast du von Perlen geträumt, Herzenspüppchen?!" fragte die Alte, „weil deine Augen wie verweint aussehen? — Perlen bedeuten Thränen!" „Wohl von Perlen," erwiederte das Mädchen, „und von meinem Bruder, nach dem ich solche Sehnsucht habe, daß ich meine, das Herz müsse mir zerspringen, und daß mir die zwei Tage, die ich von ihm getrennt bin, wie zwei ewig lange Jahre vorkommen!"

„Da hast du nicht so ganz Unrecht," versetzte die Alte, „denn bei mir dauert ein Tag ein Jahr, so wie ein Jahr im Glück so schnell wie ein Tag verfließt. Du bist zwei Jahre bei mir gewesen, mein Töchterchen!"

„Und was soll jetzt aus mir werden?" fragte das Mädchen bebend, „ich meine, ich muß sterben, wenn ich meinen Bruder nicht bald wiederfinden kann."

„Du sollst jetzt den Mantel, den du gesponnen und gewebt hast, zum Verkauf tragen. Ich brauch' dir den Weg nicht zu beschreiben, denn meine Schuhe, die ich dir geben will, weisen ihn dir von selbst. Du wirst schnell darauf gehen, denn es sind dieselben, auf denen ich meine Besuche mache, und du weißt, die Leute sagen: Das Unglück macht schnelle Besuche!" So sprach die Alte, zog eilfertig dem Mädchen die Schuhe an, packte ihm den Mantel in eine Haselnuß ein, küßte es auf die Stirn und sagte: „Wir werden uns nicht mehr sehen, denk' meiner nicht mehr, und mach' deine Reise schnell, denn es ist hoch an der Zeit. Leb' wohl!" — Damit verschwand sie, und das Mädchen verwunderte sich nicht wenig, als es sich nach ihr umsah, und von der Alten und der Hütte keine Spur mehr zu finden war.

V.

Was sich mit dem Bruder weiter ergeben hat.

Der Bruder lebte als Schatzmeister und Rubinbewahrer in dem Lande des jungen Königs in Saus und Braus, und dachte seiner Schwester keinen

Augenblick. Er wohnte in einem großen Saale, der stets von einer Schaar Freunde wimmelte, die sein Glanz und Reichthum ihm schnell geschaffen hatte, obwohl Mancher darunter war, der, indem er ihm in einer Secunde tausend Freundschaftsversicherungen und Handschläge gab, im Herzen nichts sehnlicher wünschte, als den verhaßten Fremdling sobald wie möglich von Hof und Staat fern und in der tiefsten Erniedrigung zu sehen. Großes Glück ist wie starker Sonnenschein, es strahlt zu blendend und hat zu viel Schatten gleich neben sich. So lebte er in Lust und Wohlleben, täglich bei Fest und Gelage, wobei die Freunde nichts ermangeln ließen, sein ansehnliches Vermögen pflichtschuldigst zu vermindern, und die wohlbeleibten Goldbeutel wohlmeinend abzuzapfen: Obwohl nun die Königin und ihr junger Sohn in Huld und Freigebigkeit nicht sparsam gegen ihn waren, so kam es doch dahin, daß in dem dritten Jahr, seit er in das Reich gekommen war, sein Reichthum gänzlich geschmolzen war, den er sich durch den bei der Rettung des Prinzen übermüthig weggeworfenen Talisman nicht wieder zu ergänzen im Stande war, besonders da ihn ein ungeheurer leidenschaftlicher Hang zum Spiel trieb.

So saß er einst noch spät um Mitternacht würfelnd an einem Marmortisch mit einem seiner Spielfreunde,

einem wunderlichen alten Männlein, der auf einem Auge blind, mit dem andern stets zu blinzeln pflegte, während er die Unterlippe bedächtig und unheimlich hoch über die Oberlippe hinaufzog, wozu denn seine Geiernase, seltsam genug, sich beinahe bis an den Mund herabbog, so daß das ganze, in viele Fältchen verzerrte Gesicht mit dem einen sehr buschigen grauen Augenbraunen nicht anders aussah, als wie ein Schnellgalgen; er pflegte gewöhnlich eine schmale spitzige Mütze auf dem Kopf zu tragen, und bei einem gewonnenen Spiel weiter kein Lebenszeichen zu geben, als ein Schnippchen, das er schlug, und wozu dann Nase, Mund und Oberlippe eine höchst verwetterte Staffage bildeten. In jener Nacht nun, wie gesagt, saßen die Beiden zusammen, der Alte regungslos und wie versteinert, der Schatzmeister und Rubinbewahrer aber in Verzweiflung, das Auge starr, die Wange wie vom leidigen Tod entfärbt, die Faust wüthend geballt, jeder Zug des Gesichts krampfhaft verzerrt.

„Laß uns enden," rief er endlich verzweifelnd aus, „all mein Hab und Gut ist verloren!"

„Wer wird jetzt enden!" versetzte der Alte, „Du mußt fortspielen und wenn Leben und Tod auf dem Wurf stände; das ist nun Spielgebrauch! Doch so arg steht es wohl mit dir noch nicht; und was

Leben und Tod betrifft," fügte er mit einem widrig näselnden Lachen hinzu, „he! he! Leben und Tod sind weit von einander, zudem hast du noch Geld und Gut genug."

„Laß uns aufhören," rief der Jüngling verzweifelnd.

„Geht nicht, Schätzchen," erwiederte der Alte; „das ist so Spielregel! Lustig, schüttle die Würfel!"

„Ich habe keinen Heller mehr zu verlieren, all mein Hab und Gut ist hin!" rief der Jüngling.

„Wie du doch heute so lustige Possen treibst, Goldbübchen! Hehe! du hast nichts mehr eigen? Was wäre denn der Rubin? 's ist ein heller, verteufelter Spaß, setz' ihn auf den letzten Wurf; fordere das Glück so männerkühn Stirn an Stirn zum Kampf, und ich wette meinen letzten Backenzahn, du siegst und gewinnst!" —

„Nun denn, wohlan!" rief verzweifelnd der Jüngling, stürzte einen Becher Wein glühend hinab, eilte in die Schatzkammer und warf den Rubin auf den Tisch. „Um Leben und Tod!" schrie er fürchterlich dem Spielgesellen zu, der mit unveränderter Miene, die Oberlippe eingekipt, mit dem einen Auge blinzelnd, die Braunen des andern in die Höhe faltend, den Becher langsam schüttelte, und dann ihm hinreichte. Der Jüngling warf „drei" auf den

dritten Wurf! — Und nicht lange, wie er todtenstarr, regungslos da saß, ohne Besinnung, und den Marmortisch mit beiden Händen faßte, ergriff der Alte die Würfel, und schüttelte, und schüttelte, und „Alle“ war des Alten letztes Wort, des Jünglings verzweifelter Schrei: „Blut um Rubinen und den Kopf für den Wurf!“ so zischelte es ihm noch um die Ohren; der Alte aber war mit dem Rubin verschwunden. Der Jüngling aber hörte, wohin er sich wandte, die Stimme: „Der Rubin, der Rubin! wo hast du ihn, wo hast du ihn, den Rubin, den Rubin?“ Diese Laute schienen bald aus dem Boden hervorzuwachsen wie glühende Nesseln, deren Häupter Dolche waren, bald sich von der Decke in ungeheuren Strahlen herabzubohren, bald wieder schienen die Wände des Saals sich zu verengen, und rechts und links wie vorgekehrte scharfe Riesenspeere klirrend und rasselnd gegen den Jüngling zu wenden, über den sie sich endlich zum Dache kreuzten, so daß er jetzt wie in einem dunkeln Käfig, in ewiger Nacht verzweifelnd gefangen lag.

VI.

Schluß.

Die Schweſter war auf ihren Schuhen, die ſie vom Unglück erhalten hatte, eine geraume Strecke gegangen, und ſah immer vor ſich her ein glänzendes Zeichen hoch in der Luft. Es war nicht wie Sonnenglanz und nicht wie ein Stern, aber ſo unbeſchreiblich mildes Licht, daß der Schweſter unnennbar wohl und weh ward, wenn ſie darnach hinauf blickte, und ſo zog ſie deſſen Lauf nach. Um ſie her aber ſchien Alles in Klang aufgelöst und verſchmolzen. Wo ſie ging, war es, als wenn aus allen Zweigen wehmüthige Stimmen klängen, und in einem Klagelaut verſchwämmen, wie in luftigen Wellen hinzitterten und erſtürben; dabei glaubte ſie müſſe ihr das Herz auch mit den Klängen zittern und vergehn; es war ihr in ihrem ganzen Leben nie ſo geweſen. Endlich kam ſie an einen unendlich weiten See, deſſen Wellen, wie aus Mondenſchein geſponnen, ſanft bebten und in leiſen Schwingungen mit den Tönen zu verſchmelzen ſchienen; ihr aber ward wieder, als ſey hier ihres Bleibens nicht, und als müßte ſie hinüber; und ſehnſüchtig blickte ſie auch das Luftzeichen an, und dieſes zog halb wie trauernd, halb wie lockend hoch über der Spiegelfläche hin bis zur Inſel, die in der Mitte

des Sees sich erhob. Das Mädchen aber stand, die Hände ringend, noch am Ufer und jammerte. Als sie so stand, erblickte sie einen Schwan vor ihr in den Wellen, der die Flügel hoch emporhob, und in kläglichen Weisen ein Sterbelied sang: „Noch eine Stund', noch eine Stund'! so schweigt die Lippe, verstummt der Mund. Ich war ein junger Königssohn; jetzt bin ich ein Schwan, und flieg' davon. Mein Reich ist zerstört, mein Reich ist dahin, in einer Stunde da tödten sie ihn — um den Rubin, um den Rubin!"

Das Mädchen vernahm das Lied, es war ihr dabei, als wär' es ihr eigenes Sterbelied, und zerschnitt ihr das Herz. Dann aber faßte sie sich Muth, und ging zu dem Schwan, und bat ihn, sie überzuführen. Der Schwan blickte sie traurig an, und sprach: „Wenn du mir gibst, was du in dieser Haselnuß trägst, will ich's wohl thun! obwohl mir das Herz schwer wird, mein zertrümmertes Reich wieder zu schauen." Das Mädchen aber in höchster Seelenangst versprach ihm alles; da nahm sie der Schwan auf seinen Rücken, und sie fuhren in den See. In jedem Kreise jedoch, den der Schwan in den Wellen beschrieb, und der sich ungeheuer erweiterte, wie ihr Herz, glaubte sie ihres Bruders Antlitz zu erblicken, und vergoß Thränen; und

dachte mit unendlicher Sehnſucht an ihn. Auf der Mitte des Sees nun hielt der Schwan ſtill und ſang: „Was willſt du doch drüben, ſchöne Maid? Es geſchieht dort ein ſchweres Leid.“

„Welches Leid?“ fragte in Todesangſt das Mädchen. Der Schwan verſetzte: „Sie tödten dort ein junges Blut; ich hatt' ihn lieb mit treuem Muth, und weil er verſpielt hat einen Rubin, thut's meine Mutter, die Königin. Er ſah dir ſelber ähnlich ſehr; du ſchöne Maid! das Herz wird mir ſchwer.“

„Mir ähnlich?“ fragte das Mädchen todtenbleich.

Der Schwan erwiederte: „Seine Wange war wohl nicht ſo bleich, wie die dein', ſonſt möchteſt du ſeine Schweſter ſeyn.“

Damit war er wieder weiter geſchwommen, und das Mädchen klammerte ſich feſter an ihn, bis ſie an's andre Ufer kamen.

Dort gab das Mädchen dem Schwan die Haſelnuß, worin ihr das Unglück den großen Mantel gepackt hatte, und eilte den Berg hinan, wo das ſchöne prächtige Schloß geſtanden hatte, das aber jetzt wüſt lag; denn die klaren, cryſtallnen Bäche, die früher melodiſch geronnen hatten, ſchäumten jetzt brauſend über die zerknickten Blumen hinweg. Die Sonne ſchien am Himmel ausgelöſcht, nur ein falber, rothgelber Nebelſchein umzog den Gipfel des Berges, auf dem ein

schwarzes Blutgerüst prangte, neben dem die Königin stand, mit einem funkelnden Blutreif statt des Diadems um die Stirne. — Das Mädchen stand unten am Fuß des Berges, und wollte hinauf, aber die Wasser rauschten ihr entgegen, und als sie den Fuß entblößte, um es zu durchschreiten, erhob sich zürnend aus den Fluthen ein Galgengesicht, auf einem Auge blind, das andere scheel zublinzelnd, und sprach mit einer schrillenden, quäkenden Stimme: „Dirnlein, wo willst du hin? Droben ist kein Hochzeitmahl, als das, wozu der Todesengel die Raben einladet. Dirnlein! Dirnlein! geh' nicht hinauf!“ — Dabei streckte sich eine geballte Faust aus dem Gießbach empor, und drohte ihr zurück. Aber leise erklang das Schwanenlied dazwischen, und die Fluthen brausten leiser; das Mädchen gelangte zum Gipfel des Berges. — Da stand das schwarze Blutgerüst, auf dem (ihre Ahnung und Sehnsucht hatte sie nicht getäuscht) ihr lieber Bruder sterben sollte. Die Königin aber stand finster auf einem schwarzen Thron, und obwohl Stimmen zu ihr klangen: „Gnade! Gnade! soll keine Gnade dem werden, der einst deinen Sohn gerettet vom Tod — keine Gnade?“

„Keine!“ erwiederte die Königin, „denn er hat den Rubin frech verloren, und mit dem Unterpfand

des Reichs das Reich selbst zerstört. Darauf steht der Tod, und ihn kann Niemand retten, als wer die kostbarste Perle bringt, die aus keinem Meeresgrund geholt wurde, und nicht mit Gewalt entrissen; denn das ist der einzige Ersatz, wie uns die Götter verkündeten!"

Regungslos stand die Schaar; keine Miene verändert; — fast kein Athemzug durchbrach die Stille. Der Henker erhob das Schwert, und der Jüngling stand hoch oben auf dem schwarzen Gerüst und sandte noch einen sehnsüchtigen Blick hinab auf die Erde und auf das Leben zu seinen Füßen, und sprach dann mit einem tiefen Seufzer in der Brust: „O meine arme, geliebte Schwester! Könntest du sehen, wie unser Tausch endet!" Da hielt sich diese nicht länger unter den Schauern, und eilte hinauf auf das Gerüst, und indem sie seine Füße umfing und weinte, fiel eine Thräne aus ihrem Blick auf das Gerüst. Dann sprach sie: „Ach! warum habe ich doch gar nichts auf der weiten Welt, um dich zu retten, als mich selbst und meine Liebe; laß mich sterben mit dir, da ich ohne dich leben müßte, und es nicht fürder kann." Dabei umarmte und küßte sie ihren Bruder, und wurde nicht satt daran; die Thräne aber, die auf das Gerüst gefallen war, wurde plötzlich zur schönsten, kostbarsten Perle, die hellschimmernd

jetzt allen in die Augen fiel. — „Ersatz!“ rief jetzt der Königssohn, der, in den Lüften schwebend, von dem Riesenmantel getragen, worein das Mädchen die Rosen gewirkt hatte, an seiner Mutter Seite erschien, und dem Freimann das blanke Richtschwert aus den Händen riß.

Da schimmerte das Luftzeichen wieder hell und glänzend wie eine Sonne und mild strahlend wie ein Stern über allen, und die Bäche rieselten wieder klar crystallen von dem sanften Abhang des Berges herab. — Das Schloß aber stand wieder da statt des Blutgerüstes, nur schien es wie aus Regenbogen-Glanz erbaut, und die Rosen im Mantel des Königssohns dufteten, und blühten wunderbar. Der aber pflückte sieben Rosen davon vom Saume seines Gewandes, und flocht daraus einen Kranz, den er dem Mädchen in die Locken wand. „Die Perle soll uns jetzt das Reich bewahren, die uns nie verloren geht!“ — rief er liebeglühend aus, und erblickte in weiter Ferne den Pfau mit dem Rubin im entfalteten Schweif, dessen Glanz aber erstorben und erblichen war. — „Du sollst keine Rubinen mehr bewahren,“ sprach er dann zum Jüngling, „aber mein Freund seyn; du aber,“ lispelte er zum Mädchen, das erröthend an seiner Seite stand, „du sollst Königin der Liebe heißen und meine Braut!“ —

Der Pfeifer zu Strasburg.

I.

In einem schmalen, hohen Hause an dem Schifferstaden zu Strasburg, unfern des Güldenthurmes, wohnte der Rothgießer Bernhard Jerg, mit seinem wackern, tugendhaften Weib Katharine, und seinem einzigen Söhnlein Leonhard, einem Jüngelchen von ungefähr sieben Jahren, welches zu seiner Lust und seinem Stolz in Gottesfurcht und Klugheit heranwuchs. Der Rothgießer führte mit Weib und Kind ein stilles, ehrbares Leben, ging nie mit seinen Zunftgenossen zum Wein oder Bier, sondern vergnügte sich am Feierabend viel lieber daheim, wenn sein Weib den Tisch sauber gedeckt hatte und das einfache Nachtmahl auftrug, und eine Kanne gerechten Bieres dazu. Auch stellte er sich gar gern am Abend an das offene Fenster, schaute auf den lustigen Fluß hinab, der von mancherlei leichten Brücken und Stegen überwölbt ist, und von zahlreichen Fahrzeugen

wimmelt, deren schlanke Mastbäume mit fröhlich flatternden Fähnlein gekrönt sind; — auf den ehrwürdigen Münster, dessen Riesenthurm, zwar damals noch nicht ganz vollendet, sich doch schon im ganzen Elsaß nach seines Gleichen umsah; — auf die alterthümliche Metzig, die am entgegengesetzten Ufer der Breusch, vom Güldenthurme aufwärts, hart am Wasser gebaut ist, mit dem dunklen, hölzernen Hintergebäude, das in's Wasser hineinreicht. Wenn der Rothgießer besonders guter Laune war, nahm er an schönen Abenden auch seine Querpfeife von dem zierlich geschnitzten Aufsatze des Schrankes herab, und blies die Melodien, nach deren Takt seine Zunftgenossen in der Werkstätte zu arbeiten pflegten, und ergötzte sich daran, wenn die feinen, markerschütternden Töne, wie im Rundflug, Schwalben gleich, durch die Luft und über den Wellen zu schweben schienen. Er hatte einen wahren Schatz der verschiedenartigsten Lieder im Kopfe und sang daher bald solche, wie sie bei den Handwerksburschen auf ihren Wanderungen beliebt sind, bald geistliche, zu Ehren der Himmelskönigin oder irgend eines Heiligen, bald die uralten, die von Vater auf Sohn vererbt werden, bald die neuesten, wie fahrende Schüler, lustige Ritter und Junker oder Musikanten von Profession sie erfinden und verbreiten.

An einem schönen Sonntagsmorgen saß der Rothgießer fröhlich mit Weib und Kind in der Kammer, als sein alter Vetter, der Domherr Amadeus Jerg, zum Zimmer hereintrat, — ein stattlicher alter Mann, mit ehrwürdigem Silberhaar auf dem Haupt, klug und gelassen in seinem ganzen Wandel.

Guten Morgen! hochwürdiger Herr Vetter!" sprach ihn der Rothgießer an, indem er das lederne Käppchen vom Kopfe zog; — „Ei! du lieber Himmel, wie kommt es, daß Ihr uns an einem heiligen Sonntagsmorgen, da Ihr doch sonst immerdar mit geistlichen Dingen zu thun habt, mit Euerem Besuche beehrt, — und schon ganz in kirchlichen Schmuck gekleidet?"

„Der Friede des Herrn sey mit Euch!" erwiederte der Domherr; — „Wachet und betet, denn der Versucher schleicht auf Erden herum und sucht zu verderben."

Der Rothgießer setzte dem geistlichen Vetter den besten Stuhl hin, den Katharine mit der Schürze sorgfältig vom Staube reinigte. Als der Domherr sich gesetzt, sprach er: „Mein Gruß und Besuch, lieber Vetter und gute Muhme, ist eilig; ich bin bloß gekommen, um zu warnen, damit Euch der Versucher bereits vorbereitet finden, und an Eueren Herzen umsonst anpochen, zu Eueren Ohren vergeblich

rufen möge. Wisset, daß ein böses, gräuliches und teufliſches Siechthum im ganzen heiligen römiſchen Reich umher zieht, wie eine fahrende Frau, und durch Zauberkraft Leib und Seele zu verderben trachtet. Es iſt dieß ein grauſenhafter Tanz, deſſen Wirbel alle ergreift und mit fortreißt, welche ihr Herz nicht behüten; ein Tanz, deſſen Weiſen ſo mörderiſch klingen, daß, wer einmal in den Reigen getreten iſt, nicht ablaſſen kann, zu hüpfen und zu jubiliren, als bis er vor Elend und Ermattung zu Boden ſinkt und die Seele aushaucht. Die Tänzer aber ziehen in ungeheuren Schaaren von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; und, wie viele auch darüber ſterben und nicht mehr vom Boden erſtehen, — immer doch auf's neue ergänzt ſich der gräuliche Reigen. Es zieht ihnen voran ein alter Pfeifer in einem luſtigem Gewand, baarhäuptig und baarfüßig, der auf ſeiner Querpfeife die tollſten Weiſen aufſpielt und zu Luſt, Tod und Verderben verlockt. So viel man aller Orten ihm begegnet iſt mit Gebet und Beſprechung — alle Kraft der Frömmigkeit ſcheint dagegen faſt zu verſiegen; ſey es nun, daß Gott der Allmächtige, in ſeiner undurchdringlichen Weisheit den Schwachen dieſe furchtbare Prüfung zugelaſſen und verordnet hat, oder — daß bis jetzt alles Gebet nur eben nicht ganz kräftig und inbrünſtig genug

dargebracht wurde; — und nun wiſſet auch ferner, daß jener gräuliche Tanz auch in das ſchöne Elſaß eingedrungen iſt, und daß man die wüthenden Tänzer geſehen hat im langen Zug mit tollen Geberden und unzierlichen wahnwitzigen Sprüngen gegen dieſe gute alte Stadt Strasburg herannahen; weßhalb die ehrſamen, fürſichtigen, weiſen Meiſter des Rathes beſchloſſen haben, daß alle Geiſtlichkeit mit den Heiligthümern ſolle ausziehen und Lieder ſingen und ſammt allem Volk Gott den Herrn flehentlich bitten um baldige Abwendung dieſes grauſamen Uebels. Und das iſt auch der Grund, warum ihr mich in meinem geiſtlichen Schmuck ſehet, denn alſobald ſoll der Zug ausgehen mit Gebet und Geſang nach der St. Veits-Kapelle zum Roteſtein, allwo die Kranken, die von der böſen Zauberei durch Fürbitte der Frommen erlöst werden, um den Altar gehen ſollen und jedweder einen Pfennig opfern. Nun rathe ich Euch aber, Ihr meine lieben Verwandten, bleibet daheim, mindeſtens ſoll dies meine Muhme mit Eurem kleinen Leonhard, meinem lieben Vetterlein thun; dann verſchließt die Fenſter und Fenſterläden dicht und feſt, daß Ihr von dem gräulichen Reigen nichts ſehet und höret; und zündet vor dem Bilde der himmliſchen Mutter Maria eine Ampel an, und betet für die Bewahrung Euerer Seelen; denn

es ſind auch nicht die Weiber und unvernünftigen Kindlein ſicher vor dem böslichen Zauber, der allenthalben am Rheinſtrom hin in groſser Anzahl verführt hat und zu Schanden gebracht. Laſſet Euch alſo nicht von ſündlicher Neugier verlocken, den Reigen mit anzuſchauen; ſonſt ſtürzt Ihr in's Verderben. — Doch, nun gehabt Euch wohl; mich ruft meine Pflicht, ich muſs eilen, mich an das Kapitel anzuſchlieſsen. Der Friede und die Kraft des Herrn walte über Euch."

Bei dieſen Worten ſtand der Domherr auf, rückte den Stuhl, machte über ſeinen Vetter und deſſen Weib und Kind das Zeichen des heiligen Kreuzes und verlieſs die Stube.

Was er von dem ſündlichen Reigen geſprochen, hallte dumpf, wie ein altes Mährchen, in den Ohren Katharinens und ihres Söhnleins nach.

„Ach! Mütterlein!" ſprach der kleine Leonhard, indem er ſich ſeiner Mutter an's Herz ſchmiegte, — „gelt, du verläſst mich nicht?"

„O du mein liebes, liebes Kind!" erwiederte Katharine, den holden Knaben auf die Stirne küſſend, — „ich dich verlaſſen? giltſt du mir doch mehr, als die ganze, weite Welt!"

Inzwiſchen war der Rothgieſser einige Male ernſt und ſchweigend im Stübchen auf und nieder ge-

ſchritten und ging dann gegen das Fenſter zu. „Zünde Licht an, gute Katharine!“ ſprach er zu ſeinem Weib.

„Es ja iſt noch heller Tag,“ verſetzte Katharine lächelnd, — „ei! herzlieber Mann! wo denkſt du denn hin?! Wir ſind noch im Vormittag, es ſoll ja eben zum Hochamt geläutet werden.“

„Zünde Licht an, Katharine“ wiederholte der Rothgießer freundlich, doch mit gerunzelter Stirne und trüben Blicken; — „ich will die Läden draußen ſchließen; und wir können doch nicht im Dunklen ſitzen.“

Katharine blickte bekümmert auf ihren Mann, und ſchickte ſich hierauf an, Licht anzuzünden. — „Wahrhaftig,“ ſprach ſie; — „hörſt du, wie die Glocke gezogen wird? — Komm', Leonhard! nimm deine Mütze und das Gebetbüchlein, darin ich dich das Leſen gelehrt habe; wir wollen alleſammt in die Kirche gehen. Lieber Mann! ſey von der Güte und lange mir das Spiegelglas herab; denn man muß ſich doch am Feſttage des Herrn auch feſtlich ſchmücken.“

„Laß das!“ erwiederte ihr Mann; „ich glaube, es wird beſſer ſeyn, wir gehen heute nicht zur Kirche, ſondern beten daheim.“

„Wie? nicht zur Kirche?“ eiferte Katharine. — „Bernhard! denke nur an! an einem Sonntage ſollen wir nicht zur Kirche gehen? Und das muß

ich aus Deinem Munde hören? Gib doch Acht, wie besonders anmuthig heute das Geläute zum Münster einladet?! — es lockt und ruft, wie Vögelein im Walde!“

Der Rothgießer versetzte aber streng und ernst: — „Ich hab's wohl gehört! — Eben darum bleiben wir heute daheim! — Katharine! weise den Versucher von hinnen; denn sieh: er kleidet sich wie ein Engel des Lichtes, um desto sichrer seine Opfer zu erfassen.“ Mit diesen Worten schloß er, nachdem Katharine die brennende Kerze auf den Tisch gestellt hatte, die Fensterläden.

Kaum hatte er es gethan, als ein absonderliches Klingen sich durch die Ritzen der Balken in die Stube stahl. Es war wie Glockengeläute und wie frommer Kirchengesang, und doch auch zugleich wie ein widerliches Gejauchze, gemischt mit einem ingrimmigen ganz fremdartigen Schall, der sich bald unter den übrigen Tönen übermüthig hervorzudrängen, bald wieder in allen andern zu verströmen und sie zu durchdringen schien.

„Horch! was war das?“ rief Katharine, und eilte unwillkürlich gegen das geschlossene Fenster zu; der kleine Leonhard folgte ihr ängstlich, als befürchte er, die Mutter wolle sich ein Leid anthun, und der Rothgießer faßte sein Weib fest an Arme und riß

es vom Fenster zurück; dann sprach er liebevoll: „Katharine! Es sind die Tänzer, wie mir's scheint. Wir wollen beten; — komm, Bübchen! kniee zwischen mir und der Mutter nieder!“

Katharine war ganz bleich geworden, sie folgte stumm und fast, wie es schien, gedankenlos ihrem Mann. Inzwischen pochte es heftig an der Thüre. Der Rothgießer sprang unmuthig vom Betschemel auf und öffnete. Der Küster vom Münster trat blaß und bebend herein und stammelte:

„Herr Jerg! — der hochwürdige Herr, Euer Vetter, liegt in Todesnöthen, und hat halb unverständlich stammelnd, auch durch Zeichen bedeutet, daß er Euch noch vor seinem Ende sehen und Euch etwas bestellen wolle.“

„Um Gotteswillen!“ schrie der Rothgießer entsetzt, „was ist geschehen?“

„Kommt selbst eilig mit!“ versetzte der alte Küster; — „ich kann vor Schrecken noch keine Worte finden!“

„Katharine! behüte das Haus und dich selbst sammt unserm Kinde,“ rief der Rothgießer hastig seiner Ehefrau zu, und schickte sich an, dem Küster zu folgen, und seinem hochwürdigen Vetter, dem Domherren, in der letzten Noth beizustehen, auch dessen Willen zu vernehmen.

„Laß mich mit dir gehen, lieber Mann!“ sprach Katharine hastig; ihre Blicke flammten, sie faßte ihres Mannes beide Hände und wiederholte ihre Bitte.

„Du bleibst!“ rief ihr der Rothgießer unmuthig und streng zu; „soll ich dir unser Kind nochmals empfehlen?“ Wozu taugen Weiber bei so ernsten Dingen, wie ein plötzlicher Todesfall? — Bleibe, wache und — bete!“

Er entriß sich Katharinens Arm, und verließ, von dem bleichen, zitternden Küster gefolgt, sein Haus.

II.

Auf dem Staden unfern des Bischofshofes bot sich dem erstaunten Rothgießer ein seltsamer Anblick dar. Eine unzählige Menge Volkes bedeckte den Platz. Vom Münster aus schien die Prozession hergeschritten zu seyn, mit den Kirchenfahnen und Kreuzen voran, mit den zahlreichen Geistlichen und frommen Layen; — diesen waren von der andern Seite die wahnsinnigen Tänzer begegnet, welche, hüpfend, jubilirend und zuchtlos sich so toll geberdeten, als je Tollhäusler gethan. Es war ein wüster Haufe,

Männer und Weiber, Kinder und Greiſe, bunt durcheinander gemengt, halb nackt, nur ein Linnentuch um die Lenden geſchlungen, und mit einem Gürtel feſtſchneidig zuſammengeſchnürt; etliche trugen ſpitzige Schnabelſchuhe, wie ſie eben aus den Häuſern oder von offenen Plätzen herzugeſtrömt waren und nun vom wüthenden Taumel mit ergriffen wurden; es hingen dieſen in halb zerriſſenen Lumpen die Krauſen und Wämſer flatternd am Leibe; andere bebten vor den Schnabelſchuhen wie vor dem Anblick eines Skorpions oder einer Tarantel ſcheu zurück und vermeinten, darüber vor Entſetzen zu vergehen; wieder andere lagen keuchend am Boden, mit hochaufgeriſſenen Augen und mächtig pulſendem Herzen; dort heulten einige im Vollmaß des Siechthums wie Betrunkene, hier wimmerten andere, vor Ermattung ſterbend; wieder andre, die am Boden lagen, ſprachen (als ob ſie ihre eigenen Aerzte wären): es würde ihnen geholfen werden, wenn man ſie heftig und unbarmherzig mit Fäuſten ſchlüge, mit Füßen träte, mit Geißeln hauete, und ihnen jede andere Qual anthäte, mit der man ſonſt Miſſethäter, die gefoltert werden ſollen, züchtigt. Dieſe baten flehentlich und winſelten, man möchte ſich über ſie erbarmen, und ſie alſo foltern und peinigen, zur Ehre aller heiligen Märtyrer, indeſſen ihre Nachbarn,

wie blind für alles, was um ſie her vorging, taumelnd den wilden Tanz fortſetzten. Faſt alle Tänzer trugen Kränze auf den Häuptern, gröſtentheils von Laub, welches auf den glühenden Stirnen ſchnell welkte, auch von Stroh, zerrauft und wild flatternd.

Während des ganzen wüſten Treibens läuteten unabläſſig alle Glocken der Stadt, und die Knaben, welche bei dem geiſtlichen Umzug die Rauchfäſſer trugen, ſchellten eifrig, um die Cleriſey zu verkünden. Die Cleriſey ſelber aber ſchien von der ſeltſamen Begegnung wie verſteinert; denn die Wuth des frevelhaften Tanzes ſchien durch die Gebete der frommen, zum Theil ganz verblüfften, gaffenden Menge, nicht verringert, im Gegentheil, faſt heiſter angefacht. Ja! ſoweit ſtieg die Kraft des Zaubers, daß mitten aus den paarweiſe geordneten Beterſchaaren oft zwei bis vier Leute zugleich mit den Geberden von Raſenden herausſprangen, das Gebetbuch hinwegſchleuderten und, die Hände noch mit dem Roſenkranz behangen, ſich in die Reihen der Tänzer miſchten, den am Boden liegenden Erſchöpften oder Sterbenden in toller Haſt die welken Kränze von den Häuptern riſſen und ſich damit krönten. Ein junges Knäblein, das kaum zwei Schritte von dem Leutprieſter zu Sankt Thomas fromm und ehrbar im Chorhemblein und mit dem Rauchfäßlein in der Hand einherging, ward plötzlich

von einer bleichen, blutjungen tanzenden Dirne am Arme ergriffen, und in den Wirbel mit hineingerissen. Ein armer, blinder, alter Mann, der von seiner Tochter geführt, eben friedlich des Wegs daher gegangen war, tappte mit dem Stocke vor sich hin, und weinte bitterlich wie ein Kind um seine Tochter; denn als er mit ihr an den Tänzern vorübergehen wollte, wurde sie verlockt, ließ den blinden alten Vater im Stiche, und schwenkte sich wahnwitzig im Reigen. Auch den Alten, der leise wimmerte, umschlang wie ein Zauberkreis der ewig wechselnde Wirbel; zwei starke, fiebrisch pulsende Arme faßten den Blinden, und schwangen und tanzten mit ihm, bis alle erschöpft und keuchend zur Erde hinsanken.

Auf dem niederen hölzernen Vordach eines kleinen Häuschens am Staden saß — die Beine übereinandergeschlagen, wie die muhamedanischen Heiden zu thun pflegen — ein Mann, lustig und wohlgemuth, und schaute dem verworrenen Treiben ein Weilchen zu. Fast sah er aus, wie weiland Zachäus, als er auf dem Baume saß; aber sein Gesicht hatte einen Ausdruck von Schadenfreude, der Grauen erweckte. Es war der Pfeifer der Tänzer, der auf dem Dache musicirte; er schien eine eherne Lunge zu haben, denn nie brachte er seine Querpfeife von den Lippen weg; in einem Athem spielte er schnell wie

der Sturmwind Tanzweisen auf. Ein luſtiges Kränzlein trug er auf dem Kopf, wie die Tänzer; zwiſchen den grünen Blättern und welken Blüthen des Kranzes blickten ſeine grauen Haare durch. Ein grauer Bart umſchattete ſtruppig ſein ſpitziges Kinn; die tiefliegenden kleinen Augen ſpähten allerſeits liſtig umher. Das ganze Antlitz glich faſt einer alten Sackpfeife. Der Pfeifer ſaß wie ein kluger Thürmer, immerwährend blaſend, bald hier, bald dort auf dem Dächlein; mit der gröſten Schnelligkeit und Behendigkeit kletterte er, wie eine Katze, hin und her, hinauf und hinab. Er ſchien ſein eigenes Behagen an dem Anblick der Tänzer zu haben und ſich wie ihren Herrn und Meiſter zu betrachten, da ſie alle nach ſeiner Pfeife tanzen muſten; je nachdem er wild und raſch, oder weich und ſchmelzend aufſpielte, ſchwangen ſich die Armen bald wie das ſchnellrollende Rad, deſſen Speichen man im raſchen Umſchwung nicht mehr gewahren kann, bald hochaufathmend vor Luſt, und ſeufzend vor Sehnſucht.

Dem Rothgießer aber, als er näher ſchreitend, das ſchellenlaute und doch ſo ernſte, ja verderbliche Faſtnachtstreiben gewahrte, ſchwoll das Herz vor Zorn über die bedauerliche Ohnmacht der Aermſten und über den ſchadenfrohen Pfeifer, der von ſeinem Dächlein herabgeſprungen war und bald hier, bald

dort aus dem tanzenden Haufen auftauchte, wieder verschwand, und am andern Orte wieder unvermuthet zum Vorschein kam. Der Küster, der dem Rothgießer als Wegweiser voranging, schlug ein Kreuz vor Angst; doch es half ihm dieser geistliche Segen nichts; denn kaum war er in dem Kreise von Menschen angelangt, die sich um den Domherrn Amadeus Jerg versammelt hatten, so drang der lockende, teuflische Ton der Querpfeife verführerisch auch in des alten Küsters Ohr, und der Mann, der sonst Mühe hatte, sich auf seinen alten mürben Beinen ehrbar aufrecht zu halten, sprang jetzt plötzlich wie ein rüstiger Junggeselle mitten aus dem Kreise der Wallfahrer und hinüber zu den Schaaren der Tänzer.

„O höllische Verblendung!“ rief der Rothgießer in seinem Grimm, — „daß dieser Graukopf zum Spott des Alters sich in unwürdigen Possen und Fastnachtsstreichen umhertreiben muß! Ist es möglich, daß Gottes Gerechtigkeit so ein schnödes Gaukelspiel ungestraft lassen kann?“

Er nahte sich hierauf seinem Vetter, der bleich im Antlitz und blutend am Boden lag. Der Rothgießer neigte sich mit geheimem Grauen, aber doch voll heiligen Mitleids im Herzen, zu ihm hernieder, um seinen letzten Willen zu vernehmen. Aber dem

Sterbenden schien die Zunge gelähmt zu seyn, doch verrieth er durch Zeichen, Geberden und Mienen des Antlitzes ganz deutlich, daß ihn seines Vetters Ankunft befremde und erschüttere. Der Rothgießer begann — anfänglich darüber verwundert, da doch der Küster ihn eigens geholt hatte, — nunmehr zu begreifen, was seines wackern Vetters Absicht gewesen seyn mochte.

„Geliebter, hochwürdiger Herr Vetter!“ sprach er leise zu dem Sterbenden; — „was war es, daß Ihr nach mir verlangtet, als Ihr den Küster und die Umstehenden auf mein Haus hinwieset? Wolltet Ihr, daß ich zu Euch käme? Habt Ihr mir vor Eurem seligen Ende noch etwas Wichtiges zu bestellen?“

Der Domherr verneinte heftig.

„Ha! großer Gott! ich ahne — —“ fuhr der Rothgießer eben so leise fort; — „Ihr wolltet mich, vielleicht aus guter christlicher Absicht nochmals warnen lassen, die Meinen zu behüten und mich selber? — O! immer klarer und klarer wird mir's jetzt, dieß und nichts andres war Eurer Zeichen und Geberden Sinn, und der arme, bethörte Küster legte in Gottes wunderlicher Fügung sich's anders aus. . . . Sagt, ich beschwör' Euch, mein hochwürdiger Herr Vetter! sagt, war es dieß?“

Der Sterbende bestätigte stumm seines Vetters, des Rothgießers Muthmaßung; diesem aber stieg allmählig immer schlimmere Ahnung im Herzen auf. –

„Blendwerk der Hölle!“ rief er wild und zürnend. „Hinweg von meinen Augen, du giftiges, verpestetes Netz, das mir die Sehkraft und die Kraft des Verstandes verdunkelte. Grauser Betrug, der mich verlockte, die Meinigen zu verlassen, der mich am Mitleid, wie am Narrenseil hieherzog, mitten in den Strudel und Wirbel der Raserei hinein, – zerstiebe, laß mir den Rückweg zu den Meinigen frei!“

Die Nachricht, wie es gekommen, daß sein Vetter, der Domherr, so einem jähen, blutigen Siechthum erlag – (darum sich der Rothgießer gleich bei seiner Ankunft erkundigt) überhörte er jetzt aus dem Munde eines stämmigen Mannes, der wie ein Bild aus Marmelstein dastand, eine große Kirchenfahne tragend; alle die tollen Weisen des Pfeifers mochten ihm nichts anhaben. Das mit dem Domherrn aber verhielt sich in Kürze so:

Als der geistliche Zug der Betenden und die Schaaren der rasenden Tänzer sich begegneten, und jeder Zug stockte und des Pfeifers frevelhaft teuflische Weisen den frommen geistlichen Gesang unterbrachen und verhöhnten, hatte der Domherr, der vornenan unter den Ersten schritt, in dem Reigen der Tänzer

ein armes, bleiches, blutjunges Mägdlein erblickt, welches, von dem unseligen Zauber wüthend im Wirbel fortgerissen, den Boden im Tanz stampfte und dann sterbend zusammensank. Es war des Domherrn liebes Schwesterkind und fromm unschuldiges Pathchen, — ach du Gott! kaum acht bis zehn Jahre alt, und hatte schon Vater und Mutter verloren, weshalb es der gute Domherr in Zucht und Treue auferzog. Das hatten nun die wahnsinnigen Tänzer verlockt und verführt in seines geistlichen Pflegvaters Abseyn; und nun, als der Domherr sie plötzlich und unversehens in Zügen liegend erblickte, hatte er einen Schrei ausgestoßen, und war, alles vergessend, aus der geistlichen Schaar entsprungen, mitten in den Tänzerreigen, um das arme Kind zu retten. Doch war's umsonst, und er hatte sich selber dabei preisgegeben, denn zwei Tänzer, die es gesehen, schleuderten in toller Wuth dem zürnenden Domherrn Steine und Knüppel an die Schläfe, daß er blutend und der Sprache beraubt niedersank, das Mägdlein war indessen verschieden. Der Domherr hatte nun aber in seiner jähen Noth keinen andern Gedanken mehr, als nochmals seinen Vetter, den Rothgießer, für Weib und Kind zu warnen. Doch durch seltsame Fügung hatte der alte verwirrte Küster des Domherrn angstvolle Zeichen und Geberden falsch ver-

ſtanden, und vermeint, er müſſe den Rothgießer holen. —

Der Rothgießer kniete wie betäubt noch einige Sekunden vor ſeinem ſterbenden Vetter und murmelte unwillkürlich ein Gebet. Dann raffte er ſich, wie von einem böſen Geiſt getrieben, auf und ſuchte das Weite, um nach Hauſe zu den Seinigen zu kommen. Die Verwirrung aber und der betäubende Lärmen des Getümmels und das Gedränge, das ihn zu erſticken drohte, leiteten ſeine Schritte irre, ſo daß er, ſtatt auf dem kürzeſten Wege bei der nächſten Brücke über die Vreuſch nach Hauſe zu gehen, in der entgegengeſetzten Richtung, — gegen den Münſter zu wandelte. Als er dort angelangt war, erkannte er erſt, wie aus ſchweren Fieberträumen erwachend, daß er, gleichwie in einer wildfremden Stadt irre gegangen war. Eilig wendete er ſich um.

Indeſſen hatte noch niemand gewagt, die Mörder des Domherrn zu greifen; bald konnte man auch in dem dichten Haufen der Tänzer die rechten nicht mehr unterſcheiden. Der luſtige Pfeifer aber ſprang den Tänzern voran, ſpielte die ausgelaſſenſten Weiſen, die in Mark und Bein drangen, und führte nach dem Takt derſelben den Zug weiter, indem er und die ihm untergebenen, von ihm verleckten Geſellen und Weiber der Gebete und frommen Weiſen frevel-

hast frotteten, daß die Betschaar sich mit Schimpf von ihnen wenden mußte, um nicht selbst verführt und aberwitzig zu werden. Die Tänzer sprangen und schwangen sich in unbändiger Wuth rund um den erhabenen Münster.

III.

Während dieß alles unter Gottes freiem Himmel vorging, kniete Katharine, des Rothgießers Weib, in der dunklen Kammer, deren Läden geschlossen waren, auf dem Schemel vor dem Muttergottesbilde. Der kleine Leonhard, welcher neben ihr kniete, betete mit kindlicher, inbrünstiger Frömmigkeit Vaterunser und Ave Maria. Katharine starrte mit fast leblosen Augen das Muttergottesbild an; alle ihre Gedanken, ihre ganze Seele schien auswärts; sie konnte keine Worte finden, um zu beten. Unruhig stand sie auf, ging auf und nieder, schaffte hier und dort. Ein langer schneidender Ton ließ sich hören; es war des Pfeifers Ton, der über die Wasser schwebte und selbst in die verschlossene Wohnstube drang. Katharine flog an's Fenster und legte lauschend ihr Ohr an die Ritzen.

„Mutter! Mutter!“ rief der kleine Leonhard; — „ach! bleibe bei mir; schließe das Fenster nicht auf; der Vater hat es verboten.“

„Schweige!“ erwiederte Katharine leise, ganz Ohr, den Tönen des Pfeifers horchend. — „Ach! wie das so lockend, so reizend klingt!“

„Mutter, o Mutter!“ sprach ihr Söhnlein wieder ganz flehentlich, und hing sich an ihr Kleid, um sie mit sanfter Gewalt zurückzuziehen.

„Laß mich!“ rief Katharine, jetzt für nichts mehr Sinn behaltend, als für den geheimnißvollen Ruf, der sich draußen zum zweitenmale hören ließ. „Welches Uebel liegt denn darin, wenn ich das Fenster öffne?“— sprach sie, indem sie von der Gewalt der Sünde bereits verführt, zu klügeln begann, um die schwache Stimme des Gewissens zu übertäuben und zu besiegen; — „ist es ja doch nicht die Pest, noch eine andere Seuche, die da außen, lauernd in der milden Luft, unsichtbar schwebt!“ —

Zum drittenmal erschallte der geheimnißvolle Ruf, und die arme, ganz bethörte Katharine war ihrer Sinne nicht mehr mächtig. — „Es ist ein grausames Verbot,“ — sprach sie unwillig, „daß ich heute nicht zur Kirche gehen soll; unheilig ist dieß Verbot, und darum thue ich auch wohl nicht sündlich, wenn ich mich demselben nicht füge. Meine ganze Seele, ge-

fesselt und angezogen von wunderbaren Klängen der Glocken und lockenden Gesängen der frommen Wallfahrer sehnt sich hinaus in's Freie, daß ich nicht widerstehen kann; denn sicherlich ist dies kein Ruf des Bösen! — nein! des Himmels selbst, der eine so gar liebliche Sprache redet. — Leonhard, bleibe daheim und warte, bis der Vater kömmt, und sage ihm, daß ich's mich nicht enthalten konnte, dem lieblichen Ruf zu folgen und in die Kirche zu gehen. — Leb' wohl, mein süßes Kind! — Ach! du mein holdes theures Englein! leb' wohl, leb' wohl!"

Sie küßte den Knaben wehmuthsvoll und mit heißer Inbrunst; sie wußte selbst nicht, warum ihr dabei so gar ernst zu Muthe ward, daß ihr die hellen Thränen in die Augen traten. — Des Pfeifers Ton erklang wieder und hielt lang aus in wechselnden Zügen und Trillern, als spräche er in Worten: „Kommt eilig, eilig!"

Da mit einemmale schien Katharine das Kind und sich selbst und alle Welt zu vergessen, drückte rasch die Thüre auf und eilte wie ein flüchtiges Reh auf und davon, wie ein Vogel, der aus seiner kalten Heimath nach Süden fliegt, wo der Sonne Schein nie erkaltet.

Der Leonhard aber, das arme Jüngelchen, weinte bitterlich und jammerte: „Ach! was fang ich nun

an, ich armes, verlassenes Kind! Mein süßes Mütterchen ist fort und hat mich allein gelassen, und nun weiß ich nicht, was ich soll thun oder lassen. So einen armen Knaben wie ich giebt es auf der ganzen Gotteswelt nicht mehr; denn wenn ich mein Mütterlein nicht habe, so muß ich sterben, und will dann auch gar nichts anderes, als daß die schwarzen blassen Männer kommen und mich in dem langen, engen Schrein forttragen. — O Mütterlein! ich muß dir nach; ich kann nicht hier bleiben, so ganz allein; denn sieh'! ich denke mir's, daß du nicht wiederkommen willst. Mütterlein! Mütterlein! ich kann dir darin nicht gehorsam seyn, daß ich dableiben soll, bis der Vater kommt. Mir graut's ohne dich. — Mutter! Mutter!" rief er lauter und angstvoller, indem er aus der dunklen öden Stube flüchtete und die Treppe hinabeilte, um seine Mutter noch einzuholen. — „Höre mich, Mutter! höre mich, — harre nur ein klein wenig, dein getreuer Leonhard kommt dir nach. Nimm mich mit dir, nimm mich mit!"

Die sonst so wirthliche Stube schien jetzt, da auch der kleine Leonhard sie verlassen, wie ausgestorben; nur die alte Wanduhr pickte gleichmäßig fort, wie ein Holzwurm in alten Bretterwänden, und der Guckguck, der die Viertelstunden ausrief, sang zwei

Viertelſtunden, ehe ein menſchliches Weſen wieder das dunkle, verödete Gemach betrat.

Der Rothgießer trat nach mehr als einer halben Stunde ganz verſtört, mit verwirrten Blicken, in ſein Haus. Seit er ſeinen ſterbenden Vetter verlaſſen, war es ihm mit jedem Schritt wie ein Fluch in den Weg getreten und hatte ihn gehindert, ſo ſchleunig heimzukehren, als er ſtrebte. Es war ihm dabei zu Muthe, wie einem, der in bangen, ſchweren Träumen flüchtig zu gehen wähnt und nun zu fliegen ſtrebt, während es ihm wie Blei in allen Gebeinen liegt; während ihm hier eine Eule mit den dunklen Fittichen dicht vor den Augen flattert und alle Sehkraft verfängt; dort plötzlich rieſenhafte Wurzeln, in Schlangenleiber und drohende Molche verwandelt, ſich ihm in den Weg querüberlegen; und bald ein Gebüſch im dichten Wald, deſſen Zweige er auseinander zu biegen bemüht iſt, ſich als feſte eiſerne Gitterſtangen, voll von tauſend künſtlichen Schnörkeln und überflochten mit einem Netz von Drath, — geſtaltet; bald wieder gerade unter dem Fuß der Boden weicht, wie Moor, daß die Füße drinnen verſinken!

So ungefähr war es dem Rothgießer am hellen Vormittag im wachen Zuſtande ergangen; denn kaum hatte er ein paar Schritte gethan, als er ſich auch wieder von einem kleinern Kreiſe aus der tollen

Tänzerrotte umzingelt sah, welche sich wie Heuschreckenschwärme allenthalben in der guten hausbürgerlichen Stadt ausbreiteten und jeden harmlosen Wanderer auf den Straßen mit frevelhaften Possen, Fratzen und Aberwitz umgaukelten. Durch den Widerstand selbst und das Andringen gegen diese rasenden Tänzer wurde des Rothgießers Wuth gesteigert, bis er zuletzt, seiner Sinne kaum mehr mächtig, und vom immerwährenden Eindruck der Tollheit selbst fiebernd, zu Hause anlangte.

„O Gott! o Gott! o Gott!“ rief er, als er in die Stube trat, sich nach Weib und Kind umsah und die Flucht der Beiden gewahrte, die auf dem entgegengesetzten Wege, den er nach Hause eingeschlagen hatte, fortgeflohen waren. — „Beide! Beide!“ stöhnte er schmerzvoll; — „Weib und Kind! Beide! Beide! — 's ist, als ob ich meine beiden Augen verloren; blind steh' ich nun da in Gottes weiter Welt. Oh! was ist Liebe, was Treue fürderhin?! Wahrlich, ein Morgen ist heute aufgestiegen, da alles zum Wahn wird, zum eitlen Blendwerk, und nur allein der Haß noch seine alten Rechte behauptet; — ein Morgen, da Irrsal und Wahnsinn wie Jäger umherschleichen mit Netzen und Pfeilen. — Doch! es sey! es sey! Immerhin! Ich will geduldig seyn und sie suchen, wenn auch

blind, und, wenn ich sie wiederfinde, mein theures Augenlicht, — dann alles vergessen und mit ihnen fliehen, weit fort, wo der Zauber keine Gewalt mehr hat."

Er blickte noch einmal wehmüthig die Stelle an, wo sein Weib in glücklichen Tagen des Friedens so oft gesessen, mit dem Kind am Herzen; dann lachte er grimmig über seine eigene Wehmuth und über seine Liebe und über sein verlornes Glück, und verließ schnell, im wüthenden Aufruhr seiner Sinne und Seele, — sein Haus.

IV.

Als der Rothgießer aus dem Hause trat, sah er am andern Ufer des Flusses ein seltsamliches Schauspiel. Der Pfeifer saß auf einem ruderlosen Schifflein mitten im Fluß, und spielte mit Lust und Behagen die verlockendsten Weisen auf. Nun war es gräulich anzusehen, wie die armen Leute von den Klängen seiner Querpfeife angezogen, von allenthalben her an das Ufer kamen mit Tanzen, Jubeln und Springen, und, wie blind, immer vorwärts hüpften, als müßten sie auf den Pfeifer zueilen, der es ihnen geboten und angethan. So sprangen denn viele, die vor den anderen einhergeschritten, bewußtlos, blind

bei offenen Augen, in die Fluth und fanden darin ihr Grab. Der Pfeifer aber that nichts dergleichen, als ob ihn dieſe grauſe Noth rühre, ſondern ſpielte im Gegentheil immer luſtiger auf, und blies immer ſtärker, daß es einem völlig durch Mark und Bein ging. — —

„Jeſus, Maria — —!“ ſchrie plötzlich der Rothgießer, denn er ſah kaum zwanzig Schritte weit von ihm ſein Weib und Kind, am Rande des Ufers im Wahnſinn hüpfend und ſpringend. — Er wollte ihnen nach, aber das Entſetzen hatte ihn für einen Augenblick gelähmt, — und, ehe er ſeine Beſinnung wieder fand, hatte die ſchlammige Fluth bereits beide verſchlungen.

Die Wuth der Verzweiflung peitſchte ihn endlich auf und goß zehnfache Kraft in ſeine neubelebten Glieder. Ohne ein Wort zu ſprechen, machte er raſch einen Kahn am Ufer los, ſprang in das Fahrzeug und ruderte nun mit aller Gewalt gegen den mörderiſchen Pfeifer zu, der in ſeinem Nachen in des Fluſſes Mitte aufrecht ſtand, und während der Pauſen ſeines Spieles über das gräßliche Schauſpiel rings um ihn aus vollem Halſe lachte.

Als der Rothgießer dem Pfeifer nahe genug gekommen war, ſchwang er drohend das Ruder, und ſchrie in voller Wuth, während er aus ſeinem Kahn

in den des Pfeifers sprang: „Du Hund der Hölle! nun soll dein teuflisches Bellen ein Ende haben. Schau! deinen Geist sende ich wieder dorthin, von woher er gekommen, — zur Hölle. Fürderhin soll meine arme Vaterstadt und das römische Reich vor dir Ruhe haben, denn, horch! nach meinem Takt sollst du jetzt tanzen. Zeig jetzt, ob du ein Teufel bist oder so sterblich, wie mein theures Weib, wie mein süßes Kind, die du zum Tode verlockt!“

Während dieser Worte holte er mit dem schweren Ruder gewaltig gegen den Pfeifer aus, und traf ihn so derb auf den Scheitel, daß dieser zusammensank.

Der Pfeifer schien zu Tode verwundet, doch entfuhr ihm kein Laut des Schmerzes; im Gegentheil, sein ganzes Antlitz zuckte vor Lachen, und mit heiserer, vor Lachen undeutlicher Stimme, rief er dem Rothgießer zu, indem er, am Boden des schwankenden Fahrzeuges liegend, seines Mörders Kniee umfaßte und sich daran emporzurichten versuchte:

„Du hast mich erschlagen, ich muß hier sterben; — meine Kunst aber soll noch nicht verderben. Du mußt sie erben! Mein Handwerk ist gar tüchtig gefeit, — vom Teufel; — ich that wie du, und ward so geweiht. Und nun, weil ich weiß, daß du meine Kunst forterbst, hab' ich den höllischen

Feind betrogen um mein verschriebenes unsterbliches Theil; — willst du auch wahren deiner Seele Heil, und selig sterben, so mußt du vor deinem Tod wieder Andern die wackre Spielmannskunst vererben, und wer sie dann erbt, ist der Hölle verfallen. Meinen Geist geb' ich jetzo auf; — fahre wohl, fahre wohl, ich zürne dir nicht; nimm zur Versöhnung meinen letzten Gruß und Kuß, fahre wohl!"

Ehe sich's der Rothgießer versah, hatte ihn der Pfeifer fest umklammert, und drückte einen eisigen Kuß auf des Rothgießers Mund; dabei hauchte er seinen Geist aus: — und das war durch des höllischen Paktes Kraft das Mittel gewesen, daß der arme Rothgießer nun unwillkührlich die teuflische, Leib und Seelen verderbende Kunst erbte.

Voll Grausen raffte er sich auf, wild rollten seine Blicke, hoch auf sträubte sich sein Haar. Die Querpfeife nahm er willenlos aus des Todten Hand und warf den Leichnam über Bord. Ganz aufrecht, wie ein Schatten, der aus den Tiefen der ewigen Nacht heraufbeschworen ward, stand er im Schiffe, und blies wilde, hirnbetäubende Lieder, mit dem Fuße den Takt stampfend auf den morschen Boden des ruderlosen Schiffleins. Der Strom trug es abwärts in den Rhein.

Er blies nun rüstig und schadenfroh immer fort, wie sein Vorgänger gethan, und verlockte wie dieser Jung und Alt, Männer, Weiber und Kinder, Weise und Dumme zu Tanz und Lust und Verderben. Aber die Bedingung, um seines unsterblichen Theiles Seligkeit zu retten, nämlich, daß er durch seinen Todeskuß einen Andern als Nachfolger zu seiner teuflischen Kunst weihe, — hat er nicht geleistet. Bei Bingen ward der alte Rhein wirblich vor dem gräulich-frevelhaften Zauberwesen, faßte das lecke, ruderlose Schifflein, und riß es sammt dem wahnsinnigen Pfeifer im wilden Wogentanz in die Tiefen hinab, aus denen Keiner mehr lebendig wieder emportaucht. So starb mit dem armen Bernhard Jerg die grause Kunst und der Zauber des Tanzes.

„Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig; aber das Fleisch ist schwach!“

Matth. 26. 11.

Sankt Nikolaus beſcheert.

Der junge Niklas, den die ungläubigen Türken bei ihrem wilden Einfall in das ſchöne Oeſtreicher Land mit vielen anderen Knaben und Mädchen, Frauen und Männern und Greiſen in die Gefangenſchaft nach Conſtantinopel geſchleppt hatten, ſaß recht traurig am heiligen Nikolaus-Abend in der niedern und engen Kammer, welche er bewohnen mußte, und dachte mit Schmerzen an ſeine lieben Eltern daheim, und an ſeine guten Schweſtern, welche ſich wohl um dieſe Stunde in der ſchönen warmen Stube zuſammen ſetzen würden, und mit Andacht erwarten, was der heilige Niklas dießmal beſcheeren wolle. Es fiel ihm recht ſchwer auf's Herz, wenn er ſich dieß Alles und die vielen Freuden des St. Niklas-Abends ſo ganz lebhaft in's Gedächtniß zurückrief, daß er ſchier

meinte, er müsse bei dem nächsten Vöglein, welches draußen bei dem Fenster vorbeiflog, herzinnig betteln, daß es ihn auf die Flügel nehmen und schnell, wie Gedanken fliegen, heimtragen möge in's liebe, schöne, herrliche Vaterland, in das von Gott gesegnete Oestreich, das der Himmel mit seinen Heerschaaren für immer und ewige Zeiten segnen und behüten möge, und in den Kreis seiner guten Eltern und Schwestern. Der junge Niklas konnte sich nicht halten, sondern kniete nieder und betete aus voller Seele zum gütigen Vater droben, daß er doch alle seine Lieben zu Hause in seinem Schutz und Schirm halten möge und vor allem Unglück bewahren; denn er fühlte es gar bitter, was es heiße, so viele Meilen weit vom guten Vaterland entfernt zu seyn ohne alle Hoffnung, ohne allen irdischen Trost. Deßhalb flehte er auch zu seinem Namenspatron, dem heiligen Niklas, daß er ein milder Fürsprecher seyn und seinen Eltern und Schwestern daheim doch in der heutigen Nacht etwas Herzliebes bescheeren möge.

Während er noch so betete und auf den Knien lag, kam plötzlich auf leisen Sohlen, wie eine Fee, in vollem Glanz der Anmuth und Herrlichkeit des Sultans Töchterlein in seinen Kerker, schlug den mit silbernen Sternlein gestickten Schleier zurück, und brachte ihm ein Körbchen voll köstlicher, süßschmeckender

Früchte, duftige Pomeranzen und Ananas und Mandeln, Rosinen und Pfirsche aus ihres Vaters Garten.

„Da nimm, du armer guter Knabe!“ sprach sie mit einem Ton, der einem das Herz im Leibe hätte umwenden müssen, „nimm und iß dich satt, und verschweige aber, wer dir die Früchte brachte; denn wenn mein Vater es erführe, ich wäre des Todes; er haßt alle Christenknaben, und wird auch dich gewißlich noch tödten, wenn du —“

„O du holdes Jungfräulein,“ sprach der Knabe dankbar und gerührt, „womit habe ich denn diese Huld und Milde verdient?“ — Er sah ihr bei diesen Worten so treuherzig und aber doch so betrübt in die Augen, daß sich des Sultans Töchterlein gar nicht zu fassen wußte, und schnell wieder den Schleier vor das Gesicht zog, damit der junge Niklas die Thränen in ihren Augen nicht bemerken sollte, und auch nicht, wie roth sie geworden war, gerade wie eine Rose.

„Wenn ich nur wüßte,“ sprach Niklas, „womit ich armer, elender Knabe dir diese Treue vergelten könnte.“—

„Womit?“ flüsterte leise, einen Seufzer unterdrückend, des Sultans Töchterlein, „ach womit anders, als wenn du dein Leben erhältst, du

armer Knabe, denn wenn meines Vaters Knechte auch dich tödten würden, sieh', das bräche auch mir das Herz."

„Und gibt es denn," sprach Niklas gerührt, „wirklich ein Mittel, das mir das Leben erhalten würde? Sieh', du holdes Jungfräulein! der Tod wäre mir doch nicht bitter; denn hier, so viele Meilen weit weg von meinem Vaterlande und von meinen Eltern und meinen Schwestern, ohne alle Hoffnung, hier schmeckt mir das Leben auch nicht viel süßer als der Tod."

„Ach!" erwiederte ihm des Sultans Töchterlein, „wenn du stirbst, nun so mögen sie auch mich hinaustragen und in die dunkle kalte Erde hinabsenken. Aber siehe, es kostet dich nur ein Geringes, und du wirst am Leben bleiben und Reichthum und Ehre die Hülle und Fülle bekommen. Denn das hat mein Vater geschworen, daß er alle verschonen wolle, die ihren Glauben ablegen, und dem unsern zuschwören wollen. Nun, wenn du dich nicht tödten willst, und auch mich nicht, so thu', wie mein Vater, der Sultan, will."

„Du bist ein gutes, liebes Jungfräulein," antwortete ihr der junge Niklas, „und darum dauerst du mich tief in die Seele hinein, daß du sollst so im Irrwahn befangen aufwachsen, und nicht weißt,

was für süßer, himmlischer Trost uns durch den Herrn Christus zum schönen Ostergeschenk gemacht worden ist, und dauerst mich auch recht schmerzlich, daß ich dich lassen muß im bittern Tod, und kann dich nicht Schwester nennen, dich nicht heimführen in meiner Eltern Haus, und in die heilige Kirche, an den schönen alten Taufstein, — o Gott! was rede ich da, und schwelge in so süßen himmlischen Hoffnungen, die sich ja doch nun und nimmermehr erfüllen."

„Du wärst wohl ein recht guter Bruder, ein herztreuer und aufrichtiger," erwiederte des Sultans Töchterlein, „und was du von deiner Heimath erzählst, und mir so oft heimlich verkündet hast, wenn ich kam, um dir Früchte zu bringen, die süßen Tröstungen und alles das Herrliche, was du mir vom Herrn Christ und seinen Heiligen erzählt hast, es ging mir wohl tief in's Herz, und wie oft hab' ich gebetet in stiller Nacht zu dem Gott des Friedens, von dem du mir so Wunderliebliches verkündet hast, daß ich nichts auf Erden sehnlicher wünschte, als sein eigen zu seyn; aber was nützt nun das Alles! und ich wußt' es freilich, daß du nicht nach dem Willen meines Vaters thun würdest, und wir können nun beide ja doch nicht nach deiner Heimath, um als Bruder und Schwester zu leben; denn kein

Schiff trägt uns hin, und hier müssen wir Beide sterben."

Da sank das arme Töchterlein des Sultans in Thränen zu Boden und lag wie todt. Der junge Niklas aber, um seinen schweren Gram und Kummer leichter zu tragen, kniete hin und betete inbrünstig zu seinem Schutzpatron.

In der freundlichen Stube saßen sie recht trübselig beisammen am heiligen Niklas-Abend die Eltern und Schwestern des jungen Niklas, und dachten an den guten Knaben mit vielen Thränen, ob er wohl schon im harten Elend und in der traurigen, hoffnungslosen Gefangenschaft gestorben sey; beteten auch für ihn inbrünstig aus voller Seele.

Der heilige Niklas hatte ihnen allesammt dieß Jahr an seinem Festtag nichts beschеert als Kummer, und an dem hatten sie seit dem vorigen Jahre schon so schwer zu tragen, daß sie sterben zu müssen meinten.

Nun klopfte es, während sie so saßen, leise an die Thüre; da fuhren die Mädchen bang von den Stühlen auf; die Eltern aber fragten, ohne sich umzusehen: „Wer ist draußen?"

Und wie sie so gefragt hatten, antwortete draußen vor der Thüre eine ernste Stimme: „St. Nikolaus kommt und bescheert.“

„Was ist das?“ riefen die Aeltern, glaubten, es mache sich wohl einer von den Nachbarsleuten einen Spaß, und waren fast ungehalten, daß man ihren Kummer für so gering halten könne und ihnen zumuthe, sie sollten sich an einem Polter-Abend-Scherz erfreuen. Doch riefen sie endlich, — denn sie waren gastfreundliche Leute, ganz trübselig: „Herein!“ — — Wie sie nun aber erschracken, als sie das sahen, was sie im ersten Augenblick blos für einen Traum hielten, das ist gar nicht zu sagen; denn da stand ein ernster, würdiger Mann unter der Thüre, mit silberweißem Haupt und Bart, angethan in einem goldfunkelnden Mantel, und hatte zwei Kinder an der Hand, und da trauten sie ihren Augen nicht, und sahen's doch mit Augen. —

„Niklas! Niklas!“ riefen sie alle und weinten zum erstenmale wieder Freudenthränen, „ja du bist's wirklich!“

Sie schlossen ihn an ihre Herzen, ihn und des Sultans Töchterlein, welches Sankt Nikolaus mit ihm wundervoll hergebracht hatte, und nannten das fremde Kind mit tausend Freuden das ihrige.

Als sie nun aber dem heiligen Nikolaus, der ihnen das Liebste auf der Welt so freundlich beſcheert hatte, zu Füßen ſtürzen wollten, da war er bereits verſchwunden, und machte ſeine weitere Wanderung, um die treuen Kinder und Eltern mit dem Herzallerliebſten zu beſcheeren.

Vom Nürnberger Trichter.

Erstes Capitel.

Das war ein überaus kluger Mann, der Herr Schulmeister Beistrich, gelehrt und belesen in allen seltenen Dingen, und so spitzfindig und scharfsinnig, daß es gar nicht zu sagen oder zu beschreiben war. — Auf zwei Stunden in der Runde kannten die Bauern keinen weiseren Mann, als den Herrn Schulmeister Beistrich, und daher konnte es auch gar nicht fehlen, das in seine Schule die Jungens von weit und breit herkamen, um was Rechtschaffenes zu lernen. Freilich war er ein sehr strenger Mann, so daß die Jungens eigentlich weniger ihn liebten, als seine Birkenruthe fürchteten, und wenn einer vollends ganz und gar vernagelt war, so schickte er ihn bald nach Hause. Aber auch mancher von denen, die es bei ihm ausgehalten hatten, stellten sich zu Hause, wenn sie allenfalls den Pflug führen sollten, oder sonst eine

nothwendige Arbeit treiben, noch ungeschickter an, als bevor sie in die Schule geschickt worden waren, und da sagte auch einstmals ein Vater zu seinem Sohne: „Höre, Bengel! wenn du hättest dumm bleiben sollen, hättest du bei uns auch bleiben können und wir hätten das Geld erspart und du die Prügel!“ —

Unter allen Schuljungen, welche den vortrefflichen weisen Unterricht des Herrn Schulmeisters Beistrich in der niedern, nicht allzu reinlichen, mit groben Bänken und einer sehr zerkritzten schwarzen Tafel versehenen Dorfschule genossen, unter allen, ob sie nun dickköpfig oder gutmüthig, faul oder lernbegierig, ehrlich oder auf was immer für Schelmereien erpicht waren, ob sie, wenn der weise Herr Schulmeister Beistrich an schönen Sommernachmittagen vor seinem Tische einschlief, ihm die Birkenruthe heimlich aus dem Sack heraus praktizirten, oder die Zipfelmütze tief über die Ohren herabzogen, oder unter der Nase mit Kienruß einen stattlichen Schnauzbart malten, oder sein Bild mit zwei ungebührlich langen Ohren vielfach an die weißen Wände der Schulstube hinpinselten, — unter allen den Schuljungen war keiner in allen Gattungen von lustigen Spitzbubereien gewandter und zum Lernen durchaus ungeschickter und läppischer, als der kleine Wurst, von seinen Kameraden

gemeiniglich blos Würstchen genannt, mit Taufnamen Hans, weßhalb ihn der Herr Schulmeister Beistrich, wenn er ihm wegen großen Unfuges, vermittelst einer gewissen Birkenruthe etwa sanfte Ermahnungen zu geben gedachte, — immer anrief: „Hans Wurst, du mein lieber Sohn! komm doch ein bischen näher zu mir her; dein Rock ist etwas beschmutzt, ich will ihn dir auf dem Rücken hübsch ausklopfen.“ Aber das nützte doch alles nichts, und Hans Wurst blieb immer der alte Schelm, so oft ihm auch der Herr Schulmeister die Kleider auf dem Leibe ausputzte. Und wenn der Herr Schulmeister den Zopf seiner neuen Perücke abscheulich verkleistert fand, oder seinen breiten Stuhl heimlich mit Nadeln voll gespickt, oder wenn eines Tages alle Kreide im ganzen Schulhause heimlich mit Seife befettet war, oder wenn des Küsters großer Pudelhund irgend einmal auf der Straße plötzlich mit des Herrn Schullehrers geblümtem türkischen Schlafrock spazieren ging; — da war gewiß niemand anders der Anstifter oder Helfershelfer gewesen, als der kleine Wurst, genannt Würstchen oder Hans Wurst.

Es war an einem herrlichen Sommernachmittage, als der Herr Schulmeister Beistrich den Schuljungen sehr viel gelehrte Dinge vorgetragen hatte, als da zum Beispiel: warum der Mond bald wie der

Gemeinde-Stier aussähe, der auch nur ein Horn hatte, und bald wie ein Berliner Pfannkuchen; daß die Erde kugelrund sey, und die Menschen blos wie die Fliegen darauf spazieren gingen, mit den Füßen zu oberst und mit dem Kopf unter sich, und wie man den Hagel von den Feldern abwenden könne, und warum die Nacht eigentlich finster sey, nämlich darum, weil die Sonne nicht mehr leuchtet, und warum einen in einem kalten Zimmer friert, nämlich darum, weil die Kälte der Mangel an Wärme sey, und daß der Schwanz des großen Bären eben so gut auch die Deichsel am Wagen genannt werden könne, — kurz lauter gelehrte und wissenswürdige Dinge. Nachdem sich nun der Herr Schulmeister Beistrich lange genug geplagt, den dummen Jungen Alles haarklein deutlich zu machen, begann er auch einen nach dem andern auszufragen, um zu sehen, ob die Bengels auch Alles gehörig begriffen hätten. „Wie viel gibt es Elemente?“ fragte er einen von Hans Wursts Nachbarn. — „Nun! Teufel Element nochmal! wie viel gibt es denn Elemente, Hans Görg?“ schrie er, ungeduldig darüber, daß der Junge, der indessen recht süß und fest geschlafen hatte, mit der Antwort zögerte. Der arme Hans Görg war in großer Verlegenheit, da flüstert ihm aber noch zu rechter Zeit sein Freund Hans Wurst, dienstgefällig, wie ein

treuer Kamerad, zu: „Vier Elemente, Herr Schulmeister.“

„Und welche? Wie heißen sie?“ fragte der Schulmeister weiter.

Hans Wurst flüsterte, und Hans Görg sprach ihm laut nach: „Feuer, Wasser, Luft und —“

Er stockte, denn er verstand plötzlich die Einflüsterungen seines Freundes Hans Wurst nicht mehr.

„Nun Michel Kloß!“ sprach der Schulmeister zu dem Nächstsitzenden, „sag du einmal, wie die vier Elemente heißen!“ — aber Michel Kloß wußte auch nicht Bescheid und sah sich verlegen und bittend nach Hans Wurst um, welcher der Dritte von ihm saß. Um nun dem armen Michel Kloß aus seiner Verlegenheit und auf das rechte Wort zu helfen, zog Hans Wurst eine Kartoffel aus der Tasche, und zeigte sie ihm, und bedeutete ihm durch Gebärden, bis Michel Kloß plötzlich Antwort gab: „Die vier Elemente heißen: Feuer, Wasser, Luft und Erdäpfel.“

„Esel,“ schrie voll Zorn der Herr Schulmeister; — „Martin! wie heißen die vier Elemente?“ Martin antwortete gutmüthig: „Esel, Herr Schulmeister!“

Der kluge Schulmeister kannte sich gar nicht mehr vor Wuth über seine vernagelten Jungen. „Ich glaube,“ schrie er hitzig, „die Albernheit des Bönhasen, des Hans Wurst, hat euch Alle sammt und sonders an-

gesteckt. Komm, Hans Wurst, der du stets der Klügste von Allen bist, wenn es einen Schelmenstreich gilt, laß doch sehen, ob denn auch du mir auf alle Fragen die Antwort wirst schuldig bleiben. Sag' mir einmal, wie viel Sterne kannst du zählen?" „Einen einzigen!" erwiederte Hans Wurst schnell besonnen, „der steht mit einem schönen goldnen Schweif auf dem Schilde vor der Schnapsbude meiner Frau Muhme."

Der Herr Schulmeister ward etwas verblüfft über die schnelle Antwort und fragte weiter: „Wie entsteht der Hagel?" Hans Wurst erwiederte gelassen: „Wenn sich einer im neuen Wein übernimmt, davon wird er hagelvoll."

„Das ist auch wahr," erwiederte der Schulmeister betroffen, aber um seine Verwunderung vor den Jungen nicht zu zeigen, fragte er rasch weiter: „Woraus läßt sich der Regen prophezeihen?"

„Aus den Schafwolken," versetzte Hans Wurst.

„Und aus welchem Grunde?" fragte der Magister weiter. „Weil es immer Prügel regnet," antwortete Hans Wurst, „wenn sich auf des Herrn Schullehrers Stirne Wolken zeigen."

„Das ist nicht der Grund!" eiferte der Herr Schullehrer, „das ist blos die Wirkung; mit dir ist nichts anzufangen, Hans Wurst! wenn du nicht

einmal irgendwo den berühmten Nürnberger Trichter findest, durch welchen man dir die Weisheit beibringen kann, so bleibst du ein dummer Junge dein Leben lang."

„Nun," sprach Hans Wurst, „ich will mir Mühe geben, daß ich den Nürnberger Trichter finde; — was gebt Ihr mir, wenn ich ihn Euch wirklich bringe?"

„Nun! das läßt sich hören," rief der Schullehrer; „sehe mir einmal einer den Bengel da an. Hans Wurst! wenn du mir wirklich den Nürnberger Trichter bringst, so will ich thun, was dir gefällig ist, und müßte ich auf dem Kopfe tanzen."

„Nun! Ihr sollt sehen," sprach Hans Wurst zuversichtlich, — „ich will Veit heißen, wenn Ihr mir nicht noch eine Menuette auf dem Kopfe tanzen sollt." —

Zweites Capitel.

Noch am selben Abend machte sich der junge Hans Wurst, der eines Schneiders Sohn war, dran, stahl heimlich aus seines Vaters Hölle die verschiedenen bunten Tuchlappen, die von frembem Tuch reichlich hinabgefallen waren, und nähete sich

daraus in aller Eile ein ganz neues Wämschen und Hosen, so daß er vom Kopf bis zum Fuß wie eine Musterchartе aussah. Das zog er dann schnell an, und beurlaubte sich bei seinem Vater mit den Worten: „Lebt wohl, mein guter alter Vater, ich muß den Nürnberger Trichter holen.“ — Und ehe der alte Mann noch Zeit gewann, seinen Sohn umständlich zu fragen, warum und weßhalb, war der junge Hans Wurst schon über alle Berge.

Als die Sonne untergegangen war, befand sich Hans Wurst in einem schönen grünen Wald, worin er aber zur Zeit noch gar keinen Ausweg entdeckte. „Was schadet's auch?“ rief er ganz lustig, „so werde ich nun hier übernachten müssen; es ist eine schöne kühle Nacht, die Buchen und Eichen geben mir ein besseres Dach, als das unsere daheim, aus dem ich mir immer das Stroh gestohlen habe, wenn ich den Herrn Schulmeister Beistrich als Vogelscheucher abkonterfeite. Ich verlangte mir eigentlich gar nichts anders hier, als gut zu essen und zu trinken, und allenfalls auch noch, daß ich ein Paar lustige Kameraden fände, und meinethalben einen Beutel mit Gold dazu, und daß mir eine gute Fee erschiene, die mir drei kräftige Talismane mitgäbe; das ist alles, was ich mir wünsche, bescheidener kann man doch gar nicht seyn.“

„Nein, wahrhaftig nicht," sprach hinter ihm ein altes Mütterchen; „weil du so bescheiden bist, mein lieber Sohn! so will ich auch sehen, was sich für dich thun läßt. Für's Erste nimm doch nur hübsch Platz und laß dir's schmecken, was ich dir in meiner Armuth aufzutischen vermag."

Ehe sich's nun Hans Wurst versah, stand ein kleines Tischchen vor ihm, und auf demselben lag ein winziges Brödlein, steinhart, als wäre es vor einem Jahrhundert schon altgebacken gewesen. „Nun," sprach die Alte freundlich zu Hans Wurst, „wie schmecken dir denn meine Leckerbissen?" „Nicht übel," erwiederte Hans Wurst, indem er begnüglich mit vieler Anstrengung die harten Bissen kauete, „gar nicht übel! für das, was sie sind, für Kieselsteine, könnten sie nämlich noch immer viel härter seyn."

„Du bist ein zufriedener Junge!" sprach die Alte vergnügt, „und das freut mich von dir; dafür will ich dir auch alles herschaffen, was ich habe."

Nun sprach sie einige unverständliche Worte und augenblicklich kamen von allen Seiten mit lustigen Geberden gebratene und gespickte Haasen herbeigehüpft und köstlich gebeizte Rehe machten zierliche Reverenzen vor dem jungen Hans Wurst und baten ihn: Er möchte sich doch gar nicht geniren; auch mehrere ge-

bratene Tauben flogen herbei, dem Hans Wurst gerade unter die Nase, und zwitscherten: „Ergebenste Dienerinnen! da sind wir.“

„Gehorsamer Knecht,“ erwiederte Hans Wurst höflich; aber während er sich bedankte, machten ihm auch schon ein Paar Krauthäupter ihre Aufwartung, welche zierliche Trüffelpasteten statt der Hüte aufhatten. „Wenn Sie erlauben,“ sprach Hans Wurst, „so werde ich mir die Freiheit nehmen, den Zustand Ihres Kopfes etwas näher zu untersuchen;“ aber da drängten sich auch schon wieder ein Paar wohlgeschmorte Kalbsköpfe zu ihm, und sprachen im tiefen Baß: „Wir bitten recht sehr, auch unser Gehirn nicht unbeachtet zu lassen, sondern es vermittelst gerösteter Brodscheiben gehörig zu untersuchen.“ Auch präsentirten sie mit vielem Anstande ihre geräucherten Zungen, an welchen durchaus nichts auszusetzen war.

Hans Wurst fand die ganze Ueberraschung sehr anmuthig, und bedankte sich recht herzlich bei dem alten Mütterchen, welches ihn, nachdem er sich satt geschmaust, fragte, was er denn eigentlich in der Welt beginnen wollte, und weßhab er auf die Wanderschaft gegangen sey? Nun gab Hans Wurst redlich Bescheid, wie er ausgegangen sey, um den berühmten Nürnberger Trichter zu finden, um vermittelst desselben ein grundgelehrter Mann zu werden, und

den Herrn Schulmeiſter Beiſtrich in allen Wiſſenſchaften zu erreichen.

„Das iſt ein löblicher Vorſatz!“ ſprach das alte Mütterchen; „nun, mein Sohn, führe aus, was du dir vorgenommen haſt; aber gib Acht, daß dir deine Gelehrtheit nicht einſtmals unbequem wird. Jetzt begib dich zur Ruhe und nimm drei Gaben von mir an, die ich dir verehre, weil ich dich liebgewonnen habe. Die eine iſt ein Regenſchirm, wenn du ihn aufſpanneſt, regnet es blankes, gediegenes Gold; die andere iſt ein Bügeleiſen, das hänge dir an, damit dich, weil du ein leichter Schneiderſohn biſt, der Wind nicht zuweilen vom Boden aufhebe; mit dieſem Bügeleiſen kannſt du von jeder trübſeligen Stirne alle, auch noch ſo tiefe Falten hinwegglätten. Meine dritte Gabe iſt endlich dieſe blanke Scheere, damit ſollſt du im Stande ſeyn, überall die Langeweile abzuſchneiden.“

„Ach! das iſt ja herrlich!“ rief Hans Wurſt ganz begeiſtert, „wie ſoll ich Euch nur gebührend dafür danken? Wahrhaftig! wenn ich mir's nicht ſo feſt vorgenommen hätte, ein gelehrter Mann, und vielleicht gar ein Doctor zu werden, ſo würde ich mir gar nichts anders auf Erden weiter verlangen, als daß ich immerdar bei Euch bleiben könnte; denn obgleich Ihr, aufrichtig geſprochen, nicht eben mehr

jung seyd, so gefallt Ihr mir doch, mein Seel, so gut, als irgend eine wangenrothe Dirne."

„Ich bin auch immer jung," erwiederte das Mütterchen, „obgleich ich immer alt bin; meine liebe Schwester, die Frau Weisheit, welche mich auf diesen kleinen Fleck verbannt hat, die hat mich verwünscht, daß ich so lange als alt und häßlich auf Erden wandeln muß, bis sich ein kühner Junggeselle findet, der mich in meiner häßlichen Gestalt liebgewinnt, und mich vor aller Welt offentlich als seine Dame, sich selbst als meinen Ritter erklärt."

„Das ist doch eigen," sprach Hans Wurst mit ganz sonderbaren Gedanken im Kopfe; — „ich hätte, mein Seel! die glühendste Lust, Euer Ritter zu werden, wenn ich nur keines Schneiders Sohn wäre, und hauptsächlich, wenn ich mir's nur nicht so fest und heilig vorgenommen hätte, gerade der Weisheit nachzustreben, d. h. dem Nürnberger Trichter."

„Das wäre freilich nicht der unrechte Weg, mich zu erlösen und zu entzaubern," murmelte die Alte für sich, „meine Ahnung betrog mich nicht, dieser ist's und kein Anderer auf Erden."

„Mit Verlaub!" fragte Hans Wurst bescheiden, „wie ist denn Euer werther Name? damit ich Euch wiederfinden kann."

„Ich heiße die Thorheit," erwiederte die Alte, „und der Himmel gebe, daß wir uns wiederfinden. — Gute Nacht!"

Hans Wurst schlief ein. Als er am andern Morgen wieder erwachte, fand er wirklich das Bügeleisen an seiner Seite hängen und den zauberkräftigen Regenschirm, der neben ihm auf dem Grase lag, und sehr alt und zerlumpt aussah. „Auf gut Glück!" rief er fröhlich — „nach Nürnberg, um den berühmten Trichter zu finden! — Und wenn es auf meiner Wanderschaft regnen sollte, heißa! wie hurtig will ich mich unter meinen Schirm stellen. — Habe Dank! du geliebte wohlthätige Thorheit! Habe tausend Dank! Wenn ich einmal ein weiser Mann bin, will ich deiner in Ehren gedenken und ein gelehrtes Buch schreiben zu deinem Lobe."

Nach diesen Worten machte er sich mit seinen drei Zaubergaben auf den Weg nach Nürnberg.

Drittes Capitel.

Als Hans Wurst in Nürnberg zum Lauferthore hereinschritt, erkundigte er sich gleich bei dem Nächsten

Westen, den er am Eck der Lauser- und Hirschel-Gasse müßig stehen sah, wo denn die Nußigen ihre Werkstätten hätten? denn er zweifelte gar nicht daran, daß diese geschickte Zunft auch gewiß, dem alten Sprüchlein zufolge: „Nürnberger Witz geht durch die ganze Welt," den merkwürdigen, weit und breit bekannten Weisheitstrichter in ihren geheimnißvollen Essen fein sauber und künstlich für ein billiges Geld schmieden würden.

Als er nun darum fragte, so lachte ihn Jedermann, der ihn sah, aus, von wegen seines absonderlichen Kleides, und Jedermann rief: „was ist doch dieß für ein Haus Narr!"

„Um Vergebung," fiel er ihnen erzürnt in's Wort, „ich heiße nicht Hans Narr, sondern Hans-Wurst, und bin auf die Wanderschaft gegangen, um ein weiser Mann zu werden. Also keine Beleidigung! nun! was giebt's denn da zu lachen?"

„Der will auch weise werden?" — riefen die Jungen, die sich versammelt hatten, und sein Kleid an allen Ecken und Enden betrachteten. „Wo ist er denn gebürtig? gewiß aus Buchstehude?"

„Nein!" sprach Hans Wurst, „ich bin aus Tripstrille, wo mein Vater ein berühmter Schneider ist, und wo der gelehrte Schulmeister Beistrich den ersten Grund zu meiner Weisheit legte."

Inzwischen fing es an, gelinde zu regnen; da spannte denn Hans Wurst seinen Regenschirm aus, und alsobald klimperte es davon zu Boden, lauter funkel-nagel-neue Goldstücke, wie aus einem Ei geschält, bildsauber.

„Das ist doch ein närrischer Gesell!“ sprachen die Tagediebe, Pflastertreter, Eckensteher und lustigen Jungen, hell auflachend; denn sie kannten die Zauberkraft des Regenschirms nicht, und meinten, Hans Wurst habe seinen ganzen Schatz, statt in einem Beutel, im Regenschirm mit sich getragen, und ihn nun durch das Aufspannen desselben unklugerweise verschleudert. Es waren übrigens einige alsogleich beschäftigt, das schöne edle Metall sorgsam vom Boden aufzulesen, und es vor weiterer Verunglimpfung in ihren Taschen zu bewahren. Alle aber waren, als sie bemerkten, daß der närrische Kauz Geld in Hülle und Fülle besitze, einmüthig der Meinung, er sey doch gar nicht so albern. Das ist nun einmal so; Geld regiert die Welt! und es darf einer noch so klug seyn, und arm dabei, — so wird ihm doch niemand einen Heller ohne Pfand leihen. Und es darf einer so dumm seyn, daß er Heu statt Sauerkraut speist, und Geld haben wie Heu, stracks werden die Leute sagen: der hat die Weisheit mit Löffeln gegessen. Darum, wie die Gaudicke, die den Hans

Wurst noch vor ein Paar Minuten um seiner sonderbaren Kleider willen so verspottet, sahen, daß es bei ihm Geld regnete, so wurden sie augenblicklich alle ungeheuer höflich, und machten einer einen tiefern Krahfuß als der andere — stritten sich auch ordentlich um die Ehre, wer ihm den Weg zu den Werkstätten der Rußigen weisen sollte.

Hans Wurst war jedoch ziemlich klug, und faltete, als er bemerkte, daß sein Regenschirm wirklich die Zauberkraft besitze, denselben schnell zusammen, wodurch er die müßigen Gaffer wirklich in dem Glauben bestätigte, er habe sein Reisegeld, oder wenigstens einen Theil desselben, statt im Beutel, im Regenschirm bei sich getragen.

Hans Wurst begab sich nun, von der dienstwilligen Schaar geführt und begleitet, in den Bereich der Rußigen, und stand vor einem stattlichen Hause, über dessen Thüre ein großes, geheimnißvolles Zeichen schwebte, der künstlich verschlungene Trudenfuß, durch welchen das Haus mit besonderem Zauber geweiht und beschützt erschien; es war nämlich die Hochstube der Rußigen, worinnen mehr als ein Schoppen bei neuen Weinen und zu Ehren des Gewerkes und nach allen Regeln der Kunst sauber geleert wurden. — Als Hans Wurst in die große, mit zierlichem hölzernen Tafelwerk und allerlei Schnitzereien geschmückte

Stube eintrat, huben Alle, die ihn erblickten, zu lachen an, worüber er ſich jedoch jetzt nicht mehr ärgerte, ſondern aus vollem Halſe mitlachte; denn es kam ihm närriſch genug vor, daß ſo viele geſetzte Leute, mit krauſen Bärten und ſtämmigen Fäuſten ſein ſcheckiges Gewand ſo ganz außer der Weiſe finden konnten. Er begab ſich nunmehr zu dem Altmeiſter, welcher ſehr gravitätiſch, wie ein wahrer Oelgötze, vor ſeiner ungeheuren ſilbernen Kanne da ſaß, die Hände mit Salbung und Majeſtät über ſeinem rundlichen Wanſte zuſammengefaltet hielt, und unverwandt den breiten, wie einen Fiſchkopf geſtalteten Schnabel der Kanne betrachtete, als müſſe er eben aus dem reichen, vielfach verſchlungenen, künſtlich getriebenen Bildern der ganzen Zunft prophezeihen, welche in gewiſſen Augenblicken ſehr gläubig in der Beſchauung ſeines doppelten Kinnes verweilte.

Hans Wurſt ſchritt von dem untern Ende der Tafel, wo die jungen Geſellen ſaßen, und mit den Deckeln ſo luſtig den Tact klapperten, als ſchwängen ſie die Hämmer, langſam und bedächtig weiter hinauf, wo die klugen Spruchſprecher ſaßen, mit vielen ſilbernen Ringlein und Denkmünzen und wunderlich geformten Sinnbildern behangen, und mit dem elfenbeinernen Stäbchen, womit ſie dreimal auf den Tiſch ſchlugen und zum Stillſchweigen auf-

forderten. Endlich kam er unter vielen Komplimenten bis zu dem Altmeister selbst, der ihn mit den klugen Aeuglein, die unter den ehrwürdigen, silberweißen Augenbrauneu hervorblinzelten, gar freundlich ansah, das stolze Haupt lächelnd zum Gruße neigend. „Was ist denn Euer Begehr?“ fragte der Altmeister, „seyd uns vor Allem freundlichst willkommen, und überzeugt Euch, wenn ihr anders unsere Gastfreundlichkeit hier in Anspruch zu nehmen gedenkt, daß wir Euch Alles, was in Kunst und Ehren möglich ist, gerne auftreiben wollen.“ Er winkte, dem Gast einen langen, breiten Lehnstuhl herbeizurücken; und auf sein Geheiß geschah es auch alsogleich; denn ein kleiner kniepsiger Bursche mit feuerrothem Gesicht und etwas grünlichen Haaren brachte denselben augenblicklich herbei, und nöthigte den Hans Wurst ziemlich unsanft, sich darauf niederzulassen.

Nachdem Hans Wurst von dem dargebotenen Becher höflich Bescheid gethan, eröffnete er dem Altmeister sein Anliegen, wie daß er hieher gekommen sey, um wegen des berühmten Nürnberger Trichters Nachfrage zu halten, ob ihm derselbe nicht gegen ein Billiges abgelassen werden könnte, indem er Lust habe, nicht blos selbst ein weiser Mann zu werden, sondern auch vermittelst des Nürnberger Trichters allenthalben, wo er hinkäme, die Leute klug und verständig zu machen.

Nachdem er auf dieſe Weiſe ſein Anliegen vorgebracht, erwartete er den Ausſpruch. — Statt deſſen aber erhob ſich ein allgemeines, ſchallendes Gelächter, und der Altmeiſter ſprach, indem er dem feuerrothen Burſchen mit den grünen Haaren einen heimlichen Wink gab, mit vieler Würde zu Hans Wurſt: „Geehrter und inſonderheit hochgeſchätzter Fremdling und Gaſt! wenn es Euch gefällig wäre, mit eigenen Augen in meiner Werkſtätte nachzuſehen, ob daſelbſt unter vielen künſtlichen Sachen, die von Alters Zeiten her dort aufgeſpeichert liegen, ſich auch der bewußte Trichter vorfindet — ſo ſoll Euch mein treuer Burſche hinbegleiten.“

„Ihr ſeyd ſehr gütig,“ erwiederte Hans Wurſt, „und mit Eurer Erlaubniß will ich hingehen und nachſehen.“

Mittlerweile hatte der kleine rothe Kerl, dem der Regenſchirm ſchon von Anfang her ſehr verdächtig vorgekommen, denſelben bei Seite geſchafft, nahm dann haſtig, und wie mit der größten Freundlichkeit den guten Hans Wurſt beim Arm, und führte ihn die Kreuz und die Quer bis zu der Werkſtätte, wo in der Eſſe noch etliche Kohlen glimmten. Kaum war Hans Wurſt in die große Werkſtätte eingetreten, als auch ſchon der kleine rothe Kerl mit den grünen Haaren und Augenbraunen ſich ſehr emſig um ihn

zu schaffen machte, und mit der größten Geläufigkeit eine bunte Menge künstlicher Metallarbeiten vor ihm auslegte, so daß Hans Wurst davon wie von einem Walle umschanzt war. Während Hans Wurst nun mit vielem Eifer rings stöberte und wühlte, und ungeduldig unter vielen kleinen und größern Trichtern nach dem berühmten Zaubertrichter suchte, — Schlupp! war des Altmeisters feuerrother Bursche zur Thüre hinaus gehuscht, die er hinter sich verschloß, so daß Hans Wurst, ehe er sich's vermerkte, in der Werkstätte der Rußigen gefangen war.

Hans Wurst merkte es im Eifer Anfangs nicht, daß er eingeschlossen war, und glaubte auch gar nicht, daß die Ruchlosigkeit der Rußigen so arg seyn könnte, wie der junge feuerrothe Kerl mit den grünen Haaren und Augenbraunen es wirklich ausheckte; denn dieser hatte nichts Geringeres mit allen Gesellen und Meistern besprochen, als daß Hans Wurst am andern Morgen in den großen Schmelzofen geworfen werden sollte, damit der zauberkräftige Regenschirm, über dessen herrliche Wirkungen die Rußigen bereits Kunde und Gewißheit erlangt hatten, als köstliches Erbstück bei der Zunft verbleiben möge.

Nachdem nun Hans Wurst eine geraume Weile unter den schönen, künstlich-gefertigten Arbeiten in der Werkstätte sich emsig umgesehen, wurde er doch

allmählich ärgerlich und ahnte eine Schelmerei, denn er konnte darunter den Weisheitstrichter durchaus nicht finden.

„Es ist doch ganz jämmerlich," sprach er verdrießlich, „ich glaube wahrhaftig, der wohlehrwürdige Altmeister und alle die handfesten rußigen Gesellen zusammen sind nichts als Gaudiebe, welche mich auf eine glimpfliche Art um mein Geld zu prellen gedenken. Da ist der Trichter nun einmal nicht, und ich will nun schnell zurück in die Zechstube, und den sonderbaren Herren das Rauhe herauskehren. Element noch einmal! bin ich deßhalb ausgegangen, um klug zu werden, daß ich in Nürnberg den Nürnbergertrichter nicht finde? Habe ich deßhalb Geld wie Heu und einen Regenschirm, wie der König von Spanien keinen hat?" „Keinen hat!" kicherte eine feine Stimme, die nicht viel lauter klang, als wie das Knistern einer Flamme, die eben vom Blasebalg angefacht worden. Hans Wurst sah sich befremdet um, konnte aber, so scharf er ringsum blickte, doch nirgends ein menschliches Wesen gewahren, welches die Worte etwa gesprochen haben mochte. „Das ist doch seltsam," sprach Hans Wurst endlich, „da unterhält sich einer mit mir, indem er mich für einen Narren hält, und mir gewiß geheimnißvolle Grobheiten sagt. Wenn ich den Burschen nur sehen könnte!"

„Da bin ich ja," erwiederte es ihm.

„Ja wo denn?" sprach Hans Wurst.

„Hier in der Esse auf den Kohlen," versetzte es ihm, „bin dein guter Freund und will dich warnen, wenn du mir etwas zu Liebe thun willst."

„Mit tausend Freuden, mein unsichtbarer Freund," rief Hans Wurst, indem er sich nach der Esse wendete. Da raschelte und huschte es aus den Kohlen näher und näher herbei, lang gestreckt wie eine glatte, reinliche Eidechse mit funkelnden Augen; es war der Salamander, der den Hans Wurst folgendermaßen anredete:

„Du mußt wissen, daß ich eigentlich ein großer König bin, und ein weites Reich besitze im Kern der Erde, habe eine schöne tugendhafte Königin zur Frau, und drei große Schlösser, eins in Island und zwei in Welschland; in diesen Schlössern dampft immerdar der Schlot, weil das ganze Jahr hindurch gesotten und gebraten wird; nämlich lauter arme Seelen. Nun habe ich auch da drunten eine Menge Feuerarbeiter, die mir und meiner Gemahlin, der Frau Salamandrine, köstliches Geschmeide arbeiten mußten; das waren zuchtlose Bursche, eine ganze Bande von Goliath! hießen Cyclopen, und empörten sich gegen mich, und brachten es endlich so weit, daß einer von ihnen, der heißt Polyphemos, im Bunde

mit Hydor, dem König der Gewässer, mich und meine Gemahlin verzauberte, daß wir nun in dieser schmählichen Gestalt, in welcher du uns erblickst, so lange umherwandeln müssen, und den Rußigen dienen, als bis eine Schönheit, die von Jedermann als häßlich verabscheut wird, in ihrer Häßlichkeit einen Ritter gewinnt, der ihr im Blüthenkelch einer Aloe das Schönheitswasser bringt, welches in der berühmten alten Stadt Cöln am Rhein bei Johann Maria Farina in der Walpurgisnacht, wann er die große Entdeckung machen wird, dadurch zu gewinnen ist, daß man ihn mit einer Locke aus dem Barte des ewigen Juden an die Nase kitzelt; und nun wisse, du hoffnungsvoller Jüngling Hans Wurst, daß du es bist und kein Anderer, der mich aus dieser, eben so schmählichen als empfindlichen Gefangenschaft befreien kann; denn stelle dir nur vor: ich muß, durch die Tücke des Polyphemos gezwungen, seit 300 Jahren immerdar in der Esse auf den glühenden Kohlen sitzen, und durch meine geheimnißvolle Gegenwart das Werk der Rußigen fördern; dabei ist gar nicht zu beschreiben, was für Püffe ich oft bekomme, denn die Kerle sind grob trotz Goliath und allen Philistern, fürchterlich grob, und es schickt sich doch eigentlich für einen König nicht, Prügel zu bekommen; ich wär' auch längst schon grün und blau geworden, wenn ich nicht von

Anbeginn her schwarz und feuerroth wäre; das allein schützt mich vor den blauen Flecken, aber durchaus nicht vor den Püffen. Hast du Lust und Muth, mich zu befreien, so will ich dir auch sagen, was deinem Leben droht, und wo du den Weisheitstrichter finden kannst."

„Muth habe ich, Ew. Majestät," sprach Hans Wurst, „hauptsächlich wenn es seyn muß, und dann findet sich auch die Lust nebenbei."

„Nun, so höre!" fuhr der Salamander fort; „sie haben dir bereits deinen zauberkräftigen Regenschirm gestipitzt, und damit du sie nicht vor Gericht verklagen kannst, so wollen sie morgen allesammt anrücken und dich in den großen Schmelzofen werfen zu der Glockenspeise. Was endlich den Weisheitstrichter betrifft, so hat diesen vor 20 Jahren der Astrolog des Königs von Utopien an sich gebracht, um vermittelst desselben dem Königssohn die Weisheit beizubringen. Denn der Prinz von Utopien soll in seiner Kindheit von einer mächtigen Fee ausgewechselt worden seyn. Ja so! — etwas hätte ich beinahe vergessen, und das macht mich jetzt sehr bedenklich; denn es gilt auch die Bedingung, daß der Ritter, welcher jene Bedingungen zu erfüllen hat, aus einem hohen Geblüte sey."

„Ach Herr Je!" rief Hans Wurst, „dann ist's nichts mit mir, denn ich bin ein Schneidersohn,

wie Ew. Majestät schon an meiner Jacke und meinen Hosen ersehen kann."

Der Salamander seufzte recht schwer aus der Brust, und sprach dann beklommen: „Ja dann ist's freilich nichts; aber ich will doch die Hoffnung nicht aufgeben, und nun höre für's Erste meinen guten Rath: wenn die Rußigen morgen kommen, so sey fein artig gegen sie, und sage, du hättest zwar nicht gefunden, was du suchtest, aber du wolltest einen neuen Trichter bei ihnen bestellen, und ihnen dafür an Gut und Geld geben, was sie verlangen würden; denn es käme dir nicht darauf an, und du wärest mit verschiedenen Zaubergaben gesegnet; dann werden sie hoffen, dir, bevor sie dich tödten, noch die andern Zaubergaben abzulocken, und Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Thue gar nichts dergleichen von deinem Regenschirm, sondern mache dich nur auf die Beine, und wenn du Zeit und Gelegenheit findest, die Bedingungen zu erfüllen, die zu meiner Erlösung nothwendig sind, so gedenke meiner."

Hans Wurst bedankte sich sehr höflich, und war überaus gerührt über die Gutmüthigkeit des armen Salamanders, beschloß auch, seiner gewiß nicht zu vergessen, und sollte er darüber in die größten Verdrießlichkeiten kommen; denn er hatte ein schönes Herz, der brave, edle Hans Wurst!

Als nun der Tag graute, kamen die Rußigen alle in ihren schwarzen Schurzfellen, mit Schürhaken und Blasbälgen, und waren Willens, den Hans Wurst in die Glockenspeise zu werfen. — Der Hans Wurst that, als ob er gar nichts vermuthete, sondern sprach so vernünftig, wie der Salamander gerathen hatte, daß die Rußigen wirklich stutzig wurden, und bei sich dachten: „Holla! Wir müssen ihn noch aufsparen, daß wir ihm auch die übrigen Zaubergaben entlocken. Doch wollen wir ihn unter polizeiliche Aufsicht stellen.“

Und nun bestellten sie heimlich den fuchsrothen Kerl mit den grünspanfarbigen Haaren und Augenbraunen zum Wächter des Hans Wurst; er sollte Acht haben, daß der gefährliche Schneidersohn es nicht etwa machte, wie ein verschuldeter Kaufmann, oder ein Holländer, das heißt, daß er nicht, ohne Abschied zu nehmen, in der weiten Welt auf Reisen ginge.

Nun hatte Hans Wurst seine schwere Noth, auszusinnen, wie er seinen feuerrothen Wächter sich vom Halse schaffte, denn er witterte gleich, woher der Wind blies.

Da war nun eine Schenke, die hieß früher: zur blitzblauen Fastenbretzel, der jetzige Besitzer der Wirthschaft aber hatte sie aus Eitelkeit umgetauft, und nannte sie, um den altmodischen Namen durch einen sehr wohlklingenden modernen zu ersetzen:

Wein-, Bier-, Schnaps-, und Kaffee-Wirthschaft zum rosenfarbenen Hunde. Dorthin ging nun Hans Wurst sehr eifrig, und eben so eifrig folgte ihm der feuerrothe Bursche mit den grünspanfarbigen Augenbrauen. Nun saß Hans Wurst eines Abends recht verdrießlich in der Schenke, weil sein feuerrother Aufseher einen Durst hatte, der nicht zu löschen war, was doch Alles auf Kosten seiner Parapluie-Ducaten herging, und nebstbei war auch keine Idee, daß der unergründliche Aufseher, so viel er trank, je betrunken wurde; denn was der vertragen konnte, das ging wirklich über alle Beschreibung. An dem Tische aber hatte sich an jenem Abend auch ein Reisender eingefunden, der ein sehr grämliches Gesicht machte und sich Waizenbier und Citronen geben ließ. Hans Wurst rückte näher zu ihm, denn es dauerte ihn sehr, daß der Fremde ein so trauriges Gesicht machte, und fragte ihn, was ihm denn eigentlich fehle. —

„Ach!“ erwiederte der Fremde, „soll ich nicht ein trauriges Gesicht machen, da ich doch nie in meinem Leben rasten kann, und immerdar auf der Wanderschaft seyn muß, denn ich bin, unter uns gesagt, der ewige Jude.“

„So?“ sprach Hans Wurst. „Was gebt Ihr mir, wenn ich alle Falten aus Eurem Gesichte glätte?“

„Ach das sind Narrenspossen," versetzte der ewige Jude.

„Nein, das sind wahrhaftig keine Narrenspossen," sprach Hans Wurst, „auf Ehre! ich kann's, was gebt Ihr mir dafür?"

„Freund," antwortete der ewige Jude, „wenn Ihr das könntet, ja wahrhaftig, ich bin zwar nur ein armer Mann, der sich mit seinem Bischen Schacher durch die Welt bringen muß, aber mein letztes Hemd gäbe ich Euch, und das will viel heißen, denn ich habe nur ein einziges."

„Nun! das verlange ich nun eben nicht," meinte Hans Wurst, „aber" — so fügte er leiser hinzu, indem er ihm näher auf'n Leib rückte — „zwei Dinge verlange ich als Lohn, nämlich erstens eine Locke aus Eurem Bart —"

„Nein! was thut Ihr mit meiner Locke?" unterbrach ihn der ewige Jude.

Hans Wurst fuhr hierauf fort: „Und für's Zweite: seht Euch einmal den Burschen dort an, was meint Ihr? er ist wohl feuerroth genug, um für einen brennenden Dornbusch zu gelten? Wenn Ihr mir den Burschen dort vom Halse schafft, und eine kleine Locke aus Eurem Barte gebt, so will ich Euch alle Falten so glatt bügeln, daß ihr hübsch seyn sollt, trotz einem."

„Topp!“ sprach der ewige Jude, „mit dem feuerrothen Kameraden will ich schon fertig werden, und da habt Ihr die Locke aus meinem Bart; nun thut aber auch Eure Schuldigkeit!“

Nun gingen sie in ein Seitenstübchen, und da bügelte denn Hans Wurst dem ewigen Juden alle Falten aus dem Gesichte, so daß sich der Alte wieder mit Anstand vor allen Leuten sehen lassen konnte, und schritt nun rasch heraus, setzte sich zu dem feuerrothen Burschen, klang mit ihm an und verwickelte sich in ein Gespräch mit ihm, — während dessen er mit dem Licht immer näher und näher ganz unvermerkt an seine Perücke rückte. Ehe sich's der Spürhund versah, stand auch sein Kopf in hellen Flammen, und während er sich bemühte, den Brand mit einem Maß Bier zu dämpfen, war unser Freund Hans Wurst bereits schnell wie der Wind zum Tempel hinaus, und gewann das Weite. —

Viertes Capitel.

Nachdem Hans Wurst einige Tage lang auf gut Glück gewandert war, kam er endlich in das Reich Utopien, wo ihm der Zöllner an der Gränze mit dem

Kopf unter dem Arme entgegen kam und, nachdem er ihn artig begrüßt, den Kopf, wie andere ehrliche Leute den Hut, wieder aufsetzte; auch fragte er ihn um den Paß; da aber Hans Wurst keinen aufzuweisen hatte, so begnügte sich der Zöllner damit, daß ihm Hans Wurst einen schönen blanken Vierundzwanziger in die Hand drückte. Hans Wurst erkundigte sich auch gleich an der Gränze um die Merkwürdigkeiten des Landes, und da hörte er denn, daß der König von Utopien seiner schweren Regierungsgeschäfte halber schon seit mehreren Jahren von einer fürchterlichen Krankheit befallen sey, gegen welche kein Arzt ein Mittel gefunden habe. Die Krankheit habe einen gräulichen ausländischen Namen, und heiße Langeweile, und der König habe ein Edict ausgehen lassen in alle Welt, worin angegeben sey, daß er demjenigen, der ihn von dieser fürchterlichen Krankheit befreie, alles Mögliche versprechen wolle.

„Aha!“ dachte Hans-Wurst, „das Ziel meiner Reise ist nahe. Wo wohnt denn der König?“

Der Gränzzöllner erwiederte: „Dort auf dem nächsten goldenen Berge, den er demjenigen versprechen will, der ihn von seiner Krankheit befreit.“

„Nun das ist gut,“ versetzte Hans Wurst, „da will ich mich augenblicklich auf den Weg machen, und ihn aufsuchen.“

Nun ging Hans Wurſt geradeswegs dem goldenen Berge zu, und zum Schloß des Königs hinein, und kam in eine große Halle, wo die Hofgelehrten alle an einer breiten runden Tafel ſaßen und die Klugheit mit Löffeln aßen. Hans Wurſt verſpürte ſehr großen Appetit, und trat daher ohne weitere Umſtände mit den Worten zum Tiſche: „Meine Herren! wenn es erlaubt wäre, etwas zuzulangen, ſo würde ich mir die Freiheit nehmen — "

„Hier nimmt man ſich nicht die Freiheit, — " ſchnauzte ihn einer von den gelehrten Herren an, „das Gericht, welches wir eſſen, reicht gerade nur für uns hin; überdem ſeyd Ihr ein Ausländer, und bei uns dürfen nur die Inländer die Klugheit mit Löffeln eſſen."

Hans Wurſt entſchuldigte ſich, und bemerkte zugleich, daß ein großer Trichter von Mund zu Mund ging, aus welchem ſie tranken. Aber er mußte heimlich über ihre große Ungeſchicklichkeit lachen; denn wenn ſie die kleine Oeffnung des Trichters an den Mund ſetzten, um die Klugheit daraus zu ſaugen, ſo rann ſie durch die große Oeffnung auf der andern Seite wieder heraus. Das war nun der berühmte Nürnberger-Trichter, welchen der Hof-Aſtrolog für den Prinzen gekauft hatte, und wodurch ſie alle nunmehr außerordentlich klug geworden waren.

Hans Wurst ließ sich nach einer kleinen Weile bei dem Könige als einen kundigen Arzt melden, welcher sein Siechthum ganz untrüglich zu heilen versprach. Es kam auch bald ein Kämmerling und zeigte dem Doctor Hans Wurst den allergnädigsten Willen des Königs an, daß es ihm in höchster Milde verstattet worden sey, vorgelassen zu werden, und seine Kunst bei Sr. Majestät zu probiren; zu gleicher Zeit wurde ihm aber auch angedeutet, daß er, wenn sein Mittel nicht anschlüge, nichts Geringeres zu befahren habe, als daß ihm der Kopf abgeschlagen würde, den er dann nach Belieben unter dem Arme tragen könne. Das war nun freilich keine reizende Aussicht, aber doch noch angenehmer, als eine Aussicht auf dem Dreibein, genannt Galgen. Darum bedachte sich Hans Wurst nicht lange, sondern bedankte sich für die Gnade des Königs, daß er ihn vorlassen wolle, und begab sich alsbald in dessen Gemächer.

Der König von Utopien saß auf einem erhabenen Throne mit finsteren Gebärden, eine goldene Krone mit lichten Karfunkeln besetzt auf dem Haupte, um den Hals hing eine grüne Schlange, die sich in ihren eigenen Leib zum Knoten verbissen hatte, und wie ein Ring von lichten Smaragden funkelte. — Des Königs Stirne war voll grämlicher Falten, und

ringsum in großer Betrübniß ſtanden die Hofherren, ihres Gebieters Siechthum beklagend. Der Prinz aber, der auf einen Augenblick von ſeiner aſtrologiſchen Warte herniedergeſtiegen war, ging mit großen Schritten im Gemache auf und nieder, in weiſe Gedanken vertieft; denn er hatte ja nicht blos durch den Nürnberger Trichter alle Gelehrtheit in den Leib bekommen, ſondern ſpeiste auch jeden Tag die Klugheit mit den Löffeln.

„Was fordert Ihr als Preis Eurer Kunſt,“ fragte der König, nicht ohne durch bedeutendes Gähnen den bedenklichen Zuſtand ſeiner Krankheit augenſcheinlich zu bewahrheiten, welche durch nichts Anderes hervorgebracht war, als durch den magiſchen Knoten, in welchem ſich die Schlange um ſeinen Hals verſchlungen hatte.

„Mit Ew. Majeſtät allergnädigſter Erlaubniß,“ erwiederte Hans Wurſt, „ſind es drei Dinge, welche ich als Preis und Lohn meiner Kunſt in Anſpruch nehme, nämlich für's Erſte, daß Ihr mir den berühmten Nürnberger Trichter zu meinem Eigenthum überlaßt, und zweitens, daß Ihr mich mit höchſt eigener Hand zum Ritter ſchlagt.“

„Ihr ſeyd ſehr verwegen in Euren Forderungen,“ ſprach der König von Utopien, „doch ſey es, macht Euren Verſuch mit mir, und ich will Euch Eure Forderungen bewilligen.“

„Mit Ew. Majestät Erlaubniß," begann der Doctor Hans Wurst, „werde ich den Versuch nicht eher beginnen, als bis Ihr mich wirklich zum Ritter geschlagen habt, und mir den wunderbaren Trichter einhändigt."

„Meinethalben," sprach der König gutmüthig, indem er nicht unterließ zu gähnen. „Kniet nieder, und stehet als Ritter wieder auf; man bringe auch den Nürnberger Trichter herbei. Doch nun folget mir in mein Schlafgemach und nehmt die Operation vor." —

Hans Wurst, welcher nunmehr zum Ritter geschlagen war, folgte dem König in sein Schlafgemach, murmelte dann einige geheimnißvolle Zauberſprüche, zog unter wunderlichen Geberden seine Scheere hervor und legte sie auf den Tisch. Dann nahm er sein Bügeleisen, und bearbeitete damit des Königs Stirn, daß sie gar bald aller Falten entblößt war. „Wie fühlt Ihr Euch jetzt? mein hoher Herr und Gebieter," fragte er den König. „O ganz erklecklich wohl," erwiederte dieser, „nur fühle ich noch immer ein bedeutendes Gähnen, gerade so, als ob meine Krankheit sich noch gar nicht gehoben hätte." — „Schließet die Augen zu," fuhr Hans Wurst fort, und ich werde dann den Rest meiner Operation vollenden." Der König that, wie ihn Hans Wurst

hieß, und schloß die Augen, was ihm in Folge seiner schweren Regierungs-Geschäfte durchaus nicht schwer fiel. Nun nahm Hans Wurst die Scheere, und zerschnitt damit die Schlange.

In demselben Augenblick, als er dieses gethan, fiel es von dem König wie Schuppen ab, und er rief: „Schafft mir diesen Landstreicher da aus den Augen, was will der Gaudieb? Ich glaube, er ist ein Hochverräther, und hat mich ermorden wollen. — Habe ich denn nicht im ganzen Lande verboten, verborgene Waffen zu tragen? — Und ist denn die Scheere nicht eine höchst gefährliche Waffe? besonders in den Händen von Schneidern und andern Schuften?“

Während der König dieß rief, war die Schlange in lauter Edelsteine zerfallen, und die Edelsteine schienen allgemach wie Thautropfen zu verduften. Auf das Geschrei des Königs eilten aber nunmehr alle die Hofherren und Cavaliere herbei, und nahmen augenblicklich den hochverrätherischen Hans Wurst gefangen, ließen ihn auch alsobald, seiner vielen Bitten und Thränen ungeachtet, hinwegschleppen und in einen tiefen Kerker bringen, so daß der Aermste nicht anders dachte, als er müßte wirklich sterben, und es sey gar kein Pardon mehr für ihn.

Und so war es auch. In den tiefen Kerker, worin er lag, schien weder Sonne noch Mond hinein; es war ihm recht trübselig zu Muth. Doch ermannte er sich gar bald wieder, und sprach zu sich selbst: „Eigentlich bin ich doch ein recht großer Thor, und es freut mich auch jetzt, daß ich ein Thor bin, denn die Herren, welche durch den Nürnberger Trichter alle so ungemein klug wurden, sind doch durch die Bank eigentlich recht abscheuliche Tröpfe, und ich möchte nichts auf der Welt, als daß ich geradezu blos ein Ritter der Thorheit wäre. Wenn der Nürnberger Trichter keine anderen Früchte hervorbringt, so verzichte ich gern auf alle Weisheit, und schwöre mit theurem Eid, so wahr ich Hans Wurst heiße und der ganzen Welt eine Nase drehen möchte, so lang wie das Horn des Mondes, daß ich Zeit meines Lebens nicht mehr klug zu werden begehre, sondern bleiben will, wie ich bin, in alle Ewigkeit, Amen!“

Wie er das geschworen, so sprang plötzlich die Thür seines Gefängnisses auf, und vor ihm lag ein wunderbarer Garten, mit Blumen und Blüthen aller Art, und in der Mitte des Gartens wuchs eine herrliche Aloe, die in duftiger Blüthe prangte. Rings um die Aloe aber ringelte sich eine Zauberschlange mit einem goldenen Krönlein auf dem Haupte. Als

er nun über die Schlange hinweg zur Aloe ſchreiten wollte, um ihren Blüthenkelch zu pflücken, da ſang Vogel Rock, der ſeine Fittige weit ausgeſpreitet hatte, und auf derſelben ein glänzendes, aus Luft und Duft gebautes mit Rubinen und Diamanten geſchmücktes Schloß trug, aus deſſen Fenſtern die zierlichſten Kinder mit allerlei luſtigen Gebärden herausſahen und mit Korallenkränzen ſpielten, und in dem bunten Regenbogen herumfingerten. Der Vogel Rock aber ſang: „Es ſchläft ein Zwerg im Hörſelberg, der hat einen Raben begraben, und bevor das Thier nicht wird wieder lebendig, iſt all dein Treiben unbeſtändig; drum, wenn du willſt verſuchen dein Heil, ſo mußt du dir ſchneiden einen goldenen Pfeil, aus Sonnenſtäubchen, gar ſcharf und ſpitz, und dann ſchieße damit geſchickt und fein, zu Cöln am Rhein, dem Herrn Johann Maria Farina in's Herz hinein. Vor Sonnenaufgang muß es vollendet ſeyn.“

Nun hatte der Ritter Hans Wurſt nichts Eiligeres zu thun, als daß er, bevor noch die Aloe verblühte, ihren Kelch pflückte, und ſich raſch auf die Reiſe machte. Er accordirte geſchwind mit einem Hauderer, das war der Süd-Weſt-Wind; der ſpannte ein Paar Schnecken vor, und vermittelſt dieſer Extrapoſt kam der Ritter Hans Wurſt gar bald an den Hörſelberg, wo er ſich wirklich mit dem Zwerg in ein Geſpräch einließ.

Fünftes Capitel.

Der Zwerg im Hörselberg erzählte dem treuen Ritter Hans Wurst gar mancherlei Dinge, die wunderlich genug klangen; er berichtete ihm, wie der Prinz von Utopien doch kein echter Prinz sey, sondern eigentlich ein Schlingel, und auf Deutsch zu sagen, ein recht abscheulicher Schlingel; denn er sey eigentlich gar nicht der Sohn des Königs von Utopien, sondern von der Fee Weisheit gleich nach der Geburt ausgewechselt worden, und sey eigentlich eines Schneiders Sohn aus Tripstrill, während der wahre Prinz von Utopien als Schneidersohn in Tripstrill auferzogen worden sey.

„Herr Je!“ rief der Ritter Hans Wurst ganz verwundert, „das bin ja am Ende ich selbst, das wäre doch zum Guguk, wenn ich ganz plötzlich ein Königssohn wäre; aber wie kann das nur seyn?“

„Das hat seine ganz eigene Bewandtniß,“ erwiederte der Zwerg; „denn die Weisheit, eine gar hochmüthige Frau, sah in dem Königssohn einen dummen Jungen, und in dem Schneidersohn einen sehr klugen; deßhalb verwechselte sie die beiden heimlich, und tödtete dann meinen armen Raben, der um das

ganze Geheimniß wußte, weil er auf ihr Geheiß die beiden Jungen von Utopien nach Tripstrill und hin und wieder getragen hatte. Nun iſt aber der Rabe nicht anders lebendig zu machen, als wenn einer die Sonnenſtäubchen zu Pfeilen ſchmiedet, und von dieſen Pfeilen ſich ſelbſt in's Herz ſchießt."

„Nun, das will ich auch verſuchen," ſprach Hans Wurſt, „das iſt noch immer noch nicht ſo bedenklich, als wenn ich mich in den Rücken ſchießen müßte, denn das wüßte ich wahrhaftig nicht anzuſtellen."

Nun gab ihm auf ſein inſtändiges Bitten der Zwerg einen Hammer und einen Ambos, und ſo ſchmiedete denn der Ritter Hans Wurſt, nachdem er ſich von dem Zwerg ein Schurzfell geliehen hatte, aus den Sonnenſtäubchen Pfeile, und nachdem er ſie fertig gebracht, ſo übte er ſich im Schießen, und ſchoß ſich gerade mitten in's Herz hinein, was ihm nicht ſehr ſchwer fiel, indem er den Pfeil gerade auf ſein Herz angeſetzt hatte. Nun wurde der Rabe lebendig, und der Pfeil flog durch das Herz des Hans Wurſt mitten hindurch, immer fort bis nach Cöln am Rhein, wo der Herr Johann Maria Farina gerade mitten unter ſeinen Tiegeln und Phiolen ſaß, und die Univerſalmedicin austüpfelte. Der Ritter Hans Wurſt aber nahm ſchnell die Blüthe der Aloe

und schwang sich auf den Raben, der sich sehr höflich bedankte, daß er ihn wieder in's Leben zurückgerufen hatte, und der Rabe trug ihn nun in fünfundzwanzig Minuten und einer halben Sekunde geradeswegs nach Cöln am-Rhein in die Stube des Herrn Johann Maria Farina.

In dieser Stube nun duftete es von den wundervollsten Kräutern aus Arabien, Indien und der neuen Welt, durch deren Geruch der Herr Johann Maria Farina in einen Zauberschlaf gewiegt worden war. Und ringsum flatterten bunte Vögel, Kolibri und Paradiesvögel, Zaunkönige und Adler, und etliche Schlangen und Molche hörsten aus den runden Zuckergläsern, worin sie in Weingeist hingen, heraus, tanzten Menuette, und freuten sich des Lebens.

Da draußen aber vor den Fenstern empfahl sich eben die Frau Sonne und hatte einen schönen Regenbogen als Halsband, das wollte sie nicht ablegen, als sie auf den silbernen Stufen in das Zauberschloß des Rheins hinabstieg.

„Ja, was nun machen?“ fragte Hans Wurst sich selbst, unschlüssig und voll hoher Gedanken, denn ihm schwebte immerdar ein liebliches Bild vor den Augen, das Bild der Thorheit, die er selbst in ihrer Häßlichkeit liebgewonnen hatte. „Bin ich nicht ihr Ritter?“ — frug er sich laut, und da fiel ihm eben

noch zur rechten Zeit bei, daß er ja die Locke aus dem Barte des ewigen Juden noch bei sich trage.

Indessen war der Rabe mit dem Blüthenkelch der Aloe hinausgeflogen zur Frau Sonne, die eben eine Thräne weinte, daß sie schon so frühzeitig von der herrlichen alten Stadt Cöln am Rheine scheiden müsse. Diese Thräne hatte der Rabe in dem Blüthenkelch der Aloe aufgefangen und brachte sie nun im selben Augenblicke zurück, als der Hans Wurst, der wichtigen Bedingung eingedenk, dem Herrn Johann Maria Farina mit dem Barte des ewigen Juden an der Nase kitzelte.

Da erwachte dieser, und, während der Ritter Hans Wurst auf dem Raben sich schnell von hinnen schwang, um die Dame Thorheit aufzufinden, setzte sich der Herr Johann Maria Farina in aller Eile hin, und schrieb beim Beginn der Walpurgisnacht mit sympathetischer Dinte das Recept des berühmten kölnischen Wassers für alle sympathetische Seelen nieder. Der Ritter Hans Wurst aber fand nun glücklich die Thorheit, und reichte ihr knieend in dem Kelche der Aloe das Schönheitswasser, womit sie augenblicklich ihre Augenlieder benetzte. Und, kaum hatte sie es gethan, als sich auch schon ihre ganze Gestalt veränderte, und ihr Alter und ihre Häßlichkeit dahinschwand; — Hans Wurst aber, welcher kein Anderer

war, als der Sohn des Königs von Utopien, verlangte jetzt durchaus nicht mehr, den berühmten Nürnberger Weisheits-Trichter zu besitzen, sondern vergönnte ihn denen, welche die Klugheit mit Löffeln aßen, von ganzem Herzen, und fühlte sich bei weitem glücklicher, daß er von nun an für immer blos der Ritter der Thorheit blieb. Dadurch war nun auch der gute König Salamander mit sammt seiner Gemahlin, der Frau Salamandrine, aus der Gewalt der Rußigen befreit, und an demselben Tage, an welchem der Ritter Hans Wurst mit der Königin Thorheit Hochzeit hielt, kam auch der König Salamander als Gast, und brachte ihm zum Geschenk eine schöne Schellenmütze, deren Schellen die Rußigen auf sein Geheiß aus dem Golde des Regenschirms hatten fertigen müssen. Das war aber nun ein Jubel und kein Ende. Die Musikanten spielten die lustigsten Walzer auf. — Hans und Thorheit heiratheten sich, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

Graf Pelican.

I.

Es war einmal ein reicher Graf, der drei Söhne hatte, die er über alles liebte und von denen der jüngste noch nicht volljährig war; deßhalb hielt und hegte er diesen stets am liebsten vor den beiden andern, nachdem er seine Grafschaft in zwei Hälften für diese seine beiden ältern Söhne getheilt hatte, und sich nur den reichen Schatz als letztes Eigenthum vorbehielt, um ihn dem minderjährigen Liebling zu bewahren.

Nun war eines Tages der alte Graf schlafen gegangen, und die drei Söhne standen noch zechend in einem großen Saale, an dessen beiden Seiten Gänge und Thüren zu den verschiedenen Gemächern und Außenwerken des Schlosses leiteten. Die Lampe brannte düster, der älteste Sohn aber ging oftmals im Saale auf und nieder und blieb dann bei einer schweren eichenen Thüre stehen, sah durch's Schlüssel-

loch hinein und murmelte: „Ha! wie es dort immer funkelt und flammt und flimmert, und von tausend Edelsteinen blitzt! Wie reich doch unsers Vaters Schatzkammer gefüllt ist mit Gut und Gold, und wir müssen hier außen knausern und kalmausern, wie lumpiges Bettelvolk; der Trank, der uns behagt, wird uns vorgemessen; des Goldes tragen wir nicht mehr auf dem Leibe, als eine Fliege auf dem Rüssel und bei Jagd und Spiel müssen wir neben den reicheren Freunden und Junkherrn armselig und verachtet einhergehen! — Doch horch! wie es in der Schatzkammer drinnen so lustig klingt und singt, als wie von lieblichen Flöten und Fiedeln“ — und während er sein Ohr an das Schlüsselloch anlegte, war ihm, als hörte und sähe er ganz deutlich die Rubinen und Diamanten in zierlichen Gestalten umhertanzen und poltern, und dazu wie aus feinen Glöcklein und Kehlen singen: Bim! Bim! — Nimm! Nimm! — Wie hell, wie fein! Alles dein! — Alles dein! Kostum herein! — Nimm! Nimm! — Bim! Bim!“ —

Und der zweite Bruder setzte den Becher aufmerksam auf den Tisch — (er hatte auch das seltsame Liedlein gehört) und ging zur Thür der Schatzkammer hin, blinzte durch das Schlüsselloch hinein und sah darin eine Menge kleiner Männchen in bunten

ſtimmernden Röckchen mit Augen von Edelſteinen und ſchweren goldenen Wämſern; die ſprangen alle aus den Geldtruhen luſtig heraus, da die ſchweren Deckel geöffnet ſtanden und klimperten mit den Goldſtücken, hingen ſich die blinkenden Ketten, die drinnen lagen, um die Bruſt, ſetzten ſich die hellen Diamanten auf die Mützen und tanzten ſeltſam umher, wobei ſie bald das Gold, bald die koſtbaren Geſchmeide in die Höhe hielten, und wie zur Schau einluden. Der jüngſte Sohn aber blieb ruhig beim Tiſche ſitzen, las in einem alten Buche und theilte nicht die Begier ſeiner Brüder, die mit glühenden Blicken immer auf und nieder gingen und mitunter laut ſprachen:

„Wie es lockt, wie es klingt!“ begann der Aelteſte, „da hätten wir ja wohl mit einem Griff Alles, was „unſer Herz begehrt, und dürften nicht mehr ver„achtet und armſelig neben den reicheren Junkern „und Rittern einhertreten und jagen. Ja, wie „Mancher, dem wir jetzt zum Geſpötte ſind, zöge „dann, tiefer ſich neigend, vor uns den Hut, und „Alles mit welchem leichten Griff! — “ Und der zweite Bruder ſprach darauf: „Unſer Vater iſt alt und „mürriſch; denkt er denn ewig zu leben, und ſeine „Schätze und Koſtbarkeiten bis zum jüngſten Tag „aufzubewahren? Sie gehören uns ſo gut, als ihm — „was ſtehen wir denn an! — Haben wir einen

„Wunsch, so schlägt er ihn ab; wollen wir einmal „auch Lust und Freude, so mißt und wägt er uns „die Bissen zu, wie Brod bei der Hungersnoth. — „Sein Vergnügen ist nur, das unsere zu zerstören „und zu verbittern, seine einzige Lust, die unsere „zu schmälern oder ganz zu hemmen! das ist höchst „unnatürlich und wider alles Recht, denn die Schätze „gehören uns so gut, als ihm."

Sie sprachen hierauf noch Mehreres insgeheim, und redeten immer leiser und in sich versunkener, so daß sie gar nicht bemerkten, wie ihr jüngster Bruder während ihrer Gespräche sich aus dem Saale geschlichen hatte und wieder hereingekommen war. — Endlich sprach der Aelteste zum zweiten: „Du hast Recht, lieber Bruder; das Mittel ist gut und leicht. Wir theilen redlich, und die Todten können ja nicht aufstehen und reden, oder wider uns zeugen."

Darauf hielten sie ihre Schwerter an der Seite fest, und gingen zu ihres Vaters Schlafgemach; zu dem Jüngsten aber sprachen sie: „Halt die eichene Schatzkammerthür gut im Auge, wir kommen bald wieder und dann soll das traurige Leben ein Ende haben." Damit gingen sie fort. Der jüngste Bruder aber saß geruhig bei seinem Buche und las aufmerksam in den alten Historien und Reimen weiter.

II.

„Tod und Hölle! wir ſind verrathen, die Peſt dem Schurken auf den Hals, der uns den Streich geſpielt!“ donnerte der älteſte Bruder, als er bleich und athemlos in den Saal zurückkehrte. „Wo iſt der Wicht?“ rief der Zweitgeborne, „reiß ihm das Herz aus, dem Schurken! daß ihn die Hölle! er hat uns verrathen und dem Alten geplaudert! Und nun ſitzen wir da mit der Beſcheerung und können die Schätze hüten, wie verzauberte Zwerge, bis der Graubart wieder kommt, und uns die Ruthe vorhält, Kieſel für Diamanten hinzählt und Blut für Gold.“

„Die That war leicht,“ unterbrach ihn der Aelteſte, „und wär' ſie gethan, keine Seele hätte darnach gefragt; aber daß wir ſie dachten, das Eine untergräbt uns den Boden, daß wir auf leicht überdecktem Abgrund hinwandeln, wo jeder Schritt uns den Tod bringen kann. Mord und Peſt, daß es mißlang!“—

„Was lärmt ihr ſo, liebe Brüder?“ fiel ihm jetzt der Jüngſte in's Wort.

„Regſt du dich, Schlange, die uns verdirbt?“ ſprach der zweite Bruder, „du haſt uns verrathen! und Tauſch für Tauſch! Blut iſt Blut; du haſt dem Alten das Leben gerettet, daß er entflohen.

Wir nehmen das deine! Mach's kurz, bet' ein Vaterunser!" —

„Blick nicht so starr und unwissend um dich!" grollte ihn der Aelteste an, „gesteh's immer, du hast dem Vater zur Flucht geholfen; aber Resen soll's Dir nicht bringen!"

„Noch euch die That," sprach der Jüngste frei und offen zu seinen Brüdern. „Ich gesteh's gerne, ich hörte eure schändlichen Anschläge, ich hinterbrachte sie dem Vater, und half ihm zur schnellsten Flucht. Sucht bis an's Ende der Welt, und ihr werdet den Flüchtling nicht finden; durchstoßt mich jetzt. Ist's ein Bubenstück, was ich gethan, so that ich's. Gebt mir den Tod!" —

So sprach der Jüngste, und sein zweiter Bruder hatte bereits sein Schwert bis zur Hälfte gezogen, um ihn auf ewig zum Schweigen zu bringen; aber der Aelteste faßte ihn wild lachend und doch bebend beim Arm, und rief: „Laß den Knaben! Im Grunde fordern wir nur Blut um Blut und des Alten Blut ist doch nicht geflossen; auch hab' ich," fügte er schauernd hinzu — „ein Grauen, Blut fließen zu seh'n."

„Du bist ein sehr schwachherziger erbärmlicher Narr!" — erwiederte ihm der Zweite.

„Sag', was du willst," — versetzte ihm der Aelteste — „aber als wir über unsers Vaters

Schwelle traten, war mir, als ſähe ich einen Cherub Wache davor halten, ganz gekleidet in Blut, der hielt ein blutiges Schwert in der Fauſt, und ſein Auge war Flammen! und mir war's, als berührte er mit dem Blutſchwert meine Stirne und ſpräche und ſchriebe darauf: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren!“ — Mir aber brannte die Schrift auf der Stirn und der Todtenſchweiß ſtand mir darauf. Als ich ihn aber abwiſchte, war's Blut. Ich könnte kein Blut ſehen, ohne daß ich an dieſe Worte dächte. Darum, Bruder! tödt' ihn nicht mit dem Schwert!“

„Meinethalben nicht mit dem Schwert,“ rief kalt der zweite Bruder, „aber ſterben muß er!“ „Leben um Leben, das unſre gilt uns mehr. Sperre ihn in den Thurm, ſo hoch als keine Leiter reicht, und keines Menſchen Ohr ſein Geſchrei hört. Hunger iſt ein wackerer Edelmann, er leitet ſeinen Stamm vom alten Adam her und führt den Tod im Wappen. So mag er denn ſein Faſten lernen, vielleicht geſchieht's, daß er bei lebendigem Leibe ſtirbt. Wer kann dafür? Wenn die Vögel des Himmels an ſeinem Fenſter vorbeifliegen, und ihn ätzen aus Mitleid, dann mag es bei uns desgleichen einkehren, dann ſeyen wir keiner Gnade mehr theilhaftig im Himmel und auf Erden; bis dahin guten Appetit, ſchwatzhaftes Knäblein!“ Er ſprach's, und ſie

schleppten den jungen Knaben den hohen Thurm hinan in ein enges Gemach, das höchste des ganzen Thurmes, wo nur die Vögel des Himmels vorüber flogen, und kein menschliches Ohr von unten sein Geschrei hören konnte, und keine Leiter hinaufreichte.

III.

Der alte Graf ging als Flüchtling auf seinem eignen Land; als er nun drei Tage lang gegangen war durch Wald und Flur, bei Nacht und Nebel, stand er an der Grenzmark seiner Grafschaft, blickte noch einmal zurück auf sein Eigenthum und weinte dann heiße Thränen und sprach: „Ist denn irgend Einer elender als ich, der vor Kurzem sich noch den Gesegnetsten nannte? Nichts mein eigen auf der ganzen weiten Welt, als meine Thränen; der wilde Wald mein Nachtquartier, die Furcht mein Roß, die Verfolgung mein Begleiter, und in meinem Herzen der Sporn, die unendliche Liebe, die ich zu denen trug, welche mich jetzt verfolgen, zu meinen ungerathenen Kindern, und denen ich noch immer nicht fluchen will. O! ein Vaterfluch reicht über Kinder und Kindeskinder hin! — Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie mir gethan. — Hab ich doch noch einen süßen Trost, daß mich eine Seele liebt, und das ist auch mein Kind, mein

jüngstes." — Bei diesen Worten runzelten sich die Brauen des Alten in schwerer Besorgniß, und er sprach: „O du mein treuer Sohn, daß du doch ferne bist, vielleicht um meinetwillen von den falschen Brüdern verfolgt. Es steigt mir eine neue ungeheure Angst im Herzen auf um mein jüngstes Kind, so, daß ich mir fast Flügel wünschte, um bei ihm zu seyn, und es an meinem Herzen zu schirmen, daß ihm kein Leid geschieht."

Wie der Graf dieses sprach, ward ihm immer unheimlicher zu Muthe, und die Zweige des Waldes, worin er stand, bebten und flüsterten durch einander; die alten Föhren schüttelten ihr grangrünes Haar und wackelten bedächtig mit den Häuptern. Die Wasser aber, die da vorüberflossen, brauſten immer heiserer, und dann war es wieder, als tauchten aus den Wellen Klagetöne empor, die über die Blumen des Ufers hinzitterten, daß diese ihre Kelche bald auf- und bald zuschlossen, als hätten sie ein unendliches Herzleid, was sie gerne klagen möchten.

Auf einem hohen Eichbaum war aber ein Nest voll Schwalben, zu denen eben die Mutter mit Atzung heimgeflogen kam; diese sang also zu den Jungen, welche emsig und liebevoll zur Mutter zwitscherten:

„Ich hab' ihn geseh'n, ich hab' ihn geseh'n.
Jung Knabe muß schmählich zu Grunde geh'n;

Sie haben ihn in hohen Thurm geſperrt,
Kein Menſchenohr ſein Klagen hört.
Und weil er gerettet ſein Vätertein,
Nun woll'n ſie ihm rauben das Leben ſein.
Es bringt ihm Keiner Speis und Trank.
So ſitzt der Knab' drei Tage lang.
Er ſitzt dreißig Klafter in der Höh'.
Der Hunger thut weh, der Hunger thut weh!"

So ſang die Schwalbenmutter, und ätzte dann ihre Jungen. Der alte Graf aber zerrauſte ſeinen grauen Bart, und zerſchlug ſich die Bruſt im raſenden Schmerz, und ſprach: „Bis ich dahin käme, iſt der Knabe wohl längſt todt! O warum hab' ich keine Flügel, um zu ihm zu fliegen! — All' ihr himmliſchen Mächte! wär' ich ein Pelican, wie gern ritzte ich mir mit dem ſcharfen Schnabel die Bruſt auf, und letzte den Knaben mit meinem Herzblut vor'm Hungertod!"

Und wie er den Wunſch ausgeſprochen hatte, fühlte er ſich plötzlich von der Erde emporgehoben, und wie von Flügeln getragen; jetzt ſchwebte er bereits über dem Eichbaum, wo die Schwalbenmutter ihre Jungen ſpeiſte, und immer höher ging's jetzt fort im ſauſenden Fluge. Und als er von der Höhe auf die Fläche hinabſah, erblickte er ſein Eigenthum und ſeinen Leib befiedert, ſein Haupt war zum Pelicanskopf umgewandelt, und ſein dunkler Mantel flatterte hoch in den Lüften als graues Flügelpaar.

IV.

Im Thurme lag der jüngste Bruder, die Wange bleich, das Auge tiefliegend, rüttelte an den Stäben des Fensters und sprach in Thränen: „O, hätt' ich doch nur einen Tropfen Thau, um mich zu laben, oder eine Krume Brod, wie ich sie oft hinter die reiche Tafel warf! oder wüßt' ich doch nur, was meinem armen flüchtigen Vater für ein Schicksal geworden ist? Gern möcht' ich ja sterben, wüßt' ich, daß Er lebt! Wie mag das Leben doch so süß seyn, wo draußen in der freien Gotteswelt Alles sich freut und lebt, die Blumen blühn, und die klaren krystallenen Brünnlein lustig rinnen, wo der Frühling in reicher Lust Tafel hält, und Alles, Alles geladen ist zur Lust, die aus vollen Schüsseln geschmaust wird, und aus blühenden Kelchen getrunken. Und ich muß hier Alles leben seh'n, und verschmachten, und sterben in meiner Jugend; kein Menschenherz hört unten mein Wehklagen, meine Noth; und wenn sie's hörten, keine Leiter reicht hier herauf, und kein Vöglein selbst fliegt vorüber, das mir, wie der milde Rabe, Speise und Trank brächte in meine Wüste."

Wie der junge Knabe diese Worte gesprochen hatte und von neuem zu seufzen und zu klagen begann, hört er's plötzlich draußen rauschen und flattern, und wie er zum Gitterfenster trat, und den

Kopf durch dasselbe neugierig steckte, ließ sich der Pelican am Gesimse nieder, und sah ihn wehmüthig an, der Knab' ihn wieder, dann sprach dieser: „Ach du getreuer Pelican! wie freut es mich, daß ich doch ein Wesen sehe, das Mitleid hat, und mich heimsucht vor meinem Tode; denn ich bin matt zum Sterben, und habe nicht Speise noch Trank, um zu leben!"

Wie er dieß sprach, sah er, daß der Pelican die Flügel auseinander schlug, und mit dem Schnabel seine Brust aufritzte, so lang, bis das helle Blut daraus sprang. Der junge Knabe neigte sich an des Vogels Brust, und sog daraus begierig, bis er erquickt war, und weinte dann eine Freudenthräne, und dankte dem Himmel für diese neue Fristung seines Lebens. Da begann der Pelican, anfangs süß und leise, und immer zürnender, unheimlich zu singen und zu kreischen, bis er endlich in klaren Worten zur Sprache kam, und also redete:

„Du hast mein Herzblut getrunken, mein Schmerzenssohn, und hättest du mein Leben getrunken, so wär's mir lieb, damit du am Leben bliebst, denn also ist geschrieben worden: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlergehe auf Erden!" — Das haben auch deine Brüder gehört, aber die Worte drangen nicht in ihr Herz, und darum schüttle ich auf sie den Fluch von

meinen Schwingen, und jeder Tropfen Blutes, der dir zum Segen ward, werde ihnen zum Fluche. Als sie mich ermorden wollten, habe ich ihnen verziehen; aber, nun sie dir nach dem Leben trachten, meinem Schmerzenskinde, werfe ich ihnen den Vaterfluch auf's Haupt."

Da klang's durch den Thurm und das Schloß, wie ein Ziſchen und Kreiſchen von hundert Stimmen, es flatterte wie von allerlei grauenhaften Geſtalten, der Sturm heulte um die Zinnen des Thurms, und brach Stein um Stein, bis das Dach des alten Gemäuers zerfiel, und die ſchweren eiſernen Gitterſtangen dröhnend zerſprangen, wie dürres Holz. Der Pelican ward aber immer größer und größer, ſchwang ſich zu dem Knaben hinein, faßte ihn an ſeine Bruſt, die Flügel ſchlangen ſich wie ein rieſiger Faltenmantel um Beide, und trugen ſie ſauſend fort.

V.

Die beiden ältern Brüder ſtanden noch vor der feſten eichenen Schatzkammerthür, und rüttelten daran mit aller Gewalt. Drei Tage ſtanden ſie davor bei Tag und bei Nacht, und verſuchten ſie immer zu öffnen; doch war es umſonſt. Nicht Hammer noch Beil vermochte ſie aus den Fugen zu bringen. Die Brüder aber ſtanden mit Ingrimm davor, ihre Augen glühten wild und ſtarr, die Haare hoch zu Berge

gesträubt, den Mund krampfhaft zum Fluch verzerrt, die Wangen leichenfahl und schlotternd; sie hatten die drei Tage, als sie standen und rüttelten, im Eifer und Grimm nicht Speise noch Trank verkostet. Jetzt aber erscholl's furchtbar wie ein Donner aus dem Gemach, die Thür barst in zwei Hälften und aus den offenen in die Deckel gelehnten Truhen starrte und glotzte das Gold sammt den Schätzen glühend und blutig sie an. Die seltsamen Gestalten, die sie früher lockend und singend erblickt hatten, hüpften auf den Goldhaufen drohend herum, alle in blutfarbene Wämser gehüllt, und die Diamanten und Rubinen funkelten wie Blut. Die Zwerge tanzten und ballten ihnen dann die Fäuste entgegen, und hohnlachten bald, bald schienen sie auf die Beiden loszustürmen, bald war's wieder, als wär' Alles eitel Gaukelwerk und verschwunden. Draußen aber vor dem Fenster schwebte der Vater im rothen Dämmerschein und hielt seinen jüngsten Sohn im Arm, der graue Mantel schlang sich um Beide, und schien sie im Sturm zu tragen. Der Vater sprach kein Wörtlein; aber er starrte die Söhne an, die regungslos, wie steinerne Bilder, die Hand vor's Auge haltend, an der Schwelle standen. Da flammt' es mit Eins hell in's Gemach; — ein Blitz! — und die Beiden lagen todt an der Schwelle.

Die Karten-Könige.

Erſtes Capitel.

Es ſaß Einer mit kreideweißen Wangen und weinte ſehr und klagte alſo: „Wehe! Es iſt keine Freude in Italien mehr. Wie gerne würde ich jeden Tag fünfzig Schnecken in ihren Palläſten vernageln, und des ſüßen Genuſſes entbehren, wenn du noch in Italien zu finden wäreſt, ſüßes Far niente! — Aber es ſtört mein behagliches, beſchauliches Leben mein Todfeind, Signor Policinello, dem es keine Roſen bringen wird; denn es ſteht geſchrieben, daß ein Kameel ſchwerlich durch ein Nadelöhr in's Paradies gehen wird. Schreckliche Gedanken durchbeben meine Seele. Ich würde mir augenblicklich aus Verzweiflung den Hals abſchneiden, wenn es ſich mit einer Bratwurſt füglich thun ließe. Auch reizt mich der Gedanke, mich an jenem Baum aufzuknüpfen; jedoch

befürchte ich in dieser luftigen Lage für's Erste den Schwindel, und für's Zweite den Schnupfen. Das vortrefflichste Mittel wird also seyn, da ich nun durchaus melancholisch bin und mich einmal ermorden will, — mich an diesem kleinen Flaschenkeller voll Wein zu vergreifen, nach welchem mein guter, jetzt verlassener Patrone, Signor Pantalone, eben jetzt seine Signorine senden wird. Wein ist ja Gift, wie die Aerzte sagen; gut! ich will mich vergiften!"

Unter diesen und andern Selbstgesprächen hatte sich der gute Pierrot melancholisch niedergelassen und setzte stumm wehmüthig (als dächte er: „Undankbares Vaterland! nicht einmal meine Gebeine sollst du haben!") die erste Flasche an den Mund.

„Das Gift wirkt noch nicht recht," rief der Unglückliche aus, als die erste Flasche geleert war. „Ich muß die Dosis verdoppeln." Nachdem der Wackere die Dosis nicht blos verdoppelt, sondern doppelt verdreifacht hatte, bis es dunkel geworden war auf dem Felde und in seinem Kopfe, verfiel er (vermuthlich um seine Ahnenprobe bis Noah hinaufzuleiten) in einen tiefen Schlaf, so daß die Grasmücken, welche neben ihm auf sehr zierlichen Tischen und Bänken von jungen Grashalmen eben ihre Abendmahlzeit hielten, einige Male zitternd emporfuhren und hin und her wackelten; denn aus ihrer behaglichen Ruhe

ſtörte ſie ein bedeutender Sturmwind, deſſen regelmäßig langgedehnte, ſchnarrende Töne übrigens mit einem gewiſſen Schnarchen eine ſeltſame Aehnlichkeit hatten. Allein auch die Grasmücken hatten ſich bereits zur Ruhe begeben und hüllten ſich in die feinen Decken, welche ihnen der Alteweiberſommer auf ſeiner letzten Reiſe mitgebracht hatte; eine tiefnächtige Dunkelheit lagerte ſich auf dem ganzen Wahlplatz, und nur manchmal ſtieß der Kiebitz, welcher bei Nacht ſentimental wird, ſeine Klagen aus; die Eule ſelbſt, welche doch bis ſpät nach Mitternacht zu ſtudiren pflegt, löſchte heute die zwei glühenden Lichtſtümpfchen früher aus, die ſie im Kopfe trägt. Inzwiſchen aber träumte Pierrot, als läge er unter einem Tiſch voll der duftigſten Braten, mit den wohlſchmeckendſten Trüffeln geſpickt. Auch eine Quantität köſtlicher Maccaroni ſchien ſich gerade über ſeinen Lippen wie ein kryſtalliſirter Regen herniederzuſenken, immer tiefer und tiefer, bis er ſie ſchon zu erhaſchen glaubte. Inzwiſchen kam aber der tückiſche Policinello auf beiden Höckern gekrochen, ſchlug dann plötzlich ein Rad, ſtellte ſich ſtatt auf die Beine auf ſeine Naſe, und begann nun die langgeſtreckten Kryſtalle zu einem überaus dichten Netze zu verweben, in welchem ſich Pierrot immer feſter und feſter verwickelte. Mit ſeiner großen Zehe zog er ſtets eine über die andere

langsam zu sich, wobei es dem armen Pierrot war, als ob jener sie wie Fibern und Fasern aus seinem Herzen spänne; endlich war der Knoten fertig. Pierrot lag gefangen und sein heimtückischer Gegner hüpfte in allerlei seltsamen Sprüngen und Bewegungen quäckend fort, indem er bald wie eine Kreuzspinne eine Menge krummer Beine weit von sich streckte, bald wie der Paradiesvogel einen langen, farbigen Appendix statt der Füße gebrauchte. Endlich war Policinello verschwunden, und indem Pierrot sich aus den duftenden Schlingen loszumachen strebte, entdeckte er plötzlich statt der Maccaroni eine Unzahl feiner Stecknadeln, welche mit den kleinen gelben Knöpfen ihm winkten und hüpfend und tanzend eine Art von Krone um sein Haupt bildeten. Kaum getraute er sich aufzustehen; als er es endlich wagte, entdeckte er über sich einen hellgrünen Himmel und um sich vier verschiedenfarbige Berge mit Schlössern. Auf dem ersten, einem rosenfarbenen, stand ein veilchenblaues Schloß mit saphirnen Zinnen; der zweite Berg war schwarz, und auf demselben erhob sich eine hochgelbe Burg mit blassen topasenen Thürmchen; der dritte Berg, über und über mit Futterklee überwachsen, trug ein milchweißes Schloß, welches trotz seiner erdfarbenen Ringmauern einem großen Wirthschaftsgebäude nicht unähnlich schien; der vierte Berg

war ganz wie von Krystall, auf dem sich ein seltsames Licht in vielfachen Rauten und Kanten spiegelte. Auf dem Berge aber erhob sich ein gläsernes Schloß mit einer Menge scharfer Ecken.

„In welchem absonderlichen Reich bin ich denn eigentlich?!“ rief Pierrot ein über das andere mal staunend aus, und rieb sich die Augen, indem er schlaftrunken über seine eigenen Füße strauchelte. „Es ist wahrhaftig gut, daß ich nur träume!“ sprach er dann ganz leise, und zählte die großen runden Knöpfe an seiner Jacke, um nachzurechnen, ob er wache oder träume. Und wirklich wachte er; doch es war derselbe hellgrüne Himmel, der über seinem Haupte hing, und den er eben im Schlafe gesehen, und die vier verschiedenfarbigen Berge waren auch da mit den absonderlichen Schlössern. „O, welche höchst seltsamen Verwicklungen des Zufalls!“ seufzte er, und faltete die Hände, indem er das Haupt sinken ließ, und geraume Zeit sinnend war, so daß er nicht merkte, daß neben ihm plötzlich ein stattlicher Reiter stand, bis dieser ihm auf die Schultern klopfte und ihn also anredete: „Ausgezeichnet weiser Mann, den ein gütiges Geschick in unser Land sandte, um uns zu leiten aus tonloser Schwermuth in strahlend-klanghelle Wonne, habt Ihr ersonnen, was die Trauer ende, und den Zauber vernichte, und

auflöse alle Fibern unserer Seele in verhallende Jubelseufzer?“ — „O, welche höchst seltsame Verwicklungen des Zufalls!“ seufzte noch ganz gedankenlos Pierrot nach dieser Anrede, welche er ganz verdutzt angehört hatte. „Ich sehe, daß Ihr in den Sternen les't unser Schicksal,“ fuhr der romantische Cavalier in seiner flehentlichen Bitte fort. — „Ihr irrt Euch,“ erwiederte Pierrot gemächlich und seufzte nochmals: „Ich gedenke gerade der schönen Maccaroni — “ „Marokkane wollt Ihr sagen,“ fiel ihm der fremde Reiter in's Wort, (dessen Aeußeres dem guten, hausbackenen Pierrot höchst seltsam vorkam, denn der Cavalier war etwas magerer Leibesbeschaffenheit, trug spinnwebene Beinkleider und ein ditto Wams, und ritt auf einer ungeheuer großen Nachtigall, welche seine Worte mit merkwürdigen Triller-Elegien begleitete) „Marrokane wollt Ihr sagen,“ fuhr der seltsame Reiter fort, „denn in der That so heißt unsere arme Prinzeß.“ „Ach Gott! Was kümmert mich die arme Prinzeß?“ erwiederte Pierrot trocken, „es giebt in ganz Italien keinen Schneider oder Improvisator, der ärmer wäre, als meine Armuth.“ „Das ist das Erbtheil des Weisen,“ versetzte der Cavalier. „Ja wohl,“ fiel ihm Pierrot in's Wort, den Cavalier anblickend, „selig sind die Armen am Geiste! die Reichen am Leibe sind aber noch seliger.“

Pierrot hatte kaum dieſe Worte ganz ausgeſprochen, als eine unabſehbare Reihe von ſchwarz gekleideten Herren ſich von dem roſenfarbenen Berg herabbewegte, alle mit rothgeweinten Augen und blutigen Herzen, daß Pierrot unwillkürlich von Betrübniß mitergriffen wurde. Eine Menge naßgeweinter Sacktücher wehte matt und traurig ſtatt der Fahnen, und ihre Thränen floſſen ſo häufig, daß (um ohne Uebertreibung den genauen Hergang der Sache zu berichten) der ganze Weg von Thränen überfluthet war, wie nach einer Ueberſchwemmung.

„Wehe uns, wehe uns!“ ſeufzten die Herren mit den wunden Herzen alleſammt.

„Mein Seel', wehe uns!“ ſtöhnte Pierrot, unwillkürlich von der allgemeinen Trauer ergriffen, und hielt ſeinen breiten Filzhut unter die Augen, um durch ſeine vergoſſenen Thränen nicht den Stand der Fluth zu vermehren, und die Zähren ſelbſt für eine andere Trauergelegenheit aufzubewahren. Die rührende Scene währte durch einige Zeit, bis endlich Pierrot, ganz müde geweint, den einen Cavalier, welcher, wie es ſich zeigte, unter dem Kamiſol gleichfalls ein rothes, wundes Herz trug, ganz beſcheiden um die Urſache fragte, ungefähr mit folgenden Worten: „Sehr anſehnlicher Cavalier, hochzuverehreude und hochrothe Herren! Ich möchte lieber ein

Dutzend Fliegen zum Mittagsmahl speisen, wie ein Laubfrosch, oder lieber in einem Stückfaß von ächtem Orvieter Wein untergehen, als diesen Schmerz noch einmal zu ertragen." Er setzte nach diesen Worten seinen Hut auf, so daß die Thränen, welche er in demselben mit ökonomischer Sparsamkeit aufbewahrt hatte, unter demselben hervordrangen und ihm auf's Neue stromweise über Wangen und Nase rannen. „Meine hochrothen Herren!" fuhr er nach diesem neuen Beweis seiner Rührung fort: „Ihr bemerkt, wie ich mit meinem Schmerz auskomme; und nun habe ich nur die einzige Bitte an Euch, mir zu erklären, warum wir denn eigentlich allesammt so traurig sind?"

„Das soll augenblicklich geschehen!" versetzte der berittene Cavalier, indem er sich auf seine Nachtigall schwang; „hört nun den Grund unserer Leiden." Alle traurigen Herren hatten indeß ihre thränenfeuchten Schnupftücher ausgebreitet und setzten sich auf denselben in einen Kreis um Pierrot umher. Der Sprecher aber hielt von der Nachtigall herab folgende Anrede, deren Pausen sein seltsames Rößlein mit klagenden Passagen ausfüllte; der Cavalier aber begann:

„Wir sind sämmtlich Ritter im Gefolge eines unvergleichlichen Königes, welcher nicht nur Eigen-

thümer jenes roſenfarbenen Berges und veilchenblauen Schloſſes, ſondern auch einer höchſt anmuthigen Prinzeſſin Tochter iſt. Was ſage ich: Iſt!? War! muß ich ſagen. Nicht wahr, meine edlen Herren?“

„War! War! das iſt die Wahrheit!“ ſeufzten die Hochrothen. — „Wie es zuging, daß das Iſt — War wurde,“ fuhr der Sprecher fort, „ſollt Ihr alſogleich erfahren. — Se. Majeſtät, unſer zärtlicher König, trägt nämlich das Herz nicht bloß auf der linken Seite, ſondern auch auf dem rechten Flecke, und liebt ſeine Prinzeſſin Tochter, königliche Hoheit, mit ſolcher inbrünſtigen Liebe, daß alle andere Liebe eigentlich nichts iſt, oder auch, ſo zu ſagen, eine mit Thränen ausgelöſchte Schrift, ein Sieb gegen die Liebe, mit welcher der hohe liebende Vater die geliebte Tochter in liebevoller Liebenswürdigkeit umfängt. Dieſe Liebe war es, welche den Königen der drei benachbarten Berge Anlaß gab, die Liebe ſeiner Majeſtät, unſers geliebten Königs, eine Affenliebe und ihn ſelbſt, weil ſein Herz beſtändig in namenloſen Regungen pocht, den Herzkönig zu benennen; wonach auch wir getreue Unterthanen pflichtſchuldigſt die Inbrunſt unſerer Herzen lodern laſſen in heiligem Feuer. Aber auf Erden iſt kein Glück beſtändig, denn die Liebe, und alſo auch das Glück der Liebe, gebiert ſtets den Haß, der Haß die Rache, die Rache

aber das Unglück, alſo gebiert das Glück das Unglück, und das war es eben, was ich mit kurzen Worten andeuten wollte. Um aber unſer Unglück vollſtändig zu begreifen, müßt Ihr wiſſen, werther Fremdling, daß am fernen Rande jenes grünen Horizonts der berühmte Wald gelegen iſt, welchen man vor lauter Bäumen nicht ſieht; in dieſem Walde ſteht ein ganz aus Hirſchgeweihen erbautes gothiſches Schloß, und in dieſem Schloß wohnt ein gewaltiger Zauberer, deſſen Beſchreibung Ihr mir wohl erlaſſen werdet, da Ihr wahrſcheinlich die Merkmale eines ſolchen ohnehin kennen werdet. Zu den charakteriſtiſchen Kennzeichen und Eigenſchaften eines Zauberers gehört nämlich, wie Ihr wiſſet, eine gewiſſe höchſt unangenehme Grauſamkeit, und um dieſe vollſtändig darzuthun, wandelt der Freiherr von Mond (ſo iſt der Name jenes Böſewichtes) zum Beweis der vollkommenen Freiheit ſeiner freiherrlichen Rechte, bisweilen als Hirſch, und zwar als Einundzwanzig-Ender umher, weil (nach der Meinung eines weiſen Magus) ſieben in ein und zwanzig dreimal enthalten iſt, und er alsdann die Gewalt hat, als eine dreifache böſe Sieben umherzuwandeln. Will er jedoch dieſe myſtiſche ſiebenfache Dreiheit nicht anziehen (weil er eben denkt, als einfacher Böſewicht genug zu ſündigen) ſo wandelt er als ein menſchlicher Hörnerträger umher.“

Hier machte der Redner seufzend eine Pause, welche von der Nachtigall mit einem Riesentriller ausgefüllt wurde. — Nach Beendigung desselben fuhr der Cavalier also fort:

„Der Neid unserer königlichen Nachbarn, noch mehr aber das Bedürfniß nach Liebe, selbst in der Brust eines Unmenschen, welcher füglicher ein Thier genannt werden könnte, veranlaßten den Freiherrn von Mond, sich die vielgeliebte Tochter unseres angebeteten Königs, Prinzessin Marokkane, königliche Hoheit, zum Opfer seiner liebenden Grausamkeit, seiner grausamen Liebe zu erkiesen. Liebe forderte er, thörichtes Beginnen! Woher soll Liebe stammen, wenn der Liebende nicht liebenswürdig ist? Aber unsere königlichen Nachbarn schürten die Flamme. Der Freiherr begann an einem schönen Sommerabend, als unter den Sternen gerade der Schnuppen grassirte, die Wanderung zur Brautschau nach allen vier Schlössern auf diesen vier Bergen, in welchen vier Könige herrschen, von denen zu bemerken ist, daß sie vier Töchter besitzen.

Zuerst gelangte er auf den Krystallberg, wo Se. durchlauchtigste Majestät, König Carreau thront, welcher sammt seiner Tochter und allen seinen Unterthanen das Unglück hat, von Glas zu seyn. Obgleich nun diese Eigenschaft gewiß in so fern von Vortheil

ist, daß alle jene Wesen, obschon sie sich des neuesten Systems der Philosophie und aller geheimen siderischen Künste befleißigen, die Nase nicht zu hoch tragen dürfen, aus Furcht vor Hinfälligkeit und menschlicher Gebrechlichkeit; — so brachte doch die besagte gläserne Natur der Kronprinzessin den Nachtheil, daß der tyrannische Freier sie alsogleich durchschaute, was für Damen vor der Hochzeit immer gefährlich ist. Der Freiherr von Mond trat daher seine Wanderung zu jenem milchfarbenen Schlosse an, welches auf dem mit Futterklee überwachsenen Berge steht, und verlangte Audienz. Man wies ihn in einen ebenerdigen Saal, aus dem ihm so seltsame und unerwartete Anzeichen entgegenwehten, daß er schon wähnte, sich im bezeichneten Ort geirrt zu haben; — denn als er in den Audienz-Saal eintrat, gewahrte er eine lange Doppelreihe von goldenen Krippen und in deren Mitte einen zierlichen Springbrunnen, von Jaspis ummauert, der nach jeder Seite hin seine lustigen Wasserstrahlen entsandte. Neben einer herrlichen veilchenblauen Kuh aber, welche ihres Gleichen nirgends hat, saß auf einem silbernen Schemel die holde Prinzessin mit einem diamantnen Milchzuber im Schoß, und beschäftigte sich herablassend mit dem süßen Geschäft des Rahmens. Obgleich die ansehnliche Taille und auffallende Gesundheit der Prinzessin dem Freiherrn

etwas sonderbar vorkam (im Gegensatz zu der gläsernen Nachbarin), so unterließ er doch nicht, der Oekonomischen sein unterthäniges Compliment zu machen, als ihm plötzlich ein runder, alter Herr, welcher mit der Krone auf dem Haupte und einem landwirthschaftlichen Werkzeug in der Hand, eingetreten war, etwas lebhaft mit dem Scepter auf die Schulter tippte, und die Worte beifügte: „Guten Abend, lieber Mond! Weiß schon, mein werther Freiherr! daß Ihr gekommen seyd, um meinen göttlichen Kleewuchs und meine selbst erzeugten riesenhaften Zwergbirnen zu sehen! Soll mich freuen. Soll mich freuen." — „Ich weiß in der That nicht," erwiederte der Freiherr etwas verdutzt, „was Ihr von Eurem Kleewuchs und den selbst erzeugten riesenhaften Zwergbirnen sprecht; ich komme vielmehr, Eurer werthen Prinzessin Tochter meine Aufwartung zu machen, indem ich, von der Gewalt der Liebe bezwungen, auf die Brautschau gewandert bin!" „Freut mich in der That," versetzte Se. Maj., der treffliche Treffle-König, „ich wette, meine Dreifelderwirthschaft wird Euch befriedigen. Ich habe also hiemit die Ehre, Euch hier sowohl meine zwanzig Stück Milchkühe als auch mein Fräulein Tochter vorzustellen." „Ich bin entzückt," rief der verlegene Freiherr von Mond, und wich Sr. ökonomischen

Majestät gerade noch zu rechter Zeit aus, als diese nämlich ihm ein dickes Foliäntchen präsentiren zu wollen geruhten, worin die allerhöchsten landwirthschaftlichen Bemühungen und Ausarbeitungen zur Veredlung der vaterländischen Rindviehzucht aufgezeichnet waren. Der Freiherr von Mond war indessen den dritten Berg, den schwarzen, hinaufgestiegen, auf welchem die hochrothgelbe Burg stand, und das erste menschliche Wesen, was er sah, (welches man füglicher für kein menschliches Wesen hätte ansehen können) war ein gewaltiger Portier, der dem Zauberer die Pike entgegenstreckte. „Wer ist Er?“ fragte der höfliche Pikenträger. „Schweig! schamloser Bube!“ rief der Freiherr von Mond entrüstet, „ich bin ein Bote des Jagdjunkers von Mondschein, und möchte die Dame seines Herzens sehen.“ „Nur über meine Leiche geht Dein Weg,“ schrie der Pikenträger; — („nur über meine Grobheit!“ wollte er sagen) inzwischen aber trat der König selber heraus, vom Wirbel bis zur Ferse in eine schwarze Rüstung gekleidet, ein gewaltiges Schlachtschwert an der Seite und eine lange Pike in der Hand. An seiner Seite stand die Prinzessin, hochgeschürzt, mit einem Köcher auf dem Rücken, woraus sie, schlau lächelnd, eben einen Pfeil nahm, dessen Spitze sie prüfte. „Was ist Euer Begehren?“ fragte der König den unbekannten

Freier, und die Prinzessin maß ihn mit stolzen Blicken. „Freiwerben für meinen Herrn, der im Walde haust!“ antwortete der listige, schelmische Galan. Der König aber rief hinwieder: „Sind denn nicht mehr Könige auf diesen vier Bergen? Und sind nicht alle reicher denn ich, da sie einhergehen in diamantenen Leibern, und üppige Saaten überschauen, und Herzen besitzen, wie sie sich rühmen, während mein Berg aus unfruchtbarem Basaltgestein sich erhebt, und meine Armuth in schnöden schwarzen Waffen einhergehen muß. Aber wehe euch allen, deren Schätze ich lüstern sehe, und verschlingen möchte mit den lechzenden Blicken. Ihr aber gehet hin zu dem, der Euch sandte, und saget ihm von mir diese Botschaft: Wenn er macht, daß diese drei Könige sich wider ihren Willen wechselseitig befehden (denn ich habe, so zu sagen, eine Pique auf sie alle) erst dann und nicht eher soll es ihm erlaubt seyn, bei meiner Tochter selbst anzufragen, um ihren Willen.“

Die Tochter des Königs aber sprach nach den Worten ihres Vaters: „Von mir saget dem Jagdjunker von Mondenschein, daß ich zuerst muß drei Dinge sehen. Zuerst möchte ich nämlich die Tochter des gläsernen Königs, welche bis jetzt in farbloser Gleichgültigkeit umherwandelt (was man dem phlegmatischen Temperament zuschreibt), vor Aerger alle

Farben spielen sehen; dann wünsche ich, daß der Tochter des Treffle-Königs und ihm selbst alle Freude auf Erden verdorben würde, was sehr leicht zu erreichen wäre, wenn erstere gezwungen wäre, statt der Viehzucht Verse zu machen, was ihr die gläserne Prinzessin sehr übel nehmen würde; — endlich begehre ich, daß die Tochter des Herzkönigs, welche mir die Verhaßteste von allen ist, durch ein Wesen getödtet werde von dem sie geliebt wird, durch ein Wesen wieder zum Leben erweckt werde, das sie haßt, und ein Wesen lieben müsse, das sie verabscheut. Wenn diese drei Wünsche meiner Seele erreicht sind, will ich dem Jagdjunker gern meine Hand reichen."— „Schönste der Damen!" rief der tyrannische Freiherr nach diesen Worten, entzückt von den Reizen der hochgeschürzten Königstochter; „schönste der Frauen! Dein Wunsch leidet schwere Noth! und Noth kennt zwar sonst kein Gebot, aber das meine soll sie kennen." Darauf zog er einen seltsam glänzenden Ring vom Finger, schleuderte ihn im Taumel der Lust weit von sich, und rief dazu die Worte nach allen vier Winden: „Sey frei, sey frei, aus dem diamantenen Ei, worin du lagst gefangen mit Bangen; Confusius! windfüßiger Geist! — Thu, wie mein Spruch es dich heißt; verwirre alles in Nebeldunst, meiner Liebsten zu Willen; denn um Ihre Gunst muß ich

das Begehrte erfüllen. Fliege hin und her, fliege kreuz und quer. Das Ei thue ich auf, flügle den Lauf! Du bist frei.“ Als der mächtige Zauberer diesen Spruch gethan hatte, flog es auf schillernden Fledermausflügeln heran im sausenden Sturmwind und der zwerghafte Geist Confusius schwebte über ihren Häuptern, auf einer Grille reitend, um welche sich die aalförmigen Füßchen ringelten, eine Eierkrone trug er auf dem Häuptlein. Er rief, indem er sich im Flug, wie eine Schwalbe, beständig im selben Kreise drehte, zu dem Staunenden hinab: „Ich bin frei, ich bin frei. — Meister! Du hast es dumm vollbracht, denn keine Macht bringt mich wieder zurück in's Ei. In meinem schnellen Lauf, — sieh her! — Deinen Ring, den Du wegwarfst, ich kleines Ding, verliebter Zauberer! ich hob ihn auf! Seitdem ich saß auf dem Thurm zu Babel, wo ich gemüthlich mit meiner Mutter, der Fabel, mein tausendjähriges Frühstück aß, freut mich nichts baß, als ohne Unterlaß zu reiten auf meinen Grillen, schwirrend und verwirrend, darum thue ich auch jetzt doch nicht um's Gebot, nein! freiwillig und ohne Noth deinen Willen.“ Nach diesen Worten verschwand der Geist Confusius und es zeigte sich nach einiger Zeit bald, daß er wirklich in Erfüllung seines Versprechens sehr thätig gewesen war. Der Freiherr

von Mond aber empfahl sich höflichst und wanderte nach Hause. Als er bei dieser Gelegenheit, in holden Liebesgedanken an die Tochter des schwarzen Königs, auch an dem rosenfarbenen Berge und dem veilchenblauen Schlosse vorbeispazierte, dachte er, daß es sich doch auch der Mühe verlohne, den gepriesenen Gegenstand des Neides, unsere vielerwähnte Prinzessin Marokkane flüchtig zu besehen. Wie ward ihm jedoch, als ihm beim Eintritt in das Schloß unseres geliebten Königs unser lauter Klageruf entgegenscholl; denn sein voreilig, im Liebestaumel ausgesprochener Fluch und die Geschäftigkeit des rastlosen Geistes Confusius hatten die Unglückselige bereits getödtet. Allein was kann das einen Zauberer kümmern, der noch obendrein ein äußerst verruchter Tyrann ist?! Der Herzlose trat daher in das Schloß des Herzkönigs und in das Trauergemach, wo die todte Prinzessin Marokkane auf dem feierlichen Catafalk lag. Während ein unglücklicher Vater die Hände rang und trostlose Cavaliere auf den seidenen Schnupftüchern ringsumher knieten, und so nasse Thränen vergossen, daß sie bereits zum zweiten Male frische Wäsche wechseln mußten. Nun aber, als der allzu freie, ja beinahe freche Freiherr die Todte erblickte, vom Zauberschlaf gefesselt, den er zu lösen zu ohnmächtig war, erwachte in ihm (wie gewöhnlich, wenn

es zu spät ist) das Mitleid, die Reue, die Liebe, ja die unwiderstehliche Gewalt der letzteren hatte den Unausstehlichen so verwandelt, daß er, die Tochter des schwarzen Königs jetzt ganz vergessend, wie in wahnsinniger Liebesgluth auf die Todte hinstürzte, und ihre kalten Lippen mit heißen Küssen bedeckte. „Halt ein!“ rief der König, „und entweihe nicht die todte Unschuld, deren Leben du im leichtsinnigen Taumel vernichtet hast; — lasse sie ruhen, beschienen von den traurigen Todtenkerzen der Sterne.

„Das Grab ist tief und stille
Und schauerlich sein Rand,“

begann Seine Majestät hierauf mit Thränen zu deklamiren, als der Barbar die Todte mit beiden Armen anfaßte, aus dem goldenen Sarge hob, und dem weinenden Vater zurief: „Wer hemmt meine Liebe? Ich will sie besitzen und ewig vor mir sehen, wär's auch nur als Leiche, und keine Macht soll mich daran hindern!“ Hierauf that er einen mächtigen Zauberspruch, drückte die Leiche fester an seine Brust und verschwand mit ihr aus den Augen aller Anwesenden. Nun hält er die Leiche auf seinem aus Hirschgeweihen erbauten gothischen Schloß, im innersten Gemach, das kein lebendes Wesen außer ihm betreten darf, denn auf der Schwelle hält ein großer Hirsch, ein Einundzwanzig-Ender Wache;

und im Gemache selbst verwandelt sich schnell der Eingetretene, der den Zauber nicht bezwingen kann, in ein wildes Ungethüm. Die Prinzessin Marokkane aber sitzt mitten im dunklen Saal auf einem goldigstrahlenden Stuhl mit einem Rosenkranz in den Haaren und einem Blumenstrauß am Busen, welchen der reumüthige Tyrann täglich mit seinen Thränen befeuchtet; geschmückt mit hellem Gold und funkelnden Edelsteinen, weiß und roth, wie ein Bild aus Wachs, die Lippen halb zum Sprechen aufgeschlossen, doch kalt und starr. Zu erretten aber ist sie, (wie uns ein weiser Zwerg verkündete, der in dem zwischen den vier Bergen gelegenen See unter den Wellen wohnt), wenn ein unbekannter Fremdling ein muthiges, weibliches Wesen in das Gemach führt, und drei Rosen aus dem Kranz ihres Hauptes herausnimmt; diese drei Rosen aber verleihen dem weiblichen Wesen zugleich die getreue Anerkennung ihres Werthes und zugleich die vollendetste Ausbildung ihrer Gestalt vor den Augen aller Welt. Und nun, werther Fremdling, den ein gütiges Geschick hierher sandte, sträubt euch nicht länger; denn wenn wir auch ein solches weibliches Wesen noch nicht gefunden haben, wie das Orakel begehrt, so glauben wir doch, daß das letztere Vernunft annehmen, und sich in die Umstände zu finden wissen wird, so daß wir hierüber

wohl in keiner Verlegenheit seyn dürften, daß Ihr allein das Werk vollbringen könnt; Ihr wisset nun die Geschichte unserer Leiden."

„Dabei dürfte einiges zu bedenken seyn!" sprach Pierrot nach der langen Standrede des Cavaliers: „es ist keine Kleinigkeit, alle Anforderungen eines capriciösen Orakels zu befriedigen. Ich möchte eben so gut einen geräucherten Schweinskopf auf den Achseln tragen, oder mich mit einer Maccarone erhängen, statt des Strickes, oder statt meiner Nase eine Bratwurst über meinen Mund herabhängen haben, als eine lebendige Dame in die Gesellschaft einer todten bringen, und zuschauen, wie die erstere drei Rosen aus dem Kranze zieht, womit die zweite geschmückt ist. Was nützen mir drei Rosen? Kann ich den Geruch verdauen, oder werde ich dadurch fett, daß eine Todte lebendig wird? Kurz! Ich kenne keinen Schuft in Italien, der ein ärgerer Strick wäre, als Signor Policinello, und keinen Schneckenliebhaber, der weniger Lust hätte, in einem verzauberten Schneckenhäuslein Prinzessinnen zu erlösen und Mittagsmahle zu versäumen, als meine Wenigkeit."

„O, vortrefflicher Mann! höchst weiser Fremdling!" seufzte nach diesen Worten mit bethränten Augen der Herzkönig, welcher indessen langsam herangekommen

war, — „was würdet Ihr sagen," fuhr er fort, „wenn ich Euch bäte, in meine königlichen Dienste als Vorkoster zu treten? Sollte Euch dieß Anerbieten meiner tief gerührten Seele nicht zu bewegen im Stande seyn? — O meine Tochter! mein Kind! Wie ist doch alles hienieden eitel. Warum solltest Du allein nicht eitel seyn auf dein Gemüth und ich auf Deine Zärtlichkeit? doch unerbittlich sind des Schicksals Mächte. Tochter! Tochter! siehe wie mein Herz bricht, daß seine beiden Hälften sich in meine Thränen, wie in Mäntel hüllen."

„Ew. Majestät sind unübertrefflich im Sentimentalen," rief der eine Cavalier nach dieser Stelle aus, welche auch unserm Pierrot, dessen Herz von der Gutmüthigkeit des Königs und dem Anerbieten des neuen Amtes erweicht und überredet war, folgende Worte auspreßten: „Majestät! wenn nun einmal geweint seyn muß, so will auch ich es nicht sparen, mein Seel! ich denke, mein Herz sey gleichfalls zerstückt, wie eine angeschnittene Hammelskeule und meine Thränen rinnen so unmäßig, daß ich mir nicht bloß einen Mantel, sondern eine ganze Livrey, aus Jacke und Beinkleidern bestehend, daraus kann anmessen lassen."

„Mein Sohn!" versetzte der König gerührt, „Du mußt Deinen Styl verbessern, denn die Anlage ist

da, nur neigt ſie ſich ein wenig zu Hyperbeln. Und nun noch einmal frage ich dich, willſt du das groſse Werk vollenden?“

„Bei meinen Thränen!“ erwiederte Pierrot, und zwei groſse Zähren (in der Form von Fleckkugeln) rannen aus ſeinen Augen; „ich bin ganz Ew. Majeſtät Ergebenſter, wenn es nur mit der Beſtallung des Vorkoſtens bei Tiſch ſeine Richtigkeit hat.“

„Gewiß!“ war des Königs Antwort: „O! es iſt doch tröſtlich, gleiche Herzen zu finden, die uns verſtehen. Mein Segen ſey mit Dir!“

Inzwiſchen entſtand an dem Kreuzwege, auf welchem ſich der Herzkönig mit ſeinen Cavalieren und Pierrot, als neuer Würdenträger, befanden, ein ſeltſames, verworrenes Geräuſch wie von raſſelnden Waffen und gemiſchten Stimmen, dazwiſchen aber hörte man Flüche und hocherhobene, gleichförmig-ſingend deklamirte Weiſen, auch wirbelte Staub wie von Roſſeshufen empor. „Wehe uns, was für ein neues Mißgeſchick bricht über uns herein?“ rief der Herzkönig in der Angſt ſeines Herzens — „auf Ihr Getreuen! ſchließt Euch an, vertheidigt Euern Herrſcher, denn ich erkenne die Feinde, es ſind die neidiſchen Nachbarfürſten; — erhebt Euch zu Schutz und Trutz!“ — „Wir leben und ſterben für unſern Herrn!“ riefen die ſentimentalen Ritter und ſuchten

während dieser Worte den schleunigen Rückzug zu dem königlichen Schlosse auf dem rosenfarbenen Berge zu gewinnen, indem sie als Grund angaben, daß sie die Waffen zur Vertheidigung holen wollten.

Inzwischen war das Gewühl von allen Seiten herangerückt, und der erstaunte Herzkönig gewahrte Se. Majestät den Treffle-König, der seiner Prinzessin Tochter wackelnd auf den Fersen folgte, welche mit gelöstem Haar und unordentlichem Gewand unfreiwillig eine Menge Verse rezitirte, während von der andern Seite die gläserne Prinzessin herbeikam, vor Aerger alle Farben spielend; hinter jeder Dame wogte ein dichtes Gefolge von Cavalieren, welche sich wechselseitig drängten und stritten, das Feld für ihre Gebieterinnen zu behaupten. „Möchte man nicht vor Aerger zerplatzen, wenn man auch nicht von Glas wäre!“ rief die Carreau-Dame, und schlenderte mit Ingrimm ihren vieleckigen gläsernen Kopfputz vom Haupte zu Boden, so daß die Kanten und Rauten desselben in tausend Splitter zersprangen, deren jeder noch im letzten Augenblick alle Farben spielte. „Ich flehe alle Götter an um die süße Gabe des Liedes, und diese meine Nebenbuhlerin ist gezwungen, den ganzen Tag Verse zu machen, während ihre Brust von nichts träumet, als von Rüben und Milch, und während sie, statt auf die Füße zu

denken, keinen andern Gedanken im Kopfe trägt, als den an den Kopfsalat."

„Auf! Ihr meine Ritter! stürzt hin auf die Verwegene, ergreift die Nebenbuhlerin!"

„O meine verehrtesten Damen!" fiel jetzt der Herzkönig zitternd und leise den Streitenden in's Wort, „wäre es denn nicht besser, wenn Eure Debatten in Frieden abgemacht würden? Ich würde Euch sämmtlich rathen, den friedlichen Salis zur Hand zu nehmen, und darinnen die Elegie oder Idylle — — "

Die Idylle blieb ihm halb im Halse stecken, und drohte ihn beinahe zu erwürgen, denn ein schnellbeschwingter Bolz, von der Pique-Dame abgeschossen, hatte indessen den rechten Fleck getroffen, auf welchem er sein Herz trug. Die Ritter der drei Damen stürmten nun von allen Seiten gegeneinander, so daß Pierrot, welcher bisher einen ruhigen, aber zugleich auch hungrigen Zuschauer abgegeben hatte, jetzt Besorgniß fühlte, statt seines neuen Amtes als Voresser, selbst ein Voressen für den Tod zu werden, der, durch den Zorn der Königstöchter herbeigerufen, ein stattliches Mittagsmahl einnehmen zu wollen schien. Während er jedoch darüber nachsann, hatte ihn auch bereits die Pique-Dame fest am Arme gefaßt, und mit den Worten: „Du bist das Werkzeug,

das ich ſuchte; folge mir oder Du ſtirbſt!“ blitzſchnell aus dem Gewühl fortgezogen. Die Ritter aber kamen nun in's Handgemenge; — immer dichter ward das Gewühl des Kampfes. Eine rieſenhafte Staubwolke ließ Freund und Feind nicht mehr unterſcheiden; — über allen aber ſchwebte lächelnd auf ſeiner Grille reitend, und mit den Fledermausflügeln unaufhörlich flatternd, der Geiſt Confuſius.

Zweites Capitel.

In dem großen Walde, den man vor lauter Bäumen nicht ſieht, wiegte ſich ein ſeltſames Weſen in den dicken und breiten Blättern, welche aus dem wunderbar geformten Stamm eines Palmengewächſes im dichten Kreis hervorwuchſen. Ein buntgeſtreiftes knappes Gewand umſchloß einen unförmlichen, zweihöckrigen Leib, und eine ungeheure Naſe blickte unter einem dreieckigen, gleichfalls buntgeſtreiften Hute hervor, als der Herr des Forſtes, der Freiherr von Mond, von der wilden Jagd heimkehrend, das eingeſchachtelte Weſen erblickte und mit folgenden

Worten anredete: „Was willſt du in meinem Revier, wie biſt du hergekommen?“ „Verzeiht,“ quäckte Policinello (denn dies war die erwähnte ſeltſame Geſtalt) „was ich hier wollen ſoll, weiß ich nicht, und wie ich hichergekommen bin, weiß ich — aufrichtig zu geſtehen — auch nicht!“ — „Du biſt ein ſchlauer Strick,“ verſetzte der Freiherr. — „Ja wohl,“ erwiederte Policinell, „und ſo viel ich ſpüre, hat die Natur aus mir einen Knoten geſchlungen. Aber wie ich hichergekommen, das reicht, ſo viel ich weiß, auf Folgendes hinaus, was ich Euch erzählen will, wenn Ihr anders Luſt habt, es anzuhören.“

„Erzähle!“ rief der Freiherr, und ſetzte ſich, an den Stamm jener Rieſenpflanze gelehnt, auf den Raſen nieder, über ſeinem Haupt aber machte ſich's Policinello, eng zuſammengeknäult, bequem. Er ſchien in ſeiner jetzigen Lage nicht ſo hoch wie ein kleines Knäblein, und begann folgendermaßen von ſeinem Blätterſitze herab zu erzählen:

„Ich bin weit von hier in einem ſchönen Lande geboren, wo der Himmel nicht grün, ſondern blau ſich über den Häuptern der Bewohner wölkt. Die Leute daſelbſt haben die Eigenthümlichkeit, daß ſie zu Mittag vom Schlafe aufſtehn, am Abend zu Mittag eſſen, und am Morgen ihr Abendbrod freiſen. Die Geſchäfte des Tages aber theilen ſich in Eſſen

und Schlafen, und die der Nacht in Schlafen und Essen, mit dem Unterschied, daß man bei Tage ißt, um zu schlafen, und zu Nacht schläft, um zu essen."

„Das ist ein höchst seltsames Land!" rief der Freiherr, und blickte ungläubig zu dem Sitze des Erzählers empor, gerade in selbem Augenblicke, als der letztere mit seiner linken Hand aus einem rothgesprenkelten fruchtartigen Talisman zwei Tropfen Saft auspreßte, so zwar, daß der Freiherr von Mond, der den Druck nicht beachtet hatte, ausrief: „Alle Wetter! mich dünkt, es will heute früh Abend werden, denn gerade fielen mir zwei Thautropfen in meine beiden Augen."

„Um die Erzählung von meiner Hieherkunft kurz zu fassen," fuhr Policinello fort, „muß ich Euch eröffnen, daß ich eines Abends in einem großen Garten von einem ungewöhnlichen Schlaf überfallen wurde."

„Alle Hagel! mir widerfährt's eben jetzt nicht anders!" gähnte der Freiherr. Policinello fuhr aber folgendermaßen fort:

„Um dieses dringende Bedürfniß ungestört zu befriedigen, wußte ich kein anderes Mittel, als daß ich mich in eine Art von hohlen Kürbis setzte, welcher neben einer großen Cisterne lag. Ich knäulte mich daher zusammen, so gut ich konnte, begab mich in

den Kürbis und ſchloß die Augen. Nicht lange ſtand es an, ſo träumte ich ganz plötzlich, als wäre ich gefallen, tief, tief unter die Erde in ein brauſendes Waſſer; und ob ich mir gleich im Traum dachte: „Thor! Du träumſt nur“ — ſo war's mir doch, als fühlte ich meine Naſe vom Fall einer ſtarken Quetſchung mächtig angeſchwollen. „Du biſt ein Narr,“ dachte ich mir im Traum, und im Traum kann man ſich natürlich manches denken, wovon man ſich ſonſt nichts träumen ließe. — Bald darauf war mir, als wänden ſich plötzlich aus der innern Höhlung des Fruchtkernes, in dem ich lag, eine Menge grüner Händchen hervor, welche hungrigen Faſern und weit entgegengeſtreckten Ketten nicht unähnlich waren, und mich in meinem Schlafgemach feſthielten, und in alle meine Glieder verwuchſen. Ich dachte mir wieder im Traum: „Nun, da wäre wieder ein Gimpel gefangen;“ und bald darauf kam es mir vor, als würde ich in großen und weiten unterirdiſchen Gängen eine Menge ſchlanker Vögelchen gewahr, welche den Fruchtkern, in dem ich lag, mit den langen ſpitzigen Schnäbeln hin und her, in die Kreuz und Quer rollten. Endlich träumte ich gar nichts mehr, und mußte alſo ſtill gelegen haben, denn mittlerweile hatte, wie ich entdeckte, der Kern Wurzel geſchlagen, und es war die Rieſen-

pflanze aus der Erde gewachsen und mit dieser zugleich sah auch ich das Sonnenlicht wieder. Das aber merkte ich jedenfalls, daß ich lang geschlafen haben mochte."

Policinello blickte nach diesem Schluß seiner Erzählung auf den Freiherrn von Mond hernieder, welcher während derselben eingeschlafen war. „O tragisches Loos!" rief Policinello aus, als er jenen sanften Schlummer bemerkte und sich zugleich über die einschläfernde Kraft jener zwei Thautropfen erfreute. „Ich will nicht häßlich seyn," fuhr er leiser fort, wenn dieser Nimrod nicht der dümmste Jäger ist, der je einen Bock geschossen hat. Ich kann es zwar nicht gerade von der Brust heraus sagen, (denn dieses gestattet mein Höckerchen nicht), daß dieser verliebte Zauberer nicht alle fünf Sinne besitzt, obgleich seine Eitelkeit von einer solchen Art ist, daß er schwört, ein Mondkalb habe Absichten auf seine Tugend. Aber holla! ich will durch seine Rechnung einen Strich machen', wenn auch keinen Gedankenstrich, weil Tyrannen überhaupt keine Gedanken haben, denn sonst müßten sie bedenken, daß es bedenklich ist, verliebt zu seyn. Und somit Gott befohlen, langweilige Verstellung und verstellte Langweiligkeit! Ich bin selbst nur ein Aphorismus, obgleich ich häufig auf so hohen Stelzen gehe, als je ein alt

gebackener Poet oder ein neugebackener Edelmann. Inzwiſchen will ich jedoch vor allem dieß ſeltſame Haus beſuchen und Acht haben, ob mich dieſer Talisman, dem ich die ſchlafbringenden Tropfen entpreßte, ſchirmen mag."

Indem Policinell den Fuß über die Schwelle ſetzte, grunzte ihm ein wohlgemäſtetes Schwein wehmüthig entgegen, deſſen Kopf, als ob es bei irgend einem feſtlichen Anlaß auf der Tafel eines Wohlſchmeckers prange, drei allerliebſte Roſen in der Schnauze trug.

Policinello ſtutzte anfangs über die unvermuthete Begegnung, tanzte aber dem ſeltſamen Thürhüter ſo künſtlich, als er konnte, entgegen, drehte ſich endlich eine Zeitlang auf dem rechten Bein, ſchlug in demſelben Augenblick ein höchſt zierliches Rad und entwickelte dann mit philoſophiſcher Ruhe folgende Reflexionen in einer Anrede:

„Verehrtes, wohlgebornes Schwein! Es iſt noch immer ein bedeutender Unterſchied zwiſchen einem klaſſiſchen Schwein und einem klaſſificirten Schwein; welcher Widerſpruch und Abſtand ſich jedoch aufhebt, wenn man ſich von dem allgemeinen Begriff Schwein einen Schinken abſtrahirt. Was Dich betrifft, gutes gemüthliches Schwein! ſo möchte ich Dich zu den klaſſificirten rechnen, wenn Deine Bildung mir nicht klaſſiſch ſchiene. Es iſt jedoch immer hiebei zu

bedenken, daß ich eigentlich über Dich gar nichts denken soll, als daß Du ein Schwein bist. Und diese Beweisart wäre in der Logik zu empfehlen, wenn es überhaupt nothwendig ist, etwas zu beweisen."

„Welche schöne Rosen!" dachte Policinello nach der Standrede, indem er die Rosen in der Schnauze des gemüthlichen Schweines betrachtete. „Mich reizen diese Rosen; es ist eine zarte Anspielung in dem Geruch einer Rose auf mein blühendes Leben und Aussehen. Ein Schwein soll sie am Ende doch nicht in der Schnauze tragen!" Mit diesem Entschluß nahte er sich, eine Pirouette tanzend, dem Schweine und griff nach den Rosen. Betroffen fuhr er jedoch zurück, als er sich bei'm Griff die Finger verbrannte und nun bei genauerer Betrachtung gewahrte, daß ihn seine Sinne getäuscht haben mußten, denn das Schwein trug jetzt statt der Rosen ein flammendes rothes Herz in der Schnauze. „Willst du mich schrecken, Gaukelei?" rief er erzürnt aus; „ich zittere nicht so leicht vor Angst als vor Frost, und wenn mich auch der Talisman nicht mehr schützt, so schirmt mich meine Häßlichkeit noch immer genugsam." Mit diesen Worten ergriff er rasch das Herz, entriß es dem gemüthlichen Ungeheuer und wollte in das Innere des Palastes. Als er durch einige lichtlose Gänge gewandelt und eine Treppe auf- und

niedergeſtiegen war, welche ſich unter ſeinen Tritten bald hoben, bald ſenkten, ſtand er endlich vor einem ſchmalen Pförtchen, welches er mit aller Gewalt aufdrückte, während ſich im ſelben Augenblick als er durch daſſelbe eintrat, die Wölbung der Thüre, welche aus Geweihen erbaut war, mit tauſend Spitzen auf ihn herniederſenkte und ihn tauſendfach zu durchbohren drohte, indem auch aus dem Boden tauſend ſcharfe Geweihe emporwuchſen und von beiden Seiten gleichfalls, ſo daß er plötzlich gefangen war. „Willſt Du mich ſchrecken, Zauberei!“ rief jedoch Policinello entſchloſſen. „Mit nichten! Und ſollt' ich im nächſten Augenblick ſterben, was liegt daran? meine Naſe iſt unſterblich, denn ſie iſt länger, als je einem Verliebten eine gedreht wurde. Ich muß hinein; mich drängt eine mächtige Gewalt.“ Zu gleicher Zeit arbeitete er ſich mit einem Druck beider Höcker hindurch, und hielt das flammende Herz in der einen Hand, in der andern ſeinen Talisman; und ſchnell war er jetzt in den Saal getreten. In der Mitte des Saales aber, welcher von einem ganz ungewöhnlichen Glanz erhellt war, (denn er hatte keine Fenſter, durch welche das Tageslicht hereingedrungen wäre) ſaß auf einem goldenen Thronſtuhl, an ein ſammtnes Purpurkiſſen zurückgelehnt, die Prinzeſſin Marokkane im reichſten Gewande, eben von einem leiſen

Schlummer erwachend; um ihre liebe Bruſt hatte ſie einen goldenen Mantel geſchlungen, und ihre Hand fuhr in ſanfter Bewegung gegen das aufgeſchloſſene Auge, gleich als wollte ſie fragen, wie ſie plötzlich erwacht ſey und ob ſie geträumt habe.

„Schönſte Prinzeſſin!“ ſprach Policinello in namenloſem Entzücken, „ich grüße Dich in Demuth; denn Dein Antlitz iſt wie das Morgenlicht, und Deine Geſtalt blendet mich, gleich als blickte ich in einen flammenden Talisman.“

„Weh' mir, welche Mißgeſtalt!“ rief die Prinzeſſin entſetzt: „Willſt du mich tödten, Häßlichſter der Sterblichen! — So thue es in Eile, wende Dich von mir.“

„Es nützt nichts, edle Prinzeſſin,“ antwortete Policinello, „ich habe hinten einen gleich unförmlichen Höcker wie vorne und bin daher auch hinter'm Rücken nicht liebenswürdig.“

„Tödte mich!“ ſeufzte die Prinzeſſin, und blickte ihn, wie vom Pfeil getroffen, halb zärtlich, halb mit Widerwillen an.

„Wer ſpricht von Tod?“ verſetzte Policinello, „ich möchte wohl vergehn in ſüßem Liebestod, denn ich habe ja Dich geſehn, und wenn Du mich, wie billig, verachten mußt, ſo bin ich doch ſelig geweſen, und begehre alſo nicht mehr zu leben. Du aber mußt

blühen und leben. Drum empfange hier eine köſtliche Gabe, den Talisman.“

Er näherte ſich der Prinzeſſin Marokkane, als dieſe mit einem Angſtſchrei [illegible] Tritt die Schlange nicht, weh mir, wenn ſie Dich in die Ferſe ſtäche!“

„Was ſagſt Du?“ lispelte Policinello, in ſüßem Taumel ſchwelgend: „Wo iſt die Schlange?“

„Siehſt Du die ſchwarze Schlange nicht,“ verſetzte Marokkane, wie ſie heimtückiſch um meinen Thron ſich ringelt? Aber ihr iſt widerfahren nach Rechten.“

„Du machſt mich ſtaunen, holdeſte Prinzeſſin,“ erwiederte Policinello, „was hat es mit dieſer Schlange für eine Bewandtniß?“

„Darüber kann ich Dir nur kargen Beſcheid geben,“ war die Antwort der Prinzeſſin, — „was ich weiß, beſchränkt ſich auf Folgendes: „Ein böſer Zauberſchlaf überfiel mich urplötzlich in meines Vaters Burg; es war mir, als ſchlöſſe eine gewaltſame Macht mit Eins meine Augen, und nun zogen wunderbare Geſtalten vor den Blicken meiner Seele vorüber, während ich ohnmächtig gefeſſelt lag und reden wollte, während ein höchſt ſeltſames Weſen ſtets auf bunten Fledermausflügeln vor meinem Antlitz zu ſchwirren ſchien und mir jedes Wort vom Munde nahm, welches ich im Traume ängſtlich aus der Kehle preßte. Aber vor

mir wallte und webte es in allerlei Formen, die sich bald in rankende Pflanzen endeten, bald in stattlicher Schlankheit vor meinem innern Auge hüpften, jetzt langgestreckt, jetzt wie zusammengekauert, jetzt lang, jetzt übermäßig breit, dann wieder wie zu wirbelnden Fäden unabsehbar gesponnen. Seltsam genug, daß auch Deine Züge, Fremdling! aber in edler Gestaltung, mir in mancherlei Bildern vorüberschwebten. — Nach geraumer Weile jedoch war mir's, als dämmerte der Morgen, und als sängen fröhliche Vögelein folgende Melodei:

Du traurig Menschenherz,
Wach' auf im Maienduft,
Um Deinen tiefen Schmerz
Webe den Blüthenduft.
Wir, die Dich wohl verstehn,
Mögen den Schmerz nicht sehn,
Schüttle die Flüglein frei
Im holden Mai.

„Und es war mir dabei, wie die Vöglein dieß sangen, als müßte ich zwei Schwingen entfalten und fortfliegen in die weite Welt, denn um's Herz war mir so leer und öde, wie im Kerker; da erwachte ich — in diesem Saal, und es kam mir vor, als hätte ich (noch halb im Traum) zwei menschliche Gestalten gesehn, ein weibliches Wesen, ähnlich der neidischen

Prinzessin des schwarzen Berges, und einen mir unbekannten tölpelhaften Fremdling. Als ich mir aber das Auge rieb, war es nichts als eitles Hirngespinnst und ich gewahrte nur diese schwarze Schlange, welche sich um den Thron ringelte, auf dem ich saß, und in meiner linken Brust fühlte ich einen stechenden Schmerz, und wie ich unwillkürlich nach jener Seite griff, fühlte ich mein Herz nicht mehr pochen; fort ist es nun, und ich habe nichts als meine namenlose Sehnsucht, die meinen armen Kopf bethört; — das ist das Begebniß mit der Schlange."

„Es ist gewiß die neidische Prinzessin gewesen," versetzte Policinello nach dieser Erzählung der Prinzessin Marokkane, „keine andere als die neidische Prinzessin des schwarzen Berges war's, welche vermuthlich bereits so viele Leute ihr Leben hindurch verschwärzte, daß sie zuletzt selbst vor Galle schwarz ward und aus Neid zur Schlange sich verkrümmte. Denn das ist des Neides vollendetste Gestalt. Doch hier ist ein Talisman, den ich in meiner Wiege fand, und der schon einmal seine Kraft bewährte. Hieher Schlange! ringle Dich zum zierlichen Halsband, Dir soll Deine Stelle werden. Du aber, schönste Prinzessin, empfange hier Dein Herz wieder, welches ich einem unwürdigen Würdeträger noch hellflammend entrissen. Verachte mich,

tödte mich, doch werde ich nie aufhören, Dich zu lieben."

Er überreichte nach diesen Worten der Prinzessin Marokkane das pochende Herz, welches schnell wie Liebesgedanken als schneeweiße Taube aus seiner Hand entflog und sich unter dem goldenen Mantel der Prinzessin verbarg. — Die Königstochter aber erhob sich von ihrem goldnen Sitz und sprach: „Herzlichen Dank für das wiedergebrachte Herz! werther Fremdling! eile mit mir zu meinem Vater, dem Herzkönig, der dich aus vollem Herzen dafür belohnen wird."

„Den süßesten Lohn vermag er mir doch nicht zu geben!" lispelte Policinello galant. Die Prinzessin aber wandte sich und sprach für sich ganz leise: „Wenn der Fremdling nur nicht zu häßlich wäre."

„Laß uns im Thriumphe eilen," rief endlich Policinello, „denn in diesem Schlosse scheint es nicht geheuer, und die Sterne sind uns günstig."

Nach diesen Worten faßte er die zusammengeringelte Schlange mit der Linken und bot seine rechte Hand der Prinzessin, welche vom Thron herabstieg und mit ihm das Schloß verließ. Vor der Schwelle aber saß noch immer fest schlafend der Freiherr von Mond. Policinello trat vor ihn hin und hängte ihm die schwarze Schlange wie ein massives Halsband

um, indem er dazu mit Salbung sprach: „Gleiches mit Gleichem! Nehmt meinen Segen zu euerer Verbindung!“

In dem Thale zwischen den vier Bergen breitet sich ein großer spiegelheller See aus, in welchem der Zwerg wohnt, der den Orakelspruch gethan hatte. In der Mitte des Sees aber, auf welchem die vier Könige gewöhnlich ihre Lustfahrten unternahmen, standen vier prachtvoll verzierte Schiffe, von denen bei zweien die Mastbäume mit schwarzen Wimpeln geziert waren. Zwischen allen vier Schiffen aber waren tragbare Brücken gelegt. „Weh mir!“ sprach der Herzkönig, der sich auf dem einen Schiffe befand, — „weh mir! Ein unglücklicher Vater ruft alle Elemente zu Zeugen seines Schmerzes auf. Ihr Wellen, Verwandte meiner Thränen, warum stürmt ihr nicht im lauten Schmerz aufheulend? Du ferne Erde, warum giebst du deine Todten nicht heraus? und reißt nur meine Klagen? Wie soll ich dich anklagen, du träge Luft, daß du nicht in Nordstürmen hinbrausest und alle Bäume entwurzelst des finsteren Forstes, und alle Grundfesten wirbelnd zusammenschleuderst des Zauberschlosses, das mein Kind umfängt? Du aber, Gluth des Blitzes, sag' an, bist du

so theuer, daß der Donnerer dich zu sparen gedenkt in den Tagen meines Schmerzes?"

„Halt ein!" rief der schwarze König ihm von seinem Schiffe herüber, „habe ich Dir Dein Glück beneidet, so beneide ich Dich auch um Deinen Jammer. Du sollst nichts haben, zum alleinigen Besitz. Verkrümmst Du, bleicher Sohn des Glückes. Komm her, Du stolzer Nachbar, und schaue, wie ich gleichfalls leide. Auch ich habe mein Kind verloren, auch ich trage schwer, schwer an meinen Sorgen, aber es ist eine süße Bürde, da Dir die Lust benommen ist, Dich mit dem Alleinbesitz eines Schmerzes zu brüsten."

„Wer wagt es, mir dieß zu sagen?" erwiederte der Herzkönig entrüstet; — „bei allen Thränen, die auf Erden vergossen worden, warum raubst du mir meinen Schmerz, mein letztes Gut? Was kann es dich kümmern, wenn ich traure? und die Trauer ist doch meine einzige Wonne."

„Du hast genossen!" rief der Treffle-König von seinem Schiffe aus, worauf er aus väterlicher Besorgniß seine Milchkühe mitgeführt hatte. „Sieh' her! Auch ich vergehe in Schmerzen, wenn ich meine guten Kühe betrachte, welche, seitdem meine Tochter Verse macht, den sieben magern Kühen in Egypten ähnlich werden. Ach! seitdem meine Tochter Verse macht, steht der diamantene Zuber leer, und Niemand

hört meine landwirthſchaftlichen Abhandlungen mehr, wenn ich nach den Mühen des Tages mich damit beſchäftigen will, zur Veredlung des Menſchengeſchlechts meine Ausarbeitungen über die Veredlung der vaterländiſchen Rindviehzucht vorzuleſen! Weh mir! Weh mir!“

„Was ſollen alle Deine Klagen gegen die meinen!“ ſprach endlich der Carreau-König. Was nützt mir nun meine Bemühung, die weibliche Natur zu erforſchen und zu durchſchauen, wenn meine Tochter jetzt alle Farben ſpielt! O ihr kurzſichtigen Thoren! Ich habe am meiſten zu klagen, denn durch meine Noth leidet das ganze Menſchengeſchlecht, weil die Aufklärung leidet. Was nützt mir jetzt das Studium Kant's, wenn ich keine Kante im Gehirn meiner Tochter mehr, ohne geblendet zu werden, anblicken kann. Wehe! Wehe! Wehe!“ —

Allmählich hatten alle vier Könige ihre Schnupftücher herausgezogen, das roſenfarbene, ſchwarze, grüne und durchſichtige, und weinten ſo lange, bis ihr Heißhunger nach Thränen wenigſtens in etwas geſtillt war.

Inzwiſchen bot ſich auf dem Spiegel des Sees ein ſeltſamer Anblick dar. In weiten Wellenfurchen ſchwamm nämlich eine große Muſchel wie ein Wagen heran, beſpannt mit einem gleichfalls ſchwimmenden,

höchst unbehülflichen Schwein; über der Muschel aber erhob sich ein Baldachin, von glänzenden Korallenstangen getragen. In der Muschel saß die Prinzessin Marokkane, blühend wie die Göttin der Schönheit, und zu ihren Füßen, wie ein Polyp zusammengeknäult, lag Policinello, dessen Häßlichkeit neben der überaus herrlichen Anmuth der Prinzessin Marokkane beinahe unausstehlich war. „Meine Tochter!“ rief der Herzkönig, als er sie von weitem erblickte. Trau' ich meinen Augen? Ja! Du bist's —“ Er wollte ihr entgegeneilen; der romantische Cavalier aber hielt ihn gerade noch zur rechten Zeit zurück, indem er ihn unterthänigst erinnerte, daß das Wasser keine Balken habe. —

„Hier bin ich!“ rief Marokkane, als die Muschel ganz nahe herangekommen und sie in das Schiff ihres Vaters gestiegen war; „und hier ist auch mein Retter, dem ich mein Herz schenkte und, wenn du einwilligst, geliebter Vater, auch meine Hand!“

„Wo ist der Retter? fragte der Herzkönig, indem seine Augen suchend bald das gemüthliche Schwein trafen (welches zitternd sich bemühte, aus den Wellen loszukommen, und wehmüthige Töne von sich stieß), bald wieder den scheu kauernden Policinello. „Hier ist er!“ rief Marokkane und reichte

dem Letzteren ihre Hand. „Wie!? das Scheuſal!“ heulte der Herzkönig: „eher ſoll er den Tod umarmen, als Dich.“ — „In der That! eher den Tod, als die Prinzeſſin!“ rief auch der Pique-König, den das aufkeimende Glück ſeines Nachbars ſchon wurmte, „eher den Tod! wohlgeſprochen, mein weiſer Nachbar. Soll dieſer glücklich ſeyn und ich nicht! Ehe ich meine Tochter wieder umarme, will ich von nichts wiſſen als von der Rache!“ Er fällte zugleich ſeine Pike, und auch die andern Könige ſtimmten wild lärmend in dieſes Urtheil ein; die gläſernen und ökonomiſchen Prinzeſſinnen hohnlächelten und deklamirten, die Ritter aber traten heran, um den unglücklichen Policinello zu ergreifen und in die Fluthen zu ſchleudern. „Was beginnt Ihr?“ rief in demſelben Augenblick Marekkane wie wahnſinnig, und mit Löwenkraft den Geliebten umfaſſend. „Uns trennt Ihr nicht; er ſoll nicht allein ſterben!“ Im ſelben Moment ſtürzte ſie ſich mit ihm in die Fluthen, welche Beide verſchlangen. „Wehe mir! wehe mir!“ wimmerte nach einer kleinen Pauſe der Herzkönig, „was habe ich Vereiliger gethan! So wollt' ich doch, daß ich ſelber nicht lebte, und daß mein Auge ſich ſchlöſſe, um nie mehr den Tag zu erblicken. O, meine Tochter! mein Kind! Hätte ich dich hier in meinen Armen, Du ſollteſt die Gattin des Scheuſals ſeyn,

welches Du in unbegreiflicher Liebeswuth Deinen Geliebten nanntest."

Kaum hatte der gute König diesen Wunsch ausgesprochen, als die Wellen sich theilten, und der Zwerg emporstieg, welcher das Orakel verkündigt hatte; mit der einen Hand aber hob er einen riesigen Hirsch aus der Tiefe empor, um dessen Brust sich die schwarze Schlange wand, auf seinem Rücken saßen Marokkane und ein schöner heiterer Jüngling, gekleidet in buntes Gewand, eine von den buntesten Edelsteinen schimmernde Krone auf dem Haupte, aus welcher eine mit Schellchen behangene purpurne Mütze, wie ein kleines Thürmchen hervorragte. Als sie auf die Brücke gestiegen waren, sprach der Zwerg:

„Der Spruch des Schicksals ist vollendet; die Sühne ist vollbracht, Könige! ihr sollt befriedet werden, aber haltet selbst den Frieden. Dieser aber, den die Tiefe der Fluthen geläutert hat und den die Liebe belebte, der soll mächtiger seyn, als ihr alle auf eueren fürstlichen Schlössern; denn die Liebe herrscht mit der stärksten Gewalt und ist kräftiger als Weisheit und Waffe und Gesang. Seyd, wie Ihr war't, und bleibt, wie Ihr seyd!"

Nach diesen Worten sahen sich die Könige verwundert an, denn der Hirsch und das Schwein und die Schlange waren verschwunden, und Pierrot, der

Freiherr von Mond, so wie die schwarze Prinzessin standen mitten unter ihnen. Pierrot erkundigte sich, ob er sein neues Amt als Veresser noch nicht bald anzutreten habe; der Freiherr von Mond aber machte der Piquedame sein Compliment indem er sprach: „Schöne Schlange, wenn Ihr auch an meinem Halse hingt, so glaube ich doch, daß es besser seyn dürfte, wenn wir beide ledig bleiben. Denn hier ist Jemand, der mächtiger ist als ich, und aus freiem Antrieb will ich das erste Beispiel geben, daß Tyrannen auch mild seyn können (wenn sie nämlich mit dem Renommiren nicht recht fortkommen) und daß Zauberer mitunter gutmüthig sind. Ich bleibe ein Hagestolz.“ Der Treffleönig hatte eine große Freude, als ihn seine Tochter wieder in Prosa fragte, ob er auch ihre Kühe in der Angst seines Herzens nicht vergessen habe. Die gläserne Prinzessin setzte sich mit ihrem alten Pfleger wieder in eine Ecke des Schiffes und ließ die ganze seltsame Begebenheit im Traume noch einmal die Revue passiren. Ihr Herr Vater studirte indessen an ihrer Seite das Kant'sche System. Piqueönig und Piquedame aber stellten sich etwas abseit von den Glücklichen und schliffen Pike und Pfeil, während der Herzkönig seine Tochter und seinen neuen Schwiegersohn in die Arme schloß und sagte: „So mag ich mir es immerhin ge-

fallen lassen. Wenn man verliebt ist und sentimental, so muß es auch mit Anstand seyn. Ein Schauspiel ist's für Götter, zwei Liebende zu sehen. Doch nur eine Frage sey mir erlaubt: wie ist Euer Name, mein trefflicher Schwiegersohn?"

„Ehemals Policinello, seit ein paar Minuten Skis," versetzte der Glückliche, und Pierrot fügte hinzu: „Hab ich es nicht gleich gesagt? und mich dünkt, ich träumte auch einmal davon, als ich den Appetit auf die krystallene Marokkane hatte. Meinetwegen soll mein alter Haß zum Henker fahren. Aber nur unter zwei Bedingungen: erstens, daß Ihr Euch nie von Eurer Herzdame skisirt, und zweitens, daß ich, von nun an ein treuer Freund, auch einen andern Namen tragen dürfe, und da ich zum Ritter und Pagen verdorben bin, so nennt mich nun wenigstens Pagat."

„Das soll geschehen!" rief der Zwerg (welcher, wie es sich zeigte, niemand anders war, als der Geist Confusius; denn schon erhob er sich über ihren Häuptern auf seinen bunten Fledermausflügeln — Und zwar soll ihn (weil er sich bei dem Rettungsversuch der Prinzessin Marokkane, Königl. Hoheit, so ungeschickt benahm) das Loos treffen, stets bei allen Mahlzeiten der Letzte zu seyn, an den die Schüssel gereicht wird. Also, mein welscher Freund, Ultimo."

Geschichten und Mährchen

für

Jung und Alt.

Geschichten

und

Mährchen

für

Jung und Alt

von

Eduard Duller.

Zweites Bändchen.

Stuttgart.
Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.
1835.

LIBRARY

Inhalt des zweiten Bändchens.

Storch und Ente.
Der schlechte Niemand, oder: das goldne Ei.
Schwäbische Kunde von einem jungen Schnappyhahn.
König Gambrinus.
Die Pfingstfeiertage.
Prosam.

Storch und Eule.

I.

Wie der Storch nach Welschland reist.

Der alte Storch, der sein schönes sauberes Quartier hatte auf dem Spittelthor, wiegte an einem anmuthigen Sommerabend seinen Sohn, den jungen Storch, in der zierlichen, lustigen Wiege, die er von Epheu künstlich geflochten und an dem Wetterhahn aufgehangen hatte. Der alte Storch war schon gar oft gewandert von Nürnberg nach Rom, allemal, wenn die Blätter anfingen gelb zu werden, und von Rom wieder nach Nürnberg, wenn der Frühling andächtig, wie ein frommer Christ, die Oelzweige und Palmkätzchen weihen ließ in der Petruskirche; der Storch, wiewohl ein sehr rechtschaffener Hausvater, wurde aber allgemach etwas blöde in den Augen, denn vor Alter und Mühseligkeiten und gar vielen Sorgen um seine Kinder, hatte er auf dem einen Auge den grauen Staar, und auf dem andern

wuchs ihm ein Fell, so daß er kaum mehr gut unterscheiden konnte, was Tag und Nacht sey, und sich's von seinen Gevatterinnen, den Schwalben, immer getreulich ansagen lassen mußte, wann die Blätter gelb wurden; das war ihm, wie gesagt, nicht mehr recht deutlich, weil es ihm vor Sorgen um seine Kinder wie oft grün und gelb vor den Augen geworden war.

Nun an jenem schönen Sommertag (ich glaub' es war am Johannis-Enthauptungs-Tag) da stand er denn, trotz seinem Augenübel, ganz lustig und wohlgemuth vor seinem Quartier auf der Zinne des Spitzelthores, schaukelte die luftige Wiege, worin sein unmündiges Söhnlein lag, in seine Weinblätter eingewindelt, und sang sein Kind mit folgenden Worten in den Schlaf:

„Eia Popeia! mein Söhnlein schlaf süß!
Dein Vater fliegt aus und kommt wieder gewiß,
Er fliegt zu dem Bäcker und kauft dir ein Brod,
Damit mein lieb Söhnlein nicht hungert in Noth.

Eia Popeia! bald reisen wir fort,
Zur Weinlese sind wir in Welschland schon dort,
Dort kauf' ich dir Gewürze und Mandeln gar süß:
Meinen letzten Sparpfennig, den geb ich drum gewiß!

Eia Popeia! schlaf süß, mein lieb Kind!
Es wiegt dich dein Vater und der Sommernachtswind;
Die Sommernacht ist dunkel und mein Auge ist's auch,
Wann balsamt mein Auge der welschen Luft Hauch?"

Mit diesem Liede wiegte der alte halbblinde Storch sein Söhnlein und dachte dabei mit gar vieler Sehnsucht an die schöne heilige Stadt Rom und an den lustigen Fasching alldort, an die milden Lüfte, die für seine schwachen Augen ein wahrer Balsam waren, an die süßen Gewürze und Leckereien, an die Mandeln und Makaronen, womit er seinem herzlieben Kind statt mit den salzigen Nürnberger Bretzeln und statt mit den Fröschen und Blindschleichen unter den Weiden an der Pegnitz füttern würde. Und doch aber, wenn er bei aller Freude in die heilige Stadt Rom zu reisen, an die gastfreundliche Stadt Nürnberg wieder gedachte, die so viele schöne Häuser hat, und worin sie keinen hängen, den sie nicht haben, — so ward ihm ganz eigen schmerzlich zu Muth, daß er sie verlassen sollte, denn er war eigentlich von Nürnberg gebürtig und ein Stadtkind vom Spitzelthor; und es wird einem doch immer wehmüthig, wenn man auch zu allen Herrlichkeiten der Welt gelangen will, und soll für längere Zeit doch von der lieben Heimath fort. — „Ich will doch einmal zu meiner Muhme, der Schwalbe, nach Sankt Lorenzen hingehen," dachte der alte Storch, — „das ist eine kluge Gevatterin, und die kann mir aufrichtigen, genauen Bescheid geben, wann die Blätter wirklich gelb werden am Dutzendteich, das heißt, nicht die Nadeln

im Reichswald, denn die bleiben ja gar lange grün. Behüt' dich indessen Gott! du mein liebes Söhnlein; ich komme bald wieder heim, wie ein ordentlicher Hausvater; denn bei Nacht lange ausbleiben, schickt sich nicht! Schlaf sanft indessen, bring' dir auch gewiß was Leckres mit."

Nun schüttelte sich der alte Storch sehr bedächtig und bürstete sich mit Gesträuch den Pelz und begab sich sehr behutsam, damit er bei seinem blöden Gesicht über seine langen mageren Beine nicht stolpere, zu seiner Muhme, der Schwalbe, um sich bei ihr Raths zu erholen.

Während er nun Schritt für Schritt weiter ging, um die Frau Muhme bei St. Lorenzen heimzusuchen, (er konnte den Weg blind finden, so oft war er ihn gegangen,) — da kam eine Mutter mit ihrem Söhnlein zu seinem Nest, wo der Abendwind die Wiege des jungen Storchen wiegte, das war die sehr gelehrte und kluge Frau Eule mit ihrem verstockten Sohn, dem durchaus nichts in den Kopf wollte, was der Frau Mutter, die sich der Ungelahrtheit ihres Bengels, den sie im Uebrigen doch lieb hatte, sehr schämte, — gar bitterlich zu Herzen ging. „In deiner Heimath wirst du nun einmal nichts lernen!" sprach sie zu ihrem Sohne, „du misrathenes Kind, — wenn du ewig hier bleibst, so machst du mir nichts

als Schande und Verdruß durch deine Ungeschlachtheit, und durch dein muffiges Wesen. Das heißt: du weißt zwar viel mehr als alle deine leichtsinnigen Bekannten und Vettern, und hast freilich durch meinen Unterricht alles studirt und auswendig gelernt, was in dieser ungelehrten Stadt zu finden ist. Aber das will eben noch gar nichts sagen; darum mußt du, um deine Kenntnisse zu erweitern und Politur zu kriegen, gelehrte Reisen machen nach gelehrten Ländern. Du mußt nach Italien gehen und dort in den alten Trümmern herumstudiren. Ich will dir einen Gruß an meine Frau Base, die Kirchenmaus, in der großen Rotonda mitgeben, die soll deine Hofmeisterin seyn und dich überall hinführen, wo es etwas zu sehen und zu studiren gibt. Und damit dir die Reise wohlfeiler kömmt, und du in Gesellschaft gehest, so mußt du sie anstatt des jungen Storchen hier mitmachen; der alte ist blödsüchtig und wird dich wohl für seinen Sohn halten; den jungen da will ich einstweilen in meiner Einsiedelei bei mir behalten, bis du wiederkömmst. Du mußt dich, um als Storch zu gelten, eben nur besonders befleißigen, deinen Kopf nicht so zwischen die Schultern zu stecken, wie ich, sondern fein vorwitzig hoch zu tragen, und mußt auch deine Stimme höher und spitziger herauslassen, nicht so rauh wie die meinige; dann werden sie dich wohl

für einen Storch halten, und du kannst was Erkleckliches lernen, und ich werde, wenn du wiederkommst, meine Freude d'ran haben, wie viel klüger du geworden bist. Nun leb wohl und versäume keine Gelegenheit zum Studiren."

„Ich danke schön, Frau Mutter!" erwiederte der junge Kauz sehr verdrießlich, — „es ist mir nur fatal, daß ich die Strapazen einer so langen Reise aushalten muß. Frau Mutter! ich verspüre einen Hang in mir, lieber hier zu bleiben, damit ich mich mit dem Wandern nicht zu bemühen brauche."

„O du fauler Kauz!" versetzte ihm die Frau Eule zürnend, — „du sollst aber nun 'mal reisen, damit was Tüchtiges lernst. Sonst wird meiner Tage nichts aus dir. — Habe übrigens keine Sorge; denn wenn du dich nur recht geschickt als einen jungen Storch anstellst, so wird dich der blinde Alte so viel tragen und hätscheln, als es angeht, den er liebt nichts auf der Welt so sehr als sein Kind. Nun mache deine Sachen klug und säuberlich. Lebe wohl, hoffnungsvoller Kauz, und werde in Italien eine Stütze der Kunst und Wissenschaft."

Während dieser Worte nahm die Eule den schlafenden jungen Storch behutsam aus seiner Wiege heraus, und legte ihren tölpischen Kauz hinein, den sie gar sorgsam in die Windeln von grünem Reblaub ein-

wickelte, daß man ihn nicht kennen ſollte. Dann begab ſie ſich eilig mit dem jungen Storch nach Hauſe in den dunkeln Wald, worin ſie bei Nacht gar eifrig ſtudirte in geheimen Wiſſenſchaften. —

„Grüß dich Gott!“ ſprach der alte Storch, als er von ſeinem Beſuch bei der Muhme Schwalbe wiederkam, — „Grüß dich Gott! und freue dich, mein herzliebes Kind! ich hab's von der Muhme: Am künftigen Frauentag, zu Mariä-Geburt gehen wir nach Welſchland; na, mein Kind! wenn du den ſchönen ewig blauen Himmel dort wirſt ſehen, und die goldene Sonne, die in Welſchland gar nie mit einem Schleier auf die Straße geht, wie zuweilen hier, wo du geboren biſt — ach! der ſchöne Himmel, ach! die helle Sonne, — die ich freilich nicht mehr ſehen werde, — — nun, du wirſt Augen machen!“

Wie der alte blinde Storch mit ſo viel Freude von der lieben Sonne ſprach, da wurde aber der junge Kauz im Neſt ganz unwillig und krähte abſcheulich, denn er hatte von ſeiner Mutter, der Frau Eule, gelernt, die Sonne ſey durchaus widerwärtig und die Nacht allein der wahre Tag.

„Warum wimmerſt du denn ſo erbärmlich?“ fragte der argloſe alte Storch ganz beſorgt. „Hungert dich etwa? Schau! ich habe dir noch ein ſchönes Weißbrödchen mitgebracht! Haſt du Appetit?“ —

Der junge Kauz schnappte statt der Antwort sehr begierig nach dem Weißbrödchen und verschlang es murrend. „Du bist aber heute recht absonderlich," sprach der alte Storch, „sonst hast du des Nachts keinen Appetit, weil du schläfst."

„Ich habe immer Appetit," erwiederte, eines jungen Storchen Stimme nachahmend, der Kauz, „und im Schlaf am meisten."

Nun, als der Frauentag Mariä-Geburt kam, das war ein gar freundlicher lieblicher Morgen; — Ach! und dem alten Storch wurde das Herz so schwer, daß er von Nürnberg wirklich fort müsse, als sollte er sein liebstes Kleinod, sein Leben selbst, allda zurücklassen. „Ach!" — sprach er dann, „bin ich nicht aber ein thörichter Alter!? — Mir ist ja so zu Muth, als müßt' ich dich, mein Söhnlein, hier zurück lassen! und du gehst ja doch mit — Nun! Gott behüt' dich treu, mein altes Haus, vor Noth und Graus und Schelmerei. Gott behüte dich, du sauberes Nest! der Herr Gott walt'! Er thut das Beßt'."

Und nun kamen die Vettern und Basen alle, reisefertig, mit kleinen Bündeln auf dem Rücken, und weinten sehr, (obwohl sie sich auf Welschland freuten) daß sie das schöne alte Nürnberg verlassen mußten, und befahlen ihre Häuser und Wiegen alle-

ſammt dem lieben Gott und treuen Menſchen, ſie vor Unglimpf und Muthwillen und allem Schaden zu bewahren. Als ſie das Morgenlied zur Reiſe in frommem Geſang anſtimmen wollten, ſtanden unten am Spittelthor, bei dem ſie ſich verſammelt hatten, des Thorwärters zwei Kinder, der kleine Sebald und ſeine Schweſter Antonie, und weinten bitterlich, daß nun die treuen Schwalben und Störche fortzögen in die Fremde. Das ſahen die Schwalben und tröſteten ſie, und der alte blinde Storch ſagte: „Seyd nur getroſt! Wir kommen ja nach Oſtern wieder und bringen euch von Welſchland ein ſchönes Geſchenk mit; ich bin freilich ſchwach an Augen und kann nichts aufſuchen für euch; aber mein Sohn, der bis dahin gewachſen ſeyn wird, der ſoll mit friſchen Augen das Schönſte und Beſte für euch auswählen; das bringen wir euch dann mit.“ Und nun machten ſich die Schwalben und der Storch auf die Reiſe, indem ſie das Lied anſtimmten:

„Adje! Adje! Adje!
Scheiden, ja! Scheiden thut weh!
Thut weh!
Aber müſſen wallfahrten nach Rom,
Zu Weihnachten in Sankt Petersdom,
Das iſt unſer Sehnen
In Thränen. —

Adje! Adje! Adje!
Scheiden, ja! Scheiden thut weh! —
Thut weh!
Doch weil der Herr nur waltet das Beßt'!
So kommen wir wieder nach Osterfest,
Und bringen den Segen
Auf allen Wegen. —

Adje! Adje! Adje!
Scheiden, ja! Scheiden thut weh!
Thut weh!
Das Leben wandert bald hie, bald dort.
Die Tenne, die bleibt an Einem Ort,
Bei Scheiden und Schmerzen, —
Im Herzen!"

II.

Wie es dem armen jungen Storch ergeht.

„O weh! was für ein trauriges Leben muß ich jetzt führen in dem finstern Wald, wo mich so bitterlich friert, daß mir alle Glieder knacken und klappern! Und dieser traurige Kerker, in dem ich eingefangen bin, dieser modernde hohle Baum, wo ich Tag und Nacht Dinge lernen und anhören soll, von denen keines in meinen armen Kopf hinein will! Nein es ist nicht

zum Aushalten! Ach! ich möchte ſo gern den ſchönen blauen Himmel nur ein einziges Mal, nur ſo ein klein bischen wieder ſehen, wie würde mich das freuen! Aber, o Gott! ich darf ja nicht! darf nur bei Nacht zuweilen heraus; und dann ſeh' ich nicht einmal die freundlichen Sternlein, die ich im warmen Sommer ſo hell flimmern ſah; das iſt nun ein wahrer Jammer! und noch dazu obendrein die vielen rauhen ungeſchliffenen Worte, die ich von meiner Pflegmutter hören muß. Ach! ich kann's immer noch nicht recht glauben, daß mein Vater, der doch ſo mild und gut war, mich wirklich und in Wahrheit der häßlichen dicken alten Frau Eule zur Bildung und Erziehung anvertraut habe, wie ſie mir an jedem Tage wenigſtens zwanzigmal verſichert, wenn ſie mir all das Liebe und Gute vorrechnet, was ſie mir erweist. Ja! ſchön Liebes und Gutes! daß ich ſo frieren muß, was mich nun einmal gewiß noch unter die Erde bringen wird. O weh! was für ein Sturm durch den Wald heult, daß die Eiszacken von den Bäumen fallen. Dieſe Bäume ſelbſt ſind freilich noch grün, aber (ich weiß nicht) mir bangt heimlich vor dieſem Grün, das ſo dunkel und traurig iſt. Ich halt' es nicht aus, ich ſterbe wahrhaftig in dieſem kalten nächtlichen Hauſe, wohin mich mein Vater, wie die gelehrte Frau Eule ſagt, in die Koſt gegeben!"

So jammerte der junge Storch in einer unwirthbaren Novembernacht in dem hohlen Baum, wo er bei der Eule lebte. Die Hausfrau selbst, die beinahe in jeder Nacht ausflog, war auch dießmal nicht zu Hause. Da kam dem jungen Storch der Gedanke: „Ei! wenn deine Hausfrau bei Nacht aus dem Hause geht — warum solltest du denn selbst, wenn du nur willst, nicht auch fort und auf und davon gehen können? — Es muß doch überall in der weiten Welt freundlicher seyn, als allhier?“ — Aber dann wurde ihm wieder gleich ganz trostlos zu Muthe; denn er fühlte, daß seine Beine ganz kraftlos waren von dem langen Stubenhocken, und auch im Kopf wurde es ihm ganz wirblich und vor den Augen ganz trüb; denn, wenn er sich auch heimlich auf und davon machen würde aus dem kalten, unfreundlichen Hause, so wußte er dann ja noch immer nicht Weg und Steg, nicht woaus und woein; aber es wühlte ihm eben eine große Sehnsucht im Herzen, er wußte selber nicht, wonach; er dachte viel an seinen alten blinden Vater und an das schöne Haus und an die anmuthige Wiege, worin er gelegen auf der Zinne des Spittelthores in Nürnberg. Nun dachte er sich freilich die Stadt Nürnberg meilenweit fern, oder wohl gar dort, wo die Welt mit Brettern verschlagen ist und ein Ende hat. —

Während dessen war die Hausfrau, die kluge Eule, mit einem gar verdrießlichen Gesichte nach Hause gekommen und sprach sehr unfreundlich zu dem jungen Storch: „Du vernagelter Geselle! was schaffst du hier? ich lese in deinen Blicken, daß du allerlei Böses im Schilde führst.“

Da erschrack der junge Storch gar sehr, indem er sich dachte: „Hei! was doch die gelehrte und kluge Hausfrau so schnell das unlautere Gewissen merkt! Weh mir! wenn sie in meinem Kopf gelesen hat, daß ich gar zu gerne aus diesem traurigen Aufenthalt auf und davon ginge; — wenn sie das errathen hat, dann kerkert sie mich gewiß noch viel strenger und unbarmherziger ein, als sie es bisher gethan.“ — Mit Zittern und Zagen sprach er dann leise zur Eule: „Wie ist es nur möglich, gestrenge Frau! daß ihr bei so rabenfinsterer Nacht lesen könnt, und noch obendrein in meinen kleinen Augen? Verzeihet, ich bitte euch gar schönstens.“ —

„Schweig! du ungelehriger Tropf!“ unterbrach ihn die Eule, „und merke wohl auf, was ich dir auftragen werde. Um klug zu werden, bist du viel zu dumm“ —

„Ist das Alles, was ich mir merken soll,“ unterbrach sie der junge Storch, „nun das will ich schnell behalten.“

„Du bist ein wahrer Eulenspiegel!“ erwiederte

die Eule, das iſt nicht Alles, das iſt blos die Einleitung; die Hauptſache beſteht darin, daß du von nun an (weil hauptſächlich durch deine Gefräßigkeit mein ganzer Wintervorrath aufgezehrt iſt, und ich im Walde keine Nahrung für uns Beide auffinden kann —) daß du alſo von nun an jeden Tag hinausgehen mußt in die Welt, das heißt, in die alte Stadt Nürnberg, um Brod und Käſe für uns zu holen."

„Nach Nürnberg, ni die alte ſchöne Stadt?" unterbrach ſie der Storch — die Eule aber erwiederte verdrießlich: „Nun freilich! was gibt's da noch lange zu fragen? oder meinſt du vielleicht, ich ſollte, um dich zu füttern, meine gelehrten Betrachtungen in geheimen Wiſſenſchaften unterbrechen?" —

„Ja, aber, geſtrenge Frau," begann der junge Storch auf's Neue — „Nürnberg liegt wohl recht weit, ſo daß ich am Ende jeden Tag wochenlang gehen müßte, um Brod und Käſe zu kaufen?! Prost Mahlzeit! — Das ſcheint mir ein ſchönes Geſchäft, drauf abgeſehen, daß ich mir meine ſtattlichen langen Beine dran kurz laufen ſoll. —"

„Haus Narr!" rief die Eule unwillig, haſt du denn keine Flügel? und dann — ſo geht's, wenn man nicht gelahrt iſt; — Nürnberg liegt ja kaum eine Stunde Wegs von hier!" —

„Was?“ schrie der Storch freudig: „ja mein Seel! ich hab' auch ein paar tüchtige Flügel. Nun, gebt Geld her, Hausfrau, damit ich Brod und Käse kaufen kann.“

„Geld? kaufen?“ erwiederte die Eule. „Höre 'mal, ich glaube, du bist nicht recht bei Trost; es ist nicht davon die Rede, daß du Brod und Käse kaufen sollst, es handelt sich darum: — du mußt! — du sollst! — und kurz mit einem Wort! du mußt es stehlen.“ —

„Stehlen? was ist denn das?“ fragte der Storch.

„Du Einfaltspinsel!“ erwiederte die Eule, „da merkt man's gleich, daß du noch gar nichts gelernt hast. Stehlen, das heißt: wohlfeil kaufen; da handelt man nicht lang, sondern macht blos lange Finger, und mir nichts, dir nichts auf hui und pfui, steckt man die Waare hübsch unter die Flügel und empfiehlt sich nicht, sondern geht schnell auf und davon!“

„Aha!“ sprach der junge Storch, jetzt versteh' ich's, aber mir kommt das Stehlen wie verbotene, abscheuliche Spitzbüberei vor; doch! ich will mein Glück probiren. Aber wie finde ich denn aus dem Wald heraus? ohne Laterne und ohne Sonne, Mond und Sterne?“ —

„Hättest du so gute Augen, wie ich,“ versetzte die Eule, „so würdest du bei Nacht keine Laterne

brauchen; aber ich will dir ein Johanniswürmchen mitgeben, das soll dich begleiten und dir leuchten. Und dann nimm dir auch etwelche von diesen bunten Steinen mit, die lasse unterwegs von Zeit zu Zeit fallen, damit du dich bei der Zurückkunft wieder zurechtfinden kannst. Nun gehe, bestelle deine Sachen fein klug, siehe zu, daß dich keiner bemerkt, und bringe einen guten Mundvorrath nach Hause."

„Empfehle mich schönstens, gestrenge Hausfrau," erwiederte der Storch, indem er einen Kratzfuß machte, und huschte aus dem hohlen Baum recht seelenvergnügt heraus. Das Johanniswürmchen ging vor ihm her und leuchtete; der junge Storch machte sich mit den bunten Steinen, welche ihm die Eule mitgegeben hatte, ein ganzes Vergnügen und achtete nicht sehr darauf, als ihm die Eule, die ihm mit Brillen auf der Nase besorgt nachsah, ängstlich zurief: „Vergiß nicht beim Nachhausgehn, die Steine wieder aufzulesen; denn es sind lauter Edelsteine." Aber, wie gesagt, der junge Storch kehrte sich nicht viel daran, sondern warf ganz lustig die Edelsteine bald rechts, bald links, und fing sie dann mit den Beinen wieder auf, und trieb so sein Kurzweil damit. Endlich kamen sie weiter, der Storch und das Johanniswürmchen, an den Saum des Waldes; da machte das Johanniswürmchen links um und schlich wieder

nach Hauſe: Dem Storch aber, als er wieder nach langer Zeit den ſchönen, freien Gotteshimmel über ſich ſah, und vor ſich offenes Feld, und droben den hellen Mond, der ſich eben anſchickte, vor dem goldenen Morgen Reißaus zu nehmen, und auf der Erde die ſchöne alte Stadt Nürnberg, mit ihren vielen Thürmen und Thoren, — dem Storch wurde es dabei ganz wunderlich zu Muth, es war ihm, als müßte er die Flügel ausſpreiten, um ihre Schwingkraft zu probiren, und wie er dieß that, ſo merkte er auch gleich, daß ſie ihn über der Erde höben und trügen; das freute ihn nun unbeſchreiblich; denn es kam ihm vor, als ob er wieder, wie vormals, in einer luftigen Wiege geſchaukelt würde; er probirte es nochmal und wieder einmal, und immer ging's beſſer; — da wußte er vor Freude nicht mehr, was er anſtellen ſollte, er fühlte die bittre Kälte gar nicht mehr, die ihn doch im Walde, im finſtern Hauſe der Frau Eule, ſo arg geſchmerzt hatte, und hob ſich nun von der Erde auf, ſchlug einen Purzelbaum über den andern und hatte ſich recht ausgelaſſen. Dabei fiel ihm ein altes Lied ein, das er, als er noch über'm Spittelthor in der Wiege lag, wie oft von reiſenden Handwerksburſchen gehört hatte, die am frühen Morgen zum Thor herauszogen: Das ſang er nun auch jetzt:

„Juheisa! ich habe mein Bündel geschnürt,
Wie's einem jungen Gesellen gebührt; —
Wohl auf in die Welt, in die Kreuz und die Quer!
Die Stubenhockerei gefällt mir nich: mehr.
Ich will mein Glück probiren,
Marschiren!!

Behüt' dich Gott viel tausendmal, du finstrer Wald!
Jetzt siehst du mich noch und nicht mehr so bald; —
Meine Beine, die sind gar stattlich und lang,
Drum kann ich auch gehen meinen ordentlichen Gang:
Drum will ich mein Glück auch probiren,
Marschiren!! —

Und für was scheint denn auch die Sonne so schön,
Als daß man kann auf die Wanderschaft gehn —
Frau Sonne geht selbst ohne Unterlaß,
Drum wollen wir gehen zusammen fürbaß,
Und woll'n unser Glück probiren,
Marschiren!! —"

Mit diesem Lied war der junge Storch immer weiter gekommen und endlich, da schon der Morgen völlig über den Gesichtskreis heraufgestiegen, auch bis an's Spittelthor der schönen alten Stadt Nürnberg. Das war nun kaum aufgeschlossen worden, so schritt auch der Storch ganz lustig, aber dabei doch sehr gravitätisch, hindurch, und war recht guter Dinge, als ihm plötzlich der Thorwärter den Paß versperrte,

und ihn ſchlaftrunken alſo anrief: „den Thorpfennig, guter Freund!“

„Was Thorpfennig!“ erwiederte der Storch, „ſeyd ihr ſo ein Thor, daß ihr meint, ich hätte einen Pfennig Geld bei mir? Gott bewahre! nicht einmal Nägel an den Stiefeln, geſchweige erſt Kupfer oder gar ein andres edles Metall im Sacke. Wenn ihr Kupfer wollt, ſo greift euch nur getroſt an eure eigene Naſe, da könnt ihr genug münzen laſſen. Ich gehe fechten und denke in dieſer edlen Kunſt noch Meiſter zu werden. Alſo wenn ihr mir einen Thorpfennig geben wollt, — her damit! — aber von mir — ſchaut! da kriegt ihr nichts!“

„Der Kerl iſt grob,“ brummte der verſchlafene Thorwächter. „Wenn Er kein Geld hat, ſo heißt's: marſch! links um kehrt euch! — Kann er nicht leſen?

„Nein,“ erwiederte der Storch, „leſen kann ich nicht!“

„Nun!“ fuhr der Thorwärter fort, ſo leſe Er, was da auf dem Thore geſchrieben ſteht: „Das Betteln oder Fechten iſt verboten.“ Weiß Er's jetzt? Nun! wenn Er kein Geld hat, ſo halt Er mich nicht auf, und gehe Er ſeiner Wege wieder zurück; — was will Er denn noch?“ —

„Ja, ſehet“ — antwortete der Storch, „ich habe noch einen wichtigen Auftrag zu beſtellen; wißt! ich

muß nämlich in die Stadt hinein, um Brod und Käse zu stehlen."

„Was? stehlen?" eiferte der Thorwärter, „nun, das nenne ich doch Unverschämtheit! Heda! Leute! Wache! Hunde! faßt mir den Kerl da an! Feuer! Diebe! Mörder!" — so schrie der Thorwärter in Einem fort, bis endlich sein ganzes Haus wach und lebendig wurde; frisch, wie der Wind, sprangen seine Kinder, Sebald und Antonia, heraus und fragten, was es denn gebe. „Ein Dieb! ein Dieb!" schrie der Thorwärter, und wickelte sich, — denn es war ein kalter November-Morgen — dichter in seinen Pelz und rieb sich die Hände im Muff. Sebald aber geberdete sich, als wär' er außer sich vor Freuden, tanzte und hüpfte wie närrisch, und rief ein über das anderemal aus: „Ei Herr Jesus! der Storch! der Storch! Grüß dich Gott, kleiner Storch! schau! schau! wie groß du geworden bist! — nun das ist ein Leben; der Storch ist wieder da! Wie kommt's denn, daß du dießmal so früh wieder zurückkehrst?"

„Hast du uns auch hübsch was mitgebracht?" fragte Antonia, „gelt, ein Paar hübsche Palmkätzchen von Rom und ein schönes Osterei?" —

„Dummes Zeug," unterbrach sie Sebald mit vieler Klugheit, „wie soll er uns denn ein Osterei mitbringen? wir haben ja noch nicht einmal Sankt

Nikolas-Tag und Weihnachten. — Wie geht's denn deinem alten Vater? — Ei, es ist doch nicht hübsch von dir, daß du den blinden Alten, der dich so lieb hat, im Stiche läßt, und ganz Mutterseelen allein von Rom wiederkömmst."

„Ist denn mein Vater nicht hier? nicht mehr in Nürnberg?" fragte der Storch ganz verwundert. —

„I Gott bewahre!" erwiederte ihm Sebald rasch, „wie kömmst du mir denn vor? du bist ja mit ihm fortgezogen in die weite Welt, nach Welschland. Ach! weißt du's denn nicht mehr? es war so ein schöner Morgen, am Tage Mariä Geburt, wie ihr und die Schwalben auf die Wallfahrt fortgezogen seyd, und wir haben so bitterlich um euch geweint!"

Dem Storch wurde ganz sonderbar zu Muth, wie er dieß Alles hörte; denn er wußte von allem nichts, und endlich rief er recht kläglich: „Ach, was bin ich doch für ein armer geschlagener Gesell! Nein! das ist doch gar jämmerlich! nun sind Alle fort, und ich bin ganz allein, und weiß nicht wo aus und wo ein. Aber zu meinem Vater muß ich, das nutzt nun 'nmal nichts; ich muß zu ihm hin, denn er ist alt und blind, und nun sehe ich, daß mich die gelehrte Hausfrau recht abscheulich betrogen hat. — Nun behüt' dich Gott, mein guter Kamerad Sebald, ich merke aus deinen Reden, daß mein Vater nach

Welschland gereist ist, und nun muß ich ihm nachwandern und ihn aufsuchen, denn, wenn ihm in der Ferne ein Leid geschähe — die Angst um ihn brächte mich um."

„Du hast wahrhaftig Recht! Bist ein braver Bursche!" sprach Sebald, „nun, behüt' dich Gott, daß du deinen Vater findest." „Behüt dich Gott viel tausendmal, du guter Storch!" fügte Antonia recht herzlich weinend hinzu, „und komm auch fein wieder, wir wollen dir dein Haus treu und redlich bewachen. Und nimm auch dieß mein Frühstückbrödchen mit dir; das kannst du deinem Vater nach Rom bringen, den ich schön grüßen lasse." Nun nahm der Storch schnell Urlaub, daß die Kinder nicht sehen sollten, wie schwer es ihm um's Herz wurde. Der Thorwärter war ganz verdutzt und wußte nicht, woran er sey. Der Storch aber nahm schnell den Weg zwischen die Beine.

III.

Von den saubern Streichen des Kauzes.

Es ist ein gar herrlicher Ort, die alte heilige Stadt Rom. Da herrscht kein Winter, es ist auf

jedem Angeſicht, wie in allem Erdreich der Gärten und Auen ein ewiger Frühling zu ſchauen. Die liebe Sonne, wenn ſie einmal über den ſieben Hügeln emporgeſtiegen iſt, will gar zu gerne durchaus nicht mehr hinabſinken und ſcheiden; ſo wohl gefällt es ihr bei den wundervollen alten heidniſchen Tempeln, in welchen jetzt die heiligſte Jungfrau Maria und die Heiligen Gottes verehrt werden; ſo anmuthig ſind die prachtvollen Triumphbögen und Säulengänge, die köſtlich verzierten Thore und Hallen, in denen in unvergänglich friſchen Farben bunte Schildereien prangen.

In dieſer heiligen Stadt hatten nun die frommen Schwalben, die mit den Störchen dahin gewallfahrtet waren, den lieben langen Tag vollauf zu ſchaffen; denn ſie flogen von einem Tempel zum andern, von einem Heiligthum zum andern, und ſprachen bald bei dieſem, bald bei jenem Kloſter zu, wo ihnen die mildthätigen Ordensbrüder Broſamen gaben zur Azung für ihre Kinder, und in den einſamen Gärten der heiligen Convente verſtatteten, von den Oelbäumen friſche grüne Blätter zu pflücken zur Bettſtreu und Roſen von Jericho als Wetterzeichen. — — Aber, wer bei allem dem Schönen, was in der heiligen Stadt zu finden ſeyn mag, am traurigſten herumwandelte, das war der alte Storch; denn der böſe Kauz, den er in

seiner Blindheit statt seines Sohnes mitgenommen hatte, machte ihm viel Verdruß. „O du lieber Gott!“ rief der alte Storch wie oft ein über's anderemal recht seelenbetrübt aus, — „o du lieber Gott! du hast mich doch für meine Sünden gar schwer bestraft, daß alle meine Hoffnungen, die ich auf mein Kind setzte, so gänzlich zu Schanden werden; denn mein ungerathener Sohn macht mir viel Kummer. — Ich weiß gar nicht, wie das so plötzlich gekommen ist; er hat gar nicht die Art und Sitte, als ob er mein Fleisch und Blut wäre; nein, recht wie ein freventlicher ungeschliffener Bengel thut er mir gerade Alles zum Trotz, wenn er weiß, daß mir etwas zuwider ist. Statt daß er nach dem letzten Ave-Maria-Läuten am Abend fein säuberlich zu Hause wäre und mich alten unglücklichen Blinden pflegte, geht er um diese späte Stunde erst aus, — wohin? — ja! das weiß Gott, — so daß ich vor Sorgen die ganze Nacht gar kein Auge zuthun kann, — da geht er denn die ganze Nacht umher, nachdem er den ganzen Tag über zu Hause auf der faulen Haut gelegen und geschlafen hat.“

Während der alte Storch dieß sprach, saß er auf einem Mauerstück des verwunderungswürdigen Riesengebäudes Colisseum, in welchem die alten Heiden vor langen Zeiten grausame und blutige Spiele abgehalten haben. Er saß in seiner Betrübniß recht wie ein

verlorner und verlassener Einsiedler da und wußte nicht, wo aufhören in Klagen; — da hörte er, daß zwei Gesellen in seiner Nähe ganz leise zusammen flüsterten; vermuthlich glaubten sie, daß sie allein wären. Es waren eine Fledermaus und ein Schuhu, die sprachen zusammen:

„Es ist aber ein sauberer Kauz, daß er uns so ungebührlich lange warten läßt.“

„Ja!“ sprach der andre Geselle; — „er hat einen Alten zu Hause, der gar fromm und umständlich ist, und der darf bei Leibe nichts davon wissen.“

„Was sind mir das für kuriose Gesellen?“ dachte sich der alte Storch; „was haben die für Heimlichkeiten miteinander? — Sie wissen wohl nicht, daß jemand in der Nähe ist, der sie hört; — und so will ich sie denn auch behorchen; denn mir scheint's, das sind nicht gar sehr erbauliche Absichten, die sie da in der Stille ausbecken.“ —

„Wie gesagt,“ fuhr die Fledermaus zum Schuhu fort; — „die Nachtigall ist einmal meine Todfeindin, denn sie hat mich auch einmal gesehen, wie ich aus einer Kirchenlampe heiliges Oel stahl, um auf Walpurgis meine Flügel damit zu salben; — drum, auf daß sie mich nicht an den Küster oder Herrn Pfarrer verrathe, müssen wir sie tödten. Und was die Hauptsache ist, wenn wir sie heute tödten in der

Allerseelennacht und ihr die gröſste und kleinſte Feder aus den Flügeln ziehen, ſo erben wir ihren Geſang, der vor aller Welt ſo vielen Beifall findet und ſo reichen Lohn. In jeder andern Nacht des Jahres hat ihr Geſang die Kraft, daß er ihre Feinde überwältigt, nur in der Allerſeelennacht nicht, drum müſſen wir ſie heute tödten. Heute betet ſie viel zu viel für Andre."

„Ja, das ſag ich auch," erwiederte der Schuhu, „und mein Vetter, der junge Kauz, der ſagte dasſelbe, und ich glaube, er hat auch nicht übel Luſt, ihren Geſang allein zu erben; aber das leid' ich nicht."

„Wann gehen wir denn dran? um ihr das Lebenslicht auszublaſen?" — fragte die Fledermaus weiter. „Ich glaube, es iſt am ſchicklichſten, je eher je beſſer! Wenn wir nur erſt die zwei Federn haben, ſind wir gemachte Leute."

Inzwiſchen kam der junge Kauz daher mit vielen Geſellen und grüßte die Fledermaus und den Schuhu, und ſprach: „Nun, meine lieben Freunde, ſeyd ihr alleſammt fertig und bereit, daß wir der heilloſen Nachtigall den Garaus machen?"

„O Herr Jeſus" ſprach der alte Storch, wie er ihn ſo reden hörte, „das kommt mir ja vor wie die Stimme meines Sohnes; nein, das iſt ja zu arg; — ſo iſt er alſo ein Spitzbube und Straßenräuber!

O weh! die Schande und den Kummer überlebe ich nicht.“

Nun flog der junge Kauz mit seinen Gesellen von dannen; der alte blinde Storch aber jammerte noch in einem fort und verlangte nichts als zu sterben, damit die Schande nicht mehr auf sein altes Haupt käme; aber Gott erhörte seinen Wunsch nicht.

Nun hatte in jener Nacht, es war in der des Allerseelentages, die Frau Nachtigall auf dem Grabe ihrer Mutter ein Lichtchen angesteckt im Kelch einer Sternblume und schwang sich und sang, während der Nachtthau in schweren Thränentropfen alle Augenblicke das flackernde Lichtchen auszulöschen drohte, — sang in gar beweglichen Weisen, und alle die Blumen, die ringsumher auf den Gräbern blühten, nickten dazu, wie vor Mitleid und Andacht. Wie sie nun in ihrem Schmerz und in ihrer Andacht gar nichts anderes voraussah, da kamen plötzlich der Kauz und der Schuhu, sein Vetter, und die abscheuliche Fledermaus, und fielen meuchlerisch, hinterrücks die arme Frau Nachtigall an, tödteten sie und riefen ihr höhnisch zu: „Nun, du fromme Sängerin, nicht wahr, jetzt hat sich's wohl ausgesungen?! mußt uns aus deinem Fittig die längste und kürzeste Feder lassen, denn darin liegt die Zauberkraft deines Gesanges, der sich bald in den höchsten himmlischen Tönen zum Himmel

emporschwingt, bald wieder im kurzen klagenden Triller des kurzen irdischen Lebens Vergänglichkeit jammernd kund gibt."

„Mir die Zauberfedern!" rief der wilde Kauz, „ich will fürderhin so zauberisch singen können, wie die Nachtigall. Ich muß die Federn haben." — „Nimmermehr!" schrie der Schuhu, die Federn sind mein, ich will sie ihr ausreißen, auf daß der Zauber von nun und für-immer mein sey!" — „Ohe!" belferte die Fledermaus dazwischen, „ihr streitet beide um des Kaisers Bart. Ich will die Federn, ich will jetzt Frau Nachtigall seyn. Was? bin ich nicht so zierlich und fein gebaut, daß ich immerhin Nachtigall seyn könnte, wenn ich nicht Fledermaus wäre?!"

Während sie nun so stritten, wer den Preis des Mordes davon tragen und der Nachtigall die zwei Zauberfedern aus dem Flügel reißen sollte, da war die Seele der Nachtigall unterdessen heimlich in den Kelch der schönen Sternblume gehüpft, in welcher das Allerseelenlichtchen erlosch. Nun zankten sich die drei Räuber noch lange um die zauberkräftigen Federn aus dem Schwungfittig der Nachtigall, bis endlich der Kauz seine beiden Helfershelfer zu unterst kriegte und nun rasch die Zauberfedern stahl, die er sich gar prunkhaft in seine eigenen Flügel einsetzte,

wobei er voll Aufgeblasenheit sprach: „Nun habe ich die Stimme der Nachtigall, nun will ich mich als Sänger weit und breit hören lassen, und meine Kunst soll mir Ruhm und Geld bringen.“

Gegen Morgen kam er nach Hause zu dem alten Storch, der, wiewohl er seines vermeintlichen Sohnes üble Aufführung kennen gelernt hatte, und sich heimlich darüber sorgte und kreuzte, doch voll Güte und Milde ihn fragte, wo er die lange Nacht über gewesen sey, ob er keinen Schaden gelitten, wie es ihm erginge, und ob er denn seines alten Vaters so ganz vergesse, daß er ihn in diesen Sorgen bei Nacht allein liesse?

Der ruchlose Kauz aber lachte den alten Storch statt der Antwort aus und sprach blos mit vornehmer Geberde: „Ich habe viele Künste erlernt, von denen ihr gar keinen Begriff habt. Nun aber gehabt euch wohl für immerdar; denn ich will fürderhin Ansehen und Geld gewinnen durch meine Kunst und habe nicht Lust, euch noch länger umsonst zu füttern.“

„Ach du mein lieber Gott!“ rief der alte Storch jammernd und verzweiflungsvoll, „du ungerathnes Kind! was für ruchlose Worte sprichst du aus?! Habe denn ich Dich nicht so lange mit meinen besten und letzten Bissen genährt, und nun handelst du so an mir alten blinden Mann?“

„Was geht mich eure Blindheit an?“ erwiederte

der Kauz, „ich wollte, ihr wäret da, wo der Pfeffer wächst!“

„O Gott!“ rief der blinde Storch, „Gott! rechne ihm seine Sünde nicht an. Lasse mich solche Worte nicht wieder hören, du ruchloses Kind! tödte mich lieber gleich!“ —

„Geschieht euch damit ein Gefallen, wenn ich euch tödte?“ entgegnete der Kauz, „so will ich euch tödten.“ —

Nach diesen Worten fiel er über den wehrlosen alten Blinden mörderisch her und tödtete ihn, indem er noch spottend ausrief: „Soll ich mir denn immerdar den Tadel dieses mürrischen Alten gefallen lassen? Ja! hat sich was! Da liegt er jetzt und wird mich nimmermehr auszanken.“

Unterdessen war die Frau Muhme des alten Storches, die gottesfürchtige Schwalbe, gekommen, um ihren alten Vetter zu besuchen. Wie sie nun sah, daß er ermordet in seinem Blute da lag, so jammerte sie sehr und sprach: „Wehe! Wehe! was habt ihr gethan?“

Der Kauz aber erwiederte ihr sehr frech: „Geht euch das etwas an? ich kann thun, was ich will; denn ich habe einen kräftigen Zauber gewonnen, der mich vor aller Welt sehr reich und angesehen machen wird. Lebt wohl!“

Die Schwalbe aber wollte ſich über den Tod des guten alten Storches gar nicht tröſten, ſie ließ ihm ein ſchönes Grab graben und ihn feierlich darin beſtatten. Und als er nun in der kühlen Erde lag, ſo ſang ſie mit allen ihren Schweſtern, die zu dem Leichenbegängniß gekommen waren, ein ſehr klägliches Lied zu ſeinem Angedenken.

Mittlerweile war der Kauz in die Komödie gegangen zu dem Impreſario, begrüßte ihn ſehr vornehm und nannte ihm ſeinen Namen. Der Impreſario neigte ſich ſehr höflich, verſicherte, es ſey ihm eine große Ehre, und fragte, was ihm zu Dienſten ſtände. Darauf warf der Kauz ſtolz den Kopf in die Höhe, und ſprach: „Signor Impreſario! ich will euer Glück begründen, denn ich weiß, ihr ſeyd ein armer Mann und habt eine ſchlechte Oper. Da ich aber die vortrefflichſte, beliebteſte Stimme von der Welt beſitze, ſo will ich euch damit aufhelfen, wenn ihr mir für die Woche ſieben Goldgulden gebt.“

„O Herr!“ erwiederte der Impreſario, „ich bin ein armer Mann, und kann euch für die Woche nicht mehr geben, als ſieben Bajocco.“ —

„Signor!“ ſprach der Kauz zornig, ihr ſeyd unverſchämt; iſt dieß ein Gebot auf mein Anerbieten? ich ſage euch, das iſt nichts, und ſomit addio!“

Der Impresario stutzte über die vornehme Miene und den stolzen Ton, mit welchem der Kauz diese Worte sprach, und dachte sich: „Holla! ich habe dem Mann vielleicht Unrecht gethan, und er ist am Ende wirklich ein großer Sänger, weil er so stolz und frei seine Forderung ausspricht und sich nichts davon abhandeln lassen will.“ — „Wißt ihr was?“ sprach er dann viel artiger zu dem Kauz, „Signor, ihr sollt Morgen in meiner Oper singen, und wenn ihr dem Publikum gefallt, so will ich euch die verlangten sieben Goldgulden ohne weiteres geben.“ — Am andern Abend war nun das Publikum sehr zahlreich versammelt, um den berühmten neuen Sänger, von welchem der Impresario indessen allenthalben sehr viel Wesens gemacht hatte, zu hören. Die Ouverture war vorüber, der Vorhang rollte in die Höhe, und nun trat der neue Sänger, gar wundersam geschmückt, und in ganz absonderlichen Kleidern auf, welche ihm aber nirgends recht passen wollten, denn das Wamms war ihm etwas zu eng, auch schien er den Kopf zu sehr zwischen den Schultern zu tragen und einen Höcker zu haben; die Hosen aber waren ihm viel zu weit, denn er hatte nicht etwa schlechte Waden, sondern überhaupt gar keine Waden. Doch stellte er sich recht trotzig und herausfordernd gerade vor die Lampen hin und setzte nun an und bemühte sich,

indem er den Kopf auf allerlei Arten verdrehte und die Brust gewaltig aufblies, seine Stimme erschallen zu lassen. Endlich, nachdem er sich lange umsonst bemüht hatte, gelang es ihm, einen Ton hervorzubringen; aber so wie er ihn unter abscheulichem Gesichterschneiden aus der Kehle heraus hatte, so fingen auch schon alle, die in der Komödie waren und für ihre paar Paoli etwas ganz außerordentlich Schönes gesungen hören wollten, an zu schreien und zu poltern und zu lärmen, zu lachen und zu zischen, zu pochen und zu fluchen: „Herunter mit dem jämmerlichen Schuft von Sänger, dessen Stimme noch viel schlechter ist als saurer Wein oder faule Zitronen. Herunter mit ihm, denn das ist ja ein wahrer Eulengesang, den dieser saubre Kauz hier zu Markte bringt. Herunter mit ihm, der uns um unsere paar schöne Paoli betrogen hat, herunter! oder wir kommen hinauf und zerreißen ihn in Stücke.“ Und nun flogen anstatt der Lorbeerkränze und Lobgedichte, die sich der eitle Kauz verhofft hatte, Steine und faule Citronen auf die Bühne hinauf und dem Kauz an den Kopf, der immer noch wähnte, er besitze wirklich durch die zwei Zauberfedern die Stimme der Nachtigall, und so bemühte er sich auch noch in einem fort, neue Töne hervorzuquäken, die noch abscheulicher waren, als die frühern. Die Zuhörer pochten noch viel

ärger und es wurde ein entsetzlicher Tumult in der Komödie, bis endlich der Impresario, der auf den prahlerischen Kauz eine fürchterliche Wuth hatte, genöthigt war auf die Bühne heraus zu treten, den Kauz am Schlagfittig zu ergreifen und fortzuführen. Der Kauz aber meinte, es geschähe ihm himmelschreiendes Unrecht und die Zuhörer hätten nur einen schlechten Geschmack und wüßten gar nicht zu beurtheilen, was eigentlich schön sey. Als ihn der Impresario hineinführen wollte, sträubte er sich gewaltig, schimpfte auf die Dummheit der Zuhörer und schrie, so laut er schreien konnte: „O ihr albernes Volk! hört ihr denn nicht, daß ich eine Nachtigallen-Stimme besitze? Deßhalb, daß ich die schöne Stimme bekam, habe ich sie ja am Allerseelentage erschlagen! ich habe eine Nachtigallen-Stimme! poh Element! ihr müßt mich hören, denn so eine Stimme hört man nicht alle Tage."

„Werft ihn hinaus! zerreißt den Prahlhans in Stücke!" schrien die geprellten Zuhörer zürnend durcheinander und drohten, das Theater zu stürmen. Da machte sich der böse Kauz eilig auf die Beine, um sein Leben und seine schöne Stimme in Sicherheit zu bringen.

IV.

Der junge Storch kommt nach Rom.

Der junge Storch hatte, seitdem er in Nürnberg erfuhr, daß sein Vater in Rom sey, seitdem er sich auf den Weg gemacht hatte, um ihn zu suchen und zu finden, kein ruhiges Stündlein mehr, und vergönnte sich auch auf seiner Wanderschaft gar keine Rast, bis er an's Ziel kam, und durch die Porta del popolo in Rom einzog. Es war schon Abend, — beinahe Nacht, als er ankam. Und zwar war's der heilige Abend, der die Christnacht herbeigebracht hatte, darum flimmerten auch an allen Fenstern helle Lichtchen, und droben am Himmel schimmerten, heute mit ganz besonderm Glanze ausstaffirt, die lieben Sterne so klar und rein, daß in jedem zu lesen war: **Gloria in excelsis Deo!**

Dem Storch war gar eigens wehmüthig zu Muth. „Ach!" — rief er seufzend, „wo werde ich nun in der großen fremden Stadt meinen guten blinden alten Vater finden! Bekannt wird er freilich all überall seyn; denn er ist ja ein Ehrenmann und thut gerne Gutes, wo er nur immer kann; drum will ich den nächsten Besten, der mir jetzt begegnet, fragen, ob er nicht weiß, wo meines Vaters Haus ist, und bitten,

daß er mir's weise." — Während er nun in diesen Gedanken weiter ging, kam er auf einen grünen Plan, wo allerlei liebliche Blumen emporgewachsen waren, in deren Kelchen es funkelte, wie von Sternenschein, gleich, als ob die Blüthen darin alle zur Feier der heiligen Christnacht angesteckt worden wären. Und wunderbare Stimmen klangen aus den Kelchen der Blumen hervor in den lieblichsten Liederweisen. Unter einem alten Säulenknauf aber scholl dumpf und heiser eine Stimme, als ob sie einen Zauberspruch murmelte. Der junge Storch, obwohl es ihm ganz grausig zu Muth wurde, faßte sich doch ein Herz und schritt, halb aus Neugier, halb aus Hoffnung, jemand zu finden, der ihm von seinem Vater Nachricht geben könnte, näher zu dem Orte hin, der ihm schier wie ein verrufener vorkam. Da sah er denn den Kauz, der sich tief in die Erde hinabgewühlt hatte und ein geheimnißvolles Beschwörungswerk unternahm. Er stand unter altem Gemäuer verborgen, in einem Zauberkreise, mitten unter Todtengebeinen und Schädelknochen, umgeben von Schlangen, Blindschleichen, Kröten, Molchen und andern scheuslichen Gewürmen, und scharrte in die Erde und murmelte Zaubersprüche, um einen Schatz zu heben. Aus dem tiefen Grund der Erde zuckte es empor von bläulichen Flammen, und scholl

es herauf, wie wenn ſchweres Gold in großen Schalen und eiſernen Kiſten mit vielem Geklimper durcheinander gewühlt wird. Der Storch, dem es vor dem verbotenen Werke graute, ſtand oben auf dem grünen Plan und guckte blos hinab, denn, daß er ſelbſt hinuntergeſtiegen wäre, das traute er ſich nicht und es kam ihm wie ein Frevel vor.

„Könnt ihr mir nicht ſagen,“ rief er in die Tiefe hinab, „wo mein Vater, der alte blinde Storch, ſein Haus hat?“

Durch dieſe Rede hatte er wohl das geheimnißvolle nächtige Beſchwörungswerk des Kauzes geſtört, welcher einen großen Schatz heben wollte; und darum, — kaum daß er die Worte geſprochen hatte, wankte die unterhöhlte Erde, krachten die Steine des alten Mauerwerks aus ihren Fugen, höher ſchlugen die Flämmchen empor, die Blindſchleichen knäuelten ſich enger zuſammen, die Todtenſchädel und Gebeine zerſplitterten, und der Säulenknauf und das alte Mauerwerk ſtürzte zuſammen und begrub den frevelhaften Kauz unter den Trümmern. Da klangen auf's neue aus den Kelchen der Blumen und Blüthen liebliche Klänge; der Storch aber wurde gar traurig und ſprach: „Wer ſoll mir doch jetzt treulich und rechtſchaffen Auskunft geben, wo ich meinen Vater finden kann, da doch die Nacht ſo dunkel iſt, und ich,

ein Fremdling, im Finstern nicht weiß, wohin ich meinen Fuß setzen soll."

Aus einer holden Blume Kelch aber klang es:

„Weißt, warum aus jedem Stern
Dir ein Lichtlein blinket?
's kommt von einem milden Herrn,
Der dir droben winket.

Der mit seinem Vaterblick
Treu herunterschauet
Ob du auch dein Erdenglück
Fest auf ihn gebauet?!

Oft beim hellen Sonnenschein
Blickst du nicht nach oben;
Denkst nicht an die Sternelein
Und den Vater droben.

Und dein Auge blendet schier
All das Sonnenfunkeln, —
Darum winkt er treulich dir,
Wätzerlich im Dunkeln."

Und aus einer andern Blüthe, aus dem Kelch einer Sternblume, der den Blätterkreis aufschloß, in welchem ein funkelnder Stern zu schimmern schien, klang es in einer andern Liederweise:

„Christus ist zur Welt geboren,
Freud'ger funkelt jeder Stern;
Leben geht ja nicht verloren,
Weil die Welt lebt in dem Herrn.

Was gestorben, blüht auf's neue,
Und die Welt wird wieder jung,
Denn es strahlt die ew'ge Treue
Selige Vereinigung.' —

Was auch starb, geht nicht verloren,
Blüthen trägt ja selbst das Grab;
Denn das Kind ward heut geboren
Das der Welt den Frühling gab.

Alles wird zum Heiligthume
Und zum Tempel jedes Herz;
Liebe blüht in jeder Blume,
Blicket gläubig himmelwärts.

Kinderlieb' geht nicht verloren
Und zerstäubt nicht mit dem Wind;
Denn die Liebe ward geboren
Heut als Gottes einzig Kind. — "

Als der junge Storch diese Lieder hörte, ward ihm, obwohl ihm die Sehnsucht nach seinem Vater, dem er bis nach Rom nachgereist war, und den er noch nicht fand, das Herz zersprengen wollte, doch auch wieder so tröstlich zu Muth, als hätte er ihn

ſchon geſunden. Da bemerkte er, daß auf dem grünen Plan eine fromme Gemeinde verſammelt war, welche voll gläubiger Inbrunſt das Weihnachtslied, das er ſo eben gehört, im vollen Chor wiederholte. Er ſtimmte fromm in den Geſang ein und ſah nunmehr, daß er ſich in der Mitte ſeiner Muhmen, der Schwalken, befand, welche auf dem Friedhof, wo die Nachtigall und der alte Storch begraben lagen und nun in Blumen verwandelt waren, mit frommen Geſängen das heilige Geburtsfeſt Chriſti feierten. Er ſelber aber ſtand auf dem Grabe ſeines Vaters, auf welchem gleichfalls eine ſchöne Blume gewachſen war, eine Paſſionsblume, und das Lied vom Sternenſcheinen, das alſo ſchloß:

Und dein Auge blendet [illegible]
All' das Sonnenfunkeln —
Darum winkt er treulich dir
Väterlich im Dunkeln.

dieß Lied war aus dem Grabe ſeines Vaters gekommen. — da weinte er bitterlich, der gute junge Storch! —

V.

Der junge Storch kommt wieder nach Nürnberg.

Als der junge Storch nicht wieder zur Eule gekommen war, in ihr finſteres Haus wußte dieſe vor

Aerger und Verdruß nicht, was sie anfangen sollte; denn nun mußte sie, wenn sie anders nicht verhungern wollte, wieder selbst in die Stadt fliegen, um sich Lebensmittel zu holen. — Sie hatte zwar zwei Hausmägde, das Johanniswürmchen und die Schnecke; aber das erstere war zu schwach, und die andere zu langsam, als daß sie zu diesem Zweck hätten können verwendet werden. — Deßhalb mußte also, wie gesagt, die kluge Frau Eule sehr häufig in die Stadt Nürnberg, und bei dieser Gelegenheit pflegte sie sich immer den Spaß zu machen, daß sie sich, wenn irgend wo jemand in der Krankenstube lag, vor's Fenster auf das Gesimse setzte und an die Glasscheiben klopfte: denn es ärgerte sie, so oft sie nach Nürnberg kam, daß sie so viele blühende, kräftige, lustige, gesunde Gesichter sah, während sie selbst das ganze Jahr hindurch, sogar an den hohen Festtagen, milzsüchtig und sauertöpfisch gelaunt war. Nun, wenn sie so zu den Fenstern der Kranken hineinsah, entsetzten sich gemeiniglich die armen Siechen drinnen über ihr gräuliches, schadenfrohes Gesicht dermaßen, daß sie alle meinten, sie müssen sterben, so weh ward ihnen vor Grauen. Das machte nun der gelehrten Frau Eule vielen Spaß. — Es war an einem schönen Abend des Christihimmelfahrtstages, da saßen Sebald und Antonia traurig vor dem

Häuschen ihrer Aeltern am Spitzelthor und beteten recht herzlich zum lieben Gott, daß er ihre Mutter, die drinnen krank liege, wieder genesen lassen möge. Es waren gar gute Kinder und liebten ihre Aeltern über alles in der Welt, besonders die Mutter. „So eine Mutter kann's gar nicht wieder geben auf der Welt," — sagte Antonia, und Sebald nickte weinend mit dem Kopfe und sprach zu seiner Schwester, schwer seufzend: „Ach meine liebe Schwester! wenn uns nun die Mutter stürbe; — ich thät mir ein Leids an; denn wenn die Mutter todt würde, — sag' selbst, was hätten wir denn dann noch auf der Welt? — O wenn ich nur von einem weisen Doktor ein Mittel erfahren könnte, und gält' es mein Leben — wie gern wollt' ich sterben, wenn mein Tod ein Mittel wäre, daß unsre Mutter am Leben bliebe."

Während Sebald dieß sprach, schien es sich in ihrer Nähe zu regen und zu rauschen, wie von schweren Flügelschlägen, daß der kleinen Antonia ganz bange wurde. Sie flüchtete sich in das Haus. Sebald aber war verwegener und sah sich unerschrocken nach dem bösen Störenfried um, der da vor dem Fenster der kranken Mutter sein Wesen trieb. Da gewahrte er die Frau Eule, welche ihn mit funkelnden Augen schadenfroh anglotzte.

„Was willst du denn hier, du abscheulicher Gast?"

sprach Sebald, „mache, daß du fort kommst, denn sonst hole ich des Vaters langen Spieß und vertreibe dich damit. Fort! Fort! Da lachte die Eule überlaut, daß es Sebald über den Rücken gruselte. „Schweig doch still!“ sprach er ärgerlich; „ich mag nicht lachen hören, bevor nicht mein liebes Mütterlein genesen ist.“ —

„Sie wird auch nicht genesen,“ brummte die Eule, „deßhalb bin ich hergekommen, und ich will mich an's Fenster setzen und zuwarten.“

„Ach,“ sprach Sebald seufzend leise, „nun merk ich's, es ist Alles aus und vorbei und kein Mittel hilft mehr. Ach! und wie gerne wollt' ich doch sterben, wenn ich mit meinem Blute der Mutter ihr Leben erhalten könnte.“

„Das kannst du,“ erwiederte die Eule, „aber du wirst's wohl nicht thun, wenn du klug bist? Nun höre nur einmal, wie du es verrichten kannst!“

Inzwischen schritt ein langbeinigter Geselle durch das Thor, und weil der Vater drinnen in der Krankenstube war, um die Mutter zu pflegen, so trat Sebald zu dem Gesellen und forderte voll Betrübniß, denn er dachte an seine liebe Mutter drinnen, ohne vor sich zu sehen — den Thorpfennig. Als er aber näher trat und dem Wanderer fester in's Auge blickte, rief er: „Ei was der Tausend! das bist ja du, Freund

Storch! Nun es freut mich, daß du wieder hier bist; aber meine Betrübniß ist größer als meine Freude, denn stelle dir nur vor: nun liegt mein liebes Mütterlein da drinnen krank, und die böse Eule hier, die vor dem Fenster sitzt, sagt, sie müsse sterben. Schau! das bricht mir das Herz. Aber lieber Storch! sey so gut und laß mich jetzt allein mit der Eule.— Du kannst immerhin dein schönes Quartier droben auf dem Thore wieder beziehen. Aber wo hast du denn deinen Vater gelassen? — Thu' mir's zu Lieb' und laß mich jetzt mit der Eule allein, denn sie sagt, daß sie mir ein untrügliches Mittel wisse, wenn — — Nun, Freund Storch! wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, so behüte dich Gott viel tausendmal!"

Er weinte sehr; der Storch aber, der ihm aufmerksam zugehört hatte, rief nun sehr eifrig: „Ich bitte dich um Gotteswillen! traue mir der falschen Eule nicht, ich kenne sie, und sie meint es mit dir gewiß eben so arg, als mit mir. Hoffe auf Gott! der verläßt uns ja nicht. Aber die Eule, die sich da vor dem Fenster so breit macht, um euch glauben zu machen, die Mutter müsse sterben, die Eule will ich auch um ein Wörtchen fragen; denn wir beide, sie und ich, haben mancherlei miteinander zu reden."

Statt daß nun aber der Storch mit der Eule zu reden begann, fing er an, sie mit einem großen

Prügel, den er unter dem Thore fand, tüchtig abzuwalken, bis sie endlich Reißaus nahm, die lange Gasse entlang, bis zu eines alten Wucherers Haus, der keine Kinder hatte und auf seinen Goldkisten in letzten Zügen lag. Dorthin flüchtete sie sich, von dem erbitterten Storch verfolgt, der immerdar rief: „Ich schlage dich todt, du abscheuliche Eule, dein Sohn hat ja meinen Vater erschlagen, ich schlag dich todt gewiß und wahrhaftig, wenn du mir nicht schwörst, daß du nun und nimmermehr das Haus beunruhigst und in Schrecken setzest durch deine verlogenen Todesprophezeihungen; das liebe schöne Haus, in dessen Schutz ich geboren ward, und worin sie mich so gastfreundlich beherbergen.“ —

Da schwur die Eule mit Zittern und Zagen, so wie der Storch es ihr vorsagte und haben wollte, denn sie fürchtete sich gottesjämmerlich vor dem robusten Storch. Der aber ging nun ruhig und zufrieden wieder zum Hause des Thorwärters an's Spittelthor, wo ihn Sebald und Antonia erwarteten, besorgt, wie es ihm bei dem Streit mit der Eule gegangen seyn möchte. Er aber schob sich zwischen ihnen beiden durch und ging ohne Weiteres, als wenn er der Doktor wäre, in die Krankenstube hinein. Da sah er nun, daß das Fieber sich wirklich gelegt hatte; zu allem Ueberfluß aber zog er aus seinem

Schnappsacke noch ein Fläschchen hervor, auf welchem ein Zettel angeklebt war mit folgendem Titel: „Hierosolimitanische Lebens-Essenz.“ „Das bring ich euch von der heiligen Stadt Rom mit,“ sprach er, „und noch etwas, ein schönes Püppchen.“ —

Nun wie die Kinder draußen merkten, daß die Mutter sich wieder erhole, so konnten sie's nicht länger mehr aushalten und gingen hinein und freuten sich über die Maßen.

Der Storch aber, wie er sah, daß sie so glücklich waren, schlich sich stille zur Kammer hinaus, damit man nicht sehen sollte, daß er weine. — — Als er sein Quartier wieder bezog und auch die lustige Wiege, in welcher er einst gelegen, wieder sah, sprach er wehmüthig vor sich hin: „Die guten Kinder brauchen sich nicht mehr zu sorgen, daß ihnen die Mutter sterbe, und ich will auch Wache halten, daß die garstige Eule ihr geschwornes Wort nicht vergißt. — Aber ach! mein armer Vater ist todt und darf blos in der Christnacht noch seine Stimme aus der Blume erschallen lassen! Ach! wer giebt mir einen Vater wieder? Niemand auf der Welt, und kein größer Glück auf Erden, als wenn man bei Vater und Mutter lebt; ich will auch alljährlich nach Rom wallfahrten, damit ich in der Christnacht auf meines Vaters Grabe beten kann.“

Der schlechte Niemand

oder

das goldne Ei.

Es war einmal ein alter Geizhals, der hatte einen Vetter, der hexen konnte. Zu dem ging der Geizhals eines Tages und sprach: „Herr Vetter! er ist ein ganzer Mann, ein kluger Mann, der mehr kann, als Rüben essen. Ich aber bin ein armer Hascher, und obwohl ich im Schweiße meines Angesichts mich um mein tägliches Brod plage, so komme ich doch zu gar nichts; es ist ein wahrer Jammer, Noth und Elend mit mir. Darum, Herr Vetter, sey er so gut und gebe er mir etwas, daß ich reich werden kann."

Der Herr Vetter bedachte sich ein Bischen und sprach: „Da hab' ich drei Vögel, einen Hahn, einen Wiedehopf und eine Taube. Wenn du die Vögel

nach Hause bringst und lässest der Taube und dem Wiedehopf ein Nest machen, so wird die Taube ein goldnes Ei hinein legen, und der Wiedehopf in seinem Nest einen bunten schillernden Stein. Das goldne Ei, wenn du es bei dir trägst, macht dich unverwundbar, und der bunte Stein, wenn du ihn am Halse trägst, der macht dich unsichtbar."

„Das ist Alles recht schön und vortrefflich," sprach der Geizbals, „aber Herr Vetter, ich sehe gar nicht ein, wie ich dadurch zu Geld komme, es müßte denn seyn, daß ich die drei Vögel verkaufte. Und was ist's denn vollends mit dem Hahn?"

„Das darf ich dir nicht so ganz gerade heraus sagen," erwiederte der Herr Vetter, „denn es ist mir heimlich verboten von meinem Meister, alle Zauberkräfte auszuplaudern; und du mußt daher selbst sehen, wie du dich dabei zu Recht findest. Ich darf dir blos das Eine sagen, daß du, wenn du den Hahn schlachten und braten lässest, und ein gewisses Stück, was ich dir aber nicht nennen darf, davon verzehrst, wirst du an jedem Abend, wenn du dich niederlegst, und also an jedem Morgen, wenn du wieder aufstehst, sieben blanke, funkelnagelneue Eremnitzer Dukaten unter deinem Kopfkissen finden. Da hast du jetzt die drei Vögel; komme mir aber nicht wieder, denn das ist das Erste und Letzte, was

ich dir zu Gefallen thue und schenken darf. Damit gab er denn seinem geizigen Vetter Urlaub, und dieser empfahl sich, ohne Gelt's Gott! zu sagen, denn er war ein rauher, ungeschlachter Mann', und nahm die Vögel mit sich nach Hause. —

Wie er nach Hause kam, begegnete ihm sein kleiner Knabe, den er als arme Waise aufgenommen hatte, damit er ihm den Dienst im Hause thue. Er behandelte aber den Knaben ganz hart und abscheulich, gab ihm oft drei Tage lang nichts zu essen, kaufte ihm nie ein neues Kleid oder irgend ein Spielzeug; das Einzige, was er ihm zuweilen zukommen ließ, waren Schläge, und die schmeckten dem armen Knaben auch nicht; denn Schläge gehen nicht für Hunger und Durst.

„Ei der Tausend!" rief der Knabe, als er die drei Vögel sah, „Herr, was bringt ihr denn da für drei Vögel nach Hause?"

„Das geht dich nichts an," erwiederte der Geizhals, „gehe geschwind in des Nachbars Wald und stiehl Holz, bring es nach Haus und baue einen Stall daraus."

„Was?" sprach der Knabe weinerlich, „Herr, ich soll stehlen, nein, das thu' ich nicht, wahrhaftig nicht, das ist schlecht, und wenn ihr mich noch so sehr schlagt, so thu ich's nicht.

Nun schlug ihn auch der böse Geizhals ganz erbärmlich; aber das nützte Alles nichts, und konnte den Knaben durchaus nicht bewegen, daß er in den fremden Wald ginge und Holz stehle.

„Wart, du Bengel," sprach der Geizhals zornig, „ich will es dir schon noch öfter gedenken. Bleibe jetzt zu Hause, denn ich will selbst in den Wald gehen und Holz stehlen; unterdessen schlachte den Hahn, brate ihn, unterstehe dich aber nicht, irgend ein Stückchen davon zu essen, damit ich Alles sauber gekocht finde und gar, wenn ich wiederkomme. Und ich sage dir's, wenn dir dein Leben lieb ist, so habe wohl Acht, daß die beiden Vögel dir nicht auskommen; denn sonst schlachte ich dich selbst ab, und was dann weiter geschieht, das sollst du schön sehen."

Nun ging der Geizhals in des Nachbars Wald hinaus, suchte sich die schönsten Stämme aus, hieb sie ab und schnitzelte gleich draußen, so wie es ihm für den Stall zu langen schien. —

Unterdessen machte sich der arme Knabe zu Hause zu schaffen, daß er den Hahn abschlachtete, rupfte, an den Spieß steckte und briet. Während er den Bratspieß wendete, und ihm der Duft recht verlockend in die Nase stieg, weil ihn sein Herr, der Geizhals, schon drei Tage hatte hungern lassen, dachte er sich heimlich: „Ach Herr Je! wenn ich doch nur ein

ganz klein winziges Stückchen von diesem Hahn verzehren dürfte, etwa ein Stückchen, was mein Herr doch nicht ißt, mir würde es besser schmecken, als die herrlichsten Pfaffenschnitzchen, nach denen er wahrscheinlich zulangen wird; aber es ist ein wahrer Jammer mit mir, habe drei Tage nichts in den Leib bekommen und muß nun den Hahn braten, der mir köstlich in die Nase duftet, und darf keinen Bissen davon genießen." Er betrachtete, während er den Spieß drehte, den Hahn gar wehmüthig, und sprach endlich heimlich bei sich: „Ach was! wenn ich das Zünglein des Hahns verspeise, das wird er doch nicht essen, und mich laßt es."

Als er sich das gedacht, schnitt er auch schnell dem Hahn das gebratene Zünglein aus dem Schnabel, und begnügte sich, als wenn er ein vortreffliches Mahl zu sich genommen hätte, mit der einfachen Kost.

Kaum hatte er es zu sich genommen, und den letzten Bissen verschluckt, als er plötzlich neben sich am Herde etwas zu Boden klimpern hörte. „Was ist denn das?" dachte er, und bückte sich, um nachzusehen; da sah er denn, daß die Taube ein goldenes Ei gelegt hatte, und wie er es betrachtete, und voll Verwunderung in der Hand wog, fing die Taube plötzlich zu sprechen an: „Behalte das Ei, es ist für dich, ich schenk' es dir, zeig' es aber ja nicht deinem

Herrn, denn sonst würde er es dir wegnehmen wollen, und dann kostet's dir dein Leben; da hast du übrigens auch noch etwas von mir. — Rupfe mir aus meinem Schöpfchen eine Feder aus, und stecke sie zu dir, und wenn du je in Gefahr kommen solltest, so reiße aus dem Bart dieses Federchens ein Härchen aus, und dann werde ich dir helfen." Der Knabe that, wie ihm die Taube sagte, steckte das goldene Ei geschwinde zu sich und rupfte dann aus dem Schöpfchen der Taube das Federchen aus, welches er an seiner Brust verbarg. Kaum hatte er dieß gethan, als er zu seiner größten Verwunderung die Taube nicht mehr erblickte, aber vor ihm stand eine wunderschöne Frau und redete ihn also an: „Ich danke dir, du guter Knabe, daß du mich aus meiner Verzauberung erlöst hast; denn wisse, ich bin eine mächtige Fee, welche durch die Feindschaft des Wiedehopfs hier, der auch eigentlich nur verzaubert ist, verwünscht wurde."

„O ich unglückseliges Kind," jammerte der arme Knabe, „nun wird mein Herr, wenn er nach Hause kömmt, die Taube suchen und nicht mehr finden, und wird mich nun gar todt schlagen und weiß Gott, was noch; das ist nun eine schöne Bescheerung."

„Tröste dich nur," sprach die Fee zu ihm, „ich weiß dir keinen andern Rath zu geben, als daß du dich geschwind auf und davon machst, bevor dein

Herr nach Hause kömmt; denn sonst dürfte es dir freilich schlecht ergehen. Und gib auch auf das goldne Ei Acht, daß du es nicht aus den Händen lässest; denn es ist auch verzaubert, und macht dich unverwundbar, und kann nur dadurch entzaubert werden, wenn du Einem den Kopf abschlägst, den du gar nicht siehst."

„Ach Gott! wie ist das möglich," jammerte der Knabe, „und wie soll ich denn in der weiten Welt fortkommen; denn ich habe ja keinen Kreuzer Geld."

„Mache nur, daß du fortkommst," sprach die Fee besorgt, „denn mein kleiner Finger sagt mir, daß der alte Geizhals schon auf dem Heimwege ist. Schlürfe nur vorne hinaus, denn der Alte will sich durch die Hinterthür hereinschleichen, um dich zu belauschen: Nun, leb wohl, leb wohl."

Sie drängte ihn rasch hinaus und folgte ihm selbst und verschwand dann in einer lieblichen Wolke.

„Nun! Hast du Alles besorgt, wie ich dir's aufgetragen habe?" fragte brummend der alte Geizhals, als er mit dem gestohlenen Holz unterm Arm zur Küchenthür hereintrat. Aber er erstarrte wie eine Salzsäule, als er zwar den Hahn am Spieße fand, und zwar auf der einen Seite schon ganz verbrannt, aber unsern armen Knaben und die Taube nirgends erblicken konnte. „Ha! was ist das?" schrie er

zornig, „wart Bube, du haſt mich betrogen, und das ſoll dir vergolten werden. Aber ich will nur geſchwinde dem Wiedehopf ſein Neſt bauen und ſeinen Stall, damit ich den Stein bekomme, der unſichtbar macht, und dann muß ich auch den Hahn verzehren, damit ich Reiſegeld bekomme."

Geſagt, gethan! Er baute dem Wiedehopf den Stall, das Neſt, verſperrte ihn darein, zog dann den Hahn vom Bratſpieß, zerſchnitt ihn, und aß ihn, nicht ohne viele Beſchwerden ganz auf bis auf die Knochen; die konnte er nicht zerbeißen, daher ließ er ſie liegen; aber das Mark, das ſaugte er aus den Knochen wie ein Wucherer. Dann legte er ſich nieder, voll Wuth, daß der Knabe und die Taube ausgeflogen waren, voll von Vorſätzen, wie er ihnen unſichtbar nachwandern wolle, um das goldne Ei von dem Knaben wieder zu gewinnen, und voll Hoffnung, am andern Morgen, wenn er vom Schlafe erwachen würde, ſieben ſchöne, funkelnagelneue Cremnitzer Dukaten unter ſeinem Kopfkiſſen zu finden. Am andern Morgen, als er aufwachte, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ſein Kopfkiſſen aufzuheben und ſich nach den ſieben ſchönen funkelnagelneuen Cremnitzer Dukaten umzuſehen. Aber wer nichts fand, das war er. Und wer nun mit immer wachſendem Eifer das ganze Bett durchwühlte, und das Unterſte zu Oberſt kehrte,

und allüberall nach den sieben schönen funkelnagelneuen Cremnitzer Dukaten suchte, das war auch er. Und wer sie aber doch nicht fand, das war wieder er. „Nun so schlage doch gleich das Donnerwetter drein!“ rief er ganz wüthend; „ich habe mir doch gestern Abend, trotz meinem vom Fasten ganz zusammengeschrumpften Magen, alle mögliche Mühe gegeben, den Hahn ganz aufzuspeisen, habe auch wahrhaftig kein Bischen übrig gelassen, habe ja die Flügel verzehrt,“ — nun rechnete er alle Bissen zusammen, und dachte in seiner Oekonomie, daß er von dem Hahn hätte vierzehn Tage leben können. — „Also die Flügel zwei Stück, die Schenkelchen und Waden zwei Stück, die Brust und der Bauch à zwei Stück — zweimal zwei thut vier — macht vier Stück, die Pfaffenschnitzchen, vier Stück, Herz, Magen, Lunge und Leber — in Summa vier Stück, der Kamm ein Stück, — Summa Summarum siebenzehn Stück; — siebenzehn Stück? Halt! siebenzehn ist eine ungerade Zahl, es werden doch wohl achtzehn gewesen seyn, oder zwanzig; richtig, ich habe noch drei Dinge vergessen, das Hirn, den Steiß und die Zunge — Element noch einmal! Die Zunge habe ich ja gar nicht auf die Zunge bekommen. Und der Hahn, der so jämmerlich krähte, daß ich's bis in den Wald hinaus hörte, als er abgemurxt wurde, der Hahn wird doch eine Zunge

gehabt haben? Ja es ist klar und entschieden; das Rabenkind hat wirklich das ungeheure Verbrechen begangen und die Zunge verspeist. Nun bin ich ein geschlagener Mann! Nun bin ich ein Bettler! Was fang ich jetzt an? Das Ei, welches mich unverwundbar machen sollte, hat er mir allem Anschein nach auch gestohlen; aber ich will ihm doch nach, wenn ich anders den Stein im Nest des Wiedehopfs finde, den Stein, der mich unsichtbar macht dann will ich ihm nach, und ihm das Ei, wenn er schläft, wieder abnehmen und ihm so eine Tracht unsichtbarer Schläge aufmessen, daß er sie besser spüren soll, als wenn er blos zugesehen hätte, wie ein Anderer sichtbare Schläge bekommt."

Nun ging er geschwind zu dem Stall des Wiedehopfs und fand zu seiner größten Freude wirklich den bunten Stein, der unsichtbar macht. Den hing er sich nun um, war unsichtbar und reisete dem armen Knaben nach.

Der arme Knabe war am andern Tage, nachdem er vierzehn Stunden gegangen, endlich in einem Wirthshause eingekehrt und hätte dort gebeten, man möchte ihm um Gotteswillen doch nur ein Stückchen Brod geben, damit er nicht vor Hunger sterben müßte. Da fragte ihn nun die Wirthin, ob er denn auch Geld habe, denn ohne Geld ist nichts auf der Welt zu

kriegen; und wer kein Geld hat, meinte ſie, der könne ſich nur geſchwind hinlegen und ſterben, es bekümmere ſich keine Seele darum.

„Geld?“ ſprach der Knabe ſehr betrübt, „ja ſehet, liebe Frau, Geld hab' ich leider keines, ich bin eine arme Waiſe und lange Zeit bei einem Geizhals in Dienſten geweſen, der mir für alle die harte Arbeit, die ich verrichten mußte, nicht einmal genug zu eſſen gab, geſchweige erſt, daß er mir meinen Lied-Lohn gezahlt hätte.“ —

„Ja, wenn du kein Geld haſt,“ meinte die Wirthin achſelzuckend, „ſo kann ich dir auch kein Brod geben, das nützt nun einmal nichts, denn wir ſind ſelber arme Leute.“

„Nun, wenn's nicht anders geht,“ ſprach der Knabe herzbetrübt, „ſo muß ich eben mit leerem Magen ſchlafen gehen; das iſt mir ſchon öfter begegnet, und thut freilich weh, aber wenn's ſeyn muß, ſo muß es ſeyn. Habt nur die Barmherzigkeit und vergönnt mir ein Schlafplätzchen in eurer Stube hier, damit ich nicht auf freiem Felde übernachten muß, und nehmt den Gotteslohn für eure Güte.“

„Das kann ich ja thun,“ erwiederte die Wirthin, indem ſie ihm ein Plätzchen auf der Ofenbank zurecht machte; „ſchau, da iſt's hübſch warm, da kannſt du dich hinbetten. Nun gut' Nacht!“

„Gut' Nacht!" wünschte auch der Knabe, legte sich hin auf die Ofenbank, streckte sich behaglich aus und schlief ein.

Als er am andern Morgen erwachte, kam ihm die Wirthin sehr freundlich entgegen und brachte ihm eine große Suppenschaale voll Kaffee, dazu zwei schöne Butterbrode und eine mürbe Bretzel. — Der arme Knabe rieb sich verwundert die Augen, und obwohl er großen Hunger hatte, ihm auch der Geruch des Kaffees sehr lieblich und lockend in die Nase duftete, traute er sich doch nicht recht, die dargebotene Tasse und die schönen Brode anzunehmen; denn er dachte, die Wirthin, welche ihm am vorigen Abend das Stückchen trocken Brod abgeschlagen hatte, mache sich jetzt nur einen Spaß mit ihm und wolle ihn anshöhnen. Die Wirthin aber hob freundlich drohend die Finger und sprach: „Ach gestrenger Junker! Ihr waret aber doch gestern Abend ein rechter Schelm, als Ihr euch für einen Betteljungen ausgabt! — Nun wendet nur nichts dagegen ein, wir haben das schöne Gold schon gefunden, welches Ihr heimlich unter eurem Kopfkissen versteckte. Ach, was sind das für bildsaubere, funkelnagelneue Cremnitzer Dukaten, und vergebt mir auch, daß ich vielleicht unhöflich gewesen bin; es geschah nicht mit bösem Willen; unsere Magd, die Anneliese, hatte mir

an dem Tag einen schönen Topf zerbrochen, darum war ich noch am Abend übler Laune."

Der Knabe wußte noch immer nicht, wie ihm geschah und blickte lüstern aber doch zaghaft auf den Kaffee und auf die schönen schneeweißen Butterschnitten, und auf die verführerische mürbe Bretzel.

„Sträubt euch doch nicht länger," sprach die Wirthin einladend, „und verstellt euch nicht, ich weiß ja dem Trotz aller eurer Reden und Gebärden, mit wem ich es zu thun habe. Eßt und trinkt, was euch beliebt, denn wir haben ja alle gesehen, daß ihr schönes neues Geld bei Euch führt, und blos nur euren gnädigen Scherz mit uns treiben wolltet, gestrenges Junkerlein."

Der Knabe wußte zwar noch immer nicht, wie das Alles zusammenhing; aber da man ihm so zusprach, so sträubte er sich endlich länger nicht und aß und trank nach Herzenslust, bezahlte auch ordentlich seine Zeche, die ihm mit doppelter Kreide angeschrieben wurde, von dem Gelde, welches ihm die Wirthin als sein nannte. „Das ist recht gut," dachte er sich, „wenn das Geld alles mein ist; was mir die Leute schenken, will ich nicht zurückweisen."

Nun steckte er den Rest seines Geldes zu sich, empfahl sich und wanderte seines Weges weiter.

Er kam in einen dunklen, wilden Wald, und schritt mit ganz eigenen Gedanken fürbaß. Da sprangen plötzlich drei Räuber hervor, fielen ihn an und wollten durchaus, daß er ihnen sein Geld gebe. Sie zogen auch ihre Messer, als er sie versicherte, daß er nur ein armer heimathloser Waisenknabe sey, und sprachen: „Das wollen wir einmal sehen."

Der Knabe aber besann sich, daß er ja das goldne Ei habe, von dem ihm die Fee gesagt hatte, daß es ihn unverwundbar mache, und nun wurde er ganz herzhaft, und rief: „Stoßt nur zu, ihr Blutzapfer; mir werdet ihr mit aller Gewalt nichts anhaben können; denn ich bin der Sohn eines mächtigen Zauberers, der euch, sobald ihr mir ein Leid anthun wollt, schnurstracks in lauter wilde Thiere verwandelt." — Wie nun die Räuber mit ihren Messern auf ihn eindrangen, vermochten sie ihm nicht einmal die Haut zu ritzen; darüber bekamen sie allesammt einen großen Schrecken, und riefen in ihrer thörichten Furcht: „'s ist wahrhaftig wahr und ausgemacht, was der Knabe sagte; nun werden wir alle in wilde Thiere verwandelt." Und in ihrer Angst glaubten sie wirklich, daß sie schon verwandelt wären, und sahen einer den andern für ein wildes Thier an; meinten auch, der habe den Kopf eines Waldesels, und der die Schnauze eines Bären, und der dritte das Gebiß eines Wildschweins.

Da rannten sie in ihrer Angst davon, und der kluge Knabe ging ruhig und unangefochten seines Weges weiter.

Indeß war der alte Geizhals unsichtbar in das Wirthshaus gekommen, wo der arme Knabe übernachtet hatte, setzte sich ohne weitere Umstände an den Tisch, an welchem die Wirthin und ihre Mägde saßen, und griff in die Schüssel tüchtig zu, so daß alle sich verwunderten, wie das Sauerkraut heute so schnell zu Ende ginge, und das geräucherte Fleisch verschlungen sey und fort, als ob die Katze es gestohlen hätte.

„Wer muß denn das seyn, der mit uns ißt?“ sprach die Wirthin verwundert. Anneliese aber erwiederte: „Es wird halt der schlechte Niemand seyn.“

„Ja!“ erwiederte die Wirthin, „'s ist immer so mit euch, wenn mir ein Topf zerbrochen wird, oder ein Milchhafen heimlich ausgetrunken, und ich frage im ganzen Hause, wer das gethan habe, so will Niemand etwas davon wissen, so sagt jeder von euch: „Ich hab's nicht gethan!“ — Ja, wer denn? da muß es denn immer der schlechte Niemand gethan haben. O, ich kenn' euch schon, ihr seyd ein gottloses Volk, habt wahre Straußenmagen, wenn ihr den ganzen Tag auch faul im Hause herumschlendert — kommt ihr zum Essen, da bringt ihr einen Wolfshunger mit.

Indeſſen war die Kanne mit Apfelwein nun auf den Tiſch geſtellt worden, und als nun die Wirthin davon trinken wollte, fand ſie die Kanne leer. „Hans Michel!“ rief ſie ganz zornig, „du biſt doch ein recht abſcheulicher Schlingel, haſt wieder die ganze Kanne ausgetrunken, bevor ich nur einen Schluck zu mir nahm.“

„Wer, Ich?“ ſprach Hans Michel, der Hausknecht, indem er betheuernd die Hand auf's Herz legte.

Nun erhob der alte Geizhals, nachdem er ſich an fremder Leute Tiſch, ungeladen und ohne zu bezahlen, ſatt gegeſſen und ſatt getrunken hatte, ſeine Stimme und ſchrie: „Hört einmal, ihr Leute! habt ihr den Dieb nicht geſehen? könnt ihr denn nicht ſagen, ob er hier war, und wohin er gegangen iſt?“

Entſetzt ſprangen alle vom Tiſche auf und kreuzten ſich, denn ſie glaubten, der leidige Gott ſey bei uns habe ſein böſes Spiel mit ihnen getrieben, weil ſie reden hörten, ohne einen fremden Menſchen unter ſich zu ſehen. Die Wirthin, eine herzhafte Frau, faßte zuerſt wieder Muth und ſprach mit Zittern und Zagen: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! Wer hat hier geſprochen?“

„Der ſchlechte Niemand, wer ſonſt?“ brummte Hans Michel halb leiſe vor ſich hin.

„Seht ihr mich denn nicht?“ ſchrie jetzt der alte Geiz-

hals mit aller Gewalt; aber es sah ihn keine Seele, denn, seit er den Stein aus des Wiedehopfs Nest am Halse trug, konnte er durchaus nicht mehr bewirken, daß er wieder irgend Jemand sichtbar wurde, außer, er hätte den Stein gänzlich und für immer von sich geworfen; — das hatte ihm der Wiedehopf als Bedingung gesagt, als er den Stein fand, und ihn auch treulich vor allen Verdrießlichkeiten gewarnt, die ihm allenfalls aus seiner Unsichtbarkeit erwachsen könnten. — Aber der habsüchtige Geizhals hatte nicht darauf geachtet, und wollte auch jetzt, um einer so geringfügigen Ursache willen, sich des kostbaren Steines nicht für immer entäußern, sondern schlich sich still aus dem Wirthshause fort, natürlich ohne seine Zeche zu bezahlen, und dachte: „Hast mich nicht gesehen, wirst mich auch nicht sehen.“ Er beschloß, auf gut Glück die Straße zu verfolgen, um den Knaben ohne Gnade und Barmherzigkeit aufzufinden. —

Allmählig merkte der Knabe nun auf seiner Wanderschaft, daß, wo er auch immer Nachtquartier hielt, alle Morgen unter seinem Kopfkissen sieben funkelnagelneue Eremnitzer Ducaten lagen, und obwohl er sich das nicht erklären konnte, so machte er sich doch den Umstand selbst zu Nutzen, gab, wie ein

kluger Hauswirth wenig aus, und hob das Erſparte ſorgfältig auf, um es bei irgend einer Gelegenheit als runde Summe nützlich anwenden zu können. Er hatte auf dieſe Art bereits fünfzig ſchöne Cremnitzer Dukaten zuſammen geſpart, als er, noch immer in denſelben ſchlechten Kleidern, in denen er aus dem Hauſe des Geizhalſes fortgegangen war, in eine hübſche, kleine Stadt kam und in dem Wirthshauſe um Nachtquartier bat. Der Kellner, der ſo trefflich gekleidet war, als nur irgend ein Graf oder Baron, ſah ihn vom Kopf bis zu Fuß an, und ſagte ihm dann: „Solches Bettelgeſindel wird bei uns nicht aufgenommen.“ Der Knabe lachte heimlich und ging um ein Haus weiter. Dort war wieder ein Wirthshaus, und er erhielt wieder dieſelbe Antwort. So ging er wieder um ein Haus weiter. Und ſo mußte er die Runde um das ganze Städtchen machen, bis er endlich in eine kleine ärmliche Schenke kam, wo man ihn mit ſehr betrübten Geſichtern aufnahm; denn der Hausvater ſollte am andern Morgen ausgepfändet werden, weil er ſeine vielen Schulden nicht bezahlen konnte. Daraus machten alle Beide gegen den Knaben kein Geheimniß; der aber fragte, wie hoch ſich denn die ganze Schuld belaufe, und war innerlich ſehr erfreut, als er hörte, daß ſie nur ſiebenundfünfzig Ducaten betrage. Er beſchloß bei ſich, wenn er am andern Morgen aufſtände, die

ſieben Ducaten, die er dann unter ſeinem Kopfkiſſen finden würde, zu den fünfzig dazu zulegen, die er ſchon erſpart hatte, um die guten Leute am andern Morgen mit dem Früheſten durch die ganze Summe zu überraſchen, die er ihnen alsdann zum Geſchenk machen wollte.

Er legte ſich frühzeitig zu Bette und ſchlief ein. Es träumte ihm gar viel Schönes und Wunderbares von dem goldnen Ei, das er noch immer beſaß, und wie ein Heiligthum auf der Bruſt trug, ſo bunt und wirre durcheinander, daß es ihm bald vorkam, als ob er ſelbſt wie ein winzig kleines Kind in dem Ei darinnen läge, bald auch wieder ſich nur wie im Spiegel darin erblickte, im Spiegel zweier heller blauen Augen, in welchen er den Himmel zu ſehen vermeinte. Da kam eine nie gefühlte Sehnſucht über ihn, und das Herz, auf welchem er das Ei trug, pochte ihm ſo mächtig und glühend, daß er im Traum nicht anders glaubte, als — die goldne Rinde, die gewiß ein köſtliches Kleinod umſchließe, müſſe zerſchmelzen, — er wußte nur nicht recht, ob durch die Glut, die in ſeinem Herzen brannte, oder ob im Kern des goldenen Eies nicht vielleicht ein geheimnißvolles Feuer eingeſchloſſen ſey, welches mächtige Strahlen, wie Pfeile ausſandte, die ihm in's Herz drangen, und alle Pulſe ſeines Körpers wie Glutſtröme durchbrauſten.

Inzwischen war es längst dunkel geworden und Nacht, da pochte es draußen an der Thüre des Wirthshauses, und der Hausvater und die Hausmutter fuhren vom Schlafe auf und sprachen zu einander voll Angst: „Frau, hast du's gehört? — Mann, hast du's gehört? — das ist am Ende gewiß unser arger Gläubiger, der uns schon vor drei Wochen in einem Brief so arg mahnte, der alte Geizhals, der sieben Tagereisen von hier wohnt und uns auf morgen früh mit der Pfändung gedroht hat. Was machen wir nun? Was können wir nur Vernünftiges anstellen? Wir müssen ihm am Ende doch das Thor aufthun und ihn noch so spät hereinlassen, sonst spielt er uns Morgen noch schlimmer mit." Nun standen denn die guten Leute auf, gingen zur Thür und fragten durch's Schlüsselloch hinaus: „Wer ist draußen?"

„Ich bin's, macht nur auf, ihr werdet mich schon kennen!" erwiederte draußen eine rauhe, abscheuliche Stimme.

„Ja er ist's wahrhaftig!" riefen mit Sorgen und Entsetzen die beiden armen Eheleute, „aber was ist zu thun? Wir müssen ihm doch aufmachen."

Nun schlossen sie die Thüre auf und leuchteten mit der Laterne hinaus, sahen aber nichts.

„Ey, was ist denn das?" sprachen der Mann und die Frau unter sich, „wir haben den alten Geizhals

ja ganz deutlich an der Stimme erkannt, und doch sehen wir ihn jetzt nirgends! Er treibt doch sonst keinen Spaß, weil er überhaupt nicht Spaß versteht, besonders was den Zahlungstermin betrifft; auch ist hier kein Platz, wo er sich etwa verstecken könnte. Ist denn Niemand hier?" riefen sie laut hinaus, und es antwortete ihnen, aber hinter ihrem Rücken — schon im Hause drinnen, die Stimme des unsichtbaren alten Geizhalses: „Freilich bin ich da, schließt nur immer die Thüre zu, bin schon drinnen."

„Wo denn?" fragten die beiden Eheleute, denen es anfing zu grauseln.

„Hier!" erwiederte in der Stube der alte unsichtbare Geizhals, wenn ihr mich auch nicht sehet, ihr werdet mich schon fühlen."

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu," sprach der Mann, „wer kann denn hier gesprochen haben."

„Ach Possen!" erwiederte die Frau, „wer wird's anders gewesen seyn, als der schlechte Niemand; wir haben uns eben viel gesorgt den ganzen Tag über, und darum wird es uns blos so vorgekommen seyn."

„Der schlechte Niemand? — der schlechte Niemand?" brummte der unsichtbare alte Geizhals. „Nun wartet, ihr vergantetes nichtsnütziges Gesindel! Die Beleidigung, daß ihr mich den schlechten Niemand heißt, die schreib' ich euch zu euren übrigen Schulden auf

eine Rechnung. Es ist, um die Kränke zu kriegen; überall, wo ich hinkomme, heißen mich die blinden Hessen den schlechten Niemand, und ich muß diese Beleidigung so mir nichts dir nichts einstecken. Na, wartet nur! Ihr sollt den schlechten Niemand noch kennen lernen. Donnerwetter noch einmal! mich den schlechten Niemand zu heißen! Die Ohren gellen mir ordentlich, weil ich überall, wo ich nur hinkomme, mit diesem saubern Titel empfangen werde, und wie ein Sündenbock muß ich alle Schlechtigkeiten auf mich nehmen. Mich den schlechten Niemand zu heißen!- Nein, es ist wirklich nicht zum Aushalten ich bin nicht der schlechte Niemand, ich will nicht der schlechte Niemand seyn, ich will euch schon zeigen, daß ich Jemand bin, und nicht der Niemand. So geht's, wenn man sein Geld mit zehn billigen Prozenten wieder fordert, gleich heißt man schlecht, und der Niemand noch obendrein."

So polterte er noch lange Zeit fort, und die guten armen Eheleute wußten wahrhaftig nicht mehr, wo ihnen der Kopf stände; sie glaubten, es sey wenigstens das jüngste Gericht gekommen, und faßten sich wechselseitig an der Nase, mit den Worten: „Liebe Frau, ist das deine Stumpfnase? — Ja, lieber Mann, aber ich bitte dich, drücke nicht so stark daran und sage mir, ob das Ding da, mitten in deinem

Gesichte, auch wirklich deine Nase ist, meines lieben Mannes erkleckliche Nase?" — „Ja, liebe Frau, es ist dieselbe Nase, an der du mich so oft geführt hast; aber Gott sey Dank! ich erkenne daran, daß wir beide noch leben, und das ist ein großes Glück für uns, — nein, ein großes Unglück wollt' ich sagen, denn, wenn wir Beide gestorben wären, so brauchten wir uns jetzt nicht so zu sorgen."

Während sie noch dieß und das untereinander sprachen, war der unsichtbare alte Geizhals, der nicht blos gekommen war, um den andern Tag seine Schuld einzukassiren, sondern auch deßhalb, weil er erfahren hatte, daß der Knabe sich in diesem Wirthshaus befinde — in die Stube des Knaben hinaufgegangen, wo dieser schlief, und die wunderbaren Träume hatte.

„Nun hab ich ihn endlich erreicht!" sprach der alte Geizhals mit boshafter Schadenfreude; „nun will ich ihm auch schnell, so lang er noch schläft, das goldene Ei hinwegnehmen, und ihm dann, weil er ohne das Ei eben so verwundbar ist, wie jeder Andere, ohne viel Federlesens die Gurgel abschneiden."

Er zog nun ein scharfes Messer hervor und legte es auf den Tisch, der neben dem Bette stand; dann griff er schnell nach dem Knaben, suchte in dessen Kleidern und fand wirklich das goldene Ei. —

Der Knabe aber fühlte mit Grausen und Ent-

setzen die eiskalte Hand des Bösewichts, der ihm das goldne Ei stehlen wollte, welches ihm doch die gute Fee geschenkt hatte, und der obendrein gesonnen war, des armen Knaben unschuldiges Blut zu vergießen. Auch dachte er in demselben Augenblick, da er erwachte und die Hand des alten Geizhalses erfaßte, daran, daß, wenn er sterben müßte, die armen Leute das Geld gewiß nicht bekämen, und erinnerte sich zugleich daran, daß ihm ja die Fee die rettende Feder geschenkt habe. Also rupfte er sehr gewandt, ohne die Hand des alten Bösewichts loszulassen, ein Härchen aus dem Bart der Taubenfeder, und in demselben Augenblicke, als er es gethan, erschien auch die Fee in einem lichten Wolkenglanze, der die ganze Stube erfüllte.

Die schöne gute Fee sah kaum die Gefahr des armen Knaben, den sie gar liebgewonnen hatte, als sie auch sich nicht lange besann, und mit den Worten: „Eh' daß ich zugebe, daß dir ein Leid geschieht, soll lieber meine Tochter sterben, die in das goldne Ei verzaubert ist," — das scharfe Messer vom Tisch nahm, und das Ei mitten durchschnitt.

Als sie dieß gethan, lag ein wunderschönes Mägdlein mit einem blutigen Streif um den Hals, mit einem silbernen Bogen und silbernen Pfeilen im Arme, todt zu den Füßen des Knaben, und zwei Schlangen ringelten sich drohend gegen die Fee

empor, welche der Thränen um ihr getödtetes Töchterlein ſich doch nicht erwehren konnte.

Da brach dem armen Knaben vor Mitleid ſchier das Herz, er fühlte ſich ſtark wie ein Mann, rief: „So lang ich lebe, ſollen dir die Schlangen kein Leid anthun, du gute Frau," und ergriff raſch beide Schlangen und erdrückte ſie wie mit Rieſenkraft. Als er aber dieß gethan, ſo richtete ſich plötzlich das getödtete Mägdlein wieder auf, wurde lebendig und reichte dem Knaben ihren ſilbernen Bogen mit den Pfeilen. Dann ſprach ſie: „Jetzt ſchieße dem alten Geizhals mitten in's Herz hinein."

„Nein, das thu' ich nicht," ſprach der Knabe; — „auch ſehe ich ihn nirgends mehr; er wird wohl, bevor deine Mutter kam, und der Roſenglanz mein dunkles Kämmerlein erleuchtete, gewiß die Flucht ergriffen haben." „Es iſt ja nur der ſchlechte Niemand," erwiederte das Mädchen lächelnd.

„Ja ſo," ſprach der Knabe beruhigt, „den ſchlechten Niemand will ich wohl erſchießen, und überhaupt Alles thun, was du verlangſt, du holdes Mädchen, denn ich bin dein eigen auf immerdar. Nur muß dem alten Geizhals, ſo ſchlecht er iſt, nie von euch Beiden ein Leid geſchehen, denn, wenn er mich auch hart gehalten hat, ich will's ihm von Herzen verzeihen. Aber wo iſt denn der ſchlechte Niemand?"

„Hier bin ich!“ rief kläglich der unsichtbare alte Geizhals, „schieße nicht, du goldner Knabe, du tödtest mich ja sonst.“

„Nein, das will ich wahrhaftig nicht,“ sprach der Knabe, indem er den silbernen Bogen sinken ließ, „tödten will ich dich nicht.“

„Sey kein Thor, Alter!“ rief das Mädchen mit lieblicher Stimme, „wenn der Knabe dich trifft, so erlangst du ja deine Gestalt wieder, und bist allen Leuten sichtbar.“

„So? wirklich?“ erwiederte halb freudig, halb kläglich der unsichtbare Geizhals, „das wäre ja herrlich, und dann schändet mich gewiß auch Niemand mehr den schlechten Niemand? Und dann würden mich ja die Leute wieder erkennen, wenn ich komme, meine Schulden einzukassiren — aber halt, da fällt mir etwas bei! das mit dem Schießen ist doch so eine Sache! Der silberne Pfeil könnte doch gewissermaßen etwas tief in's Fleisch gehen! Und dann hat mir ja auch der Wiedehopf versichert, daß ich wieder sichtbar würde, wenn ich nur den Stein auf immerdar von mir wärfe.“ —

„Ganz recht!“ fiel ihm die Fee in's Wort, „so lang das goldne Ei nicht zerschnitten war, aber jetzt, da das Ei zerschnitten ist, an welches sich auch die Zauberkraft des Steines knüpfte, der nunmehr von deiner

Brust verschwunden ist, jetzt gibt es kein anderes Mittel mehr, damit du wieder sichtbar werdest — als daß der Knabe dich mit dem silbernen Pfeile treffe.“

Der alte Geizhals fühlte sich ängstlich an die Brust und entdeckte wirklich, daß der Stein an seinem Halse verschwunden war; da kniete er denn in Todesangst nieder, was der Knabe freilich nicht sehen konnte, und bat kläglich: „Süßer, goldner Knabe! ach sey doch so gut und schieße, aber mach's nicht zu arg!“

Nun schoß der Knabe wirklich, und in demselben Augenblick sprang auch der alte Geizhals, in seiner vollkommen sichtbaren, nicht eben liebenswürdigen Gestalt, von den Knieen auf und hatte den silbernen Pfeil noch im Herzen. „Ach!“ rief er, „nun bin ich doch nicht mehr der schlechte Niemand, und will auch alsogleich die Wirthsleute wecken, daß sie mich bezahlen, sonst“ —

„Gemach! gemach!“ unterbrach ihn der Knabe, „hier sind die siebenundfünfzig Dukaten, aber ich bitt' euch, macht schnell, daß ihr wieder nach Hause kommt, und stört die Wirthsleute nicht aus ihrem Schlafe.“

Der alte Geizhals packte das Geld schnell ein und rannte, was er konnte fort, mit den Worten: „Das ist Alles Teufelsspuck, und in meinem Leben will ich von meinem Vetter keine Hexengaben mehr erbitten. Ich bin nur froh, daß ich nicht mehr der

ſchlechte Niemand bin.“ Er machte ſich aus dem Staube, und vergaß, der liſtige Geizhals, recht mit Vorbedacht, der Fee den ſilbernen Pfeil wieder zurückzuſtellen. „So hab' ich doch noch etwas,“ dachte er im Nachhauſegehen; aber als er in der nächſten großen Stadt den Pfeil zu einem Silberarbeiter tragen wollte, um ihn zu verſchachern, lachte ihn der Silberarbeiter tüchtig aus und fragte ihn, ob er verrückt ſey, daß er ihm eine Lilie als einen ſilbernen Pfeil verkaufen wolle? Und nun ſah er auch wirklich zu ſeinem großen Schrecken, daß er eine ſchneeweiße wunderſchöne Lilie in der Hand hatte. Er warf ſie voll Wuth zu Boden, ſchimpfte in Gedanken tüchtig auf die Fee, ſchämte ſich und ging nach Hauſe.

Die Fee aber nahm die beiden goldenen Hälften des Eies, welche ſich auf den Häuptern der Schlangen in ſchöne funkelnde Krönlein verwandelt hatten, und ſetzte ſie, ſowohl dem Knaben als ihrer Tochter auf's Haupt. „Komm mit mir, du guter Knabe,“ ſprach ſie zu ihm, „und herrſche von nun an mit meiner Tochter, Hand in Hand, in meinem Reiche.“

Nun ſetzten ſich alle in die ſchimmernde roſige Wolke und fuhren davon. Und als der Knabe groß geworden war, heirathete er das Mädchen und ward König, und wenn er nicht geſtorben iſt, ſo lebt er noch.

Eine schwäbische Kunde

von

einem jungen Schnapphahn.

Zu Hall, im Graben an dem Kapell-Thor, brannte in kalter Herbstnacht ein helles Feuer. Ringsum war's todtenstill. Der rauhe Sturm blies ingrimmig in die Flamme; ein bis an die Zähne vermummter Mann ging am Feuer auf und nieder, wie eine einsame Schildwacht.

Ein blutjunges Mägdlein schlich verstohlen und spähend herbei, ein Kind von zwölf Jahren oder noch drunter, schaute klug um sich und zupfte endlich den einsamen Mann am Feuer bei seinem rothen Mantel.

„Was machst du denn da, Pathe?" fragte das unschuldige Blut neugierig.

Der Mann antwortete rauh und verdrossen: „Bäsle! Bäsle! du bist ein arges Kind! Wie kommst du hierher?"

„Pathe, ich bin dir nachgeschlichen auf geraden und und krummen Wegen," erwiederte das Mädchen. „Ich merkte wohl, daß du heimlich aus dem Hause gingst, als Schlafenzeit gekommen war; und ich habe dich gar lieb, Päthchen, und möchte immerdar bei dir bleiben, seit meine Stiefmutter mich auf und davon gejagt hat."

„Bäsle, geh' nach Hause!" zürnte der Pathe. „Geh' nach Hause, oder es geschieht dir ein Leid."

„Ei bist du denn nicht bei mir, Pathe!?" sprach das Kind lächelnd. „Wenn ich bei dir bin, wie soll mir ein Leid geschehen? Und was schaffst du denn bei kalter Nacht außer dem Hause?"

„Hähnchen schlacht' ich;" versetzte der Pathe unwirrsch, „und wenn du nicht von hinnen gehst, schneid' ich auch dir die Kehle ab. Geh heim, du verlaufenes Dirnle, geh heim, der Frost bringt dich sonst um; ich weiß gar wohl, warum dich deine Stiefmutter aus dem Hause gestoßen hat? hier aber gibt es keine Buben, mit denen du die Hausfrau spielen kannst."

Pathe klapperte mit den Zähnen vor Frost, das junge Bäschen stellte sich an, als ob es heim ginge; es ging aber doch nicht heim, sondern verbarg sich nur auf einige zwanzig Schritte weit in den dunkeln Schatten.

Alsbald kam ein kleiner Zug des Weges daher und zum Feuer heran, wo der Pathe harrte. Der Stättmeiſter ging voran, und hintendrein folgten fünfzehn arme Geſellen, mit Stricken gebunden und geführt von den Stöckern und Bütteln. Ein Mönch ging daneben. Der Stättmeiſter ſprach:

„Im Namen des löblichen und ehrbaren Raths der Stadt Hall in Schwaben. Dieſe fünfzehn Schnapphähne, ſo uns Hallern den Krieg verkündet und einen Flecken ſauber geplündert, auch geſengt und gebrannt, ſind gefangen worden am Tage vor Michaelis heuer, da man zählt nach Chriſti Geburt das tauſendſte dreihundert einundachtzigſte Jahr. Alſo ſind ſie des Todes ſchuldig befunden worden, und werden aber nicht gehangen auf dem Steinbruch, jenſeit dem Kocher, weil die Körper, ſo am Holz frei hingen, ſchon öfters bei Wind und Sturm ſich gar luſtig und grauſig bewegten und ſchüttelten, gleich als ob ſie tanzten, wodurch ihre Schatten an etlichen Häuſern der Stadt deßgleichen thaten, und ehrſame, unvernünftige Weiber und Kinder gräulich erſchreckt wurden; deßhalb beſchloſſen und verordnet von Rechtswegen, daß durch das Schwert ſollen vom Leben zum Tode kommen.“

Hierauf ſchlug der Pathe ſeinen Mantel auseinander und zeigte das Schwert; ſeine Hände waren

ganz blau und steif vor Frost; und er murmelte in den Bart: „Ihr habt lange warten lassen, Ihr Herren, in einer so kalten Nacht.“ Er blies sich in die Hände und rieb sie, bis sie die alte Regsamkeit und Bewegung wieder bekamen.

Der Mönch sprach den Schnapphähnen mit geistlichem Trost zu. Der Pathe Freimann aber schritt näher zum Feuer und wärmte sein Schwert.

„Was thut Ihr da?“ fragte der Stättmeister. „Seyd Ihr besorgt, daß euer Schwert durch die Kälte des Metalls die blosen Nacken der Schnapphähne erschreckt?“

„Mit nichten,“ gab der Freimann zur Antwort. „Aber ich besorge Eins! denn, weil die Nacht so kalt ist, daß Einem das Blut im Leibe zu Eis gefriert, so möchte mir gar leicht das Eisen in dieser armen Schelmen Hälse gefrieren, und alsdann wäre unser Werk nicht so kurz abgethan.“

„Ihr seyd ein kluger Mann,“ sprach der Stättmeister. Das Eisen war warm. Die Schnapphähne knieten nieder, einer nach dem andern, und keiner stand mehr auf, um seinem Hintermann aus dem Wege zu gehen. Das Eisen war warm, und es fielen vierzehn Köpfe von armen Sündern, einer nach dem andern in den Sand.

„Hu! was mein Pathe schnell schlachtet,“ winselte

das Bäschen in ſeinem Verſteck und kam immer näher, zitternd vor Froſt und Grauen.

Die Vierzehn lagen, neben ihnen ihre Köpfe; der Fünfzehnte war noch übrig; das war ein junger Reitersbub von vierzehn Jahren, ein friſches Blut mit rothen Wangen und leichtem Muth.

Dem Freimann war das Eiſen wieder kalt geworden und ſeine Fauſt ſteif, und alſo hielt er inne, und befragte den Stättmeiſter: „Herr! was ſoll ich dieſem Knaben thun?“

Darauf fragte der Stättmeiſter den Knaben: „Hör' an, du junger, ſündiger Knabe! wie heißt Du?“

Der Knabe erwiederte: „Bin ich auch jung und zart, mögt ihr doch wiſſen, wie ich ein Schnapphahn ward. Auf Klingenfells, dem Schloß, war meine Mutter, eine arme Dirne; darauf zogen Halliſche Reiter los, betrogen den Wärtel, den dummen Tropf, zogen ein mit Singen und mit Händeklatſchen, mit Liſt und Falſchheit und fröhlichem Spiel, und brannten an von vier Ecken lichterloh. Da verbrannte mein Mütterle auf dem Stroh. Das haben Die gethan. Wißt, Ihr Herren, darum mocht' ich den Hallern gern ein Leids thun, und ging mit den andern Geſellen, und eine Luſt hatt' ich am Brand. Schnapp auf und ſchnapp nieder, trag' eine rothe Müz und

ein grünes Gewand, das luſtige Hähnlein vom Klingenfells war ich genannt! Auch eine Herzallerliebſte hatte ich nicht fern, die hat ein Stiefmütterle, das ſtieß ſie von ſich um meinetwillen, und nun irrt das junge Mägdle weit in der Welt und muß ſterben, einſam und allein, um meinetwillen, und ich mag gerne ſterben, denn meine Schuld iſt nicht klein. Bin zwar jung, aber habe viel gerauft, das Schnapphähnle von Klingenfells, Hans Hammer bin ich getauft."

„Thut ihm desgleichen," ſprach der Stättmeiſter, und der Freimann hob das gewärmte Eiſen und hieb, und des Knaben Kopf fiel. — Das Bäschen ſtieß einen Schrei aus und eilte herbei, und ſtürzte auf die Leiche, küßte auch das blutige Haupt, das neben ihr lag. — So treue Lieb' iſt nicht erhört, als bei dieſen Kindern war.

Am andern Morgen hatten ſie das junge Schnapphähnlein eingeſcharrt; und am andern Abend begruben ſie auch des Freimanns Bäschen. —

König Gambrinus.

Ein Mährchen.

In dem Vorgemach der Frau Herzogin von Bayern war ein reges, geschäftiges Leben. Kammerfrauen und Kammerherren, Hohe und Niedere, Bürger und Bauern, trieben sich bunt im Gewirr durcheinander. Es war aber kein Antlitz zu sehen, auf welchem sich nicht Herzeleid und Betrübniß, — nur wenige, auf denen sich fröhliche Hoffnung und milder Trost ausgesprochen hätten.

„Mein Seel!“ rief ein Bauer: „Ich glaube den Grund der Krankheit zu kennen, welche unsere edle Herzogin, die geliebte Bayerfürstin, befallen hat. Es ist ein seltsames Ding, wenn man weit von der Heimath weg ist, von dem Ort, wo die Väter Bäume pflanzten, deren Blüthen und Früchte man nicht erlebt, von dem freundlichen Himmel, der sich über

unseren Häuptern ausspannte, von den milden, treuherzigen Lüften, welche unsere ersten Athemzüge belauschten. Ich bin nur ein schlichter Bauersmann, hart wie die Schollen, die mein rauher Pflug von einander trennt; drum glaub' ich, ist es auch freundlich an der Scholle zu haften; das Heimweh ist ein wundersames Gefühl. Oft wird uns das Herz in groben Kitteln zu eng, wenn wir auf fremdem Boden stehen, die blauen Berge unserer Heimath erblicken, und an die goldenen Saaten denken, die wir in reicher Erntehoffnung dem heimischen Boden vertrauten. Bei Fürsten mags nicht anders seyn, als bei Bauern. Die Könige und Gewalthaber sind am Ende nichts anders, als milde Säemänner, welche das Samenkorn der Liebe in die Herzen von Tausenden versenken, und denen es daher nicht zu verdenken ist, wenn sie gar zu gerne auch die Frucht erblicken möchten."

„Ein höchst weiser Bauer, voll bäurischer Klugheit und Kernphilosophie," nahm ein Höfling das Wort, „ein trefflicher Kanzelredner! Schade, daß er seine Worte nur so-plump zu fügen und zu verbinden weiß, daß sie in einem fürstlichen Vorgemach seltsam genug sich ausnehmen."

Der Bauer sah den Höfling mit großen Blicken an und sprach: „Wenn Euer Wamms noch zehnmal

glätter wäre, als Euer glattes Geſicht, ſo glaube ich doch, daß meine ungeſchminkte Liebe gerade im fürſtlichen Vorgemach nicht den ſchlimmſten Platz einnimmt. Es iſt Schade, daß in einer herzoglichen Schatzkammer ächte und unächte Steine neben einander gereiht ſind. Ich habe aber dieß geſagt, als ein Bayer, der in Reden nie geſchickt war, glaub' auch, daß der Oeſtreicher und der Sachſe und der Schwab' nicht anders von ſeinem Fürſten redet, — der Bürger nämlich und allenfalls auch der Bauer. Habt Ihr mich verſtanden?"

Den Zwiſt beendete Meiſter Wolfram, der Leibarzt der Frau Herzogin von Bayern, welcher eben aus dem Gemach trat, worin die kranke Fürſtin lag. Mit banger Ahnung umdrängte ihn urplötzlich die Schaar der Harrenden, beſtürmte ihn mit Fragen über das Wohl der Landesmutter, und mühte ſich eifrig, je den Nächſtſtehenden bei Seite zu ſchieben, um zuerſt vor den andern die fröhliche oder traurige Kunde über das Befinden der kranken Herzogin aus ſeinem Munde zu vernehmen. Er redete alſo: „Welch ein ſeltſames Heimweh, welch eine unergründliche Sehnſucht der Fürſtin Herz bezwungen, wißt Ihr; die lieblichſten Wangen, fröhliche Mairoſen, haben ſich in ernſten Herbſtſchnee verwandelt. Es ſcheint ein tiefes Herzeleid den ganzen zarten

Bau, wie ein ungeſtümer Belagerer, wie ein heimtückiſcher Feind, bezwungen zu haben und vernichten zu wollen. In ſeltſamen fieberhaften Anfällen iſt ihr Geiſt befangen; ſie verlangt in der Heimath wieder zu ſeyn, ihre Erinnerung ſchwärmt in allerlei wunderbaren Gelüſten und Wünſchen. Der Name Eimbök floß zu wiederholten Malen von ihren Lippen; dabei ſpricht ſie in fieberhaften Träumen von ſeltſamen Tränken, nach denen ihre Kehle dürſte, ſieht im Geiſte wunderbare Geſtalten, liebliche Mundſchenken, welche ihr goldene Becher mit ſchäumenden braunen Getränken kredenzen; wähnt in den Feſſeln einer heimtückiſchen unheimlichen Macht zu liegen, welche ihr die beſagte ſüße Labung grauſam verwehre. All ihr inbrünſtiges Hoffen aber reicht dahin, daß ſie im Bayerland ihre Heimath wieder finde und an jenem unbekannten braunen Trank ſich erlaben könne. Wenn Einer käme, der dieſe Sehnſucht in lebendige Wirklichkeit zu verwandeln und ihr den ſüßen, heißerſehnten Trank zu bereiten verſtände, dann hoffe ſie zu geneſen, und alles Leidens würde ein Ende ſeyn. Ihr edler Gemahl, der Herzog, ſtand an ihrem Bette und hörte die ſeltſamen Reden und ſchwor, Denjenigen reich zu begaben mit Gut und Gold und Ehren, der die Erfindung zu machen und das krankhafte Begehren auf dieſe Art zu befriedigen

verſtände. Das iſt es, was ich Euch von dem Befinden der Herzogin zu vermelden im Stande bin.“

Er begab ſich hierauf in das Gemach der Kranken zurück. Die Menge der Hoffenden und Harrenden zerſtreute ſich allgemach mit kaum getröſtetem Herzen hoffnungslos; denn wer gedachte, dieß ſeltſame Begehren ſtillen zu können?

„Wer von uns drei Geſellen iſt der Unglücklichſte?“ rief Thaddäus, der Küper, als er mit ſeinen zwei Freunden am ſpäten Abend über den Münchner Schrannenplatz ſchritt: „Wer von euch Beiden trägt ſo viel Leid im Herzen als ich?“

„Du biſt ein ſeltſamer Kauz,“ erwiederte Gürg, der Goldſchmidt; „aber wenn Du Dich vorzugsweiſe unglücklich wähnſt, muß ich Dir nur bekennen, daß meine Noth Alles übertrifft, was man je von Liebesleid reden hörte.“

„Von Liebesleid?“ fragte neugierig der Dritte im Kleeblatt, der Schreiner Barnabas; „da vereinigt uns ja ein gemeinſamer Kummer; da verbindet ein trübſeliger Urſprung die drei rüſtigſten Geſellen, die drei durſtigſten Seelen in der ganzen Münchner Stadt. Laß doch hören, Thaddäus, wie deine Herzliebſte heißt; dann wollen wir dir die Namen unſrer Schätzel nennen, nicht wahr, Gürg? und uns vereinen zu

Schutz und Trutz. Was mich betrifft, so gab es keinen verliebteren Schreiner, seit Gott der Herr die Erde wie einen wundervollen Kasten künstlich zusammengefügt und mit allerlei seltsamen Laden und Schubfächern versehen hat."

„Von allen Goldschmidgesellen," versetzte Gürg, „hat wohl auch keiner heißere Liebe im Herzen getragen, als die meinige, welche von purem Gold seyn muß."

„Ihr brüstet euch alle mit der besten unvergleichlichsten;" nahm der Küper Thaddäus das Wort; „meine Sehnsucht aber übertrifft die von euch Beiden um so viel, als das Heidelberger Faß alle Fässer, Tonnen, Schoppen und Fingerhüte, aus denen je ein berauschendes Maß getrunken ward. Was meine Liebe betrifft, so ist sie um so bewundernswürdiger, als ich den Gegenstand derselben noch gar nicht kenne."

„Wie? Was?" versetzten die beiden Freunde und Gesellen: „du kennst den Gegenstand deiner Liebe nicht?"

„Mein Seel'," versetzte der Küper; „von Weitem nur; doch nennt mir die Eurige!"

„Damit hat es eine sonderbare Bewandtniß," meinte Gürg.

„Allerdings," fügte Barnabas langsam bei.

„Scheint's mir doch fast," so forschte sie der

Küper lächelnd aus, „als wär't ihr selbst um das Wer und Wo nicht ganz im Reinen.“

„Du kannst zum Theil Recht haben;“ versetzten die andern einmüthig.

„Was mich betrifft,“ sprach der Küper geheimnißvoll, „so ist mir meine Liebste nicht allzuweit.“

„So?“ fragte Barnabas lächelnd: „Es scheint, daß wir uns im Leben immer sehr nahe stehen sollen.“

„Gewiß!“ sprach Görg treuherzig, „ich möchte euch bitten, liebe Freunde und Gesellen, daß ihr mich heute bei einem nächtlichen Abenteuer nicht im Stiche laßt, welches mir am Wurmeck angesagt ist.“

„Mein Seel', das soll dir geschehen!“ versetzten die Andern, schlau lächelnd; „es geht nichts über gute Kameradschaft. Laß uns aber vor Allem in die lustige Schenke treten und daselbst unsern Plan weiter verfolgen. Unsere Freundschaft soll ohne Ende seyn, und wir wollen einander unverbrüchlich helfen und beistehen in unsern Liebeshändeln.“

„Topp!“ schrie das Kleeblatt einmüthig, reichte sich die Hände und wanderte der besprochenen Schenke zu. Sie stimmten dabei folgendes Lied an:

Es zogen drei lustige Brüder am Rhein,
Sie tranken aus Bechern den goldenen Wein;
Sie fuhren auf einer gar lustigen Fähr',
Sie sangen und tranken, was wollten sie mehr?

Sie fuhren an einem Felsen vorbei,
Da sang und winkte die Jungfrau Lurley;
Zwei Becher, die hielt sie wohl in der Hand,
Ihr Mund war der dritte, mit purpurnem Rand.

Sie sang so lieblich von Minne und Lust,
Da pochte den drei Gesellen die Brust.
Sie hörten den lieblichen, schmeichelnden Gruß,
Zwei nahmen die Becher, der dritte den Kuß.

So geht's auf dem Wasser und auch auf dem Land.
Der Ein' hat das Herz und der Andre die Hand,
Die Einen die Becher, der Andre den Mund;
Wer klug ist, der lacht und erwirbt sich den Fund.

Die drei Gesellen waren unter diesem Lied in die Schenke getreten und hatten drei Becher voll guten Wein vor sich. Nachdem sie mit der Schenkin allerlei Kurzweil getrieben und den ersten Trunk fröhlich genossen hatten, gewahrten sie erst, daß ein Vierter an ihrem Tische saß. Der Mann schien in den besten Jahren, ziemlich beleibt, von höchst behaglichem Antlitz, mit wohlgenährten Wangen versehen, zwischen welchen sowohl ein sehr gutmüthiger Mund, als auch zwei nur etwas vom Trunk übermannte Augen bemerkbar wurden. Er war fremdartig gekleidet, trug ein unscheinliches Wamms, einen dunkelbraunen, weitfaltigen, mantelähnlichen

Ueberwurf und eine gleichfarbige Mütze. Einen langen, ſchlanken Reiſeſtock hatte er zwiſchen den übergeſchlagenen Beinen und ſtemmte das von den gefalteten Händen unterſtützte Kinn auf ſeines Wanderſteckens goldenen Knopf.

„Der edle Landshuter Wein ſoll leben!“ riefen die drei Geſellen fröhlich, hoben die drei Schoppengläſer empor und boten ſie dem Fremden zum Anklingen, deſſen leeres Glas neben ſeiner noch vollen dunkelfarbigen Flaſche ſtand.

„Ihr bringt einen ſchlechten Spruch aus!“ ſprach der Fremde unwillig: „Wollt ihr, daß ich, ein müder Wandersmann, mit einem ſolchen zweiſchneidigen Naß die durſtige Kehle verwunden ſoll?“

„Oho!“ riefen die drei Geſellen, „nicht ſo vorlaut, Herr; ſeyd ihr etwa nur deßhalb aus der Fremde zu uns gekommen, um unſern heimathlichen Trunk zu verunglimpfen? Stellt uns, wenn ihr könnt, ein beſſeres Getränk auf den Tiſch, dann wollen wir Rath machen und Eurer Ruhmredigkeit ein wenig durch die Finger ſehen.“

„Das dürfte nicht ſo ſchwer ſeyn,“ verſetzte der Fremde; „erweiſt mir nur die Gefälligkeit, edle Geſellen! und ſchüttet den abſcheulichen Eſſig aus euren Gläſern, dann will ich ſie mit einem Trank

wieder vollfüllen, der eurer Kehle bei Weitem schmeichelhafter seyn wird."

Die Gesellen thaten erstaunt nach seinen Worten, gossen den unerquicklichen Landshuter auf den Estrich und reichten die leeren Gläser dem Fremden hin. Dieser zog kaltblütig den Propf aus seiner Flasche und schenkte sowohl die Gläser der Gesellen als auch das seinige voll von einem bräunlichen, hochschäumenden Trank.

„Kostet!" rief der fremde Wirth freundlich; schnell stürzten die Gesellen den ungewohnten Trank über die durstigen Lippen, und ein behagliches Beifallklatschen verklärte ihre Gesichter. „Mundet der Trank?" rief der Fremdling.

„Bei meiner Liebschaft!" versetzte Gürg, „ein treffliches Naß."

„Eine treffliche Flüssigkeit!" jubelte der Küper Thaddäus, „für deren gleichen ich noch in meinem Leben kein Faß gezimmert habe."

„Bei meinem Schätzel!" jauchzte Barnabas, der Schreiner; „schade, daß deine Flasche bereits leer ist, ehrenwerther Fremdling."

Das hätte eben nicht viel zu bedeuten, meinte der Angeredete, und die erstaunten Gesellen bemerkten, wie er aus der, ohne fremdes Zuthun, plötzlich wieder gefüllten Flasche auf's Neue die vier

Gläser vollschenkte. „Liebe Gesellen," fuhr er hierauf in seiner Anrede fort: „Ihr scheint mir allesammt ein treues Blut, und habt bereits jeder von euern Liebschaften gesprochen; thut mir doch den Gefallen, und erzählt mir die Geschichte derselben. Meine Flasche soll eure Worte fortwährend befeuchten; sie hat die vortreffliche Eigenschaft, daß sie niemals leer wird." —

„Eine höchst kluge Flasche," rief Barnabas, der bereits den dritten Becher getrunken hatte, „eine ausgezeichnet vernünftige Flasche, viel treuer und beständiger, als mein Säckel, der sich nie wieder füllt, wenn er in dieser Schenke, oder beim lustigen Brett- und Würfelspiel, bei Kling und Klang seinen angenehmen Inhalt verloren hat. Bei dieser menschenfreundlichen Flasche, edler Fremdling, will ich ganz mein Herz vor dir ausschütten wie den schlechten Landshuter vorhin. Es sitzt mir ja ohnehin auf der Zunge."

Indessen hatte der Fremde die vier Gläser zum viertenmal vollgefüllt, so daß sich die Wirkung dieser angenehmen Wiederholung bereits in den ziemlich betäubten Köpfen der drei Gesellen aussprach. Barnabas aber begann den Bericht seiner Liebesnoth in folgenden einfachen Worten: „Meine Liebesgeschichte ist sehr kurz, wie ihr leicht begreifen werdet, wenn ich Euch sage, daß ich mein Schätzel noch nicht einmal dem

Namen nach kenne. Es ist mir genug, daß es mir scheint, sie sey des weiblichen Geschlechts; auf Weiteres geht meine Wissenschaft nicht, da ich mit meinen zwei Gesellen erst vor nicht gar langer Zeit auf unserer Wanderschaft hierher nach der Münchner Stadt kam. So geschah es denn, daß ich vor einigen Tagen Abends an jener Ecke drüben vorbeiging, welche man nicht ohne Grund das Wurmeck nennt; denn erstens ist daselbst auf dem Hause ein gräulicher Lindwurm abkonterfeit und wohlgetroffen in hellen Farben zu sehen, und zweitens fühle ich seit dem besagten Abend ein wunderbares Wüthen und Toben in meiner Brust, nicht anders als ob der höllische Wurm darin eingezogen wäre, von dem die heilige Schrift sagt, daß er ohne Ende nagt. So ist mein Herz fast völlig wurmstichig geworden. An einem Fenster im ersten Geschosse aber gewahrte ich ein gar liebliches Mädchenangesicht, welches zwischen Rosmarinsträußen und Rosenblüthen auf den Marktplatz heraussah. Ich zog, als sie mich erblickte, ganz demüthig meine Mütze; sie aber lächelte, (was ich mir als ein Zeichen ihres Wohlgefallens an meinem Gruß auslegte) und zog sich dann zurück. Nun ist es mir klar, daß die Dirne meine Herzliebste seyn muß, und mich nun und in alle Ewigkeit nicht vergißt. Heute aber bin ich am frühen Morgen wieder am

Fenſter vorübergegangen, als ſie gerade die Scheiben öffnete und das Köpfchen zwiſchen den Blumen herausbog. Ich gab ihr durch Zeichen zu verſtehen, daß ich ſie gerne ſprechen möchte, beſtimmte ihr auf dieſelbe Art auch die neunte Stunde des heutigen Abends, um welche ich gar zu gern ein Stelldichein in ihrer Kammer fände. Gott gebe, daß ich die Zeit nicht verſäume, und dann doch am Ende erfahren möge, wie die Allerholdeſte heißt und ob ſie wirklich ſo ſchön iſt, daß ſie mein Herz auf ewig feſtzuhalten vermag. Was ſagt ihr," ſo ſchloß er ſeine Rede, „zu dieſer meiner Geſchichte?"

„Eine überaus ähnliche Geſchichte, faſt wie die meine!" lispelte Görg, dem die Macht des ungewohnten Trankes bereits zu Haupte geſtiegen war, ſo daß er durch die letzte Frage ſeines Geſellen aus einem leiſen Schlummer geweckt wurde.

„Meine Geſchichte, die du da eben erzähltest," unterbrach ihn Thaddäus lallend, „iſt höchſt lehrreich. Aber ſage mir nur Eins, wie du nämlich hinter meine Heimlichkeiten gekommen biſt, ohne daß ich etwas davon gewahr wurde?"

„Das iſt eben das Luſtige an der Sache," verſetzte Barnabas, gleichfalls immer mehr von der Kraft des Getränkes übermannt; „das iſt eben der Spaß, daß ihr nicht wißt, wie ſich meine Liebe eigentlich ver-

hält, und daß ihr mir heute Abend dazu verhelfen sollt. Ihr müßt mich zum Stelldichein begleiten und auf der Flur lauern, wenn die Herzallerliebste herabkommt, damit sich kein fremder Dieb einschleiche in das Haus."

„Mein Seel'," lallten die andern einmüthig, „Wir wollen Dir helfen, Bruder-Herz! Da wir nun einmal schon ohnehin in der Nähe gleichfalls unsere eigenen Stelldicheins haben! Du bist der fidelste Kerl, der je auf einer Wanderschaft unsere Schulden bezahlte."

„Hat sich was!" versetzte Barnabas; „ihr schobt stets die Zeche auf mich; wer aber den Wirth für Drei prellte, war ich allein. Also kommt jetzt mit, Brüderchen, und helft mir mein Abenteuer vollenden."

„Du kannst dich auf uns verlassen!" schrieen die beiden Freunde, erhoben sich mühsam von ihren Sitzen und sanken dann schwertaumelnd wieder nieder. Der Fremde aber sprach: „Liebe und werthe Gesellen, wenn euch mit meinem Geleit gedient ist, so will ich mit Euch nach dem bezeichneten Hause gehen, wo ihr dann nacheinander Eure Stelldicheins vollendet."

Mühsam erhoben sich dankgerührt die drei Freunde, leerten noch einmal ihre Gläser, und machten sich, von dem Fremden gestützt, langsam taumelnd auf den Weg. Als sie an dem Hause angelangt waren,

welches man das Wurmeck benennt, machte Barnabas Halt und wollte seine Freunde erinnern, daß er am Orte seiner Bestimmung angelangt sey.

„Was wäre das?“ fragten die zwei Gesellen.

„Nun mußt du mir helfen,“ jubelte Görg, „ich bin bei meinem Schätzel angelangt.“

„Da wohnt meine Herzliebste,“ lallte Thaddäus, „mein Seel'! hätte ich doch jetzt beinahe den Vollmond für ihr Gesicht angesehen.“

„Ihr seyd betrunkene Füchse!“ donnerte jetzt Barnabas, und taumelte an das verschlossene Hausthor; „seht mich an, wie ich mich kerzengerade zu erhalten verstehe, denn mich soll keine Gewalt niederbringen.“ Er hatte bei diesen Worten einen Fehltritt gethan und war über die Füße des Fremden stolpernd zu Boden gefallen. „Heisa!“ rief er, „nun bin ich am Ziele! Liebchen sträube dich nicht länger, und entziehe mir deine weiche Hand nicht.“ (Er sprach dieß, indem er bewußtlos den messingenen Griff des Hausthors erfaßt hatte.)

Der Fremde stand vor ihnen, hielt sich behaglich den wohlgenährten Wanst mit beiden Händen und lachte aus vollen Kräften. „Das sind mir rüstige Liebesleute!“ sprach er, noch immer halb athemlos von Lachen. „Tolle Käuze, welche auf's Freien ausgehen und vor meinem gerechten Trank den Kürzeren

ziehen müssen. Freut mich aber doch, daß meine Erfindung auch in der Münchnerstadt ihre Wirkung nicht verfehlt; hätte ich nur einen Weg, sie schneller zu verbreiten, als es durch diese leichtbezwungenen lustigen Brüder geschehen kann."

Er hatte noch nicht völlig ausgesprochen, als er um die Ecke einen zierlich gekleideten Mann herumbiegen sah, welcher sich vorsichtig dem Hausthore näherte, vor welchem die drei Freiersleute in bewußtloser Trunkenheit lagen. Als er die Belagerer gewahrte, wollte er sich eben scheu zurückziehen; der Fremde aber winkte ihm leise, indem er bei sich sprach: „Heute bin ich nun schon einmal zum Kuppler bestimmt, und wenn mich nicht Alles trügt, so seh' ich da eine Figur, welche eher auf ein Stelldichein Anspruch zu haben scheint, als diese drei plumpen Gesellen." — „Was sucht Ihr hier, guter Freund?!" rief er dem Näherkommenden leise entgegen. „Pst! pst!" erwiederte dieser eben so leise, „verrathet mich nicht. Ich habe ein artiges Ständchen besprochen mit meiner Liebsten, die ich, obgleich sie nur die Tochter des Schaarwächters gemeiner Stadt München ist, doch als ein Mädchen von Zucht und Ehre nicht gern in's Gerede der Leute bringen möchte, was durch diese drei Trunkenbolde wohl nicht unmöglich wäre!"

„Freund!" versetzte der Fremde, „diese drei

Gesellen sind eben so unfähig zum Sehen und Hören, als zum Widerstand. Ich könnte daher euren Entschluß ohne Scheu vollführen helfen."

„Ich dank' Euch, Herr!" versetzte der Andere; „aber seht Ihr nicht, wie unanständig sie das Hausthor besetzt halten, das noch obendrein schon verschlossen ist, weil ich mich in Geschäften am Hofe etwas zu lange säumte!"

„In Geschäften am Hofe?" fragte der Fremde aufmerksam.

„Verrathet mich um Gotteswillen nicht, Herr!" erwiederte der Andere; „ich habe zwar nichts zu verlieren; aber ich wollte nicht um Alles, daß meine Liebste in ein übles Gerede käme."

„Herr! wofür haltet Ihr mich!?" sprach der Fremde, über das Mißtrauen des begünstigten Freiers etwas entrüstet; „damit Ihr sehet, daß ich es ehrlich meine, so soll Euch so viel zu Diensten stehen, als in meiner Macht liegt. In welchem Geschosse wohnt Eure Liebste?"

„Im ersten," versetzte der Freier.

„Das nenn' ich doch ein seltsames Zusammentreffen," rief der Fremde lachend; „also ist es dieselbe Jungfrau, welche von jedem dieser drei Trunkenbolde geliebt wird, die sich rühmten, sie heute am frühen Morgen gesehen und auf ihre Einladung durch Zeichen

zu einer abendlichen Zusammenkunft ihre beifällige Einwilligung erhalten zu haben."

„Das ist wohl möglich," erwiederte der Freier, „denn ich wohne im Hause gegenüber, und machte ihr am Morgen dieselbe Erklärung."

„Nun denn!" rief der Fremde; „so macht Euch bereit, gebt Eurer Liebsten ein Zeichen, daß Ihr anwesend seyd, und ich will Euch helfen, durch's Fenster in's Geschoß zu kommen, welches letztere ohnehin nicht allzuhoch ist."

Der Freier klatschte dreimal in die Hände, und wirklich that sich das Fenster auf, und heraus sah das lieblichste Mädchengesicht in der ganzen Münchnerstadt.

„Diese drei Trunkenbolde und Nebenbuhler sollen Euer Glück befördern helfen," rief der Fremde, legte die drei Gesellen wie drei Säcke übereinander, berührte sie mit seinem schlanken Wanderstecken, und reichte dann dem beglückten Freier hülfreiche Hand.

„In Zeit meines Lebens will ich Euch diesen Gefallen nicht vergessen," sprach dieser entzückt, indem er auf Gürg's Rücken stand, der zuoberst lag, während Barnabas regungslos und sinnlos auf dem Boden seufzte. „Wenn Ihr etwas bedürfen solltet, so vergeßt nicht, Euch an mich zu wenden," fuhr er in seiner Rede fort; ich muß Euch zum Schlusse meinen Namen sagen, damit Ihr nachzufragen wißt. Ich heiße Meister

Wolfram und bin der Leibarzt der Frau Herzogin von Bayern. Jetzt nennt mir noch in größter Eile Euren Namen.“

„Mein Name iſt das Geringſte bei der Sache,“ verſetzte der Fremde, „heißt mich ſchlechtweg Herrn Gambrinus, meines Gewerbes bin ich ein wandernder Braumeiſter aus Eimböck und wohne im rothen Roß.“

„Aus Eimböck?“ fragte aufmerkſam der Freier, welcher ſich indeſſen über das Fenſtergeſimſe in das Kämmerlein hineingeſchwungen hatte. — Seine weitere Rede unterbrach das allmähliche Herannahen des Schaarwächters, welcher mit Laterne und Hellebarde herumwandelte. Augenblicklich zog er, betroffen über das Geräuſch, den Kopf zurück; das Fenſter ſchloß ſich; Gambrinus aber ſchritt lachend über den Marktplatz in ſeine Herberge heim.

Indeſſen wandelte der Schaarwächter Haberlein mit ſchweren Schritten ſeinem Hauſe zu; hinter ihm gingen ſeine beiden Knechte, etwas unregelmäßig taumelnd, denn ſie hatten ſämmtlich bei Schließung einer Weinſchenke, die über die Friſt offen geſtanden war, ihre Kehlen unmäßig gelabt, ſo daß die Gewalt des Weines die ohnehin baufälligen Körper vollends aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte. Iſaias und Einbein hießen die Knechte, von denen zu bemerken

war, daß Isaias auf dem rechten Bein etwas hinkte, und Einbein dagegen über dem linken Auge ein Fell trug. „Was liegen denn vor meinem Hause für unmäßige Trunkenbolde?“ rief Haberlein; — „nicht anders als wollten sie die Ehrenwächter von des Schaarwächters Tochter abgeben. — Wer Ehre im Leibe hat, muß sich der Trunkenheit schämen!“ so schloß er seine Rede, indem er sich auf seinen betrunkenen Knecht Einbein stützte, welcher noch die Worte beifügte: „Und wer Wein im Leibe hat, thue deßgleichen.“ „Wir müssen die trunkenen Schelme in gemeiner Stadt Stockhaus abliefern,“ rief Haberlein, — „hört Ihr nicht, Ihr Stöcke?“

„Ja,“ antworteten die Knechte, „zum Henker mit den drei trunkenen Schelmen!“ Dabei faßten sie in Verblendung des Rausches ihren eigenen Herrn und Meister, den Schaarwächter an und wollten ihn fortschleppen, obgleich er versuchte, mit der hochemporgehobenen Laterne Licht in ihre dunkeln Köpfe zu bringen. Die Knechte aber ließen nicht los, und inzwischen erhoben sich die drei verliebten Gesellen lallend vom Boden und wollten im Dunkel über den Schaarwächter und die Knechte herfallen, welche sie für Nebenbuhler ansahen. Der Schaarwächter aber, als der noch am mindesten Betrunkene (obgleich er auch nicht völlig nüchtern war), wußte

in dieſer heilloſen Verwirrung keinen andern Ausweg, als daß er mit lauter Stimme ſeiner Tochter Marthe rief, herabzukommen, und das Hausthor von innen aufzuſchließen, da ihn die handgemein gewordenen Geſellen und Knechte nicht bis zum Schlüſſelloch gelangen ließen, welches er übrigens ungeachtet ſeiner Nüchternheit auch nicht gefunden hätte.

Nun war die Noth des verliebten Paares groß. Marthe hörte das unaufhörliche Rufen ihres ungeduldigen Vaters, des Schaarwächters, und zagte für ihren Liebſten, den Meiſter Wolfram, wenn ihn der Vater gewahr würde. Endlich endigte dieſer alle Zweifel und Berathungen damit, daß er alſo zu Marthe ſprach: „Liebſte! einmal muß es doch in's Reine kommen mit uns Beiden; denn, daß ich dich liebe, weißt Du, und daraus folgt, daß ich dich zu meiner Hausfrau machen will. Wollte ich auch die Geneſung der Frau Herzogin abwarten, um dich ihr vorzuſtellen und ihrer fürſtlichen Gnade zu empfehlen, ſo beſchleunigt doch die heutige unerwartete Dazwiſchenkunft deines Vaters mein Geſtändniß; ſey's, wie es ſey, ich eile mit dir in den Hausgang hinab; wird der Vater meiner gewahr, — auch gut! ſo muß das Geſtändniß heute noch heraus. Wo nicht, dann um ſo beſſer."

Haberlein hatte indessen wiederholt seiner Tochter gerufen, und die Zagende trat nun ohne Licht, mit dem Schlüssel in der Hand und von Wolfram gefolgt, die Treppe hinab und zum Hausthore.

„Ihr Schlingel!“ riefen eben die drei Gesellen, „wir wollen euch lehren, euch bei unsern Liebsten einzufinden.“

„Ihr Schlingel!“ schalt der Schaarwächter, „ich will euch lehren meiner Tochter nachzustellen, und ihr, meine ungetreuen, betrunkenen Knechte, werdet auch euren Lohn noch zu rechter Zeit finden! Für heute sorgt nur, diese drei Liebesdiebe und Ehrenräuber in meinem Haus in Gewahrsam zu bringen, da euch der Trunk unfähig gemacht hat, sie bis zum Stockhaus zu geleiten.“ Er hatte sich indessen mit seiner Laterne bis an das Hausthor gedrängt, und an seinen Rücken lehnten sich seine Knechte, welche sich mühsam gegen die Angriffe der drei verliebten und betrunkenen Gesellen vertheidigten. Marthe hatte indessen das Hausthor unvermuthet von innen aufgeschlossen, so daß der Andrang der Handgemeingewordenen den an das Thor gelehnten Schaarwächter mit der Laterne im Hausgang zu Boden warf und das Licht verlöschte. Wolfram ersah den günstigen Wendepunkt der Verwirrung, gewann durch einen raschen Sprung das Freie, und Haberlein bemühte

ſich nun indeſſen, nachdem er ſich mühſam vom Boden aufgerafft hatte, mit Hülfe ſeiner Tochter die Trunkenbolde völlig in's Haus zu ziehen, worauf er die Hausthüre ſorgfältig verſchloß.

„Gnädigſter Herzog!“ ſprach Wolfram am andern Morgen, — „nun meine ich, daß alle Noth ein Ende hat, und daß unſere huldreichſte Gebieterin, die Frau Herzogin, den Wunſch und das Begehren ihrer kranken Seele bald finden dürfte.“

„Wie ſo?“ fragte der Herzog. — „Du machſt uns faſt neugierig und lüſtern, in die Geheimniſſe deiner Kunſt zu blicken! Auf welchem Wege ſiehſt du eine Möglichkeit zur Linderung ihres Grames? Wenn du dieß vermagſt, oder uns Einen nennſt, der es zu Stande brächte, ſo ſey gewiß, daß unſer fürſtliches Herz wie unſere Schatzkammer zu Gut und Geld und Ehren offen ſtehen ſollen.“

„Gnädigſter Herr!“ verſetzte Meiſter Wolfram; „da der Grund des Leidens unſerer Gebieterin in der Sehnſucht des Gemüths, in dem Schmerz des Heimweh's nach dem Norden liegt, und ſie in allerlei fe[illegible]n, fieberhaften Reden von braunen, ſchäumenden Getränken und von der Stadt Eimböck ſpricht, wo ſie derlei von zarter Kindheit an genoſſen, da es

endlich eine in unserer Kunst begründete Wahrheit ist, daß dem Kranken der Genuß nicht schadet, nach dem er unüberwindliches Verlangen und Begehren zeigt, so dünkt es mir nicht unmöglich, ihr Leiden zu hemmen. Es ist ein Mann von Eimböck hier, der also wahrscheinlich auch von jenem braunen Tranke, den die Frau Herzogin Bier nannte, etwas wissen muß, bei welchem daher auch leicht Rath zu erholen, durch welchen jener Trank sogar aus Eimböck zu erhalten wäre."

„Ein guter Geist spricht aus dir, Wolfram!" rief der Herzog entzückt aus; — „bringe uns den Mann her, — wie nennt er sich, — wer ist er seines Standes und Gewerbes? Wenn er jenen Wunsch unserer Herzogin zu erfüllen im Stande ist, soll er fordern, was wir nur immer zu gewähren vermögen." —

„Der Mann nennt sich Gambrinus," versetzte Meister Wolfram, der Arzt, „und ich habe ihn bereits heute Morgen aus seiner Herberge abgeholt und in das Vorgemach geführt, um Euch, edler Herzog, vorher von der Sache zu unterrichten und Eure Befehle in dieser Sache einzuholen. Er harret vor der Thüre dieses Gemachs." Der Herzog öffnete in brennender Ungeduld die Thüre, und Meister Wolfram winkte dem im Vorgemach stehenden Herrn

Gambrinus, in das Gemach des Herzogs einzutreten.

„Ihr seyd aus Eimböck?“ fragte der Herzog haſtig den Fremden.

„Daher komme ich;“ war des Letzteren Antwort.

„Habt Ihr jemals den braunen Trank des Bieres daſelbſt bereiten geſehen?“ fragte der Herzog weiter.

Gambrinus ſprach: „Mehr als einmal, mein huldreichſter Fürſt; ſo oft habe ich dieſer Bereitung ſelbſt thätig beigewohnt, daß ich ſie in jedem Augenblick zu machen verſtände.“

„Was verlangt Ihr zum Preis?“ ſprach der Herzog in froher Hoffnung, „wenn wir es Euch zur Aufgabe ſetzen wollten, dieſen Ausſpruch zu verwirklichen?“

„Erlaubt mir,“ erwiederte Gambrinus, „dieß gegen Euch allein auszuſprechen.“

Auf einen Wink des Herzogs entfernte ſich Meiſter Wolfram und ließ den Herzog und Herrn Gambrinus allein.

„Jetzt fordert, werther Fremdling!“ begann der Herzog, „fordert, was Ihr wollt, und ſchicket Euch dann alſogleich zum Werke an; denn unſere herzogliche Gemahlin ſchmachtet in jenem Zimmer in ſchwerem Herzeleid und tiefer Sehnſucht nach einem heimiſchen Getränk aus Eimböck. Glaubt Ihr, daß

Ihr das vaterländische Bier zur Genesung verhelfen möge?"

„Es wird helfen," versetzte Gambrinus langsam und feierlich, indem er gerührt zum Himmel emporblickte; „unterrichtet gefälligst Eure Gemahlin von meinem Namen und meiner Ankunft, vielleicht gewährt es Ihr süße Erinnerung."

Erstaunt blickte der Herzog den Fremden an und schritt dann langsam in das Gemach seiner kranken Gemahlin; indessen zog Gambrinus, der sich eine kleine Weile allein befand, die Mütze vom Haupte, betete und sprach mit gefalteten Händen: „Eine süße Frucht soll ich auf meinen Wanderungen pflücken! Ob sie mich wieder erkennen wird!? Aber auch diese Freude wird vergehen, wie der leichte Schaum, der auf dem Biere schwebt; ich werde das Gute begründet haben und weiter ziehen müssen und keine bleibende Stätte haben, wenn sich nicht ein gütiger Geist meiner erbarmt, mir ein zweites Heidelberger Faß zimmert und mich darinnen endlich ruhen und rasten läßt und ohne Ende trinken und selig seyn."

Inzwischen war der Herzog mit veränderten höflichen Mienen und Geberden hastig aus dem Gemache seiner Gemahlin getreten und sprach: „Ew. Majestät! wie sehr thut es mir leid, Ew. Majestät nicht alsogleich erkannt zu haben. Meine

BIBL. UNIVERS. LIPS.

herzogliche Gemahlin hat Ew. Majeſtät noch in ihrer Vaterſtadt Eimböck kennen gelernt, und erinnert ſich noch der ſchönen Tage, als Ew. Majeſtät dort die ſüße Labe des Gerſtentrankes einführten. — Sie läßt Ew. Majeſtät bitten, ſich in ihr Gemach zu verfügen; die Freude verklärte ihr Antlitz, als ich den Namen Gambrinus nannte. Nun denn! kommt mit mir, Majeſtät! und laßt uns dann der frohen Zukunft gedenken, und wenn es Ew. Majeſtät beliebt, ſo möchte ich gar zu gerne Ew. Maj. ſeltene Geſchichte aus Eurem eigenen Munde vernehmen."

„Ew. Liebden beſchämen mich durch Artigkeiten," verſetzte König Gambrinus, „und ſollen, wenn es beliebt, meine nicht alltägliche Geſchichte am Krankenbette der Frau Herzogin vernehmen. Nur muß ich Ew. Liebden im Voraus bitten, mir alsdann ſobald wie möglich eine einſame geräumige Halle einzuräumen, damit ich allbort ungeſtört und im Geheimen den Trank brauen könne, durch welchen, wie ich hoffe, Ew. Liebden verehrte Gemahlin in Kürze geneſen ſoll. Auch nehme ich Ew. Liebden hinſichtlich des gegebenen Verſprechens beim Wort, mir eine Bitte zu gewähren, wenn mein Werk gelingt."

„Nennen Ew. Maj. den Wunſch;" verſetzte der Herzog.

„Er iſt von der Art," erwiederte Gambrinus,

daß meine Erfindung nicht untergehen möge im Strom der Zeiten, daß sie ewig und unveränderlich im Bayerlande erhalten werde, und manchem Siechen und Betrübten auch in aller Zukunft zu Genesung und Trost verhelfen möge."

„Mein fürstliches Ehrenwort darauf," erwiederte der Herzog, „daß der Wunsch Ew. Majestät gewiß erfüllt wird. Jetzt aber beliebe Ew. Majestät mir zum Krankenbette meiner geliebten Gemahlin zu folgen, damit ich daselbst Ew. Majestät wunderbarliche Geschichte aus höchsteigenem Munde aufmerksam vernehmen möge."

Nach diesen Worten reichte der Herzog dem König Gambrinus höflich die Hand und geleitete ihn in das Zimmer, worin sich die kranke Herzogin befand.

An demselben Morgen erwachten die drei Gesellen in dem Hause des Schaarwächters und sahen einander befremdet an.

„Wo sind wir hingerathen?" fragte Barnabas staunend.

„In eine Mördergrube zum wenigsten!" seufzte Görg; „und was das Seltsamste ist," fügte Thaddäus jammernd hinzu, „daß ich mein ganzes Liebesabenteuer jämmerlich verschlafen habe."

„Ich für meine Perſon trage ein paar tüchtige Vergißmeinnicht auf dem Rücken, als Merkzeichen und Andenken, wohl aber nicht von den zarteſten Händen,“ ſo ſprach Barnabas und rieb ſich die Schultern.

„Das kommt daher,“ verſetzte Gürg, „weil ihr alleſammt euch der verruchten Trunkenheit ergeben habt, welche das ſchändlichſte Laſter iſt, das ich je verabſcheuen gelernt habe.“

„Das will ich hoffen,“ meinte Barnabas, „den Beweis gabſt du heute Nacht. Erzähle uns gefälligſt, wenn du nüchtern warſt, wie wir alleſammt in dieſe abſcheuliche Mördergrube geriethen, oder welches Liebeszeichen du von deinem Schätzel davon trägſt?“

„Das kann ich euch nicht ſo leicht ſagen,“ erwiederte der Angeredete; „mir aber ſcheint es nur, als ob ich in einem tiefen Schlaf gelegen wäre; auch erinnere ich mich, viel ſeltſam verworrenes Zeug geträumt zu haben — von grünen Sträußern und dunklen Schoppengläſern, von goldenen Hähnen und wunderbar geſtalteten Stückfäſſern, endlich von einer dunklen geheimnißvollen Halle voll zierlicher Bänke und Zechtiſche, von langen Reihen zierlich geputzter Wallfahrer, welche zur Halle pilgerten, ſchwer wandelnd und taumelnd, und umgeſtürzte Deckelkrüge auf langen Stangen tragend, und was dergleichen tolles und verworrenes Zeug noch mehr ſich rankend

und durcheinanderlaufend in meinem Hirn gestaltete.“ Während seiner Rede war der Schaarwächter Haberlein mit finsteren Blicken und einem mächtigen Schlüsselbund an der Seite in das Zimmer getreten und sprach barsch zu den drei Gesellen: „Nun gesteht mir, ihr drei unverschämten Trunkenbolde, welcher von euch es gewesen ist, der unanständige, unredliche Absichten auf meine Tochter Marthe heute Nacht hatte?“

„Soll mich doch gleich der Gugut holen!“ versetzte Barnabas unwillig, „wenn ich Eure Tochter in meinem Leben gesehen habe.“

„Mag eine schöne Frucht seyn,“ fügte Gürg hinzu, „wenn sie diesem dürren Baum, der sich für ihren Vater ausgibt, nur entfernt ähnlich sieht.“

„Wir haben allesammt lieblichere Schätzel,“ sprach Thaddäus, indem er sich die schlaftrunkenen Augen rieb; „Andres konnte uns auch nicht im Schlafe einfallen. Erklärt uns nur vor Allem, wer Ihr denn seyd, was Ihr für ein Recht habt, uns zur Rede zu stellen, und wie wir eigentlich in dieses Haus gerathen sind, in welchem Ihr den Herrn und Meister zu spielen scheint.“

„Ich will euch lehren, naseweise Bursche!“ erwiederte Haberlein, „mit gemeiner Stadt München Schaarwächter Spaß treiben zu wollen. He, Marthe! herein von draußen, herein du ungetreues Kind, und

geſtehe mir nun augenblicklich, mit welchem von dieſen drei betrunkenen Geſellen du denn eigentlich einen Liebeshandel vorhatteſt.“

Marthe trat nun ein, unbefangen lächelnd, während ihr Vater, der Schaarwächter, ſie mit lauernden Blicken betrachtete. Die drei Geſellen aber ſtanden ganz verblüfft da, wie mit kaltem Waſſer übergoſſen.

„Seyd ihr ertappt und überwieſen?“ fragte der Schaarwächter hohnlächelnd und triumphirend; „iſt dieſe das Liebchen, dem Einer von euch Dreien heute Nacht heimlich nachſtellte, während ihm die Andern zu Schutz und Trutz nahe waren?“

„Sie iſt es, ſie iſt's!“ riefen die drei Geſellen einmüthig und wollten ihr in plumper Liebesglut näher treten.

„Habt ihr ſie erkannt?“ ſprach der Schaarwächter. „Gut, vortrefflich, über alle Maßen ausgezeichnet! Komm nur, du falſche Dirne; für euch aber, ihr lockeren Zeiſige, wird der Thurm oder das Stockhäuslein auch noch ein Plätzchen übrig haben. Meine beiden Knechte, Iſaias und Einbein, ſollen alſobald bei euch ſeyn und euch ein ſicheres Geleit aus dieſem meinem Hauſe bis zum Thurm oder Stockhäuslein verſchaffen.“ Mit dieſen Worten verließ er mit ſeiner Tochter die Kammer, und die drei Geſellen waren nunmehr allein.

„Nun weiß ich doch," sprach Barnabas, „wer meine Herzliebste eigentlich ist, und kann mich sogar rühmen, in ihrem Hause geschlafen zu haben."

„Du lügst!" fiel ihm Gürg in die Rede; „das ist mein Schätzel, und mit ihr hatte ich das Stelldichein verabredet."

„Es scheint mir," rief Thaddäus, als ob ihr Beide euren Rausch noch nicht verschlafen hättet; das ist ja die Dirne, bei welcher ich gestern Nacht ein Stündchen zubringen wollte und es mit eurem Beistand auch zugebracht hätte, wenn mich nicht das verdammte Getränk des Fremden aller Sinne beraubt hätte."

„Der Fremde ist an allem unserm Unglück schuld," schrien die andern Beiden einmüthig.

„Ihr Beiden seyd schuld," entgegnete ihnen Thaddäus; „denn ihr wolltet mich um mein Liebchen betrügen."

„Du bist ein ungetreuer Kamerad!" fuhr Gürg auf, „sie ist mein!"

„Was Henker!" fiel ihm Barnabas in's Wort, „was geht dich mein Schätzel an?"

„Ich will euch beweisen," rief Thaddäus ergrimmt und streifte die Hemdärmel hinauf; die Andern thaten desgleichen und schickten sich förmlich zu einem thätlichen Freundschaftsbruch an, als die beiden Knechte

des Schaarwächters, Isaias und Einbein, mit den Hellebarden eintraten, die Gesellen anfaßten und zum Hause hinausführten. Vor dem Hause blickten alle Drei noch einmal zu dem bewußten, unheilbringenden Fenster empor, wo sich Marthe zeigte. „Ach erbarme dich unser, Jungfräulein!“ jammerten die Gesellen; „denn um deinetwillen führt man uns jetzt wenigstens zum Tode.“ —

In dem Gemache der Herzogin saßen ihr Gemahl und König Gambrinus am Bette der Kranken, welche bereits mit getrösteten Blicken auf Gambrinus hinsah, den der Herzog also anredete: „Wenn es Ew. Maj. jetzt gefällig wäre, uns Eure wundersame Geschichte zu erzählen, so würden Ew. Maj. meine Neugier ebenso zufrieden stellen, als meine Dankbarkeit fesseln.“

„Ich hoffe auf das Zweite,“ versetzte Gambrinus, „ebenso wie ich am Ersten zweifle.“ Hierauf begann er und erzählte dem aufhorchenden Herzogspaare wie folgt:

„Es sind in Flandern beisammengesessen die edlen Herren, dick und dünn, jung und alt, roth und bleich, wie sie sich immer vereinigt und zusammengefunden hatten unter dem milden Scepter des Königs Gambrinus. Sie waren allesammt Räthe und hatten ihre Köpfe dick und voll von klugen Dingen und von Liebe

zum Staate und zum König Gambrinus. Sie saßen beisammen und beriethen sich einen langen Tag und eine lange Nacht, was für ein neues Gesetz man denn eigentlich berathen solle. — Als sie aber beisammen saßen, trat der König Gambrinus mitten unter sie; er war in sein weites Untergewand von rothem Sammt gekleidet, welches vermittelst eines goldenen Gürtels unter dem breiten Wanste in zierlichen Falten bis zu den Ferſen hinabwallte; einen dunkeln Königsmantel trug er nachläſſig um die Schultern. Die Krone saß auf dem ehrwürdigen Haupte des Greises, und unter den Edelsteinen derselben blitzten die feurigen Herrscheraugen. „„O ihr getreuen Räthe!““ rief er aus, „„die ihr allhier versammelt seyd, um des Landes Glück zu berathen, höret mich. Habe ich jemals unterlassen, zu sinnen und zu denken, bei Tag und in Nächten, bei Speise und bei Trank, was meines Landes Nutz und Frommen vermehren möge und verfestigen?““

„Darauf erwiederten die Räthe:

„„Großer König von Flandern! Du hast zu keiner Stunde unterlassen, zu sinnen und zu denken für Deines Volkes Nutz und Frommen. Du hast dieß nicht unterlassen bei Tag und bei Nacht, bei Speise und bei Trank, weder im Wachen noch im Schlaf; denn es ist männiglich bekannt, daß Du nur träumtest für des Volkes Heil und Wohlfahrt.““

„Der König sprach:“

„„Es freut mich, daß ihr pflichtschuldigst anerkennet, was ich begonnen und vollbracht habe, und es erquickt mich, wenn ihr euch meines Witzes und meiner Werke erinnern möget.““

„„Großer König!““ versetzten die Räthe, „„Du wirst zu allen Zeiten nicht vergessen werden; denn so lange es durstige Seelen geben wird auf Erden und im Fegefeuer, so lange wird man von Dir in Ehren reden, König Gambrinus! der Du zuerst erfandest die Kunst, aus Gerstenkorn den lieblichen braunen Trank zu brauen, der Du zuerst die tyrannische Zwingherrschaft der Rebe gebrochen hast, welche seit Noah das Menschengeschlecht in zuchtlose Fesseln schlug. Den Weinstock hat der böse Feind befeuchtet und mit einem dreifachen Fluch besprochen, mit dem der Ueppigkeit, und mit dem der Raserei und mit dem der Unfläthigkeit. Weil aber an dem bösen Feind Hopfen und Malz seit Anbeginn verloren ist, so hat er vergessen, Hopfen und Malz zu verfluchen. Und so geschah es (wie Du uns kund gethan), daß Dir im lieblichen Traume der Durst vor die Augen deiner Seele trat und Dir die Hand auf's Haupt legte, und mit halbvertrockneter, wehmüthig-heiserer Stimme sprach: „„Steh' auf, Gambrine! Du aller Durstigen Hoffnung und Patron! Läutre durch Flammen und

Gluth das Saatkorn und das inbrünstige heiße Verlangen, und locke hervor die ewige Zeugungskraft, die aus der Erde wächst; zwinge und beschwöre den Geist, und wann die Gluth die Fluth durchdringt, würze den süßen Reiz des Begehrens durch die bittre Frucht der Erkenntniß, welche man Hopfen heißt. Also thue nach meinem Geheiß!"" Damit ist der Durst verschwunden, und Du, o König! standest auf und empfandest ein unendliches Verlangen nach Flüssigkeit. Darauf hast Du gethan nach seinem Geheiß und bist hinausgegangen auf das gelbliche Gerstenfeld, wo Du neunmal neun Aehren vom Gerstenkorn zu einer Garbe bandest. Darauf bist Du (wie Du uns verkündest) in eine stille Kammer Deines Pallastes getreten, und hast den Geist des Keimes, der in den neunmal neun Aehren gefesselt lag, in den Bauch des Ofens gebannt und durch die Gewalt der Flamme befreit, um ihn auf's neue zu fesseln mit den Ketten der heißen Fluth; umgürtet mit der Macht des geheimen Zaubers und gekränzt mit dem Laub der bittern Frucht der Erkenntniß, welche man Hopfen heißt, hast du das Begehren der Gluth durch die Fluth gestillt und gesättigt; denn die Gluth verwandelte sich in braune Fluth, und die Fluth ward zur versengenden Gluth. Aus dem Schaume aber stieg, wie einst die Liebesgöttin, ein wunderbarer

Geiſt empor, anzuſehen wie ein holder Jüngling mit glühenden Wangen und feurigen Blicken, und der reichte Dir den erſten Becher der Weihe.““

„„Ihr ſeyd liebe und getreue Räthe,““ verſetzte der König Gambrinus hierauf, nachdem er in ſeinem goldenen Thronſtuhl ſitzend die Erzählung der Räthe in behaglicher Erinnerung angehört hatte. — „„Es erquickt mich in meinen Tagen, ſo oft ich die Erinnerung an den geheimnißvollen Urſprung meiner Erfindung wieder vernehme; denn ich habe eine neue Gewalt begründet, da ich die alte zerbrach und zerſplitterte, und ich habe auch ein Werk der Barmherzigkeit gethan, indem geſchrieben ſteht: Tränket die Durſtigen! Das erfreut ein graues Haupt. Nun aber hat in ſieben Nächten mein Herz einen neuen Beſchluß erſonnen, der zu meines Landes Frommen und Gedeihen jetzo kund gegeben werden ſoll. Es leben im hohen Norden viele nachbarliche Könige, welche über die Waſſer des Meeres und der Ströme gebieten und meine neue Herrſchaft zu beeinträchtigen drohen. Das ſoll aber nicht geſchehen, ſo lange ich dieſen Hopfenſcepter trage, und ſo lange goldene Gerſtenkörner ſtatt der Edelſteine in meiner Krone flimmern, ſo lang ein Tropfen der Hefe in meinem Lieblingspokale ſchwimmt, ſo lang ich meine treue Königin und Gemahlin, Frau Mumme, umarme,

und so lange mein geliebter Sohn, Junker Houblon, der schlanke Ritter, einen bittern Schwertstreich zu führen vermag. Deßhalb hab' ich ausgemacht und es beschlossen, daß, so weit mein Scepter reicht, kein anderes Naß soll in Pokalen schäumen, als edler Gerstensaft, nicht klares Wasser, das in farbloser Unbeständigkeit zu Noth und Tod führt, noch der goldne Wein, der Thränen keimen macht aus den Augen und Kupfer auf der Nase, noch der Heiden üppig und ekeles Getränk, der Meth, welchen ich die langweiligste Flüssigkeit benennen möchte. Damit aber dieß unser Gebot befolgt werde, soll Keiner auf Wanderschaft fahren aus den Marken unseres Reiches; denn es wäre sonst die Möglichkeit gegeben, daß er dann wieder fremdartigen Durst in's Land hereinschmuggele, und zugleich auch fremdes Getränk. Das soll aber nicht seyn, denn wenn wir patriotisch durstig sind, so müssen wir auch patriotisch trinken. Wer aber dieß Gebot übertritt, und entweder außer Landes fährt oder an anderm Trank sich erlabt, als am Gerstensaft, oder den Letzteren aus dem Lande bringt und andern Völkern entdeckt, dem künd' ich meinen königlichen Zorn, der soll verbannt seyn aus meinem Herzen und aus meinem Reich, und soll vorerst gezwungen werden an unserer königlichen Tafel zu sitzen und die köstlichsten Speisen, gewürzt mit

lockendem Salz und Pfeffer, selbst wider Willen zu genießen, ohne daß ein Tropfen die dürstende Zunge labe, die am trocknen Gaumen klebt.““ —

„„Großer König!““ versetzten die Räthe nach Anhörung dieser Verkündigung, — „„wir erkennen deine milde Vorsorge für des Landes Frommen; Recht muß seyn in einem Lande. Dein Wille ist unerforschlich; doch wenn wir auch zum Forschen fähig wären, so ist dieß zum Gehorchen doch nicht nöthig. Denn der Gehorsam muß blind seyn, wenn die Weisheit taub ist; und eher als ein Herz am Wein sich taumelnd freut, soll das ganze Land verdursten. Auf Pfeffer und Salz könnte daher (wie unsere Meinung ist) im Vorhinein zum Bedarf der Executionen eine neue Steuer gelegt werden, für welche wir jedoch nicht den Namen Kopfsteuer vorschlagen, da sich der innere Grund und Rechtstitel ein wenig tiefer, in die Kehle erstreckt.““ —

„„So soll es seyn!““ rief der König und erhob sich von seinem goldenen Stuhl, als eben seine Gattin, Frau Mumme, in den Saal trat, gefolgt von ihren treuen Cavalieren, dem Marburger Junker, dem Colberger Black und dem Halberstädter Breyhahn; alle diese waren in hellbraunes Gewand gekleidet, mit weißverbrämten Mäntelchen und trugen lustige aufgestülpte Mützen auf den Häuptern.“

„„Willkommen geliebte Königin und Gemahlin!““ rief ihr Gambrinus entgegen, „„wie reich erquickt es mein fürstliches Herz, nach den Mühen der Regierung dich zu erblicken und nahe zu hegen an meinem Herzen. Gute, was bringst du mir Schönes in diese ehrwürdige Versammlung nebst deiner eigenen Schönheit?““

„„Ich hoffe mein Liebstes bei dir zu finden,““ erwiederte Frau Mumme, „„aber wohin ich schaue, entdeckt es mein Auge nicht. Meinen geliebten Sohn suche ich, den Junker Houblon, nach welchem mein Herz sich sehnt in mütterlicher Liebe.““ —

„„Wie? bringst du mir unsern Houblon nicht?““ versetzte der König in banger Ahnung; und seine Frage beantwortete der Gattin stummängstliches Schweigen.“

„„Mächtiges Herrscherpaar!““ nahm der Cavalier Breyhahn von Halberstadt das Wort: „„Ich sah den Junker an diesem Morgen gegen den Markstein zuwandeln, der unser Land scheidet. Dort war's, daß er in Wehmuth und mit trüben Blicken schritt, und bald trostlos zu den Wolken emporschaute, bald auf die fernen blauen Berge jenseits unserer Grenzmarken. Mir ging in unendlichem Mitleid das Herz über, gleichwie ein übergefüllter Pokal, und ich sprach ihn an: „„Edler Junker Houblon! steht einem treuen

Diener die Frage frei?"" — „„Gewiß!"" war des Junkers wehmüthige und bedeutungsvolle Antwort, und ich fuhr in meiner Frage also fort: „„Lieblicher Junker Houblon, was für ein geheimer Kummer, welches unnennbare Herzeleid bewegt Euch die Bruſt? O ſchüttet es aus in meine treue Bruſt, und ich will es treu darin bewahren."" — Der Junker aber ſeufzte und ſprach: „„Es wird dir bekannt ſeyn, gutmüthiger Halberſtädter, deſſen Herz weich iſt wie Brei, daß mich die Natur zum ſchlankſten von allen Junkern geſchaffen hat, die je eine Sehnſucht im Herzen trugen. Ja! es iſt mir, als wollte mein ganzes Weſen immer nach oben zu den Sternen emporwachſen, und ſich auflöſen in rankende Liebesluſt. Dabei aber wird mir das Herz zu ſchmal für die Fülle meiner Sehnſucht, und ich möchte mich faſt der Verzweiflung hingeben, da ich etwas ſuche außer mir, das mich mächtig anzieht mit unſichtbaren Banden. Und wenn ich dann die traurige, troſtloſe Wirklichkeit anblicke, in deren unwirthlichem Boden mein Streben feſtwurzelt, überfällt und durchſtrömt mich eine namenloſe, troſtloſe Bitterkeit; denn herb iſt das Leben und jede Freude iſt mir vergällt. Du aber fliehe von mir, weit, weit hinweg! Mich widert deine breiherzige Schwäche an; entfliehe, oder ich will dich umfaſſen mit meinem Haß, und tödten mit meiner

Sehnsucht.““ Wirklich streckte er auch bereits seine Arme nach mir aus, um mich zu umfangen; ich aber entfloh.““

„„Du entflohst?““ rief Frau Rumme, „„und überließest den Königssohn seinem Schmerz und seinem Haß? Feigherziger Breyhahn, warum hast du dieß gethan?“

„„Königliche,““ erwiederte der demüthige Cavalier, „„Königliche Majestät wird doch nicht verlangen, daß mich der Haß umfangen, und die Liebe tödten soll. — Königliche Majestät nehme huldreich meine treuen Thränen zum Pfande, daß niemand sehnlicher wünsche für Flandern zu sterben, als ich, der getreueste Cavalier, vorausgesetzt nämlich, daß es sich bei geraden Gliedern und gesundem Leibe thun läßt.““

„„Aus meinen Augen, Feigling!““ rief Gambrinus entrüstet. „„Ich will diesen Ungetreuen nie mehr sehen. Fliehe aus meinen Landen, vor meinem Zorne! Ergreift ihn, ihr meine handfesten Trabanten und Knechte, du stämmiger Krabblandie Wand, du herzloser Sahldernkerl, Rummeldeus und Alterclauft sollen euch begleiten. Schafft ihn an die Marken, und vergönnt ihm kein Tröpflein Trank, dem ungetreuen Vasallen, bis er unser Land im Rücken hat. Du aber, meine geliebte Königin, Frau Rumme, komm' und leih' mir deinen Busen, um meine Klagen

und Thränen darein niederzulegen und zu sammeln wie einen kostbaren Schatz, bis ein gütiges Schicksal uns den Sohn wieder zuführt, den wir verloren haben. Und dann wollen wir ihm entgegeneilen und ihn damit krönen und zu Ehren weihen, und es soll dann hinfür des Jubelns kein Ende mehr seyn. Bis zu dieser Zeit laß uns jammern und wehklagen und laß uns unsere Thränen mischen in den braunen Trank. O! daß der Grund des Oceans davon voll wäre und jeder Tropfen eine Hoffnung, so wollte die älterliche Sorge mit gierigen Zügen daran trinken, bis der Durst in Freudenthränen ersäuft wäre und alles feste Land der traurigen Wirklichkeit im frohen Wirbel untersänke. Jetzt aber laß uns zum Gelage, und von dort in unsere stille Kammer, wo die Lethe in der Gestalt des Bieres in goldenen Kannen harrt. O mein geliebter Houblon, mein einziger Sohn! Wir wollen auf deine Wiederkehr den Sorgenbecher leeren. Komm, meine Königin!"" Mit diesen Worten verließ der König Gambrinus mit seiner Gemahlin die Versammlung.

Junker Houblon war indessen aus den Marken seines väterlichen Reiches gewandert, mit trüben Gedanken und bitterm Schmerz im Herzen, und war in ein wunderbares Land gerathen, wo ein großer Strom

mit blauen Wogen sich durch freundliche, fruchtbare Rebenhügel wand, daß sich das Silber der Gewässer mit dem goldigen Abglanz der Reben zu vermählen schien, und wieder des Himmels azurne Decke im tiefen Spiegel seines Bettes aufnahm."

Der Junker Houblon aber rief, als er das seltene Land gesehen:

„Wer bürgt mir dafür, daß dieser Rebenhügel Trauben nicht statt des süßen Saftes herbes Gift umschließen, so tödtlich, daß der schmeichelnde Genuß sich in des Leibes geheime Brunnen drängt, die lechzend nach der milden Gabe dürsten, und dann, wenn er den Weg gefunden hat, in arger Bösartigkeit sich in den Tod verwandelt, der des Leibes Mark vertrocknet, an seine wundersame Brünnlein und Quellen sich wie ein Vampyr legt, oder wie ein geheimer Späher, der das Vertrauen mordet, des Menschen verborgenen Bau erforscht, damit er, wenn er als flüchtiger Geist der Trunkenheit wieder daraus entflieht, seinen verpesteten Heerbann, die Wollüste, aufruft, und ihnen die Heimlichkeit verräth, die er geschaut?! Wer verbürgt mir, daß auf jener Decke des Himmels das unschuldige Blau nicht zum Teppich der Lüge ausgespannt ist; damit die Sonne, die in Mittagsgluth die Saat entzündet und verbrennt, im Schein der schuldlosen Milde, der königlichen Gnade, der väterlichen

Liebe, ihren Haß gegen die Erde in tauſend ſtrahlenden Pfeilen herniederſenken kann?! Wer will mir beweiſen, daß die Fluth dieſes mächtigen Stromes nur aus Liebe des Himmels dunkle Wölbung ſpiegelt? Aus Haß geſchieht's, damit der Menſch, der zu dem Himmel unnennbare Sehnſucht trägt, und den ſo entfernten nicht faſſen kann, ſtatt einer Wahrheit nur die Lüge nahe hat und verblendet in den erbarmungsloſen, heuchleriſchen Schooß des Todes mit brünſtigem Vertrauen ſtürzt, während er an die Bruſt des Lebens, der Liebe, des Himmels zu ſinken wähnt! — Das iſt die herbe Lehre der Erfahrung, — das iſt der Grund, warum ich mich zum Haſſe gewendet habe, während tauſend Thoren der falſchen Liebe Opfer bringen. Der Haß täuſcht nicht, er mordet nur. Die Liebe täuſcht und mordet. Sie reicht den Honig, um die Galle an Mann zu bringen. Warum erwählt denn der Menſch nicht freiwillig den bittern Trank, da ihn die ſüße Trunkenheit doch nur zum bittern Ekel führt?! Bitter iſt ja die Erfahrung, Alles auf Erden iſt bitter. Wir ſehnen uns zum Höchſten, und der Baum der Erkenntniß, an den ich mein ganzes Weſen ranken möchte, zeigt mir die bittere Frucht. Darum will ich auch den Baum der Erkenntniß verſchmähen, da mir die Schale ſchon eine bittere Lehre gegeben, und trage ich auch noch immer eine unbeſtimmte Sehnſucht im

Herzen, die nicht vom Himmel seyn kann, so will ich sie stillen, aber nicht fürder an der verschmähten Frucht. Es ist ein glühender Durst in mir; denn es webt und braust in meiner Seele, als ob sie überströmen wollte in ein riesenhaftes Meer, in welchem meine eigene Wesenheit untergeht.““

In diesen trüben Betrachtungen versunken, starrte der Junker Houblon tief in die blaue Fluth hinab, als mitten auf den Wellen urplötzlich ein grüner Kranz zum Vorschein kam, der auf den Fluthen schaukelte. Houblon sah unverwandt auf das seltsame Schauspiel, als es ihm mit Eins vorkam, als ob sich der grüne Kranz bewegte und aus den Wogen emporwüchse und sich als Blätterkrone eines zarten Baumes gestaltete, welcher langsam aus dem Wasser emporstieg. Immer sonderbarer wurde dem Junker zu Muth, immer höher aber wuchs der Baum und streckte die breiter ausgreifenden Aeste wie die Arme der Sehnsucht dem am Ufer Stehenden entgegen.

„„Was hoffst du mich zu täuschen, Gaukelbild!““ rief Houblon mit bitterm Haß und hohnlächelndem Munde. — „„Du streckst mir deine Arme entgegen, du falscher Baum der Erkenntniß mit den bittern Früchten, von denen ich schon die Schale ekelnd wegwarf, fürchtend, daß der Kern noch widerwärtiger

ſey! Du ſtreckſt mir deine Arme entgegen, wie weiland mein Vater, den ich haßte, und meine Mutter, die ich niemals liebte. Was ſind es auch für eitle Bande, die an älterliche Thorheiten die thörichte Liebe der Kinder feſſeln ſollten? Ich aber will feſſellos ſeyn und frei, wie die Welle, die dahin brauſt und ihr Leben im Ocean verſtrömt, daß man nicht anzugeben weiß, wie ſie ſich auflöste. Darnach allein trage ich ein glühendes Verlangen, und wenn die Wonne nichts iſt, als Streben nach Vernichtung, weil Alles vernichtet wird, ſo trage ich unnennbare Wolluſt feſt im Herzen, und will den Genuß umarmen, indem ich den Tod umfange. Ihr kalten, liebeloſen Wellen nehmt mich auf!""

Nach dieſen Worten ſprang er in die brauſende Fluth, und in ſelbem Augenblicke klang es wie von wunderbaren Tönen und Liedern, die, von ſchmeichelnden Lüften weich und wollüſtig geſchaukelt, nun an ſein Ohr getragen wurden. Es klang in folgenden Weiſen:

„Mit den weichen, liebeswarmen
Weiberarmen
Laß dich faſſen, und mit Küſſen
Lieblich grüßen
Und den Haß dir mild verſüßen:
Weiberbuſen kann nicht haſſen.

Und nicht tödten, als mit Küssen.
Welle muß an Well' sich schließen,
Dich vom Busen nicht zu lassen.
Mild umfangen
Wird dich Lieb' und Lust,
Kosend hangen
Männerherz an Weibesbrust."

Während dieser Töne rankten sich die Aeste des Wellenbaumes wie weiche Liebesarme um den Lebenssatten, der in wilder Hast in die Fluthen sprang, und hielten ihn fest umschlungen. Dabei sank der blühende Wellenbaum mit den Aesten und mit der Krone und mit dem Junker Houblon immer tiefer in des Stromes Grund hinab, bis die Wogen über der Blätterkrone wieder sanft hinwegglitten und wieder den freundlich blauen Himmel spiegelten und das Gold der Trauben, die an den Rebenhügeln des Gestades herabschimmerten.

Dazu klang es aus den Wellen empor, wie von zarten weiblichen Stimmen:

„Unter der Fluthen
Lieblichem Spiegel,
In Liebesgluthen
Wird nicht verbluten
Brünstiges Sehnen.
Auf weichem Flügel
Tragen die Schönen.

Schaukelnd auf Tönen,
Hoffen und Thränen,
Heilen die Bruſt,
Und ſie verweben
Lieben und Leben,
Küſſen und Herzen,
Freuden und Schmerzen,
Bräutliche Luſt.
Lippen, die küßten,
Heilen die Schmerzen;
Brüſte zu Brüſten,
Herzen zu Herzen,
Roſen und Küſſen,
Fröhlich Genießen,
Lockt aus des Ueblichen
Trägem Genuß,
Wandelt zum Liebchen
Schwellenden Kuß!"

Der König Gambrinus und ſeine Gemahlin, Frau Mumme, ſaßen ſchwermüthig beim Trauermahle, das ſie angeſtellt hatten zur allgemeinen Klage um den verlornen Sohn, Junker Houblon. Hinter den Sitzen des königlichen Ehepaars ſtanden mit den vollen Pokalen die beiden zu Rittern und Bräumeiſtern geſchlagenen Edelherren, der Marburger Junker und Herr Black von Colberg; denn es war der trauervolle Tag zugleich gerade der freudenvolle

Jahrs- und Gedächtnißtag, daß König Gambrinus die Erscheinung im Traume gehabt und in deren Folge den edlen Trank erfunden hatte, den das Menschengeschlecht mit dankbarem Herzen Bier nennt.

Der König Gambrinus aber erhob sich von seinem goldenen Sitze, hielt den schäumenden Silberpokal hoch empor mit der Rechten und sprach an die versammelten Stände seines Reiches folgende Standrede:

„„Lieben Stände! Da ihr allesammt von Stande seyd, (woraus sich ergibt, daß ihr auch zuweilen anständig seyn könnt, wenn es nämlich mit der Nüchternheit keinen Anstand hat) ich spreche dieses Wort zu euch zum Gedächtniß eines Tages, den ich mit freudetrunkenem Herzen einen Freudentag nennen möchte, wenn ich nicht in diesem Augenblicke zugleich auch trunken wäre — vor Schmerz. Blickt auf diese meine stets wohlgenährten Wangen, denen man auch in diesem Augenblicke nicht nachsagen kann, daß sie abfallen, wie mein abgefallener Sohn, obgleich nur noch der väterliche Schmerz sie rund und aufrecht erhält. Glaubt auch nicht, daß das Feuer in meinen Augen vom übermäßigen Genusse des edlen Gerstentrankes erlischt; denn es ist nur das Herzeleid, welches die Augenlieder mir niederzieht. Der Glanz

meiner Stirne iſt heute nicht der Spiegel des edlen braunen Trankes, ſondern nur die Maske meines dunklen Jammers. O meine geliebten, anſtändigen Standesherren! das Glück iſt unbeſtändiger, als der ſüße Rauſch, welcher die höchſte Zierde des Menſchen iſt; denn er beweist das Uebergewicht des Willens über den Verſtand. Was iſt auch der Verſtand, geliebte Stände! anders, als ein unanſtändiger Hofmeiſter, ein Magiordomus, welcher den edlen, legitimen König des Lebens, den Leib, in welchem der Wille liegt, um ſeine angeborne Würde und Hoheit heimlich betrügen will, — ein ſchlauer Rechenmeiſter, welcher nicht zu überwältigen iſt, außer, wenn ihm der edle Gerſtentrank einen Strich durch die Rechnung macht, einen Strich, den man füglich auch einen Hieb nennen könnte. Um aber auf den Urſprung dieſer Betrachtung zurückzukommen, nämlich auf das Glück, welches unbeſtändiger iſt als der Rauſch, der beſtändiger iſt, als der Verſtand, ſo wollte ich euch nur in gedrängter Eile auf das Unglück hinweiſen, welches über mich und mein königliches Haus hereingebrochen iſt, und da ihr daſſelbe bereits in ſeinem ganzen Umfange kennet, ſo bin ich der Meinung, daß es ſich nicht der Mühe verlohne, es euch in einem noch gröſſerem Umfange auseinanderzuſetzen, als ihr es ohnehin ſchon kennet! Wie ich dieſen ſchäumenden

Pokal hebe, so drängt sich mir die Bemerkung auf, daß Alles Schaum ist auf Erden und daß nichts beständig als das Bier, welches unter dem Schaume zurückbleibt. Deßhalb, wie auch immer mein geliebter Sohn uns verließ, so ziemt es uns doch vor allen, zurückzubleiben, wie das Bier und bei dem Biere und uns dazu feierlichst zu verbinden. Deßhalb bleibt uns bei unserm Jammer nichts übrig, als übrig zu bleiben, und diesen Becher auf Heublons Wohlergehen und unseres Reiches ewige Abgeschlossenheit zu leeren und stets auf's Neue zu füllen. Ich habe mir ein festes Königshaus erbaut, darinnen will ich leben und sterben und es soll hinfüro Niemand mehr aus dem Lande wandern; daß ihr aber auf mein und meines Sohnes Wohlergehen die Becher leeret und ohne Ende wieder füllet und daß wir Alle hier leben und sterben wollen, das war der Grund meiner kurzen Standrede.““ —

Der König Gambrinus hatte am Schluß seiner Worte den schäumenden Becher geleert und reichte ihn dem hinter ihm stehenden heute zum Ritter und Bräumeister geschlagenen Marburger Junker, um denselben durch die Protektion des mächtigen Stückfasses wieder zu füllen. Dienstfertig drehte der wackere Mundschenk den goldenen Hahn am Fasse um, so kräftig, daß der metallne vor strenger Reibung bei-

nahe zu krähen begann, (es war ein Klang wie ein leiſes, durſtiges Wimmern); allein wie erſtaunte der Mundſchenk, als aus dem beim Beginn des Gelages gefüllten Stückfaß kein Tropfen mehr in den Becher rann. Nachdem er den Hahn noch einige Male gedreht und endlich aus dem Zapfloche herausgezogen hatte, wendete er ſich eiligſt zu dem Könige und ſprach:

„Majeſtät, der Becher iſt leer!“

„„Das ſoll kein Mundſchenk, Ritter oder Braumeiſter ſagen,““ verſetzte der König lachend, und ſtrich ſich behaglich den Wanſt; „„aber dazu wird ein Braumeiſter geſchaffen, daß ein leerer Becher wieder gefüllt werden kann!““

„Majeſtät!“ erwiederte der betroff'ne Mundſchenk demüthig: „es rinnt kein Tropfen des edlen Gerſtentranks mehr aus dem Faſſe.“

„„Was ſagſt du?““ rief der König entſetzt: „„es ränne kein Tropfen mehr aus dem Faſſe? Du biſt ein ſchwachköpfiger Thor, oder vielmehr,““ ſetzte er lächelnd hinzu: „„Du biſt ein getreuer Unterthan und haſt dich zu deines Königs Ehre im Gerſtentrank ſo aller Sinne entäußert, daß mein Wanſt (ſo zu ſagen) mehr Vernunft hat, als du. Gehe noch einmal hin und verſuche dein Glück, nimm dir auch noch einen Gehülfen zur Seite, damit er dich unterſtütze, falls dir etwas Menſchliches oder Unmenſchliches begegnen

sollte. Aber eile und spute dich, denn in meinen Eingeweiden meldet sich ein angenehmes Verlangen nach Flüssigkeit.““

„Majestät!“ versetzte der Mundschenk: „ich bin leider so nüchtern, als Ew. Majestät voll sind vom gesegneten Trank und so ledig von allem Naß, als mein Gehirn von Witz. Ich habe richtig gesehen, und zum Beweise, daß kein Tropfen mehr aus dem Stückfasse rinnt, mag dieser goldne Hahn dienen, den ich aus dem Zapfloche gerissen, aus dessen Oeffnung kein Tropfen mehr strömte.“

„„Weh mir!““ rief der König jammernd, als er den besagten Hahn höchsteigen besichtigt hatte. „„Jetzt aber, du geliebte Gemahlin! blick' auf meine Leiden und auf meinen Durst, und leihe mir zum Beweise unserer ehelichen Liebe deinen vollen Becher, den du noch nicht an die Lippen gesetzt hast. — Was ist das?““ rief er mit Entsetzen nach einer kleinen Weile, nachdem ihm seine Gemahlin den vollen Becher gereicht hatte, „„Zauberei ist hier im Spiele! So eben war ja noch dein Becher voll, gute Frau Mumme! als du mir ihn reichtest, und jetzt, da ich ihn zum Munde führen will, ist kein Tropfen des edlen Nasses mehr darin und sein blanker, hohler Grund ist so trocken, als je eines meiner Höflinge treues Haupt. — Nun denn! so wende ich mich zu euch, ihr wackern und

geliebten Stände meines Landes, und beweiſet mir jetzt die Liebe, die ihr zu eurem Herrn und König tragt! Reicht mir alle eure vollen Becher her und laßt ſie mich leeren auf euer Wohlergehen und den Beſtand meiner Herrſchaft!““

Alſo blinkten hundert Becher, vollgefüllt mit ſchäumendem Gerſtenſaft, nahe vor des Königs lechzendem Munde. Wer beſchreibt aber das Entſetzen, was jedes Herz befällt, als der Landesvater einen nach dem andern ergreift und mit Angſt und Abſcheu einen nach dem andern von ſich ſchleudert. Alle Becher, in denen noch eben der braune Trank üppig zum Genuß einlud, ſind leer, und blank und trocken bis auf den Grund.

„„Wehe! wehe mir!““ rief der König, während das Entſetzen ſelbſt die gründliche Leibesverfaſſung ſeiner Gemahlin, der Frau Rumme, durchdrungen hatte. „„Wehe mir! was ſoll ich jetzt beginnen? Alſo ſoll ich durch den Willen eines heimtückiſchen, boshaften Geſchickes verdurſten müſſen, mit dieſen, ſeit geraumer Zeit ſo gut erhaltenen zwei Wangen? Soll meine Kehle, ſeit geraumer Zeit durch durſtige Getränke zum Gebieten und zum Trinken geſchmeidig gemachte Kehle vertrocknen, und vielleicht gar in Kürze zerberſten wie ein hölzernes Gefäß, das lange ohne Naß in der Sonne ſtand? Und o du, mein

getreuer Wanst, du mein vortrefflicher, anhänglicher Wanst! Du, zu dessen majestätischem Vorsprung ich stets eine besondere Liebe, eine wahre Vorliebe getragen habe, dich soll ich in Schmach und Noth trauern sehen, wie du dich von Tag zu Tag im treuen Kummer um deinen Herrn und König abzehrst?! Wehe mir! schlimme Zeiten! trauriges Loos! Hier liege ich, der Erfinder, verlassen vom treulosen Trank wie von meinem Sohn, von meinen beiden höchsteigenen Schöpfungen, zurückgelehnt in meinen Thron und Sorgenstuhl, neben mir meine mir an Alter, Liebe und Corpulenz gleiche Gemahlin, in trostlosem Jammer; dort endlich alle meine getreuen, leeren Räthe und Stände. Was nun beginnen? — Und was seh' ich hier vor mir blinken, und trostlos, schadenfroh blinken und schimmern? Das bist du, falscher, ungetreuer, betrügerischer Hahn! fort mit dir! ich will dich nicht mehr sehen! fort mit dir!"" —

Nach diesen Worten schleuderte er den goldnen Hahn (den der Mundschenk aus dem Zapfloch gezogen und ihm überreicht hatte) in wildem Grimm weit von sich. Plötzlich aber ward es hinter des Königs Thronstuhl laut und lebendig; es rauschte und schwirrte wie auf metallnen Fittigen; über dem Haupte des Königs aber flatterte ein majestätischer goldener

Hahn mit ſilbernen Sporen an den Füßen und einen Kamm von Rubin auf dem Haupte. Zwiſchen des Hahnes Flügeln ritt der Geiſt des Bieres, mit rothen Wangen und wohlgenährtem Leib, mit einem grünen Bierwiſch ſtatt des Scepters in der Hand, der ſprach vom Hahne zum König Gambrinus die ernſten Worte hinab:

„Gambrine! du ungetreuer König! gieb Rechenſchaft von deiner Erfindung!“

„„Erhabener Geiſt!““ verſetzte der König: „„ich habe gethan wie mir befohlen ward, ich habe mein Volk glücklich gemacht.““

„Warum haſt du beſchloſſen und beſiegelt mit heiligen Eiden, die ſegensreiche Erfindung nicht aus dem Lande zu laſſen?“ fragte der Geiſt weiter.

„„Neugieriger Geiſt!““ erwiederte der König, „„ich ſehe nicht ein, warum ich gehalten ſeyn ſollte, alle deine Fragen zu beantworten. Wenn deine unzeitige Erſcheinung überhaupt nicht völlig unnütz ſeyn ſoll, ſo fülle mir lieber die Fäſſer wieder, denn ich verſpüre großen Durſt.““ —

„Er ſoll noch wachſen und ſich immer vermehren, du neidiſcher König!“ zürnte der Geiſt. „Gib Rechenſchaft, du tyranniſcher König!“

„„Unmanierlicher Geiſt!““ war des Königs Antwort, „ich begreife nicht, warum ich verdurſten ſoll und

mir obendrein noch in meinem eigenen Lande solche geistvolle Grobheiten sagen lassen müßte? Schaffe mir meine Erfindung, den braunen Gerstentrank, wieder, sonst bin ich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, von meinem eigenen Fleisch abzufallen, wie mein Fleisch und Blut von mir abgefallen ist; sonst bin ich leider gezwungen, als mein eigner Schatten und zwar nicht einmal als der Schatten meines früheren Leibesumfanges umherzuwandeln!"" —

„Dir soll geschehen nach deinen Worten," rief der unerbittliche Geist und führte einen vollgefüllten Becher, welchen der Hahn mit beiden Krallen früher getragen hatte, vor des Königs Augen zum Munde. „Dich soll die Strafe treffen, keinen Tropfen des edlen Bieres zu genießen, als bis du nicht dein Herz dem ganzen Menschengeschlecht eröffnest, neidischer Fürst, und deine Erfindung aus den engen Grenzen deines Reiches weithin verbreitest über die ganze Erde."

„„Unvernünftiger Geist!"" zürnte der König: „„Siehst du nicht im Geiste voraus, daß ich mir dadurch weitläufigen Verdruß und unabsehbare Fehden bereite mit den Geistern der Wasser, und vor Allem mit dem übermüthigen Beherrscher des Weins? Betrachte meinen königlichen Umfang, blick' hier auf diesen behaglichen Wanst, Grausamer, und muthe mir dann ferner solche Unannehmlichkeiten zu.""

„Ich ziehe meine Hand von dir ab," verſetzte der Geiſt des Bieres, „bis du nicht andern Sinnes wirſt. Zum letztenmale frage ich dich: willſt du deinen eigennützigen Machtſpruch löſen und deine Erfindung frei und gemeinſam machen aller Welt?"

„„Wenn ich minder corpulent wäre,"" erwiederte der König; „„ich müßte mich mit meiner eigenen Thorheit geißeln, wenn ich einen Fuß breit aus meinem Lande wandern wollte, um fremden Durſt zu ſtillen, und ich ſchätze mich glücklich, wenn meine eigene Kehle mich in behaglicher Ruhe läßt.""

Indeſſen hatte ſich der goldne Hahn mit ſeinem geiſtigen Rejter auf ſchwirrigen Fittigen erhoben und die Decke des Gemachs wich auseinander; immer höher ſchwebten Roß und Reiter, endlich konnte ſie kein Auge mehr entdecken.

Von den ehernen Flügelthüren des Pallaſtes aber rauſchte es in mächtigen Tönen, und den König faßte ein unnennbarer Schmerz in der Kehle, welcher beinahe Durſt zu nennen war. Der König verſuchte zu ſprechen, aber die Zunge war ohne Spannkraft, und der trockne Gaumen ließ kein Wort aus der Kehle. Auch ſeine getreue Gattin, die gute Frau Mumme, verſuchte ihrem königlichen Gemahl durch mitleidige Reden ihre Theilnahme an ſeinem Durſt zu erklären; allein auch ſie war (obgleich ſie auch

sonst nicht sehr geschwätzig, ja beinahe langweilig zu nennen war) im jetzigen Augenblick so vom wüthendsten Durst geplagt, daß sie nur durch mühselige Wendungen ihrer unförmlichen Taille ihre Empfindungen mitzutheilen vermochte. Den treuen und gleichfalls leeren Räthen und Ständen erging es nicht anders, also daß die ganze Tafel nun voll bleicher, jämmerlich verzogener Gesichter saß, welche durch verschiedene Wendungen und Krümmungen die Nothdurft ihres Elends schweigend aussprachen.

Inzwischen rauschte es in immer mächtigeren Tönen lockend vor den Thoren des Pallastes; es klang wie ungefähr in diesen Weisen:

„Kommt doch, Ihr Träumenden,
Froh zu den schäumenden,
Träumlich ergossenen,
Schwellend gestossenen,
Lieblichen Tränken. —
Hoffen und Denken,
Dürsten und Zagen,
Nüchterne Klagen
Müßt Ihr versenken
Tief in die keimenden
Trunkenen Wonnen.
Doppelte Sonnen
Steigen aus reinlichen,
Ueppigen, träumlichen,
Lockenden Fluthen.

Kommt aus den engen
Sälen und Kammern.
Horchet den Klängen,
Drinnen im Engen.
Müſſet Ihr jammern,
Müßt Ihr verbluten;
Kommet! wir führen Euch
Froh in des Bieres Reich
Fröhliches Werde
Haben wir Euch genannt,
Die weite Erde
Iſt Euer Vaterland.“

Die durſtige Tafelrunde wurde von dieſen Klängen mächtig angezogen; es war, als griffen die Töne wie weiche, unſichtbare Arme in jedes Herz und zögen es hinaus zur fröhlichen Hoffnung, zu labendem Trank. Da erhob ſich der König zuerſt mit ſchwerem Herzen von ſeinem goldenen Sitze und ſchritt langſam zur Thüre und ſtreckte ſeine Arme in brünſtigem Durſt und namenloſer Sehnſucht in's Freie. Auch die Räthe und Stände erhoben ſich und folgten dem Gebieter. Die Königin aber, unfähig, ſich aus ihrem Schmerz und ihrer Corpulenz zu erheben, blieb wehmüthig ſitzen: der Durſt hatte ſie beinahe ſchon verzehrt. Vor dem Thore des Pallaſtes brauſten indeſſen die Zauberlieder immer lockender, und im König wüthete die ſchmerzliche Pein immer quälender; da

ſetzte er den Fuß vor den Pallaſt und faßte einen lang bekämpften Entſchluß und folgte den unſichtbaren Wegweiſern. Alſo thaten auch ſeine Räthe. Als ſie aber an den Marken des Reiches keuchend angelangt waren und ſie überſchritten hatten, hörten ſie es wie ferne Donner rollen, und als ſie entſetzt rückwärts blickten, war der Pallaſt des Königs Gambrinus, in welchem die Frau Mumme zurückgeblieben war, zuſammengeſtürzt, und das ganze Reich, ſo weit man deſſen Horizont verfolgen konnte, glich einem wüſten Sandfeld.

Houblon war indeſſen in des Stromes Grund hinabgeſunken, wo die luſtigen, blauen Wellen ein wunderbares Firmament über ſeinem Haupte bildeten. Da breiteten ſich zahlloſe Hallen und Gänge vor ſeinen ſtaunenden und verwirrten Blicken in's Unendlich-Weite aus, alle erbaut aus ſpiegelhellem Kryſtall, und blinkend von buntem, koſtbarem Geſtein.

„Wo bin ich?“ rief Houblon, „welche wunderbare Welt hat mich aufgenommen. Iſt dieſer neue Glanz, der mich umgibt, und der nicht von der alltäglichen und ewig gleichgültigen Sonne ſtammt, ein neuer Betrug, und wird das Herz uns nur darum ſo mächtig angezogen von dem neuen, ſeltſamen Morgenroth eines ungewohnten Lebens, damit es am Abend,

wenn all dieſer Schimmer erliſcht, einen verlornen Tag zu bewcinen hat und ſich in dieſem unermeßnen dunkeln Labyrinth verirre? Und doch, welche weiche, ungekannte Regung durchpulst mein Herz?! Es iſt mir, als ſchlöſſe es ein Meer von Ahnungen ſüßer Wolluſt in ſeinen engen Raum ein, daß ich mich in tauſend Leben zerſpalten und jeden Theil zum Ganzen ſchaffen möchte, um die neue Luſt ganz zu genießen und für nichts da zu ſeyn als für den Genuß der Luſt!“ —

Er war unter dieſem Selbſtgeſpräch weiter gewandelt und in das Labyrinth eingetreten, in deſſen Mitte er einen großen, kryſtallenen Saal gewahrte, aus deſſen Thorwölbung ihm holder, weiblicher Geſang entgegenſcholl. Auf einem üppigen Ruhebett, darauf Roſen und andere duftige Blumen geſtreut waren, lag eine reizende Frauengeſtalt, in durchſichtiges blaues Gewand gehüllt, welches wie ſanfte Wellen um die wunderbare Geſtalt herabwallte; eine kryſtall'ne Harfe mit goldenen Saiten hielt ſie in der Hand. Im Saale ſtanden große, ſilberne Kiſten, aus denen es wie Goldesglanz hervorblinkte. Houblon ſtand am Eingang des Saales und fühlte ſich ſo wunderbar angezogen von dem Liede des reizenden Weibes, daß er unwillkürlich näher ſtrebte. Eine magiſche Gewalt, welche aus dem reizenden Anblick und den wollüſtigen

Tönen quoll, lockte ihn immer näher zu der Sängerin, als er plötzlich eine rauhe Stimme vernahm und an der andern Seite des Saales einen alten riesengroßen König gewahrte, mit schneeweißem Haupt- und Barthaar, einer funkelnden Krone auf der Stirne, und in einen vielfaltigen Königsmantel gehüllt.

„„Lockst du schon wieder neue Opfer?““ rief er streng und ernst der Sängerin zu.“

„Ich singe nach meinem Gefallen,“ erwiederte die Frauengestalt. „Welchen Grund hast du, es mir zu wehren?“

„„Ich bin der König Rhein,““ sprach der alte König. — „„Unersättliche Lur-ley! laß ab von Deinem Begehren und sende ihn frei zurück.““

„Er hat sich selbst in meine Gewalt gegeben,“ lispelte Lur-ley; „er hat meine Stimme aus dem Wasser gehört und ist ihr gefolgt und kann dem Reiz nicht entfliehen. Laß mir den Liebenden.“

„„Lur-ley!““ erwiederte König Rhein, — „„Lur-ley! Dein Leben ist seltener Art. Bist Du noch ungesättigt von den goldenen Schätzen der Niebelungen, die ich Dir hingab, um deinen Durst zu stillen?““

„Sie liegen in den Särgen bei meinen goldenen Buhlen!“ versetzte Lur-ley lächelnd, — „ich habe sie schimmernd gebettet. Wer nichts mehr liebt,

ſich ſelbſt nicht einmal, den ſchließe ich an's Herz, damit ſein angebornes Sehnen geſtillt werde in ewiger Sättigung.“ —

„„So thue nach deinem Willen,““ ſprach König Rhein nach einer kleinen Pauſe und ſetzte ſich neben den ſilbernen Kiſten, welche faſt die Geſtalt von Särgen hatten, und worinnen, wie es ſich zeigte, goldene Leiber von Jünglingen wie im Schlummer lagen. — „„Ich will das Gold behüten!““ rief der Rhein mit Wehmuth. „„So ſeltenen Todtengräber und Leichenhüter ſahen ſie auf Erden nicht.““

Inzwiſchen war Houblon der reizenden Lur-ley näher getreten, und von der Macht der Töne und ſüßer Ahnung ihrer Schönheit trunken zu ihren Füßen niedergeſunken. Lur-ley ſang folgendes Lied:

„Flüchtig haſſen,
Stets umfaſſen
Statt des Lebens Lieb' und Luſt,
Heiß Begehren
Lockt das Herz zu weicher Bruſt;
Süß Gewähren
Strömt in glüh'nder Liebesluſt.“

„Holde Jungfrau!“ rief Houblon in glühender Ahnungsluſt; „von wannen ſtammſt du, und in welchem wunderbaren Reiche biſt du heimiſch? Belebe meine flammenden Fragen durch den Odem

deines Mundes, daß eine neue Welt in mir lebendig werde.““

„Leben heißt genießen,“ verſetzte Lur-ley; „im Genuſſe aber liegt ewige Vergeſſenheit, und Alles geht unter im Genuß, nichts bleibt zurück als der Moment der höchſten Wonne.“

„Das iſt der Tod,“ erwiederte Houblon, „denn das Leben acht' ich nicht höher als die Erkenntniß und das Erkennen iſt im Preiſe geſunken, indem es nur die Unmöglichkeit des Beſſeren zeigt.““

„Du ſprichſt eine Weisheit,“ lispelte Lur-ley, „welche mein flammendes Gefühl mit ſüßer Gewährung beantwortet. Das Unmögliche aber iſt nicht der Abſtand von der ſchlechtſtoffigen Wirklichkeit zur Ahnung des Beſſeren, ſondern das Letztere ſelbſt, darum iſt es ſüß zu träumen, und in des Traumes ſtarrer Wolluſt liegt der Lohn.“

„Fände ich ihn an deinem Herzen!“ rief Houblon begeiſtert und ſtürzte der reizenden Stromnixe an den hochwogenden Buſen. In demſelben Augenblick ward er bleich und regungslos. Ihre Berührung hatte ihn getödtet. Der Irrthum des ganzen Lebens fand ſeinen Lohn.

„„Mein Geiſt wittert Flüſſigkeit!““ ſo rief indeſſen vor der Pforte des kryſtallenen Saales der König Gambrinus, gefolgt von ſeinen durſtigen

Räthen und Ständen. — „„Der wunderbare Baum, an deſſen Aeſten unſere durſtigen Seelen hingen, hat uns nicht betrogen, als er uns in das mir ſonſt verhaßte Element des Waſſers niederzog. O! wie ſehne ich mich, meine Kehle zu laben und mein Herz, denn ich ahne, daß ich ſoll erquickt werden an Leib und Seele durch einen guten Gerſtentrank und den Anblick meines verlornen Sohnes.““

Während dieſer Rede war König Rhein zürnend von ſeinem Sitze aufgeſtanden und dem Fremdling mit den Worten entgegen getreten: „„Was ſucht der Feind in meinem Reich?““

„„Biſt du mein Feind?““ verſetzte Gambrinus. „„Bei meinem Wanſt! komm' her, ſchaffe mir Bier, und laß uns dann Freunde ſeyn, denn ich verſpüre eine große Abneigung gegen alle Feindſeligkeiten.““

„„Thörichter Fremdling!““ rief König Rhein; „„ich habe mit dir und deinem verlangten Getränk nichts zu ſchaffen, ich bin der Rhein, der ſich mit Reben kränzt.““

„„Reben?““ lallte Gambrinus. „„Reben! wer bringt dieß Wort zu meinen Ohren. Ein ſo alter, ehrwürdiger Mann, als Du biſt, o Rhein! und ſich mit ſo jugendlichen Brauſköpfen abgeben! Was iſt die Rebe anders als ein ungetreuer Freund, der uns in dieſem Augenblick mit Trunkenheit krönt und uns

im nächsten das Diadem des Rausches von der Stirne reißt. Da lobe ich mir den Gerstentrank; wen der Geist des Bieres einmal gefaßt und liebgewonnen und mit süßem Taumel zugedeckt hat, der hilft sich nicht so leicht durch eigene Machtvollkommenheit wieder auf. Die Rebe ist unbeständig, wie mein ungetreuer Sohn, der mich verließ.““

„„Er ist beständig — im Tode!““ versetzte König Rhein; „„willst Du ihn schauen?““

„„Wo ist mein Sohn! mein Houblon! mein geliebter, schlanker, unbeständig rankender Sohn?““ jammerte Gambrinus.

„„Blicke hin,““ erwiederte König Rhein; er wies auf Houblons starre Leiche, welche zu den Füßen der schlau lächelnden Lur-ley lag.

„„Also auch mein letztes Gut geraubt?““ heulte Gambrinus in rasendem Schmerz. „„Wehe, wehe, König Rhein! warum hast du dieß gethan und mich aus meiner Behaglichkeit zu wildem Rachedurst gerissen? Auf! Ihr meine treuen Begleiter! stellt euch in Reih und Glied, gebraucht eure Schwerter und Pritschen, Räthe und Stände, Ritter und Braumeister! Rächet Vater und Sohn! Ich will mich indessen zur Leiche meines Sohnes setzen und das Gefecht mit ansehen!““

Alsogleich rüsteten sich die Getreuen; [illegible] von

allen Seiten stürzten zugleich die Ritter und Knappen des Königs Rhein in bunten Wämsern hervor, der schlanke Ritter vom Johannisberg, der Graf von Stein, der Wildherr von Rüdesheim und die andern zahllosen Kämpfer und Vasallen des Königs Rhein. Ein mörderisches Gefecht wogte wirr durcheinander. Mitten im Gewühl aber schwebte auf einem goldenen Hahn der Durst hernieder, in einem schlichten, aschgrauen Wämslein von magerem Leib und mit tiefliegenden, halberloschenen Augen.

„Was beginnt Ihr, Rasende?! Halt!“ rief er von seinem Reitvogel, und augenblicklich erstarrten die Streiter; „kennst Du mich, König Rhein?“ fragte er streng, zu dem Alten gewendet.

„„Du bist der Gott des Weines;““ antwortete König Rhein, demüthig verstummend.

„Kennst Du mich, Gambrine?“ sprach der Durst weiter, zu dem Bierkönig gewendet.

„„Großmächtigster!““ erwiederte Gambrinus, „„du bist der zürnende Geist des Bieres; aber wie ich sehe, bist du seit deinem Zorn und Fluch gegen mich sehr vom Fleisch gefallen. Ich hoffe, daß Dein Aerger daran Schuld ist, und erkenne dieß als billige Strafe, da Du mich so lange dürsten ließest.““

„Das ist sehr begreiflich,“ sprach der Geist, „denn ich bin der Durst selbst, wenn auch in

zwei Verkörperungen. Erkennet in mir den Gewaltigen, der euch Beide beherrscht. Strecket die Waffen! Dich, o Gambrine! habe ich gebührend bestraft für Deine Anmaßung, daß Du den Gerstentrank, dessen Erfindung ich Dich lehrte, nur in deinem kleinen Königreich einschließen und nicht dem durstigen Menschengeschlecht mittheilen wolltest. Du bist jetzt in meiner Gewalt. Dein Reich ist vernichtet. Du findest keine Spur mehr von seinen Marken. Die Erde ist jetzt dein Vaterland. Deine königliche Gattin, Frau Mumme, haben die Trümmer deines Pallastes erschlagen; um aber ihr Angedenken zu erhalten, magst du in irgend einem Lande, das dir wohlgefallen wird auf deinen Wanderungen, den Gerstentrank nach ihrem Namen benennen. Dein unbeständiger, wankender, schlanker, menschenfeindlicher Sohn Houblon hat seinen Lohn gefunden, er ist todt. Damit du aber meine Milde erkennest, so mag ihn der König Rhein berühren, daß sich seine schlanke Gestalt in Gold verwandle.““ — Der König Rhein that nach dem Befehle des Geistes. „„Und nun soll er Hopfenstange heißen, und als goldenen Herrscherstab kannst du ihn stets bei dir tragen. Dein Herrscherstab wird aber dein Wanderstab seyn. Denn wisse, deinen Frevel zu büßen, mußt du deine ehemaligen Stände von dir hinweg in alle Welt

senden, und auch selber flüchtig von einem Ort zum andern gehen, damit du meine Erfindung überall verbreitest und alle Herzen und Kehlen labest. Eine bleibende Stätte sollst du nirgends haben. Noch einmal sage ich: die ganze Erde sey dein Vaterland.““

Er schwieg; demüthig neigte sich König Gambrinus und nahm die goldene Hopfenstange zur Hand; der König Rhein aber nahm das Wort und sprach:

„„Großer Geist! und wie soll denn meine längst von dir bestätigte Herrschaft durch die Gewalt der Rebe Bestand haben, wenn du diesem die allgemeine Macht ertheilest?““

„Schweig! Kurzsichtiger!“ herrschte der Geist; „ich habe für Alles gesorgt.“ Er ließ eine Erdkugel aus den Krallen seines Reitvogels langsam zu Boden gleiten und sprach: „Nehmet hin und theilet die Erde! Theilet gleich und gerecht, damit euch mein Zorn nicht zum zweitenmale treffe.“

Da geschah es, daß der Beherrscher des Weins seine Herrschaft erstreckte in dem Pyrenäenland und dem gesegneten Frankreich und in der Halbinsel Welschland, auch über's Meer nach Afrika und Ungarn; der König Gambrinus aber maß mit dem Zirkel Großbrittanien und den Norden vom deutschen Land, daneben auch das Reich Böhmen und das gesegnete Bayerland, das waren von beiden Theilen die Haupt-

provinzen. Hierauf reichten sie sich die Hände, der Geist reichte ihnen zwei Becher, mit Bier und Wein und sie stießen freundlich an, der König Gambrinus aber sprach:

„„Nun darf meine Kehle hinfürder nicht mehr vertrocknen und ich muß sie fleißig befeuchten, da ich meinen ansehnlichen Leib zur Wanderschaft rüsten muß.““

Sie schieden von dannen. Seit dieser Stunde aber geschieht es, daß der König Gambrinus keine bleibende Hofstatt hat und als ein ewiger Wanderer durch die Welt zieht und seine Erfindung verbreitet.

Hiemit schloß der König Gambrinus die Geschichte seiner Leiden, welche der Herzog und die Herzogin mit gespannter Aufmerksamkeit angehört hatten.

Meister Wolfram, der Arzt, trat in das Gemach und erkundigte sich nach dem Befinden der Kranken.

„Die Hoffnung," erwiederte die Herzogin auf seine Frage, „leiht mir Kräfte, wenn ich meine Heimath in der Erinnerung an dieselbe wieder finde."

„Erlauchte Frau!" sprach der Arzt, „ich wüßte noch eine Arzenei, welche kranke Fürstenherzen wie ein heilsamer Balsam zu lindern vermag."

„Welche ist's?" fragte die Herzogin.

„Das ist die Gnade," erwiederte der Arzt, „der milde Thau, der von der Krone auf des Volkes

Bitten träuft, daß ſich dieſe in Dank verwandeln, der ſich in allen Edelſteinen des Diadems wiederſpiegelt. Mein Anliegen aber iſt doppelter Art."

„Sprich es aus!" rief der Herzog fröhlich, „meine Bruſt iſt ſo überfüllt von Freuden, daß ſie ihren Inhalt in tauſend Keime verwandeln möchte, deren jeder Früchte trägt."

„Mein erſtes Anliegen," ſprach der Arzt, „betrifft mich ſelbſt. Seit langem liebe ich ein Mädchen insgeheim mit aller Gluth des männlichen Begehrens, und darf mir ſchmeicheln, daß meine Leidenſchaft erwiedert wird. Da ich meine Jugend mit ſo ernſtem Eifer dem Forſchen und Wiſſen hingab, daß ich jetzt in meinem Mannesalter mir ohne Selbſtlob geſtehen darf, Greiſenkenntniſſe zu beſitzen, ſo drängt es mich, im Mannesalter die Liebe einzuholen, die meine Jugend verſäumte."

„Nimm mein Wort," verſetzte der Fürſt, „an dem Tage, als meine herzogliche Gemahlin zum erſtenmal in Gottes freier Luft die Sonne grüßt, ſollſt du deine Braut heimführen mit Sang und Klang. Ich aber will dem Mädchen eine herrliche Ausſteuer beſtellen. Nun deine zweite Bitte."

„Sie reicht dahin," entgegnete der Arzt, „daß Ihr, gnädigſter Herr! drei armen Geſellen aus dem Thurme und zur Freiheit verhelft, welche letztere ſie

durch den blinden Wahn meines künftigen Schwiegervaters und eine seltsame Verwirrung der Umstände verloren haben. Es fügte sich nämlich sonderbar, daß dieselben drei Gesellen in Liebe zu meiner Braut entbrannten und mir unbewußt gestern Abends zu einer Unterredung mit ihr Gelegenheit verschafften."

„Wenn sie nichts verbrochen haben," sprach der Herzog, „so übe ich nur Gerechtigkeit, wenn ich ihnen zur Freiheit verhelfe."

„Ich kenne die drei Gesellen," sprach Gambrinus, „wohnte selbst dem Abenteuer bei und trage die Schuld an der Verwirrung, welche den Verlust ihrer Freiheit zur Folge hatte. Ueberlassen Ew. Liebden mir die drei Gesellen, der eine derselben, ein Küper seines Handwerks, soll nach meiner Angabe ein Faß verfertigen, zu dem der zweite, ein Goldschmied, einen künstlichen goldenen Hahn bereiten muß, zum Angedenken meiner Leiden. Der dritte aber, der ein Schreiner ist, soll für Ew. Liebden einen künstlichen Doppelstuhl bereiten, wenn das Fest der Genesung, das, wie ich hoffe, nahe ist, gefeiert wird."

„Ich werde sogleich für Ew. Majestät die geheimste Halle in meiner Herrscherstadt bereiten," sprach der Herzog, „auch die drei Gesellen sollen zur Stunde frei seyn."

Hierauf empfahl sich Gambrinus, um sein Werk zu beginnen.

Am achten Tage nach dieſen Ereigniſſen war in der Münchner Stadt Freude und Jubel allgemein. Man verkündigte überall, die geliebte Herzogin ſey wunderbarer Weiſe von ihrer ſchweren Krankheit geneſen und werde heute zum erſtenmal ſich wieder auf der Straße zeigen. Es wimmelte daher von fröhlich geputzten Menſchen, Einheimiſchen und Fremden, Jungen und Alten, Frauen und Dirnen, welche aus hohen und niederen Häuſern, aus Stuben und Kammern geſchritten waren, um den Zug des herzoglichen Paares nach der geheimnißvollen Halle mit anzuſehen, wo ein geheimnißvoller Fremder ſeit acht Tagen ſein Weſen getrieben hatte. Endlich bewegte ſich der Feſtzug durch die Gaſſen. Voran flatterten Fähnlein mit den luſtigen Farben des Bayerlandes, getragen von jungen Edelherren, die wie in der Faſtnachtszeit in wunderſame, fremdartige Gewänder gekleidet waren. Hinter dieſen ſchritt die Zunft der ehrſamen Küper mit ihren bekränzten Handwerkszeugen, geführt von dem Geſellen Thaddäus, hinter welchem man auf einem mächtigen Wagen ein nach der Angabe des Fremden gefertigtes Stückfaß brachte; ein goldener Hahn ſtack in dem Zapfloch. Ein überaus künſtlich gefertigter Doppelſtuhl wurde hinten drein getragen. Neben Thaddäus aber ſchritten Görg und Barnabas, welche, feſtlich gekleidet, die grün

bekränzten Mützen schwangen. Hierauf sah man den edlen Herzog, an dessen Seite die geliebte Herzogin schritt, noch etwas bleich, aber mit fröhlichem Angesicht; gleich hinter ihnen wandelte Meister Wolfram, der Arzt, und die bräutlich geschmückte Marthe. Gambrinus mit seinem goldenen Stab führte den Schaarwächter Haberlein, hinter welchem Isaias und Einbein schritten. Eine fröhliche Volksmenge schloß sich an den Zug, welcher indessen an dem Eingang der Halle angelangt war. Als man das Faß und den Stuhl in dieselbe gesetzt hatte, wurde sie mit Lampen und Fackeln erhellt, der Herzog und die Herzogin, Wolfram und seine Braut, die drei lustigen Brüder und Gambrinus und Haberlein und die Knechte traten in das Gewölbe. Als man das Faß des Küpers Thaddäus aufgestellt hatte, trat Gambrinus hinter dasselbe, erhob seinen goldenen Stab, berührte mit demselben ein hinter dem ersteren liegendes, zweimal größeres Stückfaß, legte dann seinen Stab wie eine Brücke auf Beide und sprach:

„Holde Frau Herzogin, ich habe Euer Verlangen nach der Heimath gestillt und kredenze Euch mit diesem ersten Becher des ächten Einböcker Biers, das ich in Bayern gebraut habe, zugleich die Erinnerung an Eure Heimath.“ Er drehte hierauf den Hahn an dem neuen Fasse ernst und würdevoll um und reichte den

erſten Becher des Biers, das daraus zu fließen begann, mit königlichem Anſtand der Frau Herzogin dar, welche davon nippte und ihn dann ihrem Gemahl anbot. — — „Heilſame Arznei!“ rief Wolfram.“ —

Der Herzog aber ſprach, indem er den goldenen Becher hob: „Auf des Arztes und Oberarztes Wohlſeyn.“

„Hoch lebe das Bayerland!“ rief Gambrinus; „möge es dieſen Tag nie vergeſſen. Zum Gedächtniß deſſelben aber will ich Euch ein Merkmal hinterlaſſen, auf daß Ihr erkennet, wie Ihr dieſe meine Arznei ſtets zu löblichen Zwecken in Ehren halten möget.“

Herzog und Herzogin hatten ſich indeſſen auf dem Doppelſtuhl niedergelaſſen, und während der Becher in der Runde bis zu dem Schaarwächter Haberlein gekommen war, hatte ſich das Stückfaß plötzlich auf vier koloſſalen Bocksbeinen erhoben, und als der Schaarwächter in ungemäßigter Freude über den köſtlichen neuen Trank ſich dem Faſſe unwillkürlich näherte, verwandelte ſich der goldene Hahn in ſeinen befiederten Namensträger, und während er den in der Vorahnung des Trankes überglücklichen Haberlein, prophetiſch ankrähte, wuchſen dem Faß des Küpers Thaddäus urplötzlich zwei überaus liebliche Hörner, welche den Schaarwächter, der in der trunkenen Freude ſeines Herzens dem Faſſ an die Bruſt ſtürzen wollte, etwas unſanft zu Boden ſtießen.

„Ihr habt wahre Meisterstücke vollbracht, wackere Gesellen," rief der Herzog, „diesen vortrefflichen Doppelstuhl, welchen man füglich einen Bier- und Sorgenstuhl benennen kann; ferner das unvergleichliche Stückfaß mit dem prophetischen Hahn. Ihr verdient in der That Meister zu seyn, und seyd es auch von dieser Stunde an."

„Braumeister wollt Ihr sagen!" fiel ihm Gambrinus in's Wort. „Ich habe sie während acht Tagen stets nach dem Feierabend bis Mitternacht in meiner Kunst unterrichtet und mit meinem väterlichen Segen so wie mit dieser Hopfenstange geweiht. Sie sollen diese meine Erfindung fortpflanzen auf die späteste Zeit, da mich mein Schicksal von hinnen reißt, in unbekannte Länder, nach Böhmen und Australien." Nach diesen Worten verschwand er und ward nicht mehr gesehen.

„Wie sollen wir," rief der Herzog, „den in unserem Lande neuerfundenen Trank benennen?"

„Bock soll er heißen," wimmerte der vom Bock gestoßene Schaarwächter, welcher noch seufzend am Boden lag.

„Bock soll er heißen!" bestätigte der Herzog und hob den vollen Becher zur Bekräftigung, und nach seinem Wort ward er fortwährend so genannt, und heißt noch zur jetzigen Stunde so. —

Die Pfingstfeiertage.

Eine Geschichte für meine Mutter.

I.

Der alte Herr Pfarrer in Deggendorf ging am Morgen des heiligen Pfingstsonntages in Schlafrock und Pantoffeln, das engbeschriebene Heft in der Hand, im Zimmer auf und nieder und memorirte seine Predigt über den Text im vierten Kapitel des Evangelii Johannis, worinnen die Geschichte vom Königlein zu Kapernaum enthalten ist. Die Morgensonne schien gar lieblich und erquickend durch das Fenster seiner Studierstube, durch das helle Blättergrün der Pfirsichbäumchen, die an der Wand des Hauses sorglich gepflegt wurden. Ein Finkenpärchen hatte sich in dem Wipfel des nächsten Kirschbaumes, dessen Krone die Höhe des Fensters erreichte, sein Nest gebaut, äzte mit munterer Geschäftigkeit die Jungen, und sang abwechselnd die lieblichsten Melodien.

Der Pfarrer ließ das Heft sinken, schob die Brille auf die Stirne hinauf, trat an's Fenster, schaute dem

Treiben der Singvögel eine kleine Weile zu und sprach dann: „Ihr munteren Gesellen da draußen! Haltet doch ein wenig inne mit Eurem Schwätzen und Singen; Ihr bringt mich ja ganz aus dem Contexte; es hat schon längst halb Sechs geschlagen und um sieben Uhr soll ich predigen.“

Die zierlichen, lustigen Vöglein kehrten sich aber an diese Vorstellungen des ehrwürdigen alten Herrn nicht sehr eifrig, sondern fuhren fort, ihre Frühmesse zu singen. Der Pfarrer nahm sein Heft wieder zur Hand, schob die Brille vor die Augen und begann auf's Neue, seine Predigt nochmals zu überlesen.

Inzwischen klopfte es dreimal an der Thüre; der Pfarrer wurde über die neue Unterbrechung etwas unmuthig und rief ärgerlich: „Herein!“

Es war die Muhme des Pfarrers, seine Haushälterin, die seit Jahren das Hauswesen besorgte und das Recht genoß, den alten Pfarrer auch zu solchen Stunden in seinen Geschäften zu unterbrechen, wenn er sich sonst durchaus nicht stören ließ (mit Ausnahme des Morgensegens, den er täglich aus seinem Brevier betete, und wobei er dann auch die Muhme Gertrud nicht einließ.) Doch bedurfte es, wenn er gerade mit einer Berufsarbeit beschäftigt war, jedesmal eines dreimaligen Pochens — bis er antwortete: herein! und die Muhme durfte dann

nicht um einer Kleinigkeit willen gekommen seyn, nicht etwa wegen irgend einer geringfügigen Anfrage im Hauswesen oder sonst eines weniger bedeutenden Anlasses. Wenn der Pfarrer dreimal an seiner Thüre rochen ließ, bis er den Eintritt gestattete, mußte es eine seelsorgerische Angelegenheit seyn, welche ihm gemeldet wurde. —

„Was gibt es denn, Frau Muhme?“ sprach der Pfarrer, das Heft kaum von den Augen entfernend. „Hat Sie denn vergessen, Frau Muhme, daß heute Sonntag ist, Pfingstsonntag obendrein, und daß ich in fünfviertel Stunden auf die Kanzel steigen muß? Ich habe bei meinem zunehmenden Alter lange nicht mehr gepredigt, besonders seit mir der Herr Resch als Kaplan zugetheilt worden ist, der einen eminenten Kanzelstyl hat. Nun freilich, da er leider seit vorgestern krank ist, muß ich mein altes Gedächtniß wieder einüben, und das hält schwer, denn es läßt mich gewaltig im Stiche. — Also! was gibt's, Frau Muhme? mache Sie's kurz ab, denn ich habe Eile.“

„Ach du mein gekreuzigter Heiland!“ stammelte die alte Haushälterin, „ich kann vor Angst noch gar nicht zu mir kommen. Das Herz schlägt mir wie ein Hammer.“

„Ist ein Unglück gescheh'n?“ fragte der Pfarrer, „ja wahrhaftig! ich bemerke jetzt erst, daß Sie ganz

bleich ist wie die Wand. Da! setze Sie sich nieder, Frau Muhme, und sage Sie mir nur in kurzen Worten, was es gibt!"

„Ew. Hochwürden!" erwiederte Gertrud, „ich danke schön für den Stuhl. Ich glaube, der Herr Resch erlebt den Abend vom heutigen Tage nicht mehr. Stellen sich Ew. Hochwürden, Herr Pfarrer, nur vor; eben gehe ich an die Thüre des Herrn Resch, klopfe an, um zu sehen, wie es dem armen Herrn Kaplan geht; habe auch gar keine Gedanken, daß es schlimm mit ihm steht, denn der Barbier war gestern Abends noch bei ihm — wie Sie ja selbst wissen, Ew. Hochwürden — und hat ihm ein Dekokt von Thee verschrieben und eine Mixtur selbst mitgebracht. Nun also! Das Dekokt will ich ihm heute früh bringen und ihn auch erinnern, daß er von der Mixtur wieder einnimmt, denn alle Stunden muß er einen Eßlöffel voll davon nehmen; und will ihn auch fragen, wie er geschlafen hat. Ich klopfe zweimal, dreimal, viermal — immer stärker; ich gehe fort, denke mir, er schläft vielleicht noch, nun! da will ich ihn nicht wecken, denn Schlaf ist für die Kranken besser, als alle Mixturen und Dekokte zusammen. Also gehe ich fort; die heimliche Angst aber läßt mir doch keine rechte Ruhe, und über kurz komme ich wieder und klopfe nochmals, und höre

wieder nichts drinnen. Da faſſ' ich mir das Herz und denke: ich muß ſchon unhöflich ſeyn, und drücke leiſe die Thüre auf. — Nun ſtellen Sie ſich vor, Ew. Hochwürden, Herr Pfarrer! — da liegt der arme Herr Reſch in ſeinem Bett ganz weiß wie Schnee und im nächſten Augenblick wieder blutroth im ganzen Geſichte, hat die Augen ſtarr offen und ſchaut, mit feſtzuſammengerunzelter Stirne unverwandt, wie ein Verrückter, auf einen und denſelben Fleck im Zimmer. Ew. Hochwürden, Herr Pfarrer, mir iſt wahrhaftig ganz unheimlich zu Muth geworden, und doch war mir trotz meines Entſetzens das Weinen gar nahe, ſo ſehr erbarmt hat mich der Anblick. Denn der arme Herr Reſch iſt nicht bei ſich; er discurirt unabläſſig mit einer unſichtbaren Perſon. Ach du mein gekreuzigter Heiland! — wenn ich mich nicht geirrt habe, ſo ſah ich ihn ſchon mit den Flaumen ſpielen, und dann iſt's aus mit ihm. Ich habe einſtweilen die alte Anne Marie an ſein Bette ſitzen laſſen und den Steffen nach dem Barbier in aller Eile geſchickt. O Gott! O Gott! ich bin vor Entſetzen am ganzen Leib gelähmt."

Der alte Pfarrer wiegte nachdenklich und mitleidig das geſenkte Haupt, und fragte dann mit ernſtem Tone die Haushälterin:

„Sage Sie doch, Frau Muhme! erinnert Sie ſich

auch noch, was der Herr Resch gesprochen? Mir scheint wirklich, als ob eine gewaltsame Empörung des irdischen Theils seinen unsterblichen Geist zu schleuniger Flucht zwingen wollte, wogegen sich das junge, fröhliche Leben sträubt. Erinnert Sie sich nicht, was der Herr Resch in seiner Verwirrung gesprochen?"

„Freilich!" erwiederte die Muhme, „freilich, Ew. Hochwürden, Herr Vetter! Zuerst geberdete er sich, als ob er irgend Jemand Befehle ertheilte, just wie Ew. Hochwürden Herr Pfarrer in jüngeren Jahren gethan haben, wenn Sie auf Erfüllung eines Befehls eifrig und ungeduldig drangen. „Komm eilig! komm eilig! Du ewig Theure, Du einziger Trost meiner Seele!" schrie der Kranke und richtete sich dabei mit halbem Leibe im Bette auf und streckte die Arme weit von sich. Ew. Hochwürden, Herr Pfarrer! ich glaubte, das Herz im Leibe müsse mir zerspringen vor Rührung und Mitleid, so schwer war's mir zu Muth, als ich sah, wie ihm die Sehnsucht fast die Brust zusammenschnürte, daß er nur mit gewaltsamer Anstrengung die wenigen Worte herauspressen konnte. Seine Augen rollten dann wie ein paar Feuerflammen, daß mir davor graute. „Du mußt mußt zu mir kommen!" schrie er wie ein Wüthender: „ich fasse Dich, ich hebe Dich aus Deinem stillen Kämmerlein, hieher, hieher! schau,

Du Einzige auf der Welt, die ich mehr liebe, als die ganze Welt, ich kann nicht sterben, wenn Du nicht bei mir bist. Mutter! Mutter! ich beschwöre Dich, komm! Siehst Du meinen Willen, wie er immer wächst und stärker wird und aus dieser lahmen, todten Hülle fliegt? Du mußt ihm folgen! Ach komm! komm! süßes, theures Mütterchen, lasse mich nicht unter fremden Menschen sterben." Auf diese Art ungefähr hat er gesprochen, und ist dann etwas ruhiger geworden, der arme Herr Resch, und wieder in seine Kissen zurückgesunken und hat die Augen geschlossen. Da habe ich ihn denn verlassen und dann geschwind die Anne Marie gerufen und nach dem Barbier geschickt, und bin hierauf zu Ihnen gegangen, Hochwürden, Herr Vetter! Nun sagen Sie, was zu machen ist."

Der Pfarrer ging, heftig bewegt, auf und nieder und trocknete sich eine Thräne im Auge. „Hier kann nur Gott helfen, glaube ich," sprach er, „ich will während der Messe inbrünstig für den guten Kaplan beten, und dann lasse Sie doch auch eilig den Boten holen und bestelle Sie ihn nach dem Gottesdienste zu mir. — Es wäre doch ein Jammer, wenn der Herr Resch schon in seinen jungen Tagen heimgehen müßte; ich mag mir das Herzleid seiner alten Mutter in Passau gar nicht denken, denn er ist ein

guter Sohn, und ich weiß, daß kaum zwei Brautleute, die eben vor dem Altar stehen, sich so heiß und inniglich lieb haben, als er und seine Frau Mutter, der es schon Schmerz genug ist, daß ihr Sohn von ihr ferne lebt; denn ihre stete Sorge um ihn findet nichts Gleiches auf Erden, außer der seinigen um sie. — Ich will doch noch vor dem Gottesdienst zu ihm gehen und sehen, wie es mit ihm steht; ich hätte mir noch gestern Abends gar nicht gedacht, daß seine Krankheit so schnell bedenklich werden könnte. — Wie Gott will! — Gehe Sie in Gottes Namen, Frau Muhme; mir scheint, ich sehe dort den Barbier heranschleichen, er geht, als ob er die Füße nicht vom Boden heben könnte. Gott verzeihe Einem alles böse Urtheil über den Nebenmenschen; aber ich wollte doch, daß er weniger Gleichgültigkeit in seinem Amt und weniger Eigensinn in seiner Methode hätte."

Die Haushälterin entfernte sich mit bekümmertem Antlitz, um den Barbier zu empfangen und in die Krankenstube zu führen. —

Inzwischen war der Schulmeister gekommen und hatte dem Pfarrer gemeldet, daß er zum Gottesdienst zusammenläuten lasse, weil es bereits Dreiviertel auf sieben Uhr geschlagen.

„Schon so spät?" sprach der Pfarrer verwundert;

die Zeit war ihm während der Berichte seiner Haushälterin, unter Sorgen um den geschätzten Helfer in der Seelsorge und unter Nachdenken über die sonderbaren Symptome des Kranken allzuraſch entschwunden. Er verabschiedete den Schulmeister, zog seinen langen schwarzen Amtsrock an und überlas dann nochmals sein Predigtheft. Mit verdüsterter Stirn blätterte er darin, und legte es dann auf den Tisch, indem er vor sich hin sprach: „Die todten Lettern verschwimmen mir vor den Augen, ich will das ganze Concept liegen lassen und werde heute den Text lieber so auslegen, wie es mir der Gedanke und das Gefühl des Augenblicks eingibt. Ach! mein Herz ist jetzt so umdunkelt, daß aller fröhliche Morgenschein dort außen es nicht völlig erhellen kann."

Inzwischen begann das vollstimmige Sonntagsgeläute, dessen Töne, wiewohl keiner andern Art, als die an Werkeltagen, doch dem Menschenherzen am Festtage des Herrn viel feierlicher, wohlthuender klingen. Woher dieß doch wohl kommen mag? Ist doch auch unser Herz dasselbe, unsre Pulse klopfen in demselben Schnelle, und doch ist uns am Tage des Herrn so zu Muth, als feierten wir unsern Geburtstag, oder als käme, zu jeder Zeit des Jahres, gerade an diesem Tage ein neuer geistiger Frühling, um bei uns einzukehren im morgendlich-frischen Herzen.

Der Herr Pfarrer nahm sein Gebetbuch und das Verkündbuch, worin die Trauungen und die Austheilung der in der folgenden Woche zu lesenden gestifteten Seelenmessen aufgezeichnet sind, unter den Arm und verließ seine Studierstube. An der Thüre seines Kaplans hielt er inne, öffnete sie, sah auf einen Augenblick hinein und fragte den Barbier, der mit ernster Miene am Bette stand, durch Geberden um den Zustand des Kranken. Dieser schüttelte den Kopf und bedeutete, daß er die Hoffnung aufgebe. Mit schwerem Herzen ging der würdige Pfarrer bei dieser trüben Auskunft wieder hinweg und verdoppelte seine Schritte, um in die Kirche zu gelangen.

II.

Das feierliche Hochamt hatte geendet; nach dem „Ite, missa est!“ stimmten alle Instrumente mit der Orgel noch in einen jubelnden Aufruf zum begeisterten Glauben ein und verhallten dann in leiser Demuth bei der Segenweihe, die der ehrwürdige Pfarrer, mit verhüllten Händen das hochwürdige Gut emporhebend, der andächtigen Gemeine ertheilte.

Der Pfarrer betrat hierauf die Kanzel, gefolgt vom Schulmeister, der ihm das Evangelium, das Gebet-

buch und das Verkündbuch reichte und dann bescheiden die Stufen der Kanzel wieder herabstieg. Der Pfarrer, blos in den Chorrock gekleidet und mit der reichgeschmückten Stola umhangen, legte sein Priesterkäppchen auf die mit rothem Damast verzierte Kanzelbrüstung, las dem Volk den Text des Evangelii vor und begann hierauf, nach dem gewöhnlichen Gebet um göttliche Erleuchtung, die Predigt. — Er hatte das Thema von der Erscheinung des heiligen Geistes im Tempel zu Jerusalem statt seines früheren vom Königlein zu Kapernaum gewählt, legte die Geschichte aus und fing an von der Kraft des Willens im Herrn zu predigen. — Im Verlauf seiner feurigen Rede sprach er, wie folgt:

„Und also, lieben Brüder! wie der heilige Geist damals ein sichtbares Vorbild gegeben hat, an den ersten Bekennern und Jüngern des göttlichen Heilandes, Männern, deren einziges Ziel war, das himmlische Reich auf Erden zu gründen, daß ihnen ihr Verstand erleuchtet ward, mehr zu schauen, als die blose sinnliche Welt; daß ihnen ihre Zunge gelöst ward, in allen Sprachen die eine Sprache des Unvergänglichen, was in Gott und jeder Menschenbrust liegt, zu reden; daß ihnen der Wille befestigt und in Feuer gehärtet ward, Alles zu erfassen, sich eigen zu machen und zu vollbringen, was sie als gut, nothwendig und

heilig erkannt; so lebt und wirkt der Geist Gottes, der Geist der Wahrheit, Liebe und Vereinigung auch noch jetzt zur heutigen Stunde und immerdar. Lieben Brüder! ja, es gibt noch jetzt eine Kraft des Geistes, daß er, von Leidenschaften ungetrübt und ungeschwächt, mehr, als gemeiniglich glaubwürdig ist, vollbringen kann. Ein reiner Wille, der sich ganz aus den irdischen Banden der sterblichen Hülle loswindet, fliegt schnell, wie ein Adler, den in der ungemessenen Höhe Euer Auge nicht mehr erreicht, selbst als kleinen Punkt verliert — fliegt schnell wie der Blitz, dorthin, wo er das Ziel seiner Sehnsucht findet. Noch immer ist der menschliche Wille so stark, daß er auch ein fremdes, rein und heilig liebendes Wesen, auch in entfernten Räumen, anzieht (wie der Magnet durch verborgene Kraft das Eisen anzieht), bis beide Wesen in eine reine Wesenheit sich auflösen; so stark ist der Wille des Menschen durch die Kraft der Liebe und Einigung. Das ist eine höhere Liebe und Einigung als alle sinnliche, vergängliche, die blos augenblickliche Wirkungen erzeugt und sich alsdann verflüchtigt. Nein, diese höhere Liebe und Einigung ist der Spiegel jener allgemeinen wundervollen, wechselseitigen Liebe und Einigung, wodurch jedes Wesen in der Natur, selbst das anscheinend leb- und empfindungslose, durch ein andres in geheimnißvoller

Liebe angezogen wird und sich selbst und das andre hält und erhält.

Die ewigen Sterne dort oben folgen diesem heiligen Gesetze; sie schweben in den unermeßlichen blauen Räumen nur dadurch, daß sie einander fesseln, einer durch die Schwerkraft des andern; diesem Gesetze folgt Stein, Pflanze und Thier; der Mensch, die Krone der Schöpfung, begabt mit dem wunderbaren, unvergänglichen Talisman, der Seele, lebt nicht einzeln, lebt nicht blos durch die alt-herkömmlichen Gesellschaftsverhältnisse allein; — nein, sein Wille verbindet ihn innig und unauflöslich mit einem seines Gleichen, sieht nicht auf die eigene und fremde äußere Gestalt, auf Zeit und Raum, sondern lebt ohne Zeit und Raum in dieser unsichtbaren Durchdringung zweier Wesenheiten zu Einem. Das ist die Ahnung der göttlichen Liebe; das ist der eigentliche Kern, die Ursache und der Haltpunkt des Lebens, des unvergänglichen Lebens; hierin liegt uns die unwiderlegbare Bürgschaft der Unsterblichkeit aufgeschlossen. Aus diesem Born, lieben Brüder! lasset uns trinken; in diesem Born liegt das Geheimniß der Erlösung, denn Erlösung ist liebendes Streben zum Leben im Ganzen; und alles äußere Leben ist dadurch von Anbeginn her dem Tode verfallen, weil es schon durch die räumliche äußere Form Anspruch macht, sich

selbstständig, ausschließlich, eigensüchtig in einem bestimmten Raum zu bewegen, dem entgegenkommenden nicht zu weichen. Darum ist auch der Tod weniger eine Verwandlung der Form unsers Lebens, als eine Aufhebung des einzelnen und doch tausendfachen Egoismus, ein Streben zum Leben des Ganzen. Christus der Herr, der die Riegel des Todes gebrochen, hat uns deßhalb auch das Vorbild gegeben, so zu leben, daß unser Geist sich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, unser Wille vom einzelnen Ich zur liebenden Vereinigung wende. Die jugendliche Liebe der Geschlechter ist irdisch, ist nur ein schwacher Abglanz jener höheren geistigen Liebe, deren irdischen Spiegel die Liebe von Aeltern und Kindern zeigt. Und wie es auf Erden nichts Erhabeneres gibt, als diese Liebe von Aeltern und Kindern; so weiß die Kirche selbst die göttliche Liebe nicht kräftiger darzustellen, als indem sie uns Gott als Vater zeigt. Ohne diese Liebe gibt es kein Leben, sowie keinen Glauben; ihr ist nichts unmöglich; sie zieht das Entfernte an sich durch keine andre Kraft, als die des eigenen Willens, der sich als Sehnsucht zeigt, und eben deßhalb ist ihr magnetisches Anziehen eines andern Wesens eigentlich selbst ein Angezogenwerden von diesem. Das ist die Macht des Geistes Gottes, welcher kein andrer ist, als — der Geist der reinsten

Menſchlichkeit. — Dieſem Geiſt laſſet uns immerdar die Tempel unſres Leibes heiligen; Liebe iſt das Brandopfer, Treue der Altar, und darum ſoll man, wenn die Kraft des Geiſtes immer freier, unabhängiger, ſelbſtſtändiger ſich zu entwickeln beginnt, wenn der Tempel zuſammenſtürzt, nicht an der Kraft des Geiſtes verzweifeln, der über den geſunkenen Trümmern ſchwebt, ungehindert zuſammen zu ſtrömen in Liebe und Einigung. Amen!“

Der Pfarrer ſchloß hiemit ſeine Rede, welcher die Gemeinde mit Verwunderung zugehört hatte; denn, gewöhnt an ſchlichte, verſtändliche Sittenvorträge aus dem Munde des alten Pfarrers, wie an anmuthig-einfache Darſtellungen der göttlichen Liebe (wie ſolche ſonſt der Herr Kaplan auf der Kanzel erörtert), folgte der hausbürgerliche Sinn der Zuhörer nur mühſam dem Ideengange des begeiſterten ehrwürdigen Geiſtlichen. Manche aus der Zahl der ältern Leute wurden, obgleich auferbaut von der Empfehlung der Kindesliebe, doch ſehr bedenklich, ob auch die ganze heutige Rede ihres Herrn Pfarrers gut katholiſch geweſen ſey. Er war ihnen ſeit langen Jahren als ein rechtſchaffener Ehrenmann, ſtreng im Glauben und werkthätig erſchienen; deſto ſeltſamer befremdeten ſie die mancherlei unerhörten Wendungen der heutigen Predigt. Der alte Herr Pfarrer, der

jetzt selbst nicht begriff, wie es zuging, daß ihm bei der Predigt so ganz plötzlich die ungewohnten Worte vom Munde geströmt waren, kniete nieder und betete zuerst allein; dann wendete er sich, mit jugendlichem Roth auf den Wangen und einer milden, gläubigen Flamme im Auge, gegen seine Gemeinde, sprach laut die gewöhnlichen Kirchengebete und forderte dann die Gemeinde auf, für das leibliche Wohl oder, je nachdem des Herrn Wille geschehe, für die selige Sterbestunde ihres Kaplans zu beten, der in schweren Krankheitsnöthen darniederliege. Ein Laut des Mitleids und der Angst schwebte auf allen Lippen, denn jedermann liebte den wackeren, tadellosen, jungen Priester, und aus allen Herzen schwebte zum Himmel ein kräftiges Gebet für den Kaplan, der während seines zweijährigen Aufenthaltes in Deggendorf jedem Betrübten ein treuer Freund, jedem Kranken ein milder Tröster, jedem Unglücklichen ein wackerer Beistand durch Rath und That, allen Kindern ein liebevoller und geliebter Lehrer gewesen war.

Als das Gebet gesprochen war, verkündigte der alte Pfarrer noch die Brautpaare, welche am dritten Sonntage getraut werden sollten, und verlas die Berechnungen der milden Gaben für die Armen, so wie die Eintheilung der gestifteten Seelmessen für die

beginnende Woche. Hierauf entließ er die Gemeinde und begab ſich von der Kanzel in die Sakriſtei, entkleidete ſich dort vom Amtsornat und ging nach Hauſe.

III.

Inzwiſchen lag der Herr Reſch in immerwährendem Fieber. In ſeine Krankenſtube blickte die Morgenſonne gar freundlich und wohlmeinend; ihre Strahlen wirbelten und kräuſelten auf das Siechenbett und ſchienen auf des Kranken fiebernde, hochklopfende Bruſt. Draußen vor dem Fenſter zwitſcherten und ſangen, ſorglos und munter, als wüßten ſie nicht, daß drinnen der Tod gegen das Leben anringe — die lebensluſtigen Vöglein, wiegten ſich auf den Aeſten der Pfirſichbäume, flatterten hin und her, ſchwätzten in wirbelnden Tönen von Frühlingsfreuden, koſend im Morgenduft. Auch das kleine Springbrünnlein im Hausgarten des Pfarrers hüpfte im gleichmäßigen Takt gar fröhlich in die Höhe und ſpielte, wie ein heitres Kind, mit der goldenen Kugel, die es bald auf ſeines Strahles Spitze, wie ein geſchickter Gaukler auf der Naſe, tanzen machte und balancirte, bald auf das elaſtiſch geſpannte Netz herabkollern ließ, welches ſie alſogleich wieder in die

Höhe ſchnellte, worauf dann das Spiel auf's Neue begann.

An all dieſem fröhlichen, unſchuldigen Spiel nahm der arme Kranke keinen Antheil; er ſchaute nur ſtarr und unverwandt auf die Sonnenſtrahlen, die ſich durch das Laubwerk vorm Fenſter in die Stube ſchlichen. Die alte Anne Marie ſaß ſchläfrig und träg nickend an ſeinem Bett zu Füßen, mit dem Rücken halb gegen den Kranken gewandt. Die Haushälterin wohnte eben noch dem Gottesdienſt bei, der Barbier hatte ſich gleichfalls entfernt, nachdem er die Krankheit des Kaplans für ein ſehr gefährliches Nervenfieber erklärt; er war gegangen, um eigenhändig eine Mixtur zu bereiten, und hatte der alten Anne Marie aufgetragen, auf den Kranken ein ſcharfes Auge zu haben.

Das hatte nun aber die alte ſtumpfſinnige Anne Marie nicht; ſonſt müßte ſie gewiß bemerkt haben, (was ſie nicht bemerkte) daß der Kranke, deſſen ſtrenger, gebieteriſcher Blick die ganze Nacht über und ſeit Sonnenaufgang auf einen und denſelben Fleck hin gerichtet war, ſich allmählich erhob; daß ein freundliches mildes Lächeln, als wie nach gewährter heißer Sehnſucht, ſeine glühende Stirn entwölkte; daß ſein unverwandter Blick die Feſſeln plötzlich zu brechen ſchien, und, zwar noch immer mit einem

leiſen Anflug von Verwirrtheit, aber doch auch mit einem helleren Schimmer von innerer Zufriedenheit und heiliger Seligkeit umherblickte und ein anderes unſichtbares Weſen anzuſchauen ſchien.

Endlich löste ſich auch das Siegel des Schweigens, was er ſeit der Haushälterin erſtem Beſuch unverbrüchlich bewahrt hatte, von ſeinen Lippen; die alte Anne Marie vernahm, unwillkürlich aus ihrem Stumpfſinn ein klein wenig erwachend, wie der Kranke ganz leiſe, als fürchtete er, belauſcht zu werden, ſprach:

„Habe Dank! Du einzig treues Weſen, daß du meiner Bitte gefolgt biſt. Siehe! jetzt bin ich himmliſch-froh und ſelig, daß ich Dich, Dich, Dich! o Du heilig Geliebte, wieder habe. Aber ſage mir, warum empfandeſt Du dieſe Angſt?“

Eine ernſte Pauſe folgte ſeiner Rede. Es war, als horchte er einer Antwort. Dann flüſterte er wieder:

„Siehe, Mutter! ich war überzeugt, Du würdeſt gewiß kommen; ich fürchtete mich damals vor dem Sterben; ich muß freilich jetzt darüber lächeln; denn wie arg dachte ich mir's. Nun ſehe ich recht, was Sterben iſt, es kommt mir ſo ganz unbedeutend, ſo leicht, ſo wohlthuend vor, daß ich nie im Leben ſüßere Wonne empfand. Doch freilich! danke ich

dieſe Seligkeit, wie alle von jeher, nur Dir, nur Dir allein! Denn wäreſt Du nicht gekommen, ich hätte zwar nicht an Deiner Liebe gezweifelt, aber an der Kraft meiner Liebe, die unfähig geweſen wäre, bis zu Dir zu fliegen. Nun, da ich erkenne, daß Liebe ſtärker iſt, als das Leben, und da ich fühle, daß ich kräftig genug bin, Dich ſo ganz zu lieben, wie Du mich; nun weiß ich keine größere Wonne mehr."

Er verſtummte und ſchien auf's Neue einer Antwort zu lauſchen.

„Ach, wie Du mild biſt!" ſprach er dann. „Du ſorgſt ſogar noch dafür, dieſe ſterbliche Hülle, in der noch jener Theil meiner Seele haftet, der ſie belebt und bewegt, dieſe Hülle, von der ich doch in Kürze ganz frei werde, zu erfriſchen und zu kühlen. Ich danke Dir, Du Liebe! Aber ſieh' nur, wie ganz ſchmerzlos meine Seele iſt, ganz ohne Furcht irgend eines Schmerzes; denn da Du auf mein Verlangen zu mir kamſt, bevor ich noch ganz frei von dieſer morſchen Hülle ward, ſah ich ein, daß es nie eine Trennung fürder geben kann."

Eine neue Pauſe folgte. Der alten Anne Marie, die vor Angſt und Grauen ein Kreuz ſchlug und es nicht wagte, den Kranken anzublicken, kam es vor, als hörte ſie ein leiſes Flüſtern, als regte es ſich hinter ihrem Rücken, zu Häupten des Kranken.

„Ich danke Dir, Du Theure!“ flüsterte der Kranke auf's Neue. „Du haſt meine Hülle mit dieſem Heiltrank erquickt und gekühlt. Es iſt der Reſt, der letzte Trank geweſen.“

In demſelben Augenblick hörte Anne Marie den ſilbernen Eßlöffel, aus welchem man dem Kranken die Arznei zu den vorgeſchriebenen Stunden reichte, vom Nachttiſchchen, wo er lag, zur Erde fallen. Erſchreckt ſah ſie ſich um, in der Meinung, es ſey Jemand unvermerkt in's Zimmer getreten und habe dem Kränken Arznei gereicht, denn ſeine Lippen waren noch naß von dem Trank, der Löffel desgleichen, und das Arzneiflaſchchen, worin vor Kurzem, da der Barbier fortgegangen, noch gerade eine Doſis Mixtur ſich befand, (ſeither hat ſie dem Kranken niemand gereicht) war — leer; auch lag der Stöpſel, den Anne Marie bei der letzten Doſis ſelbſt darauf gepfropft hatte, daneben auf dem Tiſchchen. —

„Jeſus, Maria und Joſeph!“ ſchrie die abergläubiſche Alte und ſank ohnmächtig auf den Stuhl zurück. Der Schrecken hatte ſie an allen Gliedern gelähmt.

„Das war ein Kuß von Deinen Lippen!“ flüſterte der Kranke, hochaufathmend, kaum vernehmlich, aber mit einem Tone, der die höchſte Seligkeit ausdrückte. „Alſo morgen!?“ lispelte er

noch und lehnte dann sein Haupt in die Kissen zurück.

In demselben Augenblick, noch während des Kranken verhallender Rede: „Das war ein Kuß!“ öffnete sich die Thüre der Krankenstube, und herein trat der Pfarrer und seine Haushälterin. Die letztere hielt mehrere Pfarrkinder ab, in die Stube zu treten, indem sie leise hinausredete: „Wartet nur ein klein Bischen, lieben Leute; Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, ist drinnen bei ihm und wird Euch gleich sagen lassen, wie es dem armen Herrn Resch geht.“

„Er schläft!“ sprach der Pfarrer, indem er ihn betrachtete, und fügte, zu seiner Haushälterin gewendet, leise hinzu: „Sehe Sie doch, Frau Muhme, wie gut er aussieht — roth wie das Leben. Ich hoffe, dieser sanfte Schlaf, (man hört ihn kaum athmen) wird ihn erquicken, und die Krisis ist vorüber.“

„Was ist denn der Anne Marie?“ fragte die Haushälterin verwundert, indem sie an der Ohnmächtigen rüttelte. „Wache Sie doch auf! Sehe mir ein Christenmensch die Lieblosigkeit und Gleichgültigkeit an, an einem Krankenlager zu schlafen!“

„Leise, leise! damit der Herr Resch nicht erwacht!“ begütigte der Pfarrer die eifernde Muhme. „Aber Herr Jesus! sie ist ja ohnmächtig. Frau

Muhme! hole Sie doch etwas Eſſig. Ich will indeſſen hier bleiben."

Die Muhme ging und kam eilig wieder, brachte Eſſig mit und erweckte die Ohnmächtige, die jedoch noch unfähig war, zu ſprechen.

„Hat Sie den Boten beſtellt, Frau Muhme?" fragte der Pfarrer.

„Ja wohl!" erwiederte die Haushälterin, „er wartet vor Ihrer Zimmerthüre, Hochwürden, Herr Pfarrer!"

„Dann bleibe Sie indeſſen bei dem Kranken," ſprach der Pfarrer, „ich will den Boten augenblicklich nach Paſſau ſchicken; er ſoll Poſtpferde nehmen, damit er der Frau Mutter des Herrn Reſch die Nachricht von der Krankheit ihres Sohnes bringe und ſie bitte, ſchleunigſt hieher zu kommen. Ich glaube, ihre Ankunft würde, bei der großen Liebe und Sehnſucht ihres Sohnes nach ihr, für ſeine Geneſung ſehr wichtig ſeyn." —

Noch in derſelben Stunde reiste der Bote mit Extrapoſt für des Pfarrers Rechnung nach Paſſau.

IV.

Bis Vilshofen war der Bote in aller Eile gereist, über die Donaubrücke hinüber, wo er in

der Post frische Pferde zu finden gedachte, um mit denselben seine Reise ungesäumt fortzusetzen.

Im Posthause zu Vilshofen, wo er sich am Nachmittag des Pfingstsonntages, während man die Pferde anschirrte, mit einem Trunk Bier erlabte und auf die Fragen des Posthalters den Anlaß seiner schnellen Reise erzählte, erfuhr er, daß gerade auch ein Fuhrwerk vor dem Hause halte, welches von Passau komme.

Der Bote ging vor das Thor, wo die Chaise stand, schaute in den Wagen und sah eine alte Frau darinnen, welche er ohne viel Umstände fragte, ob sie, wenn sie von Passau sey, die Frau Resch daselbst nicht kenne und ihre Wohnung wisse. Er stellte diese Frage im Vertrauen auf einen günstigen Zufall, daß die Reisende die Frau Resch wirklich kenne oder doch von ihr wisse, und damit er alsdann bei seiner Ankunft in Passau nicht durch weitläufige Erkundigungen nach ihrem Wohnort aufgehalten werde; denn der Herr Pfarrer hatte ihm die größtmöglichste Eile auf's Gewissen gebunden.

Wie sehr erstaunte jedoch der Bote, als die Frau ihm erwiederte: „Ich bin's selbst. — Hat man mich vielleicht holen lassen? Spar' Er sich den Weg, guter Freund, und kehre er gleich wieder mit mir um. Ich weiß, was er mir zu sagen hat. Ach! mein Sohn ist ja todt!“ Thränen erstickten ihre Worte.

Der Bote wußte nicht, was beginnen. „Wie ist das möglich," rief er, „daß Sie dieß weiß, da Sie doch von Passau kommt und ich gerade Weges von Deggendorf? Sie ist wohl nicht recht bei Trost. Ueberdieß ist ja der Herr Kaplan nicht gestorben, sondern nur sehr bedenklich krank, am Nervenfieber, wie der Barbier sagt."

„Er ist heute Vormittags fünf Minuten vor zehn Uhr gestorben?" erwiederte die weinende Frau mit Bestimmtheit. „Es ist, wie ich sage."

Der Bote ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen, sondern wurde in seiner Meinung bestärkt, daß die gute alte Frau nicht recht bei Troste sey, setzte sich, da die Pferde angeschirrt waren, in den Wagen und fuhr eilig fort nach Passau. Als er dort anlangte und sich nach der Wohnung der Frau Resch erkundigte, erfuhr er, daß sie um ein Viertel nach zehn Uhr die Stadt verlassen und in aller Eile nach Deggendorf gefahren sey, der Bote müsse sie ja begegnet haben.

Am andern Tag, am Pfingstmontag starb die Frau Resch, die noch am Abend des Pfingstsonntages nach Deggendorf gekommen war, an der Leiche ihres Sohnes, des Herrn Kaplan Resch, Vormittags fünf

Minuten vor zehn Uhr ſanft, friedlich und lächelnd wie ihr Sohn. Der alte Herr Pfarrer, der ihr die Seele ausſegnete, weinte aufrichtige Thränen.

Am Tage darauf, dem dritten Pfingſtfeiertag, Vormittags zur ſelben Stunde ließ er die beiden Leichen feierlich zur Erde beſtatten und erwies ihnen die letzten Segnungen der katholiſchen Kirche. Als die Särge hinabgeſenkt waren, ſprach er ernſt, und ſein klares Auge gen Himmel erhebend, zu der Gemeinde:

„Der Geiſt und der Wille des Menſchen iſt ſtark durch den Geiſt Gottes, der da heißt der Geiſt der Liebe und Einigung. — Möge, wenn mein letztes Stündlein ſchlägt, Euere Liebe, meine Kinder, die ich wie ein echter Vater liebe, mich nicht verlaſſen. Meine Lieben! Der Tod iſt der Weg zum Leben!“

Broſam.

I.

Der reiche Mann weist einen armen Knaben ab.

Des Königs Vogt war ein überaus reicher Mann; der ſaß eines Tages mit verdrießlichem Geſichte an ſeinem Tiſch, der mit Speiſen und Leckerbiſſen aller Art reichlich beſetzt war. Aber das Eſſen ſchien ihm nicht zu ſchmecken, denn er nahm einen der koſtbaren Biſſen nach dem andern und reichte ihn ſeinem großen Fanghund, welcher zu ſeinen Füßen lag und wohl ein rechter Vielfraß ſeyn mochte; denn, je mehr ihm der reiche Mann gab, deſto ungeduldiger verlangte er noch immer mehr und betrug ſich dabei ſehr ungezogen und ungeſtüm. — „Du biſt ein ſchöner Hund,“ ſprach der reiche Mann, indem er der wilden Beſtie um die Ohren kraute, „du biſt auch noch meine einzige Freude auf der Welt, denn die

Menschen sind mir alle zuwider; — wenn sie freundlich sind und schmeicheln, so weiß ich schon, was das heißen soll; das soll nämlich nichts anders heißen, als: wir brauchen Geld, gib uns welches. Und ich habe auch Geld," — er klimperte wohlgefällig in den Taschen mit vielem Gold und Silber. — „Ja, Gott sey Dank! ich habe Geld, ich habe mir's mühsam mit Blut und Schweiß erworben; aber eben darum habe ich keine Lust, auch nur einen Kreuzer davon, nur einen rothen Heller zu verschenken oder zu verleihen, das heißt — ohne Zinsen! Ich bin genug betrogen worden von schlechten Freunden, von meinem eigenen ungerathenen Sohn, der in die weite Welt gegangen ist und mir bis jetzt auch nicht mit keinem Buchstaben zu wissen machte, wo er sich herumtreibt, — bin genug betrogen worden von Verwandten und Fremden, und darum hasse ich sie alle; und wenn ich Einem mit einem falschen Heller oder durch ein Rindchen schimmlichen Brodes, das für meinen Hund zu schlecht ist, vom Tode helfen könnte, so würde ich's wahrhaftig nicht thun. — Du bist noch der einzige Treue! du wirst mich gewiß nie betrügen oder verrathen! — Da, Tiras! fang schön!" — er warf dem garstigen, bissigen Hunde ein großes Stück herrlichen Bratens zu; Tiras verschlang es mit Heißhunger, ließ aber das schöne weiße Waizenbrod,

welches ihm der reiche Mann gleichfalls zugeworfen hatte, unberührt am Boden liegen und ſchob es, wie ein recht niederträchtiger Wohlſchmecker, den man verdientermaßen ganz und gar faſten laſſen ſollte, mit den unreinlichen Tatzen von ſich. —

„Schau! Schau!“ ſprach der reiche Mann, „wie du ſo heikel biſt, Tiras! Nun, genire dich nicht, thu' als ob du hier der Herr im Hauſe wäreſt. Glaub's wohl, daß dir das Brod nicht ſchmeckt, wenn du Braten haben kannſt. Ei! du biſt nicht dumm, Freund Tiras!“ —

Inzwiſchen wurde der Hund aufmerkſam, ſpitzte die Stumpen ſeiner abgeſchnittenen Ohren, ſo gut er ſie zu ſpitzen vermochte, hob ſich aber in ſeiner großen Faulheit nicht vom Boden auf, ſondern knurrte nur, mit dem Kopf halb gegen die Thüre gewendet, ganz ungezogen und vornehm, als wollte er ſagen: Ich und mein Herr, wir zwei haben jetzt ſehr wichtige Geſchäfte, wir müſſen eſſen, und dabei wird männiglich höflichſt erſucht, uns nicht zu ſtören, indem wir ſonſt gezwungen wären, unhöflich zu ſeyn, ich nämlich, zu beißen, und mein Herr, den Gaſt zur Thüre und Treppe hinaus- und hinabzuexpediren ohne Komplimente.

Da pochte es ſehr beſcheiden an der Thüre; der reiche Mann ſagte freilich nicht herein, aber doch

öffnete sich die Thüre ein klein wenig und demüthig sah ein blasses Kind herein, ein schöner Knabe mit verweinten Augen und abgehärmten Wangen, die schönen goldenen Locken fielen ihm in krausen Ringeln auf die zarte Stirne herab. Er war ärmlich gekleidet, ein sehr knappes Röckchen, vielfach geflickt, aber gar reinlich ausgebürstet, bedeckte zur Noth seine Blöse. Der Hund knurrte lauter, als der arme Knabe leise das Vater unser betete; der reiche Mann sah sich um, und anstatt daß er den Knaben gleich abgewiesen hätte, lachte er ihn noch obendrein aus und begleitete jede Bitte des Vaterunsers mit bösen freventlichen Worten. — „Gib uns heute unser tägliches Brod," betete der Knabe, der reiche Mann lachte hell laut auf und sprach höhnisch: „Das soll wohl auf mich gehen, aber ich bin nicht Gott Vater, und darum kümmere ich mich nicht drum, sondern der Gott Vater, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Vögel in der Luft speist, der möge auch dich versorgen. Hier ist nichts für dich zu kriegen. Schere dich fort, du aufdringlicher Betteljunge!"

Mit solchen und ähnlichen Worten begleitete der unbarmherzige reiche Mann die Bitte des Vaterunsers, welches der arme Knabe betete; so sagte er, als er die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung"

hörte — „Führe mich nicht in Verſuchung, du widerwärtiger Betteljunge, daß ich, wenn meine Geduld reißt, meinen guten Tiras auf dich hetze; denn wenn du mich nicht bald von deiner üblen Gegenwart erlöſeſt, ſo thue ich's wahrhaftig!“

„O Herr! habt Erbarmen!“ ſprach der Betteljunge ſo flehentlich, daß ſich hätte ein Stein erbarmen mögen; „vergönnt mir nur ſo viel von der ſchönen Gottesgabe, als Ihr unter den Tiſch werft, als ſelbſt Euer Hund nicht berührt.“

„Nichts da!“ rief der reiche Mann ſtreng und unbarmherzig — „Schere dich fort!“

„'S iſt nicht für mich, daß ich bettle,“ ſprach der Knabe; „aber, Herr, 's iſt grimmig kalt draußen, und ich habe noch einen Kameraden draußen, den mir ſein Vater ſelig auf dem Todtbett anvertraut hat, einen gar lieben Kameraden, den ich auf Erden ſo lange betreuen muß, als er lebt; nun friert er aber gar jämmerlich und kann kaum mehr ein Paar Schritte gehen. Erlaubt ihr denn gar nicht, daß ich das arme Kind in Eure warme Stube bringen darf, vergönnt Ihr ihm denn nicht das Krümchen Brod, das Euer Hund verſchmäht?“

„'S kommt immer beſſer!“ ſchrie der reiche Mann, vor Wuth lachend; — „ei! ſoll ich ganze Bettlerfamilien beherbergen? Iſt mein Haus eine Bettelkneipe?

Packe dich fort, was geht's mich an, daß dein Kamerad friert? — Ich mache nicht, daß es kalt oder warm wird draußen. Was kann ich dafür, daß ihr Beide ausgehungert seyd. Ich habe keine Pflicht, euch zu speisen, ich bin kein Bettelvogt. Geht zu den Vögeln des Himmels und seht zu, ob euch diese etwas von ihrem Brosam lassen."

„O! wenn Ihr von Gott im Himmel Erbarmen hofft und Gnade," fuhr der arme Knabe dringend fort und ließ nicht ab zu flehen, „so beschwöre ich Euch, habt Erbarmen und Mitleid; denkt Euch, mein armer Kamerad sey mit Euch blutsverwandt. Die Menschen sind ja alle Brüder!"

„Hobo!" fiel ihm der reiche Mann [illegible] Wort; „da hätt' ich am Ende wohl gar für die ganze Menschheit zu sorgen und könnte dabei aus christlicher Liebe und Milde selbst verhungern?! — Nichts da! Marsch! Und wenn dein Kamerad mein eigner Sohn wäre — — und ich könnte ihn mit einem Krümchen Brod vom Hungertode retten; — ha! mein Sohn war ein undankbares Kind, verließ mich und ging in die weite Welt! — 's sind nun schon gegen dreißig Jahre und darüber noch! — — Nichts da! Marsch! eher wollt' ich — ich habe geschworen, Keinem auf Erden mehr Gutes thun — eher wollt' ich selbst betteln gehen müssen auf der Stelle, und wollte verdammt seyn,

von keiner Seele Almosen und Brod zu bekommen, als ich einem Bettler auch nur einen Judasheller gäbe. Nun weißt du's, das habe ich mir einmal selbst zugeschworen, und dabei bleibt's, und damit Punktum!"

„Aber um des Heilands willen," erwiederte der Knabe sehr angelegentlich und dringend; — hört doch nur, mein Kamerad ist — — —"

Da knurrte Tiras immer lauter, und der reiche Mann, dessen Ungeduld auf's Aeußerste gestiegen war, rief: „Huß, Tiras, Huß!" So hetzte er roh und unbarmherzig den grimmigen Hund auf den armen Knaben. „Ich will verflucht seyn, all mein Hab' und Gut [illegible]erlieren und zu verhungern, eh' als ich je einem Bettler was Liebes und Gutes erweise; denn sie haben mich allzusehr betrogen, und würden's in jedem Augenblick wieder thun, und würden mich auch abweisen, wenn ich betteln ginge."

Nun sprang der Hund mit rechter Lust hinter dem armen Knaben einher, und jagte ihn zur Thüre hinaus und die Treppe hinab und zum Hause hinaus.

II.

Von der Haushaltung des armen Mannes, der den armen Knaben aufnimmt und als Sohn behält.

Der arme Mann saß in seinem engen niederen Kämmerlein und blies in die Paar Köhlchen, die er

zusammengebettelt, mit schwachem Athem, daß sie zu knistern begannen. Er hatte gar wenig Geräthschaften in seinem Hause, und die er hatte, die waren zwar alle sehr hinfällig, aber doch mit vielem Fleiß reingehalten und auf den Glanz hergestellt. Ein Stuhl aus Tannenholz mit einer schmalen herzförmigen Lehne, und ein Tisch auf drei Beinen, gleichfalls von sauberem Tannenholz, und ein Strohsack auf dem ebenen Boden, daneben eine Schaufel und ein kurzer dicker Hammer an einem langen Stiel, womit er, wenn es gerade Arbeit gab, die großen Steine auf den Heerstraßen zerklopfte, — und dann noch ein altes Gebetbuch, das unter [illegible] kleinen Crucifix lag — das war sein ganzer [illegible].

Während der arme Mann (den es tüchtig [illegible] weil er bei dem kalten Wetter den ganzen Tag über Steine geklopft hatte) nun die Kohlen anblies, und sich in Gedanken schon recht herzlich auf sein Stück Brod freute, was er sich für zwei Kreuzer gekauft hatte, und welches noch in seiner Tasche steckte; — klopfte es bescheidentlich an seiner Thüre. „Ei!“ dachte sich der arme Mann, „wer kommt denn noch am Abend, um mich zu besuchen? Mich besucht sonst Keiner, denn ich bin ja arm! Vielleicht ist es ein strenger Vogt des Königs, der den Zins fordert, welcher doch eigentlich erst morgen fällig ist; aber

freilich, mit uns armen Leuten macht man nicht eben viele Umſtände. Oder iſt's vielleicht Einer, der mir eine Arbeit beſtellt, wobei ich was Beſſeres verdienen kann, als zwei Kreuzer des Tages? — O du lieber Gott, das wär' ein groſſes Glück; denn dieß Brod für zwei Kreuzer iſt ſo ſchmal, und mein Hunger iſt doch ſo groß!" —

Er dachte dieß und das in Gedanken, und rief freundlich: „Nur immer herein!"

Da kam der arme Knabe, den der reiche Mann mit dem Hund von Hans und Hof gehetzt und bat gar ſchön um ein kleines Almoſen.

„O du lieber Gott!" ſprach der arme Mann darauf, „ich th[illegible]wohl von Herzen gern; aber ich habe ſelbſt keinen Pfennig."

„Ach Gott!" ſeufzte der Knabe ſehr traurig; — „nun iſt meine letzte Hoffnung hin und verloren, ſo muß denn mein armer Geſell verhungern."

„Was ſagſt du, gutes Bübchen?" erwiederte haſtig der arme Mann; — „du haſt noch einen Geſellen?"

„Ja!" ſprach der Knabe mit ſchwerer Betrübniß, „einen recht guten, braven Spielgeſellen, der aber noch viel übler d'ran iſt, als ich ſelbſt, denn er iſt noch ſchwächlicher als ich, und wir haben Beide drei Tage lang nichts gegeſſen."

„Herr Jeſus!" rief der arme Mann, von Herzen

erschreckt, und zog schnell sein schmales Zweikreuzerbrod aus der Tasche — „da sey Gott vor, daß ihr Beide verhungert. Nimm's nicht übel, daß ich dir nicht mehr gebe, armes Kind; aber ein Schelm gibt halt mehr als er hat; und weiß Gott, ich habe nicht mehr, 's ist mein einziges Brod, und ihr werdet nicht sehr satt davon werden. Da nimm es und bring' es deinem Kameraden, du gutes Bübchen; mich freut's von ganzer Seele, daß du ein treues Herz im Leibe hast. — Nun! so nimm doch das Brod; warum zögerst du denn?"

„Ja! sagt mir nur um Himmelswillen," sprach der Knabe, indem er das Brod mit lüst[illegible] Blicken ansah, es aber durchaus noch nicht anr[illegible] wollte; „das ist Euer einziges Brod, guter Mann! und von was wollt denn Ihr diesen Abend satt werden, wenn ich das Brod nehme?"

„Ei!" versetzte ihm rasch der arme Mann, indem er sich anstellte, als wollte er grimmig werden, — „das kümmert dich nichts, nimm nur das Brod und halte dich nicht lange auf, sonst verschmachtet am Ende dein Kamerad, du treuer Knabe; was mich betrifft, wie gesagt, das wird sich schon finden. Nun, und wenn sich's auch nicht findet, so macht's nichts weiter aus, als daß ich nüchtern zu Bette gehe — Ich bitte dich, nimm doch! Nimm!"

„Nun, so vergelt's Euch Gott viel tausendmal," sprach der arme Knabe, „auf Erden oder im Himmel. Wenn's der liebe Gott vielleicht beschert, daß mein Gesell und ich noch zu Glück kommen und vielleicht Tafel halten können, so vergessen wir Euer gewiß nicht."

„Nun! damit hat's wohl gute Wege," erwiederte der arme Mann lachend; — „laßt Euch's nur gut schmecken. Gott weiß, ich wollt', 's wäre mehr."

Der Knabe wollte sich empfehlen, da fiel dem armen Mann plötzlich noch ein Gedanke bei und er rief den Knaben, der schon unter der Thüre stand, nochmals herbei und sprach zu ihm: „Höre doch, du guter Junge, sage mir aufrichtig, hast du denn mitsammt deinem Gesellen [illegible] ein Obdach bei diesem unwirthbaren Wetter? denn es ist bitter kalt draußen und wird in dieser Nacht wohl noch kälter werden. — Und nun höre mich an und thu' mir's zu Lieb, was ich dir sagen werde. Bring' deinen Gesellen herein zu mir, du treuer Junge; ich habe zwar nur ein Bischen Feuer auf meinem Herde, aber es reicht doch eher für uns alle Drei aus, als das Brod. — Wir müssen uns dann halt allesammt nach der Decke strecken."

„Ich danke Euch, braver Mann," erwiederte der Knabe gerührt; „vergelt's Gott tausendmal, ich will nun schnell meinen Kameraden holen; er steht draußen vor der Thüre und friert jämmerlich."

Nun ging der treue Knabe schnell hinaus, und brachte den armen, fast ganz verfrorenen Kameraden herein. Wie der arme Mann diesen sah, von Elend und Hunger und Frost und Müdigkeit fast schon getödtet, die Füße wundgegangen auf dem harten Eis, ein wahres Schattenbild; — da kamen ihm bittre Thränen in die Augen, da rief er voll Mitleid: „O du guter Gott und Vater droben, ich wähnte zuweilen, ich sey unglücklich, nun aber, da ich diese arme Waise, dieß Jammerbild sehe, fühle ich statt meiner eigenen nur seine Noth. — Komm', du elendes Würmchen, komm', setze dich und wärme dich; — und ich will — — — Ja so! — ich habe ja selbst kein Tröpflein Wein, um deine Kehle zu laben und [illegible]en siechen Leib zu stärken. — Nun wart! ich will aber doch zusehen, daß du ein Paar Tropfen bekommen sollst. — Zieh' zuvor meinen Rock an, denn der deine ist zu faslich und zu dünn, und wart' nur ein klein wenig. Ich komme gleich wieder." — Er zerdrückte sich eine Thräne des Mitleids im Auge, nahm dann seinen Stuhl mit sich und ging schnell fort. Der Geselle des Knaben fror recht sehr und klapperte mit den Zähnen, daß es ein Jammer war. „Sey nur getrost," sprach sein treuer Begleiter zu ihm, „Gott wird helfen!" Aber seinen armen Freund hatte das Fieber gewaltig erfaßt und schüttelte ihn unbarmherzig; auch drohte

die kleine Flamme am Herd bald zu verlöschen, und es war kein Splitter Holz, noch ein Köhlchen mehr am Herd zu sehen. — Unterdessen kam der arme Mann zurück und zwar ohne den Stuhl, den er mitgenommen, denn er hatte ihn in der Eile verkauft und brachte für den Erlös ein Glas guten alten Wein mit für den kranken Knaben.

„Ach was ich aber doch für einen vergeßlichen Kopf habe," rief er unmuthig, als er wieder kam, „da vergaß ich nun, wie ich fortging, euch zu sagen, daß ihr Abendmahlzeit halten sollt, und ihr zwei bescheidenen Kinder thut auch nichts dergleichen. Nun eßt und trinkt und wärmt euch! — Ja so! — das Feuer ist all und aus, und da wär's eine Kunst sich zu wärmen. Na, wartet nur ein klein Bischen, wir wollen's wieder lichterloh anstecken, denn erfrieren dürft ihr mir nicht, ihr guten Kinder. — Herr Jesus, was ist dir denn? du hast gewiß das Fieber!?"

„Ja, lieber Mann," sprach der treue Geselle; — „leider ist's so, und der Frost schmerzt ihn sehr. — Aber was macht Ihr denn da?"

Der arme Mann schlug mit seinem Hammer die drei Beine seines Tisches ab, legte sie auf die ersterbenden Kohlen und blies nun, was er konnte, das Feuer wieder an, das bald wieder lustig und wohlthätig leuchtete. „Setze dich doch näher ans Feuer,"

ſprach er dann zu dem Kranken, der kein Wort zu reden vermochte vor Froſt und Fieber. Der treue Geſelle aber ſtellte dem armen Mann bedenklich vor, was er ſo unüberlegt gethan habe.

„Nun!“ erwiederte dieſer lachend, — „was weiter, als meinen Tiſch zum Invaliden gemacht. Was ſchadet's? Ich brauche, genau betrachtet, auch juſt den Tiſch nicht ſo nothwendig, als ihr Beide die Wärme. Nun bitt' ich aber, macht euch's auf meiner Streu ſo bequem, als es angeht, und eßt und trinkt.“

„Wir wollen früher beten und Gott danken, daß er uns ſeine Gabe beſchert,“ verſetzte der treue Geſelle und nahm nun das Brod und legte ſeine gefalteten Hände darauf und betete: „Lieber himmliſcher Vater, wir danken Dir für deine Gaben und bitten Dich, Du wolleſt ſie ſegnen, denn an Deinem Segen iſt Alles gelegen.“ —

Nun nahm er das Brod und theilte es in zwei Stücke und ſagte zu ſeinem kranken Freund und zu dem armen Mann, ſie ſollten doch zulangen. „Gott bewahre,“ erwiederte ihm aber dieſer, „ich bin das Hungern ſchon gewöhnt. Eßt nur ihr Beide allein.“

Aber der treue Geſelle nöthigte ihn und ſagte: „Eßt doch; ich hoffe, ihr werdet Beide ſatt, denn der Herr Gott möge es geſegnen, und ich bitte euch,

verſchüttet den Broſam nicht, denn davon muß ich noch andere Hungrige ſpeiſen."

„Ach geht und laßt die Schwänke," erwiederte ihm der arme Mann. „Es ſind keine Schwänke, was ich ſage," meinte der treue Geſelle und faßte den Broſam ſorgſam und hob ihn auf. Als nun auf ſeine weitern dringenden Bitten der arme Mann und der kranke Knabe von dem Brode aßen, — wunderbar! da wurden ſie ſatt von den kleinen Stücken, und der arme Mann ſchlug mit Erſtaunen die Hände über dem Kopf zuſammen und rief: „Mein Gott! was iſt denn das?"

Darauf gab ihm der treue Geſelle keine weitere Antwort, ſondern bat ihn nur, er möge einſtweilen, bis er wiederkomme, ſeines kranken Geſellen pflegen; denn er müſſe fortgehen und mit dem Broſam noch viele Hungrige ſpeiſen. Nun verſprach ihm's der arme Mann, er wolle des kranken Knaben in Lieb' und Treue pflegen wie ſeines eigenen Kindes; darauf ging der treue Geſelle mit dem Broſam von hinnen und ſagte beim Scheiden, er wolle wiederkommen, um' ſie Beide, den Kranken und den gaſtfreundlichen armen Mann zu holen, wenn's Zeit wäre.

III.

Des armen Mannes Aengste und Sorgen.

„Nun bin ich auf einmal Vater geworden!“ sprach mit vielen Freuden der arme Mann, indem er den kranken Knaben betrachtete, der allmählig eingeschlafen war und wunderliche Träume haben mochte, wie es an seinen seltsamen Geberden abzunehmen war. — „Habe mir's oft so süß gedacht, wie es Einem wohl zu Muth seyn mag, wenn man ein liebes Kind hat, und wacht an seinem Lager — und spüre es jetzt auch ganz so, wie ich mir's gedacht; — meine ja wahrhaftig, ich wäre, seitdem ich versprochen habe, Vater zu seyn, — kein armer Mann mehr, sondern reich wie ein König, viel reicher, als des Königs Vogt, der mich eigentlich an den Bettelstab gebracht hat durch seine Unbarmherzigkeit und Strenge. O wie viel tausendmal reicher bin ich jetzt als des Königs Vogt, der keine Freude auf der Welt hat, trotz all seinem Gut und Gold; denn ich habe ja jetzt ein Kind, wenn auch nicht mein Fleisch und Blut, aber doch mein Kind, denn Gott hat es mir in der höchsten Noth gegeben, und nun will ich es auch nicht lassen und pflegen treu bis zum Tod; des Königs Vogt aber, der reiche Mann, der hat kein Kind mehr, seit langer Zeit, denn sein Sohn hat ihn einst heimlich verlassen, und seitdem ist er noch viel härter und

unbarmherziger geworden, der arme Mann! Verzeih' ihm's Gott! — denn obwohl er mich an den Bettelstab gebracht, so verzeih' ich ihm doch all seine Schuld an mir, den er wie einen Todfeind haßt seit undenklicher Zeit. Hab' ich doch jetzt ein Kind, — drum kenn' ich nichts auf Erden als Liebe, wie sollte ich also den Haß bei mir behalten können!"

Der kranke Knabe seufzte und stöhnte im Schlafe; das kam wohl vom Fieber und schnitt dem armen Mann wie ein zweischneidiges Schwert durch's Herz. Es kam ihm dabei ein Gedanke, der ihm schwer auf der Seele preßte und immer schwerer, je länger er den kranken Knaben ansah; denn dessen Wangen wurden immer bleicher und bleicher, und dem armen Mann ward dabei immer bänger und bänger.

„O Gott!" rief er voll Kummer und Sorge aus, — „wenn das der Tod wäre, was ihm die Wange entfärbt! — das würd' ich nicht überleben! — Wenn ich — kaum, daß mir der liebe Gott ein Kind geschenkt — es auch schon wieder verlieren müßte? — Ich thät mir ein Leids an! — Nein! Nein! Ich mag als ein guter Christ gar nicht daran denken; — ach, es wäre ja zu hart; und doch, — — weh mir! — je mehr ich das Kind anschaue, je mehr fürchte ich, daß es wirklich so kömmt, wie ich's nicht denken mag. — Und ich habe kein Geld, um den Doktor zu

holen — — und ich kann doch auch das arme Kind nicht allein lassen! — — So muß ich den armen Knaben sterben sehen und kann nicht einmal Arznei kaufen! O weh! ich merk's, ich hab ihn eben gar zu lieb, denn mir ist's, als stürb ich selber. — Wenn nur sein Kamerad da wäre, daß ich ihn ausschicken könnte. — Ach Gott! wo mag er denn so lange bleiben! — Ich will doch sehen, — ich muß doch — —" Er ging ungeduldig, unschlüssig, was er thun sollte, in seiner kleinen Kammer hin und her und blieb bald vor dem armen kranken Knaben wie verzaubert stehen, den er von nun an wie sein Pflegkind, — ja! wie sein leibliches Kind betrachtete, das ihm immer fester und fester an's Herz wuchs; — bald rannte er auch wieder nach der Thüre und schloß sie auf, um zu sehen, ob denn der treue Geselle noch nicht wiederkäme, dann wollte er hinaus und ihn holen, dann aber sah er sich wieder nach dem schlafenden Kranken um und konnte nun nicht fort; und dann war ihm recht weh zu Muth vor lauter Aengsten und Sorgen; er wußte gar nicht mehr, was er beginnen sollte. Er glaubte, er müßte selber sterben, und wär' auch viel lieber selbst gestorben.

IV.

Wie die Vöglein auf dem Felde gespeiset werden.

Als der treue Geselle des armen kranken Knaben auf das Brachfeld kam, so war es auch schon wie ein großer Tisch mit schönem frischen reinen Schnee wie mit weißen Linnen überzogen, daß es eine Lust anzuschauen war. Und die armen Vöglein des Himmels, die den ganzen Tag über gefastet hatten, kamen nun, wie sie des treuen Gesellen ansichtig wurden, von weit und breit alle herbei, denn sie wußten es schon, daß sie der liebe Herr Gott nicht würde verhungern lassen, weil der Herr Gott ja für alle sorgt und sie alle wie ein Vater betreut; er läßt keinen Sperling vom Dache fallen, ohne daß er ihm noch aus dem Unglück was Gutes erwachsen läßt, und schlug auch noch nie einen Mann, er strich ihm denn wieder ein Sälblein an. Deßhalb kamen die Vögel des Himmels alle gar fröhlich und gläubig und hoffnungsvoll zur Abendmahlzeit, hatten auch ihre unmündigen Kindlein unter den warmen Flügeln mitgebracht, und die erwachsenen Jungen ihre alten, gebrechlichen Eltern, daß jeder sein Theil bekäme.

Als nun der treue Geselle auf das Feld kam, setzten sich die Vöglein alle zu Tisch, putzten sich die Schnäbel und sangen ein Loblied zu Ehren Gottes,

der sie auch im Winter nicht verschmachten ließe, sondern sie durch seinen Engel mit dem Brosam speise vom Brod des gottesfürchtigen Armen. Denn dabei, wenn der Arme sein letztes Brod aus Mitleid theilt, ist Gottes Segen, und der vervielfältigt das letzte Bröslein, daß alle satt werden, die da zu Tische kommen. — Die Vöglein waren schon recht erfreut über die schöne Gottesgabe, die ihnen der Herr durch seinen treuen Engel auch heute wieder zukommen lassen, und sangen aus voller Brust und speisten mit vieler Sorge und Treue alle ihre Lieben und Blutsverwandten. Da wurde über Tisch kein böses Wort geredet, und es war kein Zwist und keine Feindschaft, keiner stahl seinem Nachbar heimlich einen Bissen, und wurden doch Alle satt.

Der treue Geselle, nachdem er jedem sein Theil zurecht gemessen, hob seine Blicke dankend gen Himmel, wie er sie alle so in Treue und Eintracht und Freude beisammen sitzen und schmausen sah. Sein Blick war ein Gebet, und jeder Pulsschlag seines Herzens war auch ein Gebet; er kniete nieder, faltete die Hände und sprach voll Andacht und Dankbarkeit:

„Du guter Vater dort oben! du hast doch Alles wohlgemacht; und daß du Alles so trefflich bestellt, das freut mich und labt mich bis in den Grund meiner Seele, denn das Gefühl deiner Liebe, die

ſich in meinem Herzen wiederſpiegelt, — das macht mich ſelig, wie du in deiner unendlichen Güte es mir als Bedingung meiner Seligkeit in mein ganzes Weſen gelegt haſt, daß ich mich über deine Weisheit und Güte von Herzen erfreue. Und auch dafür danke ich dir inbrünſtig, guter, väterlicher Gott im Himmel, daß du mir erlaubt haſt, ein armes Kind als Schutzgeiſt zu begleiten auf der rauhen, dornenvollen Bahn des irdiſchen Lebens durch Noth und Mühſal und Elend hindurch, bis ich es hinführen darf in dein himmliſches Reich! Siehe! ich habe das arme Kind bis heute wie meinen Augapfel bewacht in brüderlicher Liebe und Treue; und werde dir die Seele rein und unbefleckt vor dein Antlitz bringen, Allvater! Allgütiger! Und auch dafür danke ich dir, daß Du mich einen Gerechten haſt ſchauen laſſen in der Tiefe des Elends und freue mich, daß du ihm alles Elend, das er auf Erden beſtanden, reichlich vergelten wirſt in deinem himmliſchen Reich. — Und auch eine Bitte hab' ich an Dich, du Allerbarmer, dem reichen Vogt, den das irdiſche Glück ſo arg verblendet hat, daß er nicht anerkennt, was du ihm ſelbſt als höchſtes Gut zugeſendet, — rechne ihm ſeine Sünden nicht an, denn die armen Menſchen, ſie fehlen ja nicht deßhalb, weil ſie ſich etwa am Böſen erfreuten, o nein! denn das Böſe peinigt ſie ja doch genug, — ſie fehlen ja

nur deßhalb, weil ſie zuweilen wie von ſchlimmen Fieberträumen ſo befangen ſind, daß ſie das Licht der Sonne nicht ſchauen können und dann wähnen, du Gott des Lichts, du wohnteſt in der Nacht und dein Weſen ſey die Nacht. Das iſt nur Wahnſinn und ſchlimmes unſeliges Siechthum; darum, du Gott des Erbarmens! vergib ihnen, und vergib auch dem armen bethörten — reichen Mann!“

Nachdem der Schutzengel (denn das war der treue Geſelle des kranken Knaben) alſo zu Gott gebetet, hatten auch die Vöglein ſich alle ſatt geſpeist an dem Broſam vom geſegneten Brod des Armen, ſtanden nun vom Tiſche auf und bedankten ſich fein höflich ſowohl bei dem lieben Herrn und Vater droben im Himmel, dem Schöpfer aller guten Gaben, als auch bei ſeinem treubeſorgten Engel, der ihnen alltäglich ſo rechtſchaffen ihr Abendmahl beſtellte und austheilte.“

Dann brachten die Aeltern ihre Jungen und die Kinder ihre alten ſchwachen Aeltern von der großen ſchönen Freitafel nach Hauſe in die warmen, wohlgeſchützten Neſtlein, und der ſchneeweiße Tiſch blieb gedeckt bis zur andern Mahlzeit.

Der treue Schutzengel aber begab ſich wieder nach der Kammer des armen Mannes, um auszurichten, was ihm aufgetragen war.

V.

Der reiche Mann kommt ins Elend und wird endlich zur Tafel geladen.

Der reiche Mann ſchlief gar nicht weit von ſeinen Kiſten mit Gold, das er ſich ſeit ein paar Jahren als des Königs Vogt durch allerlei Ungerechtigkeiten zuſammengeſcharrt hatte; doch er träumte nicht von dem Gold, ſondern von einem andern Schatz, den er aber verloren hatte — er träumte von ſeinem einzigen Sohn, der ihn vor langen Jahren heimlich verlaſſen hatte; — das ſchmerzte den reichen Mann noch immer und kam ihm im Schlaf und Wachen nicht aus dem Kopf. Dießmal (es war in der Nacht, nachdem er den treuen Geſellen und alſo auch den kranken Knaben ſo unbarmherzig und menſchenfeindlich verſtoßen hatte) träumte ihm wieder von ſeinem Sohne, und gar wunderlich kunterbuntes Zeug. Es war ihm, als ſähe er ſeinen Sohn als einen armen Mann auf fremdem Boden ſterben und verzweiflungsvoll ſich nach ſeinem Vater umblicken; — dann kam's ihm vor, als ob ein ſchöner lichter Engel des Himmels am Sterbebette ſeines Sohnes ſtände und das Teſtament des Sterbenden empfinge und deſſen kleinen unmündigen Sohn, ſeinen armen verwaisten Enkel. Und dann war's ihm wieder im Traume, als ob ſein

Enkel an seiner Thüre gepocht und gebeten hätte um ein Stücklein Brod, um nicht zu verhungern; aber der böse Tiras knurrte so laut, daß er die Stimme seines eigenen Fleisches und Blutes nicht hören konnte. Nun brannte ihm das im Traume wie arg auf die Seele, und er empfand so namenlose Reue und so mächtige Sehnsucht, daß er mehr als Einmal schwer aufstöhnte, als wollte das Herz ihm zerspringen, und meinte, er müsse gleich allen Reichthum von sich werfen, um nur leichter zu seinem Fleisch und Blut in die weite Ferne hinfliegen zu können. —

Während er so träumte, stieg draußen über die hohe Vormauer seines Hauses ein Dieb, und zog einen Dietrich aus der Tasche und schloß damit behutsam und klüglich das Schloß der Thüre auf. Tiras, der an der Thüre lag, regte sich zwar, faul und verdrossen, daß ihn der ungebetene Gast im Schlafe störe, und wollte anfangen zu knurren; aber als ihm der schlaue Dieb ein schönes großes Stück Fleisch hinköderte, so ward der undankbare Hund falsch und treulos, that gar nichts dergleichen und ließ den Dieb ganz ruhig schalten und walten, als wäre er der rechtmäßige Hausherr. Es war eben Hundetreue.

Da that denn der Dieb auch, was ihm lieb war,

und ſchaffte, während der reiche Mann ſchlief, einen Sack voll Gold nach dem andern aus dem Hauſe und übergab ſie ſeinen Helfershelfern und Geſellen, die draußen Wache hielten. Er konnte recht nach Herzensluſt ſchaffen und ſtahl dem reichen Manne ſeinen ganzen Schatz, derweilen dieſer in ſchweren Träumen lag und nichts wußte von Allem, was um ihn geſchah. Endlich aber wurde es ihm im Schlaf, als brenne ihm das Haus über dem Kopfe, und als wankten die Dielen krachend unter ſeinen Füßen; als winkte ihm wie in weiter Ferne ſein Fleiſch und Blut, das er verſchworen im wahnſinnigen Schmerz; — betäubend, hirnverwirrend, erſtickend wob es um ſein Haupt, immer enger und dicker, immer heißer, — — Todesangſt ſtieg ihm im Herzen auf, da griff er mit den Händen, halb erwachend, halb noch ſchlaftrunken, aus dem Bette, als wollte er den Schatten ſeines Sohnes erhaſchen in Reue und Milde. — — Schmerzlich brannte es ihm in der Hand! da riß er erſchrocken, plötzlich ganz wach, die Augen auf, und ſah mit Entſetzen, daß die Kerze an ſeinem Bett die Vorhänge angegangen hatte, daß ſein ganzes Haus in lichterlohen Flammen ſtand. Kaum hatte er noch Zeit und Gelegenheit, ſich das nackte Leben zu retten. Doch rannte er in der Eile noch nach ſeinen Kiſten, wo ſeine Schätze lagen, und ſuchte ſie zu retten, aber

umsonst; denn hatte auch der Dieb etwas drinnen übrig gelassen — die Wuth der Flamme war so arg, daß sie gewiß und wahrhaftig nichts verschont hätte. Es kam dem harten Vogt des Königs jetzt heim, daß er wie oft die Stimme der Bitte nicht gehört und sein Ohr nur der Ungerechtigkeit aufgethan hatte. Unrecht Gut gedeiht nicht. Das ist gewiß.

So mußte denn jetzt der alte Mann, der noch vor wenigen Stunden so reich gewesen, barfuß und halbnackt aus seinem festen Hause fortrennen, welches in hellen, hohen Flammen stand; mußte eilen, was er konnte, damit ihn der Tod und das Verderben nicht bei jedem Schritte, den er that, zurückhielten. — Sein Hund, den er für so getreu gehalten, der war auch im Tode noch getreu, aber nicht freiwillig, sondern aus Muß; denn er lag an der Kette und konnte daher nicht entfliehen, sondern mußte schmählich verbrennen und wurde von den Trümmern des Schuttes begraben.

Nun war also der reiche Mann plötzlich über Nacht ein splitterarmer geworden, wie das so zu kommen pflegt. Er hatte nichts, als was er eben auf dem Leibe trug, und hatte auch gar nichts zu hoffen, als was ihm etwa die Mildthätigkeit der Leute als Almosen geben würde. Es kam ihm bitter an zu betteln, und so lang er sich auch dagegen sträubte, so mußte er es

doch am Ende thun, wenn er einen Biſſen Brod genießen wollte; denn er hatte von allem ſeinem vielen Gut und Gold jetzt keinen baaren Pfennig mehr.

Aber wo er hinkam als Bettler zu den Leuten, die er früher, da er noch Vogt geweſen, bis auf's Blut gepeinigt hatte, da gedachten ihm's die Leute alle, und wenn er anpochte und bat um ein Almoſen, lachten ihn die Einen aus, und die Andern ſchlugen ihm die Thüre vor der Naſe zu; und wieder Andre bemäntelten ihre unchriſtliche Rachſucht mit einem frommen Sprüchlein, indem ſie ſich mitleidig anſtellten, die Achſeln zuckten und ſprachen: „Das iſt nun eine Strafe Gottes!“

Alles das ging nun dem weiland reichen Mann nicht für den Hunger, der ihn zu plagen begann. Auch wollte ihn Niemand gerne beherbergen; ſie ſagten: „Er hat früher uns und unſre Freunde von Haus und Hof getrieben; nun iſt's eine Strafe Gottes, daß er ſelber kein Obdach für ſein eisgraues Haupt finden kann. Möge er jetzt nun ſein ernten, wie er ſich's geſät. Wie man ſich bettet, ſo ſchläft man.

Das alles nun, ſtatt daß es ſeinen Menſchenhaß verſtärkt hätte, brachte ihn vielleicht allgemach zur Erkenntniß und Reue ſeiner vielen und ſchweren Vergehen. Er gedachte immer ſchmerzlicher, je tiefer er in's Elend kam, ſeines Sohnes, dem er einſt um

geringer Ursache willen geflucht hatte, und bitter leid that ihm seine große Hartherzigkeit, mit der er den armen Knaben von sich gestoßen. — „O könnt' ich's nur wieder gut machen!“ rief er ein über das andre Mal aus, wie gern thät' ich's jetzt! Hätt' ich nur meinen Sohn wieder, wüßt' ich nur, ob ihm Gott auch Kinder geschenkt, wie wollt' ich ihn und seine Enkel in Lieb' und Treue pflegen, und wenn sie noch zehnmal elender wären, als ich jetzt bin, was doch unmöglich ist, daß noch wer elender seyn kann. — O hätte ich doch mein Fleisch und Blut wieder! ich wäre bei all meinem großen Elend doch viel reicher, als ich je gewesen. Und Recht haben die Menschen, wenn sie mich nicht als ihres Gleichen aufnehmen wollen, wenn sie sich meiner schämen; denn auch ich hatte sie ja alle von mir gestoßen, und lieber mit dem falschen, schmeichlerischen, treulosen Hund Gemeinschaft und Brüderschaft gemacht. O! — und so will ich denn jetzt auch bei den Thieren des Waldes und den Vöglein des Himmels Quartier und Kost erbetteln; — die werden barmherziger seyn.“

Nun ging der reichgewesene Mann auf seiner Bettelfahrt in den Wald und begegnete zuerst dem Wolf, der eben mit Sonntagsbraten beladen nach seiner Höhle hinging. „Wollt ihr mir keine Nachtherberge in eurer Höhle vergönnen?“ fragte er den

Wolf — „ich habe euren Vetter Tiras, den Fangbund, gar wohl gepflegt, deßhalb solltet ihr's aus Dankbarkeit wohl thun und mich für eine Nacht in Frieden aufnehmen.“

Der Wolf aber erwiederte ganz kurzweg: „Bei mir logirt man nicht, außer in meinem Magen. Wenn ihr mir Morgen zum Nachtmahl das Vergnügen schenken wollt, das heißt, wenn ihr mir das Vergnügen macht, euch zum Nachtessen von mir speisen zu lassen, so tretet ein.“

Da empfahl sich der abgebrannte, obdachlose Mann und ging um ein Haus weiter. Er kam zu einem fetten Dachs, der ganz breit in seinem Quartier lag; als er sich bei diesem anmeldete, schnauzte ihn der ziemlich grob an! — „Ich bin ein dicker, reicher Mann und werde mich in alle Ewigkeit nicht zwängen und beengen, um einem Bettelmann Herberg zu geben. Mein Wanst braucht Platz, und ich liebe das Bequeme. Auch sind mir alle Menschen fatal, so fatal wie die Hunde, und ich wollte lieber auf der Stelle dürr und mager werden wie der Wind im April, als daß ich von meinem Vorrath da drinnen nur ein Bröcklein an so aufdringliches Bettelgesindel verschenkte!“ —

Da dachte der Mann an seine eigenen Worte, die er damals gesprochen, als er noch reich gewesen, und

schämte sich sehr. — „Ich will mich in's Wasser stürzen,“ rief er endlich voll Verzweiflung, „damit all das Elend kurzweg ein Ende nimmt!“ Und nun rannte er aus dem Walde heraus gegen den Strom zu. „Ja! in den Strom will ich mich stürzen! denn der Spiegel seiner tiefen blauen Fluth zeigt mir den Himmel, wo nun gewiß mein armer Sohn wohnt, und so will ich sterbend wähnen, ich käme wieder zu ihm.“ Wie er aber zu dem Strom kam, sah er des freundlichen Himmels Angesicht nicht drinnen gespiegelt; ernst und düster und fahl lag der Strom, vereist, fast bis auf den Grund.

Nun hatte sein Jammer fast kein Maß mehr, und er schlich mit beinahe zerbrochenen Beinen auf das nächste Feld; da war ein lustiges Leben vollauf, denn da saßen die Vöglein des Himmels an dem schönen großen schneeweiß gedeckten Tisch und aßen ihr Abendbrod. Er traute sich vor Scham nicht recht nahe hinzuzutreten; als aber die Vöglein seiner ansichtig wurden und sahen sein bleiches Gesicht, seine eingefallenen Wangen und wie er so lüstern den schönen Brosam betrachtete, da luden sie ihn höflich ein, näher zu kommen, sich bei ihnen niederzusetzen und mit anzugreifen; und gab ihm jedes von seinem Antheil. Er ließ sich auch nicht lange bitten und griff zu; die schmalen Bissen schmeckten ihm köstlich,

wie nie ſein leckerſtes Mahl, und er wurde ſatt. Als das Mahl vorbei war, ſtand er mit ſeinen Wirthen auf, verrichtete mit ihnen aus vollem Herzen zum erſtenmal nach langer Zeit wieder ſein Dankgebet und dachte dabei wehmüthig an ſeinen Sohn.

Da kam der treue Geſelle herbei, der die Vöglein auf dem Felde zu verſorgen und zu vertöſten hat, nach dem Geheiß des himmliſchen Vaters, und fragte ihn, „ob er nicht ſatt ſey?“

„Ach ja!“ erwiederte der alte Mann ſeufzend, „die irdiſche Speiſe, die ſchöne Gottesgabe, die wohl tauſendfach geſegnet ſeyn muß, hat mich ſchon ſatt gemacht; aber ich lechze noch nach anderer Speiſe, ich hungere vor Sehnſucht nach meinem lang verlornen Sohn.“

„Seyd getroſt und gutes Muthes,“ ſprach der treue Geſelle zu ihm, „und folget mir, wenn Ihr Luſt habt, zu einem beſſeren Gaſtmahl, zu dem Euch mein armer Kamerad einladet, den ihr ungeſehen ſammt mir verſtoßen habt.“ —

Dem alten Mann gingen plötzlich die Augen auf; — „Herr Jeſus!“ rief er voll Reue; — „weh mir! warum hab' ich das gethan!“

„Habt Ihr denn Luſt, das Kind wieder zu ſehen?“ fragte der treue Geſelle. —

„Ach freilich!“ erwiederte der alte Mann; „aber

mich schmerzt es nur um so tiefer, daß ich jetzt arm bin und meine Hartherzigkeit nicht wieder gut machen kann."

„Kommt nur mit mir," sprach der treue Geselle, „wenn Ihr keine weitere Bedenklichkeiten habt; aber merkt wohl: der Weg, den wir gehen werden, ist rauh und finster, und Ihr müßt nicht verzagen, wenn Euch die Sinne zu vergehen drohen. Werdet auch nicht schwindlich, wenn Ihr meint, daß Euch der Boden unter den Füßen schwinde. Haltet Euch alsdann nur fest an mich, und wir werden sicher zum Ziele kommen."

Nun begannen sie die Reise; dem alten Mann wurde es bang und bänger, und doch auch wieder so freudig und so voll im Herzen, daß er allmählich glaubte, es müsse ihm brechen vor Uebermaß der Sehnsucht, und daß er stürbe — —

„Haltet Euch fest an mich," sprach der treue Geselle und umklammerte ihn innig, wie ein Kind seinen Vater und schwang ihn sanft mit sich empor. —

Der Tisch war gedeckt in der duftigen grünen Laube, in deren Zweigen heilige Lieder wehten, Gesänge des ewigen Frühlings und Brautweisen der göttlichen Liebe. Da saßen nun an dem Tische mit verklärten seligen Angesichtern der arme Mann und der Sohn des reichen Mannes, der nach langen Irrfahrten in Indien endlich hier in der eigentlich ewig unvergäng-

lichen Welt seinen Hafen gefunden hatte und nichts betete, als seinen Vater wieder zu schauen, der ihm einst geflucht. Auch hatte der arme Mann sich's erbeten, daß er den reichen, der ihm so lang auf Erden ein Todfeind gewesen, zu Gaste bitten dürfte, und der arme kranke Knabe, der hier wunderbar und für immer genesen, hatte mit darum gebeten. Es saß der kranke Knabe neben seinem Vater, dem Sohn des reichen Mannes, und eilte nun auf den Großvater zu, der voll Sehnsucht die Arme nach Allen ausstreckte. Da hoben sie ihn, wie er ganz übermannt zusammen sinken wollte, liebreich auf, schlossen ihn fest innig an ihre Herzen und luden ihn ein, immerdar bei ihnen zu bleiben und sich zu laben an der nie versiegenden Tafel der göttlichen Liebe und Gnade.

Loyola.

Von

Eduard Duller.

Lincke

Erſter Band.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1836.

Sächsische
Landesbibliothek
1 / PR 1264
Dresden

Prolog.

Versunken liegt im Sandmeer der Geschichte
Ein steinern Bild, — zum Torso scheint's vervahlet,
Unkenntlich fast durch mancherlei Gerichte,
Die drüber hin getobt, gefrecht, gedahlet,
Unkenntlich gar, seit mit zu grellem Lichte
Ein Nimbus das granitne Haupt umstrahlet.
So liegt's verschüttet tief im heißen Sande
In der Geschichte weitem Steppenlande.

Es nah'n dem Bild, gläubig, im frommen Wahne,
Im Betzug Pilger, die zum Heil'gen flehen,
Daß er den Weg zum Himmel ihnen bahne;
Zur andern Seite aber siehst du wehen,
Entrollt, des Hasses buntgemarkte Fahne,
Und der Parthei kurzsicht'ge Augen sehen
Im Heil'gen nur den scheußlichen Tyrannen,
Verflucht vom Rhein bis fern in die Savannen.

Hier galt er als des Herrn Marschall auf Erden.
Als Heuchler dort, der die Gewissen pachtet,
Hier als getreuer Hüter milder Heerden,
Dort als ein Metzger, der die Freiheit schlachtet.
Verflucht, dem Hymnen dort gesungen werden,
Vom Kind verehrt hier, dort vom Greis verachtet!
Der kniet vor ihm, — der tritt sein Bild mit Füßen.
Schwer muß sein Nam' für sein Vermächtniß büßen.

Wenn die Geschichte sich im großen Netze
(Wie Mars und Venus) mit Gewalt verfangen;
Wenn sie dasteht, gekannt als feile Metze,
Die an der Brust der Mächtigen gehangen,
Wenn sie der Menschheit ewige Gesetze
Preisgab der Zwingherrn eitelem Verlangen, —
Die Dichtung nimmt den Anspruch auf, die kühne,
Daß sie die Wirklichkeit durch Wahrheit sühne.

Sie, Gottes Tochter, muß den Gott verkünden,
Der unvertilgbar wirkt im Menschenherzen.
In Menschen-That Gott-Wesenheit ergründen,
Sie strebt es an und predigt's laut in Schmerzen,
Daß Will' und Lieb' zum Ganzen sich verbünden.
Die Schlacken lös't sie von klangvollen Erzen;
Was auch Fremdart'ges in die Form gekommen, —
Ein Göttlich-Ganzes wird als Guß entnommen.

Denn ob der Mensch der Menschheit widerstrebet,
Er bleibt ja selbst ein Theil nur von der Kette,
Ist Menschheit selbst, der Einzle, — denn er lebet,
Du hörst ihn wimmern auf dem Sterbebette,
Siehst, wie vor Schmerz ihm Puls und Fiber bebet;
Will er das Ganze tauschen, selbst die Wette
Verliert er, denn er hat sich mit betrogen, —
Fortschwemmen, drin er aufschlägt, ihn die Wogen.

Nur Eins ist wahr, Eins mußt du recht erkennen,
Gleich ewig lebt's im Gottheits-, Menschheits-Kerne.
Wenn du es willst als Menschlich-Ird'sches trennen.
Es bin versetzest unter ew'ge Sterne, —
Es zwingt dich doch; sterbend wirst du es nennen
Das Nächste dir, zogst es aus weiter Ferne
Gern an das Herz dir, oder im Welttriebe
Schwangst du dich d'rein hinan. — Es ist die Liebe!

Das ist des Menschheitsschmerzes Hieroglyphe,
Daß jeder will durch groben Stoff sie deuten;
Das Räthsel aber liegt in deiner Tiefe,
Schon uranfänglich lichtvoll auszudeuten.
Du suchst es außer dir, wähnst, daß dir riefe
Dein eignes Ich aus unerreichten Weiten. —
Dein Ich, es ist das Ich von Millionen, —
Liebe wird gleich, in Allen, ewig thronen.

Das sagt die Kunst, das ist ihr heil'ges Wunder,
Dadurch muß Wirklichkeit der Wahrheit weichen.
Drum, was am Menschen Trodel ist und Plunder,
Streift ab ihr Finger von geschmückten Leichen,
Der Purpur staubt wie eitel schlechter Zunder,
Es stauben Herrlichkeit und Siegeszeichen.
Und aus der Flamm' bleibt nur der Mensch zurücke: —
Die Liebe baut ihm zu sich selbst die Brücke.

Drum fort vom Bild, ihr hadernden Partheien,
Vom Bild, das ihr vergöttert und entweiht.
Die Dichtung kommt, sie hat euch nicht zu scheuen,
Als Gottes Botin tritt sie in den Streit.
Sie hat die Todten heilig zu betreuen,
Sie, die vom Tod die Lebenden befreit,
Sie, die verschmäht, den Lebenden zu'frohnen,
Flicht mild den Todten ihre Lebenskronen.

Sie winkt! Langsam empor aus sand'gem Grunde
Hebt das Granitbild sich, das längst versunken.
Schon ist's am Tag. Da strömt ihm von dem Munde
Des Morgens heil'ges Wort, und schicksaltrunken
Tont der Coloß weithin die Menschheitskunde. — —
Den Ocean von lautren Gottheitsfunken,
Des Menschenherzens ew'ge Weltgeschichte
Seht hier im goldnen Becken: im Gedichte!

I.

„Mögen Sie's!“ rief Loyola, das Schwert auf den Tisch werfend. „Und sie wollen Spanier heißen?! Sind nicht Edelleute, nicht Männer! Mann zu sein, und nicht lieber sterben zu wollen, als sich ergeben! — Wer kommt? Was willst du?“

Tiburzio trat in das Gemach; der Zornblick aus Loyola's Augen verblüffte ihn, der doch so manches Unwetter auf dessen Stirn mit Gleichmuth entstehen und entschwinden gesehen hatte. Was ihn heute erschreckte, war nicht die Röthe des Zorns auf Loyola's Antlitz, sondern die Bläße. Doch nahm Tiburzio einen Anlauf von Herzhaftigkeit und sprach zu Loyola, der, mit dem Rücken gegen ihn gewendet, am Fenster stand und mit Schmerz und Grimm auf Pampeluna's Häusermasse herniederblickte: „Ew. Gnaden Freunde erwarten Euch bei einem schönen, vollen Schlauch Val de Pennas, Sennor. Val de Pennas, der an Dicke seines Gleichen sucht, — Wein wie Oel! Er stammt in gerader Linie von jenem geweihten Rebstock, den der Erzvater Noah pflanzte; die Kühnheit des Bären, die Großmuth des Löwen, die Schnelligkeit der Gazelle sind, wie das zusammengeschüttete Blut aller dieser Thiere,

in jenem Saft enthalten, er vereinigt die Süße des himmlischen Mannas mit dem irdischen Wohlgeschmack des Honigs und erfreut das Auge durch den Anblick schwerer langgezogener Fäden.“

Tiburzio wurde diese Wonne noch weitläuftiger ausgemalt haben, hätte Loyola, der, in Gedanken versunken, die ganze Rede seines Waffendieners überhört, sich jetzt nicht plötzlich umgewendet.

„Was gibt's hier für dich?“ Tiburzio erschrack. „Fort, Narr zur Unzeit! bring' Licht! — Aus allen Schatten treten bei solcher Dämmerung Männer auf mich los, jeder in Eisen gekleidet, und jeder wirft mir den Handschuh hin und höhnt mich, daß ich ein Mann bin und mich mit den Andern ohne Schwertstreich unterwerfen soll. Licht, Licht!“

Der Diener eilte, Loyola's Befehl zu erfüllen. Auf der Schwelle begegnete ihm Don Luis.

Loyola hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen und barg das Haupt in beide Hände; er kümmerte sich um den Eintretenden nicht, bis dieser dicht vor ihm stand und ihn begrüßte.

Loyola erwiederte den Gruß nicht.

„Was ist's mit Euch, Sennor?“ sprach Don Luis. Er sah voll Grimm und doch voll Scheu auf Loyola. Er hätte diesen ermorden mögen; doch zwang er sich zum Gleichmuth, und schien voll

Heiterkeit. „Habt Ihr ein Karthäusergelübde abgelegt?“ fuhr er fort.

„Ihr könntet das Gegentheil wissen,“ versetzte Loyola trotzig, ohne aufzublicken; „oder habt Ihr — eben heute — meine Stimme nicht laut genug gehört? Als ich beim Kriegsrath sprach, und draußen im Lager der Franzosen, hatte meine Stimme wohl so viel Klang, die Kruste der Feigheit zu zerbröckeln, die sich um das Herz eines Jeden von euch angesetzt.“

„Ihr seid verstimmt,“ entgegnete Don Luis, „neigt zur Schwarzblütigkeit, Phantasie entführt Euch die Gedanken; Ihr seht das Aergste.“

„So sagt selbst,“ rief Loyola, aufspringend, „ist es nicht das Aergste, was ich heute erlebte?“

Tiburzio brachte Licht und blickte seinen Herrn unverwandt an, mit so viel Treuherzigkeit als Klugheit, mit so viel Dummheit als Sorge.

„Was begaffst du mein Gesicht?“ rief Loyola, in Schaam und Zorn; — „fort, Possenreißer! — So weit ist's gekommen,“ fuhr er, als Tiburzio draußen war, mit abgewendetem Gesicht zu Don Luis fort, „daß unsereiner vor dem Anblick eines Knechts erröthen muß! O, daß der Einzelne dem Allgemeinen unterliegen kann, — ein Gedanke, dessen Profil Wahnsinn! Wir sind doch Männer, haben

alle Schwerter, stecken sogar zum Ueberfluß allesammt hier in diesem großen steinernen Panzer, dem festen Schloß Pampeluna's — und lassen uns von dieser Hand voll Franzosen blos durch ein paar drohende Grimassen den Kern aus dem Herzen reißen — die Ehre!"

„Wohin schwärmt Ihr? Ihr jagt einem Sonnenstäubchen nach, um es statt einer Perle auf den Hut zu setzen. Ihr grübelt unnütz über Dinge, die sich nicht ändern lassen; Freund und Feind weiß, daß Ihr den Tod verachtet. So beruhigt Euch, hängt finstern Betrachtungen nicht allzusehr nach, die Euch verführen, Eure Kameraden als Memmen anzusehen. Das beste Mark in Euern Knochen geht davon in Dunst auf. Hier im Schloß ist keiner von allen Hauptleuten, der Euch nicht gern das Zeugniß gäbe, daß Ihr es waret, der die Truppen aus dem verrathenen Pampeluna in die feste, trotzige Citadelle hereinführte, daß Ihr im Kriegsrath dafür gestimmt: bis zum letzten Blutstropfen das Schloß zu halten, daß Ihr bei der heutigen Zwiesprach mit den Belagerern die vorgeschlagenen Bedingungen der Uebergabe zurückwiest." —

„Ich bitt' Euch: nichts weiter!" rief Loyola; „denkt Ihr, meinen Stolz durch meine Eitelkeit

zu kirren? Ich lieb' es nicht, mir das Bischen, was an mir lobenswerth ist, in's Gesicht vorsagen zu lassen. Und was ist's auch weiter, als leidiger guter Wille, der ja an der Zaghaftigkeit der Andern scheitern muß?"

„Noch ist nichts verloren" entgegnete Don Luis, starr vor sich hin blickend, als meide er Loyola's Auge, „nichts abgeschlossen! Nichts geschah bis jetzt, als daß die Franzosen dicht vor unsern steinernen Mauern stehen, so dicht, daß ihre Mutterssöhne mit ausgestreckten Fingern just bis an unsere Flintenläufe reichen!"

„Ja, Gott sei Dank," rief Loyola freudig aufathmend, seine Gedanken sprangen plötzlich mitten in die Hoffnungeiner nahen That hinein; „käm's nur endlich dahin, daß wir Faust an Faust mit ihnen anbänden!"

„Gewiß ist uns diese Stunde näher, als mancher denkt!" sprach Don Luis, — „drum laßt Euch bewegen, mit Euern Freunden früher Frieden zu schließen." Er faßte den aufgeregten Loyola an der Hand. „Kommt, Sennor, kommt mit mir zu den Freunden, welche Ihr in übler Laune die längste Zeit für Feinde ansahtt. Es ist keiner unter uns allen, der Euch nicht schätzt und liebt! Sind wir denn nicht alle, einer wie der andere in einen

und denselben Käfig gesperrt, in dieß belagerte Schloß; müssen wir nicht alle für einen stehen und fallen? Wohlauf, sucht die böse Angewöhnung zu verlernen, daß Ihr von allen Dingen nur den Schatten seht, nicht die Dinge selbst. Laßt uns lieber dem Augenblick eine Libation süßen Weins opfern, das Gestern im Grund des Bechers, in der Neige lassen, unbekümmert um das, was morgen wird."

D'rauf Loyola kurz: „Entschuldigt mich, ich weiß, was ich lassen soll, — weiß ja, was ich leider lassen muß."

Luis lachte ihm in's Gesicht und rief scherzend: „Sagt, Hauptmann, seit wann haltet Ihr volle Becher und volle Busen für des Teufels Bundesgenossen auf Erden? Fort mit allen Kahlmäusereien. Macht kein so mürrisches Gesicht, als wäret Ihr des heiligen Gerichts Official oder der Thorwart des Fegfeuers, der das Lachen, den Wein und die Mädchen für die Ewigkeit abschwören mußte! Kommt, wir wollen glutäugige Mädchen hoch leben lassen! Ich weiß ein's, an das Ihr denkt."

„Ich? An keins! Bei meiner Seele! Was kümmern mich Mädchen? — Laßt mich aus dem Spiele!" rief Loyola verdrießlich.

„Ihr sprecht vom Spiel?" sprach Luis, — „gut, Ihr bringt mich auf die Hauptstraße! Ihr

erinnert mich an das Beste, was wir in einer schlimmen Zeit thun können. Steht doch draußen Alles auf dem Spiel, — wohlan, auch wir wollen die Würfel schütteln, wollen das Glück versuchen, ob wir nach dem nächsten Kampf noch aufrecht auf den Knochen stehen werden oder sie dem Patron aller falschen Spieler, dem Betrüger, der mit Blei wurfelt, — dem Tod verleihen müssen, daß Würfel d'raus gedrechselt werden. Ja, es soll eine Vorbedeutung sein, — das lustige Spiel dem ernsten! Nun sträubt Euch aber nicht länger; das Spiel ist Eure Leidenschaft!"

„Nun denn," rief Loyola erhitzt, „Spiel für Ernst, Ernst als Spiel. Was gilts?"

„Leben um Leben!"

„Ihr versteht Euch auf meine Stimmungen, Luis, Ihr wißt mich zu fassen, wie der Teufel die arme Seele. Ja, hinweg mit dem Brüten! Wein, Küsse, Glück, — die Losung! Heut noch genossen, morgen dahin! Begraben im süßen Rebensaft, die Narrethei des vergangenen Augenblicks, die Gegenwart angepackt mit beiden Fäusten! Was Zukunft? Eine Blase unseres Hirns! Kommt!" —

Als Loyola mit Luis in den niederen breitgewölbten Saal trat, in welchem sich die Offiziere der in Pampeluna's Citadelle von den Franzosen

eingeschlossenen Besatzung bei vollen Bechern befanden, brachte sein Kommen bei Allen eine freudige Bewegung hervor, denn Alle schätzten Don Inigo von Loyola als den Tapfersten, dessen persönlicher Muth auch von den Feinden geachtet wurde; Alle freuten sich, daß er durch seine Theilnahme an dem fröhlichen Gelage der Kameraden seine Versöhnung mit ihnen zu erkennen gäbe. Jeder erhob sich von seinem Platze, um den tapfern Mann zu begrüßen, jede Hand streckte sich ihm entgegen, um die seinige als Pfand wieder erlangter Freundschaft zu empfangen; keiner war da, der sich nicht im Stillen schämte, der Losung Loyola's: „Lieber sterben als sich unterwerfen," beim Kriegsrath und bei der Unterhandlung widersprochen zu haben. Loyola dachte, obwohl die Aufregung noch in seinen Adern tobte, an die Ursache derselben nicht mehr. So war sein Wesen, — ein Funke, in seine Seele gefallen, entzündete augenblicklich alle Minen seines Organismus, — in ihm war ein angeborner Hang zum Brüten, und doch erlaubte die Hast seines ungebändigten Temperaments nicht, daß das Chaos, über welchem er brütete, zu gegliederten und in einander greifenden Gedanken wurde; Leidenschaftlichkeit jagte und hetzte ihn. So blieb ihm statt Gedanken und Entschlüssen nur der Augenblick zur That, den er

mit ängstlicher Hast erfaßte, und statt eines klaren Wollens nur der wuste Eindruck der Stimmung, welche er wie ein ungebändigtes Thier mit sich walten ließ. — So hätte er, ausgestattet mit allen ritterlichen Eigenschaften, statt eines Feldherrn, zu welcher Würde ihn sein Ehrgeiz stachelte, wohl stets nur ein tollkühner Soldat bleiben können, so erstickte sein mit tausend Fingerspitzen nach irgend einem tiefsinnigen Plan hinaus tastender Geist unter dem Gewicht von tausend Augenblicken, deren jeder federleicht wog, die alle zusammen auf diesem unfertigen Charakter schwer niederlasteten. So drängte er sich nach dem Genuß, als habe dieser einen festen Kern, den er aus der Hülle noch herauslesen müsse, und, fand er die Hülle taub, so warf er sich auf's neue in den Strudel, — wußte es im Unmuth selbst nicht, daß er's nur, um sich zu betäuben, that. In ihm nagte und zehrte ein Gelüst, wofür er keinen Begriff und keinen Namen hatte; der Platz war ihm zu enge, auf dem er sich vom Schicksal hingestellt fand, — er haderte mit sich selbst, daß er sich nicht genüge. So stand er, der vor der innern Rastlosigkeit zu entrinnen suchend, von einem Augenblick sich ängstlich an den andern klammerte, um nur etwas fest zu halten, oft im Kreise der Freunde wie verloren und theilnahmlos, brütend,

unheimlich, mitten im Küssen warmer Mädchenlippen an nackte Schädel denkend.

Rings um ihn wurden Becher an einander geklungen, schollen der Genossen Zechsprüche, leichtfertige Lieder und manch ein vermessenes Soldatenwort, Trotz bietend dem Glück, dem Leben, dem Tode. Don Luis füllte ein Glas und brachte es dem Freunde, Loyola nahm und setzte es gedankenlos an die Lippen. „Trinkt doch," flüsterte ihm Don Luis zu, mit seinem Glase an dem Loyola's anklingend; „entweder Ihr seid verzaubert wie ein Heide, oder verzückt wie ein Heiliger, — den Soldaten kennt man heute nicht mehr aus Euch heraus! Ich bitt' Euch: seid wenigstens nicht unhöflich gegen Eure wackeren Kamraden!" —

„Es lebe der Krieg! Es lebe die Ehre," scholl vielstimmig der Trinkruf der Offiziere, „es lebe unser bester Kamerad, Don Inigo von Loyola!"

Als Loyola seinen Namen hörte, zersplitterte der fesselnde Zauber von seinem Wesen, dunkle Röthe schoß ihm auf Stirn und Wangen. Er trat an den Tisch, leerte sein Glas und rief: „Ich dank' euch, — dank' euch für etwas, was erst zu erringen ist. Habt Geduld mit mir; meine ganze Vernunft steckt noch in dieser Faust und in dieser Scheide."

„Ein Becher sei der Zukunft ausgebracht," rief Heresillas, ein Baske; — „was gilt die Wette, wir begrüßen Euch noch als General in drei Königreichen! Auf Euer Generalat, Loyola!"

„Ich stell' Euch das Horoscop anders," sprach Luis Loyola'n in's Ohr, „soll ich's laut sagen?" Lachend hob er das Glas, das Herz krampfte sich ihm dabei zusammen, doch rief er, lächerliche Ehrerbietung vor Loyola annehmend: „Ihr werdet, wenn Ihr in Euern Verzückungen fortfahrt, gewiß noch General, aber über eine geistliche Soldateska, welche ihr Gewehr stets bei Fuß hat — den Kuttenstrick statt der Muskete, — ein General wie der heilige Franz von Assisi, dessen Jünger eine hübsche runde Armee abgeben könnten. O, was gäb' ich d'rum, wenn meine Prophezeiung sich erfüllte! — Wahrhaftig, ich wollte dafür barfuß zum wunderthätigen Gnadenbild unserer lieben Frau vom Montserrat pilgern. — Was meint Ihr, Loyola? Ein Glas auf Eure künftige Heiligkeit!"

„Ich und heilig? Vortrefflich!" versetzte Loyola ausgelassen, „der Schein müßte mir nicht übel stehn, aber mein Schädel ist so spitz gebaut, daß keine regelrechte Tonsur sich d'rauf anbringen läßt. — Wie das Glück will! Nur einmal eine That, eine That, — die unser Leben ausfüllt! Was liegt

am andern Leben? Was kümmert mich das, was nach dem Tode ist? Es lebe der Augenblick! Sein bin ich mit Leib und Seele!"

Der alte Hauptmann Raimond drehte den von Wein benetzten Zwickelbart spitz, und sprach ernsthaft: „Seht zu, ihr Herren, daß das heilige Gericht — Gott segne es! — von solchen leichtfertigen Reden nicht Kunde bekomme. Ihr verschreibt Euch dem Augenblick, Sennor, das klingt wie: dem bösen Feind."

„Nun? — der Augenblick ist mein Gott," rief Loyola, „ich lieb' ihn, umschling' ihn, drück' ihn fest an's Herz."

„Wie ein Mädchen!" fügte Don Luis hinzu, er stammelte vor Hast, und sprach's doch leise; „die Beständigkeit soll leben, Loyola." Loyola stieß mit dem Kristallglas so heftig wider das des Freundes, daß beide in Scherben zersprangen.

„Beständigkeit! da liegt sie!" rief Loyola und lachte dazu. „Weibertreu? Ein anderes Glas, Tiburzio! — Ein anderes Weib! Des Weib's Treu ist Genuß, — was ist der leere Becher werth?"

„Würfel herbei!" Der Dämon des Weines begann sein Recht einzutreiben. Tiburzio und die andern Diener brachten Karten und Würfel. Mit Hast und Ungeduld griff jede Hand darnach; hier

stürzte ein Leuchter, dort ein frisch gefülltes Glas, bald rasselte auf allen Händen Gold und Silber, der warf's auf den Tisch, der häufte es kunstvoll. Wie in Ebb' und Fluth, ab und zu rollte das runde Metall von Einem zum Andern. Leidenschaft, raubgierig, blutgierig, Feindschaft auf Leben und Tod plötzlich in den Augen der besten Freunde! Das Spiel — furchtbarer Ernst, der Gewinn — Nothwehr, Verlust — Schimpf, Wunde, Tod. In der nächsten Sekunde springt der Todte voll tausendfachen Lebens wieder auf, packt, würgt, hat.

„Acht! Garcia, mehr!"

„Da habt Ihr zwölf, Heresillas!"

„Der Teufel treibt sein Spiel; da, mein letzter Silberling, und hier," — er schüttete die Würfel aus dem Becher mit solchem Ingrimm, daß der eine, vom Tische abspringend, an des Partners Schläfe fuhr und in den Grund des Bechers zurückfiel, — „hier nehmt diese elf dazu, Garcia!"

„Halt, Heresillas," sprach Garcia, den Becher, nachdem er die Würfel langsam in denselben gesenkt, bedächtig an sich ziehend; ein Wort in Frieden, Kamrad! Euer Gold und Silber ist all, — was setzt Ihr ein?"

„Mein Roß!" rief Heresillas hastig; „macht

nur voran; mein Roß, sag' ich Euch ja; nur weiter, Ihr seid am Wurf!"

„Gut! — Zwölf."

„Verdammt! Ihr habt's!"

„Ihr spielt nicht, Don Raimond?" scholl eine Stimme den Tisch herüber, und eine andere: „Weßhalb schließt Ihr Euch aus?"

„Ich mag nicht," erwiederte der Alte, bald nieder in seinen Becher blickend, über dessen Rand er die beiden Daumen gefaltet hielt, bald das Haupt hebend, und mißbilligend auf die Spieler hinblickend, die von Wein und Leidenschaft immer mehr entflammt, für nichts ein Auge hatten, als für die Augen der Würfel. „Frevel, was sie treiben," murmelte er vor sich hin, „das Gericht bleibt nicht aus." — Hinter ihm lachte Jemand. Don Raimond fuhr empor, und blickte um, er sah den Hauptmann Luis über seine Schulter gebeugt, das Treiben betrachtend, wie der Feldherr die Schlacht. Beide sahen sich eine Sekunde lang prüfend in die Augen. Da rief plötzlich Einer am Tische: „Ihr habt mich verderbt, Loyola; verflucht sei das Spiel, — nehmt!"

„Hab' ich Euch dazu verlockt?" sprach Loyola zornentbrannt auffahrend, Thor, der Ihr seid, mir die Schuld beizumessen! Spiel will sein Recht;

besiegt mich und nehmt den letzten Stein meines väterlichen Erbtheils. Spielgesetz ist heilig!"

„So nehmt," rief der Andere verzweifelnd, — „mein Gold habt Ihr; da — mein Schwert, da, mein Geschmeid', da, meinen Siegelring, — da, den Ring meiner Braut! Eins laßt mir —"

„Nichts, nichts!" schrie Loyola wild, — „bin ich ein Wucherer? Nach dem Spiel schenk' ich Euch Alles, — im Spiel ist's mein. Spielt fort!"

„Eins laßt mir — —"

„Nichts; ich schwör Euch's. Schüttelt die Würfel! Was zaudert Ihr? Ausgespielt!"

„Ausgespielt!" sprach der Andere; er stieß sich den Dolch in's Herz, zog ihn aus der Wunde und warf ihn vor Loyola auf den Tisch. „Ihr habt meinen Verlobungsring, da habt Ihr mein Letztes. Herz, färb' meine Schande roth!"

Keiner von den Spielern kümmerte sich um den Sterbenden, die Leidenschaft sah ihnen aus den Augäpfeln starr auf das Gold und die Würfel. „Ein Partner herbei!" schrie Loyola, dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch. Don Luis kam heran, blieb stehen und beugte über die Kante des Tisches sich nieder. „Was gilt's?"

Loyola nahm sich zum Sprechen nicht Zeit, fuhr mit der Hand auf den Haufen Geldes und

Geschmeides. „Auf einen Wurf?“ fragte Don Luis; Loyola nickte. Don Raimond schlug ein Kreuz, stand auf und faßte den Sterbenden in den Arm; sein Ruf um einen Priester verhallte in dem Lärm der Spieler. Die Diener der Hauptleute hatten sich unter Tiburzio's Anführung hinter die Schläuche wie hinter feste Schanzen zurückgezogen und beeiferten sich, das Beispiel ihrer Herren nachzuahmen, bis Jeder seiner Sinne unmächtig geworden war, nur Tiburzio, der kluge, nicht! „Wehe dem Gräuel!“ sprach der alte Raimond, während der Sterbende an narbenvoller Brust den letzten Seufzer aushauchte; „wehe euch, ihr seid verblendet, seht das Gericht nicht! Doch schwebt's schon über euern Scheiteln!“

„Sieben!“ rief Loyola.

„Acht!“ Luis.

„Streicht ein! Hier ein frischer Beutel! — Neun!“

„Zehn!“ sprach Luis ruhig, aber zitterte dabei; — „Ihr seid im Verlust, Loyla; merkt auf ein vernünftiges Wort, hört auf!“

„Weil ich verliere?“ rief Loyola wild, „welch' ein Wicht wär' ich dann!“ Er faßte den Würfelbecher; Luis preßte ihm die Hand nieder.

„Ihr seid ein Spieler und habt keinen Spie-

lerglauben? Lange genug war heute das Glück für Euch, jetzt fliegt es rückwärts, — hört auf!“

„Nein! und stünde der Teufel vor mir! Trotz biet' ich dem Glück, wollüstig zwing ich die widerstrebende Göttin; sie ist mein, sie bleib' es! Wer will mir Gesetze vorschreiben?“ Er sprang auf und sah aus weit aufgerissenen Augen rings um sich. Don Raimond hob warnend die Hand gegen ihn, und zeigte ihm den Todten. Loyola lachte. „Leben um Leben! Wer über bleibt, hat Recht. — Reizt mich nicht, Luis, Ihr kennt den Blutgeist in meinen Adern. Laßt los meinen Arm! — Ist Euch der Einsatz zu schlecht? Hier ist mehr! — Wollt Ihr kein Gold? Nun, Land und Besitzthum! Ihr kennt nicht, was alles mein ist in Guipuzcoa. Ich bin kein Bettler! Was wollt Ihr als Einsatz?“

Don Luis schwieg. Aber es kam ihm ein Gedanke; das Glück drängte ihn gewaltsam dazu. Er lachte sich selbst aus, — aber — — schon hatte er's beschlossen! „Beim lebendigen Gott, Ihr sollt nicht lachen. Ich seh's Euch an, Ihr höhnt mich als einen armen Schelm. Ich will Euch mein Liebstes einsetzen, und verlier' ich, — soll's Euer sein!“

„Ihr würdet ein saures Gesicht machen,“ versetzte Don Luis und schien gelassen, „wenn ich Euch

am Wort hielte. Nein, ich will gegen Euch nicht unredlich handeln, indem ich Eure Aufregung benutze.“ Dabei sah er ihn an, wie mit bösem Gewissen, und wollte mehr sagen, doch bracht' er's nicht über die Lippen.

„Kein Wort mehr!“ rief Loyola hastig, durch den Einspruch gespornt; — „das Spiel sei Ernst; ich bin kein flaumbärtiger Knabe, kann's nicht vertragen, mir hinterm Rücken Leute zu wissen, die mir achselzuckend nachsagen: Der sprach, was ihn reut. Rasch handeleins! Laßt die Würfel klappern! — Hört, hört, ihr Herren, seid meine Zeugen. Ich setz' ihm zum Wurf ein, was er von mir verlangt, sei es Leib oder Seel', sei's mein Liebstes auf Erden. Verlier' ich, so geb ich's ihm, er soll's haben und thu' ich's nicht, sei ich ehrlos, und jeder Troßbube tret' auf mein Wappen!“ Es war still im Saale geworden, die herausgestoßnen Worte wirkten wie scharfe Morgenluft auf die betäubten Sinne. Auch nachdem er die Lippen geschlossen, dauerte die tiefe Stille einige Augenblicke fort, als wäre er der einzig Lebende unter Todten; deutlich hörte man in den Saal hineinschallen die Tritte der Schildwachen, die auf den steingepflasterten Gängen draußen die Runde machten. „Nun?“ fragte Loyola, „nun, Luis, genügt Euch mein

Wort und die Zeugenschaft? Wißt Ihr, mit wem Ihr zu thun habt? Los meinen Arm!"

„Nun, so werft!" murmelte Don Luis trotzig und grimmig lachend, ließ Loyola's Arm los, und wußte, was er zu fordern habe.

Wie der Tieger aus dem geöffneten Käfig hervorschießt, mit solcher Hast schüttete Loyola die Würfel auf den Tisch und stammelte, aus hochaufgerissenen Augen drauf hinstarrend: „Neun!"

„Elf!" sprach Luis.

Wie todt saß Loyola da, über den Tisch hin zusammen gesunken, doch nicht aus Schmerz über Verlust, nur aus Grimm über gebeugten Trotz. Bald ermannte er sich, leerte einen Becher Weins und fragte, als die Nerven auf's Neue angespannt waren, den Gegner; „Was zahl' ich Euch? Was wollt Ihr von mir?"

„Peregrina!" sprach Don Luis; die Zähne klapperten ihm.

„Peregrina?"

„Sie! Ich machte nicht Ernst aus dem Spiele, Ihr selbst habt's gethan! Hab' ich nicht Euer Wort? Ich hab's! Ihr müßt!"

Loyola wendete sich und zögerte; es überkam ihn, er wußte nicht, was. Don Raimond stand hinter ihm und warnte ihm in's Ohr: „Mensch!"

„Was soll's?" rief Loyola trotzig zurück, „was wollt Ihr? Was kümmert's Euch?"

„Mensch!" wiederholte Raimond drohend, „versuchtest die Hölle, versuche den Himmel nicht! Laß' ab! Weißt du, was du thust?"

„Wie? bin ich nicht einmal meines Herzens freier Herr? Laßt mich zufrieden, Raimond, ich thu', was ich will, — ich will, was den Andern mißfällt. Reitzt mich durch Einspruch nicht. Ich gab mein Wort, ich halt' es. Was liegt an dem Mädchen? Morgen ist alles vergessen! Sie ist mein wie ein Ding; ich kann verschenken!"

„Hört Ihr mich," wendete sich Raimond zu Luis, ihn scharf anblickend, — „besteht nicht weiter darauf; Ihr seid ein Christ!"

„Ich habe gewonnen!" sprach Luis, zu Boden blickend.

„Und die Seele verspielt!" rief Raimond, — „denkt an Etwas?"

„An was?"

„Ihr wißt's."

Don Luis entfärbte sich. Loyola erhob sich und sprach finster: „Zu Ende! Ihr habt mein Wort, Luis, die Zeugen hörten es. Nehmt sie!"

Da warf der alte Raimond sein Schwert auf den Tisch. „Ist die Lieb' eine Waare, so ist

Ruhm und Ehr' nichts als Lüg' und Schande, — in eueren Reihen fecht' ich nicht mehr, wehrlos soll mich der Tod finden, da ihr das Leben zur Niederträchtigkeit macht. Euer Leichtsinn stürmt frevelnd bis an des Himmels Decke hinein und stiehlt der schlafenden Gerechtigkeit das Richtschwert aus der Scheide. Ehe die Sonne untergeht, sei auch Ehre und Hoffnung untergegangen. Lebt, damit ihr Reue findet, ich suche den Tod, mir eckelt vor dem Leben.'' Ohne die Beiden eines Blickes werth zu achten, ging er hinaus.

„Was will der Alte?'' grollte Loyola ihm nach, „Wein, Wein herbei! Ist die Welt so voll von Tyrannei, daß jeder den kleinen Tyrannen gegen seinen Nachbar spielt, und ich allein sollte mein Herrenrecht nicht haben? Jedes Atom in mir empört sich gegen Zwang und schwillt mir von Herrschlust. Mich kitzelt's in der Ferse, sie einem Sklaven-Nacken einzudrücken. Wein, Wein, Tiburzio!''

Nach mehrmaligem Anruf schob Tiburzio sich endlich herbei.

„Den Becher zum Abschiedstrunk! — Ist's nicht so Sitte, Luis, Handelsabschluß bei vollem Glas! Trinkt, trinkt! Ihr seid ein Thor, den Rest hinzunehmen. — Spaniens Mütter haben noch Töchter; in meinem Blut steckt ewiges Leben! — Wein!

Wein! — Es lebe der Wechsel, die Kraft! Komm' an, Unglück, komm' an gegen diese starke Brust, versuch's, diesen Leib zu ritzen! deine Pfeile sind mir Nadeln, komm' an, Popanz der Memmen, — ich rufe dich auf, ich trotze dir! Fort, gallige Gedanken! Ich trotze, zeige, wer ich bin!" —

Loyola stand auf, Tiburzio leuchtete seinem Herrn vor, der sich aus dem Saale in sein Gemach begab, um den Rest der Nacht der Ruhe zu pflegen. Luis athmete auf, als Loyola fort war: „Endlich! Endlich!" Doch konnte er seines Gewinnes nicht froh werden. Seltne Gedanken durchflogen die kreuz und die quer sein Hirn; die Worte Raimond's schollen wieder, die Liebe schrie lauter. Er ging im Saale auf und ab, aus welchem sich die Kameraden allmählich entfernt hatten, — bald blieb er horchend stehen, bald rannte er aufgeschreckt wieder ab und zu, als stünde dicht hinter ihm ein furchtbares Ereigniß. „Naht der Augenblick noch nicht?" Er zählte seine Pulsschläge. Sein war sie ja endlich; die kommende Stunde mußte ihm ihren Besitz völlig vergewissern, oder der geflickte Scheintitel des Erwerbes zerriß auf's neue beim nächsten Tageslicht. Hier blieb ihm nur Scheelblick und Spott, jenseits der Pyrenäen Sicherheit. Er begriff's, was er gethan, und taumelte

vor der Wirklichkeit zurück, zitterte jetzt, da der langersehnte Augenblick der Entscheidung herannahte. So viel er nachgrübelte, er kam nur auf einen Gedanken zurück, dessen Verwirklichung ihm dringend nothwendig schien. Er mußte Peregrina jetzt sehen und sprechen, sie überreden oder ihre Einwilligung zur Flucht mit ihm erzwingen. Der günstige Augenblick versäumt, — dann war alles umsonst, alles verloren! Aber wie zu ihr gelangen, er, der, so heiß er sie heimlich liebte, durch Loyola's Nähe stets in Entfernung von ihr gehalten wurde, — sie, welche Loyola's Gemächer theilte, jetzt zu so früher Morgenstunde, da sich noch kein lichter Streif am Rande des Horizonts gezeigt und nur erst die dröhnenden Schritte der letzten Runde von der Nähe des Tages Kundschaft gaben!? Er machte sich auf das Aeußerste gefaßt. Was vorbereitet war, mußte sich erfüllen. Die allgemeine Verwirrung benützt — die Geliebte, durch des Glückes Gunst gewonnen, mit Gewalt von hinnen getragen! Er glühte und fröstelte, bei dem Gedanken, ihren schönen üppigen Leib zu berühren. Immer wieder die Nothwendigkeit, noch vor dem entscheidenden Augenblick einige Worte mit ihr zu wechseln! Rathlos war er, verzweiflungsvoll, von der Furcht erschüttert, daß sein begonnenes Werk

auch sie verderben könne, denn er liebte sie — als Wahnsinniger — in Frevel, liebte sie doch! — Wußte nichts, als daß er sie liebe, sie besitzen müsse! Er verließ den Saal, eilte, leisen Trittes in den offenen Corridor, der zu Loyola's Gemächern führte. Schneidend wehte ihm die Morgenluft entgegen; er taumelte, als käme er aus einem dumpfen Keller, in dessen verschloßnen Räumen er die mannigfachsten Weine durcheinander versucht; wankend hielt er sich an der steinernen Brüstung und blickte hinab auf das grabesdunkle Pampeluna. Die Belagerer, — dicht vor den Mauern des Schlosses gestellt, hielten an jedem Winkel Wacht. Er zitterte vor Frost. Langsam schleppte er sich vor Loyola's Thüre. „Wer da?" Der Nachhall seiner eignen Tritte schreckte ihn. Jetzt war er vor der Schwelle, er sank zusammen. Und plötzlich wieder der Gedanke: „Jetzt vielleicht liegt sie in Loyola's Arm! Und du kauerst vor der Schwelle und drinnen lachen sie dein!" Wuth schüttelt ihn wie ein Fieber am ganzen Leibe, zitternd erhebt er sich halb vom Boden, und legt bald Auge, bald Ohr an's Schlüsselloch. Aber er gewahrt nur den ungewissen Schein einer flackernden Lampe, erlauscht keinen Laut; horch, ein Seufzer! Schluchzen! — Jetzt Alles wieder still. Gefoltert wie ein Missethäter,

der des Richters verfängliche Frage erwartet, kauert er auf der Schwelle. — Hinter ihm ein Rauschen wie von seidenen Gewändern. Wer kommt? Wer flüstert: Verräther!? Eine Fledermaus, die ihre Runde macht, nichts sonst. — Horch! Klingt hier von unten nicht ein Zeichen? — Er legt das Ohr dicht an das Steinpflaster. Nichts, nichts!

Loyola hatte sich auf das Bette geworfen, unausgekleidet, nur das Wams vorn aufgerissen, die heiße Hand fest auf das heftig klopfende Herz drückend, als wolle er's zwingen, ruhig zu sein. Er suchte den Schlaf und träumte mit offenen Augen. Hundert Ebenbilder seiner selbst umflatterten ihn, alle mit schimmernden Kronen, die blutrothen Zacken zerströmten in Strahlen; die Ebenbilder schwirrten ihm dicht vor der Stirne, höhnten ihn in die Augen hinein. Er fuhr empor, fühlte, daß er wache, entsetzte sich. Die Lampe flackerte matt, ihr Qualm kreiselte in dicken Ringeln. „Wer bist du," stöhnte er beklommen, im Bette halb aufgerichtet, „du zu meinen Füßen? Gib Antwort! Bist du mein böser Dämon? heftest deine Blicke so scharf in mein Herz hinein. Sprich, ich fürchte dich nicht, ich trotze dir, dem Himmel, der Hölle."

„Inigo!“ Peregrina war's, mit der schmerzzerrissenen Seele.

„Du hier? Was willst du,“ rief Loyola wild.

„Nicht mit solchem Ton, mein Inigo,“ sprach Peregrina, „mir, die dich liebt, wie der Schutzgeist das Kind. O, Inigo, Stern in meiner Nacht, mein Gott und mein Priester, nichts hab' ich als dich auf der Welt und habe doch alles, ich habe ja dich! Du bist fieberhaft aufgeregt, mein Inigo; darf ich mit Küssen und Thränen dich in Schlaf wiegen? Du wühlst in der Brust, ich will meine Haare aufnesteln und dir die Hände damit binden, daß du endlich ruhig wirst, böser, liebster, bester Mann!“

„Laß mich!“ rief Loyola, er wehrte sie ab.

„Es ist nicht dein Ernst,“ sprach Peregrina. „Aber gebunden sollst du werden, du Frevler, du Herz, du lieber Mann. — Mich so zu ängstigen die ganze lange Nacht! Und den ganzen langen Tag hatte ich dich nicht gesehen, nicht gehabt, nicht geküßt! Und nun kommt er, denkt nicht an mich, weckt mich mit keinem Kuß, sieht nicht, daß ich ja gewacht, geweint! Geh', Inigo, du liebst mich nicht mehr! — Sieh, da sprech' ich eine sündhafte Lüge aus, und du — wahrhaftig bist schuld daran. — Was siehst du mich so starr an? Nur diesen Blick

nicht, Inigo, du erschreckst mich. Darin ist Tod, — es ist keine Liebe d'rin."

Sie kniete vor ihn hin, zog seine beiden heißen Hände zu sich hernieder und preßte sie an ihr Herz, ihren Scheitel lehnte sie an seine Brust und sah ihn lange an, wollte reden, blieb still. Endlich: „Sieh, Inigo, ich wollte dir heute — nein, du darfst mich dabei nicht ansehen," — sie legte die Lippen dicht an sein Herz — „ich wollte dir heute etwas sagen, gewiß freut es dich, und macht dich auch endlich ruhig, lieber, lieber Mann. Du wirst ruhig, nicht wahr, du versprichst mir's? Dann sag' ich dir's, Inigo! Gewiß, du willst nicht mehr den finstern Gedanken nachhängen, die dich wie Meuchelmörder — sogar an meinem Herzen — überfallen, und fortschleppen, weiß ich's, wohin? So oft siehst du starr in's Weite, und siehst die Thränen nicht, die auf deine Wangen fallen, — die meinigen. Ach, Inigo, ich weiß: die ganze Welt steht dir auf, und ich bin nichts, so gar nichts gegen all das Große, dem du nachtrachtest. Aber wenn ich mir's denke, — und ich muß d'ran denken, — daß du mich eben für gar nichts achtest, und mich verlassen könntest, Inigo! — — Freilich, warum hab' ich dich doch so lieb! — Inigo, du darfst mich künftig nicht mehr auf solche Gedanken

bringen. — — Sieh, ich weiß jetzt ein Wort — — das alle deine wüsten Träume gewiß verscheuchen wird. — — Soll ich dir's sagen? . . . Ach, wie pocht es da! Werde doch ruhig, du liebes ungestümes Herz! — Horch, was ich dir sage, und darin finde Frieden. — — Du darfst auf etwas so Süßes, so Heiliges hoffen, um was Engel den Menschen beneiden. Engel wissen nicht, was Mutterliebe ist, das weiß nur ein Weib. Und ich — Inigo — ich ahn' es, — fühl' es unter meinem Herzen; ja, Gott hat uns lieb, — er schenkt uns — — ein Kind!"

„Ein Kind! Ein Kind!" — schrie Loyola, wie wahnsinnig, aus Peregrina's Armen sich losreißend, daß sie zu Boden taumelte; er sprang vom Bette, rannte in seinem Gemach hin und wieder, die Faust vor die Stirne schlagend, wühlend im gesträubten Haar, zerrend daran.

„Ihr Heiligen des Himmels! was ist dir?" — Peregrina raffte sich auf, schleppte sich auf den Knieen ihm nach, „Inigo! Inigo!"

Inigo stand plötzlich wie festgewurzelt. Die Arme sanken ihm erschlafft zu beiden Seiten nieder; alle Lebensgluth war aus seinem Auge gewichen. Peregrina umfaßte in Todesangst seine Kniee und zog ihn an sich, als wolle, als müsse sie ihn vor

gräßlichem Verderben retten, decken mit ihrem mütterlichen Leib. Er regte sich nicht. Ermattet, wie entmannt, starrte er sie an. In sein Herz zuckte es hinein als hätte der Finger Gottes, lohend in Zornflammen, d'ran gerührt. Gottes Finger war's auch! „Peregrina!" stöhnte er. — „Peregrina! du — Mutter!? Sprachst du's, sprach's mein böser Dämon aus deinen Lippen? Die Lippen da hab' ich so oft geküßt!" — Jetzt lachte er, während ihm das Mark in den Knochen zu Eis gerann. „Nun, so spielt auf zum Narrentanz! — — Gerechtigkeit soll mit Todsünde sich Arm in Arm dreh'n, bis beide athemlos niedertaumeln. Der Frevel hat ein Kind, und die Tugend gebiert ihm's! — Hinweg, Raserei! Hinweg, Zukunft, Meuchelmord der Gegenwart! Da, schau' mich an, Weib; — was bin ich dir? Was bist du mir? Was ist uns die Zukunft? Nichts! Nichts! Wär's etwas, so hätt' ich mir einen Mord erwürfelt! — Fort, Weib, deine Blicke, deine Thränen, deine Seufzer, dein Röcheln, dein Leben, dein Tod, deine Liebe, dein Kind, — alles, alles, was an dir ist, will meine Mannheit zerfetzen, indem's mir zuruft: „Loyola hat sein Weib ausgewürfelt! hat sein Kind verkauft!" — Ja, sieh mich an! Ich will deinem Blick trotzen. — Nein! Wende

dich, du tödtest mich. Lache doch, lache doch; denn es ist Ernst! Weine doch, 's ist ja nur Spaß! Ich hab' dich auf's Spiel gesetzt, ich habe dich verloren, ich habe dich verkauft, verrathen und du — — du — — — trägst mir unter'm Herzen ein Kind!"

Peregrina begriff von dem Inhalt seiner Worte nichts, die Worte selbst warfen sie nieder; sie stöhnte nicht, sie wimmerte nicht, sie weinte nicht. Zu Loyola's Füßen lag sie ausgestreckt, wie entseelt. Er stand gelähmt, betäubt, gebrochen, — ein Instrument, d'ran die Saiten schlaff, durcheinandergewirrt hängen. Er blickte auf Peregrina herab, und sah sie doch nicht; Todesblässe auf seinen Wangen, doch fuhr's jezuweilen zuckend wie Messerstiche durch seine Adern.

Die Lampe erlosch. Der junge Tag kämpfte mit der Nacht. Noch war's zu dunkel, um ohne Kerzenschimmer schon Gegenstände deutlich zu erkennen; — jene Zwielichtsstunde, die am Abend so traulich ist und am Morgen so unerträglich, weil sie am Abend die sorgenlösenden Stunden der Nacht ankündet, denen der müde Leib sich entgegensehnt, während sie am Morgen nur unsere Ungeduld nach des Lichtes vollem Genuß und nach neuem ganzen Leben weckt. Loyola war — der Stunde zum

Trotz — zusammengesunken; die Orgien, der Frevel an Leib und Seele übten ihr Recht; da lag der Mann, der auf seine Urkraft so gewaltig gepocht!

Lautlos noch eine Weile!

Gleichförmige, rasch folgende, dumpfe Aufschläge! Draußen ein Dröhnen, ein Knattern, ein Rufen, — alles zusammengemengt, wie wenn ein Wassersturz Bäume und Steine und lebende Geschöpfe hinabrafft und tobend begräbt. — Horch! was war's? Trommeln! Trommeln! Jeder Wirbel durchzuckt Loyola's Glieder, als berührte sie glühend Metall. Er schrickt zusammen, er rafft sich auf, horcht wieder. Die starren Züge werden wieder lebendig, das Auge glimmt, immer loher und loher. Seine Rechte zuckt und fährt nach der Wehr.

Horch! lauter und lauter, näher und näher! Ein Schuß! — Trommelgewirbel, laut, gellend, als ob dicht vor der Schwelle! Schuß an Schuß! Hat die Nacht Kinder geboren, den Tod und das Entsetzen?! Draußen auf den Gängen Tritte von hin und wieder Laufenden, laute Rufe, Hornsignale, Schüsse dazwischen, Schrei der Getroff'nen, Gewinsel, Gestöhn, — und immer näher und näher das Knattern der Feuerschlösser und der

Sturmruf: Saint-Denis! und das helle Geklirr der Schwerter an den widerhallenden Mauern. Loyola's Sehnen in alter Spannkraft! Die That liegt vor ihm, er braucht blos die Hand darnach auszustrecken. In der That glüht Wollust, funkenlockend aus Augen, Fingern, Herzen. „Schlacht, Schlacht!" für Loyola's Ohr Syrenenklang; der Mordbrand, seinem Aug' himmlischer Glanz, blendet ihm die Sehkraft; die Raserei des Krieges, eine barmherzige Schwester für sein entzweigespaltenes Herz, für den wüsten himmelstürmenden Geist, der vom Himmel herabgestürzt, im nebligen Dunstkreis unruhig hin und wieder flatterte, und jetzt in den verlass'nen Leib zurückflog. Das ohnmächtige, verspielte, verfrevelte, verlass'ne Weib zu seinen Füßen; — er sieht es nicht. Der kaum zerschmetterte Trotz wächst auf's neue. „Verrath!" ruft er wild lachend, „Verrath da außen." — Und vor ihm liegt das verrath'ne Weib. „Hier bin ich, hier Loyola! — Hier, Feinde, Loyola!"

Schon ficht er draußen, hoch auf dem Wall: „Hier will ich stehen," ruft er den Seinen zu, „wie eine eiserne Schildwacht, meine Füße wurzeln hier fest, trotzen dem Eisen, dem Blei. Hier an mich, Kameraden! Angeschlossen! Zur metall'nen Wand gefügt! Laßt sie klimmen, laßt sie kriechen,

— verschießen ihr Pulver umsonst! — Spanien hoch, der Ruhm über alles!“

Todenstille im öden Gemach. Betäubt liegt Peregrina. Furchtbarer Waffenlärm, tausendstimmiges Geschrei schallen von draußen herein.

„Peregrina!“

Peregrina regte sich nicht.

Zum zweitenmal dicht ihr in's Ohr: „Peregrina!“ noch immer gibt sie kein Lebenszeichen. Da umfassen sie zwei kräftige Arme, pressen das bleiche Bild an eine mächtig pochende Brust, heben sie empor mit wildem Ungestüm. Der Schmerz der Umarmung ruft sie wieder in's Leben, sie schlägt die Augen auf und stößt einen Schrei aus vor Abscheu. Der diesen reizenden Leib umschlungen hält, nicht Inigo ist's, dem das Weib alles hingegeben, was ein Weib geben kann; — Luis ist's. Mit Küssen will er ihren Angstschrei ersticken, aber aus diesen Küssen flammt versengend und verzehrend der Tod. Wie ihr böser Geist steht er vor ihr. Sie will sich ihm zu Füßen werfen, sein Mitleid zu erflehen. Er hebt sie wie eine leichte Last empor und hält sie fast schwebend in der Luft, sie von hinnen zu tragen.

„So tödtet mich!“ stöhnte sie, — „Ihr tödtet mich.“

„Dich tödten?!“ ruft Luis, seine Stimme bricht; er sinkt auf die Kniee und läßt sie sanft in seinen Schoß gleiten. „Dich tödten, die ich liebe?“

„Wehe mir!“

„Ich rette dich,“ stammelte er, bebend vor Hast und Gluth; „du bist mein, ich trage dich von hinnen. Bist erkauft, gewonnen, — um Ehre, Leib, Leben und Seligkeit! Ich habe dich jetzt, nie laß' ich dich mehr. Lebendig oder todt, fort mit mir.“

„Der Böse!“ stöhnt Peregrina schaudernd.

„Ward ich zum Teufel, so ward ich's um deinetwillen. Nicht umsonst will ich als Schimpf meiner Selbst herum wandeln. Ich habe den Preis — dich! Fort, sträube dich nicht, wimmere nicht, fort! Niemand hört dein Nothgeschrei!“

„Inigo, Inigo!“

Der Räuber lacht, nicht aus Hohn, — aus Raserei. „Was rufst du nach dem, der dich weggeworf? Er hat dich verspielt — an mich! Mein ist das Recht, mein der Besitz. Auf und davon.“ In Gluth und Wuth rafft er sich empor und sie, preßt ihr Haupt an seine Brust, trägt sie von hinnen.

Draußen tobte und wirrte das Getümmel; kein Auge verfolgte seinen Weg, kein Arm, kein Schwert

ſtellte ſich ihm entgegen. Weit auf ſtand Thür und Thor vom Ausfall, und dicht um jeden Ausgang ſchwoll die Brandung des Kampfs. Er aber haſtete ſich nach einer Pforte, die von allen vergeſſen war und unbeachtet blieb. Draußen ſtand ein Roß aufgezäumt. Er ſchwang ſich mit ſeiner Beute hinauf, gab ſeinem Renner die Sporen und ſprengte in die hinterſten feindlichen Reihen.

„Verräther!“ ſchrie ihm Raimond entgegen, vor deſſen Antlitz und Stimme Luis zurückprallte; er wollte ſein Roß weiter ſpornen, aber Raimond hielt es ſchon feſt am Zügel. „Steh'! deine Stunde iſt gekommen, ſpring' ab vom Roß und wehre dich deines erbärmlichen Lebens, oder mein Schwert trifft dich, wie einen Vogelfreien!“

„Was bietet Ihr mir? Kennt Ihr mich nicht? Sind wir nicht Freunde?“

„Wehre dich! Ich eines Verräthers Freund?! Zieh!“

„Ich hab' ein Weib im Sattel, Erbarmen für ſie! ſeht Ihr's nicht? Mich ſollt Ihr finden, dies Leben ſchont!“

„Aus dem Sattel! Wehre dich!“

Luis ſprang vom Roß und riß ſein Schwert aus der Scheide, Raimond ſetzte ihm das ſeinige auf die Bruſt. „Du kennſt mich,“ ſprach er leiſe,

„du kennst die Gewalt, die mir gegeben ist. Du hast einen Eid gethan, rein und unbefleckt zu wandeln, dem Unrecht zu wehren, die Frauen zu schützen, du bist ein meineidiger Schurke, ein falscher Freund, ein Frevler an Gott, ein Betrüger gegen die Menschen. Beim Symbol unseres Bundes! Ich stoße dich aus, nenne dich ehrlos und schandbar, und schandbar soll jeder dich nennen, der dich einst Bruder hieß. Ich sollte dich niederstoßen, aber ich will kein Scherge sein, d'rum vertheidige dich, fechtend stirb, als wärst du ein ehrlicher Mann!“ Luis gewahrte einen Haufen Franzosen, die auf zwanzig Schritte von ihm vorübersprengten und rief ihnen, um sich zu retten, im reinsten Französisch zu: „Herbei, herbei, Landsleute, helft mir von dem Rasenden.“

In demselben Augenblick hatte ihn Raimond's Faust an der Kehle gepackt. „Was ist das?“ schrie der Spanier, „zweifach Verräther?! Ein Griff meiner Hand, und deine Seele fährt zur Hölle. Du bist kein Spanier, ein welscher Teufel durch und durch. Bekenne, ich seh's, niederträchtiger Spion, nicht mich allein betrogst du! Nicht mehr los laß' ich dich. Mir dämmert's. Beim Blut des Heiland's, ich zerreibe dich zwischen den Fäusten. Verriethst du das Schloß?“

„Luft!“ ſtöhnte Luis. „Ich will — —“

Raimond ließ fahren, aber in demſelben Augenblick hatte Luis, deſſen Hände frei geworden, ihm eine tiefe Stoßwunde beigebracht; Raimond faßte mit letzter Kraft nach ſeinem Schwerte und drang auf ihn ein. Beide ſanken zu Boden. „Sei verflucht in der Ewigkeit,“ ſtammelte Raimond röchelnd, „ſei nicht theilhaftig am Erlöſungsblut des Herrn, an der Gnade des jüngſten Gerichts!“ Er hauchte die Seele aus. — „Thor mit grauem Haar, ſtammelt Luis, ſich am Boden windend, „dein Eiſen traf. Narrheit iſt alles, Fluch iſt Narrheit, Gnad' iſt Narrheit; der Tod gleicht aus, ich will nicht ſterben, will leben, leben! Tod allein iſt Fluch! Unſer aller Fluch. Nur leben, lieben! — Peregrina kaum gewonnen, ſchon verloren? Leben muß ich, dich haben, dich! Immer kälter rieſelt's mir durch die Adern. Immer zu liegen, wie eine zertret'ne Schlange! Sterben und dich laſſen, Peregrina, dich, dieſem Loyola!“ — Er ſank bewußtlos zurück, ſeine Hand auf die Wunde gepreßt, als könne er das ausſtrömende Leben in die Pulſe zurückjagen.

Der Name Loyola weckte in Peregrina das ſchlummernde Bewußtſein. Bis dahin hatte ſie

nichts gehört, nichts gefühlt; jetzt rief jeder Stein, jede Scholle: Loyola, und im Schlachtlärm rief jeder Schwertklang: Loyola, und jeder Schuß rief Loyola, und in jedem Winkel ihrer Seele hallte es: Loyola nach. Jede Schwertspitze und jedes Feuerrohr bedrohte nicht die hundert Andern, nur ihn allein. Er hatte sie weggeworfen; — was wußte sie davon? Dachte sie d'ran, immerhin. Läßt Liebe sich todten? Wer liebt, liebt ewig. Zu ihm! Nichts als ein schwaches Weib, — doch ganz ein Weib! Nichts als ein sterblicher Leib, — ein Leib, noch gut genug, für ihn zu sterben. Nichts als ein gebrochenes Herz, — doch noch ein Herz, das liebt, und ganz genug, um ihn als Schild zu decken. Sie ließ sich nicht beirren, sie eilte, ihn zu suchen. Der Tod war ihr Führer, — der Schlachtruf, sein Herold, ihr Geleitsmann. Sie kann ihn nicht verfehlen; wo der Ruhm, da ist er. Sie drang den feindlichen Schlachthaufen immer nach, hindurch, voran, immer weiter, wo die zusammengeklumpten Massen hie und da lichte Rinnen boten, blieb unversehrt, als decke ein Engel ihr Haupt, — immer näher den Mauern, den Wällen, den Pforten der bestürmten Citadelle.

„Dein Herr?" rief sie plötzlich, Loyola's flüchtigen Diener Tiburzio an der Hand fassend, der

ihr begegnete, „zu ihm! Gott schickt dich, wo ist er? Führe mich!“

„San Velayo steh' uns bei,“ stammelte Tiburzio, „Sennora, Ihr rennt in den Tod. Kehrt um, Ihr habt das Sterben noch nicht probiert; es ist ein Ding, um den Verstand zu verlieren, wenn man den Kopf verliert.“

„Wo ist er? Wo ist er?“

„Vorwitz ist Sünde, Sennora; wenn uns mein Schutzpatron diesmal hilft, so gelob' ich ihm ein Kleid zu werden, so wahr ich als alter Christ sterben will. Geht zurück, Sennora, kommt mit mir. Hier ist des Pulverdampfs so viel, daß man den Kugeln nicht ausweichen kann. San Velayo bitt' für uns. O Gott! Meine Mutter, ein rechtschaffenes Weib, hätte mich nicht geboren, hätte sie's voraus gewußt, daß ich auf eine so trübselige Art erden sollte. Ich will mir einen Arm abnehmen lassen, ich gelob's allen Heiligen, wenn ich diesmal mit graden Gliedern davon komme.“

„Zu ihm! Inigo! Inigo! Säh' ich ihn nur! Gern werf' ich mich mitten in den Tod!“ Peregrina rief's und ergriff Tiburzio, um ihn zu zwingen, ihr den Weg zu seinem Gebieter zu weisen. Tiburzio war halb todt vor Angst und wußte in seiner Verwirrung weder nach vorwärts noch nach

rückwärts mehr Bescheid. Da brach der schwellende Wogendrang der Stürmenden eben an der verzweifelten Gegenwehr der Belagerten; zurück prallten die gewaltigen Schlachthaufen der Franzosen, Peregrina und Tiburzio fern ab von den Mauern drängend. Je ferner der Gefahr, je mehr gelangte der Letztere wieder zum Bewußtsein, und zog die sich Sträubende, Verzweifelnde mit sich auf einen von Feinden leeren entleg'nen hügligen Platz, von welchem man die Mauern der Citadelle sehen konnte. Allmählig verzog sich der Pulverdampf, der alle, die auf und unter den Mauern standen, eingeschleiert.

Einige Secunden lang verhielten sich Belagerer und Belagerte wechselseits ruhig, — die Wuth der Streitlust nur mühsam zurückhaltend, mit trotzigen Blicken einander messend. Schon klafften die Mauern des Schlosses in manchen Breschen und auf den untersten Sprossen der Sturmleitern hockten und lauerten die ungeduldigen Belagerer.

Da trat Einer oben bis vorn an die Zinne und rief mit gewaltiger Stimme hinter sich: „Hervor, Spanier, mir nach, empfangt sie! Hier steh' ich, heil und unversehrt, vorn an; lache des Mordgeschützes. Wie Flaum spielt's mir um die Glieder. Ich bin's; — ihr kennt mich, stellt euch um mich.

Heraus ford're ich auf diesen festen Leib euch zwei ohnmächtige Geschwister Noth und Tod; mich beugt ihr nicht, ich trotze euch! Ich bin noch, ich!"

„Loyola!" rief Peregrina, sie hatte ihn erkannt. Da krachte ein Schuß aus der Stürmenden Reihen und sprengte einen Stein von der Zinne aus seinen Fugen, der an Loyola's linkes Bein prallte. Er wankte einen Augenblick, im nächsten hatte er sich schon wieder ermannt, lachte wie im Fieber und rief den Genossen zu: „Ein Schreckschuß! Mich trifft kein Blei. Trotz dir, Elend! Hie bin ich!"

„Loyola!" sprach Peregrina mit brechender Stimme. Ein zweiter Schuß aus den feindlichen Reihen! Die Kugel traf besser, traf das rechte Bein. Loyola sank. Peregrina hörte den Jubelruf der Belagerer, welche im Sturmschritt an die Mauer eilten und hinan kletterten, den Wehruf der Spanier, die den gefallenen Führer umstanden; mit ihm hatten sie die letzte Zuversicht verloren. Jetzt stürzte sie bewußtlos nieder. In wenigen Augenblicken waren die Franzosen Herrn des Schlosses, die Belagerten ergaben sich auf Gnade und Ungnade, die Fahne mit den Lilien wehte stolz auf der zerschossenen Zinne der Citadelle.

II.

Die Sieger zeigten sich menschlich; die Verwundeten wurden aus dem Schloß in die Stadt gebracht, um in dem nächsten Hospital sorgsam verpflegt zu werden. Dem tapferen Loyola, welcher bis zum letzten Augenblicke ruhmvoll ausgehalten hatte, erwiesen sie Aufmerksamkeit und Ehre, und ließen es an nichts mangeln, um ihn in seinem schweren Gebrest und über den Verlust der Freiheit zu trösten. Ihn aber vermochte nichts zu beruhigen, sein ganzes Wesen war ein anderes geworden, erloschen die Gluth in seinem Auge, der Widerschein des ungestümen Trachtens und Begehrens, zertrümmert sein unbändiger Trotz. Nicht der Schmerz seiner gefährlichen Wunde quälte ihn so sehr, — er hatte unter dem Messer des Wundarztes keinen Klaglaut von sich gegeben, nur einmal mit geballter Faust kaum merkbar gezuckt, — ihn wurmte das Bewußtsein, daß die Wunde ihn für sein ganzes Leben zu Kriegsthaten unfähig gemacht, daß seine Hoffnungen durch diesen einzigen Streich des Geschicks an der Wurzel abgehauen waren. Dieser Schmerz durchwühlte als ein schleichendes Gift seine Adern,

kein anderer Gedanke pochte in seinem Scheitel als die Erkenntniß seiner Ohnmacht, die ihn peinigte; und, so fern auch sein Geist ausschweifte, um in der Zukunft irgend einen lichten Punkt zu gewahren, immer wieder zog es ihn wie einen Gefangenen mit tausend Banden in die trostlose Gegenwart zurück. So lag er halbe Stunden lang, die matten Blicke immerfort auf irgend einen Fleck an der weißen Mauer geheftet, theilnahmslos, taub gegen jedes an ihn gerichtete Wort des Wohlwollens. Zuweilen schwoll dies Brüten bis zu fieberhaftem Wahnwitz empor, er sah hunderterlei in einander verschwimmende, hundertfach aus einander sich spaltende Bilder, die ihn umschwirrten, bedrohten, bis auf's Blut ängstigten, auch Peregrina's Antlitz, todtenblaß entstellt, ihre Lippen bewegten sich, er bemühte sich zu horchen, einen Laut zu erhaschen, einen Laut, dessen Ahnung ihn mit Todesfrost durchschüttelte, und doch war ihm, als müßte er diesen Laut mit einem langen, langen Kuß aus den Lippen, aus der Brust Peregrina's heraussaugen. Mutter, Mutter! Und krampfhaft strebte er, wie sie jetzt näher und näher an ihn kam, erdrückend, erstickend sich über ihn neigte, sie von sich abzuwehren. „Fort!“

Peregrina und Tiburzio waren in die Gewalt

der Sieger gefallen. Die Nachricht von Loyola's schwerer Verwundung konnte dem liebenden Weibe nicht lange verborgen bleiben. Sie vergaß seinen Frevel; an was hatte sie zu denken, als an ihn, nur an ihn, den sie liebte? Gar jetzt, da er verlassen, in des Feindes Gewalt, auf dem Krankenbette lag! Sie mußte ihn sehen, — bei ihm bleiben, bis er mit Gottes Hülfe wieder genesen sei, und dann — dann? Was lag an der Zukunft? Sie liebte ihn ja. — Tiburzio eilte zu dem feindlichen Feldherrn, um für Peregrina die Erlaubniß zum Besuch des Hospitals zu erbitten; er ging freudig, denn er liebte seinen Herrn aufrichtig und besaß so viel Gutmüthigkeit, daß er den Ruhm eines Helden verschmähen konnte, und so viel Heldenmuth, als in friedlichen Zeiten dienlich ist, so viel Ergebenheit, als seine Beine zu leisten vermochten, und so lange Beine, als es seinem Vater möglich gewesen war. Der französische Feldherr, welcher die Höflichkeit seines Volkes bewährte, ertheilte ihm und der Dame augenblicklich die Erlaubniß zum Besuch des Hospitals, in welchem Freunde und Feinde gepflegt wurden.

Es war spät am Abend, als Tiburzio mit der Erlaubniß des feindlichen Generals zu Peregrina zurückkam, die ihn sehnsüchtig erwartet hatte. Keine

Minute säumte sie länger, davon Gebrauch zu machen, so viele Einwendungen auch Tiburzio dagegen vorbrachte. Mit hochklopfendem Herzen eilte sie, von diesem begleitet, durch die stillen Straßen, welche nur hie und da von den Tritten und Rufen der Runden durchschallt wurden. Endlich war das Hospital erreicht. Ein großes Hallengeviert (ein alter Klosterkreuzgang) nahm die beiden auf. In welchem Gemach war er? Nirgends ein Führer. Sie schritten voran, bei jeder Thüre zögernd, lauschend. Tiburzio eilte zurück, um irgend Jemand aufzusuchen, der ihm Bescheid geben könnte. Peregrina wankte vor Angst und Ungeduld einige Schritte weiter und stützte sich dann an eine steinerne Säule. Da hörte sie in ihrer Nähe flüstern; unwillkührlich neigte sie sich, um zu lauschen. Es waren zwei Wärter, die, ganz kürzlich abgelöst, sich, um auszuruhen, an die steinerne Balustrade gelehnt hatten, welche den innerhalb des Geviert's gelegenen kunstlosen Garten von dem Säulengange schied.

„Ich möchte wissen, was d'ran ist," sprach der eine, „aller Orten reden sie von ihm als von einem Phönix an Tapferkeit, und doch geht ein Gerucht, was mir nicht passiren sollte, oder ich beginge einen Streich, den man nur einmal begeht."

„Du nähmst ein Weib?" erwiederte der andere

lachend, „bleib' lieber Krankenwärter, Juan. Nun, was für ein Gerücht, mein Alter, was für ein Gerücht? Ich bitte dich!"

„Soll mir der Mund verdorren? Soll ich einen braven Mann, einen Offizier obendrein, einen Schuft nennen helfen? Ich rede Niemanden Böses nach."

D'rauf der andere: „Geh', du bist eine alte Elster und wetzest deinen Schnabel an ehrlicher Leute Namen. Freund oder Feind, das muß uns gleich sein; wir haben's mit den Knochen zu thun, der Herr Jesus Christus mit den Seelen. Gerechtigkeit muß einmal sein, sonst wären wir allesammt des Satans. Der Cavalier, der da drinnen liegt und den Tod für einen Silberling ausbietet, — es muß der rechtschaffenste Cavalier unter der Sonne sein, denn so viel ihrer zu ihm hinein kommen, kein einziger knickert mit seinem Lob, oder ich will ein Ketzer heißen."

„Das ist er, kein Anderer!" sprach Peregrina, drückte rasch die Klinke auf und trat in die dunkle Krankenstube. Als der Krankenwärter, der drinnen die Wache hatte, sie bemerkte, stand er auf und entfernte sich, froh seiner Pflicht für einige Augenblicke enthoben zu sein.

Peregrina setzte sich an das Krankenbette, neigte

ihr Haupt und lauschte den schweren Athemzügen. Sie glaubte, er schlafe, sie wollte ihn mit keinem Wort, mit keinem Kuß wecken, nur eines erlaubte sie sich: ihre zitternde Hand leise auf die Decke zu legen, auf der Stelle, wo sein Herz so mächtig pochte. Eine kleine Weile blieb er ruhig; dann hob sich die Brust, als fühle sie, durch und durch erwärmt und neu belebt, den Finger des liebenden Weibes. Er wurde unruhig, er strebte sein Haupt zu heben und zu wenden.

„Schlafe, ruhe, armes Herz," flüsterte Peregrina, näher zu ihm herab geneigt, überhauchte die Augen des Kranken mit einem Kuß, ohne sie mit den Lippen zu berühren. Es kam ihr vor, als wäre er, schwach und hülflos wie er dalag, ihr Kind, und sie müßte es einwiegen, mit Thränen in Träume, mit namenlosem Schmerz in Frieden. Denn schmerzlos war sie nicht, aber ihr Schmerz war ihr einziger Trost.

Da hob er sich langsam, blieb eine Sekunde lang halb aufgerichtet und sprach leise, nichts als: „Du!"

Freudig schrack sie zusammen; sie wähnte, er sei erwacht, habe sie erkannt. „O sprich nichts weiter," flüsterte sie, „sprachst ja ein Wort, was dich mir ganz, auf ewig wieder gibt. Nichts

weiter, Geliebter, ich will dich ja küssen und nur Küsse sollen deine Antwort sein; Küsse geben dich mir, Worte können dich mir rauben. Hab' ich dich doch jetzt und bin dein so ganz und gar, wie einst, als ich mich dir für mein ganzes Leben ergab. Vater und Mutter fluchten mir, als ich sie verließ, um nur dein zu sein. Spott folgt meinem Namen, wer mich einst kannte, schämt sich's zu verrathen, daß er mich je gekannt, alles nur deßhalb, weil ich nichts haben will, als dich, Niemand gehören, als dir. Und was wär' ich, trüg' ich auch Kastiliens Krone und wäre nicht dein! Ich weiß es wohl recht; Lieb' ist der einzige Segen, die einzige Ehre, der einzige Tag, in der Lieb' ist alles, Gott, hier und dort, ohne die Lieb' ist nichts, kein Sonnenlicht, kein Himmel, kein Werth, nichts, nichts! Ich war reich und angesehen; ich habe nicht Reichthum, noch Ansehen mehr, aber ich habe dich und lache den Herrn zweier Indien aus. Du bist alles, durch dich bin ich alles. Jeder Ehrenname, den dir der geringste Soldat gibt, ehrt mich, jeden Ruhm, der deinen Scheitel umglänzt, fühl' ich auf meinem strahlen, wer vor dir sich verneigt, dem dank' ich; — wenn dir ein Schwert droht, so blut' ich, ehe es dich getroffen; bevor du stirbst, sterb' ich; lebst du wieder auf, leb' ich; — so

haſt du mich, ſo bin ich drinnen im Innerſten deiner Seele, und ſieh': ſo kannſt du mir nicht wehthun, du thäteſt ja dir ſelber weh, kannſt mich nicht herausreißen aus dir, du müßteſt ja dich ſelbſt aus dir ſelbſt herausreißen und wegwerfen. — O, ſprich nichts, ich bitte dich; ich merk's an deinem ſchweren Athmen, daß du reden willſt; — nein, nein, gewiß du darfſt nicht! Ich bin jetzt bei dir; laß mich auch bei dir bleiben. Willſt du mich nicht als Peregrina, ſo denk' ich wär' der Wärter, den Wärter kannſt du ja doch nicht wegweiſen! Oder denk': ich wäre der Prieſter, dem du beichten willſt; und du brauchſt mir nichts zu ſagen, ich weiß ja alles, ich weiß, daß du mich liebſt; was hätt' ich dir zu vergeben?"

„Peregrina," rief der Kranke in furchtbarer Aufregung, „ſo liebſt du mich doch?" Er faßte nach ihrer Hand. Mit Entſetzen riß ſie ſich los, als ſie ſeine Stimme hörte und ſchrie: „Luis, Luis!" Sie eilte aus der Krankenſtube fort, als läge ein Peſtkranker drinnen, deſſen Athem die Luft vergiftet; vor der Schwelle ſank ſie zuſammen. Sie fühlte ſich von eines Mannes Hand berührt und bebte am ganzen Leibe. Doch es war nicht der Mann des Abſcheu's, dem ſie entrinnen wollte, Tiburzio war's, der mit kreideweißem Geſichte vor ihr ſtand, den

Finger auf die Lippen legend, mit der andern Hand auf die nächste Thüre weisend, welche von der in der fernen Ecke des Hallengangs brennenden Lampe kümmerlich beleuchtet war. Peregrina verstand seinen Wink und flüsterte aus schwer gepreßter Brust: „Hier, er?“ Tiburzio nickte, Peregrina erhob sich und wollte, so gut sie konnte, der Thüre zuwanken, welche in Loyola's Krankenstube führte. Tiburzio hielt sie zurück, leise warnend: „Um Gottes Willen, Sennora, Euer Anblick, so plötzlich und unerwartet, könnte ihm den Tod bringen. Er liegt in gefährlicher Ohnmacht, wenn er die Nacht übersteht, wird man ihn morgen, — mit Vergunst des Generals, der diesem tapfersten Ritter der Christenheit die Freiheit gibt, wie sich's gebührt — in einer Sänfte nach dem Schloß seiner Väter bringen, zu seinem Bruder, Don Martin Garcias von Loyola, dem stattlichsten Cavalier von Guipuzcoa, der Euch zehn jener welschen Kapaune auf einen Ruck anrennen läßt; Gott schütze die Loyola's, die Tapferkeit steckt ihnen im Blut, ich muß es wissen.“

„Ich bleibe bei ihm, begleite ihn,“ sprach Peregrina entschlossen in ihrer Seelenangst, „ach, wer wacht über ihn, wie ich? Der Miethling wacht blos mit dem Auge, und selbst über die Wimpern des Barmherzigen hat der Schlaf Gewalt und stiehlt

dies Leben für seinen Bruder, den Tod; ich wache mit dem Herzen und das Herz betrügt die Augen und den Tod. Laß' mich zu ihm hinein; ich will's geloben, daß er mich nicht gewahren soll, will mich zu seinen Füßen vor den Vorhang setzen und ihn nur verstohlen anblinzeln, nur dann, wenn ich gewiß bin, daß er schläft, — ich will wie eine Magd hinter der Sänfte geh'n und die Träger ablösen, damit kein falscher Tritt ihn aus seiner Ruhe stört!"

„Donna, bedenkt," fiel ihr Tiburzio verlegen in's Wort. „Haltet mich, wofür Ihr wollt, dennoch solltet Ihr wissen, daß ich nicht blos meiner natürlichen Fähigkeiten halber, sondern auch als der Diener des großmüthigsten und galantesten Ritters, sowohl im Reden, als auch in Handlungen mich vor allen Dingen der Höflichkeit befleißige, und mit solcher Eigenschaft und Bemühung würde ich lieber des Hungertodes sterben, als ein Wort über meine Zunge kommen sollte, welches der Höflichkeit und insbesondere der gegen Damen zuwider liefe."

Peregrina achtete des Geschwätzes nicht, welches er, durch Stellung und Geberden, die Weise galanter Paladine lächerlich nachahmend, zu Markte brachte, sondern begehrte in die Krankenstube.

Tiburzio vertrat ihr den Weg und nahm sein Gespräch eifrig wieder auf: „Entschuldigt mich, Sennora, wenn meine Worte auf meinen Ruf einen Flecken der Unhöflichkeit hauchen, und Ihr werdet Euch, wenn Ihr mir verziehen, überzeugen, daß der Grund derselben nichts als lautere Höflichkeit ist. Denn wollet bedenken, daß der vortreffliche Ritter Don Martin Garcias von Loyola, so stolz als vortrefflich und, in Wahrheit, stolzer als irgend ein Edelmann in Kastilien, Arragon und Navarra, den reinen Ruf seines Schlosses eifersüchtig bewacht. Freilich, welch ein Schloß, dies Schloß Loyola! So alt und älter als jedes Schloß in Spanien, jeder Stein davon so kostbar wie Crysopas und Cristall. Von den erlauchten Ahnherrn zu schweigen, deren letzter Don Bertram, Herr von Ogenz und Loyola, welcher sich mit der edlen Donna Marina Saez da Lizana ehelich verband, der Tochter des uralten Hauses Balde, welches verwandt ist mit den berühmten Grafen von Puebla, — aus welchem glorreichen Beilager drei Fräulein und sieben Söhne entsprangen, von denen der jüngste, mein tapferer Herr Inigo, hier an seinen Wunden danieder liegt, und der älteste, Don Martin Garcias seit dem Tode Don Bertrams als Haupt der Familie auf dem berühmten und trefflichen Stammschlosse

Loyola's Hof hält. Ihr könnet daraus ermessen, edle Donna, weßhalb ich — meiner Höflichkeit unbeschadet — Grund zur Besorgniß habe, daß man Euch im Schlosse Loyola nicht mit jener Ehrerbietung begegnen möchte, welche Eurer edlen Geburt und Verwandtschaft geziemt."

Peregrinen war die letzte Wendung seiner Rede nicht entgangen. Sie preßte beide Hände vor's Antlitz und sprach schmerzlich vor sich hin: „Wäre ich seine Gattin, so öffneten sich mir alle Thore und jedes Herz. So aber habe ich keinen Anspruch an ihn, als, daß ich ihn liebe, und der niedrigste Knecht verachtet mich. — Und doch lieb' ich ihn, und geb' ihn nicht auf; mein Anspruch an ihn ist unveräußerlich, unzerbrechlich, bis dieses Herz bricht, unter welchem ich meinen Anspruch an ihn trage. Er ist mein, wie der Frühling der Erde gehört. Mögen sie mich verachten, ich kann es tragen, — mögen sie mir das Thor ihres stolzen Schlosses versperren, — — trennen können sie mich doch nicht von ihm! Trennen, trennen?! Nein, das ertrüg' ich nicht. Gütiger Vater im Himmel, vor dir liegt mein Herz klar und offen, erleuchte es, zeig' mir ein Mittel. Du wirst's, gewiß, wenn mich alles auf Erden verläßt, du, du, wirst mich nicht sinken lassen. Auf dich hoff' ich! — Zu ihm!

Halte mich nicht länger, Tiburzio, laß mich nur diese Nacht an seinem Bette wachen, und dann — Ja, dann — —?!“

Mit leisem Schritte trat sie in Loyola's Gemach, Tiburzio folgte ihr vorsichtig. Sie setzte sich zu den Füßen des Kranken und lauschte die ganze Nacht hindurch von Secunde zu Secunde seinen Athemzügen.

Am frühen Morgen, nachdem Tiburzio längst eingenickt war, erhob sich Peregrina leise und stahl sich vom Bette des Kranken; zögernden Schrittes verließ sie das Gemach und verbarg sich draußen im Garten, erwartend, bis die Aerzte die Runde hielten, erwartend ob sie nicht bald zu Loyola's Fortschaffung aus dem Hospital nach seinem Stammschlosse Anstalten gemacht sähe. Sie harrte nicht allzulange, als die ärztliche Runde kam, von einer Stube zur andern. Bald sah sie Tiburzio eilig aus Loyola's Gemach treten. Sie rief ihn leise an und fragte in Furcht und Hoffnung nach dem Ausspruch des Arztes. „Hoffnung, Sennora,“ erwiederte der Diener fröhlich, „Hoffnung genug, um mit einem Sechsling davon sechs arme Seelen im Fegfeuer davon zu trösten; es ist ein Herr drinnen von überschwenglicher Gelehrsamkeit, und der meint, die ärgste Gefahr sei vorbei und der Ritter werde

geneſen; doch ich muß fort, edle Dame, und die Sänfte beſtellen; in einer halben Stunde ſoll alles zur Reiſe bereit ſein.“

„Welchen Weg ſchlagt ihr ein?“ fragte Peregrina haſtig.

„Den durch's Gehölz.“

„Du begleiteſt deinen Herrn?“

„Auf allen Wegen!“

„So höre mich und erfülle meine Bitte. — Doch ſtill, die Aerzte kommen zurück. Tiburzio, guter Tiburzio, harre noch ein wenig. Ich habe dir etwas zu ſagen.“

Die Aerzte gingen vorüber. „Merk' auf,“ ſprach Peregrina flehentlich, „du dienſt deinem Herrn ſeit zehn Jahren.“

„Schon länger, Sennora. Ich folgte ihm von Arevalo, wo er ſeine Kindheit zubrachte, ich bin ein Altkaſtilier, Don Juan Velasco gab mich meinem Herrn an den Hof von Madrit mit und ſeither folgt' ich ihm überall.“

„So kennt man dich und die deinigen in Guipuzcoa nicht auf's allergenaueſte? Haſt du einen Bruder? Eine Schweſter?“

„Zwölf Brüder, Donna, und ich bin der dreizehnte, der Stolz von Altkaſtilien, und zwei Schwe-

ſtern, ohne zu viel zu ſagen, die ſüßduftendſten Blumen von Arevalo, Gott ſegne meine Mutter!“

„Nimm mich als deine Schweſter mit, ich bitte dich, bei Gott ich will dem Namen deines Vaters keine Schande machen. Ich kann meinen Herrn nicht verlaſſen; der Schweſter des Dieners werden ſie die Pforten nicht verſchließen, die dem Weib, weil es — liebt, verſperrt bleiben. Erbarme dich meiner, erfülle meine Bitte, verrathe mein Geheimniß nicht.“

„Wie, Ihr wolltet?“ —

„So verſprichſt du mir's? Gewiß? Gewiß? Ach, die Zeit verrinnt.“

„Wenn der Ritter Euch erkennt — —“

„Sorge nicht. Nur mein Geheimniß bewahre!“

„Doch bedenkt —“

„O, Gott! warum bin ich nicht reich! Hätte ich Gold, hätte ich Gründe. Gott wird dir einſt gnädig ſein.“

„Nun, in aller Heiligen Nahmen!“

„Du willſt? Beſtelle die Sänfte. Ich eile voran. Den Wald haſt du bezeichnet? Gut, gut! Du findeſt mich. Leb' wohl! — O, ſorge, ſorge, daß Loyola ſanft und ohne Ungemach getragen werde, behüt' ihn die kurze Friſt, als hätte ihn

Gott dir anvertraut, als müßtest du Rechenschaft von ihm geben. Hörst du auch? Leb' wohl!"

Sie beflügelte ihre Schritte. Ein Schrei scholl aus dem Gemach, worin Don Luis lag. Es war, als fühlte er ihre Entfernung. Sie bebte zusammen und eilte rascher, als fürchte sie von dem Schatten des Feindes verfolgt zu werden, vor die Stadt.

Luis ras'te drinnen gegen seinen Wärter, die Gewalt des Fiebers stählte seinen siechen Leib minutenlang mit Riesenkraft.

Loyola erwachte neu gestärkt. Bald war die Sänfte herbeigeschafft. Tiburzio gab sich alle erdenkliche Mühe seinen Herrn sanft zu betten. „Laß' sein," sprach Loyola lächelnd, „ich kann aushalten, muß wohl. Also nach dem Schloß meiner Väter! Und wie! Besiegt, als Krüppel. O, warum ward ich nicht auch blind, um kein Antlitz mehr sehen zu können, das uns begegnen wird. Wär' ich blind, die Schaam quälte mich minder. Schalksnarr, ich glaube gar du treibst jetzt das Weinen als Handwerk? Pfui, Tiburzio, hinweg mit deinem Mitleid, ich will nicht beweint sein, wenn ich verlacht werden kann. O, meine Hoffnungen! Einst, da mir's in der Faust juckte, die Geschichte aus den Angeln zu heben, dem Jahrhundert wie einer rollenden

Kugel den Impuls zu geben, von Sieg zu Sieg zu schreiten wie der Wanderer von Felsstein zu Felsstein im Waldbach. Einst — und jetzt! Verhüllt mir die Augen, daß ich meine Krüppelhaftigkeit nicht sehe!"

Er wurde sorglich in die Sänfte gehoben und aus dem Hospital gebracht. Die Wache habenden Soldaten erwiesen ihm, wo er vorüber getragen wurde, die kriegerischen Ehren; die feindlichen Offiziere traten allenthalben zu ihm heran und bedauerten, indem sie Abschied nahmen, voll von Anerkennung seiner persönlichen Tapferkeit, den Unfall, der ihn betroffen, indem sie ihm zugleich aufrichtig Genesung und Heil anwünschten. Wohl pochte sein Herz wieder freudig bei dieser ungeheuchelten Theilnahme der Feinde, doch schnell war es wieder von bitterer Trostlosigkeit über seine Lage erfüllt.

Die Sonne war aufgegangen; das nicht weit von der Stadt gelegene Gehölz wurde bald erreicht. Loyola lehnte sich in der Sänfte zurück und verhüllte seine Augen vor dem Glanz des jungen Tages. Eben waren die Träger an einer Wegkrümme vorbei gebogen, als hinter ihrem Rücken ein Mädchen aus dem Gebüsch hervortrat, dunkelbraun von Antlitz, in grobes Zeug gekleidet, welches sich den Männern anschloß.

„Gib mir doch deinen Bündel, Bruder, ich will dich ablösen," sprach sie zu Tiburzio, der sich verblüfft umwandte; sie legte den Finger an die Lippen und winkte ihm näher zu ihr zu treten. „Besinne dich," flüsterte sie ihm hastig zu, „ich bin deine Schwester und heiße Estrella." Tiburzio kam zur Besinnung und nickte pfiffig. „Da, nimm ihn, du armes Ding, er wird dir bald zu schwer werden, ich verwette eine Wachskerze für San Jago in Compostella, daß du froh bist, wenn ich ihn dir bei Zeiten wieder abnehme." Er schritt wieder voran und brummte die Melodie einer maurischen Romanze vor sich hin.

„Mit wem sprachst du vorhin?" fragte Loyola aus seinem Brüten emporfahrend, nachdem sie eine geraume Strecke weiter gekommen waren. „Ich?" versetzte Tiburzio, anfangs befangen, allmählig geläufig und lustig werdend, er drückte pfiffig ein Auge zu und machte das ehrlichste Gesicht von der Welt, — „mit meiner Schwester Estrella, Ew. Gnaden, welche zur unrechten Zeit nach Pampeluna kam, um mich zu besuchen, und doch gerade zur rechten, um mich aufzufinden; denn, wäre sie ein Paar Tage früher gekommen, sie hätte sich über unsere Unhöflichkeit beklagen müssen, daß der leibliche Bruder ihr das Thor versperrt hätte, und

kam sie um ein Paar Stunden später, so war sie in einen argen Tanz gerathen. Freilich, als es vorbei war, bezeigten sich die Franzosen höflich und wiesen dem armen Ding den Weg zu mir. Bei meiner rein christlichen Abkunft, sie mußten's auch thun, oder ich wollte sie gelehrt haben, wie man Damen aus Altkastilien begegnet!"

„Schweig," rief ihm Loyola zu, durch die Erinnerung an die Uebergabe der Citadelle aufgeregt; eine kleine Weile schwieg er, dann begann er auf's Neue, um sich gewaltsam aus peinlichen Gedanken loszureißen: „Nun, du kluger Altkastilianer, und welch' ein besonderer Anlaß brachte diese Blume von Arevalo nach Navarra?"

Tiburzio zögerte mit der Antwort; er hatte die Frage nicht erwartet. Er suchte hin und her nach einem schicklichen Grund und brachte endlich den närrischsten zum Vorschein, der je einem Christenkinde beifallen konnte, ohne sich im Augenblick ein Gewissen daraus zu machen, die wirkliche Dame von Arevalo durch seine Nothlüge zu beeinträchtigen. „Ich rechne auf Ew. Gnaden Verschwiegenheit," sprach er geheimnißvoll, den Kopf in die Sänfte hineinsteckend, — „Estrella, das arme Ding, — begreift Ihr noch nichts, Sennor? — Liebe kennt kein Gebot! Ha, Estrella übertrifft alle Frauen-

zimmer von Arevalo so sehr an Reizen, als wir beide die Männer an Tapferkeit. Ein Offizier seiner katholischen Majestät hat sie liebgewonnen, und sie ihn wieder, und nun, sehen Ew. Gnaden, — der Geistliche kam nicht früh genug, oder was weiß ich, — — kurz, etwas kommt jedenfalls zu früh, — — ersparen wir Ew. Gnaden das Weitere, denn ich bin ihr Bruder, und will lieber Händel ausfechten, als anfangen. Schaam hat sie nun von Hause fortgetrieben, und hieher in meinen Schutz, und ich bitte Ew. Gnaden, Ihr möchtet sie so lange bei mir lassen, bis sie mit Ehren wieder heim gehen kann. Vergönnt Ihr irgend eine stille Kammer in dem Schlosse Eures Bruders, wo sie unbeachtet sich ausweinen kann, das arme Ding."

„Eine Mutter!" murmelte Loyola. Er winkte dem Diener sich von der Sänfte zu entfernen und versank wieder in jenes Brüten, welches ihn aufzehrte.

Tiburzio ging zu der Dame zurück, deren Wangen während seiner Rede die Schaam bepurpurt hatte, und sprach im Bewußtsein seiner Klugheit und nicht ohne Stolz auf seinen guten Einfall, mit leiser Stimme zu ihr: „Entschuldigt, Sennora, daß ich die Glaubwürdigkeit meiner List auf Kosten Eurer Tugend ausgestattet habe, und wenn ich Euch unhöflich scheine, so bedenkt, daß ich weniger

Euch, als meine leibliche Schwester verläumdet habe, wenn anders Nothlüge eine Sünde ist, und Geistesgegenwart eine Verläumdung genannt werden kann. Glaubt mir, edle Donna, daß ich Euch mit nicht geringerer Treue zugethan und ergeben bin, als meinem Herrn, und zählt in allen Fällen auf mich, wenn Ihr Tugend, Tapferkeit und Weisheit vonnöthen habt.“

Peregrina blickte zu Boden und erwiederte nichts; sie seufzte nur.

„Doch sagt,“ begann Tiburzio auf's Neue, „wenn eine Frage erlaubt ist, durch welche Mittel gelang es Euch so schnell, die völlige Verwandlung Eurer Gestalt zu bewerkstelligen?“

„Ein andermal, — ein andermal,“ sprach sie ängstlich, „bei'm Heil deiner Seele: verrathe mich nicht! Wer weiß, wie lang dies Leben noch hält, vielleicht nur kurze Frist, dann bist du der Verstellung ja quitt und ledig. Und eben, weil ich gewiß glaube, daß es nicht mehr lange halten wird, will ich, so lange es hält, bei ihm sein.“

Die Kunde von Loyola's Verwundung und Reise war dem Stammherrn, Don Martin Garcia, zeitlich genug hinterbracht worden, daß er Anstalten

zum Empfange seines jüngsten Bruders treffen konnte. Als daher der kleine Zug dem Schlosse Loyola sich näherte, kam ihm Don Martin, von einem Arzt und vielen Dienern begleitet, eine Strecke Weges entgegen. Diese Herzlichkeit des Bruders verdüsterte Inigo's gereizte Seele, statt sie zu erheitern; denn seine lebhafte Phantasie malte ihm das Bild in den grellsten Farben aus, wie ganz anders sein Eintritt in das väterliche Haus hätte sein sollen, wenn er als Sieger, hoch zu Roß, bewundert von Jung und Alt, in dasselbe eingezogen wäre, wenn er, statt überstrahlt zu sein von dem Ruhm der Väter, als der helle Stern seines Geschlechts allen Glanz derselben verdunkelt hätte, daß der Name Loyola nur deßhalb geehrt würde, weil Inigo ein Loyola sei. Und jetzt ein Krüppel!

Der Arzt, den Don Martin mitgebracht, ein alter Mann von maurtscher Abkunft, trat, nachdem die ersten Begrüßungen gewechselt waren, zu ihm heran, und wollte die Wunde untersuchen, ob sie durch die Reise nicht verschlimmert worden sei. Loyola's Stolz und Eitelkeit besiegten ihm den Schmerz, obgleich dieser sich während der Reise vermehrt hatte; er gab es nicht zu, daß der Arzt vor so vielen Zeugen seine Schwäche und Verunstaltung

enthülle. „Haftet Euch," sprach er, des alten Mannes Hand empfindlich zusammenpressend, damit dieser die Ungeschwächtheit erkennen möge, „ich bin stark wie vor dem, und wenn mich nach dem Ziel meiner Reise verlangt, so ist's, weil ich mich nach langer Abwesenheit wieder nach dem heimathlichen Heerde sehne." Er versuchte sogar, eines und das andere fröhliche Wort hervorzubringen, um sich und die Andern zu täuschen; aber im Innern tobte ihm das Bewußtsein seiner Gebeugtheit und Ohnmacht, und der leidenschaftliche Aerger darüber verschlimmerte seinen Zustand noch mehr.

„Ihr werdet auch einen weiblichen Gast aufnehmen müssen, Martin," sprach er mit erzwungener Leichtfertigkeit zu seinem Bruder, „mein Diener bringt seine Schwester mit, die Krone der Schönen von Arevalo, das will ich beschwören, ohne sie gesehn zu haben. Ihr müßt wohl Euere Leute scharf im Auge halten, Martin; denn des Mädchens Schönheit wird die Männer gewiß nicht minder blenden, als Tiburzio's ritterliche Artigkeit die Frauen."

Don Martin besah die arme Estrella von Kopf bis zu den Füßen mit jenem stolzen Herrenblick, welcher dem Bürger so schlecht ziemt, aber dem Edelmann erlaubt ist. Ihr weiblicher Stolz machte

sie unter der groben Erdschminke erblassen, als sie der spöttischen Musterung des edlen Herrn Stich halten mußte. „Wäre mir Tiburzio nicht als Christ bekannt," sprach Martin einen Schritt zurücktretend, „so wollte ich schwören, dies sonnenverbrannte Gesicht gehöre einer Maurin. — Nun, mein Haus ist groß genug, tritt ein, du braune Schöne! — Sie mag, so lange du bei deinem Herrn hier bleibst, Tiburzio, mit dem Gesinde essen und schlafen."

Estrella dankte schweigend und seufzte leise. Martin bemerkte es und sprach scherzend: „Du seufzest? Ist die Gesellschaft dir etwa zu gering?"

Estrella erbebte. Tiburzio trat rasch vor sie und erwiederte statt ihrer: „Dadurch dankt das arme Ding, Ew. Gnaden! Sie stellt sich gar zu blöde an, wo sie nicht den Rauch aus ihres Vaters Schlot aufsteigen sieht. Fürchte dich nicht, Estrella, diese Herren sind die gütigsten Ritter der Christenheit. Gesegnet sei der Tag, an welchem wir in dies alte und ruhmwürdige Castell einziehen, dessen Herren gegen Vornehm und Niedrig die Tugend der Gastfreundschaft ausüben."

Mittlerweile kamen sie an das Thor des Schlosses. Unwillkürlich schweifte Inigo's Blick zu dem am Schlußstein der Thorwölbung angebrachten

Wappen seines Geschlechts empor. Ihn durchzuckte das Gefühl, daß er dessen unwerth sei. Schleunig, als hätte er in die Sonne geblickt und könne deren Glanz nicht ertragen, senkte er das Auge wieder zu Boden.

Nachdem Loyola in das für ihn bereitete Zimmer gebracht worden war, drängten sich alle Bewohner des Hauses neugierig hinein. Loyola war so von Unmuth übermannt, daß ihm die Sprache versagte, durch heftige Geberden bedeutete er den Anwesenden, ihn zu verlassen. Als sie fort waren, winkte er den Arzt zu sich heran, blickte ihm fest in's Auge und sprach, nachdem er sich gesammelt: „Jetzt untersucht meine Wunde, Meister; fast glaube ich: Ihr kommt zu spät.“

Der Arzt besichtigte sorgfältig die Wunde, seine Miene wurde immer bedenklicher, er ließ endlich die Hände sinken und blickte dann den Mann auf dem Krankenlager forschend an, gleich als wolle er prüfen, ob dieser auch ein ernstes Wort erfahren und aushalten könne. Loyola half ihm aus der Verlegenheit, indem er ihn geradezu also anredete: „Ich weiß Eure Gedanken, Meister. Haltet mich nicht für so kleinmüthig, daß ich vor dem Tode zittern möchte. Ich verachte ihn, wie ich das Leben verachte, das ausgebeutelt und inhalts-

los hinter mir liegt. Wir sind unter uns, Meister, sagt mir denn, priveligirter Prophet des Todes, blos das: wann wird dieser zerschmetterte Leib die Lüge seiner selbst, der Spott jedes schlechten Wurms, der Kamerad von Tausenden, die auseinanderstoben, der Schrecken der jungen Mädchen, wenn sie um Mitternacht an dem Palast vorbei gehen sollen, in welchem dies brutale Nichts residirt? Ihr seht wie gering ich diesen schlechten Diener meines Selbst anschlage, drum zögert nicht, mir zu sagen, wann er der Verwesung feil geboten wird."

Der Arzt hörte seine Reden und schüttelte den Kopf. „So viel unbändige Lebenskraft," hob er endlich an, „so wenig Hoffnung! — Aber dennoch Hoffnung," fügte er mit Bestimmtheit hinzu.

„Dann ist sie Furcht," entgegnete Loyola, „denn mir graut vor einem Leben mit siechen mißgestalteten Gliedern. Ihr dürft mich nicht heilen, Meister. O, sagt selbst: was soll ich mit einem solchen Leben? Und könntet Ihr mich auch heilen, daß ich wieder aufrecht, wohlgestalt und kräftig dastünde wie einst, — welch' ein Leben, das dem geringsten Hauch des Zufalls unterliegt!"

„Und doch freuen Tausende sich dessen," meinte der Arzt.

„Das eben ist das große Unglück von Tausenden," sprach Loyola, „daß sie geboren sind. Laßt uns über diesen Gegenstand nichts weiter reden; er führt zum Wahnsinn, — Wahnsinn ist Elend, Tod nicht! Ich hab' ihn vorgekostet in scheußlichen Fieberträumen — o, diese Bilder, und dies eine, eine Bild! Nichts davon!"

„Ihr scheint sehr unglücklich, Sennor!"

„Ich bin's, denn ich habe bis jetzt blos gelebt, nichts gethan."

„Aber man nennt Euern Namen, wenn man von Tapferkeit reden will."

„Tapferkeit? Instinkt ist's, nichts bess'res! Auch Thiere rennen in's Feuer. Das Leben war mir eine Schwelgerei, der betäubende Dunst ist verdampft, die Hefe ekelt mich an. Ich fühle noch einen Rest in mir, der für ein neues Leben ausreichte, aber den Stoff find' ich nirgends, den ich durchdringen und beseelen könnte. — Seid Ihr ein rechter Arzt, so heilt mir und flickt mir den Geist, nicht das Bein, stecht mir den Staar des innern Auges, daß ich den Fleck finde auf dem ich stehen kann. Könnt Ihr das nicht, so schont Eure Hand, spart Eure Salbentöpfe und laßt mich lieber sterben, statt, daß ich nur wie ein Mondkranker auf Erden wandle!"

„Ihr fordert von Menschen, was Euch nur der Himmel offenbaren kann," erwiederte der Arzt, „Ihr vertraut dem Letzteren zu wenig, Euch selbst zu viel. Ihr seid ein Wesen, wie ich nie ein gleiches fand. Ihr betrachtet Euer Leben wie ein geschlossenes Gefäß, dessen Inhalt Ihr gerne kennen möchtet, dessen Deckel abzuheben Ihr nicht wagt."

„Was soll diese Rede?" Loyola's ganze Seele hallte bei'm Klang dieser Worte nach.

„Ein Medicament, wie Ihr es wünschtet, und das einzige, das ich Euch reichen kann," versetzte der Arzt; dann ordnete er sogleich den Verband und ging.

Seine Worte hatten in Loyola's Seele hundert und aber hundert Gedanken entzündet, deren jeder wie ein Irrlicht aufflackerte und erlosch. Durch alle aber wand sich wie ein leuchtender Faden der eine: Offenbarung. An diesen reihten sich, hell auftauchend, zahlreiche Eindrücke und Erinnerungen aus der Kinderzeit, als die ganze Welt noch rein und unbefleckt vor seinen kindlich keuschen Sinnen lag. Die innig gläubige Mutter hatte ihn unter'm Herzen getragen, in frommer Demuth in einem Stalle ihn geboren, ihn groß und stark gesäugt im Glauben an die wunderbare übersinnliche

Welt; als er gehen gelernt, als er an Himmelsblau und Sonnengold sich zu freuen anfing, lebten rings, wo das Kind ging und stand, die wunderbaren Legenden, die er aus den Erzählungen der Wärterin begierig eingesogen; da war um ihn nirgends ein leerer Raum, überall wallten die Unsichtbaren; — und was er dachte, glaubte er, und was er glaubte, war wie mit einem glühenden Griffel in sein Herz gegraben gewesen. Der kurze Aufenthalt am Hofe in der Eigenschaft eines Pagen, das lange Soldatenleben hatten die Erinnerung an die glückliche Kinderzeit ganz und gar verwischt, das Leben war ihm zum Augenblick zusammengeschrumpft, weil er jeden Augenblick wie ein ganzes Leben genoß. Blos auf sich selbst angewiesen, hatte er gelernt, nur sich selbst zu vertrauen, hatte sich über den Zweck seines Lebens mit leichtfertiger Geduld hinausgesetzt. Jetzt, da ihn keine Orgie und kein Schlachtenlärm umtoste, da er blos seinen Herzschlag hörte, wie das Picken der Uhr, deren Secunden wie die letzten Blutstropfen eines Verwundeten eine nach der andern abrannen, jetzt, da er nach langer Zeit sich wieder in denselben Räumen befand, wo er als Kind gespielt, geträumt, wo er so ganz und befriedigt in völliger Hingebung an den Glauben gewesen war, jetzt traten alle Bilder jener

Tage wie die Schatten verstorbener Freunde vor ihn, drohend, die einst so freundlich gewesen und doch noch immer väterlich; es graute ihm vor ihrer unerwarteten Erscheinung und doch fühlte er sich zu ihnen hingezogen, doch umklammerte er sie, daß sie ihn retten möchten aus dem maßlosen Zwiespalt seiner selbst. Und er war auch noch zu retten, wenn auch nur durch ein Mittel, das ihn an den Rand des Grabes warf, er war zu retten, denn er hatte nur das Beten vergessen, nicht das Glauben.

So ganz und gar hing er mit krankhafter Sehnsucht träumerisch diesen Erinnerungen nach, daß er seinem Bruder sowohl als allen Andern, welche ihn besuchten und pflegten, völlig ein Räthsel schien. Sonst war er feurig, ungeduldig, auffahrend, herrisch, wechsellaunig gewesen, jetzt sahen sie ihn still theilnahmslos gegen alles, was um ihn her vorging, — wie verzückt. Entstellt das Aeußere; von Stunde zu Stunde hagerte er mehr ab, als verfiele er dem Tode Glied für Glied. Er überhörte die Anreden, gab verkehrte und sinnlose Antworten, blickte, wer ihn theilnehmend umstand, mit blöden Augen an, und, wenn er je zuweilen einen Augenblick hatte, in dem er die ihm Nächsten erkannte, drückte er ihnen den Wunsch aus: sie

mochten ihn allein lassen! In solchem körperlichen Zustande blieb er durch mehrere Tage, während sich die Aufgeregtheit seiner Seele immer höher steigerte, und öfters in wirren Fieberträumen kund gab. Alle Bewohner des Schlosses gingen voll Bestürzung hin und wieder; denn allen hatte sein Schicksal die größte Theilnahme eingeflößt; er war ja kaum dreißig Jahre alt, und mitten in der Vollkraft sollte ihn der Tod von hinnen reißen? Auch die Zuversicht des Arztes, welcher anfangs ihn zu retten hoffte, war wankend geworden.

Jammerbeschwert lebte Peregrina! Sie durfte es ja nicht verrathen, was sie litt; durfte ja um die Gunst, den Geliebten zu pflegen, nicht einmal bitten, ohne sich zu verrathen. Sie konnte es nur selten wagen, Diener oder Dienerinnen bei Herbeischaffung der Arzneien abzulösen, und sah sie dann des Geliebten verfallene Gestalt, so mußte sie den Jammerschrei, den Seufzer selbst, wenn diese ihr schon auf den Lippen schwebten, in die Brust zurückdrängen, ihr großes, furchtbares Weh unter einem allgemeinen verdecken. Ging sie wieder über die Schwelle hinaus, so war ihr, als ginge sie aus der Welt, und dann kam ihr den ganzen langen Tag über das Haus öd und unheimlich vor, als läge eine Leiche drinnen, *seine* Leiche. — Saß sie

im Schloßhof, den Fenstern seines Gemachs gegenüber, so fuhr sie zusammen, blickte hinauf, ehe sie wollte und wähnte, indem es ihr vor den Augen flirrte, man öffne das Fenster und hänge das Sterbelinnen heraus. Tiburzio hatte es durch wiederholte Fürsprache gewonnen, daß sie ein besonderes Kämmerchen erhielt; darin lag sie auf harter Streu, die Nächte durchwachend, für ihn betend, um ihn weinend. Sie dachte nicht daran, was aus ihr selbst werden sollte, aber an das Kind unter ihrem Herzen dachte sie, wenn es geboren würde, wenn es das Licht des Tages erblickte und das Antlitz des Vaters — nicht!

Acht Tage waren verflossen, seit Loyola sich auf dem väterlichen Schlosse befand. Je schlimmer der Zustand seines Leibes, so inbrünstiger wurde der Drang seiner Seele nach der längst aufgegebenen Geisterwelt; aber die Heiligen weigerten sich, zu dem Sehnsüchtigen hernieder zu steigen, hinein zu treten in das Gewirr grausiger Gestalten, welche das Bett des Fieberkranken umlagerten, — sein Geist rang sich müde nach der Anschauung der Retter, die er mit Gebet, mit Ingrimm fast,

beſchwor, ihm zu erſcheinen, ihn zu ſchützen vor den tauſend Augen, die ihn hie, da, aus den Winkeln der Stube, aus den verendloſeten Mauerflächen vom Schwibbogen der Decke herab anblickten. „Kommt, kommt, ihr himmliſchen Heerſchaaren,“ rief er im Fieber, „zu mir! Herab von euern goldnen Stühlen, ihr, die ihr einſt ſichtbar neben mir gewandelt, als ich ein Kind war, noch zu euch beten konnte. Durchſtrömt mein Gebein mit euern Flammen, daß ich's wieder kann, ich möcht' es ja ſo gern. Herab zu mir! ich beſchwör euch. Hüllt euch nicht in die wehenden Flammen, ich ſchaue durch ſie hindurch; dort oben ſeid ihr. Könnt ihr der Erde vergeſſen und des Mannes in ſeinem tiefſten Weh? Seht mich an, da lieg' ich zerbrochen und zerſchlagen, der Spott jedes Knechts, das Mark mir aus den Röhren geblaſen. Zwiſchen Leben und Sterben lieg' ich, helft mir von dieſem elenden Leben, oder berührt es mit euern flammenden Fingern, daß es von neuen Gedanken durchrieſelt wird. Hab' ich euch vergeſſen, ihr Heiligen Gottes, wollt ihr auch mich vergeſſen? Nein, ihr lebt ja noch; ſtützt mich, hebt mich empor! Ich weiß, daß ihr ſeid, ſo zeigt euch mir, kommt, kommt, helft mir aus dem Jammer, nichts zu ſein, nichts zu hoffen, nichts zu hören als den

dumpfen Widerhall der eigenen Stimme, nichts zu sehen, als dies mein zersplittertes Selbst.“

Er sank ohmächtig zurück. Leise öffnete der Arzt die Thüre, trat zu ihm, fühlte den Puls des Erschöpften und gab Don Martin, welcher ihm gefolgt war und in banger Erwartung auf der Schwelle stehen blieb, ein Zeichen, daß er für den Kranken das Schlimmste befürchte. „Vielleicht in dieser Nacht!“ sprach er bedeutungsvoll, „geht, Sennor, dieser Anblick ist nicht für jeden, für den Bruder am wenigsten. Ich will die Nacht an seinem Bette wachen. Geht, laßt mich mit ihm allein, ich bitt' Euch, Herr.“

Don Martin ließ es sich nicht wehren, er wollte den Bruder noch einmal sehen. Welcher Anblick! Die Augen des Kranken standen halb auf, wie die eines Sterbenden, die Lippen waren erdfahl, die Nase spitz, die Wangen so tief eingefallen, als läge blos eine dünne Haut über den Knochen. Der Bruder gab die Hoffnung auf, schlug die Hände zusammen und sprach: „Gott sei seiner Seele gnädig. Nur ein Wunder könnte ihn retten!“

„Es steht schlimm,“ erwiederte der Arzt, dessen Hand auf Loyola's Herzen ruhte, „doch ich gebe die Hoffnung nicht auf, bis ich's unter diesen Fingern nicht mehr pochen fühle. Geht, Sennor,

und bestellt, was Ihr nach Euerm Gewissen für nothwendig haltet; ich habe diesen, als ihn seine Mutter geboren auf meinen Armen dem Vater gebracht, ich will nicht von ihm weichen, als bis ihn der große Vater dort oben von mir zurückfordert.“

Don Martin entfernte sich leise und berief alle Diener des Hauses in die Schloßkapelle zum Gebet für den Sterbenden. Als Peregrina den Zweck der späten Versstunde — die Nacht brach herein — erfuhr, stieß sie einen Schrei aus und sank in die Kniee; sie wollte den Herrn des Hauses flehentlich angehen, daß er ihr gestatte, zu Inigo zu gehen und bei ihm zu bleiben. Ein Krampf im Herzen benahm ihr Athem und Sprache. Tiburzio führte sie in die erleuchtete Kapelle, wo der Geistliche auf den Stufen des Altares knieete und das Gebet für Sterbende anstimmte, welches die kleine Versammlung nachsprach. Don Martin starrte, seines armen Bruders gedenkend, auf die mit dem ehernen Wappen der Loyola's bezeichnete große Steinplatte, welche die Fallthüre zur Gruft des Geschlechts verbarg. Eine Stunde während der andern verrann unter den eintönigen Gebeten des Priesters und deren dumpfen Widerhall von den Lippen der Versammelten, und von Stunde zu Stunde scholl in

die Kapelle hinein der gellende Hornruf des Wächters vom Thurme, welcher die Zeit ansagte. Vor Peregrina's Sinnen flossen der Schimmer der Kerzen und die Schatten der Halle in einander, die eintönig wiederkehrenden Worte des Gebetes gellten ihr betäubend in den Ohren, der vom vorigen Tage her eingefangene Dampf des Weihrauchs, der Geruch der Kerzen und Ampeln erstickten sie fast, sie sah Inigo auf dem Catafalk, sie verlor den Boden unter den Füßen; die Wände neigten sich gegeneinander auf den Catafalk zusammen, er will sich erheben, die zermalmende Last von seiner Brust abwehren, umsonst, immer dichter sinkt sie auf ihn, jetzt sieht sie sein Antlitz nicht mehr, horch, — ein Seufzer; — sie zuckt zusammen; steht er nicht hinter ihr, legt er nicht die Hand auf ihre Schulter, den Arm um ihre Brust? zieht sie, hebt sie, trägt sie aus dem Graus der Zerstörung hinaus in's Freie!

Der Arzt zählte sorgsam die Pulse des Kranken. Immer langsamer schlugen sie, das Antlitz des Alten wurde bekümmerter. Plötzlich wieder ein gewaltiger Ruck, als sammelten sich die Lebenskräfte aus allen Winkeln auf einen Fleck zusammen, um dem übermüthigen Tod, der sein Spiel schon gewonnen glaubte, noch Schach zu bieten. „Welch'

ein Leben," murmelte der Arzt, „muß ich hier langsam zu Grunde gehen sehen. Für eine lange Frist von Jahren vollgültig ausgerüstet, kam es aus der Werkstätte der schaffenden Natur, und dieser Geist, in seinen Elementen tüchtig genug, neue Welten zu entdecken, muß im Schiffbruch des Leibes untergehn, ehe er noch das Ziel herausgefunden, das ihm angewiesen war. Armer Inigo, jetzt, da dein Geist aus Ueberfülle sich selbst verzehrt, aus Unmuth, daß du für deine Kraft keinen Gegenstand hast, du, dem die Erde zu eng ist, — du liegst jetzt so hülflos vor mir, wie damals, als ich dich, den Neugebornen in meine Arme nahm. — Und nun sitz' ich an deinem Bette und singe dir ein Todtenlied. Bald ist das Band durchgeschnitten, welches deinen Geist an die Kerkerwand des Leibes bindet. Du scheidest von der Erde, armer Inigo, auf der du gingst wie ein geblendeter Titane, scheidest, ohne dich selbst begriffen zu haben. Wie wenige können's, wie wenige brauchen's! Aber du! Ich will dir keinen Vorwurf d'raus machen, ich warf einen Blick in dein Herz, weiß, wie schwer du littest. Sei dir das Sterben leicht, du, dem die Kunst zu leben in ihren Anfangsgründen so schwer ward. Schlaf' ein, um klar zu erwachen zu einem neuen Leben, dessen Zweck

du durchschau'st, dessen Grenzen du ausfüllen wirst; der Steg ist schmal, aber das Ufer drüben hat sicheren Grund, du wirst drauf nicht mehr ausgleiten."

Da fühlte er plötzlich alle Pulse heftig schlagen. „Das Leben bäumt sich noch einmal," sprach er, „es ist der letzte Versuch." Wie staunte er, als er sah, daß Loyola's erschlaffte Arme sich allmählig wieder regten, daß seine Augen, von neuer Gluth belebt, die überhängenden Wimpern zurückdrängten; die Brust hob sich, das Haupt strebte empor aus den Kissen, die Lippen zuckten. „Ich kann nicht sterben," hob der Kranke mit heiserer Stimme an, „ich will nicht sterben, mir graut, nichts zu sein. Leben will ich! Zeigt euch mir, ihr himmlischen Gewalten, ich fühls: ihr seid, ich glaub's. Helft mir aus dieser entsetzlichen Angst und Pein, eh' ich vergehe! Ich will euch sehen, dürste nach euch, kommt, ihr waret einst auch Menschen wie ich, ebenbürtig bin ich euch, kann werden wie ihr, — will's. Kommt, auch ihr starbt und lebt jetzt unsterblich, kommt, kommt!"

Verzückt blickte er vor sich; aus der Ohnmacht seines Leibes hatte sich die Kraft des Geistes und des Willens wie der Gefangne von der Kette losgerissen, das ganze leibliche Theil siegreich sich

unterworfen. Es war ein Wahn, der zum Wahnsinn emporwuchs, doch im Kern dieses Wahns lag das Leben — die Hoffnung! Jedes Atom seiner Seele war nichts als Hoffnung. Er mußte schauen, was er glaubte. Den Blick voll Sehnsucht und Ueberzeugung auf dieselbe Stelle geheftet, athmete er dem entgegen, was da kommen müsse. „Soll ich verschmachten?“ stöhnte er, „erhört ihr mich nicht? So gewiß als ich bin, — weiß ich: ihr seid! Jungfräuliche Himmelskönigin, bist ja Mutter, Mutter, du wirst mich nicht verlassen; von mir werf' ich alles Irdische, nichts will ich sein, als dein Ritter, dein Herold, dein Knecht auf Erden; erscheine, erscheine mir nur, laß mich nicht untergehen und verzweifeln. Nein, du wirst's nicht, du weißt, wie ich auf dich hoffe; wie ein Kind, — o, zeige, zeige dein tröstend Antlitz mir!“

Der Arzt wurde irre, er hatte eine solche Aufraffung für nicht mehr möglich gehalten, und doch schien sie ihm ein wenn auch schwaches Anzeichen, daß die Gewalt des Geistes den tödtlich verletzten Leib vielleicht noch heilen könnte. Zu Füßen des Kranken sitzend, verfolgte er mit aufmerksamen Blicken jeden Zug auf dessen Antlitz. Ein plötzlicher Schrei Loyola's entriß ihn seinen Betrachtungen.

„Loyola!“ klang es hinter des Arztes Rücken.

„Heilige! Ja, du bist's, du kommst, rettest mich in dein großes unsterbliches Leben hinein, dein Auge winkt, macht mich gesund, dein bin ich, — dein!“

Erschreckt sprang der Arzt von seinem Stuhle auf, eilte zu Loyola's Häupten und blickte sich umwendend nach der Stelle hin, von wo der Anruf an Loyola erklungen war. Durfte er seinen Augen trauen? Dort, am Fenster das Antlitz, — der wallende Schleier! Er rieb sich das Auge. Als er wieder hinblickte, war alles verschwunden. Lag auch er im Fieber?

Loyola war in einen tiefen wohlthätigen Schlaf gesunken. Als er erwachte, — spät am andern Morgen, — fühlte er sich wie neu belebt. Die Kraft des Fiebers hatte sich gebrochen; mit frischen Augen blickte er um sich her und sah seinen Bruder, der am Bette kniete und ausrief: „der Herr hat unser Gebet erhört; du bist uns wieder gegeben, mein Inigo!“

„Die Gefahr ist vorüber,“ sprach der Arzt, froh aufblickend, während Loyola lächelnd seines Bruders dargebotne Rechte drückte; „den Schaden

an Euerm Fuß getrau' ich mich jetzt zu heilen, zwar langsam, aber sicher.“

„Ein Wunder hat dich gerettet,“ hub Martin auf's Neue an, „Gott und seine Heiligen waren sichtbar mit dir.“ Er blickte ihn, durch den Arzt von dem seltsamen Ereigniß in Kürze unterrichtet, forschend an, und hoffte dabei aus Loyola's eigenem Munde das Nähere zu erfahren. Aber auf Iniego's Gemüth hatte die rettende Erscheinung einen zu tiefen Eindruck hervor gebracht, als daß er sie zum Gegenstand der Neugier zu machen im Stande gewesen wäre. Seines Bruders Worte riefen ihm dieselbe auf's Neue lebendig vor die Sinne, er versenkte sich ganz in die Erinnerung und erwiederte mit Ernst und aus tiefer Ueberzeugung: „Bruder, über mir waltet Gottes Hand. Gottes Gnade ist mir geworden, und, was ich im Augenblick des Todes gelobt, ich will es halten, so wahr ich ein christlicher Ritter bin. — — —“

Die Genesung ging langsam vorwärts. Loyola mußte Monden lang das Bette hüten. Peregrina lebte selige Tage, sie wußte ja, daß der Geliebte gerettet werde, sie hatte es dahin gebracht, daß sowohl Tiburzio als die Diener des Hauses ihr häufig die Besorgung der kleineren Dienste in Loyola's Krankenstube überließen. Sie sah ihn, fast

an jedem Morgen wollte sie aus seinem Antlitz herauslesen, daß er an Kraft wieder zunehme. Er kannte sie nicht, denn sie bemühte sich sorglich, ihr Gesicht fortwährend zu entstellen, und wenn sie sprach, veränderte sie den Klang ihrer Stimme, doch sprach sie selten und wenig, auch Loyola, welcher von Tag zu Tag jener nächtlichen Erscheinung immer mehr nachgrübelte und seine Phantasie an den altherkömmlichen kirchlichen Vorstellungen, die er mit der Muttermilch eingesogen, entflammte, wurde immer ernster, tiefsinniger und schweigsamer. Don Martin war nach Madrit an den Hof berufen worden, wo er sich genöthigt sah, etliche Monate zu verweilen. Die Trennung von dem Bruder berührte den Kranken im Anfang schmerzlich, doch gewann er seine Einsamkeit, in welche er sich nach jenem stürmischen Soldatenleben so plötzlich und unfreiwillig versetzt fand, lieb, wie eine zärtliche Mutter.

Denn in ihm hatte eine Idee feste Wurzel geschlagen, trieb von Tag zu Tag neue üppige Schößlinge und füllte mit dem Glanz und Duft ihrer wunderbaren Blüthen die öden Räume seiner Seele aus. Er pflegte sie wie ein treuer Gärtner die Pflanze, deren Heilkraft er an sich erprobt. Und so wie dieser einzige Gedanke alle übrigen

durchschlang, in sich aufnahm und verzehrte, fühlte Loyola, indem er dadurch die Einheit seines ganzen Seins dürstend zu erreichen strebte, die langverlorne Ruhe in seinem Herzen wieder einkehren. Je tiefer er in diese Ruhe versank, so inniger mit der vollen Kraft seiner feurigen Natur hielt er sich an dem rettenden Wahn. Selbst seine Leidenschaften wurden diesem dienstbar; denn sein Stolz empfand es freudig und bildete es ihm zur Ueberzeugung aus, daß es die Himmelskönigin gewesen, welche ihm im Todeskampfe erschienen sei, und alle sinnliche Gluth, die früher in seinen Adern, war jetzt in ihm als geistliche Inbrunst; er nannte sie Dankbarkeit. Tag und Nacht sann er über nichts anderes, als, wie er seiner himmlischen Schutzfrau nicht blos durch eine einzelne That seinen Dank am würdigsten beweisen könne, sondern wie er sein ganzes Leben umschmelzen und in eine neue Form gießen müsse.

Der Arzt verfolgte diesen Gang der Seelenstörung mit Aufmerksamkeit und beschloß, der wunderlichen Richtung, an deren Ende er Wahnsinn sah, entgegen zu arbeiten und zwar, ohne daß der Kranke seine Absicht merken könne, denn er berechnete es ganz richtig, daß Loyola, wenn er wußte, daß der Arzt, ein ehemaliger Maure, ihn auf

andere Gedanken zu bringen suche, Mißtrauen hegen und gerade mit um so größerer Hartnäckigkeit seiner herrschenden Idee sich hingeben würde. Estrella's besondere Theilnahme war dem Scharfblicke des alten Arztes nicht entgangen, obgleich er ihren wahren Namen und Stand nicht kannte; er beschloß, sich ihrer zu bedienen, um Inigo's Gedanken auf eine andere Bahn zu bringen.

So begab er sich heimlich zu ihr und überraschte sie, als sie, im Anziehen begriffen, ihre langen schwarzen Haare strählte. Rasch besonnen, benützte er ihre jähe Verwirrung, faßte sie an der Hand und sprach: „du bist keine Magd, Estrella!"

„Habt Erbarmen mit mir!"

„Du bist Mutter!"

„Was wollt Ihr von mir? Ach, Ihr tödtet mich mit Blicken; was that ich Arme Euch? Wollt Ihr mein Verderben? Weh mir, ich bin entdeckt; gewiß ist der stolze Herr des Hauses wiedergekehrt und weis't mich durch Euch von der Schwelle, auf welcher der schlechteste Bettler sein Stück Brod und seinen Gottespfennig erhält. O, Herr, seid barmherzig, Ihr habt ja ihn gerettet, stoßet mich jetzt nicht in Verzweiflung. Entehrt es ihn vor Euern Augen, daß ich ihn liebe, — kann ich denn aufhören ihn zu lieben, auch wenn Ihr mich

hinausstoßt, wenn ich von ihm ferne bin? Gern ertrag' ich Hohn und Schmach, nur laßt mich als schlechte Magd so lange hier bleiben, bis Inigo das Krankenlager verläßt, und er wird's ja bald; dann mögt Ihr mich austreiben, dann will ich auf wüstem Feld mich hinlegen und gerne sterben!"

„Was hört' ich? — Sei ruhig armes Weib; Don Martin ist von Madrit noch nicht zurück; noch kennt Niemand dein Geheimniß, als ich, und ich bin kein Verräther."

„O, Gott! Was that ich?"

„Du liebst Loyola, du bist Mutter!"

Peregrina verhüllte ihr Gesicht; schnell befiel sie wieder der Argwohn, schnell griff sie, gereizt, wie sie es in ihrem Zustande war, nach einer List und Lüge, lieber die Schande auf sich nehmend als die furchtbare Möglichkeit, von dem Geliebten getrennt zu werden. So stammelte sie leise: „Ich bin's, doch nicht von Inigo; sein Leid jammerte mich, da erst lernt' ich ihn lieben — und war schon Mutter!"

Der Arzt faßte sie scharf in's Auge. „Gleichviel, du liebst ihn, ich wußte es, bevor du es aussprachst. Deßhalb komm' ich jetzt zu dir. Sein Leib genest, sein Geist ist auf einen Irrweg gerathen. Wir müssen ihn in's rechte Geleise zurück-

zubringen suchen; doch mir mißtraut er, und sein Bruder ist abwesend. Er hat bei'm Beginn seiner Genesung nach Büchern begehrt, um sich zu zerstreuen; unglückseliger Weise brachten sie ihm statt alten Liedern und Heldenbüchern ein Paar geistliche; nun hat sich seine Phantasie an den wunderlichen Kunden entzündet und schwärmt durch die Geisterreiche des Himmels und der Hölle. Liebst du ihn wirklich, Estrella, so thue jetzt das deine; meinst du Gewalt über ihn auszuüben, benütze sie zu seinem Heil, sprich zu ihm mit sanften Worten, er wird ihnen lauschen; wenn Liebe spricht, betrügt sie die Zeit; höret er den Klang deiner Stimme, den süßen, trauten, so wird er die unheilvollen Bücher vergessen, deren Inhalt, die Ausgeburt mönchischer Weisheit, die Klarheit seines Verstandes trübt."

Der einmal geweckte Argwohn wühlte emsig in Peregrina's Herzen und legte den Worten des Arztes eine falsche Absicht unter. „Er ist ein Maure," dachte sie, „er sucht Inigo vom wahren Glauben abwendig zu machen, und ich, die von allen Verlaßne, soll gut genug zum Werkzeug sein! Mißtraut ihm, Loyola, — und ich soll ihm vertrauen? List für List! Täuschung ist Tugend."

„Meister," sprach sie, „Ihr irrt, wenn Ihr

glaubt, daß Loyola mich wieder liebt, er kennt mich nicht, beachtet mich nicht, spricht nicht mit mir. Doch will ich thun, was Ihr für gut findet, und wenn Ihr mir gestattet, bei ihm frei aus und ein zu gehen und ihm die Bücher zu bringen, so will ich statt der geistlichen ihm weltliche auswählen.“

„Ich lege sein Heil in deine Hände, Estrella,“ erwiederte der Arzt sehr ernst, thue, was dein Gewissen dich heißt. Nicht mehr fern ist dir die Stunde, wann du im Todeskampf ein Kind gebären wirst, Gott kann dich abrufen und wird dich fragen, wie du jenen Mann betreuet hast. Das bedenke!“

„Ich werde ihm Rechenschaft geben, und hoffe vor seinem Gericht zu bestehtn,“ rief Peregrina freudig; „habt Dank für Euern Auftrag, ich werde meine Pflicht getreulich erfüllen.“

Als der Arzt sich entfernt hatte, athmete Peregrina leichter, als hätte der Versucher sie verlassen. Die Arme! Nur einen Schritt breit war sie von der Wahrheit gewichen, — und die Wahrheit rächte sich an ihr; die Wahrheit macht alle irdische Klugheit zu Schanden. Sie hatte den Geliebten verläugnet, um ihn nicht zu verlieren; sie machte

sich kein Gewissen draus, sie wähnte recht und klug gehandelt zu haben!

Voll Herzensfreude, daß sie jetzt ungehindert Loyola öfter sehen dürfe, als früher, eilte sie in den Saal, wo sich die Büchersammlung befand. Dort wählte sie eifrig aus Romanen wie aus geistlichen Büchern, von den letzteren nahm sie das Leben Christi in spanischer Sprache, und die Blüthen der Heiligen, eine wunderliche Schrift, in welcher die Lebensbeschreibungen der Anachoreten, deren Bußen, Kasteiungen, Versuchungen und geistliche Kämpfe, deren Spitzfindigkeiten bei Untersuchung heiliger Dinge, deren Visionen und abentheuerliche Wunder von glühender Einbildungskraft geschildert waren. Mit diesem und andern Büchern begab sie sich zu Loyola, welcher angefangen hatte die Stunden des Tages damit auszufüllen, daß er das Leben und die Thaten Christi und der Heiligen abschrieb, und zwar das Leben Christi in goldnen Lettern, das der heiligen Maria in purpurnen und das der übrigen Heiligen in verschiedenfarbigen, während er die Nächte hindurch, entflammt von den Eindrücken seiner Tagesarbeit, Pläne über Pläne machte, selbst es jenen Vorbildern gleich zu thun; — aber noch kam ihm kein bestimmter Entschluß zur völligen Klarheit.

Er blickte vom Schreiben nicht auf, als Estrella mit den Büchern zu ihm herein trat. Sie legte sie ihm auf den Tisch, der an seinem Bette stand, und zögerte sich zu entfernen. „Was willst du noch ferner," sprach er, unmuthig gestört zu werden.

„Ich bringe Euch Bücher, Sennor," erwiederte sie schüchtern, leise, an sich haltend, um sich nicht zu verrathen.

„So geh!"

„Es ward mir befohlen, Euch keine geistlichen Schriften mehr zu bringen; ich konnte es nicht verwinden, drum bring' ich Euch zweierlei. Euer Schutzgeist führe Euch die Hand, wenn Ihr darunter wählt. Hört eine Warnung aus treuer Brust; es ist jemand hier, der es mit dem Heil Eurer Seele nicht redlich meint. O, Gott! Die himmlischen Heerschaaren mögen über Euch wachen!"

Dies sagend wandte sie sich und schritt der Thüre zu.

„Wer bist du, die in so räthselhaften Worten zu mir spricht?" rief ihr Loyola nach.

„Estrella, die arme Estrella!" entgegnete sie auf der Schwelle, ohne sich umzuwenden. Draußen flossen ihre Thränen.

„Estrella?" wiederholte Loyola für sich, „ist das nicht Tiburzio's Schwester? Welch ein Klang

ihrer Stimme! Weßhalb zittern alle meine Nerven? — Ja, ja: sie wollen mich abwenden von dem Gegenstand, den ich nach langem Irregehen endlich gefunden, den meine Seele umarmt, um nicht unterzugehen. Doch umsonst ist all' eure List, fest halt' ich, was ich einmal ergriff. Abschwor ich der treulosen Erde, — dem Himmel will ich treu bleiben, der mir treu blieb. — Laß sehen, was sie brachte."

Und nun nahm er die Bücher und blätterte darin; das erste, das ihm in die Hand fiel, war ein abentheuerlicher Ritterroman, in welchem die Thaten eines irrenden Paladins aufgezeichnet standen, der für die Dame seiner Wahl tausend abgeschmackte Thorheiten beging, Räuber, Riesen und Drachen bekämpfte, in einer Einöde sich kasteite, verzauberte Schlösser gewann, aus Buße, wegen vermeintlicher Untreue in Gedanken, das Gelübde eines zwölfjährigen Schweigens hielt, von allen andern Cavalieren deßhalb verachtet wurde, als Küchenjunge am Hof eines Königs, wo er sich verdungen, Spott und Mißhandlung ohne Murren ertrug, in einem Hospital die niedrigsten Dienste verrichtete und endlich nach so vielen Mühsalen mit der Geliebten vereinigt wurde. Loyola schlug das Buch einigemale zu und öffnete es immer wieder,

seine rege Einbildungskraft fühlte sich von den Erfindungen angezogen; er gefiel sich darin, sich selbst an die Stelle des irrenden Ritters zu versetzen, die Sehnsucht übermeisterte ihn, nach fernen Gegenden, in unbekannte Länder zu schweifen, gewaltige Hindernisse zu überwinden, die Kraft seines Willens durch Entsagen und Entbehren zu erproben. Ganz aufgeregt von dem Inhalt dieses Buches ergriff er das zweite, es enthielt die Blüthen der Heiligen. Mit nicht geringerem Eifer las er sich in dasselbe hinein; lebendig standen vor seiner Phantasie die Glaubensboten und Märtyrer, die von Land zu Land zogen, das Wort des Weltheilands zu predigen, die um der Wahrheit willen jeder blutigen Verfolgung, jeder ausgesuchten Marter standhaft trotzend als mannhafte Ritter entgegen traten; er sah die frommen Anachoreten, kniend auf dem glühenden Sande der Wüste oder in dunkeln Höhlen begraben; die abgemagerten Leiber von eisernen Stachelgürteln umschlungen, von Tag zu Tag brütend über neuen Qualen, um die sündige Weltlust und die Gewalt des Fleisches abzutödten, — ein harter Stein war des Einsiedlers Hauptkissen, ein grober Sack sein Kleid, Strick und Geißel seine Waffe; — die Dämonen der Hölle erschienen ihm bald als üppige Bayaderen,

nackt, in bacchantischen Tänzen ihn umkreisend, um den Flüchtling in der Wüste zu Sinnenlust zu verführen, bald in scheußlichen Mißgestalten, ihre Harpyenkrallen in sein Fleisch einhackend, mit glühenden Peitschen ihn geißelnd, bis des Gebetes Kraft und das Zeichen des Kreuzes sie in die Flucht schlugen; — — bald sah er fromme Königssöhne, welche sich aller irdischen Würde, aller irdischen Hoffnungen entäußerten, um Christi willen den Purpur wegwarfen und in groben, härenen Gewändern barfuß nach heiligen Oertern wallfahrteten, in der Heiden fabelhafte Länder, zum Grabe Christi, — oder sich in Hospitälern dem Dienst der Kranken widmeten, bis sie unerkannt im Vaterhause wieder ankamen, und, Knechten gleich gehalten, unter den Stiegen oder in Ställen hausten.

Dies alles las er, und noch mehr. „So hab' ich mein Ziel gefunden; — waren diese alle einst mehr als ich? Heilige wurden sie und die ganze christliche Welt betet zu ihnen, und ihre Namen leuchten wie Sterne, unsterblich leben sie im Himmel und auf Erden. Nein, ich bin aus keinem schlechteren Stoff gemacht, als sie; werden kann ich, was sie wurden, dieselbe Kraft des Willens, die sie begeisterte, fühl' ich in mir. Wenn die Eroberer alter Zeit vergessen sind, knieen die

Bewohner zweier Erdhälften noch vor diesen. Was gab ihnen die Kraft, ihr ganzes Leben hindurch blos zu dulden und zu tragen? Das Bewußtsein ihrer selbst! Auch in mir lebt es. Selbst jene Paladine, — sie konnten vollbringen, was wir jetzt, wenn wir es lesen, für Mährchen halten. Von Land zu Land zogen sie, auf Leben und Tod jeden bekämpfend, der gegen die Schönheit und Tugend ihrer Dame Zweifel erhob. Und ich — — ja, ich will's; du hast mir beigestanden, du hast mich gerettet, hohe Himmelskönigin, dein Ritter will ich denn sein auf Erden, für dich ausziehen in den Kampf, ausbreiten durch alle Zonen deinen Namen und den deines Sohnes! Hier schwöre ich dir's, Heilige, ab thu ich mich meiner weltlichen Rüstung und ziehe die geistliche an, erniedrigen will ich mich, um deinen Ruhm zu erhöhen, will büßen und mich kasteien, daß ich deiner Erscheinung auf's Neue gewürdigt werde, will fahren über's Meer und in ferne Länder, predigend deinen Preis zu verkündigen, o, gelänge es mir, Seelen zu erobern, daß vom Aufgang bis zum Niedergang ein Reich gegründet würde, wie noch kein König der Erde eines besaß, und daß ich die Zügel dieses Reichs mit gewaltiger Hand lenken könnte, — hilf, hilf, du meine Retterin in der Noth, daß ich's voll-

bringe, dein Ritter auf Erden laß mich sein, ich will's sein, ich schwöre dir's, Amen!"

Seit Loyola die Form seiner Wiedergeburt gefunden hatte, verwandelte sich die Idee seines Entschlusses allmählich in die Ueberzeugung, daß dieser eine göttliche Sendung sei, welche er zu erfüllen habe. Und diese Ueberzeugung verleitete seine leicht zu entzündende Phantasie, sich den Vorstellungen eines streng ascetischen Lebens völlig hinzugeben. Er konnte voll Ungeduld seine völlige Genesung kaum erwarten, um seinen Plan in's Werk zu setzen und das Leben eines fahrenden Heiligen zu beginnen. Die Weihe seiner geistlichen Ritterschaft wollte er von dem gnadenreichen Bilde unserer lieben Frau von Montserrat empfangen, wohin er zu wallfahrten beschlossen, sobald seine Gesundheit es gestatte. Bis zu jenem Zeitpunkt lebte er im Schlosse wie ein Einsiedler, vergönnte weder dem Arzt, noch sonst Jemanden Zutritt in seine Stube. Peregrina lag in unseligem Jammer, — er weigerte sich, irgend eine andere Speise zu genießen, als rohe Wurzeln, und diese ärmliche Kost ließ er sich durch ein in der Thüre angebrachtes Fenster herein reichen; unabläßig las er auf's

Neue die Legenden der Heiligen und die Thaten der Heidenbekehrer, betete Stunden lang zu den seinem Bette gegenüber befindlichen Bildern des Gekreuzigten und der jungfräulichen Mutter; und sank er, glühend am ganzen Haupte, betäubt und schwindelnd in die Kissen zurück, so erhob er sich alsbald wieder und zerfleischte sich Brust und Rücken mit einer Geißel, welche er sich zu verschaffen gewußt hatte, und welche er mit der Angst und Klugheit, welche Geistesirren eigen zu sein pflegen, unter seinen Pfühlen verbarg.

Peregrina's Leid wurde durch die mannigfachen Reden der Dienerschaft über Loyola's seltsames Leben und Treiben von Tag zu Tag gemehrt, und geschärft durch die zweideutigen Blicke, welche ihre Gestalt auf sich zog, denn immer näher rückte die Stunde heran, in welcher das Kind ihrer Liebe das Tageslicht schauen sollte. Am bittersten aber quälte sie der Vorwurf, den sie sich nicht ohne Grund machte, daß sie selbst einen großen Theil der Schuld an Loyola's Geistesstörung verwirkt hatte. Sie hielt es nirgends lang an einem Orte aus, gefoltert von Liebe und Angst, gepreßt von dem Leben, welches sie unter'm Herzen trug, schlich sie bald vor Loyola's Thüre, bald auf ihr ärmliches Lager zurück. Ach, wenn sie dem Kinde das

Dasein schenkt, sie darf es dem Vater nicht bringen, und wer soll es pflegen, wer schützen vor Hitze und Frost, wo soll sie es wiegen, wo verbergen vor dem stolzen Auge des Mannes, der die Ehre seines Hauses so eifersüchtig bewacht? Sie sehnte sich inbrünstig nach dem Tode, sie dachte an nichts anderes, als, daß sie sterben würde, aber das arme vaterlose Kind, wenn es auch die Mutter verlöre?! Sie ging herum, sie suchte ein Herz, dem sie ihr Leid klagen, in dem sie ihr Testament niederlegen könnte, sie ging von diesem zu jenem, und meinte, sie müßte es sagen, sie konnte es nicht. Die alle hatten kein Herz. Selbst zu dem alten Arzt trieb es sie, sie glaubte wohl, daß sie ihm damals Unrecht gethan, und doch konnte sie kein Vertrauen zu ihm fassen. Freilich, einer war da; an dessen Herz hätte sie sich vertrauungsvoll gewendet, er hätte sie gewiß nicht zum zweitenmale verstoßen. — doch der Eine lebte ja zwiefach als Gefangener, der Wahn war sein furchtbarer, unbarmherziger Kerkermeister. Sie saß allein mit ihrer Seelenangst in ihrem Kämmerlein und hätte gern geweint, aber die Augen glühten ihr gar zu sehr. Der Abend dämmerte, die Dunkelheit that ihren Augen wohl, auf dem Herzen lastete ihr um so gewichtiger die Verlassenheit.

„Sennora, seid Ihr hier?“ hörte sie plötzlich leise fragen, sie bebte zusammen.

„Fürchtet Euch nicht, ich bin's, Tiburzio.“

„Du, du, — ach, Tiburzio, — ach, du bist der Einzige, der mein Leid kennt. — Mir ist, als müßt' ich sterben!“

„Um aller Heiligen willen, Sennora, Ihr werdet doch nicht — — — Ich bitt' Euch nehmt Vernunft an, und Ihr sollt meine Klugheit und Treue gewiß sattsam erkennen!“

„Was willst du von mir, mich verrathen?“

„Ich? ach, Ihr kränkt mich sehr. Ich komme, um Euch einen Dienst zu erweisen, und ich hoffe, Ihr werdet mit den Anordnungen meiner Klugheit zufrieden sein.“

„Was willst du beginnen?“

„Schon ist's begonnen, Sennora. — Glaubt mir: ich hab' auch ein Herz, wenn ich's auch nicht auf den Mantel hänge, oder auf den Hut stecke, bei Edelleuten ist das so Sitte. Wahrhaftig, seit Monaten liegt mir der Wein wie Pech auf der Zunge, wenn ich Euch so hin und wieder gehn sah mit dem zerbrochenen Herzen. Gott vergebe meinem Herrn seine Heiligkeit, die ihm die Augen verblendet wie einem Falken. Kurzum, ich sah Euern Zustand und hab' gethan, was mir wie

Rechtschaffenheit vorkömmt, denn Rechtschaffenheit wächst nicht auf den Bäumen, sondern ganz niedrig aus der Erde heraus. Als Ihr in jenem Gehölz bei Pampeluna so rasch in meine Schwester Estrella verwandelt da standet, als hätte Euch eine gute Fee bei'm Anziehen bedient, befragte mich mein Herr, wer Ihr wäret, ich ersann schnell ein Mährchen — ich bitt' Euch meine Höflichkeit nicht auf die Folter zu spannen, erlaubt, daß ich es Euch verschweige; kurz ich bin damals zum Propheten geworden und habe auf die unschuldigste Weise der Welt die Wahrheit gesprochen, indem ich so zu sagen unverschämt log. Da ich nun aber befürchte, daß die Wahrheit baldigst an den Tag komme, so bitt' ich Euch: verlaßt das Haus noch in dieser Nacht und reiset nach Arevalo, wo Ihr es Gott und der Zeit anheim stellt, was aus meinem edlen Ritter wird, und wenn Don Martin von Madrit wiederkehrt, sind Eure Ehre und die des Hauses zugleich bewahrt."

„Fort? Inigo verlassen?"

„Arme Donna! Vergißt er nicht Euch, um einen Heiligenschein für sein Haupt zu gewinnen? Gott vergebe mir meine Sünde, wenn ich unchristliche Worte rede; aber diese Dinge schweben so

hoch uber mir, daß ich den Adler vom Zaunkönig nicht mehr zu unterscheiden weiß.“

„Du hast recht. Ja, ich muß fort. Sie würden mich tödten, ach, was liegt daran? Aber mein Kind, mein armes Kind! sie würden es von meinem Herzen wegreißen, vor die Schwelle hinwerfen, — — o, ich weiß was spanischer Stolz vermag; Vater, mein Vater!“

„So bereitet Euch, Sennora, dies Schlos zu verlassen.“

„Ohne Abschied, ohne Kuß? O, Gott, jetzt, fühl' ich, wie schwer ein Fluch wiegt! Alles, alles gab ich hin, um ihn zu besitzen, o, Eigennutz der Liebe! — und doch verloren, und für immer verloren!“

„Eilt, die Nacht bricht herein, Ihr habt eine weite Reise, Sennora!“

„Warum drängst du so? O, was ist dir eine Minute! Was ist sie mir! Laßt mich, die ich sonst nichts mehr habe, mit der Zeit wuchern. Was schadet's Euch, wenn ich ein Paar Augenblicke länger von derselben Luft trinke, die er einathmet? Oder wäre dies eine List, mich doch von ihm zu trennen? Würde vielleicht alles noch gut? — Vergib, ich weiß nicht was ich rede, — ich will dich nicht kränken, ich will ja Niemand kränken, will,

daß jeder glücklicher sei, als ich. Nein, ich habe kein Mißtrauen; Mißtrauen gibt's nur, wo noch Hoffnung ist, ich habe keine! Du bist gut, treu; Gott wird dir's vergelten."

„So rafft zusammen, was Ihr habt und kommt!"

„Allein? Ich kenne nicht Weg noch Steg!"

„Sorgt nicht. Alles ist bedacht; der liebe Gott that nicht übel, als er auch unser einem ein bischen Gehirn in den Kopf füllte. Don Manuel, der Arzt, — ein braver alter Mann, schade für ihn, daß sein Vater nicht getauft war, — weiß um meinen Plan. Ich reise mit Euch, Sennora, ich will mir den Bart nicht scheren lassen, bevor ich Euch das Kissen der Sicherheit unter das Haupt schiebe. Don Manuel wird meine Abwesenheit rechtfertigen: einer von meinen Brüdern liege auf dem Tod darnieder. Solches habe ich ganz klar und vernünftig ausgesonnen, um der Pflicht eines getreuen Schildknappen zu genügen, nun helf uns San Jago weiter!"

„So komm!" rief Peregrina entschlossen.

„Mein Maulthier ist gesattelt und gezäumt," sprach Tiburzio.

Sie schritten still durch den Hof, Peregrina war erschüttert, die Kniee wankten ihr. Sie blickte

zu Loyola's Fenster hinauf, welches noch erleuchtet war. „Leb wohl," sprach sie, so bänglich leise, als hauchte sie blos. „Meiner hast du vergessen, o, vergiß einst des Kindes nicht, das ich dir in der Fremde sterbend gebären werde."

„Fort, fort!" drängte Tiburzio.

„O, könnt' ich doch hier enden! — Lebt wohl ihr ungastlichen Hallen dieses Schlosses! Wie eine Diebin hab' ich mich herein geschlichen, wie eine Diebin verlaß ich euch. Schwarz wie eine Gruft gähnt ihr mich an, und haltet ja auch wie ein Todtenkerker meinen Inigo fest. O, Gott, Gott, Gott, sende ihm einen Strahl deiner Klarheit, der seinen edlen Geist ganz durchschimmere und erhelle, wecke seine Thatkraft wieder, daß er Großes beginne und vollbringe, daß der Ruhm seines Lebens einst wie ein Flammenzeichen am Himmel über dieser Stätte leuchte, wo er geboren ward, und nur auf den Fleck einen Schatten werfe, wo einem armen Weibe, das ihn so innig geliebt, das Herz brach! Lebe wohl, mein Inigo, ich sehe dich nie wieder, werde groß vor der Welt und — glücklich!"

Tiburzio zog sie mit Gewalt fort und zu dem Seitenpförtchen hinaus. Vor demselben war das Maulthier angebunden; er hob sie in den Sattel und trieb dann das Thier an. Es war eine schwüle

dumpfe Nacht, der Himmel dicht umzogen, kaum handbreit konnte man vor sich hin den Weg unterscheiden. Tiburzio knöpfte sein Wams auf und trocknete sich ein über das andermal den Schweiß von der Stirne. „Es muß ein Wetter in der Luft hängen," sprach er, als sie einige zwanzig Schritte weit vom Schloß sich entfernt hatten; „mir ist, als griffe mir eines Spitzbuben Hand an die Kehle, — der Himmel bewahre uns vor allen Ehrenmännern, deren Handwerk die Nacht, und deren Stoßgebet ein Stoß ist, doch fürchtet Euch nicht, Sennora, so lange ich bei Euch bin; meine Mannhaftigkeit ist besser denn ein Schild. — Welch' eine Nacht! Seid ohne Sorgen, Sennora, das Dunkel schützt uns, wenn so ein Kerl keinen Stich sieht, wagt er keinen Stich; gepriesen sei die Weisheit Gottes, der es besser weiß, als wir, wenn er seinen Himmelslichtern ihren Feierabend vergönnen kann."

Peregrina schwieg, Tiburzio fuhr fort: „Ihr durft nicht so traurig sein, Sennora; die Heiligen werden noch alles zum besten lenken, wahrlich: Euer Leid ist so groß geworden, als Eure Tugend, deßhalb durft Ihr nicht verzagen. Verzeiht mir, wenn ich Euch je durch ein unbeschaffnes Wort gekränkt habe, es geschah gewiß nie mit Vorsatz:

unhöflich zu sein, — und seit ich gar erst so recht erkannt habe, wie vortrefflich Ihr seid, schäm' ich mich über mich selber, daß ich Euch so lange mit gleichgültigen Blicken angesehen habe. Der Anblick Eurer Noth hat mich aus einem Schalksnarren, wie mich mein Herr unverdienter Weise stets nannte, zu einer Art von Cavalier gemacht, ich glaube: meine Ergebenheit gegen Euch könnte mich zu allem machen, was Ihr wollt."

Am Rande des Horizonts wetterleuchtete es. Ein lang anhaltender Schimmer erhellte die Gegend. Tiburzio sah sich rasch um und schrie entsetzt: „Unsere liebe Frau steh' uns bei, wir sind statt auf dem Wege nach Kastilien, auf dem nach Navarra, das verdammte Thier trabt nach Pampeluna zu und ich selbst war nicht klüger. Was Klugheit in einer solchen Nacht, in der ein Sterngucker zum Maulthiertreiber verdorben wäre! — Komm, Gil, mein sanftes Zuckerkind," redete er das Maulthier an, „wende deinen schönen Schellenhals, das Futter in Pampeluna ist für dich zu theuer, in Arevalo werden dich die Damen des Hauses auf Silber bedienen, wie seit dem Roß des guten Paladins Roland noch kein Traber in drei Königreichen bedient wurde. Komm, du kluges Thier, ich weiß: Sanftmuth ist deine Tugend und mit guten Worten

reicht man bei dir aus.“ Dabei versetzte er dem Maulthier mit seinem Knotenstock einige Lendenhiebe, um es von dem Wege nach Pampeluna abzuwenden, den es seit etlichen Jahren gewohnt war.

Neues Wetterleuchten; das Maulthier scheute. „Halt!“ scholl es auf ein gegebenes Zeichen plötzlich von allen Seiten.

„Wer seid ihr?“ rief Tiburzio mit aller Kühnheit, die er in sich zusammenraffen konnte, zurück.

„Dieu et mon droit! — mon droit, mon droit!“

„Erbarmer im Himmel! Rette mich, Tiburzio, rette, rette!“

„Ihre Stimme! Sie ist's, sie!“ schrie ein Reiter, seinen Hengst herumwerfend, des Maulthiers Zügel erfassend.

„Was unterfteht Ihr Euch,“ unterwand sich Tiburzio, mit ausgespreizten Beinen sich vor die Reiter hinstellend und sie mit größerer Keckheit, als er je gedacht, herausfordernd, „wißt Ihr, wen Ihr vor euch habt? Elende Bursche, weicht von hinnen, wir sind Edelleute, wir haben nichts für eure Habsucht. Geht, geht, ladet keine Sünde auf euer Gewissen und zwingt mich nicht, von meiner Tapferkeit Gebrauch zu machen.“

„Ein Kobold, ein Kobold!“ rief ein anderer

Reiter lachend, „komm' Kerl, laß dich an meinen Degen spießen, ich will dich als ein Meerwunder heim bringen!“

„Das Abentheuer läuft lustig aus,“ rief ein Dritter, „ich dachte schon es würde ernsthaft! Gluck auf, Kamerad, Ihr steht in Fortunens Huld.“ Dann zu Tiburzio: „Komm, Kobold, du siehst mir aus, als hättest du Beulen auf dem Rücken, wir wollen sie glatt klopfen, bis du einen zärtlichen Schäfer vorstellen kannst.“

Inzwischen hatte der auf dem Hengst das Maulthier an sein Roß gekoppelt und sprach zu seinen Gefährten: „Habt Dank, Kameraden, das Glück führte mir meine Beute gerad in den Weg, das Abentheuer ist zu Ende, nun laßt uns fröhlich heim reiten.“

„Mit nichten,“ rief der eine Gefährte, „Ihr könnt lachen, Ihr habt das schöne Weib gewonnen, ich muß doch auch etwas mitbringen. He, Kobold, mein Kobold, wo bist du?“

Aber Tiburzio hatte es bereits für sicherer gehalten, sich ohne Geräusch zu entfernen, denn was vermag die Tapferkeit eines Einzelnen gegen eine Schaar von Tigern. Er begnügte sich damit den Zorn des Himmels auf sie herab zu wünschen und tappte, über die Schlechtigkeit dieser Menschen

heimlich fluchend, im Dunkeln weiter; sein Unstern wollte es jedoch, daß er trotz seinem Bestreben sich aus der Nähe der Böswichter zu entfernen, die Schußweite derselben stets unwillkürlich im Kreise umging, und jedes Wort hören mußte, welches mitunter ihm zum Spott gesagt wurde.

„So hab' ich dich wieder," rief der auf dem Hengst, „endlich für ewig bist du mein! Auf Leben und Tod um dich zu kämpfen kam ich. Himmel und Hölle setz' ich ein, dich zu haben. Zum zweitenmal warf dich das Glück mir zu. Zum zweitenmal wirst du mir nicht entrinnen, Peregrina! Mein! fort!"

Und wie sie davon sprengten, hörte Tiburzio, der zähneklappernd in der Nähe stand, einen Laut wie das Gestöhn einer Sterbenden, den Laut aus Peregrina's Munde: „Luis!"

Als Don Martin von Madrit in's Schloß Loyola wiedergekehrt war, hatte sich Inigo's kräftige Natur von den Leiden der Krankheit beinahe völlig erholt, und seine Wunde war so weit geheilt, daß er frei auftreten konnte; obgleich er etwas hinkte, bedurfte er weder der Krücke, noch des Stockes mehr. Die erste Begrüßung der beiden Brüder war weniger

herzlich, als Inigo von der Liebe Martins zu ihm erwarten durfte. Der Letztere vermochte nicht lange den Grund seiner Kälte zu verschweigen.

„Laß mich Mann zu Mann mit dir sprechen, Inigo," hob er an, mit finsterer Stirne den Bruder anblickend, „ich habe Dinge in Madrit gehört, die ich nicht eher für wahr halten will, als bis ich aus deinem Munde Aufklärung darüber habe. Ich sah am Hofe einen Mann mit schneeweißem Haar, einen Mann, der jedem König frei in's Antlitz blicken kann, und der meinen Anblick vermied, weil du meinen Namen trägst. Du kennst ihn, denn er hatte einst eine Tochter und läugnet jetzt, je eine besessen zu haben, und die Lippen werden ihm blaß vor Scham und Zorn, wenn irgend wer in seiner Nähe den Namen: „Peregrina" ausspricht. Steh Rede, Inigo, was weißt du davon?"

Inigo war die ganze Zeit über wie ein Träumer vor seinem Bruder gestanden, seine Augen starrten gen Himmel, wie in einen Lichtborn hinein, dessen glühender Wiederschein ihm das Auge verblöden mache. Der Name Peregrina's, den er seit so langer Zeit nicht mehr gehört, schreckte ihn aus seinen Träumen empor, als hätte eine kalte Dolchspitze plötzlich seine Haut berührt. Doch

rasch übermannten ihn auf's Neue alle die Gedanken, die er seit Monaten mit dem Mark seiner Seele stark gemacht hatte. Unwillkürlich wiederholten seine Lippen, als wollten sie sein Herz beschämen, den Namen Peregrina.

„Nun, Inigo?“ fragte Martin, ihn verwundert anblickend, „Inigo, besinne dich; wohin verirrt sich dein Geist? Was denkst, was brütest du? Ich frage dich um die Ehre unseres Namens, und du, wie ein blöder Schäfer, wie ein sehnsuchtskranker, bleicher Mönch, blickst starr und stumm gen Himmel, taub für einen Ruf, der dich sonst aus dem Todesschlummer zu wecken vermögend gewesen wäre! Ermanne dich, gib Antwort!“

Inigo blieb stumm.

„Ich kenne dich nicht mehr; du, dessen Adern einst von übermächtigem Lebensdrang schwollen, nicht blos gebeugt von langer Krankheit, nein, unterwürfig, demüthig und knechtisch erscheinst du mir jetzt. Wäre es Neue, daß du eines alten Mannes Lebensglück zerbrachst, — ist es Schaam, daß du den bisher unbefleckten Ruf unseres alten Namens durch deinen wilden Wandel zur Beute des Geredes von Jung und Alt hingabst? Dann darfst du diese Schaam nicht unmännlich zur Schau tragen, durch neue Thaten voll Glanz und Ruhm mußt du sie

verhüllen. Auf, Bruder, wirf dich in Thatensturm, sei, der du warst!“

„Leb' wohl,“ sprach Inigo, der in schwärmerischer Verzückung des Bruders Worte nicht gehört. Don Martin ließ seine Hand nicht los und fragte besorgt: „Wohin willst du?“

„Der heiligen Jungfrau das Gelübde halten,“ rief Inigo begeistert. Ich habe die Stimme des Himmels gehört, ich gehorche ihr, fahr wohl Eitelkeit und vergänglicher Glanz der Welt!“

„Was muß ich hören? Bruder, sprichst du im Traume? Träum' ich selbst? Was willst du beginnen? Sprich deutlich!“

„Wer will mir wehren, meine Sendung zu erfüllen?“ entgegnete Inigo gereizt. „Ich trotze den Lockungen und Versuchungen der Welt. Meine Freiheit ist fortan die Knechtschaft, die Armuth mein Schatz, der kranke Bettler mein König und Kaiser, meine That ist die Buße, meine Ehre die Niedrigkeit, meine Heimath nirgends!“

„Bruder, Bruder!“

„Halte mich nicht! Die gnadenreiche Mutter des Heilands, die mir in meiner Noth rettend erschien, berührte mein inneres Auge, und die Schuppen sind abgefallen und zerstäuben seh' ich, was die Welt groß und herrlich nennt und für

unvergänglich hält. Der Ritter der Jungfrau bin ich und habe durch Buße und Abtödtung mich des heiligen Amts würdig zu machen gesucht. Leb' wohl!"

Er riß seine Hand aus der des Bruders los und eilte fort. Betäubt blickte Don Martin ihm nach, es schwindelte ihm vor dieser völligen Entäußerung, er fing an zu fürchten, daß Inigo's Verstand gelitten habe. Deßhalb begab er sich zu dem Arzte, um von diesem näheren Aufschluß zu erhalten.

Manuel klärte ihn über alles auf, was ihm an des Bruders Benehmen auffallend und fremdartig erschienen war, und bat ihn das Seinige zu thun, um den Einfluß des Fanatismus allmählig wieder zu vernichten, welcher in Inigo's Phantasie eine eifrige Helferin gefunden und seinen Verstand im Netze der Verrücktheit gefangen hielt. Don Martin hielt es für das wirksamste Gegengift, die verwirrten Vorstellungen aus Inigo's Seele mit der Laune des Spottes auszubrennen; obwohl er gegen religiöse Dinge die höchste Ehrfurcht hegte, so erschien es ihm doch keineswegs als Sünde, dies Mittel anzuwenden, und, wie er überhaupt eine große Meinung von sich als dem Haupt- und Stammherrn der Familie hatte, so war er über-

zeugt, daß seine Bemühungen den besten Erfolg haben würden.

Inigo hatte sich in sein Gemach zurückgezogen und begann dort allmählich über das Zusammentreffen mit seinem Bruder nachzudenken. Seine herrschende Idee hatte ihn verrückt gemacht, und diese Verrücktheit schloß Argwohn und List in sich, — Argwohn gegen Jeden, der ihm in den Weg kam, denn von Jedem fürchtete er in krankhafter Reizbarkeit, daß er durch den Neid böser Geister seinem Plan Hindernisse entgegen stellen, und ihn um die Palme der Heiligkeit bringen wolle. Eine instinktartige List trieb ihn, sich vor Jedermanns Auge zu verstellen, seinen Plan zu verhüllen, um ihn desto sicherer ausführen zu können.

Als Don Martin, von der Unterredung mit dem Arzte kommend, in Inigo's Stube trat, war er nicht wenig verwundert, diesen ziemlich verändert zu sehen; die Ruhe, welche in seines Bruders Mienen, die Klarheit, welche in dessen Augen lag, rauschten ihn.

„Du willst uns verlassen, Inigo," hob er an, „hast du auch recht bedacht, was du thust? Deine Wunden sind wohl geheilt, aber noch nicht vernarbt, dein ganzer Körper leidet noch an den Nachwehen deiner langwierigen Krankheit. Wäre es

noch ein leichter Spazierritt! So aber — du täuschest mich nicht — willst du, ich sage es dir auf den Kopf zu — eine Wallfahrt anstellen — —"

„Was denkst du?"

„Verstehe dich nicht, ich durchschaue dich, ich sehe klar vor mir, was du beginnen willst. Laß dir's aufrichtig sagen: du bist ein Thor — —"

„Bruder!"

„Unterbrich mich nicht! — Ja, dein Hirn ist von allerlei Aberwitz entzündet; hast du's nicht selbst gesagt, daß du dich fortan für eine geistliche Ritterschaft bestimmt glaubst? Mißdeute mich nicht; ich weiß! der rasche Glückswechsel hat die Kräfte deines Geistes erschüttert. Höre deines Bruders treu gemeinte Worte. Gib dich nicht solchen entnervenden Vorstellungen hin, wie du sie aus thörichten Büchern geschöpft hast. Ich muß lachen, wenn ich mir dich als Mönch oder Einsiedler denke, lachen und weinen zugleich. Schämst du dich nicht, dich mitten aus allen Thaten und Ehren heraus einem ruhmlosen Müßiggang in die Arme werfen zu wollen?"

Der Schwärmer lächelte. Don Martin fuhr fort: „Geh! Du heißest Loyola und willst dich in Träumen lebendig begraben?! Unser Geschlecht ist groß geworden durch Thaten, jeder neue Sproß

trieb Ehre als Blüthen, zu Früchten; Ruhm sitzt im Helmgitter unseres Wappens. Und du willst eines Bettelmönchs schmutzige Kutte drüber werfen? Du kannst es über dich gewinnen, den Glanz unseres Geschlechtes durch den Schatten deiner Thorheit zu verdunkeln? Was soll ich den Söhnen jüngerer Geschlechter antworten, wenn ihre höhnenden herausfordernden Blicke mich fragen: was ward aus Inigo? Wenn sie mir zu verstehen geben, daß die erste Wunde, die deinen Leib ritzte, dich nicht blos beugte, sondern gänzlich entmannte? Ich mag nicht dran denken, dich wie einen bekehrten schlechten Ketzer im demüthigen Bußgewande vor den Augen aller Welt erniedrigt zu sehen.“

„Bruder,“ rief Inigo, aus dessen Augen Flammen lohten, „weißt du, was Größe ist? — Laß mich gewähren! Das schwöre ich dir bei'm ewigen Gott, mein Leben wird den Glanz unseres Geschlechtes nicht verdunkeln, ich fühle, daß etwas in mir ist, was heller leuchtet als alle Thaten, die von unserm Ahnherrn bis auf dich herab geschehen sind. Nicht in die Nacht des Vergessens soll der Name unseres Geschlechtes versinken, nein, unsterblich soll er sein, soll genannt werden, so lang — — so lang — —“ Das prophetische Gesicht, welches vor dem Auge des Schwärmers sich urplötzlich

aufgethan, verdämmerte wieder und zerfloß, seine herrschende Idee kehrte in ihre Grenzen zurück, er ward sich seiner List, den Bruder zu beschwichtigen, wieder bewußt.

Don Martin hatte seine Worte mit Verwunderung gehört. Nein, das ist keines Wahnsinnigen Rede, dachte er, er schmeichelte sich, durch seine siegreichen Gründe die Nacht des Wahns gelichtet zu haben. „Du bist der ächte Sohn unseres Vaters," sprach er freudig zu ihm, „ja, du erkennst wieder, wofür du geboren bist. Heil uns, daß dein Irrthum verschwunden ist. Jetzt wirst du nicht fürder dran denken, mich so bald zu verlassen, nicht wahr, du bleibst doch?"

Ungeduld und Besorgniß klemmten Inigo's Brust zusammen; es däuchte ihm, als wäre er hier gefesselt, von Feinden umgeben, als könne er hier sich nicht regen, nicht athmen. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne. Er raffte sich zusammen und erwiederte mit scheinbar größter Ruhe und Besonnenheit: „In der That, mein Bruder, deine Sorge um mich umdüstert deine Blicke; ich bin gesunder, als du denkst, und eine Reise wird meine Genesung vollenden. Die Entfernung ist nicht groß, ich will nicht weiter, als bis Navaret zu meinem

väterlichen Freunde, dem Herzog von Najera, welchen ich seit geraumer Zeit nicht sah.“

„Er würde sich deines Anblickes sehr freuen, denn er liebt dich ausnehmend,“ versetzte Martin, der sich ihm gerne gefällig bezeigen wollte, um das Vertrauen, welches er durch harte Worte erschüttert, nicht einzubüßen, „wenn du dich wirklich so stark fühlst, die Reise zu unternehmen, so versuche es immerhin, und meine besten Wünsche seien mit dir.“

Don Martin betrieb nun selbst die Anstalten zur Reise; Tiburzio und zwei andere Diener des Hauses sollten auf Maulthieren den Genesenden geleiten. Endlich schlug die Stunde, die Maulthiere standen gesattelt, Inigo's Sohlen glühten. Sein Bruder begleitete ihn bis an's Thor des Schlosses und empfahl ihm, seine Gesundheit ja zu schonen. Inigo vermochte vor Hast kaum ein flüchtiges: Lebewohl zu sprechen, Tiburzio half ihm in den Sattel. „Endlich, endlich bin ich frei!“ Seine Brust hob sich höher und leichter, als wäre er drückenden Banden entronnen, sein Auge strahlte vor Freude, daß seine Klugheit das Spiel gewonnen. Langsam trabte das Maulthier in der Richtung gen Najera zu, — Loyola wünschte sich ein Flügelroß.

III.

Als es Tag geworden, machten Louis und seine Gefährten in der Lichtung eines Waldes Halt. Sie sprangen von den Rossen und kramten die mitgebrachten Lebensmittel aus, um sich nach vollbrachter Heldenthat an einem tüchtigen Frühstück gütlich zu thun. Wie Louis die halbtodte Peregrina aus dem Sattel hob, entfuhr seinen leichtfertigen Kameraden ein gemeinsamer Ausruf des Erstaunens, welchem bald rohes Gelächter folgte. „Ist dies Eure Schöne," rief Regnier, einer von den französischen Offizieren, spottend, indem er näher zu Peregrina heran trat und sie mit einer Unverschämtheit betrachtetete, welche die Galanterie seiner Nation Lügen strafte.

„Zu welchem Fastnachtsstreich habt Ihr uns verleitet!" sprach Deschamps zu Louis, nachdem er die Verlaßne verächtlich angeblickt, „wir sollten Euch als ächte Ritter beistehn die Unschuld aus der Höhle irgend eines Drachen zu erlösen! Pfui! Uns zu Helfershelfern zu mißbrauchen, um — die Schande einzufangen."

Auch die andern vier machten ihm ähnliche Vor-

wurfe, welche die Ehre des freventlich geraubten Weibes auf eine niedrige und unwürdige Weise verletzten. Louis stand betäubt und sprachlos, die Raserei seiner Leidenschaft war durch den Anblick Peregrina's vernichtet, und wenn in seinem Herzen neue Funken aufglommen, so war es nur der Grimm gegen Loyola, dem er diesen Auftritt verdankte. Peregrina schlug die Augen auf, betrachtete Louis mit der ganzen Majestät des Unglücks, trat gefaßt in den Kreis der leichtfertigen Franzosen und sprach mit Würde und Stolz: „Ihr spottet mein, weil ich Mutter bin. Möge Gott Euch nie Kinder schenken, damit Ihr im Alter nie verspottet werdet. Ihr begehet eine Sünde, daß ihr euch über mich lustig macht; das Unglück ist heilig, selbst der Löwe der Wüste geht erbarmungsvoll an der Mutter vorbei, die in Nöthen liegt. Wehe dir, der die räuberischen Hände an mich gelegt! Da stehst du, gezeichnet mit deiner Sünde, wühlst mit den Augen in die Erde hinein, kannst den Blick deines Opfers nicht aushalten, daß der Allgerechte euch nicht inmitten eurer Frevel von der Erde ruft!“

„Das Weib ist toll,“ sprach Marceau lachend, der während ihrer Rede einen tüchtigen Zug aus der Feldflasche gethan, „eine wackere Sibylle!

Dame, wenn Ihr Anlage zum Wahrsagen habt, so versucht Euer Glück bei den rauflustigen Basken und Ihr könnt in den Pyrenäen ein Stück Geld verdienen.“

„Wir vertrödeln die Zeit,“ mahnte Regnier, „laßt uns aufbrechen, Freunde, denkt, daß wir vermummt in Feindes Land sind.“

„Was ist mit der Landstreicherin anzufangen,“ rief Mont-Saint-Jean, ein ältlicher Offizier, dessen faunenartige Züge seine ergrauenden Haare beschämten, „unser Feldprediger würde ein wunderliches Gesicht machen, wenn Louis- und wir Andern uns als Gevattersleute melden wollten, und wüßten nicht einmal des Vaters Namen anzugeben; oder soll ich meines kleinen Tambours Trommel zum Taufbecken verleihen? Zum Teufel! wir werden ausgelacht, wenn wir diese Dame mit heimbringen!“

„Was gibt's da lang zu bedenken?“ rief Regnier, „wir lassen sie hier, sie wird die Wege und Stege schon kennen, die kreuz und quer durch Navarra und Catalonien führen. Auf zu Roß, Kameraden!“ Die Andern stimmten ihm bei, Peregrina lag auf den Knieen und betete still für sich hin. In Louis flammte die alte Liebe auf, er wollte sich Peregrinen nahen, sie umfassen — sie

stieß ihn zurück, die Andern rissen ihn mit sich fort. „Schämt Euch. Seid Ihr verrückt, verzaubert? Ihr seht, wie unwürdig die Dirne Euerer ist, verachtet sie, verunehrt Euch und uns nicht — durch sie!“

„Sie stirbt, hülflos, verlassen!“

„Ich lasse ihr meine Feldflasche zurück.“

„Hier, Dame, die meinige!“

„Und die meinige! fort mit den Grillen aus dem Kopf, Louis! Daheim erwartet uns edler Bordeaux, versetzt mit Ingber und Piment, erwarten uns schlanke, hochbusige Schönen. Kommt, Louis, wir haben Euch gedient, — jetzt müßt Ihr uns gefällig sein! Jetzt entführen wir Euch; — wir haben keine Zeit zu versäumen. Fort! Eh' uns das Landvolk erkennt!“

Sie umringten ihn und hoben ihn lachend mit Gewalt auf's Roß, schwangen sich auf die ihrigen und sprengten, ihn stets in der Mitte haltend, von dannen.

Peregrina war in Ohnmacht gesunken, gnädig hatte Gott ihr das Ohr gegen die Spottworte verschlossen. Lang lag sie so, bewußtlos auf harter Erde. Endlich öffnete sich ihr Auge wieder, — um ihre Verlassenheit und gänzliche Hülflosigkeit zu übersehen. Die Natur ist milder als Menschen;

Menschen hätten der gattenlosen Mutter kein Obdach gewährt, die Bäume des Waldes neigten ihre Wipfel gegen einander, reichten sich, verschlangen ihre Arme, um den heißen Strahl der Sonne von dem Scheitel der Verlassenen abzuwehren. Sie war erwacht in Todesschmerzen, — der Schrecken des Ueberfalls, die nächtliche Reise, die entehrende Behandlung hatten das Herannahen ihrer Wehen beschleunigt. Der Augenblick war da, in welchem sie einem Kinde das Leben geben sollte, welches sie vielleicht mit dem ihrigen bezahlen mußte. Und hier im öden Wald, wo kein mitleidsvolles Wesen ihren Nothschrei hören konnte, sie die im Palast ihres Vaters auf seidenen Kissen gebettet gewesen, einst auferzogen und behütet worden war mit aller Sorgfalt eines Vaters für sein einziges Kind! Jetzt hatte der alte Mann keines mehr, und sie keinen Vater für ihr Kind. Zwar lief die Straße, welche von Estella nach Tafalla und Olite führte in gleicher Richtung mit dem Waldweg, auf welchem die französischen Offiziere sie zurückgelassen hatten, aber wer, der auf jener Straße zog, konnte vermuthen, daß im Walde kaum einige hundert Schritte weit ein unglückseliges Weib in Nöthen lag? Ihre Schmerzen wuchsen, sie ahnte, daß sie sterben würde, ja sie wünschte es! „Doch, wenn

ich durch Gottes Gnade geboren habe, was wird aus dem Kinde, wenn ich sterbe? — Es muß verkommen. Barmherziger Gott, nimm uns beide in deinen Schutz!" — Sie wollte sich erheben, umsonst; sie streckte krampfig die Arme vor sich hin, als suchte sie eine Stutze. Das Herz klopfte ihr so heftig, daß ihr der Athem verging. Das Haupt sank ihr zurück auf einen moosumwachsenen Stein. „Erbarme dich mein, heilige Maria," schrie sie im Todesschmerz, „erbarme dich meines Kindes, nur so lang halte den Tod auf, bis ich Menschen finde, das Kind an eines Menschen Brust legen kann; hilf, Mutter des Heiland, hilf!"

Die Sinne schwanden ihr. Sie gebar einen Sohn. Das Kind lebte, — auch die Mutter lebte.

Loyola hielt sich in Najera, wo ihn der Herzog mit väterlicher Freude aufgenommen hatte, nicht allzulange auf und lehnte bei seiner Wiederabreise die ihm angebotene Ehrenbegleitung ab. Nachdem er sich eine kleine Strecke von Najera entfernt hatte, winkte er Tiburzio und den zwei andern Dienern zu sich, schenkte ihnen, was er an Gold bei sich hatte, dankte ihnen für das Geleit, nicht wie ein Herr Dienern dankt, vielmehr wie

ein Diener Herrn, und bat sie, nach dem Schlosse Loyola zurück zu kehren, er habe noch eine andere Reise vor, die er allein unternehmen müsse. Als die beiden Diener sich weigerten, bedeutete ihnen Tiburzio mit allerlei Grimassen, das Gold zu behalten und Loyola's Willen zu gehorchen. Loyola wendete nun sein Maulthier nach der entgegengesetzten Richtung und trabte auf der Straße weiter, welche durch Navarra und Arragonien nach Catalonien führt. Tiburzio drehte oft den Kopf zurück, um seines Herrn Weg zu verfolgen und sprach mit dem ganzen Stolz seiner im Kriegsleben erworbenen Erfahrung zu seinen beiden Gefährten: „Man sieht es gleich, was ein Hausthier, und was ein Löwe ist. Eure Klugheit reicht nicht über euern Kirchthurm hinaus, was für kurzsichtige Gesellen seid ihr! Wenn ihr nicht noch in einen Krieg gerathet, — hm, wer auf Kanonen reitet, bekömmt feinere Sinne, — so könnt ihr einst sterben und euch wie Maulwürfe begraben lassen. Merkt ihr des Ritters Absicht nicht?"

„Nein! doch was für eine?" erwiederten neugierig die beiden Diener.

„Dann wißt ihr genug, und ich werde, so wahr mein Vater zwölf Juden und funfzig Mohren bekehrte, euer Gewissen nicht mit Kummer

beschweren.“ Er nahm eine wichtige Miene an und fuhr fort: „Es soll euch auch verborgen bleiben, welche Person ihr gegenwärtig vor euch habt, ich will von meinem militärischen Ruhm nichts sagen, aber die Zukunft wird euch belehren, daß ich und mein Herr zu großen Dingen geboren sind. Es thut mir leid, euch meine eben so ehrenvolle als lehrreiche Gesellschaft nicht länger schenken zu können, und ich enthalte mich, euch die Gründe meiner Trennung auseinander zu setzen. Lebt wohl!“ Er wendete sein Maulthier, um seinem Herrn zu folgen.

„Wie?“ sprachen die Diener, „wir sollen ohne dich zurückkommen? Du solltest uns aber erklären, — — Unser Herr, der es uns auf die Seele band, bei dem deinigen zu bleiben, wird uns schelten, uns züchtigen lassen.“

„Leget das Gold als Pflaster auf eure Wundenmale,“ erwiederte Tiburzio mit großem Anstand, „was mich betrifft, so versichere ich euch, daß es mich sehr schmerzen würde, euerer Züchtigung beizuwohnen. In dieser Rücksicht werdet ihr es begreiflich finden, daß ich es vorziehe, dem Instinkt meiner Treue zu folgen, statt mich schmerzlichen Empfindungen hinzugeben. Noch einmal: Lebt wohl, ihr braven Leute, und höret nie auf, euch der Ketzerei

zu enthalten, in allen Stücken tugendhaft zu sein, und stets höflich, selbst wenn euch die Höflichkeit keinen Vortheil bringt. Ihr werdet von mir hören!" Nicht ohne Stolz sprach er diese letzten Worte und trieb sein Maulthier an. Die andern ritten langsam weiter, indem sie bedachten, daß man ein schlimmes Geschick nie zu spät ereilen könne. Tiburzio aber hastete sich, denn er hatte seinen Herrn hinter einer Waldecke aus dem Gesichtskreise verloren. Er beschloß, ihm ungesehen stets in der Nähe zu bleiben, denn sein Herr war ihm unentbehrlicher geworden, als er selbst diesem, er hatte sich einmal bereits in alle, auch in die schlimmsten Launen desselben von Kindesbeinen an so hinein gewöhnt, daß er sich in keine andere Gesellschaft zu schicken wußte, er zehrte wie eine Schmarotzerpflanze von der Ehrerbietung, welche man Loyola's tapferer Persönlichkeit zollte, und wie ein Hund durch Schläge, die er zuweilen empfängt, seinem Herrn nur um so ergebener und anhänglicher wird, so diente auch die üble Behandlung, die Tiburzio manchmal genoß, nur dazu, daß er sich um so eifriger auf seines Herrn gute Launen vorbereitete.

Da er, aus Besorgniß seinen Herrn aus dem Gesicht zu verlieren, immer zu im scharfen Trab geritten war, so erreichte er denselben bald. Loyola

war nicht wenig erstaunt, seinen Diener plötzlich hinter sich zu gewahren. „Was willst du hier bei mir?“ ließ er ihn unmuthig an; „hast du meinen Befehl ..... meine Bitte überhört? ... Wie? oder wärst du gesendet, mich zu beherchen, meine Schritte zu verfolgen?“

„Herr Jesus, könnt Ihr so etwas von mir glauben, mein guter Herr?“

„Nun wohl, was willst du bei mir?“ fuhr Lovola sanfter fort, „suchst du Glück und irdische Ehre in meinem Gefolge? Armer Mann, wenn du sie suchst, denn täuschest du dich; meine Hoffnung ist nicht auf irdisches Gut mehr gestellt, nicht auf Freude und Wohlleben, nicht auf Lustbarkeit und Waffenspiel zieh' ich aus ... du wärst ein verlorner Mann; denn dein Trachten geht nach nichts Höherem. Ich bitte dich, Tiburzio, laß mich allein; das Handwerk, das ich mir ausgewählt — gewählt? — ach, das mir übertragen worden, — ist nicht von dieser Welt.“

„Lieber Herr,“ erwiederte Tiburzio treuherzig und nicht ohne Aufrichtigkeit, obgleich der Ernst in seinem Mund wie Spaß klang, — „lieber Herr, es ist mir einmal angethan, ich kann Euch nicht verlassen. Ihr könnt Eurem Schatten eher sagen: „„Fort, hänge dich nicht an meinen Leib,““

— als mir zumuthen: „„„Du sollst mein treuer Knecht nicht mehr sein.““ Ich weiß wohl, wohinaus Ihr wollt, mein theurer Herr! Glaubt mir, bei allem Mindermaß meines Verstandes hab' ich Euer hohes Trachten gar wohl begriffen, so sehr Ihr Euch auch gegen Jedermann abgesperrt. Ihr wollt einen heiligen Lebenswandel beginnen, und bei'm Schutzpatron Spaniens! — Eure ganze Heiligkeit soll mich von Euch nicht trennen noch abwendig machen. Wollt Ihr ein frommer Einsiedler werden, so will ich Euer Knabe sein, der Euch Speise und Trank zubringt. Geht Ihr in ein Kloster und werdet ein Mönch, so will ich mich — meinem eingebornen Muth zu Trutz, in demselben Convent zum dienenden Bruder machen; denn ich kann nun einmal nicht leben ohne Euch.“

„Wäre dies eine Erleuchtung und ein günstiges Vorzeichen von oben,“ sprach Loyola, von seiner Idee übermeistert, schwärmerisch vor sich hin, — „zeigt mir der Himmel durch die Anhänglichkeit dieses Menschen, der mich in den Stunden meiner Sünde gesehen, gnädig an, daß er meinem Geist die Kraft verliehen, das Irdische magnetisch an sich zu ziehen, um es zu läutern und zu veredeln, daß ich hoffen dürfe, Sünder allerorten zur Beschauung und zur Buße zu wenden und das Evangelium

des Herrn den Irren und Ungläubigen mit sieg-reicher Gewalt zu predigen? Hat doch der Herr stets die Sünder hoch begnadet, wenn sie nur festen Willen hatten, daß sie in sich gingen und hat ihnen Flammenworte auf die Zunge gelegt und seinen Liebesathem in die Seele gehaucht, daß sie groß und gewaltig für ihn wirkten auf Erden. — Ich fange an vom ewigen Erbarmer zu hoffen, daß er einen Strahl seines Urlichts in deine Seele geworfen," redete er, seinem geliebten Wahne sich schnell hingebend, seinen Diener an; — „keiner ist ja so niedrig, daß der Erbarmer ihn nicht mitten im Pfuhl der Sünden auffände, und keiner so schlecht, daß er, der Vater der Gnade, ihn nicht heraufzöge zu sich. O, wie freue ich mich, daß Erkenntniß in dein Herz einzieht! O, wie magst du selbst frohlocken, daß der Herr deiner nicht vergaß! Weine nicht! ob deine Thränen auch mit Recht fließen! Sieh mich an! Ich wollte so hoch steigen, als kein Mensch der Erde stieg und bin so tief gesunken, als keiner sank, bin gesunken bis zum Krüppel und Kinderspott, und dennoch jauchze ich, daß ich der Welt entrann; denn der Herr hat mich begnadet, und mein einziges Trachten ist, niedrig zu werden vor den Augen dieser hohlen, kernlosen, erbärmlichen Welt, deren Kronen ich

nicht höher schätze, als taube Nüsse, deren Ehren mir nicht besser dünken, als der Fürstenmantel des Todten: die Verwesung. Ich will, will niedrig werden, um rein zu werden vor dem Aug' des Herrn. Und nun sprich, was hast du begonnen, um das Heil deiner Seele zu retten?"

„Das Heil meiner Seele? ..." Tiburzio stockte, denn er erkannte auf's Neue den gefährlichen Wahnsinn seines Herrn, vor dem seiner gesunden, hausbacknen Natur graute; er erinnerte sich an Don Martin's geheime Weisung, und erwiederte, den Schalk im Nacken, höchst unvorsichtig, dreist drauf los: „Ich bin Euch nachgeritten, lieber Herr! um Euch um eine Gnade zu bitten."

„Und welche?"

„Ihr sollt mir ein Stück von Eurem Heiligenschein schenken, den ich eben jetzt ganz deutlich um Eure Schläfe sehe. Gewiß, Ihr seid ein großer Heiliger, doch dürft Ihr deßhalb meiner nicht vergessen."

Loyola richtete sich, von dem Wort seines Knechtes in seinem schwärmerischen Wahn bestärkt, in den Bügeln auf, sein Wesen war wie verklärt, er blickte Tiburzio mit großen Augen an, der Dämon der Eitelkeit, der sich in seine frommen Träume schlich und ihm schon öfters die lockende Aureole

vorgespiegelt, übermannte ihn auch jetzt; so sprach er denn in der Verzückung eines Wahnsinnigen: „Du siehst den Schimmer? Still! Still!“ Er unterbrach sich selbst, denn kaum hatte er die Worte des Stolzes ausgesprochen, so zauberte ihm seine durch die Mönchslegenden entzündete Phantasie den Argwohn vor, es fasse ihn ein böser Geist an der irdischen Eitelkeit und wolle ihn vom ewigen Heile abziehen. „Was sprach ich? Eine neue Sünde beging ich, da ich die alten zu begraben ausgehe . . .“

„Seid Ihr im Paradiese, gnädiger Herr!“ fuhr Tiburzio fort, — „was sollte aus mir werden? Könntet Ihr es über's Herz bringen, dort oben zu weilen, wenn Ihr wüßtet, daß meine arme Seele verworfen sei für ewiglich. Schenkt mir ein Stück von Eurem Heiligenschein, nicht zu groß, denn ich will mich nicht ganz darin hüllen wie in einen Mantel, aber nicht zu klein, denn mein Kopf ist groß und breit.“

„Fort, fort! Ich erkenne dich!“ rief Loyola jetzt mit zornentflammten Blicken ihn anstarrend; — „du bist mir in den Weg gesandt von höllischen Geistern, um mich zu versuchen, und abwendig zu machen vom Pfade des Heil's.“

„Herr, Herr!“ versetzte Tiburzio erschrocken,

„verzeiht mir, wenn ich was Unpaſſendes zu Euch ſprach.“

„Entferne dich! Ich will allein meines Weges ziehen.“

„Um Gottes Willen! Wohin? — Eure Wangen glühen; Ihr ſeid krank; ich darf Euch nicht verlaſſen!“

„So ſehe ich's, man hat dich zu meinem Hüter beſtellt,“ ſprach Loyola, bitter lächelnd, — „und ich konnte dich einige Augenblicke lang .... O, ich glaube wahrhaftig, ſie halten mich für geiſtesſchwach und geben mir einen Wächter!“ Er bezwang ſich, es gelang ihm, ſich zu verſtellen und gleichgültig zu ſcheinen. So ritten ſie denn beide ſchweigend einige Stunden lang weiter, Loyola nahm ſeinen Weg nordwärts, obwohl es keineswegs in ſeiner Abſicht war, nach Pampeluna zu kommen; er that es, um Tiburzio, welchen er für einen ihm von ſeinem Bruder beſtellten heimlichen Aufſeher hielt, zu täuſchen. Für Tiburzio war das Schweigen peinlich; er verſuchte mehr als einmal, es zu brechen, aber die Worte blieben ihm ſtets in der Kehle ſtecken.

Sie waren bis gegen Mittag geritten, als plötzlich Loyola's Maulthier ſtand und die Ohren ſpitzte.

Tiburzio trieb das seinige voran und prallte im Sattel zurück, als er den Gegenstand gewahr wurde, welcher das Maulthier stutzig machte. In einem Steinbruch lagen vier Männer, auf den Tod verwundet, grausenhaft anzusehn, und stöhnten um Erlösung vom Leben. Tiburzio wollte entsetzt eiligst umwenden, als ihm Loyola, in welchem die alte Ritterlichkeit aufflammte, zurief: „Wohin? Bleib hier! Hilf mir retten, was zu retten ist.“

„Es liegt in meinem Blut, daß ich kein Blut sehen kann,“ stammelte der Diener.

„Steig ab! Hilf mir Hand anlegen!“

Er sprang vom Maulthier, zwang Tiburzio, das Gleiche zu thun und näherte sich den Verwundeten. Eben als er zu ihnen trat, röchelte Einer sein Leben aus, zwei waren, wie er sich jetzt überzeugte, vor wenigen Augenblicken gestorben. Er neigte sich zu dem vierten, faßte ihn mitleidsvoll an der Hand und versuchte, ihm das zurückgesunkene Haupt zu heben und zu stützen.

Der Sterbende blickte ihn scheu und matt an. „Fürchtet Euch nicht,“ sprach Loyola zu ihm; „Gott lenkt meinen Weg hieher; ich komme, Euer Leid zu lindern.“

„Zum Teufel, Herr, warum kamt Ihr nicht früher!?“ stöhnte der Sterbende; „stört mich jetzt

nicht, Ihr seht, ich bin gerade mit Sterben beschäftigt.“

„Ich will eilen, Euch einen Priester aus der Umgegend herbeizurufen.“

Der Sterbende weigerte sich, heftig den Kopf schüttelnd.

„In der Noth ist auch ein Laie befugt, des Priesters Amt zu üben,“ sprach Loyola, — „ich will, wenn Ihr's verlangt, Eure Beichte hören; war ich auch selbst ein arger Sünder, Gott hat sich an mir gnädig erwiesen und wird's auch an Euch. Verzweifelt nicht! Ihr schüttelt den Kopf? O, glaubt mir's! Gewiß! Gewiß! — Wißt Ihr, wer ich bin? Hörtet Ihr je meinen Namen, so hörtet Ihr ihn in Verbindung mit jeder Art von Frevel, und doch führt mich jetzt des Heilands Gnade auf den rechten Weg; wißt: Ich bin Inigo von Loyola!“

„Loyola?!“ kreischte der Sterbende, „der liebe Herrgott macht sich einmal seinen Spaß! Ja! Ja! Es trifft zu — Loyola?! Hahaha! Schaut um Euch! Seht Ihr die Erschlagenen? Ihr Blut raucht noch. Das Lustspiel ist fertig. Exeunt die Comödianten. — Ihr scheint mir so ein Stück von Pfaffen zu sein! Loyola also? Ich werde mich drüber todtlachen. O, schöne Loire,

dein lustigster Sohn muß in diesem Pfaffenlande sterben! Guckt Ihr mich an? Ja, ich bin ein Franzose, war nie ein Kopfhänger und muß nun doch den Kopf hängen lassen, wie ein armer Sünder.“

„Denkt an Gott, lästert nicht in Euren letzten Augenblicken!“ sprach Loyola schaudernd ihm zu; — „haben Euch Räuber überfallen?“

„Ich hab nur noch ein Paar Minuten zu leben; ich will sie lustig verleben, lachend will ich sterben. Der Spaß ist vollkommen, ich seh' Euch von Angesicht zu Angesicht! Geht! Ihr seht aus wie ein Fastenprediger, Eure Liebste ist runder als Ihr ... Wißt Ihr, warum der Hahn jetzt zu Ende kräht? Der Teufel hole Eure Bauern, ... sie haben feine Nasen, rochen's, daß wir Franzosen waren. Ja! und dennoch ritten wir frei und keck mitten in Euer Guipuzcoa. Kennt Ihr Don Louis? Er ist entflohn! Wir andere müssen's ausbaden ... Verfluchte Luft, die sich in meiner Brust zu Klumpen zusammenballt ... Hahaha! Ihr seid zum Liebhaber und zum Ritter verdorben. Gute Nacht, Ritter mit dem Fastengesicht ..... Es wird dunkel ... Geht schlafen ... Es lebe Frankreich ... es leben die Weiber! Der Spaß, der Wein! .. der Wein! ...“

Er fiel todt zurück. — Loyola kniete nieder und betete ein Vaterunser.

„Der stirbt wie ein rechter französischer Windbeutel," sprach Tiburzio, als er sich durch die Ueberzeugung, daß alle todt waren, von seinem ersten Schrecken erholt; — „Gott sei Euren Seelen gnädig, verdammte Missethäter. Jetzt weiß ich: Es sind dieselben Bursche, die mir damals die Dame abjagten! O, welche niedrige Schufte sind das, die sich damals weigerten, meinen vernünftigen Worten zu horchen! Ihr habt Euer erbärmliches Schicksal verdient; Prahlhänse, was seid Ihr nun! jeder Lump von Wurm ist ein Gott gegen euch, denn er lebt und ihr müßt euch's gefallen lassen, sein Nachtmahl abzugeben. — Sagte er nicht: Louis sei entflohen? — Rief Peregrina nicht Louis!? — Ja; es sind die Spießgesellen des Schuftes, der Pampeluna verrieth; brave Landsleute, daß ihr den Frechen, die sich mitten in unser ehrliches Spanien hereinwagten, die Seelen aus den Leibern stacht. O, hätt' ich nur diesen Don Louis selber vor mir da, den falschen Freund, den falschen Spieler, den Spion, den feigen Raufbold, hätt' ich ihn nur vor mir, todt, so lang er ist, wie wollt' ich ihm jetzt sagen, was ich als guter Spanier und treuer Diener von ihm halte: doch sicher haben ihn die Bauern nicht minder trefflich bedient, und sicher hat er sich nicht gar zu weit

geschleppt, meine arme Sennora mit sich. Ich hol' ihn noch ein und seh' ihn sterben, so wahr ich eines braven Mannes Sohn bin."

Loyola erhob sich, tief erschüttert von dem Anblick des Todes, und forderte Tiburzio auf Hand anzulegen und ihm die Todten begraben zu helfen.

Tiburzio konnte nicht anders, als dieser Zumuthung willfahren, obgleich er ziemlich zu weltlich gesinnt war, um dies Werk der christlichen Barmherzigkeit mit kaltem Blute und fester Hand zu üben. Er stellte sich ungeschickt genug dabei an. Desto eifriger und behender war Loyola; der weiche Boden fügte sich leicht seinem ritterlichen Schwert, welches ihm zum Spaten diente. Als das Werk gethan war, bestieg er sein Maulthier wieder, betrachtete den Diener mit schlecht verhehltem Argwohn und sprach zu ihm mit jener Bestimmtheit, welche ihm aus den Tagen seines kriegerischen Ranges geblieben war und welche noch immer aus der Demuth aufblitzte, der er sich unterwarf: „Deines Bleibens kann an meiner Seite nicht länger sein! Ich bedarf deiner Dienste nicht mehr. — Ich ziehe nach Norden, ziehe du nach Süden. Gott sei mit dir!"

„Lieber Herr! ...."

„Du kennst meinen Willen, wiedersetze dich

nicht!“ Er gab seinem Maulthier die Sporen. Tiburzio sah entmuthigt ihm nach. „Da zieht er hin! Wer weiß, ob ich ihn je wiedersehe! Ach, es ist kein Zweifel, er wird gewiß ein großer Heiliger, und ich... o, Gott! welch' ein jämmerlicher Sünder bin ich! Doch wohin soll ich jetzt meinen Weg nehmen? Zu Don Martin zurück? Bewahre mich der Himmel vor dem Empfang im Schlosse! Ich will, ich muß ihm in Gottes Nahmen doch nachziehen, mag kommen, was da will. Wenn mich mein Blick nicht irre führt, so war es nichts als eine List des Ritters, daß er nach Norden, nach Pampeluna zieht.“

Er überlegte sich's hin und her; da fiel ihm bei, daß er früher einige Male aus Loyola's Munde das Wort: Montserrat erhorcht hatte. Alles war ihm jetzt klar. Ja, der Ritter wollte nirgends hin, als nach dem Montserrat Er mußte nach einiger Zeit auf demselben Wege wieder umkehren, um nach Catalonien zu kommen. So beschloß Tiburzio denn, seinen geisteskranken Herrn nicht hier zu erwarten, sondern ihm voraus zu ziehen, und träfe er ihn nicht unterwegs, wenigstens zu Manresa so lange zu bleiben, bis er dort von ihm selbst oder von seinem Schicksal Nachricht erhielte. Zu diesem Ende trabte er südwärts und nahm sich vor,

wo möglich die Hauptstraßen zu vermeiden, um auf denselben weder seinen Herrn zu überraschen, noch von ihm überrascht zu werden, stets die Seitenwege einzuschlagen und keine Posada, noch irgend eine Kirche und Kapelle zu vermeiden, um Kundschaft von Loyola einzuziehen.

Wozu er sich mit seinem Mutterwitz versehen, traf ein. Doch er stieß unterwegs noch auf ein Abentheuer, welches er nicht hatte voraussehen können.

Als Loyola eine weite Strecke Weges geritten war, hielt er still und sah den hügellosen Gesichtskreis entlang rings um sich; leichter athmete er auf, da er Tiburzio fernab in der entgegengesetzten Richtung traben sah. Die Sonne brannte auf das öde Flachfeld herab, rings um ihn war kein grüner Fleck zu sehen, die rothen Gründe warfen die Mittagsgluth verdoppelt zurück. Er entblößte das Haupt, stieg vom Maulthier, kniete nieder und rief: „Habe Dank, habe Dank, heilige Himmelskönigin, die du mich zum zweiten Male befreit, und aus schlimmerer Gefahr als damals. Keine Gewalt der Welt hält mich jetzt mehr gefangen; was ich dir, heilige Jungfrau, gelobte, kann ich endlich halten. Und ich will's halten, meine ritterliche

Ehre dir darthun; o, gib mir ein Zeichen, wie ich meinen Ritterdienst für dich beginnen soll. Höre, höre mich, ewige Jungfrau, hier unter'm Mittagsglanz der jungfräulichen Sonne schwöre ich dir's, Sonne meines Lebens: ich weihe dir nicht blos meine Seele allein, auch meinen Leib bis zum letzten Herzschlag ganz und gar. Darf ich dein Ritter sein, Gnadenreiche, die du ohne Sünde empfangen wurdest und empfingst, so schwöre ich dir's, daß kein irdisches Weib je meine Sinne mehr berücken, keine irdische Liebe einziehen soll in dies Herz! Ach, als ich in meinen Schmerzen lag und meinte zu sterben — kein irdisch Wesen wachte ja an meinem Bett, tröstete mich in meiner Verzweiflung, du aber kamst und blicktest mich an mit Augen, so klar und bekannt, als hätt' ich seit meiner Wiege nie in andre geschaut. O, ich erkannte deine Züge, die ich so lang vergessen! An dir muß ich mich halten, an dir, du Einzige, — verrönnest du in meinen Armen, wie eine lichte Wolke, ich selber zerfiele; ich kann nicht leben ohne dich. Schicke mir einen Gegner in den Weg, daß ich deine Ehre an ihm vertheidige. Zu deinem Hause zieh' ich nach dem Montferrat, vor deinem Bilde will ich, muß ich als dein Ritter meine Waffen aufhängen und Waffenwacht halten, daß deine

Gnade mich stähle und weihe, bevor ich über's Meer schiffe, deinen Namen den Heiden zu predigen.“

Er erhob sich, hing den Helm an den Sattelknopf und schritt, den Zügel des Maulthiers um den Arm geschlungen, den Rosenkranz in der Hand, nach Süden zu, um die Gränze Arragon's zu erreichen. So pilgerte er, Sonnenbrand und Nachtthau verachtend, dem glühenden Winde entgegen, der über die Flächen erstickend herschweifte, sorglos um die noch nicht vernarbte Wunde. Erreichte er eine Ortschaft, so übernachtete er nicht in der Posada, sondern in der Kirche oder Kapelle, und genoß des Morgens wie des Abends nichts als Brod oder eine Frucht. Die ehrlichen Arragonier, wenn sie sein wunderliches Gewerbe sahen, wußten nicht: sollten sie ihn als einen frommen und heiligen Mann verehren, oder als einen thörichten verlachen. Der Anblick seiner abgemergelten Gestalt, welcher das Kleid zu weit war, seiner tiefliegenden matten Augen, seiner dürren Hände, seines struppigen Haares und ungepflegten Bartes erregte Grauen, sein Hinken dagegen Mitleid, und seine seltsamen Geberden und sein demüthiges Betragen gegen die Niedrigsten aus dem Volke reizten zum Lachen. Er aber freute sich in seinem mönchischen Wahne, je mehr er verspottet wurde, denn er bildete sich

ein, er dürfe um des Himmels Willen leiden, und wenn ihm zuweilen unwillkührlich die Faust bebte, die Spötter zu züchtigen, so legte er sich, sobald er die Versuchung des Zornes erkannte, neue Buße und Kasteiung auf.

Seine Pilgerfahrt nach dem Montserrat, der am äußersten Ende Catalonien's liegt, währte ziemlich lange, da er fast den größten Theil seines Weges neben dem Maulthiere zu Fuße zurücklegte, und nur höchst selten, wenn die peinlichsten Schmerzen des Fußes ihn dazu zwangen, den Sattel bestieg.

Er näherte sich eines Tages der Grenzmarke, welche das Königreich Arragon von Catalonien scheidet, als sich auf der Landstraße ein Wanderer zu ihm gesellte und ihn mit freundlichem Gruße ansprach. Der Mann war ein Maure, einer von den Resten des Volkes, die damals in Valencia und Arragon allüberall zu schauen waren, jeder das wandelnde lebendige Gedächtniß einer großen Vergangenheit. Jussuff Ben Hami war ein starkgefügter Mann in der Blüthe der Kraft, die dunkle Färbung des Antlitzes, der dicht- und krausgelockte Bart erhöhten den Ausdruck seiner Stärke, in seinem Gesicht wie in seinen Bewegungen und Reden verkündete sich ein schönes Ebenmaß; das lebhafte Auge, das die Abkunft des Sohns der Wüste, des

Gazellenjägers, aussprach, leuchtete von Klarheit nicht minder wie von Klugheit. Stolz und frei, wie ein König, saß er auf seinem Maulthier, während Loyola neben dem seinigen gebeugt und zu Boden starrend, wie ein Missethäter ging, in wüste Träume verloren, welche ihm bald die Versuchungen eines Fremden, bald die schimmernde Aureole des Heiligen vorspiegelte.

„Seid mir gegrüßt, Wanderer, und gesegnet sei Euer Weg," begann der Maure, zu dem Schwärmer sich wendend; „wir wandern auf einer Straße, so laßt uns ein freundliches Wort statt des Salzes und Trunkes wechseln und uns als Brüder betrachten, bis unser Geleise sich scheidet."

Loyola blickte empor, gewahrte seinen Gefährten, und erwiederte den Gruß.

„Ihr habt ein Leiden am Fuße," fuhr der Maure theilnahmsvoll, zu Loyola gewendet, fort, „und wandert doch neben Eurem Maulthier? Ihr scheint sehr krank zu sein und habt doch das Haupt entblößt. Bedenkt Euern Leib und erlaubt mir Euch in den Sattel zu helfen, denn mich dünkt: Euch selber mag die Kraft dazu fehlen."

„Mitnichten," erwiederte Loyola, „sondern der Grund ist: ich that ein Gelübde, das mir ver-

bietet, vor dem Hause meiner Dame anders anzukommen, als barhäuptig und zu Fuß.“

„Ihr dauert mich, denn Euer Gelübde ist hart; Allah vergebe der Dame, die Euch armen, siechen Mann zu einem solchen Gelübde veranlaßte . . .“

„Was sagt Ihr?“ rief Loyola gereizt. Seine verwirrte Phantasie zeigte ihm in dem menschenfreundlichen Mauren den dämonischen Versucher. „Wer seid Ihr? Werft ab die Maske! Wer seid Ihr?“ schrie er mit fieberhafter Hast, seine Augen funkelten, sein Blut gährte.

„Ein armer Kaufmann, Sennor,“ erwiederte der Maure, „ich ziehe von Valencia, wo ich einst meine Heimath hatte, nach Saragoza. Die Söhne der Wüste sollen nirgends eine Heimath haben; der Boden, den sie im Schweiße ihres Angesichts bebauten, ist fremdes Eigen geworden; die goldnen Schriften auf unsern Häusern verlöschen; Könige gehen flüchtig wie die Antilope, die keine Quelle mehr hat, an der sie ruhig trinke. Das Gewaltige steht da auf Erden, als seine eigene Lüge. Gott ist groß und sein Auge wacht über den Wüsten. — Ihr seht, ich bin nicht viel mehr als Nichts und nicht viel weniger als Viele. Doch sagt, wohin führt Euer Weg?“

Die Rede des Mauren entzündete in Loyola's

Kopfe die Vorstellung, daß er vielleicht von seiner himmlischen Dame bestimmt und auserlesen sei, die Seele des Ungläubigen zu erobern und ihr als Geschenk vor den Altar hinzulegen, wie der weltliche Ritter die gefangenen Heidensklaven der Frau, deren Farbe er trägt, zum Schemel ihrer Füße bringt. Ganz begeistert von dieser Vorstellung, säumte er nicht zu dem Mauren zu sprechen: „Ich aber bin ein geistlicher fahrender Ritter, und wandre zu dem wunderthätigen Bilde meiner Dame, der jungfräulichen Mutter Maria, das auf dem Berge Montserrat angebetet wird.“

„Was sagt Ihr?“ erwiederte der Maure, „das Bild Eurer Dame hat eine geheime Zauberkraft? Ich wäre begierig, davon mehr zu hören, wenn es Euch nicht ermüdet durch die Erzählung unsern Weg zu verkürzen.“

„Gottes Finger!“ rief Loyola in völliger Ueberzeugung und begann mit frommem Eifer dem Mauren die wunderbare Geschichte von dem Gnadenbild auf dem Montserrat zu erzählen. Die Geschichte war folgende:

„Zur Zeit, als in Barcellona der erste Graf sein Schloß dicht an den Rand des Meeres hingebaut hatte, lebte in einer dunkeln Schlucht des Montserrats ein Einsiedler, genannt Johannes Guerin, der sich

von Wurzeln und Kräutern nährte, seinen Leib grausam kasteite, und Tag und Nacht in Gebet und Verzückung lag. Damals waren die Wohnungen der Eremiten auf dem Montserrat noch nicht so freundlich und künstlich zwischen die Säulen der Bergeszacken hineingebaut, wie jetzt, noch waren die vorspringenden Felsenplatten nicht mit zierlichen Mauern eingefangen und zu Gärten umgeschaffen. Ein überhängender Fels war Guerin's Dach; darunter lebte er, stündlich erwartend, begraben zu werden, und diente dem Herrn, und der Ruf seiner Heiligkeit ging weit über Manreza und Cardona hinaus; man redete von ihm von Urgel bis Barcellona. Die Engel des Himmels erschienen ihm und erquickten ihn mit Trost und Speise, aber der Fürst der Finsterniß beneidete ihm seine Tugend und suchte ihn zu verderben. In der Gestalt eines Drachen erschreckte er ihn, um ihn von Gebet und Buße abwendig zu machen, aber Johannes schlug ihn stets durch das Zeichen des Kreuzes in die Flucht.

„Nun hatte der Graf von Barcellona eine Tochter, die um jene Zeit ihr sechzehntes Jahr erreichte und alle Jungfrauen an Schönheit so sehr übertraf, daß zwölf Ritter aus allen Königreichen und Grafschaften in das Schloß ihres Vaters ritten, und

sich um die Hand der Jungfrau bewarben. Der Vater aber war, durch die Reize seines Kindes verblendet, hoffärtig und übermüthig gegen jeden, der als Freier zu ihm kam, und vermaß sich hoch und theuer: seine Tochter, deren Unschuld und Tugend noch heller strahlte, als ihre Schönheit, solle nur einen Königssohn zum Gatten erhalten, und erhielte sie keinen solchen, so möge Schmach und Schande über ihn fallen und Herzleid, wie noch kein Mensch erfahren. Weil er nun so sündlichen Stolz und Uebermuth hegte, so ließ Gott es geschehen, daß der ewige Verderber ihn durch sein Kind züchtigte. Derselbe böse Geist, welcher den Einsiedler Johannes um seiner Tugend willen beneidete, fuhr in die Tochter des Grafen von Barcellona, und plagte ihren jungen Leib mit so furchterlichen Qualen, als keines Menschen Zunge zu erzählen im Stande ist. Weil nun der Ruf von der Heiligkeit des Einsiedlers Johannes dem Grafen wohl bekannt war, so beschloß er die schöne Jungfrau zu diesem auf den Montserrat bringen zu lassen, damit er durch Gebet und Händeauflegen den bösen Geist vertreibe. Und also geschah es; der Teufel konnte dem gewaltigen Bann des Gebetes nicht widerstehen und verließ den Leib der Jungfrau. Als er jedoch ausfuhr, rief er: „Wehe mir,

der ich auf ewig verdammt bin, und diese Seele nicht mit mir in's Verderben reißen kann! Wehe mir, daß ich durch die Worte dieses Waldbruders gezwungen werde, zu sagen, was ich nie sagen wollte. Wehe mir, daß diese unschuldige Jungfrau fortan vor aller meiner List gesichert bleibt, wenn sie drei Mal drei Tage unter Buße und Gebet mit diesem heiligen Manne in seiner Höhle allein bleibt!" Der Graf und die Andern, welche zugegen waren, entsetzten sich vor der Rede des bösen Geistes, doch beschloß der Graf dem Fingerzeig des Himmels zu folgen, welchen der böse Geist wider seinen Willen verkündet hatte. So empfahl er denn sein geliebtes Kind mit Thränen in den Augen dem Schutz des frommen Mannes und kehrte ohne es in sein Schloß zurück. Der Teufel aber freute sich seiner gelungenen List; denn, was er durch Schrecken nicht erreicht hatte, bewirkte er jetzt mit leichter Mühe durch die Versuchung der Sinne. Johannes unterlag derselben; denn die Kraft des Gebetes, das er vernachlässigte, war von ihm gewichen, und die sündliche Begierde hatte ihn ganz und gar übermannt und verblendet, er hielt die tugendhafte Jungfrau, welche ihm entfliehen wollte, mit Gewalt zurück und raubte ihr die Ehre. Bald fing die Furcht vor der Wiederkehr ihres Vaters und vor

der Entdeckung seines Frevels ihn qualvoller zu peinigen an, als ihn der böse Geist je gemartert hatte, und in seiner Gottverlassenheit horchte er willig der höllischen Einflüsterung, ermordete die arme Grafentochter, begrub sie in einer unwegsamen Schlucht und entfloh, verzweiflungsvoll wie Judas, als dieser den Herrn verrathen hatte. Das böse Gewissen trieb ihn von Land zu Land und der Teufel gab ihm ein, seinem elenden Leben freiwillig ein Ende zu machen. Aber sein Schutzpatron, den er stets inbrunstig verehrt hatte, erbarmte sich seiner und verwandelte seine Verzweiflung in wahrhafte Reue; er erschien ihm im Traume und erfüllte ihm das Herz mit Hoffnung, daß auch dem ärgsten Sünder vergeben werde, wenn er seine Missethat reumuthig bekennt. Johannes machte sich auf die Reise und wallfahrtete barfüßig gen Rom. Dort kniete er vor dem heiligen Vater hin, beichtete diesem seine schwere Schuld und bat ihn, um des Blutes Christi willen, das für alle geflossen, ihm zu vergeben. Der heilige Vater erlös'te ihn von dem Fluch seiner That und sprach: „Merke auf, was du thun mußt, damit dir völlig verziehen werden könne. Du hast dich durch deine Sünde zum unvernunftigen Thiere erniedrigt: — so sollst du auch fortan dich alles Adels deiner menschlichen Gestalt

entäußern und werden wie ein unvernünftiges Thier, auf daß du deiner Sünde stets eingedenk bleibest; wie ein unvernünftiges Thier kreuch stumm zurück in deine Höhle auf den Montserrat und ertrage das Gericht des Herrn, und sprich kein Wort, und richte dich nicht eher auf, wie Menschen thun, als bis ein Kind, das nicht älter ist als drei Monate, zu dir spricht: „„Erhebe dich, Johannes Guerin, und sei wieder ein Mensch, denn deine Schuld ist ausgestrichen und dein Heiland hat dir vergeben!“

„Johannes nahm die auferlegte Buße mit Dank und Demuth hin. Er lebte auf dem Montserrat, streng, wie der heilige Vater es ihm befohlen, und büßte seine Schuld. Sieben Jahre lang führte er ein Leben wie das unvernünftige Thier, also, daß seine ganze Gestalt verwildert und der eines Thieres ähnlicher, als der menschlichen war.

„Nach sieben Jahren begab es sich, daß der Graf von Barcellona mit vielen fremden Herrn ein stattliches Jagen hielt. Sie streiften durch Busch und Wald mit fröhlichem Schall und keine Schlucht war so wild, und so verwachsen, in welcher Jäger und Hunde nicht Beute aufstöberten. Johannes aber lag in seiner Höhle und betete. Die Hunde hatten ihn ausgewittert und drangen durch Busch und Gestripp bis zu seiner Lagerstatt.

Dort ſtanden ſie und erhoben ihr Gekläff, um den Jägern ihren Fang anzuzeigen. Bald brach ſich der Graf mit etlichen aus ſeinem Gefolge Bahn, erblickte den Einſiedler und erſchrack ſehr, denn er erkannte ihn nicht und hielt ihn ſeiner Stellung und ſeines verwilderten Ausſehens halber für einen Waldteufel oder ein fremdes Raubthier. Er machte das Zeichen des Kreuzes gegen ihn und ſprach: „Biſt du ein böſer Geiſt, ſo weiche von hinnen vor dem Zeichen unſerer Erlöſung.“ Da er nun ſah, daß das unbekannte Weſen nicht entfloh, ſo ließ er es mit ſtarken eiſernen Ketten feſſeln und nach Barcellona in ſein Schloß bringen, wo es von Jung und Alt neugierig begafft und mit Stäbchen oder auf ſonſterlei Weiſe gereizt wurde, damit es ſeine Wildheit zeige. Johannes litt alles ſchweigend und geduldig.

„Drei Tage ſpäter gab der Graf von Barcellona ſeinen Verwandten und Freunden und vielen fremden Edelleuten, die zu ihm gekommen waren, eine feſtliche Mahlzeit, denn ſeit ſieben Jahren hatte er vor drei Monaten den erſten frohen Tag wieder erlebt, es war ihm ein Söhnlein geboren worden, und in dieſem begrüßte er die Hoffnung, daß Gott ſein Geſchlecht nicht ausſterben laſſen wolle. Dies Söhnlein wurde an jenem Tage getauft und zur

Verherrlichung des Tauffestes bestellte der Graf das Gelage. Nach Tisch begehrten einige von den fremden Edelleuten das Wunderthier zu sehen, welches der Herr des Hauses auf der Jagd eingefangen hatte. Johannes Guerin wurde also zur Kurzweil der Gäste in seinen Ketten in den Speisesaal gebracht. Die Amme hatte auch davon gehört und eilte neugierig mit dem Söhnlein im Arm herein, um das Wunderthier zu sehen. Da begann das Kind in ihrem Arm zum Staunen und Schrecken des Vaters und der Gäste mit lauter Stimme also zu sprechen: „Erhebe dich, Johannes Guerin, und sei wieder ein Mensch, denn deine Schuld ist ausgestrichen und dein Heiland hat dir vergeben.“ Johannes glaubte die Stimme Gottes selbst zu hören, richtete sich langsam und mit Beschwerde auf, denn sein Nacken hatte sich durch die siebenjährige Gewohnheit gekrummt, wie der eines Thieres, schüttelte seine langen Haare, die ihm das Angesicht ganz bedeckten, wirrte sie auseinander und sprach zu dem Grafen, der seinen Ohren nicht traute, also: „Wisse, Graf von Barcellona, ich bin der Einsiedler Johannes, dem du vor sieben Jahren dein Kind anvertrautest. Ich habe deiner Tochter die Ehre und das Leben geraubt. Nun laß deinen Freimann kommen, daß ich auch auf Erden abbüße,

was ich verschuldet; ich nehme den Tod mit Demuth und Ergebung an; denn mein Erlöser hat mir heut vergeben.“ Darauf erzählte er dem staunenden Grafen, was sich seit der Missethat bis zu dieser Stunde begeben hatte. Als er alles berichtet, senkte der Graf das Haupt, faltete die Hände und sprach mit Andacht: „Die Rathschlüsse des Herrn sind unerforschlich und seine Barmherzigkeit ist unermeßlich. Er hat sich an dir verklärt; da er dir vergab, so steht es mir nicht zu, dich zu strafen; denn ich selbst bin ein sündiger Mensch und habe durch meinen Uebermuth das Gericht Gottes herausgefordert. Du bist frei und ledig, Johannes, nur um eines bitte ich dich, daß du mir den Ort zeigest, wo du meine arme Tochter begraben hast.“ — Johannes führte den Grafen in die Schlucht, wo er den Leichnam hingeworfen hatte. Die Leute des Grafen lichteten das wildverwachsene Gebüsch; siehe, da saß des Grafen Töchterlein frisch und wangenroth, und schöner als sie es je gewesen war auf einem Stein und hielt die Hände gefaltet, rings um sie aber blühten die schönsten Rosen. Erschrocken warfen sich alle auf die Kniee; denn sie hielten den Anblick für eine Erscheinung. Die Jungfrau aber, als sie ihren Vater sah, zur Erde hingeworfen und mit bitteren Thränen die Rosen

benetzend — erhob sich, eilte zu ihm, küßte ihn und sprach: „Was beweinst du mich, mein Vater, wie eine Todte? Sieh, ich lebe ja. Die heilige Jungfrau, der ich mich betend anbefahl, ist immerdar bei mir gewesen.“ Nun sah der Graf, daß sie wirklich lebte; sie trug auf ihrem weißen Nacken ein Purpurmaal, das war der Fleck, auf dem sie verwundet worden war. Neben dem Stein, auf welchem sie gesessen hatte, entdeckte man ein Bild der Gottesmutter, welches der Graf aufheben und in sein Schloß bringen lassen wollte. Aber die stärksten Männer vermochten nicht es von der Stelle zu rücken; deßhalb ließ der Graf später eine Kapelle darüber bauen. Auch stiftete er zum Gedächtniß des wunderbaren Ereignisses ein Nonnenkloster, in welchem seine Tochter Aebtissin wurde. Johannes baute sich nicht weit von seiner Höhle eine Zelle, wo er in großer Heiligkeit lebte und starb. Das Gnadenbild der Himmelskönigin aber wird fern und nah verehrt, und wer sich in Nöthen dahin verlobt, wird gerettet aus allem Elend des Leibes und der Seele.“

Loyola erzählte seinem Gefährten diese von uralten Zeiten her überlieferte Geschichte, wie ein Mann, der ein Erlebniß berichtend, je weiter er in der Erzählung kömmt, desto lebhafter sich die

Vergangenheit als Gegenwart vorstellt, mit einer Wärme und Genauigkeit, wie diese nur der Ueberzeugung und der Wahrheitstreue entsprechen können; jeden kleinen Umstand malte er unwillkührlich aus, und als er zu Ende damit war, war er so erschöpft, daß er sich an sein Maulthier halten mußte, um nicht umzusinken. Der Maure, welcher die Erzählung mit Lächeln angehört, aber doch zu höflich war, seine Ungläubigkeit durch irgend eine Unterbrechung des Erzählers zu äußern, sprang ihm rasch bei und netzte dem Schwärmer, dessen entblößtes Haupt vom vollen Brand der Mittagssonne getroffen war, die Schläfe mit Wasser aus seiner Kürbisflasche. Loyola erholte sich und fuhr schwärmerisch fort: „Zu ihrem Bilde eile ich jetzt; denn auch mich hat sie gerettet, die jungfräuliche Mutter des Heilandes, und ihr hab' ich mich ganz ergeben, wie der Bräutigam der Braut. Meine Dame ist unter den Auserwählten des Himmels, wie die Lilie unter den Blumen, wie der keusche Mond unter den Sternen. Ihr muß alles dienen und unterwurfig sein, was lebt und spricht auf Erden, und alle Völker sollen ihren Namen preisen."

„Erlaubt Ihr mir, Euch eine Frage zu stellen?" entgegnete der Maure, nachdem er dem Ritter ein Paar Augenblicke Zeit gelassen, sich von der

Anſtrengung zu erholen, mit welcher derſelbe ſeine himmliſche Dame geprieſen hatte; — „ich bekenne mich, wie Ihr wißt, zu einem andern Glauben, als der Eurige, von dem ich wohl vermuthe, daß er viel Herrliches offenbaren möge, da er Euer ganzes Sinnen ſo ausſchließlich beherrſcht. Ich hätte große Luſt, ihn näher kennen zu lernen, wenn er beſſer iſt, als der meinige; deßhalb belehret mich über meine Neugierde!“

„Ich will's,“ verſetzte Loyola freudig; „ich will ritterlich meinen Glauben gegen jeden Zweifel verfechten, den Ihr vorbringen könnt. — O, Maria, heilige Jungfrau, hilf mir dieſe erſte Seele erobern! Sprecht alſo ohne Säumen!“

„Zum erſten,“ begann der Maure, „ſagt mir, wenn es Euch gefällig iſt, edler Ritter, lehrt Euch Euere Religion an mehr denn einen Gott glauben?“

„Nein,“ erwiederte Loyola heftig, „wer alſo glaubte, oder lehrte, wäre ſchlimmer als ein Jude, und ewig verdammt . . .“

„Gut,“ fuhr der Maure ruhig fort, „dann weicht Euer Glaube in dieſem Stück von dem meinigen nicht ab, denn auch der Koran ſagt: Es gibt nur einen Gott. Doch, wenn Ihr mir die weitere Frage erlauben wollt, ſagt, wenn Ihr Gott, wie ich vorausſetze, für allmächtig haltet, ſo gebt Ihr

wohl zu, daß alles, was er beschließt und verhängt, unwiderruflich ist?"

„Gewiß!"

„Das dachte ich; handelt doch auch jeder vernünftige und rechtschaffene Mann nicht anders. Ihr selbst, Ritter, da Ihr im Begriffe seid nach dem berühmten Montferrat zu pilgern, würdet Euch wohl, wie ich Euch kennen gelernt zu haben glaube, durch keinen Einspruch, ja nicht einmal durch die Bitte Eures Bruders oder Eurer Schwester bestimmen lassen, Eurem Plane abtrünnig zu werden — oder würdet Ihr's?"

„Wofür haltet Ihr mich? Ich bin ein Ritter und halte unverbrüchlich, was ich einmal beschloß."

„Nun seht, edler Ritter, verzeiht meinen Zweifel — wie ist es dann möglich, daß der Einspruch eines dritten den Entschluß Gottes wankend machen könnte?"

„Es ist nicht möglich! Schwert an Schwert beweis' ich's Euch."

„Ich glaube dasselbe, Sennor. Doch um auf das wunderbare Bild Eurer Dame zurückzukommen, wähnt Ihr, daß wenn Ihr zum Beispiel auf dem Tod darnieder liegt, dies durch bloßen Zufall geschehe?"

„Nein! Nein!"

„Das ist auch meine Meinung; denn entweder lenkt Gott alle Zufälle oder der Zufall ist selbst das, was wir Gott nennen, das ewige, unausweichliche Verhängniß, unter welchem wir alle stehen. Wenn nun aber keine Noth des Leibes und der Seele ein Zufall ist, wie Ihr mir einräumt, so glaube ich, daß alles, was wir Zufall nennen, eine Schickung Gottes ist.“

„Ja, das ist's,“ unterbrach ihn Loyola. „Einst wähnte auch ich, ein bloßer Zufall habe mich gebeugt und gelähmt; aber es war die Hand Gottes, die mich in den Staub warf.“

„Wenn Ihr mir dies einräumt,“ fuhr der Maure fort, „so bitte ich Euch nun, mir den Zweifel zu lösen: Kann, wenn Gott den Zufall schickt, er selbst ihn mitten im Flug aufhalten? Mich dünkt, es wäre, als wollte ich den Blitz im Sturze aufhalten. Da nun dies zu denken unwürdig und frevelhaft wäre, so dünkt es mich noch viel frevelhafter, zu denken, daß irgend ein geschaffenes Wesen die Kraft haben sollte, den, der von keinem erschaffen wurde, sondern die alleinige Ursache ist, daß alles Erschaffene fortlebt, in seinen Beschlüssen aufzuhalten. Auch dünkt es mich seltsam, daß einem Bilde aus Holz geschnitzt oder auf Leinwand gemalt, eine solche Kraft inne wohnen sollte; denn

ein Bild ist todt und rührt sich nicht, wenn es in den Staub getreten oder zertrümmert wird.“

„Nicht das hölzerne Bild ist es, das wir anbeten, sondern das unsichtbare Wesen, an welches wir durch sein Bild erinnert werden sollen,“ entgegnete Loyola erhitzt, mit der Hand nach dem Schwerte fahrend.

„Das will ich gerne glauben,“ fuhr der Maure gelassen fort; „wenn aber solch ein unsichtbares Wesen, wie ich Euch zugebe, die Kraft haben soll, den Rathschluß Gottes zu ändern oder zu bestimmen, so kann es doch wenigstens kein geringeres sein, als Gott selbst, denn welcher irdische König würde jedem Willen seiner Untergebenen augenblicklich gehorchen? Daher kommt mir der Zweifel, daß Ihr, indem Ihr an eine solche Kraft der Unsichtbaren glaubt, nicht einen einzigen Gott, sondern mehre anbetet....“

„Schweig, Lästerer!...“ fiel ihm Loyola erbittert in's Wort, „oder mein Schwert soll Euch....“

„Beruhigt Euch! Ich wollte weder Euch kränken, noch Euren Glauben verlästern, sondern ich wünschte blos, daß Ihr meine Zweifel lösen möchtet. Deßhalb, wenn es Euch gefällig ist, sagt mir, weßhalb Ihr, wenn Ihr von Eurer Dame

ſprecht, ſie eine jungfräuliche Mutter nanntet. Ich kann den Sinn dieſer Beziehung Eurer Worte, als die eines mannhaften Cavaliers in Ehren — durchaus nicht begreifen.“

„Und wenn ich begnadigt würde, dir das göttliche Myſter zu entſchleiern, elender, gotteslästerlicher Mohr,“ rief Loyola, blind in Zorn entbrannt, daß ſein Gefährte ſich ſo verargene Worte gegen die Unbeflecktheit ſeiner Dame erlaubte — „welches Verdienſt hätteſt du, von Anbeginn Verworfener, indem dein thörichter frevelnder Verſtand es begriffe?“

„Ich geſtehe, keines,“ erwiederte der Maure mit einer Kaltblütigkeit, welche Loyolas Wuth entwaffnete; „aber ich hätte wenigſtens den Vortheil davon, daß ich was glauben lernte, was ebenſo unmöglich iſt, als: daß ich gar nicht geboren wäre und doch ſterben könne.“

„Ihr ſeid ein Unverſchämter,“ rief Loyola, der ſich nicht mehr zu bezähmen vermochte; „Ihr verſucht, mit verdammlichen und teufliſchen Spitzfindigkeiten die Ehre der heiligen Jungfrau zu verdächtigen, deren Ritter ich mich nenne; kommt, ſpringt aus den Bügeln, und laßt uns durch ein Gottesgericht entſcheiden! Hier werf' ich meinen Handſchuh hin, heb' ihn auf, ungläubiger Mohr,

und zieh' dein Schwert, wenn du nicht der feigste aus deinem ganzen Volke geſcholten werden willſt. Ficht mit mir, komm' an, komm' an!"

„Ihr habt da Euren Handſchuh fallen laſſen," ſprach der Maure, desgleichen thuend, als habe er Loyola's Herausforderung nicht gehört; zugleich bückte er ſich und hob mit der Scheide ſeines Schwertes den Handſchuh vom Boden, den er ihm mit Anſtand und Höflichkeit, wohinter ſich ſeiner Spott verbarg, überreichte. „Ich bin leider kein Ritter," fuhr er fort, „ſonſt würde ich es mir zur Ehre ſchätzen, mit dem mannhafteſten aller Helden eine Lanze zierlich brechen zu können. Kämpfte ich aber mit dieſer ſchlechten Klinge — nicht beſſer als ein friedliebender Kaufmann ſie braucht — gegen Euch, ſagt, Sennor, was ſollte als Kampfpreis ausgeſetzt ſein?"

„Dein Leben, du ungläubiger Teufel, der du mich verſucht haſt, zuerſt mit gleisneriſchen Worten, dann mit frechem Hohn gegen meine himmliſche Herrin! Komm, kämpfe, es gilt das Leben."

„Nun denn! ſeid Ihr ſo hitzig, Sennor, ich bin nicht kalt. Leben um Leben!"

„Halt!" ſprach Loyola, plötzlich von einem Gedanken übermannt: „Mein Leben? Ja! Sterb' ich, ſo ſterb' ich ſuß, ſo ſterb' ich für die Ehre

meiner Herrin! Aber dein's? — Nein! Ich will keine Sünde begehen, indem ich deine Seele zur Hölle sende — einen bessern Kampfpreis bestell' ich, einen Kampfpreis, wie ein geistlicher Ritter ihn aussetzen muß ....“

„Nun?“ fragte der Maure, welchem die Thorheit seines Gegners, mit welcher er bisher nur Kurzweil getrieben, jetzt einen bedenklicheren Charakter anzunehmen schien, da er Loyola's Auge in wilder Freude aufflammen sah.

„Eure Seele soll der Kampfpreis sein!“ schrie Loyola, auf ihn eindrängend, „schwört mir, bevor wir den Kampf beginnen, daß Ihr, wenn ich Euch besiege, Euren falschen Mahom verwerfen und den Glauben Christi annehmen wollt; schwört mir, daß Ihr die heilige Herrin aller meiner Gedanken und Thaten als die höchste Königin des Himmels und der Erde anbetet. Das verlang' ich von Euch; besiegt Ihr mich, so möget Ihr mich niederstoßen; ich dürste nach dem Märtyrthum.“

Diese Wendung des Spiels wurde dem maurischen Kaufmann zu ernsthaft, er machte sich fertig, hielt sich sattelrecht und sprach zu Loyola: „Hört, Freund, Ihr thatet mir leid um Eures Wahnsinns willen, und ich hätte Euch, Eurer Schwäche halber, gern gepflegt und gehegt, wie einen Bruder; Allah

redet oft durch den Mund des Irren; aber jetzt erkenn' ich: Ihr seid ein gefährlicher Narr, und darum vergönnt mir, daß ich, da wir hier ohnehin an einer Wegscheide angelangt sind, Euch Lebewohl sage. Gott erleuchte Euch und die Dame Eures Herzens, welche Ihr, obwohl Ihr nur einen Gott bekennt, doch als Göttin anbetet wie ein Heide, bewahre jeden ehrlichen harmlosen Wanderer vor Eurer Bekehrung."

Dies sagend sprengte er sein Maulthier weiter. Rasch bestieg Loyola in voller Wuth das seinige, um ihn zu verfolgen. Da verfing sich sein Fuß am Wege, als er ihn in den Bügel heben wollte; als er sich in den Sattel geschwungen, kam ihm plötzlich der Gedanke: „Wie? wäre dies ein Zeichen von oben? War dieser wirklich ein Mensch, oder vielleicht nur ein böser Geist, der sich verkörperte und mich durch die Lust der gerechten Rache und Verfolgung von meinem Wege zum Gnadenbilde ablocken wollte? Hier ist die Wegscheid. Er reitet flüchtig gen Norden, da liegt die Straße nach Catalonien, die ich einzuschlagen habe." Und er beschloß, die Entscheidung dem Himmel anheim zu stellen, ob es dessen Beschluß sei, daß er den Mauren verfolgen oder geradeswegs auf der catalonischen Heerstraße zum Montserrat ziehen solle.

Deßhalb überließ er seinem Maulthier den Zügel und erwartete, welche Straße es wählen würde.

Es trabte sanft und gemächlich auf der nach Catalonien zu. Loyola hob das Auge schwärmerisch gen Himmel und sprach andächtig: „Heilige Herrin, ich erkenne deinen Wink! — Zu dir, zu dir!“

Der Thalgrund wurde erreicht, aus welchem sich die nebelumhüllten Koppen des Montferrats über üppig bewachsenen Vorgebirgen und Felsenterassen, wie ein himmelanstrebender Wald von ungeheuren Krystallpfeilern empor streckten. Der Ritter stand an der Brücke von Martorell, deren eines Ende am Felsengestade einen alten römischen Triumphbogen zum Thore hat, und blickte, auf die zahllosen Reize, welche die Natur an das zerklüftete Gebirge verschwendet. Ein unermeßlicher Garten, mit lachenden Rasenplätzen, mit anmuthigem Laubgehölz aller Arten, mit kühlen Grotten, unter welchen, über welchen in den Adern des Gesteins rieselnde Wasser gehört werden konnten; der ganze Garten umbaut mit ungeheuern Felsmauern, umspannt von des Himmels dunklerer Bläue; nirgends ein menschliches Wesen zu erblicken, jeder Busch, laut durchschallt vom Gesange der Waldvöglein,

welche die Nähe des Gnadenortes wie ein Asyl aufsuchten. Bei jedem Schritte weiter enthüllte sich den Augen ein neuer Reiz der reichen Landschaft; schmale blendend weiße Streifen, brennend roth gesäumt, zwischen den grauen Felsen und dem hellen Grün; — die zierlichen Wohnhäuser der frommen Eremiten, kühn auf die Felsplatten, an die Steinwände, zwischen die kegelförmigen Bergeszacken gebaut. Langsam ging der Ritter weiter und gewahrte bei einer Wendung des Weges das von einer großen Plattform stattlich herabwinkende Hospiz. Sehnsuchtig blickte Loyola nach der Stätte des Friedens und der Barmherzigkeit hinauf; dies unruhige Herz, das selbst im Wahne noch keinen Frieden gefunden, war von dem Frieden der Natur, den kein Menschenherz, keine Menschenfreude störte, für einen Augenblick wunderbar ergriffen; er fühlte sich hier wie heimisch, als hätte er auf diesen grünen Matten als Kind gespielt, als wäre er ein Knabe mit schauriger Neugier in diesen Bergeshöhlen gewesen und hätte den Zauberstimmen gelauscht, die leise von innen heraus rauschten.

Die rasch auf einander folgenden, vom Echo nachgehaltenen Klänge der Klosterglocke ermunterten ihn aus seinen Friedensträumen und mahnten ihn zum Weitergehen; er hörte den Ruf seiner himm-

lischen Gebieterin, in deren Ritterdiensten er sich nicht Ruh und Rast vergönnen dürfe. Er suchte den für Reiter und Wagen bestimmten Weg zum Kloster, und wandelte, sein Maulthier am Zügel führend, den Bergpfad hinan.

Mitten in einer engen Schlucht stand er plötzlich vor dem Thore des Benedictiner Klosters, welches zwischen die senkrecht über demselben emporsteigenden zwei Felsenwände recht wohnlich und freundlich hineingebaut war. Er übergab sein Maulthier dem Pförtner und fragte, jede angebotene Erquickung verschmähend, nach dem Beichtvater der Wallfahrer. Als er zu diesem geführt worden war, warf er sich ihm zu Füßen, legte ihm Generalbeichte ab und bat um die Absolution. Nachdem er diese erhalten, ersuchte er den Beichtvater ihm gründliche Anleitung zu einem streng ascetischen Leben zu ertheilen. Der Geistliche sah ihn groß an, und erkundigte sich, ob er gesonnen sei, der Welt abzusagen und sich zu einer Ordensregel zu bekennen. Loyola erwiederte seufzend: „Wohl wäre es mein Wunsch, ehrwürdiger Vater, Gott in einem Kloster zu dienen, doch fühle ich mich, obwohl Ihr meine Sünden mir erlassen habt, mich noch nicht würdig für den heiligen Stand; ich bitte Euch nochmals: vorenthaltet mir die Anlei-

rung zu einem streng ascetischen Leben nicht, damit ich ihr eifrig nachkomme und alle Versuchungen der Weltlichkeit völlig in mir abtödten kann. Denn das Werk, wozu ich, wiewohl unwürdig, berufen bin, verlangt einen reinen Meister, der es schaffe. Wisset: ich habe der allerheiligsten Gottesjungfrau das Gelöbniß ewigen Ritterdienstes geleistet, und will, wenn Gott mir gnädig ist, an diesem Gnadenort, als an dem Auslauf meiner Fahrt, es vor ihrem wunderthätigen Bilde erneuern. Deßhalb wollet mir auch gestatten, daß ich eine Nacht in der Kirche wachend und betend zubringen darf."

„Warum wählet Ihr die Nacht," fragte der Geistliche. „Die Kirche stehet von der Morgen- bis zu der Abendhora Euch wie jedem Wallfahrer offen. Euer Leib ist schwach und siech, Ihr solltet ihm Nachts Ruhe vergönnen."

D'rauf Loyola: „Ich weiß nicht, ob es Euch bekannt ist, ehrwürdiger Vater, welcher Gebrauch bei Rittern üblich ist, die den Namen ihrer Dame im Herzen und deren Farbe auf den Waffen tragen; man nennt die Sitte, welche ich meine, die Waffenwacht, und sie besteht darin, daß der Ritter vor dem Schloß seiner Geliebten seine Waffen aufhängt und eine Nacht hindurch behütet. Ich aber von ritterlichem Geschlecht habe mein Leben

der höchsten Himmelskönigin geweiht, für sie will ich fortan irdische und geistliche Waffen tragen; darum erlaubt mir, vor ihrem Bilde im Gotteshause meine Waffenwacht zu halten.“

Der Geistliche erkannte, daß ein religiöser Wahn den Ritter befangen hielt. Da es ihm aber statthafter und für's Heil der Seele zuträglicher dünkte, Loyola darin zu belassen, als ihm gewaltsam die Augen zu öffnen, weil ein religiöser Wahn doch edlerer Art, als jeder weltliche, und in gewissen Fällen sogar nichts geringeres, als ein großes Verdienst sei — so gewährte er die Bitte und ertheilte seinen Segen.

Loyola bereitete sich nun einige Tage gewissenhaft durch Bußübungen und Gebete aus dem ascetischen Erbauungsbuche, welches ihm der Beichtvater gegeben hatte, auf den würdigen Antritt seiner geistlichen Ritterschaft vor. Am Abend vor dem Tage, an welchem er den Gnadenort wieder verlassen wollte, um nach Manreza und von da nach Barcellona zu gehen, schritt er, nachdem sich alle Andächtigen entfernt hatten, völlig gerüstet durch die Vorhalle und den Kreuzgang, welche beide an den Wänden und an den Balken der Decke mit Votivbildern von Wachs und Silber behangen waren, in das breite mit prachtvollen Reifbogen überwölbte

Schiff der Gnadenkirche. Der Beichtvater hatte Loyola's Entschluß einigen seiner Stiftsbrüder mitgetheilt, welche, weniger geistlich gesinnt als der Ritter, der Kunde von dessen Vorhaben anfangs keinen Glauben schenken und sich mit eigenen Augen von dem wunderlichen Gebrauch überzeugen wollten. Sie hatten sich hinter einem der großen kunstvoll gearbeiteten und mit modernen Schnörkeln geschmacklos verzierten Gitter versteckt, welche die Abseiten der Kirche von dem Schiff trennten. Dort hatten die Mönche, welche den ganzen Tag über (durch Beichthören, Predigen und Zuspruch im Hospiz) sammt und sonders an einem trübseligen Uebel — der Kohlendürre, litten, feine Krystallbecher mitgebracht, aus welchen sie, während sie das Schauspiel der Waffenwacht genossen, in bestimmten Zwischenräumen einen untrüglichen Heiltrank zu sich nahmen. Sie waren voll Sorgfalt für ihre Gesundheit, stets darauf bedacht, jenen Heiltrank für alle vorkommenden Fälle in unverminderten Vorrath zu halten, da die Arznei ihnen nur durch oftmaligen Gebrauch von ihrem Uebel helfen konnte.

Loyola näherte sich langsam dem Altare, zog das Schwert aus der Scheide und senkte es vor dem Mirakel-Bilde, dann knieete er nieder, betete still, erhob sich wieder, legte den Schild vor den

Altar hin, auf den Schild ſeinen Helm und ſeine goldenen Sporen, und ſank wieder auf die Kniee zu folgendem lauten Gebete: „Dir weihe ich mich hier, und du weihe mich, himmliſche Herrin, zu deinem Ritter auf Erden; vor deinem Bilde bewache ich meine Waffen, ſegne du ſie und mich gegen jeden Feind deines Namens. Begnade mich, daß ich ſie bekämpfe und beſiege, hilf mir aus meinem Herzen alle irdiſche Eitelkeit ausrotten; dein bin ich, im Leben und Tode, Maria!“

Die frommen Mönche ſprachen, während ſie hinter dem Gitter die Bewegungen des Ritters beobachteten, den Bechern fleißig zu, und beachteten aus übergroßem Eifer die goldne Vorſicht nicht: daß auch die vortrefflichſte Arznei nicht im Uebermaaß angewendet werden dürfe, wenn ſie nicht ſchädlich wirken ſolle. Da ſie keine Freunde von allzuvieler Bewegung waren, und ihrer Ordensregel gemäß, alle Unruhe, als zerſtreuend vermieden, überdem auch befürchteten, durch einen geräuſchvollen Aufbruch den Ritter in ſeinen frommen Betrachtungen zu ſtören, ſo fanden ſie es für zweckmäßig, ſich, nachdem ſie das fremdartige Schauſpiel mit angeſehen, von dem Orte nicht zu entfernen, zumal, da ſie noch einen ziemlichen Vorrath von ihrer Arznei vor ſich hatten, und zwar

von der feinsten Sorte Lacrimae Christi, einer wahrhaft geistlichen Sorte, die ein frommer welscher Kaufmann, der in Montserrat von der Gicht erlöset worden war, dem Kloster zum Geschenke gemacht hatte.

Loyola hatte mittlerweile sein bloßes Schwert in den Arm genommen, und hinkte mit Anstand, als eine getreue Schildwacht, fünfzehn Schritte rundum vor dem Bilde auf und ab. Er gab sich ganz den Gedanken an sein irrendes Leben im Dienste seiner Dame hin; sah sich im Geiste mit ungläubigen Heiden im Kampfe, die er durch die Gewalt der Rede und des Schwertes besiegte und seiner Herrin darbrachte, sah sich predigen unter hohen Palmen des heiligen Landes, wohin er unmittelbar nach seiner Weihe schiffen wollte, dort umringt von gläubig aufhorchenden Juden und Heiden, sah sich im Dienste der Armen und Pestkranken, wie einst der heilige König von Frankreich in Aegypten gethan; sah sich in Ketten und Banden um seiner Herrin willen, und das Herz pochte ihm stärker bei dem Gedanken, daß er für sie leide; sah sich überfallen von den Schergen der Heidenkönige, verhöhnt, gegeißelt, gemartert, und über seinem Haupte in lichter Glorie einen Engel mit der Palme schweben und ihm hinaufwinken zu dem goldnen

Stuhl, der ihm unter Apostеln, Päbsten, Blutzeugen und Propheten bereit stand, — fühlte um seine Schläfe die wallenden Flammen der Aureole, und sich getragen auf rosigen Wolken himmelan, herabblickend in seliger Ruhe auf andächtige Geschlechter, die seinen Namen mit lauter Huldigung flehend aussprachen. — — —

Ein toller Lärmen in der Kirche, als hätte die Hölle alle Spuckgeister losgelassen, um seinen Muth auf die Probe zu stellen, weckte ihn aus diesen Träumen. Er fuhr zusammen, machte das Zeichen des Kreuzes, drückte das Schwert fest an die Brust und rief mit lauter Stimme: „Im Namen der heiligen Jungfrau beschwör' ich euch, ihr Geister des Abgrunds, die ihr emporgestiegen seid, mich zu erschrecken, weichet von hinnen!"

Aber seine eifrige Beschwörung fruchtete nichts, der Lärmen hörte nicht auf. Deutlich hörte Loyola ungeziemliche Reden und lästerliche Worte, davor ihm die Seele schauderte; denn unwillkührlich dachte er an die Nächte, die er unter ähnlichen Reden bei vollen Gläsern einst durchschwelgt. „Fort, mit euch, ihr unsaubern Dämone, aus diesem Orte des Friedens und der Gnade!" rief er überlaut. Der Lärmen legte sich für eine Sekunde, da scholl plötzlich eine tiefe Stimme: „Spricht dort nicht

der Elendritter, der sich einbildet, der Mutter-Gottes Kammerdiener zu sein? Er schilt uns; aber ich will ihn zurechtweisen, — laßt mich, laßt mich, — — ich will ihn vernünftig machen, oder ihr sollt mich nie mehr das Feuer schüren sehen.“

Loyola wurde dadurch noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß eine Schaar böser Geister in seiner Nähe sei, um seinen Muth zu erschüttern. Um so erbitzter rief er: „Kommt, kommt, ihr ruchlosen, verdammten Gesellen, kommt, heran zum Kampf, ich furchte Euch und Eure Drohungen nicht. Hier mit meinem guten Schwert trotz' ich Euch, und vertheidige meine Waffen, die ihr mir räuben wollt.“

Ein schallendes Gelächter der Kobolde war die Antwort auf seine unerschrockene und mannhafte Herausforderung, welche er, durch diesen Spott noch ärger erbittert, wiederholte. Da hörte er einen schweren dumpfnachdröhnenden Hall, wie von einem schweren Fall, und darauf einen Schrei, ein Gewinsel, neues Gelächter und neuen Lärmen, daß ihm die Ohren gellten, und daß er seine ganze Kraft zusammenraffen mußte, um nicht schwindlig zu werden. Trotz allem Spuk und aller Kampflust, mit den dämonischen Störfrieden anzubinden, entfernte er sich jedoch, eingedenk seiner Pflicht,

die Waffen zu bewachen, nicht von dem ausgemeß-nen Posten. Grausiges Entsetzen aber befiel ihn, als er zuerst von einer Stimme, dann von mehre-ren, ein Schelmenlied angestimmt hörte, welches damals in ganz Spanien wegen seines zuchtlosen Inhaltes berüchtigt war, und welches er selbst bei seinen früheren Orgien manchmal im Chor mit-gesungen. Er empfahl die Seele seiner himmlischen Schutzfrau und erwartete ungeduldig, daß die bösen Geister bald aus ihrem Schlupfwinkel hervorbrechen und mit ihm anbinden würden.

Da schlug die Glocke Mitternacht. Der Lärmen verstummte allmählig; — er horchte, hörte Tritte wie von Gehenden, hörte sie immer ferner, ferner. Bald war es todtenstille in der weiten Kirche; der Ritter vernahm nichts mehr, als den Klang seiner eigenen Tritte. Er sprach ein stilles Gebet und brachte den Rest der Nacht ungestört auf seinem geistlichen Posten zu.

Um vier Uhr wurde das Pförtlein zum Chor geöffnet. Bald kam ein Mönch nach dem andern die Morgenhora zu singen. Der Beichtvater, der Bruder Küchenmeister, der Kellerbewahrer und noch drei andere fehlten. Der Abt musterte die dünne Reihe der Mönche, fragte nach den Fehlenden und

erhielt den Bescheid: „Sie lägen sammt und sonders krank zum Sterben in ihren Zellen," der Abt begnügte sich mit dieser Entschuldigung, an deren Glaubhaftigkeit um so weniger zu zweifeln war, da das Hospiz seit einiger Zeit mit Wallfahrern überfüllt war und die genannten Brüder unter der Last ihrer dadurch vielfach erschwerten Pflichterfüllung fast erliegen mußten. Als der Bruder Küchenmeister eine Stunde nach der Hora erwachte, erschrack er nicht wenig, als er sich unausgekleidet auf dem Bette liegend fand; der fromme Mann litt zuweilen — außer jenem Kehlenübel — an einer übermäßigen Thätigkeit des Gedächtnisses, welche sich besonders in den Morgenstunden und namentlich dann äußerte, wenn er aus irgend einem Grunde spät zu Bette gegangen war. Er schlich sich in Begleitung seines Küchenjungen, welcher, kraft seiner ganz besonderen väterlichen Zuneigung, sein ganzes Vertrauen besaß, und alle Gebrechen seines wahrhaft väterlichen Herrn kannte und zu verhüllen suchte, in die Kirche, hinter das eine Gitter, wo beide zu ihrem nicht geringen Erstaunen, einige zerbrochene Stühle und eine noch bei weitem größere Anzahl zerbrochener feiner Gläser fanden, von denen sie, weil sie keinen natürlichen Grund wußten, wie diese hieher gekommen sein

könnten, getrost annahmen, daß böse Geister damit an diesem Orte ihr Spiel getrieben hätten.

Loyola aber pries sich, als die Sonne die Kuppen des Montserrats von den Morgennebeln entschleierte, glücklich, daß er der Versuchung der Dämonen ritterlich widerstanden hatte; hängte seine Waffen zum ewigen Gedächtniß an den Altar, weil er sie fortan nicht mehr brauchte und nur mit geistlichen Waffen fechten wollte und schenkte dem Kloster sein Maulthier. Dann begab er sich in das Hospiz und wartete den Tag über den Kranken und Bettlern auf. Unter den letzteren ersah er sich einen, dem er gegen Abend winkte ihm in's Freie zu folgen. Der arme Mann wußte nicht, wie ihm geschah, und sträubte sich anfangs nicht wenig, als der Ritter ihn bat, ihm sein zerlumptes Gewand zu schenken, und das schöne adelige Kleid dafür zu nehmen, welches er auszog und ihm übergab. Der Ritter bat aber so demüthig, daß der Bettler die Scheu vor dem vornehmen Herrn überwand und den vortheilhaften Tauschhandel einging. Loyola war froh wie ein König, als er des Bettlers Lumpen anthat; denn er fühlte sich in dieser freiwilligen Erniedrigung, in welcher Niemand seinen Namen und Stand erkennen sollte, stolzer, als er je im glänzenden Harnisch gewesen war; jetzt war die

letzte Feſſel abgeſtreift, welche ihn an die Eitelkeit der Welt gebunden hatte; jetzt war die weite Erde ſein! Er ſchickte den erſtaunten und dankbaren Bettler zurück in's Hospiz, und löſ'te den Schuh von ſeinem geſunden Fuß, an dem andern mußte er, der noch nicht völlig geheilten Wunde halber, den Schuh behalten. Der Abend umſchleierte das ſtille Thal des Montferrat, als er von der Höhe herabſtieg, um nach dem nicht ſehr weit entlegenen Städtchen Maureza zu wandern. So trat er denn ſeine geiſtliche Ritterſchaft an, beſchuht am einen Fuß, den andern nackt, wie Jaſon, als dieſer zu Pelias kam, der ihm das goldne Vließ aus dem Zauberlande zu holen befahl.

Ein Pilger ging von Norden nach Süden. Was haſt du zu ſuchen, du ſtöhnender Mann? Schweifſt keuchend auf bahnloſem Weg, unſtät wie Kain; blutleer die Wangen, blutig die Hände, zerriſſen von Dornen und Zweigen dein flatterndes Pilgergewand!

Hinter ihm rauſcht es, in ihm flammt's. Was ſchüttelt ihm alle Glieder am Leib? Warum birgt er das Haupt? Raſchelt's im Gras? Eine Schlange, wie du! Dürre Zweige zerknackt, — horch! leiſe,

wie des Raubthiers Schritt, das die Beute sich fängt. „Suchst du Gesellen, Wolf? Da bin ich, wittre schärfer als du, bin wilder als du. Komm, strafloser Mörder, begleite mich treu, hast die Hyäne zum Gefährten, ich such' eine Leiche — — grabe sie aus, und wär's mit diesen zehn Fingern!"

Der Pilger ging weiter und weiter im Wald. „Dich hüll' ich um meinen Leib, dichte, blutdurchrieselte Nacht. Sei mein Sarg, du feuchter, klebriger Mantel, schmieg' dich fest wie ein vergiftetes Hemd an meine Glieder, undurchdringlicher Panzer, unsichtbar machend! Eingewindelt in Nacht lache ich eurer hundert tausend Augen, so glühend sie leuchten, dein lache ich, Brandfackel des Himmels, Todtenlicht, aufgesteckt, den Verräther zu verrathen. Dich allein fürcht' ich, dich haß' ich, dir fluch' ich, entsetzliche Sonne, unantastbare Jungfrau, Todfeindin, die mich verfolgt!"

Jetzt stand er am Saum des Waldes, durch's Geäst, wie durch Gitter, sah er hinaus auf die weite Ebene, und sah hinter'm Gitter des Himmels Wand aufgerichtet wie im Guß erstarrendes Metall, die Adern der Feuerwand durchrieselt von Blut. Tausend Wesen jauchzten dem Morgenroth entgegen; er bebte wie der Mörder, der durch's Gitterfenster seines Kerkers hinausblickt auf das aufgeschlagene

mit rothen Tüchern behangene Schaffot. Er rüttelte an den Bäumen, die ihm ihre verschlungenen Zweige wie kreuzweis gefügte Eisenstäbe entgegen hielten. „Bin ich gefangen? Draußen wartet er in seinem Purpurmantel, wie ein König in schweigender Majestät, breitet ihn langsam weit aus. Hinweg, Schergen, hinter mir, nicht hinschleppen zu seinen Füßen sollt ihr mich, freiwillig stürz' ich mich vor seinen Thron, in seines Mantels Falten den Leib zu suchen, den ich ihm anvertraut. Ich spotte Eurer Gitter, wie Strohhalme brech' ich sie, bin frei, suche den Tod, bei'm Tode — die Todt.."

Er zerbrach die Zweige, laut auflachend in seiner Raserei, daß er die Schergen betrogen, stürzte hinaus auf den weiten Plan und rief: „Gib sie heraus, die ich dir anvertraut, König der Könige, Vater des Nichts, gib sie heraus, ich fordere sie wieder; ich will mein Leben in ihre starren Glieder hauchen, die so schön, so üppig waren, viel zu reizend selbst in ihrer Regungslosigkeit, als daß du ein Recht hättest sie auf ewig mit deinem Mantel zu verhüllen. Der Handel ist klar und einfach, du kannst dich nicht beklagen, übervortheilt zu werden, — ein Leben bleibt dir ja: meines!"

Die Sonne stieg höher empor, das Morgenroth

verſchwamm im blauen Aether. „Weh' mir, er entflieht. Halt an, halt an, deinen Geyerflug. Er ſpottet meines Jammers, o, wie erbärmlich bin ich, daß ſelbſt der Tod mich für zu ſchlecht hält, ſeine Ferſe auf meinen Nacken zu ſetzen. Er ſcheut das Mahl auf meiner Stirn, fürchtet, daß es ihm den knöchernen Finger verſenge, wenn er's auslöſchen will. Fluch dir, feiger Tod; auf dich allein hab' ich gehofft, dich hielt ich für meinen einzigen treuen Freund, und du ſchiltſt mich Verräther und verräthſt mich ſelbſt. — Elend, jetzt kenn' ich dich, hundert tauſend Wahnſinnige betteln um dich, ſie heißen dich Leben.“

Er war in ſich zuſammengeſunken unter der Laſt des Fluchs: nicht ſterben zu können, ſeine Raſerei verwandelte ſich in wilden Wahnſinn, und das tobende Verlangen nach dem Tode in grenzenloſe Sehnſucht. Geblieben war ihm auch der Gedanke an ſie, die Erinnerung an alles, was er gethan. Da hörte er es über ſeinem Haupte ſchwirren und rauſchen wie von Flügelſchlägen. Er hob das Haupt, der Anblick, der ihm wurde, weckte auf's neue die unbändige Raſerei. „Warum grade über mir vorbei, ihr hungrigen Gäſte da oben,“ rief er den Raben nach, die vorüberflogen, „ihr ſeid doch ſonſt nicht lecker! — — Nein, noch

tragen mich meine Füße, scharf hört euch mein Ohr, — ich versteh' eure Sprache, ihr schwarzen Propheten. Dank euch, barmherzige Wegweiser, immer voran, ihr in Lüften, ich hier unten hinterdrein. Ich hab' den Weg auf Erden verloren, die droben in Lüften weisen ihn mir, — ich geh, ein blutiger Freiersmann, ich suche das Haus, ich suche das Bett und drauf — — — statt Linnen bedeckt sie ihr langes schwarzes Haar, sie hat keinen Kranz, sie hat keinen Strauß; die Waldbäume schütteln ihr Flocken herab, zu ihren Füßen, als Klagweib die Quelle, murmelt Gebete so leise, murmelt darein. „„Der da, hat sie einer erschlagen!"" Lüg' nicht! Wo wär' ein Wundenmahl? Nirgends an ihrem schneeweißen Leib. — Aber ihr Angesicht — — weh! Die blauen Lippen klagen mich an. — — Und was denn weiter? O, elender Dieb! Da starb sie, verlassen, vor Hunger."

Immer weiter flogen die Raben, ihnen nach keuchte der rasende Pilger. — Die Raben senkten sich im Kreisflug zusammengedrängt, schossen nieder, — der Pilger stand im Steinbruch. Die Raben kümmerten sich um ihn nicht, da sah ihn ein Antlitz an, halb aus der Erde hervorragend, der Sturm hatte den leichten Flugsand, der drüber lag, weggestäubt.

„Regnier!“ schrie er. Da lag der lustige Kauz, der die Welt für einen guten Einfall verkauft hätte. Da lag die Phiole, einst voll gährenden Feuertranks, in Scherben. Die schmutzigen Vögel nippten an der Neige.

Louis aber sah sie aufsteigen aus ihren feuchten Betten, die Söhne des Augenblicks, sie nickten ihm mit schweren Köpfen, die einst so leichtfertig geschwärmt, gestritten dem Sturmwind zum Trotz, wenn's irgendwo ein lustiges Abentheuer zu gewinnen gab. Louis rannte von hinnen, hinter ihm — wähnt' er — die klappernden Spießgesellen, die's ihm angethan, die ihn mitfortgerissen, allesammt so luftig, so dürr, daß er das Restchen Mark in den Knochen widerschüttern hörte.

Und südwärts, immer südwärts! Vorbei, wo Menschen wohnen. Menschen lesen den Fluch auf seiner Stirn — lauern auf ihn — fassen, halten ihn. Er hat keine Rast, hin muß er, wo sie noch auf dem moosigen Todtenbette liegt. Sein Kuß kann sie wieder wecken, sein Arm muß sie wach rütteln aus dem ewigen Schlaf. Er hat sie geliebt, er liebt sie noch. Zertrümmert um ihrerwillen Ehr' und Treu, von sich geworfen um ihrer willen Gott und Waffen und Barmherzigkeit und Glück und Vaterland. Wahnsinnig war er, bevor

er raſte; Sinne verloren in ſinnlichen Begehren, verzweifelnd ſein ganzes Selbſt hineingeſchleudert in die Flammen; die Flammen fraßen ihm jetzt Glied für Glied, mit dieſen Todesflammen mußte er die Kalte, Starre erwärmen.

Jetzt ſtand er in der Lichtung des Waldes, wo er ſie verlaſſen. Der Hufe Spuren glotzten ihn an, ſo friſch, wie von heute. Da, da, da!

„Peregrina!“ ſchrie er in ſeinem Jammer, — ein wildes Thier hätte ſich ſeiner erbarmen müſſen. Wer unſchuldig leidet, weiß nicht, was Leiden iſt; aber wer die Schuld zum Traum, zur Speiſe, zum Trank, zum Leben, zum Schatten hat, der iſt elend. „Peregrina!“ ſchrie er, als müßte ſeine Stimme ihre Geſtalt zeigen, und fragte die Bäume, den Stein, den Raſen, den Quell.

Liebe hatte ihn in Raſerei gejagt, daß er Himmel und Erde, Freundſchaft und Ehre vergeſſend, nichts für Tugend hielt als den Beſitz; jetzt war's die Liebe, die mitten in der Raſerei des Jammers ſeine Sinne ſchärfte, wie des Raubthiers Sinne, daß er klaren Blickes wie ein völlig Kluger; aber mit der Aengſtlichkeit und Haſt des Wahnſinnigen die Spuren rings um den Platz, auf dem er beſinnungs- und willenlos dem Frevel ſeiner Geſellen nachgegeben, unterſuchte, am Boden kriechend,

berechnend, ausmessend. Zwischen den Spuren der Roßhufe entdeckte er mit der ausgelassenen Freude eines Kindes andre fremdartige, die in entgegengesetzter Richtung aus dem Walde führten. Mit Ungestüm warf er sich d'rauf, küßte sie, sprang auf, lachte und jauchzte: „Hier ist kein Grab, keine Leiche!" „Sie ist nicht todt! Ich wußt' es ja, sie kann nicht sterben! Es gibt kein Weib mehr außer ihr. Betteln gehen müßtet ihr, alle Lebende, wenn sie todt wäre! Ich habe sie nicht gemordet; hätt' ich sie gemordet, — mit Küssen allein hätt' ich's, um sie geringelt, wie eine Schlange, an sie mich saugend, ihr Haar geschlungen um meinen Arm. Sie ist entflohen, gerettet, gerettet! O, nie glaubt' ich, daß einer dort oben ist, der alle hält, alle liebt, an alle denkt; — jetzt, jetzt glaub' ich's; wer hätte sie retten können, als er, er allein, sie, die ich verließ! Ich, der ich mich von jedem ehrlichen Mann in's Gesicht schlagen lassen muß und kann die Hand nicht regen, ich verließ sie! Da war ich todt und sie lebte! Sie lebt wieder, ich lebe wieder ... die Spuren trügen nicht. Bin ich denn wahnsinnig? Nein! nein! das ist die alte Liebe! — Nein! Ich bin's, ich weiß nichts, als daß sie gerettet ist, nichts anders! Ja, Gott, darf Elend, Frevel, Verzweiflung dich nicht kennen,

darf Hoffnung dich bekennen, darf Liebe dich nennen?"

Treu wie ein Hund ging er den Spuren nach, die ihn zuerst südwärts, dann ostwärts leiteten; er folgte ihnen auf die offene Heerstraße hinaus, immer weiter, unabläßig; aus Arragons Grenzen hinaus, nach Catalonien führten sie. Er wollte nicht länger leben, als bis er sie wiedergefunden; aber so lang mußte er leben, konnte nicht eine Sekunde früher sterben. Er hat gebetet, zum erstenmal in seinem Leben — da er nichts mehr zu lieben hat, als das, was an der Liebe göttlich ist, so ist sein Wahnsinn Gebet, und sein Jubel Gebet, und sein Erkennen — das redliche Fühlen des Ewigen, das in jedem ist, — Gebet.

Die Spur, welche Louis verfolgte, und die Erkundigungen, die er von Ort zu Ort einzog, führten ihn nach Manreza. Es kam ihm zu statten, daß er das Spanische geläufig und in den Dialekten der Distrikte sprach; deßhalb erregte seine eifrige Nachfrage nirgends Verdacht. Allüberall hörte er, daß eine schöne blasse Dame, genau wie er sie beschrieb, mit einem neugebornen Kindlein die Reise in Begleitung eines Edelknechtes auf einem Maul-

thier gemacht hatte. Je länger er unterwegs war, desto mehr schwand seine Freudigkeit, desto herzpressender wurde sein Bangen, er meinte oft, er müsse Athem holen und aufschreien. — Als er vor Manreza über die hohe spitze Brücke ging und die Stadt auf der Anhöhe vor sich sah, war ihm, als müßt' er ersticken. Und so wunderlich, feierlich erschien ihm alles; die wenigen Gesichter, denen er begegnete, däuchten ihm, als blickten sie ihn um etwas an, das er an sich trüge, ohne es zu wissen, und die niederen Häuser kamen ihm vor, als könnten keine Menschen drin wohnen, und die stattliche Kirche am einen Ende der Stadt, als verberge sie ihm was, das er nicht sehen sollte.

Wie er in die Stadt kam, wichen die Kinder, die er fragte, um sich zurechtzufinden, vor ihm, als wär' er der ewige Jude; sie scheuten sich vor seinem entsetzlichen Aussehn; denn erloschen war die Gluth seines Auges, das zwischen braunen Ringen in tiefer Höhle lag, verwildert sein Haar und sein Bart, sein Gesicht von so widriger Farbe, als schleppe er die Pest in die Stadt herein. Er lachte bitter in sich hinein, als er den Eindruck bemerkte, den sein Aeußeres hervorbrachte, und fragte ein Kind, das vor ihm flüchten wollte: „Wofür sie! st du mich an?"

D'rauf das Kind ganz scheu: „für einen Todten, der aus dem Grabe wiederkommt; denn sie kommen wieder.“

„Ja! wär' ich todt!“ sprach er seufzend und wieder lächelnd.

Während dem bemerkte er, daß mehrere arme Leute aus einem großen Hause kamen, paarweise, barhäuptig und mit Rosenkränzen.

„Was ist das?“ fragte er das Kind. Aber das verkroch sich in das nächste Haus, und so ging er denn auf einen alten Mann zu, der auf seiner Schwelle saß, und fragte den: „Was ist das?“

„Ich weiß nicht!“ sprach der gleichgültig, „sie werden wohl ein's begraben, die im Spittel.“ Dabei sah er den Pilger mit großen Blicken recht blödsüchtig und dumm in's Weiße des Auges. — „Im Spittel sterben sie alle,“ fuhr er fort, — „logirt Ihr drin, logirt Ihr auch bald draußen. Wir andern sind sicher. Sankt Rochus ist mein Patron. Ich hab' noch fünfzig Jahr' zu leben.“ Der Mann war achtzig und drüber alt und sprach das mir nichts dir nichts aus, als wär' er ein Kind und hätte just seinen Brei gegessen. Dem Pilger grauf't' es. Es fuhr ihm eine Erinnerung an den Morgen im Walde durch den Kopf, er dachte: „Der Tod schließt keinen Handel!“

Er schritt auf die armen Leute zu, die aus dem Spittel kamen und gegen die Kirche zu wandelten. Jetzt kam auch ein Priester und der Küster hinter ihm mit dem Weihrauchfaß, und hinter den zweien trugen vier Männer einen Sarg; dahinter ging ein Mann, ungefähr in den Dreißigen, der hatt' ein Kind im Arm, wie eine Amme, und weinte sehr. Als Louis das Kind sah, wurd' es ihm wirr vor den Sinnen; er stürzte auf den Mann zu und fragte ihn: „Was wollt Ihr mit dem Kind?"

„Es soll getauft werden," sprach Tiburzio und schluchzte. „Frommer Pilger, betet ein Ave Maria für eine arme Seele, — meiner Treu, die ärmste Seele, die je durch's Leben gepeinigt ward. Da tragen sie den Leib; droben ist sie gewiß eine Heilige und bittet für ihr Kind und für alle, die ihr weh gethan haben, bis ihr das Herz gebrochen ist."

„Peregrina?!!" schrie Louis außer sich.

„Herr! Wer seid Ihr?..."

„Peregrina!" lallte Louis mit bebender Zunge, dann schwieg er und ging hinter dem Sarge her an Tiburzio's Seite, bis in die Kirche, wo die Todte eingesegnet und der Sarg mit Asche beworfen wurde, und bis auf den Friedhof; er betete nicht, er blickte nur hin, wie Scholle auf Scholle hinabgeworfen wurde, bis das Grab ausgefüllt war.

Dann setzte er sich drauf und stützte den Kopf in die Hand und blickte gen Himmel, als hätte er droben was zu suchen.

Die armen Leute gingen nach Hause, Tiburzio folgte mit dem Kinde dem Geistlichen und dem Küster in die Kirche zurück. Louis sprang auf und faßte Tiburzio am Zipfel des Mantels.

„Wer seid Ihr?" sprach dieser befremdet — „laßt mich, ich hab' das Würmchen hier zu versorgen. Es ist mir vermacht worden, ich muß dafür einstehen. — Nun, nun, — was zerrt Ihr mich so? Wollt Ihr mit in die Kirche zur heiligen Taufe, so kann ich's Euch freilich nicht wehren. — Laßt mich, wenn Ihr mir nichts zu sagen habt, jetzt in Gottes Namen, und der Herr Jesus verleih' Euch ein langes Leben und Freude."

„Ein langes Leben! — O, Thoren und Bettler!" murmelte Louis und erhob sich mühsam, um die Kirche zu erreichen.

Die heilige Handlung der Taufe wurde von dem Geistlichen mit Ernst und Würde nach dem Ritual vorgenommen. Tiburzio vertrat die Stellen des Vaters und der Mutter, der Amme und des Pathen zugleich. Er hielt das Kind über das steinerne Becken, zögerte jedoch mit der Antwort auf die

übliche Frage des Priesters: „Wie heißt der Vater des Kindes?“

„Der Vater? — Ihr meint doch: der eigentliche und rechte Vater, ehrwürdiger Herr? — Ihr könnt — mit Verlaub — mich ganz füglich als des Kindes Zieh- und Nährvater in Euer Register eintragen; denn ich will dem armen Würmchen ein so treuer Vater sein, als er keinen treuern weit und breit finden kann. Seht, ich darf's auch, die arme Donna hat im Sterben mir das Kind an's Herz gelegt, weil sein Vater ja doch heiligere Dinge zu bestellen hat, nämlich, was man einen recht leiblichen Vater nennt .... Entschuldigt, Ehrwürden! Tragt es getrost auf meinen Namen ein.“

„Nun denn, wenn Ihr Vaterstelle vertreten und eidlich geloben wollt, Euch des Kindes wie eines leiblichen zu allen Zeiten anzunehmen,“ sprach der Geistliche.

Da trat der Pilger rasch hinzu und fiel ihm keck in die Rede: „Schreibt den Namen, den ich Euch nennen werde ...“

„Señor!“ unterbrach ihn Tiburzio ängstlich, „ich sag' Euch, es ist fortan mein Kind, und keinen andern Namen soll es führen. Achtet nicht auf des Mannes Rede, Ehrwürden, er scheint mir geistes-

abwesend zu sein, und schreibt, ich bitt' Euch, — den Namen ....“

„Loyola!“ schrie Louis, von seiner Raserei wieder übermannt, „schreibt ihn mit Glut und Blut. Und schreibt dazu: Loyola hat mir's genommen! Dies Weib, das es gebar, war mein, mein, erkauft mit Sünde und Schande, gewonnen durch des Teufels List, mein im Leben und im Tod, — mein — jedes Vermächtniß! O, sie ist todt, ist todt! Und ich kann nicht sterben! O Gott! einmal hab' ich dich erkannt, und soll dich wieder verlieren? Du bist, ich kann dieses Fühlen mit meinen Nägeln nicht aus der Brust herausgraben, trag's drinnen wie einen Pfeil mit Widerhaken. Und lebst du und lässest sie sterben? Stirbt sie, so ist ja der Tod allein — Leben, so laß mich sterben, um lebendig zu werden. Höre, höre mich, hier in deinem Hause gib mir, was du Tausenden in der Schlacht nicht versagst, — Tod, Tod!“

Er sank nieder und umfaßte den Fuß des Taufkessels. Der Küster sprang ihm bei und hielt ihn für todt. Kaum berührte er ihn aber, so kehrte die Raserei wieder, er schlug um sich, fluchte den Schurken, die ihn mit fortgerissen, dem Räuber Loyola, wie er ihn nannte, gab ihm Schuld, daß er ihn betrogen, das Weib an sich gelockt durch

hölliſche Zauberkunſt, fluchte ſich ſelbſt. Einigen herbeigerufenen Leuten gelang es nur mit Mühe, ihn zu bändigen, zu binden und in das Spittel zu bringen.

Der Geiſtliche war von dem Vorfall beſtürzt und eilte zitternd, die Taufe zu beendigen. Das Kind erhielt — nach Peregrina's letztem Wunſch — den Namen ſeines Großvaters mütterlicher Seite, Juan. Tiburzio wurde als Vater eingeſchrieben, da der Wahnſinn des Pilgers deſſen Angabe als unſtatthaft erwies. Tiburzio nahm das Kind in den Arm, hätſchelte es, wie ein Affe, und eilte damit fort, nachdem er dem Geiſtlichen aus ſeinem Seckel ein Goldſtück gezahlt. Was beginnen mit dem Kinde, was jetzt, was einſt? Er wußte es nicht, er dachte nicht ſo weit. Nur daran dachte er, daß es ſein ſei, ſein durch die Stimme des Himmels. Und wie freundlich lächelte es ihn an. Er begab ſich mit dem kleinen Juan in das Spittel zurück, wo einem armen Weibe eben der Säugling geſtorben war. Das nahm für Bitten und Belohnung Tiburzio's Pflegling an die verwaiſ'te Bruſt.

Loyola hatte sich in Manreza das Spittel zu seiner Hochschule erlesen, und studirte darin eifrig die üblen Sitten der Bettler, um nichts zu versäumen, was beitragen konnte, ihn vor den Augen der Welt zu erniedrigen. Indem er auf solche Art in seinem Irrsinn die irdische Eitelkeit in sich zu tödten wähnte, diente er einer neuen Eitelkeit; denn die ihm selbst unbekannte Triebfeder seines ganzen Thuns war nichts geringeres, als die Heiligkeit, und wie früher in kriegerischer Ehre, so stachelte ihn auch jetzt ein innerer Drang, unter seines Gleichen der Erste zu sein und alle zu übertreffen. Der Einfluß der mönchischen Legenden, die ihm während der langen Zeit seines Krankenlagers den Kopf verwirrt hatten, war bei seinem ängstlichen Streben nach Erniedrigung, augenscheinlich. Seine ungekämmten Haare hingen ihm wild und struppig über die Stirne und Augen, die untere Hälfte des Gesichtes bedeckte der eben so vernachläßigte, dicht gewachsene Bart; die Nägel an seinen Fingern waren lang wie eines Raubthiers Klauen; schmutzige Lumpen bedeckten seine in Demuth zusammengekrümmte Gestalt; er glich fast dem Einsiedler Guerin, wie dieser sieben Jahre lang die thierische Buße ausübte. Mit einem Knotenstock in der Hand

hinkte er in den Gassen auf und ab, bettelte das Brod vor den Thüren, und ertrug geduldig den Spott der Jungen, die ihm haufenweise nachzogen, ihn am Kleid und am Bart zupften, wohl auch Steine nachwarfen. Frauen ergriffen bei seinem Anblick voll Abscheu die Flucht, die rechtschaffenen Leute aber hielten ihn für einen Thoren und meinten, man sollte ihn einsperren. Loyola war nie glücklicher gewesen, als jetzt in seinem Wahn; denn er bildete sich ein, dies sein Müßiggehn und Betteln so wie der Spott von Jung und Alt seien ein großes Verdienst, das er sich erwerbe, und sein zweckloses Dulden Gott bei weitem gefälliger, als alles Handeln es sein könnte, deshalb stellte er, als er hörte, daß man ihn für geistesschwach hielt, geflissentlich sich noch thörichter, als er wirklich war, um noch größeren Spott zu erndten, noch größeres Verdienst zu erwerben. Er wähnte die irdische Eitelkeit schon ganz in sich ausgerottet zu haben, und merkte den Schalk nicht, der ihn bemeisterte; denn schon begann er hie und da andre Bettler zu gleicher Buße zu ermahnen, versuchte den und jenen zu bekehren, und erkannte nicht, daß dieser fromme Trieb, dem Himmel Seelen zu gewinnen, den er für göttlichen Beruf hielt, nichts anders war, als Masken, welche sein angeborner Ehrgeiz

und seine noch ungeschwächte Herrschbegierde vorgenommen hatten.

Er verrichtete in dem Hospital die niedrigsten und unwürdigsten Hausdienste, und ermangelte nicht, die Kranken zu besuchen und zu pflegen. Mit diesem letzteren Geschäft verband er das des geistlichen Zuspruchs und Trostes; er maßte sich an, die Kranken um ihren Lebenswandel zu befragen, ihnen Verweise zu geben, ihnen Bußen aufzuerlegen, ähnlich der Buße, wozu ihn selbst seine Thorheit verleitet hatte. Viele lernten sich, von seinem abentheuerlichen Aeußern und von dem eigenthümlich herrscherischen Ton seiner Reden betroffen, vor ihm beugen, und so gelangte der Geistesirre allmählig zu einer Art von Ansehen, welches er zwar nicht wissentlich erstrebte, welches ihm aber doch so sehr schmeichelte, daß es ihm unmöglich wurde, keinen Gebrauch davon zu machen. Dies Ansehn wurde dadurch sehr vergrößert, da es bekannt war, mit welcher Strenge er sich kasteiete; er fastete Tag für Tag bei Wasser und Brod, nur am Sonntage genoß er Gemüse, in welche er jedoch, um sich an das zu erinnern, was er einst sein werde, Asche hineinmengte, er trug unter seinen Lumpen eine eiserne Kette um den Leib, gab sich dreimal am Tage die Disciplin des heiligen Dominikus und

durchwachte die Nächte auf der bloßen Erde. Wenn er die Kirche unsrer Lieben Frau zu Villadordis, eine halbe Meile von Manreza entlegen, besuchte, trug er außer der Kette noch ein Cilicium mit Stacheln und einen Dornenkranz. Diese seine Frömmigkeit war der einzige Grund, weßhalb ihn die Vorsteher des Hospitals frei umhergehen und schaffen ließen, wozu er Lust hatte; denn sie betrachteten seine Narrheit, als eine unschädliche. In diesem Stand der freiwilligen Erniedrigung verlebte der Ritter ungekannt fast vier Monate in Manreza.

Eines Abends kam er von Villadordis, wo er sein Gebet verrichtet hatte, zurück, und wollte eben in das Hospital treten, als er an der Pforte eine Frau sitzen sah, welche ihr Kind säugte. Ein vornehm gekleideter alter Cavalier ging vorbei, der, wie es schien, von einer Wallfahrt vom Montserrat kommend, in Manreza Rast hielt. Die Frau streckte gegen den Fremden die Hand aus und sprach ihn an: „Edler Herr, geht nicht vorbei, ohne einem armen Weib eine Gottesgabe zu schenken, — Señor, eine Gottesgabe für ein verlassenes, vaterloses Kind!“

Der Fremde blieb stehen, betrachtete sie und das Kind mitleidsvoll, und winkte seinem Seckelmeister,

der hinter ihm schritt, und ließ der Frau einige Goldstücke reichen. Dann ging er seines Weges weiter.

Loyola hatte die Scene mit angesehen. Er trat jetzt zu ihr, stützte sich auf seinen Knotenstock und sprach eifernd: „Wie, und du wagst es, unglückliches Weib, die Schmach deiner Sünde und das Kind deiner Sünde zum Köder zu gebrauchen, um das Mitleid der Vorübergehenden zu fangen? Wehe dir und wehe deinem Kinde! um der Sünde willen, in der es empfangen wurde. Geh, geh, Unglückselige, verbirg dein Haupt, wirf dich vor Gott nieder im heißen Gebet, und büße, auf daß dir die Sünde verziehen werde."

„O, mein Kind!" rief das Weib, „ach, mein Kind, es schläft in heiliger Erde!... Doch was sag' ich? Komm, Juan, mein Engel, an mein Herz, du bist ja jetzt mein Kind, dich nähr' ich mit meiner Milch, du bist ärmer, als Todte, du bist mir angekündet vom allheiligen Gott." Sie schloß den kleinen Juan fest in ihre Arme; das Kind, groß, stark und lebhaft, lächelte, strampelte mit den nackten Beinchen, als wollte es sich am Herzen der Nährerin aufrichten, und streckte, in die Luft hineinkrabbelnd, die fetten Händchen nach

dem wüsten, finstern Mann, der es mit stieren Augen ansah.

„Was willst du mit dem da, mein Püppchen?“ kos'te Margarita, den Kleinen fester an sich ziehend. „Blick' ihn nicht so freundlich an, er ist keines Menschen Freund, und mag er auch noch zehnmal heiliger sein, als die Leute sagen. Streck' ihm die Hand nicht entgegen, denn er hat dir geflucht, Gott verzeih ihm!“

„Geflucht? — Nein! das hab' ich nicht!“ sprach Loyola. „Ich rufe dir nur zu: Kehr' um, die du auf der Bahn der Sünde wandelst, ein Kind am Herzen trägst, und keinen Gatten seinen Vater nennen kannst....“

„Schweig,“ erwiederte das Weib eifrig, „du verlästerst einen braven Mann. Ja, dies Kind hat keinen leiblichen Vater; aber es ist auch nicht mein leibliches Kind. Ich nähre es mit meiner Milch, der rechtschaffene Mann, der an diesem Kinde jetzt Vaterstelle vertritt, nährt uns beide mit seiner Hände Arbeit. Den ganzen Tag schafft er, fleißig, wie der gemeinste Knecht, obwohl er von Geburt gewiß was besseres ist, und was er verdient, schüttelt er mir in den Schooß für das arme verwais'te Kind. Da sieh, du strenger Bußprediger, wie unser Juan ihm entgegenwinkt, dort kommt unser Pfleger.

„Gott lohne Euch's," rief Margarita mit größerer Wärme als bisher dem Kommenden entgegen. Er trat näher, maß den struppigen Bettler, von dem er wohl schon manches gehört, und den er zuweilen im Vorbeigehn auch schon gesehen, mißtrauisch, und umarmte das Kind sowohl als die Pflegmutter, welche jung und hübsch genug war, um so einen herzlichen Gruß zu verdienen.

„Nun, was gibt's meine Dame? Weshalb ist der alabasterne Himmel Eurer Stirne von Wolken umzogen? — Komm, Juan, mein Schmerzenskind, komm! — Ei, Señora Margarita, was ist Euch widerfahren?"

„Da seht den Sittenprediger," erwiederte sie, den Blick senkend, „der bittre Worte an mich und unsern Kleinen gerichtet hat, die mich beschämen und Juan's Vater beschimpfen."

„Wie? du Scheinheiliger," eiferte Tiburzio, „du erfrechst dich, den Vater meines süßen Jungen und diese vortreffliche Schöne zu beleidigen? Ich schwöre dir, bei der Ehre des besten Ritters in ganz Spanien, nie hab' ich einen Schimpf auf mir sitzen lassen. — Du willst entwischen, Memme? Halt, halt, ich habe dir meine Tapferkeit noch nicht gezeigt, die du wahrhaftig kosten sollst. Ich fürchte deinen Knotenstock nicht... Halt, halt,

ſag' ich dir! Nieder auf deine unſaubern Kniee, und ſteh' nicht wieder auf, als bis du dieſer Dame und dem Kinde Abbitte gethan.“

„Laß mich, du Thor!“ murmelte Loyola, ſich aus Tiburzio's Fauſt losringend. Aber kaum hatte dieſer die Rede gehört, als er ihn losließ, ſich ihm zu Füßen warf, einen Freudenſchrei ausſtieß, ihm die Kniee umklammerte und rief: „Herr! Herr!“

Loyola war auf das Unangenehmſte betroffen, daß er ſeinen Diener hier gefunden, daß dieſer ihn am Klang der Stimme erkannt hatte. Er preßte ihm den Finger auf den Mund, faßte ihn mit der andern Hand und zog ihn mit ſich fort. Sie kamen vor die Stadt in eine Höhle, die einen ſchmalen Zugang hatte. Dahinein führte er ihn, und begann, als er ſich mit Tiburzio allein ſah, mit ſteigender Angſt: „Bei'm Heil meiner Seele, Tiburzio, verrathe mich nicht.“

Tiburzio blickte ihn groß an und wollte ſprechen, Loyola unterbrach ihn: „Biſt du mir je treu ergeben geweſen, ſo beweiſe es mir jetzt, indem du mich verläugneſt ...“

„Wie, Herr, da ich Euch endlich wieder gefunden, ... da ich ...“

„Still, ſtill!“ fiel ihm Loyola angſtbeklommen

in's Wort. „Hier kennt mich Niemand, Niemand darf mich kennen . . .“

„Um Gotteswillen, Herr, habt Ihr etwa ein Verbrechen begangen? . . .“ Loyola fuhr eifrig, geheimnißvoll fort, der Schweiß ſtand ihm auf der Stirne: „Ich bin auf dem Wege des Heiles und der Gnade, ich habe mich in Niedrigkeit begeben und büße durch Demuth ab, was ich je geſündigt . . . Schwöre, ſchwöre, — du mußt, bei'm lebendigen Gott, du mußt mir ſchwören . . . .“

„O Gott, ja, . . . alles, was Ihr wollt, lieber, guter Herr,“ ſprach Tiburzio erſchrocken.

„Schwöre, daß du meinen Namen hier nicht ausſprechen noch ſagen willſt, wer ich bin. Ich weiß, wenn ich als Edelmann erkannt werde, wird es durch Gerücht verbreitet, mein Bruder kömmt, ſie zwingen mich, es iſt der Fallſtrick der Hölle, die mich um die Wiedergeburt meiner Seele beneidet. Tödte, tödte mich, nur verrathe mich nicht. Schwöre, ſchwöre!“

„So ſchwör' ich Euch's denn,“ erwiederte Tiburzio verzagend, voll Mitleid aber nicht ohne ehrerbietige Scheu auf ſeinen Herrn blickend; „ja, ich ſeh' es, Ihr ſeid ein Heiliger geworden, Spott und Hohn ertragt Ihr, Hunger und Durſt, alles um die Krone der Heiligkeit zu erringen, und ich

bin, ach Gott, ein großer Sünder vor Euren Augen! — O, lieber, lieber Herr!"

„Geh!" sprach Loyola, von ihm abgewendet, Tiburzio zögerte. Loyola war von seiner Anwesenheit gepeinigt, die ganze Ruhe seiner Seele war auf's neue dahin. „Geh, bat er nochmal, und fiel vom Drang seiner Herzensangst überwältigt, vor dem Diener auf die Kniee. „Geh, ich bitte dich in der allerheiligsten Jungfrau Namen, geh und verrathe mich nicht."

Tiburzio hatte noch etwas auf dem Herzen, das mußte heraus, um jeden Preis. Er wußte sich in seiner Einfalt nicht anders zu helfen, und sank vor dem Knieenden gleichfalls auf die Kniee. „Lieber Herr," stotterte er, unschlüssig und verlegen, wie er seine Worte vorbringen sollte, um Loyola's Heiligkeit dadurch nicht zu beleidigen. „Eure Gnaden hatten mich einst lieb ... ich hab' Euch noch etwas zu sagen; aber ich weiß nicht, ob es Euch freuen oder betrüben wird ..."

„Betrübt es mich, so rede!" Etwas ermuthigt erhob sich Tiburzio, half seinem Herrn trotz dessen Sträubens gleichfalls vom Boden und sprach: „Herr, Ihr besinnt Euch vielleicht nicht mehr einer Donna, die Euch mehr liebte, als Euch jemand im Himmel und auf Erden lieben kann ..."

„Schweig! ſchweig! du willſt mich verſuchen. Nichts von irdiſcher Liebe! Nur eine Herrin erkenne ich an im Himmel und auf Erden, ſie, die mich gerettet hat, als ich mit dem Tode rang.“

„Das war Peregrina, lieber Herr!“ erwiederte Tiburzio dreiſt; „ſie geſtand mir's auf ihrem Todtenbette, denn ſie machte ſich bittre Vorwürfe darüber, weil ſie wähnte, ihr Anblick habe Euren Verſtand ....“ Er verſtummte betroffen, ſah ſeinem Herrn in's Auge und erſchrak vor deſſen Gluth.

„Hinweg! hinweg!“ ſchrie Loyola, „du willſt mich verſuchen, die Hölle ſpricht aus dir, du lügſt und läſterſt. Mich hat die heilige Jungfrau gerettet. Ihr Knecht bin ich und bleib' ich, allem Neid der Hölle zum Trotz!“

„Gott ſteh' mir bei! Das wird nicht gut!.... Herr, kennt Ihr mich nicht?“

„Ja, ich kenne dich und deinesgleichen. Es iſt nicht das erſte Mal, daß ich alſo verſucht werde von Stimmen, die mir den Namen zurufen, den du genannt haſt, doch blieb ich Sieger.“

„O Herr,“ ſprach Tiburzio weich, voll Ueberzeugung, daß der Wahn bald weichen werde, wenn er ihm ein Wort zuflüſtre, welches die Engel mit Ehrfurcht ausſprechen und hören, das Wort: Vater. „Herr,“ — er wußte ſelbſt nicht, von

woher ihm plötzlich diese Kühnheit kam, — „laßt die arme Señora ruhen! Sie schläft draußen auf dem Friedhof! Sie starb und liebte Euch noch! — Seither bin ich aus eines Edelmanns Waffendiener ein schlechter Bauer und Handlanger geworden, und verdiene im Schweiß meines Angesichts, um ein Kind zu ätzen. Ach, ich thu's mit mehr wahrhafter Freude, als ich je die Neigen Eurer Becher ausschlürfte. Aber das Bischen, das ich verdiene, will für drei Menschen nicht auslangen, für die arme Margarita, für Juan und mich. Ich kann nichts dafür. Ihr seid ein heiliger Mann, Ihr könntet in Pracht und Ueppigkeit leben und bettelt Euer Brod auf den Straßen; das ist freilich ein großes Verdienst, das Euch einst vergolten werden wird. Ihr bettelt den ganzen Tag, — o, so bettelt auch um ein Stück Brod für Euer Kind."

Loyola stieß ihn von sich, kreischend: „Du lügst, du lügst! Die Hölle hat dich gesandt, um mich dem Himmel abspenstig zu machen. Von hinnen, Versucher! Im Namen des Heilands! Fort!" — Er schlug das Kreuz und schwang mit Riesenkraft den Knotenstock im wirbelnden Kreise über seinem Haupt.

Tiburzio entfloh.

Loyola's Seele war aufgewühlt wie ein Meer von Orkanen. Die Ruhe, die er durch Thorheit, durch Bußübungen, Kasteiungen, Gebete mühsam errungen, bröckelte sich von dem Krater dieses Vulkanes los. Eine grenzenlose Bangigkeit jagte durch seine Adern; er war herausgerissen aus der Sphäre, in welcher er zu leben sich gewöhnt hatte. Die Kraft seines Willens war auf's Neue zersplittert, und überall, überall sah er das todte Weib, den Sohn! Versuchte er zu beten — er konnte nicht. Die frommen Vorstellungen hatten Risse, und durch diese Risse zwängte sich ein blasses Gesicht und forderte Rechenschaft; geißelte er sich, so hörte er mitten in den Hieben das Winseln eines Kindes. Und die Himmelskönigin, wenn er sie mit brünstigem Flehen angerufen, wenn er ihre Gestalt vor das Auge seiner Seele herabgezwungen, daß sie die gegenstandlosen Räume ausfüllte, wendete ihr Antlitz von ihm und wies ihm auf das Grab. Und immer wieder kam ihm ein Gedanke, den er, kaum daß dieser aufgetaucht, als Gotteslästerung verfluchte, vor dem ihm graute, er wollte ihn hinwegbeten; aber der Gedanke rang sein Gebet nieder, es war der furchtbare Gedanke: „Loyola, gib das Bußleben auf; denn du handelst sinnbethört, Loyola, du zehrst dich nutzlos auf, während du noch Kraft genug besitzest, thätig einzugrei-

sen in's große Menschenleben, flieh Loyola, flieh, diese Welterniedrigung ist nur ein Wahn und tödtet dich!"

„Ein Wahn! Ein Wahn! Nein, das konnte nicht sein! Einem Wahnsinn gar hätte er sich zum Sklaven hingegeben? Er schauderte. Oder ist dieser Gedanke selbst eines Wahnsinns Anfang? Wer sagt: dies hier ist Licht, dies hier ist Nacht? — Worin liegt das Wesen der Dinge, als in der Vorstellung von den Dingen. Was ist ein Ding anders, als das, als was du es denkst? Und also ist nur wesentlich, was gedacht wird. Und denkst du, daß du wahnsinnig warst, bist du jetzt klug? Denkst du, daß du klug warst, — bist du jetzt wahnsinnig? Wahnsinnig! Wahnsinnig! Ein Scheusal zu sein, nicht geliebt, nicht einmal gefürchtet, nicht einmal gehaßt, nur verachtet! Wahnsinnig! Das ist das Mörderische des Gedankens! Der Gedanke betrügt dich um die Hoffnung, um die That. Du sahst sie doch im Todeskampf rettend dir winken! Wen? Wen? Sie! Der Grund wankt, die Pfeiler bersten. Sie! sie! War's Wahnsinn? Wer bist du denn, daß die Himmelskönigin dich aufraffen, dich erheben möchte vor aller Welt, ihr zu dienen! — Und war's — pfui, das ist dein Dank? Wie ein Thier dienst du ihr, — statt wie ein Ritter. Ja, dieser Spott ist Spott,

dieſe Schande iſt Schande; alle dieſe Gedanken ſind Wahrheit, und dieſe Klugheit war Thorheit, dieſer Eifer Trägheit, dieſe Demuth Eitelkeit, dieſer Ernſt Lächerlichkeit — Erbärmlichkeit — dein ganzes Selbſt!“

„O könnt' ich beten!“

Aber er kann's nicht. Denn immer wieder ſieht er das blaſſe Weib, es iſt nicht mehr Madonna, es iſt Peregrina; aber der Heiligenſchimmer weicht von Peregrinens Scheitel nicht!

„O, Licht, Licht, barmherziger Gott, gib mir Licht, laß mich nicht untergehn!“

„Lebſt du nicht noch, Thor! und bettelſt bei einem andern als dir ſelbſt, daß du nicht untergehn mögeſt! Biſt du, ſo liegt's nur an dir, zu bleiben! Sei! Sei! Du ſelbſt haſt dich in der Hand. Du haſt dich in den Staub erniedrigt, — weßhalb? um einen Heiligenſchein zu hoffen? Wo iſt er? Der ſchlechteſte Wicht ſpottet dein, wenn du dich in deinen Lumpen auf der Straße zeigſt. Gehſt du nicht aufrecht? Sind die Knochen marklos? Iſt deine Hand nur erſchaffen, Almoſen zu erhaſchen? Nicht auch Zügel zu lenken?“

„Heilige Jungfrau, ſchütze, bewahre mich vor den Worten der Hölle! Mein Herz iſt entzweigeſpalten. Mit tauſend Fühlfäden ſtreben die Atome dorthin und dahin ſich anzuſpinnen an etwas, was

feſt ſteht, ich bin dein, dein! Ich will deiner würdig werden — durch Thaten! Rette, o rette mich nur vor den Gedanken!“

„Und ein Kind! Ich — Vater! Ruft es nicht? Streckt es nicht die Hände nach mir aus? Lächelte es mich nicht an, mich, den jedes Kind voll Furcht und Abſcheu flieht?“

Lachen und weinen wollt' er. — „Vater, und ich kenn' es nicht. Es will Brod, und ich bettle für andre! Dies Lallen iſt Fluch über mich! O, ich vergehe!“

„Nein, es iſt nicht mein Kind, ſeine Mutter wurde mir treulos; — iſt denn Tod kein Verrath? Und ich! O, das iſt zum Lachen, ich bin ein Heiliger und — hab' einen Baſtard. Kinderſpott bin ich. Nein, ich kenn' es nicht, die Hölle hat mir's untergeſchoben, ich möcht' es fogern lieben; — aber ſolche Lieb' iſt ſündig. Ich darf Niemand mehr lieben, ich bin gefeſſelt durch mein Gelübde. O, lebte dies Kind nicht! O, lebt' es nicht mehr! Ich möcht' es lieben; warum möcht' ich's lieben? Lebt' ich nicht ſo lang, und wußte doch nicht, daß ich's hatte! Fort mit ihm!“

Während Loyola, der in der Einsamkeit keine Ruhe mehr fand, durch Feld und Thal schweifte, und von Kirche zu Kirche, — bald von seiner alten Thatkraft schon hingerissen, bald wieder so trostlos, wie einst, weil er keinen Gegenstand fand, — bald an das todte Weib, bald an den lebenden Zeugen ihrer Liebe dachte, bald den Gedanken d'ran in wilden Fieberausbrüchen verfluchte, — jetzt wieder etwas Mildes und Heiliges in den Grund seiner Seele sich niedersenken fühlte, das die Feuerwogen bändigte, etwas, wie Liebe, während er die Menschen eher vermied, als suchte; denn er suchte mit seinem Schmerz und seinem Kampf allein zu sein; während ihm so die Tage einer Woche zu Jahren anschwollen, war Louis, welchen man als Rasenden so lange Zeit im Hospital fest verwahrt hatte, immer stiller geworden, daß die Wächter, welche ihm zugleich Speise und Trank durch das Gitter reichten, ihn mit jedem Morgen mitleidiger betrachteten und sich überzeugten, daß sein gräßliches Leiden durch die magnetisch einschläfernde Macht der Zeit völlig geheilt sei. Geheilt, zum Sterben vielleicht! Er war zum Gerippe zusammengeschwunden, er, dessen gewaltigen Gliederbau so mancher Wundenriß nur fester und trotziger gemacht hatte, dessen unbändiger Leidenschaft kein Hinderniß je furchtbar genug, kein Widerspruch

unüberwindlich gewesen war. Sein Leben war wie durch geheime Magie an Peregrina's Leben gefesselt, wie ihre Leiche im Grabe allmählig zu Staub und Asche wurde, so verfiel sein Leib von Tag zu Tag. Er regte sich oft Stundenlang nicht, sondern kauerte, den Kopf in eine Ecke seines entsetzlichen Gefängnisses gelehnt, mit glanzlosen Augen sehnsüchtig durch die Eisenstäbe der Thüre hinausblickend. Das einzige Wort, was er auf die Fragen der Wärter, was er etwa wünsche, erwiederte, war: „Sterben!" Die Wärter meinten, das könne er bald haben. — Es war ein Heimweh! So beschlossen denn die Wärter, da sie sich überzeugt hatten, daß er keine Kraft mehr besaß, in seine frühere Raserei zurückzufallen, ihm den Kerker aufzuschließen, damit er die wenigen Tage, die er noch zu leben hatte, doch unter Gottes freiem Himmel verleben könne. Als die starke Gitterthüre vor ihm geöffnet wurde, war er so hinfällig, daß ihn die Wärter aufheben und stützen mußten, und so stumpfsinnig, daß er anfänglich keinen Laut von sich gab, der seine Freude über die wiedergewonnene Freiheit verrathen hätte. Die Sonne beschien just die steinerne Schwelle, darauf setzte er sich, stützte den Kopf in die Hand und ließ sich den Scheitel von milder Gluth erwärmen. Die Wärter betrachteten ihn einige Zeit lang und entfernten

sich dann, fest überzeugt, daß dies der letzte Morgen sei, den der Kranke erlebe; sie gingen hin und bestellten ein Grab. —

Es brauchte lange bis Louis die wohlthätige Wirkung der Sonnenwärme fühlte, und als er sie endlich spürte, schauerte er zusammen, als breche jetzt erst der lang in ihm verschlossene Frost aus allen Poren. Je länger er aber saß, die erquickliche Wärme in sich sog, je klarer wurde sein Auge, je deutlicher wurde ihm die zerrissene Kette der Begebenheiten, deren letzter Ring ihn so lang an den Kerker gefesselt gehalten. Er seufzte aus tiefster Brust und sann. Die einzige Sehnsucht, durch deren Empfindung so lang die letzte Faser seines Lebens vibrirte, die Sehnsucht zu sterben, übermannte ihn immer mehr, wie ein krankes Kind, welches vor Ungeduld zusammenbebt, sein Gelüst nicht gleich befriedigen zu können. Allmählich drängte sich in diese Sehnsucht der wiedererwachte Gedanke an das Weib, das er geliebt; es lag ja dort, dort außen gebettet. Und er, so nah, doch noch so weit von ihr! Bei ihr sein! An ihrem Bette sitzen, wie sie einst in Pampeluna an seinem Bette gesessen hatte! Sünde und Schande hatten dies Elend, die Verzweiflung, der Tod von seiner Liebe jetzt ausgeschieden, die Liebe selbst, das rein göttliche davon,

war geblieben. Es war das Urfeuer, in deſſen Flammen die morſche Hülle ſtürzen wollte, dieſe Hülle, an welcher ſinnliche Gluth ſo lange gewüthet hatte.

Endlich war er im Stande ſich zu erheben, er wankte einige Schritte weiter, hielt ſich an den Wänden des Hoſpitals. „Sonne! Sonne! geb' dieſen ſchlaffen Gliedern noch einmal Spannkraft! Der Leib hält nur ſo lange, als du, wie eine Prophetin der Liebe, hoch über allen Häuptern ſchwebſt, deine Flammenküſſe in alle Herzen drückend. Du ſinkſt, und nach dir kommt die Nacht, und ihr Bruder, der Tod, zu herrſchen; — wie lang? Am nächſten Morgen ſteigt die einzige Königin wieder empor, weiſſagend durch unſterbliches Licht — der Liebe Unſterblichkeit.“

„Heim! Heim!“

Seine Kraft wuchs mit der Sehnſucht. Sehnſucht ſtützte ihn, wie das fromme Kind den alten Blinden ſtützt und leitet, der nur die Wärme der Sonne mehr fühlt, nicht ihr Licht, und immer noch hofft: eben der Strahl werde ihm, geſchickter und ſorglicher als jeder Arzt, das Fell vom Auge ablöſen.

Er kam auf dem Friedhofe an. Hier war ihm alles bekannt und lieb. Seine Schritte verdoppelten

ſich, er fühlte neue Jugend. Seine Blicke eilten wie leichte Schmetterlinge von Grab zu Grab, bis hin zu dem hölzernen Kreuze, welches dem liebenden Weibe die fromme Hand eines einfältigen, aber — treuen Dieners geſetzt hatte. Louis kannte das Kreuz nicht, aber das Grab. Hier fiel das Gewicht einer ganzen Vergangenheit von ihm ab. Hier lagen Schuld und Schwäche, Verrath und Spiel, Frevel auf Frevel eingeſcharrt. Die Liebe hatte die erſte Scholle darauf geworfen und dem begrabenen Leben nachgerufen: Die Erde ſei dir leicht!

Louis überhörte faſt den Anruf des Todtengräbers, der, eben beſchäftigt ein Grab auszuſchaufeln, ihn von der Seite beſchielte und dann vor ſich hinbrummte: „Wenn die Lebendigen doch nur meine armen Todten in Ruhe ließen. Sie liegen ſo weich da unten, und ohne zu träumen, und kommt ſo ein Geſell mit Waſſer in den Augen, und tropft das durch — Gott ſei dann meinen armen Schelmen gnädig! — Heda, was ſucht Ihr da?....“

Keine Antwort.

„Gebt acht, Freund, daß Ihr nicht in die Grube fallt, Ihr ſeid hart am Rand, und die Erde iſt locker, gibt ſie nach — das thut ſie gern — ſo tretet ihr meinen Gehülfen auf die Köpfe — den

Würmern, mein' ich. Es sind kitzliche Bursche, — verdammt kitzlich im Punkt der Ehre, wer sie tritt, an den hängen sie sich wie Ketzer."

Louis setzte sich auf das Grab und sah zur Sonne auf, als wollte er die Sekunden zählen, bis sie unterginge.

„Das ist ein harthöriger Strauchdieb," sprach der Todtengräber. „Heda! was wollt Ihr eigentlich hier? Ihr seht mir nicht aus, als ob Ihr je Hosen an den Beinen gehabt hättet. — Abscheuliche Zucht seit einiger Zeit hier auf meinem Gebiet Hört, Freund! laßt Euch rathen und geht von dem Platz weg, den Ihr eingenommen habt..."

„Nie!" sprach Louis, eine brennende Röthe lag auf seinem Gesichte.

„So? Weßhalb? wenn man fragen darf! — — Das sind Possen! — Seht: ich will Euch sagen, warum ich Euch meinen Rath gebe. Es kommt seit ein Paar Tagen ein Mann hieher, der just so eine Passion hat wie Ihr — Gott mach' Euch beide vernünftig! — — fromm mag er sein; aber er sieht aus wie ein Waldteufel. Kommt ihm nicht in den Wurf; denn er hat nun einmal seine Mucken auf den Fleck hier gesetzt, und er scheint mir gerade so sanft als nöthig, um Euch den Hirnschädel einzuschlagen."

Louis kümmerte sich nicht um ihn.

„Der da ist noch ein größerer Narr!“ brummte der Todtengräber, „was liegt daran?“ Er pfiff ein Lied und grub weiter. „Dem grab' ich kein's“ sprach er, als er fertig war, den Spaten über die Schulter nahm und davonging.

Indessen war es Abend geworden. Louis warf sich auf das Grab. „Ich kann nicht sterben! O, Gott, jeder Mörder darf sterben, nur ich nicht! — — alte Mährchen sagen: Die Erde von einem Grab hilft dem, der den Tod mit sich herumträgt! Das muß es sein! O, könnt' ich sterben! Und doch kann ich von dieser Erde nicht fort!“

Mittlerweile schritt Loyola, in seine Lumpen gehüllt, den Kopf zwischen die Schultern verborgen, als fürchte er, entdeckt zu werden, über den Plan.

Seit Tiburzio ihn: „Herr“ angerufen, war es in Manreza bekannt geworden, daß der räthselhafte fromme Bettler ein Edelmann sei, und dieser gewann jetzt für Alt und Jung Bedeutung, und wurde allen, welche ihn für einen Sinnverwirrten gehalten und als solchen verspottet hatten, ein Gegenstand ehrerbietiger, jedoch dabei zudringlicher Neugier. Tiburzio wich, des Gebotes seines Herrn eingedenk, allen Fragen über den Namen desselben aus, und steigerte dadurch die Neugier des müßigen Vol-

les, welches den Ritter jetzt auf allen Wegen und Stegen umlagerte, und aus seinen Zügen den Namen lesen wollte. Auf Loyola brachte die Zudringlichkeit des Volkes einen entschiedenen Eindruck hervor; sie ernüchterte ihn aus der Betäubung, in welcher ihn der geistliche Wahn immer noch herumzerren wollte, und zugleich wurde die Menge, welche sich jetzt alle Mühe gab, ihre grobe Neugier mit der Höflichkeit zu verkleiden, welche sie Loyola's bekannt gewordenem Stande zollte, ihm ein Gegenstand der tiefen Verachtung, fast des Hasses. Er floh in jene Höhle von Manreza, und lebte in derselben wie in einem verschanzten Castell. Tiburzio brachte ihm Speise und Trank. Sobald es dunkel wurde, schlich sich Loyola aus der Höhle und besuchte den Friedhof. Auf dem Grabe der Geliebten fand er — wenn auch anfänglich nicht Ruhe, — doch Bewußtsein; seine wirren Gedanken ordneten sich hier, aus den Gedanken erwuchsen Pläne. Seine Thatkraft machte hier das Schlachtfeld ausfindig, für welches er geboren war, — zwischen den Ruhestätten der Todten gediehen die Keime eines neuen Lebens.

Er stand vor dem Grabe. Da richtete Louis sich auf und streckte ihm die Hand entgegen, als wolle er ihm gebieten, die heilige Stelle nicht zu entweihen.

„Wer bist du, der du dies Grab behütest?“ ließ ihn Loyola an.

„Und wer bist du, der mich zur Rede stellt?“ rief Louis.

„Weiche von hinnen! Dies Grab ist mein!“

„Du sprichst wie ein Knabe! Geh, ich beschwöre dich! Sieh, Mensch, ich habe keinen Fleck mehr auf Erden, auf dem ich mein Haupt niederlegen kann, als diesen. Wer du auch seist, — gönn' ihn mir, sei barmherzig! Hier schläft ein Weib, das ich nie mein genannt habe, und das doch mich ganz besaß. Du weißt nicht, was man um eines Weibes willen thun kann! Mein Leben lag angekettet an das ihre und immer kürzer wurde die Kette, jetzt liegt nur noch ein Ring zwischen ihr und mir. Geh! Wer du auch sein magst, daß du mich so wild und gräßlich anstarrst, du kannst nicht so viel verbrochen, so viel gelitten haben, als ich! —“

„Sage mir zuerst, was ist Verbrechen? dann will ich dir sagen, was Leiden ist!“ erwiederte Loyola bitter lächelnd.

„Was Verbrechen ist?“ sprach Louis, „schau' mich an, du siehst! — Das größte Verbrechen des Menschen ist das Leben, die einzige Tugend ist der Tod.“

„So will ich dir sagen, das größte Leiden ist:

sich selbst verloren haben. Schau einen an, der wahnsinnig war und wähnte vernünftig zu sein, und der so wahnsinnig war, sich für wahnsinnig zu halten. Schau' einen an, der ein Mann geworden ist und noch nichts gethan hat, schau' mich an, und du weißt, was ein verlornes Leben ist, und du begreifst, was es heißt: „„Leben!““ ringen, beten, verzweifeln, beben, tollen, müßiggehen, sich für göttlich halten, sich als nichts fühlen, sich verachten, sich hassen, und doch immer wieder ringen, und doch wieder frisch sich anklammern an dies verschloßne Selbst, unermüdet d'ran pochen und es sprengen wollen, um endlich den Inhalt zu sehen, das ist Leben!“

„Du bist ein Engel oder ein Teufel!“

„Leider ein Mensch, und fange erst an, es zu begreifen, daß ich lebe!“

„Das seh' ich, du hast nichts ausgekostet. Du nippst an dem Becher. Der Schaum schmeckt süß, in der Neige ist das Gift, und doch macht die Neige allein genesen, — das Gift eben! Geh! Du betrügst dich selbst! Du schiltst das Leben und hoffst doch darauf! O, wie jammert mich deiner! Du hast noch mehr zu tragen, als deine Schultern aushalten! O, geh! Laß mich hier! Ich will ja nur hier sterben!“

„Hinweg! Weißt du, wer hier begraben liegt?“
„Sie, ſie! Mit dieſen Armen umklammere ich das Grab; ſie möcht' ich umklammern! Ich darf's, bei'm lebendigen Gott, ich hab' ein Anrecht auf ſie, ein feſteres, als der Engel, der ihre Seele aus der irdiſchen Hülle holte; ich hab' ſie erkauft, ich hab' ſie erſpielt, ich hab' ſie entführt, ich hab' ſie getödtet! Weiſe mir und wenn du ihr Vater oder ihr Bruder wär'ſt, — einen näheren Anſpruch!“

„Louis!“ ſchrie Loyola.

„So hieß ich! Bald heiß' ich: Erde. Geh, Störefried, ich beſchwöre dich zum letztenmal, laß mich ſterben!“

„Kennſt du mich?“

„Nein! Aber da du nicht freiwillig gehſt, ſo werd' ich dich anfallen, wie ein Räuber; — wehre dich um dein Leben! Ich wehre mich um meinen Tod!“

Er ſprang einen Schritt zurück und raffte aus dem Schutt, den der Todtengräber ausgeſchaufelt hatte, ein Paar Knochen auf. — „Hier, wähle!“ rief er, „das ſind die Schwerter! Kampfrichter iſt der Tod, und meine Dame hier unten vertheilt den Preis! Nimm, du zudringlicher, unbarmherziger Mann, laß uns fechten, wie zwei Narren mit ihren Kolben, — auf flache Hiebe!“

„Du bist wahnsinnig! — Wahnsinnig! Gerechter Gott! Wahnsinn! Wahnsinn ist gräßlich. Mir grauſ't vor deinem Anblick. Den Wahnsinn kenn' ich!"

„Auch ich! — Er iſt ein Verräther wie der Verſtand! Wehre dich, und laß mir das Schlachtfeld!" Und er drang mit ſeiner Waffe auf Loyola ein, dem ſich das Haar ſträubte und der ihm zurief: „Louis! Louis! kennſt du mich nicht mehr? Ich hab' ein Recht auf dies Grab, wie du; — ein beſſeres, ein heiligeres! Du ſagſt: du haſt ſie getödtet? — Mir gebar ſie ein Kind und ich verſtieß ſie!"

„Loyola! Teufel! Teufel!" ſchrie Louis. „Ja, wir haben abzurechnen! ficht, ficht! Ich will ſterben! — Nein! ficht' nicht, du darfſt nicht ſterben, du mußt leben bleiben. Stürbſt du, du raubteſt ſie mir aufs Neue. Aber tödten ſollſt du mich! Erbarme dich mein, tödte mich! Der Richter hat mich verdammt zu leben. — Sei chriſtlich! Tödte mich! Soll ich denn ewig leben müſſen? Soll ich's, nun denn, ſo will ich's, bei dir, Peregrina! Dein Grab wühl' ich auf, zu dir hinab! Dort ſchmieg' ich mich ſtill an deine Seite, will dich umfaſſen, umfangen halten, muß ich auch leben, leben, lieb' ich doch in meinem gräßlichen langen Lebenmüſſen, kann dich doch haben und mein wiſſen bis zum jüngſten Gericht!"

Er warf sich über das Grab, es mit seinem ganzen Leibe gegen jeden fremden Angriff zu decken, und wühlte mit den Nägeln im Rasen. Loyola riß ihn empor. „Hinweg, entweihe die heilige Erde nicht. Auch ich liebte sie!“

„Du, und lieben?“ stöhnte Louis röchelnd; „du kannst nicht lieben, hast es nie gekonnt, wirst's nie können! Das ist ein Fluch! Steh' mit deinem liebleeren Herzen ewig allein und verlassen in der Welt; sollst nie lieben können, das fluch' ich dir, zum Lohn, daß du mir diesen winzigen Fleck Erde nicht vergönnst.“

Loyola stand und wagte nicht zu athmen. Die Worte des Feindes hatten ihm die Binde von den Augen gerissen. Er blickte in sein Inneres und sah, daß Louis Recht hatte. Er schauderte und doch fühlte er sich in diesem Augenblicke frei, königlich, es war ihm, als mü[illegible] Hand nach tausend Sceptern ausstrecke[illegible] fühlte, daß er etwas sei. Er fühlte zum ersten Mal den Boden der Wirklichkeit festgestampft, wiederhallend unter seinem ehrnen Auftritt.

Der andere lag regungslos auf dem Grabe. Er hatte die Ruhe gefunden. Gott, der barmherzige, drückt dem Reuigen, der lange von bösen Träumen

gefoltert ward, endlich das Auge zu. Dieser Todte hatte viel gefehlt, hatte doch viel geliebt!

Loyola neigte sich zu Louis nieder und horchte. Er überzeugte sich von dessen Tode. Er erhob sein Haupt und athmete, wie befriedigt. „Schlaft wohl!“ sprach er mit leiser, aber fester Stimme. „Wir drei sind wett. Unter diesem Rasen liege, Gedächtniß! Ich war wahnsinnig! Hinweg Erinnerung daran, mit hinab zu den andern! Weib da unten, dir dank' ich meinen Wahnsinn, und ich konnte dich anbeten!? Doch ich danke dir, er ist mein Lehrmeister gewesen, und ich will ihn benützen. Jetzt seh' ich und weiß, was ich bin. Nein, ich kann nicht lieben, ich bin dafür nicht erschaffen, und ich bin froh, daß ich endlich den Fleck gefunden habe, wo ich unverwundbar bin. Ich will ihn mir merken. Liebe ist nichts als eine Blüthe, die nie zur Frucht wird. Ich will [illegible]ge Frucht vom Baume des Lebens, da mir di[illegible]üthe unerreichbar ist, und ich will mir die Frucht nicht schenken lassen, weder von Gott, noch von Menschen — erringen will ich sie!“

Er verließ den öden Friedhof, erreichte seine Höhle und verschloß sich darin. Den Rest der Nacht verbrachte er, durch dies letzte Ereigniß völlig genesen von seinem Wahnsinn, mit Brüten über hun-

derterlei alten Plänen; aber keiner wollte Stand halten, jeder zerran formlos vor seinem geistigen Auge.

Am andern Tage begrub man die Leiche, welche auf Peregrina's Grabe gefunden worden war, neben diesem in der frisch aufgeschäufelten Grube. Die Hospitalsverwalter hatten sie bestellt.

Obwohl Tiburzio sich, um Juan, Margarita und sich selbst zu erhalten, mit niedrigen Beschäftigungen abgab, und zwar so fleißig, daß man ihn für den Diener von ganz Manreza halten konnte, weil seine starken Arme fast in jedem Hause benutzt wurden, — so verlernte er dessenungeachtet seine geistigen Vollkommenheiten keineswegs, im Gegentheil: diese zeigten sich jetzt in einem viel helleren Lichte. Wenn er vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang im Schweiße seines Angesichtes rüstig geschafft, und in der Stunde der Dämmerung Margarita und seinen kleinen Juan besucht hatte, welchen er mit einer so närrischen und abgöttischen Liebe kos'te, als wäre dieser sein leibliches Kind — dann ging er, lange bevor er sich in sein Gemach zurückzog — welches, obwohl es nicht viel besser als eine Scheune war, doch durch seine aufgehangenen

Waffen mit einem gewissen Glanz und Adel prunkte, stets noch zu Loyola's Höhle und legte, weil es ihm höchst selten glückte, Eintritt oder Zwiesprach zu gewinnen, Auge und Ohr an die Lucken des Gebälkes, womit Loyola den Eingang verrammelt hielt, schob ihm Speise und Trank hinein und entfernte sich, um auf Feld und Flur noch seinen Spaziergang zu machen. Er fühlte sich sehr glücklich, wenn der Mond seinen Weg erhellte, und stolz auf die Gaben seines Geistes, wenn es ihm nach langen fruchtlosen Qualen gelang, seine Empfindungen in den Rythmus irgend eines Liedes zu zwängen, welches albern genug war, um für Jedermanns Kehle zu passen. Er verstand alle Floskeln, welche er je in alten und neuen Romanzen gehört hatte, für seine eigenen Gedichte anzuwenden, und es gereicht seiner Gutmüthigkeit zum Lobe, daß er dieselben für seine eigene Erfindung hielt und sich daran herzlich erfreute. Er schrieb diese Abdrücke seiner Empfindungen erst nieder, wenn er nach Hause kam, und sprach sie deßhalb, laut und vernehmlich auf seinem Wege so oft, bis es ihm unmöglich war, sie zu vergessen. Im Anfange weckten seine lauten Worte die Leute in den Straßen, welche ihn für mondsüchtig hielten; denn es fiel keinem bei, daß Tiburzio ein heimlicher Poet sei,

allmählich lernten jedoch die ehrlichen Nachtschläfer sich daran gewöhnen.

Eines Abends hatte er endlich seine Romanze, an welcher er seit vierzehn Nächten im Schweiße seines Angesichtes gearbeitet, fertig und wußte sie auswendig. Er war vor Freuden außer sich und dünkte sich, stolzen Hauptes einhergehend, nicht geringer als ein Baccalaureus in Salamanca. Die ganze Nacht that er kein Auge zu und am andern Tage bemerkten Alle, welche seine rüstigen Arme zu häuslichen Verrichtungen oder auf dem Felde bedurften, daß irgend was mit ihm vorgegangen sein mußte; denn er war zerstreut, hielt oft mitten im Holzspalten inne, oder ließ, wenn er bei'm Fegen der Hausflur eben im besten Zuge war, den Besen sinken und murmelte in sich hinein:

„„Sonne, die am Himmel scheinet,
Stern, der in den Nächten leuchtet,
Strom von Gold und Meer von Strahlen,
Wie der Mohr dort von Granada ....
Aufsteigt an dem Firmamente ....““

Halt, halt!

„„Wie der Mohr dort von Granada ....“

Nein, das kommt später. Verdammter Mohr, du kommst zu früh!

„„Strom von Meer und Gold von Strahlen.““

Ganz recht, ich bin wieder drinnen!

„„Nie so bittre Zähren rannen
Don Orland, dem Paladine.““

Verteufelter Roland! Die Reih' ist noch nicht an dir.“ — —

Und unmuthig fegte er weiter.

Ging er auf der Straße, so setzte er die Beine zierlich wie ein Tanzmeister, und seinen Mund hatte ein süßes Lächeln eingenommen, welches ebensowohl die Verklärung seines inneren Menschen verkündete, als es die Lächerlichkeit des äußeren vollendete.

Als er des Abends, seiner Gewohnheit gemäß, zu Margarita kam, rückte er weniger dreist als sonst an ihre Seite, sondern hielt sich etwas zimpferlich in einer kleinen Entfernung, verdrehte geheimnißvoll die Augen und erwiederte ihre meisten Fragen fast nur mit einem zierlichen Lächeln, oder mit einem: „Ach!“ oder: „Hm!“ und warf den Kopf auf eine galante Art zurück; kurz, er übertraf sich in Seltsamkeiten, und versicherte Margarita, welcher um seine gesunde Vernunft bange wurde, mit gespreizter aber höflicher Kürze: „Es würde sich zur rechten Zeit alles schon finden.“

Früher als gewöhnlich brach er auf, die Ungeduld trieb ihn seinen Herrn zu besuchen, der Kopf war ihm so voll von seiner Dichtergabe und von

seinem gelungenen Stück Arbeit von Worten, daß er um jeden Preis sie dem Manne vorsprechen wollte, den er seit langer Zeit als Orakel zu betrachten gewohnt war, bevor er es wagte, die Reime gehörigen Ortes anzubringen, welche er sauber geschrieben auf der Rückseite eines alten Romantitelblattes, zu Hause aufgehoben. Denn er hatte eine Ueberraschung vor.

Ohne zu bedenken, wie ungelegen er dem Ritter kommen könne, welcher in seiner Einsamkeit ganz andere Dinge ausbrütete, machte er sich auf den Weg und erreichte mit hastigen Schritten die Höhle. Er pochte zuerst bescheiden, trotz seiner Ungeduld, konnte sich aber nicht enthalten, obwohl Loyola ihm verdrießlich und streng erwiederte: „er solle ihn ungestört lassen" — dreister zu werden, indem er durch die Lucke den Kopf hineinstreckte und sprach: „Hört, lieber gnädiger Herr, hört die schönste neue Romanze zu Ehren der unvergleichlichsten Sonne der Schönheit, eine Romanze voll Musik und Erhabenheit! Meiner Treu, Sennor, ich hab' so viel Vertrauen auf Eueren Geschmack in gelehrten Dingen, daß ich die Romanze nicht eher anbringen möchte, als bis ich . . . ."

„Fort!" rief Loyola zornig heraus, verbesserte sich aber bald wieder mit folgenden Worten, welche

seinem geistlichen Wandel besser anstanden: „Um Christi willen, geh, und störe mich durch ein weltliches Gedicht nicht in meinen frommen Betrachtungen.“

„Weltlich, lieber Herr? Nein! Ihr seid im Irrthum, es ist ganz Sinn und Geist, und ich möchte fürwahr gar zu gerne zuerst Euer Urtheil darüber erhalten, denn Ihr seid ein Kenner!“

Loyola sprang empor und warf den gewaltigen Kiesel, mit dem er sich sonst die Disciplin des heiligen Hieronymus gegeben, ingrimmig wider die Pforte, vor welcher der Störenfried lauschte.

„Ei, Herr, das ist eine handgreifliche Kritik,“ rief Tiburzio erschrocken zurückspringend. „Gott bewahre uns in Gnaden vor solchen treffenden Urtheilen, Ihr hättet mir bei einem Haar den Schädel entzwei geworfen; — allein Ihr seid ein heiliger Mann und ich bin nur ein Weltkind, welches die Höflichkeit zur Devise erwählte, deßhalb nehmt es mir nicht übel, gnädiger Herr, daß ich Euch lästig war, und gebt mir Urlaub, meinen Weg weiter zu nehmen.“

Da auf diese zierlich gesetzte Rede keine Antwort aus der Höhle erfolgte, so nahm Tiburzio das Schweigen des Ritters für dessen Bewilligung und entfernte sich, nicht ohne Bitterkeit im Herzen,

daß die schönsten Reime, welche man zwischen Granada und Santander finden konnte, den Ritter gerade in seiner Disciplin gestört hatten.

Am andern Morgen putzte er sich, obwohl kein Festtag war, mit allen Resten seines früheren Glanzes heraus, und ging eine Stunde früher, bevor er sich an seine Tagewerke begab, zu Margarita, welche in einem Häuschen am Ende der Stadt bei armen Leuten wohnte, denen Tiburzio mit dem Lohn seiner Händearbeit die Miethe bezahlte. Er klopfte an die Pforte ihrer Kammer, und da er dieselbe nicht verschlossen fand, so trat er ein, erschrack aber vor Schaam noch mehr als Margarita, als er bemerkte, daß er sie gerade beim Ankleiden überraschte. Er setzte die Zehen an, um sich zurückzuziehen, vermochte es aber doch nicht, und blieb zwischen Thür und Angel, mit rothem Gesicht und klopfendem Herzen.

Margarita hatte in der Eile ein Tuch umgeworfen, und fragte ihn dann, was ihn so früh und in einem so festlichen Gewande hierher führe; sie hatte mit einem einzigen Blick das Feierliche seines ganzen Wesens weg, er war in der That herausgeputzt wie der feinste Zierbengel von Madrit.

„Schönste Dame!“ begann Tiburzio, der vor übergroßer Verlegenheit seine lang überlegte, wohl-

gefügte Rede gänzlich vergessen hatte, und nur deren Trümmer zum Vorschein brachte; — — „es ist heute ein Tag — wüßtet Ihr welch ein Tag!“ — — — „Dame Margarita,“ hub er auf's Neue an, eine tiefe Verbeugung anbringend, „vielleicht wißt Ihr besser, welch ein Tag Euch heute angebrochen ist, — —“ er sammelte sich jetzt etwas — „ein Tag, welchen

„Phobus, der galante Ritter,
Kranzt mit Rosen, Sehnsucht, Glanz,
Und vom allerbesten Kranz,
Den ihm, kaum geraubt Auroren,
Wanden freudeglüh'nde Horen,
Läßt er — — —“

Hier blieb er in seinen eigenen Versen steck[illegible]. Margarita sah ihn groß an, dadurch wuchs seine Verlegenheit noch mehr. Er räusperte sich, drückte ihre Hand an seine Lippen, und wußte sich endlich nicht mehr anders zu helfen, als daß er das alte gelbe Papier vom Busen hervorzog und es ihr mit einer zierlichen Wendung des Leibes überreichte, wozu er sprach: „Hier schönste Donna, les't es selbst! Und wenn Ihr davon gerührt werdet, so erinnert Euch, daß der Dichter dieser Reime ein Mann ist, der mehr Thränen dabei weinte, als je

ein Paladin. Aufrichtig gesprochen: ich habe sie zu Stande gebracht, Ihr dürft es glauben."

Margarita las das Stück Arbeit, lachte herzlich vor Wohlgefallen und sprach: „Ei, Tiburzio, man sieht's Euch nicht an; aber sagt: wer ist die Prinzessin, von welcher Ihr hier — es ist etwas undeutlich geschrieben, sagt: sie sei

„„Fürstin über die Gedanken
Eines hochberühmten Ritters,
Welcher dasteht ohne Wanken
Bei dem Blitzen des Gewitters,
Fürstin unter allen Schönen,
Was der Blumen Kon'gin — Rose,
Herrschend über meinen Tonen,
Meinem Schmerze und Gekose.""

„Sagt, wer ist das? Es muß gewiß eine Prinzessin sein, ich bitt' Euch, erzählt mir von ihr. Wenn den Reimen zu trauen ist — und ich hoffe nicht, daß Ihr ein Lügner seid — so ist es die mächtigste auf Erden."

Tiburzio lächelte sie an, eben so selbstgefällig wegen seiner Verse, als bescheiden und geheimnißvoll.

„Wen kann ich meinen, als Euch," versetzte er, „Euch Blume der Schönheit, Perle der Tugend,

Krone der Treue, Sonne der Frauen und Gebieterin meines Herzens!“

„Hilf, Himmel! seid Ihr krank, armer Tiburzio? Was für seltsame Possen sprecht Ihr? Ich bin weder Prinzessin noch sonst etwas, und wenn Ihr mich dergleichen nennt, so ist das die Unwahrheit, die Ihr nicht reden solltet, weder gereimter- noch ungereimterweise. Sagt nur, um's Himmels willen“ fuhr sie, fast besorgt um seinen klaren Verstand, fort, „was ist Euch denn so mit einemmale plötzlich in den Sinn gekommen?“

„Es ist heute ein besonderer Tag, Donna!“ erwiederte Tiburzio, „aber ich erdreiste mich bei Damen nicht, ihn bei seinem Namen zu nennen, weil dieß von Seiten eines Mannes wenig Höflichkeit verräth, Damen an etwas zu erinnern, woran sie — verzeiht! Ihr macht durch Jugend und Klugheit eine Ausnahme — nicht gerne erinnert sein wollen!“

„Ah, nun verstehe ich,“ rief Margarita lachend, nachdem sie während seiner weitschweifigen Worte sich besonnen, — „nun! sagt es nur frisch heraus, guter Tiburzio! Wäre ich auch älter als ich bin, ich könnte doch nie so thöricht sein, mich vor meinem Geburtstage zu fürchten. — Wie gut

seid Ihr! Gewiß! Ihr habt mir mit den närrischen Reimen eine Freude und Ehre machen wollen; — Gott weiß, wie hart es Euch vielleicht ankam, sie fertig zu bringen. Ihr meint es so ehrlich mit mir!"

„Bei meiner reinchristlichen Abkunft!" fiel ihr Tiburzio — in's Wort, indem er sie feurig und zärtlich anblickte, „das mein' ich auch, und deshalb bin ich ja da. Euer Geburtstag ist mein Festtag, und — — — kurz herausgesagt: Sehr, ich bin Euch so ergeben, als Ihr's kaum denken könnt. Ihr pflegt den Knaben, den ich wie ein leiblicher Vater lieb habe, als wenn Ihr seine leibliche Mutter wäret. Da liegt er und schläft, so gesund und rothbackig, daß es eine wahre Freude ist, wie Ihr ihn haltet. Das Kind ist gleichsam unser Kind — laßt auch uns selbst unser sein!"

„Wie fragte Margarita," überrascht, aber ohne Ziererei, „Ihr bringt mir da ein hübsches Angebinde. Ist das Euer Ernst, so wäre es der hübscheste Spaß, über den ich je im Leben mich freuen müßte. Ihr wißt, ich bin Wittib, mein seliger Mann . . . ."

„Gott tröste ihn; er starb in Barcellona, gesegnet sei der heilige Gnadenort des Montserrats, zu

dem Ihr Euch während seiner Krankheit verlobt hattet.“

„Ihr wißt, wie arm ich bin! Ihr wißt, in welchem Zustande Ihr mich fandet, guter Tiburzio!“

„Ich habe auch keine Schlösser in Indien; aber zwei Arme, schönste Margarita, und Gott hat seinen Segen immer in Vorrath für ehrliche Christen, die ihn brauchen können. Ach, was Reichthum, was Armuth! Ich möchte nur eins, daß Ihr mich lieb hättet. — — Verzeiht, daß ich die Gesetze der Höflichkeit nicht länger beobachten kann, ich muß es gerade heraus sagen, und ich wollte: Ihr ließet mich nicht lange fragen! Da seht das Kind an, just wacht es auf und streckt uns beiden seine Aermchen entgegen; jetzt hat es noch Vater und Mutter, — kämen wir auseinander, wen hätte es dann, wer von uns zweien gäb' es gutwillig dem andern. Warte Juan, bleiben wir zwei beisammen, so versprech' ich dir Bruder und Schwester, mit denen du spielen sollst.“

Das junge Weib nahm erröthend den Knaben aus dem Bette auf den Arm, und bot die freie Hand dem Freiwerber hin. „Wär' ich ein Ritter,“ rief Tiburzio, als er sie mit weniger Manierlichkeit und Steifheit, als er sonst im Stande gewesen wäre, geküßt; — wär' ich ein Ritter, ich

ritte durch alle Königreiche und Grafschaften, und forderte für Euch jeden auf Lanze und Schwert. — Margarita, ich habe dich! O, was ist mir's so leicht, so frei und doch so beklommen, so heimlich warm um's Herz. Ich möchte hinaus und mich auf einen Felsen stellen, und es Jedermann zurufen: „Seht her, ihr guten Leute, so sieht ein Bräutigam aus!" Gebenedeit sei die Stunde, in der ich nach Manreza kam, und Freude möge jeder auf Erden erleben, der in jener Stunde traurig war!"

Er erlaubte sich zum ersten Mal sie um eine Umarmung zu bitten, welches sie nicht abschlug. Kaum hatte sein Arm ihren Leib, sein Mund ihre Lippen berührt, so wurde ihm die Stube zu eng, er sprang zur Thür hinaus, und rannte den ersten, der ihm in den Weg kam, nieder. Seine Kunden wußten nicht, was sie aus ihm machen sollten; denn da es bereits spät am Tage war, so eilte er seine Arbeiten bei ihnen zu verrichten, und nahm sich nicht die Zeit, erst nach Hause zu gehen und den Festtagsanzug auszuziehen. Fragte ihn der eine oder der andere, der ihn in seinem verschossenen Sonntagsstaate rüstig schaffen sah, und dabei hellaut lachen hörte, was ihm widerfahren sei, so drückte er pfiffig das eine Auge zu und blinzelte mit dem andern, als wollte er sagen: „Gott, was die

Leute doch blind sind. Ich bin ein Glücklicher und sie sehen's mir nicht an!"

Aber seine Verse hatte er rein vergessen.

Der brave Pfarrer von Manreza trug kein Bedenken, den Wunsch der Brautleute, sobald als möglich, durch das Band der Ehe vereinigt zu werden, zu erfüllen. Die drei Wochen verstrichen schnell, und als sie herum waren, führte Tiburzio, der jeden Tag ein heimlich Erspartes von seinem Tagelohn zurückgelegt hatte, um die Hochzeit fröhlich auszurichten, angethan mit Pickelhaube, Stoßdegen und Schild, seine Dame Margarita durch die Straßen von Manreza stolz und langsamen Schrittes, und keck um sich blickend, als wolle er jeden herausfordernd fragen: ist Margarita nicht die Schönste? Beide hätten den kleinen Juan, der nun bald ein Jahr alt war, mit sich genommen, wäre es nur irgendwie angegangen; sie ließen das Kind ungern allein zu Hause. Als die Trauung vorüber war, eilten sie heim zu kommen; Margarita hatte zu Hause schon alles zum Hochzeitsschmause hergerichtet, an welchem blos der Pfarrer Theil nehmen sollte.

Als sie zur Kirchthüre herausschritten, begegne-

ten ſie etlichen Männern, welche, von einem alten Dominikanermönch begleitet, einen Mann auf einer Tragbahre trugen. Tiburzio blickte auf dieſe, und gewahrte auf derſelben — todenbleich, die Augen geſchloſſen — ſeinen Herrn. Dieſer Anblick erweckte ihm plötzlich die bitterſten Vorwürfe.

„Er iſt verhungert, gewiß, er iſt todt!“ rief er, ſeine Braut verlaſſend und auf die Bahre zueilend, — „und ich bin's, der ihn umkommen ließ! —“ Er hatte nämlich während ſeines Brautſtandes ſeine Beſuche bei Loyola verabſäumt, und in der That war das harte Urtheil, welches dieſer über Tiburzio's Reime ergehen ließ, nicht ſehr geeignet geweſen, ihn zu neuen Beſuchen zu ermuntern. „O Gott! da tragen ſie meinen armen Herrn. — Iſt er denn gewiß und wirklich todt? Lieber Himmel, das hat er jetzt von ſeinem frommen Leben! — Ich war ſein Rabe in der Wüſte und habe ihn verlaſſen. Ach, ich bin ein rechter Schelm und Judas; — er iſt todt!“

„Beruhigt Euch,“ ſprach der alte Mönch, welcher die Bahre begleitete. „Dieſer fromme Mann, an dem Ihr ſo lebhaften Antheil nehmt, iſt nicht todt; aber krank, und iſt auch nicht vor Hunger krank; denn er bettelte ſeither wie ſonſt, und empfing vor unſerer Pforte alltäglich die Suppe. Er iſt krank und ſchwach, in Folge der grauſamen Kaſteiun-

gen, welche ſein Leib nicht ertragen konnte. Geht, und beruhigt Euch. Unſer Kloſter wird ihn treu und ſorglich pflegen; es ſoll ihm an nichts mangeln, und mit Gottes Hülfe wird der eifrige Fromme auch bald wieder geneſen.“

„Ja, er iſt überaus heilig!“ erwiederte Tiburzio ſchluchzend; „ich bitt' Euch, ehrwürdiger Vater, nehmt Euch ſeiner ja recht an. Ach, die Heiligkeit richtet ihn wahrhaftig noch zu Grunde.... Gott vergebe mir meine Sünde; — aber er hält kein Maaß darin, und Maaß iſt in allen Dingen gut.“

Loyola wurde in das Kloſter gebracht. Tiburzio blickte ihm noch einige Zeitlang nach, dann bot er Margariten den Arm, und wandelte ſchweigend mit ihr nach Hauſe. Der kleine Juan war ſchon ungeduldig geworden und weinte. Als Tiburzio das Kind weinen ſah, konnte er auch ſeine Thränen nicht zurückhalten. „Dein armer Vater!“ ſprach er, „das hat er nun von ſeiner Heiligkeit! ach wär er doch hier bei uns, hielte dich auf dem Arm und äße mit uns!“

IV.

Loyola's Seelenzustand war bedauernswerth. Nicht Fasten und Bußübungen hatten seine körperliche Kraft verzehrt, ihn rieb der Zwiespalt in seiner Seele auf; denn der Wahn, welcher diese ausfüllte, war unwiderbringlich verschwunden, ohne daß etwas Wesentliches, ein bestimmt ausgeprägter Gegenstand, an dessen Stelle getreten wäre. Einen solchen zu finden, mühte er seine geistigen Kräfte nutzlos ab, und jede weiter verlebte Stunde brachte ihm neue Foltern durch das Erkenntniß, daß er — mit dem Thatendrang in der Brust — untergehen müsse. Zum Ritter war er verdorben — durch das Gebrechen seines Leibes, — der schale, leere Hofdienst widerte ihn an, — in Wissenschaften zu glänzen, hinderte ihn der Mangel der gewöhnlichsten Vorkenntnisse, welche einem Gelehrten von Fach unumgänglich nöthig waren; seine Erziehung war eine blos kriegerische gewesen; — vor dem alltäglichen Klosterleben hatte er, seit sein frommer Wahn zersplittert war, einen Abscheu; denn was sollte er, wenn er nicht den Wissenschaften obliegen konnte, in einem Kloster? Ruhe fand sein hochstrebender,

thatendurſtiger Geiſt nicht in der täglichen Wiederkehr der Gebete und der Tafelfreuden, zwiſchen welchen ihn ein unausfüllbarer Müßiggang angähnte. Dieſer Mißmuth füllte ſein Herz mit Bitterkeit gegen das Leben und gegen ſich ſelbſt; er dachte mehr als einmal daran, allen dieſen Qualen für immer ein Ende zu machen und ſehnte ſich oft in heißen Thränen, nach den ſelig — unglückſeligen Tagen zurück, als er noch in einem Wahne Befriedigung, Anhalt, Raum für ſein Streben gefunden hatte.

Die Mönche, welche ſich ſeiner, als eines Mannes, der im allgemeinen Rufe der Frömmigkeit ſtand, angenommen hatten, pflegten ihn mit großer Theilnahme. Sie räumten ihm eine eigene Zelle ein, und beſuchten ihn häufig; ſie brachten ihm geiſtliche Bücher, die von ihren Ordensheiligen geſchrieben waren oder über dieſe handelten, und brachten ihm das Beſte, was ſie in Küche und Keller hatten. Da jedoch einer und der andre von ihnen — neugierig, wie Mönche ſind — ſich in fallengelaſſenen Fragen um des Ritters frühere Verhältniſſe und die Gründe erkundigten, welche ihn zu dem ſtrengen Bußleben vermocht haben konnten, fing Loyola an, ſie mit mißtrauiſchen Blicken zu betrachten, und da ſie, je heftiger er ihre Erquickungen ablehnte, nur um ſo

eifriger und sorgfältiger ihn bedienten, so bildete sich in ihm der Argwohn aus: sie suchten ihn unter dem Vorwand der christlichen Liebe und Mildthätigkeit allmählig dahin zu bringen, daß er Verlangen bekomme, in ihren Orden aufgenommen zu werden. Dieser Argwohn bestärkte sich ihm, weil er wußte, daß seine adlige Abkunft bekannt geworden war, und weil er die Vermuthung darauf gründete: es sei den Mönchen weniger darum zu thun, seine Person, als sein Vermögen und den Einfluß seiner Familie für ihr Kloster zu gewinnen. Da er nun von dieser Meinung ganz eingenommen war, so beschloß er, sich gegen sie so lang zu verstellen, bis er triftige Beweise von ihren Plänen in den Händen habe, und fuhr fort, dasselbe ascetische Leben einzuhalten, welches er früher aus innerer Nothwendigkeit geführt hatte. Es gelang ihm vollkommen, die Mönche zu täuschen; aber ihn selbst quälte die Verstellung anfangs über die Maßen; denn unter diesem Maskenkleid der Heiligkeit wuchs von Stunde zu Stunde der Mißmuth über sich selbst, die Verzweiflung, den Lebenszweck je zu erreichen, welchen er erfullen sollte. Er enthielt sich sieben Tage lang gänzlich jeder Nahrung; die Mönche, welche gewohnt waren, an ihren Festtagen gerade das Leckerste zu genießen, wenn es nur kein Fleisch

war, bewunderten beſchämt ſeine Gottſeligkeit. Aber Loyola faſtete aus einem ganz anderen Grunde; er that's aus Frevel, aus Grimm, aus Trotz, aus Verzweiflung. „Nicht eher," hatte er ſich ſtill gelobt, „will ich Speiſe und Trank genießen, als bis der Himmel meinem Auge das Räthſel meiner Beſtimmung enthüllt, als bis ich weiß, wozu ich erſchaffen bin. Und zeigt er mir's nicht, ſo will ich lieber bald ſterben, als Jahre lang die Pein eines namenloſen, thatenloſen Daſeins in mir herumſchleppen. Maria, Maria, du, die ich ſo brünſtig verehrt, für die ich geſchwärmt in Wahnſinn, für die ich zum Ritter werden wollte an allen Völkern der Erde, — o, warum haſt du mich betrogen durch ein Phantom! Dich, die göttliche, wähnte ich zu umarmen, und es war nichts, als ein ſterbliches Weib, deren Gebeine jetzt modern! Warum, Grauſame, ließeſt du mich nicht in jenem langen Traume ſterben? Warum mußt' ich erwachen, um mich ſchlechter und nutzloſer zu fühlen, als das geringſte Thier, das, ſo kurz es auch lebt, in dieſer kurzen Friſt doch den Zweck ſeines Daſeins erfüllt! Du Gott, den ich in tauſend Andern lebendig ſchaffen und walten ſehe, der du jeden für etwas erſchufſt, etwas, einen geſchloſſenen Kreis, eine eigene Welt der Bewegung und der That für jeden, warum,

wenn du weise und gerecht bist — warum gabst du mir nur — die Kraft, und nicht die Klarheit und keinen Platz? Du mußt, du mußt ihn mir weisen, oder ich sprenge das eiserne Thor meines Kerkers, und stürze, lechzend nichts mehr zu sein, mich in's Chaos des Wesenlosen, und Tod — herbei-gezwungen, gemeistert — wird mir doch endlich zu einer That.“

Er verharrte in diesem Trotz, bis am siebenten Tage der Beichtvater des Klosters zu ihm kam, derselbe Alte, der ihn aus der Höhle hatte aufheben lassen. Er blickte den Entkräfteten streng an, daß dieser den Blick des Greises kaum aushalten konnte. „Was muß ich hören?“ sprach der alte Mönch, dessen Festigkeit in Haltung, Stimme und Charakter dem Matten imponirte, „du verschmähst hartnäckig Speise und Trank? Was ist der Grund dieses strengen Fastens? Antworte mir, mein Sohn, — ich habe die Pflicht, Leiber und Seelen zu bewachen, und ich habe ein Recht, dich zur Rede zu stellen.“

Loyola sammelte sich, erwiederte ihm aber zögernd; denn vor dem Auge des Greises konnten seine Verstellung, sein innerer Trotz sich nicht behaupten: „Ehrwürdiger Vater, ich hoffe Gott zu versöhnen und glaube ein ihm wohlgefälliges und verdienstliches Werk zu thun....“

„Wenn du dich tödtest?“ unterbrach ihn der Greis finster, — einen Frevel begehst du; das ist nicht Frömmigkeit mehr! Verhülle dein Antlitz nicht, mein Sohn! Ich komme nicht, um dich zu richten, — um dich zu trösten, wenn Menschentrost deinen heimlichen Kummer lindern kann, bin ich da. Vertraue mir!“

„Ehrwürdiger Vater!“ sprach Loyola trostlos, „Ihr seid nur ein Mensch, Ihr könnt mir nicht helfen!“

„Ist es eine Schuld, welche dich belastet? Ich bin Priester und habe die Macht, zu binden und zu lösen.“

Loyola verneinte stumm. Der Beichtvater blickte ihn lange forschend an, wie ein Arzt, welcher der Krankheit auf den Grund sehen will. Es entging ihm nicht, daß Loyola's Ermattung nicht Folge der Hinfälligkeit seines Leibes und Schwäche, sondern nur eine Abspannung nach allzugroßer Seelenaufregung war. „Ich weiß, mein Sohn, daß du ein Gelübde gethan hast,“ hub er wieder an. Loyola starrte ihn sprachlos an. „Das Gelübde der heiligen Jungfrau als heimathloser Ritter zu dienen; du hieltest deine Waffenwacht vor ihrem Gnadenbilde auf dem Montserrat. Weßhalb begrubst du dich also in der Höhle vor der Stadt? Dieß ein-

same Leben paßt für dich nicht, es tödtet dich. Nicht in einer Höhle als Einsiedler, nicht in einem Kloster zu leben, ist dir bestimmt! Dein Feld muß die weite Erde sein; Thaten sind auch Gebete, der allweise Gott wählt seine Werkzeuge und vertheilt die Geschäfte auf Erden.“

Loyola's Mißtrauen schmolz an diesen mit mil-der Freundlichkeit gesprochenen Worten des Grei-ses, dessen geistiges Uebergewicht er fühlte; er glaubte daraus zu entnehmen, daß er den Domini-kanern eine falsche Absicht unterlegt haben müsse, daß man ihn keineswegs zum Eintritt in den Orden bestimmen wolle. „Thaten,“ sprach er seufzend, „ehrwurdiger Vater, ihr weis't mich auf Thaten hin! Wo find' ich den Wirkungskreis, in welchem ich sie vollbringen kann?“

„So fühlst du Kraft und Lust in dir, welche zu vollbringen?“ lenkte der alte Mönch ein, „dann bist du noch nicht verloren.“

„Ob ich sie in mir fühle?“ sprach Loyola lei-denschaftlich, „das ist ja eben der Kern meines Siechthums, der Keim meiner Qual! Kraft genug fühl' ich in mir, mit Thaten den Erdball zu um-spannen; aber wo ist der Weg, den ich einschlagen soll? Ausgetreten von hunderttausenden liegt jeder Pfad vor mir, und finde ich nicht — wie Christoph

Schw. Landes-Bibl.

Colon einen Weg durch die Wasserwüste zu neuen Welten — einen noch ungebahnten im Reich der Geister, so muß ich vergehn. Ich schäme mich, in die Fußtapfen anderer gemächlich einzutreten; was Tausende erreichen, dünkt mich so gemein, so schal, so erbärmlich. Gott hat mich verlassen, sonst müßt' ich nicht so unmännlich hier auf dem Siechbette liegen und verzweifeln."

„Kleingläubiger!" erwiederte der alte Mönch mit finsterem Ernste, „bist du so stolz, zu wähnen, Gott müsse dich mit einer besondren Offenbarung begnaden, und so träg, demüthig, und allgewöhnlich, daß du meinen kannst, er werde es dir im Schlafe senden? Du pochst auf deine Kraft, und lässest sie doch unthätig verrosten. Die erste und wichtigste Offenbarung wurde dir, als du geboren wurdest, mit der Kraft in der Seele, und du bist werth zu verschimmeln, wenn du dieß mißkennst. Hast du dem großen Mechanismus der Menschheit in's Innere geblickt? Hast du die Gegenwart erforscht, jedes eingreifende Rad betrachtet, und die Stelle herausgefunden, wo die Zacken des Triebrades ausgebrochen oder abgestumpft sind? Bist du dem rastlosen Spirallaut der Feder gefolgt, den Fleck ersondernd, wo sie gehemmt wird, den, wo sie schlaffer wird; — kannst du Stunde und

Minute voraus berechnen, wann sie endlich stille stehen muß? Du bist ein unbeholfner Künstler; du erkennst das Gebrechen nur wie jeder Andre an deiner eigenen Unbequemlichkeit, weil sie die Stunden unrichtig zeigt, und statt das Werk zu verbessern, willst du es, wie der nächste beste Kärrner, zertrümmern, und wie der nächste beste Grobschmied, ein neues bauen, mit Brechstangen und Wagenketten statt des feinen Räderwerks, und eine Chimäre soll es treiben und bewegen, statt der alten Feder, eine Chimäre, wie jeder Knabe sie ausbrüten kann, dem die Welt noch für ein neues Spielzeug feil ist. — Armseliger Unzufriedner! Du sehnst dich nach Thaten wie nach reiner Bergesluft; aber du bist zu träg hinanzuklimmen und hoffst: der Felsgipfel werde zu dir herunterſteigen! Wer bist du denn? Ein Einzelner! Wähnst du, die träumerische Unbehaglichkeit eines Einzelnen reiche aus, um Geschicke der Völker zu bewegen, um ein Jahrhundert wie den Zeiger einer Uhr zu richten? Weißt du denn, woran die Menschheit krankt? Siehst du sie, die ungeheure, ewig bewegte, aus dem engen Guckloch deiner Höhle? Begreifst du ihre Sehnsucht, ihre Hoffnung, ihre Verzweiflung, den Grund ihrer Zerfallenheit?“

Die Worte des Mönchs fielen auf einen frucht-

baren Boden. Loyola ſog ſie begierig ein, wie die Erde, wenn ſie lange gedürſtet, des Himmels Thau und Regen. Er geſtand ſich beſchämt, daß er eine reiche herrliche Welt, welche dicht vor ſeinen Augen gelegen, nie beachtet, als hätte ein undurchdringlicher Schleier ſie ihm verhüllt, während er ſtets d'rüber hinaus in's Grenzenloſe geſtarrt hatte. Zum erſten Mal erſchien ihm die Menſchheit als was Ganzes und Selbſtſtändiges, als ein großer Organismus; zum erſten Mal ſonderten ſich vor ſeinen Blicken die wild durcheinanderwogenden Erſcheinungen der Gegenwart zu plaſtiſchen Maſſen; zum erſten Mal blickte er über die ſich kreuzenden kleinen Intereſſen des alltäglichen Lebens hinweg, auf die großen Fragen, welche die Völker erſchütterten. Er fühlte ſich klein unter jenen koloſſalen Maſſen, welche gegen einander rangen; das Bewußtſein ſeiner Schwäche und Ohnmacht, im Gegenſatz zu jenen, demüthigte ihn tief. „Und doch," rief er plötzlich freudig, „doch war es zu allen Zeiten nur der Einzelne, der die Maſſen in ihre Bahnen drängte, Völkern ihre Standpunkte in der Geſchichte anwies."

Der alte Mönch lächelte, errieth die Reihenfolge der Gedanken, welche Loyola's Worten vorangegangen waren. „Ja, wenn der Einzelne ein Cäſar iſt, der ſeine Zeit begreift! Aber die Zeit eines Cäſars

iſt nicht die unſrige, damals war die Idee nur auf einer Seite, die Materie auf der andern, und dieſe Idee, welche die Materie des ganzen Erdballs durchdrang, war Rom! In dem Kampfe, welcher jetzt die Völker vom Aufgang bis zum Niedergang wider einander treibt, iſt eine Idee auf jeder Seite; ja, es ſind die Ideen ſelbſt, welche ſich bekämpfen, nicht die Völker, nur deren ungeheure Rüſtungen; es ſind der Glaube und das Wiſſen, die gegeneinander zu Felde ziehen, zum Zweikampf, der das Geſchick der Welt entſcheiden ſoll. Die Macht, welche Gregor der Siebente für die Ewigkeit gegründet, die Macht, vor welcher Kaiſer und Könige im Staube lagen; die Macht der uraltheiligen Idee, die von Sankt Peter's Grabe aus den Erdball beherrſchte, hat einen Feind erhalten, den ein Einzelner nicht mehr zu Boden ſchleudern kann; er iſt nicht von heute, nicht von geſtern, er hat ſich an den Brüſten dreier Jahrhunderte ſtark geſogen. — —"

„Es iſt der Geiſt der Herrſchſucht, der jeden Einzelnen treibt, ſich frei ſelbſtherrlich zu behaupten," fiel ihm Loyola lebhaft in's Wort, „durch die allgemeine Herrenloſigkeit wird die Welt mit hunderttauſend kleinen Tyrannen bevölkert. Stellt Einen Mann über alle, der die Zügel nie nachläßt,

stellt Einen hin, vor dessen Blick alle mehr zittern, als vor einem Todesurtheil, und die Menschheit wird ruhig daliegen, wie ein gebändigter Löwe.“

„Aus welchen Grundstoffen baut Ihr einen solchen Einherrscher auf?“ erwiederte der Mönch lächelnd. „Du müßtest einen finden, der keiner Leidenschaft fähig ist, der keinen Gedanken erzeugt, als an Herrschaft, der Niemand liebt, der Niemand haßt,! der die ganze Menschheit darstellt, die er beherrscht. Kennst du einen Solchen?“

Loyola schlug die Augen nieder; aber in seinem Herzen hallte laut eine stolze Antwort.

„Du bleibst mir die Antwort schuldig, mein Sohn!“ fuhr der Mönch fort; „ich kenne den Schlüssel zu diesem Räthsel. Denke dir statt des physischen Körpers einen moralischen, denke dir statt einen einzelnen Menschen hunderte als einen Menschen, von allen diesen hundert Menschen jeden nur wie den Buchstaben eines einzigen Wortes, nur Bedeutung empfangend durch einander und durch dies Wort, dies Wort selbst — Gesetz; — das ist der Eine, der sich mit sichren unsichtbaren Waffen dem unsichtbaren Feinde — dem Zweifel entgegen stellen kann.“

In Loyola's Seele hatte diese Vorstellung feste Wurzel gefaßt. Sie durchkräftigte ihn wie starker

Wein, er ſprang von ſeinem Lager auf und ſchritt durch das Zimmer. „Ehrwürdiger Vater!“ ſprach er, vor dem Mönche auf ein Knie niederſinkend, „Ihr habt mich geheilt. Mir dämmert es nach langer tiefer Nacht.“

„Es freut mich,“ erwiederte der Dominikaner, „daß ich dich dem Leben wiedergab; denn Leben iſt des Menſchen heiligſte Pflicht. Möge jene Demuth und Selbſtverläugnung nie von dir weichen, welche du bisher und wahrlich zu deinem Heile geübt haſt. Denn bedenke, mein Sohn, daß du nur ein Buchſtabe biſt, der erſt durch das Wort Klang und Bedeutung empfängt. Die Gewalt des Zweifels, welche in jenem Norden, in Brittenland, Böhmen und Deutſchland emporgewachſen iſt, und jetzt ein Haupt und einen Namen hat, und die Stirne frech entblößt, muß durch ihre eigenen Waffen bekämpft werden, wie ſie die Waffen der Kirche nachahmte. Wiſſe denn: wie die Kirche des heiligen Petrus eine unſichtbare Gewalt iſt, ſo hat auch der Verſtand verſucht, einen ähnlichen unſichtbaren Bund zu gründen, der die ganze Erde umſpannen ſoll. Ich weiß, was Vielen verborgen iſt, und ich weiß, daß die Feinde des reinen Glaubens in jene uralte Gemeinde getreten ſind, deren Brüder allerorten zerſtreut ſind, in Frankreich und Deutſchland, in Ungarn und

Brittanien, selbst hier in Spanien; — du kennst sie nicht, aber sie kennen den Bruder unter tausenden heraus.“

Loyola horchte ihm athemlos, schweigend. Der alte Mönch fuhr, nicht ohne stolz und zuversichtlich zu lächeln, also fort: „Es wird sich zeigen, welches von diesen zwei unsichtbaren Kampfheeren siegreich das Schlachtfeld behauptet. Höre mich an, mein Sohn, — wie leuchten deine Augen! ich erkenne an dieser Gluth, daß der Herr dich zum Streiter auserwählt und bezeichnet hat. — Des Himmels Segen sei mit dir! — — — Macht gegen Macht! Unsichtbare gegen Unsichtbare! Auch die Treuen am Glauben stehen fest als völkerumringender Bund, an dem die eiserne Hand der Geschichte fruchtlos rüttelt. Unser Orden ist von dem Herrn begnadet worden, den ersten Ring in dieser unsichtbaren Kette zu bilden; wohin du deinen Fuß setzest, in Europa und Indien stehen die Treuen, ausgesäet, die Wächter der Kirche, die kein Auge erkennt, als das des Wissenden. Das heilige Glaubensgericht ist besetzt von Männern unseres Ordens, und Könige und Fürsten schätzen es sich zur Ehre, dessen Vasallen und Vollstrecker zu sein. Größer als ihre Gewalt ist die, welche kein Ohr erlauscht, furchtbarer als ihre Trabanten sind die, welche du deine

Freunde nennst. Der Gedanke deines Hauptes, — hast du ihn gedacht, gehört nicht mehr dir, sondern uns, — das Wort aus deinem Munde ist dein Vertheidiger und dein Ankläger, — dein eigner Blick ist unsre Wache; wärst du stärker als Simson, du kannst die Säulen nicht zerbrechen, welche unsern Tempel tragen; denn der Himmel ist seine Kuppel, und die Erde sein Allerheiligstes. Du blickst mich staunend an, daß ich dir, einem Fremden, dies alles sage? — Du bist uns längst kein Fremder, — wir fanden dich nicht erst in der Höhle, wo du um Thaten jammernd auf deinen Knieen lagst, du bist kein Bettler; nein, dein Name ist Loyola! Wir fanden dich am Hofe von Madrit, wo du ein Weib verführtest — — zucke nicht zusammen; deine Sünde ist begraben und vergeben; — wir fanden dich in deinen schwelgerischen Gelagen — — besinnst du dich des Rasenden noch, der hier zu Manreza im Hospital lag? — Wir standen dir nah auf den Zinnen von Pampeluna, als du frevelnd Gott herausforderteſt, und als der Schuß dein Bein und deine Eitelkeit zerschmetterte. Du bist in unsrer Gewalt, und wärst du's auch nicht, wir fürchteten doch deinen Verrath nicht. Denn dein ganzes Leben bis jetzt war nur eine träumerische Sehnsucht — nach Thaten. Nun denn! Ich habe dich wach

gerüttelt, Loyola! — und willst du Thaten, nun, ritterlicher Bettler, sei unser, du sollst sie finden!“

Hatte Loyola, dessen Ehrgeiz durch die ersteren Reden des Mönches entflammt wurde, mit immer regerer Theilnahme an den Worten gehangen, auf immer neue Gefilde hoffend, welche der rüstige und weltkundige Greis vor seinen Blicken hervorzaubern würde, so überlief's ihn jetzt allmählich mit Eiseskälte, als er aus der Furche, welche der Dominikaner gezogen, das blasse Meduſenhaupt der Inquisition emporwachsen sah. Der jedem Menschen angeborene Stolz der Klugheit war beleidigt, ein Mönch hatte ihn kirre gemacht, seine Gedanken aus dem innersten Heiligthum herausgelockt, ihn mitten in ein Labyrinth geschleppt, in welchem er nichts besseres vorstellte, als den Spion, als den Hund, der dem lauernden Ungeheuer die Opfer zuhetzte. Nichts als Werkzeug zu sein! Aber die Idee eines erdumfassenden Bundes, die einmal in ihm geweckt worden, konnte nicht mehr erlöschen, ja heller entzündete sie sich erst durch jede Thatsache, durch welche ihm der Greis die ungeheure Ausdehnung und Gewalt der mächtigen Verbrüderung andeutete, sogar durch jedes ihn demüthigende Wort. Er sah mit einemmale klar, und die Macht der geistigen Gesundheit, zu welcher er so plötzlich gelangt war,

durchdrang rasch wohlthätig seinen Leib. Hier war der Gegenstand, gegen den er sein Leben einsetzen konnte; aber auf andre Weise, als der Dominikaner andeutete; — Loyola war nicht der Mann zu dienen, sondern zu herrschen. Er begriff jedoch, wie gefährlich es sei, seine Gedanken vor solchen Augen nur durch einen Blick, nur durch einen Zug zu verrathen. Er wandte sich mit innerem Triumph: — den zu überlisten, der ihn überlistet hatte — zur Verstellung. Dieß war der Augenblick, in welchem der große Schauspieler seine Rolle begann.

Beide Hände des Dominikaners erfassend und an's Herz drückend, rief er freudevoll: „Ehrwürdiger Vater! Euch danke ich mein Leben, Eure Worte haben Heilkraft. Ich fühle, wozu ich bin, ich sehe einen Raum für mein Streben, ein Maaß, einen Gegenstand, eine Dauer, eine Bürgschaft, eine Weihe. — Ich bitt' um Euren Segen, ehrwürdiger Vater! — Der heiligen Jungfrau hab' ich mich verlobt, nie werd' ich ein irdisches Weib berühren; ich habe Niemand, dem ich angehöre. Ich glube, den Wirkungskreis auszufüllen, den Ihr mir geöffnet habt. Weiht mich ein — ich bitt' Euch flehentlich — in die Geheimnisse der erhabenen Verbrüderung, welche zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschheit den Sieg davon tragen wird

im Kampf der Elemente, aus denen ſich eine neue Zeit geſtalten ſoll. Ich bin leider in allem Wiſſen nicht beſſer bewandert, als der geringſte Knecht; aber eins hab' ich, was nicht jeder hat, mir erworben: Demuth und Selbſtverläugnung. — — —"

„Und du rühmſt dich deren?" unterbrach ihn der Mönch lächelnd, — „das iſt ſeltſame Demuth, wenn einer von ſeiner Demuth ſpricht. Das iſt ſeltſame Selbſtverläugnung, wenn du nicht auch das Bewußtſein derſelben verläugnen kannſt. Die ächte Demuth, mein Sohn, iſt wie die erſte Unſchuld, — wer ſie beſitzt, weiß es nicht! — Uebrigens, mein Sohn, iſt dein Begehren allzuhaſtig und allzu leidenſchaftlich, ganz der Abdruck deines Weſens. Du biſt wohl fähig, mondenlang über etwas zu brüten, dafür ſpringſt du aber wieder urplötzlich davon ab, und vergiſſeſt in wenigen Tagen, was dir viele Wochen lang das Liebſte, das Einzige auf Erden war. Ich weiß es, deine Frömmigkeit iſt wahr und lauter; aber laß uns erſt warten, bis ſie, die bis jetzt nur aus dem Herzen floß, auch aus deinem Geiſte als aus einem reinen Quelle ſtröme. Allzuraſcher Abſchluß kann weder dir noch uns gedeihlich ſein, dir nicht, weil dich ſpäte Reue befallen könnte, uns, weil wir nicht deinen halben, ſondern deinen ganzen Menſchen verlangen; wer mit der

Hälfte bei'm Handel zufrieden ist, muß den Abwurf nehmen. Reuete dich je dein Vorhaben, so könnten wir es für nöthig finden müssen dich zu vernichten; wir wollen, wie rechtschaffene Kaufleute, nicht gerne einen Posten in unser Buch eintragen, den wir wieder ausstreichen müßten. Du siehst, mein Sohn, hier soll ein klares Verständniß keine Ueberlistung sein; denn wir kämpfen für eine Idee, wir sind selbst eine Idee, jeder sterblich, alle zusammen unsterblich, unvertilgbar, so fest wie die Kirche, die wir stutzen — als Idee!"

„Und doch will ich diese stolzen Pfeiler zerbrechen!" trotzte der Geist in Loyola's Brust. — „Ich bin Euch in Allem ergeben, ehrwürdiger Vater!" sprach der Ritter demüthig zu dem Dominikaner, „was Ihr über mich verhängt erkenn' ich als mein Gesetz an; denn ich erkenne die unumgängliche Nothwendigkeit des Gehorsams! — Sprecht, was muß ich thun?"

„Des blinden Gehorsams?" entgegnete der Dominikaner bedeutungsvoll, — „hast du auch bedacht, was es sagen will? „„des blinden Gehorsam's"" wiederhole ich dir. Du bist Soldat gewesen, du magst es hieran erkennen. Du befiehlst deinem Musketenträger: dort ziele hin! Und wenn sein Bruder gegenüber stünde, er muß dir

gehorchen oder du lässest ihn hängen. Das ist ganz einfach. Dem Könige muß der Minister gehorchen, dem Minister der Beamte, dem Beamten der Bürger, dem Bürger der Bauer, dem Bauer der Knecht, dem Knechte der Pflugstier — und selbst der König ist nicht frei, er gehorcht Gott. Verrücke den Gehorsam von einer einzigen dieser Stufen, und das ganze Gebäude stürzt in sich zusammen.“

Loyola begriff die Nothwendigkeit dieses Satzes, dennoch schauderte er. Aber er verrieth seine Empfindungen durch keine Miene. Der Dominikaner fuhr mild und freundlich fort:

„Du mußt deinem Eifer für unsere Sache in einem Jahre oder in zweien Ausdauer beibringen und alles, was an deiner Neugier etwa weltlich ist, bezwingen lernen. Auch kennst du Menschen und Bücher noch zu wenig, du mußt dich in beiden umthun, wenn du hoffen willst, mehr Einsicht zu erlangen, als jeder Handlanger, der zu nichts, als zum — Schergen gut genug ist. Kein Zwang, keine Ueberredung soll dich während dieser Frist gewinnen, deine jetzige Absicht auszuführen, — vor Verrath bist du uns sicher, zur Ueberlistung sind wir zu stolz; wir *suchen* nicht, wir *wählen*. Wahrlich, hätte mich alten Mann dein Leid nicht so tief gedauert, stolzer Ritter, ich hätte diese

Schwelle nicht überschritten. Aber ich kenne dich und weiß, was von dir zu erwarten ist. Lebe indessen, wie du mußt und wie du kannst. Leb' wohl, Loyola, — wir finden uns wieder!"

Nach diesen Worten verließ er ihn, ohne Loyola's Antwort abzuwarten.

Da stand er nun der stolze Mann, ganz einsam zwischen den ungeheuren Gewalten, die sich zermalmend gegen ihn heranwälzten; keine Seele rings, welcher er vertrauend seine Gefühle hätte mittheilen konnen; — er hatte sich glücklich gepriesen, daß er nicht lieben konnte. Armer Mann!

Aber er hatte „einen," dem er jetzt ganz vertrauen durfte, der ihn nicht verrieth, — sich selbst! Er lernte den Werth dieses Freundes jetzt kennen, da er keinen andern besaß, er sah die Nothwendigkeit, diesem einen alles ungetheilt zuzuwenden, was der Mensch sonst an Aeltern, Geschwister, Weib, Kinder und Freunde verschwendet. Er lernt festhalten an der Gegenwart, wenn er die Zukunft erreichen wollte. Dieser Eine war gekränkt, gedehmüthigt, diesem Einen standen Tausende als Gebieter gegenüber, der geringste Knecht unter diesen Tausenden ein unbeschränkter Herrscher gegen ihn. Dieser Eine wollte es mit ihnen aufnehmen, die verachtete

Freiheit und Selbstständigkeit des Einzelmenschen rächen. Wohl dir, wenn du Stand hältst!

„Ich trotze euch, ihr stolzen Weltbeherrscher, dir, Tyrannei, du im Dunstkreis rings ausgebreitete, jeden Tropfen Luft durchdringende, den wir einathmen. Du hast den Funken in mir geweckt und angeblasen, der dich selber verzehren soll. Mündig ward ich in einem einzigen Augenblicke, und du selbst sollst meine Volljährigkeit, meine Mannheit verkündigen, du selbst Mörderin der Freiheit, sollst es laut einräumen müssen, daß noch Freiheit auf Erden ist. — — —

„Der Weg ist gefunden, es bedarf nur des festen Willens, ihn zu säubern — und ich hab' ihn. Nicht niederreißen kann ich, der Einzelne, dies stolze Gebäude, dessen Zinnen in den Himmel hineinragen; es wär die Thorheit eines Knaben, wollt' ich's . . . Wo fänd' ich einen zweiten, muthig wie mich, verschwiegen wie ich? Aberwitz wär's, einen zu suchen; ich weiß, ich steh' allein, und da ich jetzt ganz im einen Gedanken lebe, wär's Verbrechen, mich hinzuopfern durch solches Beginnen . . . . ."

„Aber einen andern Bau will ich dieser stolzen Zwingfeste gegenüber emporthürmen, — einen Bau, den die Nachbarin erst entdecken soll, wenn der

Maikranz der Vollendung fröhlich von der Kuppel herab winkt. Es kommt nur darauf an, Werkleute zu suchen, und ich finde sie. Was bedarf ich kunstverständiger Meister; ich denke: selbst und allein der Architekt zu sein. Der Handlanger baut fort und weiß nicht, ob er einen Tempel oder einen Kerker baut; dem Himmel sei Dank, daß sie's nicht wissen, daß die Mehrzahl dieser menschlichen Ameisen aus Handlangern besteht! Und steht der Bau fertig, vom Fundament bis zur Kuppel, bemannt mit gerüsteten Kämpfern; dann komm an, übermüthige Gewalt, die du mich verachtet und verhöhnt, dann sieh hinauf und schau den Meister oben, der deiner lacht und dich verachtet, wie du's mit ihm gethan. Ich kann mein ganzes Leben daran setzen, denn ich will's an etwas, und an etwas Ganzes setzen, ich steh' allein, ich habe Niemand zu lieben, Niemand zu betreuen. Ein Augenblick war, wo ich's mit Grimm empfand, — jetzt frohlocke ich, daß ich einsam bin. Du hast recht, eisgrauer Heuchler, übermüthiger Mönch; die Erde wimmelt von Verräthern, und die ärgsten sind die, die es nicht sein wollen, die uns lieben; Liebe ist blind und lallt wieder in ihrer Thorheit, was wir Nachts im Traume denken. Ich bin allein! Ich bin euer Lehrling, unsichtbare Tyrannen, Jahre mögen vergehen, ich bin gestählt zu

warten, ich habe nichts zu beeilen, — ihr ſollt den Meiſter in mir finden....“

„Niemand hätt' ich? — Juan! Juan! Unheilvolles Vermächtniß unheilvoller Liebe!.. Seine Nähe beunruhigt mich. — Sein Anblick verwirrt mich. — Ich darf, ich will ihn nicht ſehen! Unſre Wege ſcheiden ſich, — ich muß allein ſein ....“

„Wie? was weiter? Als ich — wahnſinnig war, wußt' ich's nicht, daß ſie ihn mir geboren hatte; — ich war glücklich. — Was brauch' ich ihn zu kennen! Ich muß ihn vergeſſen, ich darf mich an ihn nicht gewöhnen; — an nichts darf ich mich gewöhnen, nicht an eine Spinne, nicht an einen Fleck in der Mauer. Gewohnheit macht nur vor der Zeit alt und kindiſch. Fort! du biſt ausgeſtrichen! Das iſt Nothwehr! Wer außer mir iſt, ſteht neben mir auf dem ſchwankenden Brette: Ich muß drüber weg; — fort mit dem Andern!“

„Wer war der erſte, der aus den einzelnen Schrauben die Maſchine eines Staates zuſammenſetzte? War er mehr als ich? Konnte er mehr ſein, als ein Menſch? Bin ich weniger als Menſch? Was einer im Oſten erfand, muß einer im Weſten auch erfinden können! Ihr ſeid ſo ſicher auf eure Gewalt, daß ihr aus dem Schlußſteine derſelben Splitter heraus meißelt, und ſie mit lächerlicher Eitelkeit, in

Ringe gefaßt, an den Fingern tragt. Ihr wähnt, der Laie hält sie für gewöhnliche Kiesel! Ich habe das Stückchen Magnet erkannt. Die Pflicht ist das Mittel; ihr hieltet mich wohl für einen beschränkten Kopf, dem ein bischen weiter unten zwei tüchtige Arme wuchsen, tüchtig genug, um die Last zu tragen. Wohlan! ihr sollt mich so lange für einen solchen Blödkopf halten, bis dieser Blödkopf eure jahrhundertalte Klugheit zu Schanden gemacht. Die Pflicht ist das Mittel. — Gehorsam vom Pflugstier bis zum König empor.“ — „Schlaft sicher fort, übermüthige Tyrannen, ihr habt euren Talisman verloren, — schlaft fort, ich will euch nicht eher wecken, als bis ihr in Noth seid, ihn gebrauchen wollt und mit Entsetzen gewahrt, daß er für euch auf ewig dahin ist.....“

„Unwissend bin ich?! Ihr warft es mir vor. Ja, ich bin's, und schäme mich des Vorwurfs, weil ich dessen Wahrheit fühle. Doch seid getrost, ich kann nachholen, was ich als Knabe versäumte, ich will's ja, ich muß es; ich bin ja noch jung genug, erst heute fang' ich ja an, zu leben! Seid dessen gewiß: Ich will fleißig sein, nicht aus Liebe, aus Eigennutz! Wer ein Gesetzbuch schreiben will für zwei Welten, muß seine Hand üben, daß sie fest wird, leserlich für jede Nation, für Könige

und Bettler; das geheime Alphabet genugt einem Einzigen.“

Solche Gedanken bilderen sich in Loyola's erwachtem, hochstrebendem Geiste aus; Gedanken, welche nicht aufflackerten, um bald wieder zu verlöschen, sondern erstarrten, wie die Lava, wenn sie einmal des Berges schäumendem Becher entflossen, zur festen Rinde wird. Jene traurige Zeit seines Wahnes war für ihn, — obwohl er im Grund der Seele sich jetzt schämte, daß er diese Uebergangsepoche so gläubig durchschritten hatte, — heilsamer gewesen, als er es je hätte berechnen können. Er hatte in seiner freiwilligen Erniedrigung die öffentliche Meinung, Spott, Unbill jeder Art verachten, Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung unter allen Umständen behaupten gelernt. Und jetzt bedurfte er, wenn sein Plan nicht gleich zu Anfang scheitern sollte, dieser Eigenschaften, welche ihm durch die lange Gewohnheit zur zweiten Natur geworden waren. Auch kamen ihm jetzt der Ruf von seiner Frömmigkeit, der nun einmal fest begründet war, und die Abhärtung seines Leibes gegen die strengsten Bußen und Kasteiungen sehr wohl zu statten; er durfte sie — obwohl er sie jetzt nicht mehr aus innerem Drang fortsetzte, — nicht mehr verabsäumen, wenn er anders den ersteren nicht verlieren oder in Verges-

senheit gerathen lassen wollte. Er mußte die Rolle des religiösen Schwärmers weiter spielen, — durfte die Maske des Wahnsinns nicht fallen lassen, obwohl ihm vor diesem falschen Doppelgänger, den er klar wie ein Dritter übersah, eckelte. Jeder seiner Sinne mußte doppelt und dreifach scharf wachen; denn tausend Augen beobachteten ihn.

Sobald er sich etwas erholt, begann er das alte Leben, wie man es in Manreza von ihm gewohnt war. Er verrichtete die niedrigsten Dienste im Hospital, brachte die Nächte in seiner Höhle zu, von welcher aus er den Montserrat im Auge hatte, kasteite sich — hauptsächlich, wenn er wußte, daß er beobachtet werden konnte; aber auch sonst, um seinem Leib keine Wiederkehr irgend einer Empfindlichkeit zu gestatten, stellte sich verzückt, wie zuvor, um kein Haar breit weniger, um kein Haar breit mehr, damit weder der alte Dominikaner noch sonst Jemand die Verstellung argwohnte, und bettelte auf den Straßen um Brod und Almosen, — um, wie er vorgab, eine Pilgerschaft nach dem gelobten Lande unternehmen zu können.

Einige Monate später — er hatte nach und nach an Almosen eine hübsche kleine Summe zusammen-

gelegt — begegnete er seinem Diener Tiburzio, den er während jener Frist stets sorgfältig vermieden, und dem er auch die Zusprache in der Höhle nicht gestattet hatte. Tiburzio sah vortrefflich aus; das thätige, geregelte Leben schlug ihm wohl an, seine Dame, Margarita, war ihm eine brave, sorgliche Hausfrau, welche durch ihrer Hände Arbeit redlich das ihrige dazu beitrug, den kleinen Hausstand in Ehren aufrecht zu erhalten. Juan gedieh sichtlich unter ihrer Pflege, und lief schon ganz stattlich von einer Zimmerecke in die andere; kurz, der Segen Gottes war mit der kleinen Familie. Tiburzio hatte die derbe Kritik Loyola's über sein erstes und letztes Gedicht längst vergessen, und war, da er noch immer mit großer Treue und Ergebenheit an dem Ritter hing, herzlich erfreut, ihn endlich einmal wieder zu sehen; — aber ehe er, zufolge seiner lächerlichen Begriffe von Höflichkeit, noch die rechte Manier fand, den Ritter gebührend zu begrüßen, war ihm dieser zuvorgekommen, und neigte sich vor seinem Knecht tief zur Erde, zum großen Erstaunen und zu nicht geringer Erbauung einer alten Frau, welche eben den Kopf aus dem Fenster herausstreckte, und welche als die frömmste, wie nicht minder als die redseligste aller Klatschschwestern von Manreza bekannt war. Die gute alte Frau erman-

gelte nicht, so rasch sie vermochte, ihre Mantille umzunehmen, um — auf einigen Umwegen — zur Kirche in die Vesper zu gehen, als sie auf die Straße kam, neigte sie sich vor Loyola, und berührte andächtig einen Zipfel der Lumpen, welche dessen Körper bedeckten. Der Ritter schien über diese Verehrung der alten Frau im hohen Grade bestürzt und sprach demüthig zu ihr: „Tugendhafte Donna, erniedrigt Euch nicht so tief, Euch vor einem großen Sünder zu verneigen, welcher selbst der Gnade Gottes dringender bedarf als Ihr.“ Die alte Frau war von dieser Rede noch mehr erbaut, und eilte nach vollendeter Vesper, von einer ihrer frommen Freundinnen zur andern, ihnen das Heil zu verkünden, das ihr zu Theil geworden war. Noch bevor jeder brave Hausvater in Manreza seine Kerze auslöschte und zu Bette ging, war die rührende Scene bei Jung und Alt der Gegenstand eifrigen Lobes geworden.

„Ihr habt mich schon seit langer Zeit nicht mehr mit Eurem Besuche beehrt,“ sprach Loyola demüthig zu Tiburzio, welcher über diese höfliche Anrede außer sich war.

„Gnädiger Herr!“ erwiederte er, ... „ich habe Euch ...“ es fiel ihm noch obendrein das fatale Gedicht ein, ... „ich glaubte meine unterthänigen

Beſuche hätten Euch mißfallen ... deshalb erlaubte ich mir nicht ..."

„Ich bitte Euch," unterbrach ihn Loyola, — „ſprecht nicht mit ſolchen ehrerbietigen Worten zu mir, welche anzuhören mir ſchlecht ziemt; denn ich bin vor Gottes Auge geringer als der Geringſte auf Erden, und das Gewand, welches ich trage, ſpricht meinen einzigen Titel aus. Ich bin ein Bettler vor Gott und den Menſchen; die Menſchen ſchenken mir Speiſe und Almoſen, möge Gott, erweicht durch meine Thränen, durch mein Gebet und meine Buße, mir auch Vergebung meiner Sünde und Gnade verleihen, obwohl ich ſie nicht verdiene."

„Heiliger Gott! ſeid Ihr ... — von Sinnen?" wollte Tiburzio ſagen — er beſann ſich jedoch und ſprach zögernd: „Theurer Herr, ich bin ſo ſehr an das Du aus Eurem Munde gewöhnt, daß ich wahrhaftig mich mit einem andern Anruf gar nicht zurecht finden kann. Wenn daher auch dies Wort ſich mit Eurem Gelübde und Eurer Einſicht, — denn Ihr habt eine beſſere als ich einfältiger Menſch, — nicht verträgt, ſo bitt' ich Euch, Ihr möget Euch das Wort, welches Ihr gebrauchtet, lieber denken als es ausſprechen; Ihr erfüllet dadurch Euer Gelübde und thut mir nicht weh, was Ihr wahrhaftig thut, wenn Ihr mich: „Ihr" anſprecht."

„Gut," entgegnete Loyola, „ich will deinem Willen gehorchen, ich will mich zu bezwingen suchen. Wie geht es dir hier in Manreza? Wovon lebst du mit Gottes Gnade?"

„Außer von Gottes Gnade noch von meiner Hände Arbeit, Sennor; — ich bin verheirathet... Euer Kind ... verzeiht, ist Euch unwohl?..."

„Nein, mein Bruder im Herrn! Fahre fort, mir von dem Kinde meiner Sünde zu erzählen.... Heilige Jungfrau, vergieb mir, was ich je gefehlt, um der Wunde deines göttlichen Sohnes willen. — Die Heiligen des Himmels mögen es dir reichlich lohnen, daß du dich der armen Waise annimmst..."

„Ach, lieber Herr! Ihr solltet den hübschen Junker sehen..."

„Ihn sehn! — Nein! Nie! Nie!" rief Loyola heftig, kam aber schnell wieder in's Geleise und deutete die Worte, wodurch er sein Inneres unwillkührlich verrathen, also: „Der Heiland spricht: „„Du sollst verlassen alles, was dir lieb ist und mein Kreuz auf dich nehmen und mir nachfolgen."" Ich fürchte, der Anblick des Knaben würde mich in meinem geistlichen Leben zerstreuen und mich in der Befolgung meiner strengen Gelübde beirren. Nein, Tiburzio, nimm dich des armen Waisen an und

pflege ihn, — Gottes Segen wird dir nicht ausbleiben.“

„Ich habe ihn lieb, wie meinen eigenen Sohn,“ sprach Tiburzio herzlich und zutraulich, „wahrlich, in ihm lieb' ich Euch. Nie hat ein Vater sein Kind herzlicher geliebt.“

Diese einfachen Worte drangen in Loyola's Herz, doch er ließ die Empfindung seiner nicht Herr werden, und sprach zu Tiburzio: „Lebe wohl, mein theurer Bruder im Herrn! Lebe wohl für immer. Ich werde mich morgen auf den Weg nach Barcellona machen...“

„Um Gottes Willen, dort wüthet ja die Pest.“

„Nicht mehr! der Würgengel ist vorübergegangen.“

„Doch, wenn ich mich zur Frage erdreisten darf, was wollt Ihr in Barcellona? Ihr wollt doch nicht der Welt absagen und in ein Kloster gehen? Ach Gott! .. Herr, mir fällt mein Versprechen bei; ich gelobte Euch einst, mit Euch zu ziehn ... Hilf Himmel! ... Ich werde meineidig an Euch und an Gott, ... ich ginge gerne mit Euch, aber bedenkt, lieber Herr ... ich hab' ein Weib! Es war die Amme Eures Kindes!“

„Ich bin noch nicht würdig, in irgend einen heiligen Orden zu treten. Ich habe ein Gelübde gethan, nach dem heiligen Lande zu wallfahrten.

In Barcellona liegen Schiffe segelfertig. Das ist meine Absicht. Bete zu Gott, daß er mein Gebet erhören möge.“

„Nach dem heiligen Lande wollt Ihr? O, Herr, Herr! wißt Ihr nicht, daß dort die Heiden, Mammelucken und Menschenfresser hausen? Gott sei Euch gnädig! O, laßt Euch bereden, bleibt zurück.“

„Ich muß, mein Gelübde bindet mich. — Leb' wohl.“

„Noch nicht, lieber, guter Herr! O, vergönnt mir wenigstens Euch früher noch einmal zu sehen und zu sprechen, Euch den kleinen Juan zu bringen, damit Ihr ihn segnet; denn Ihr seid ein Heiliger.“

„Du demüthigst mich arg,“ erwiederte Loyola, „lästre nicht, indem du einen armen Sünder heilig nennst. —“ Er hatte bestimmt erwartet, daß Tiburzio, dessen Ergebenheit ihm wohl bekannt war, ihn um die letzte Gunst einer nochmaligen Zwiesprache angehen würde. Dessenungeachtet stellte er sich von dieser Bitte überrascht, verweigerte anfänglich deren Erfüllung, und gewährte sie endlich nur, weil er als ein schlechter Bettler kein Recht habe, dem Willen irgend eines Menschen zu widerstreben, — weil ein solches Widerstreben Hochmuth sei.

Wer war glücklicher als Tiburzio? Er lief sporn-

ſtreichs nach Hauſe, warf ſich in ſein beſtes Gewand, ließ ſich von Margarita, welche ihn an Sonn- und Feſttagen mit aller weiblichen Eitelkeit herausputzte, daß er die beſtgeſchniegelten Zierbengel von Manreza ausſtach, zierlich zurechtſtutzen; — denn er betrachtete dieſen Abend wie einen freudigen — freilich auch ſchmerzlichen Abſchnitt ſeines Lebens. Er ſaß, nachdem er gehörig im Staat war, die ganze Zeit über, bis nach dem Abendgeläute, ſteif, wie ein geſchnitztes Bild, um kein Fältchen ſeiner Halskrauſe zu verdrücken, welche ihm Margarita mit ſo großer Sorgfalt geordnet hatte, und ſann über die beſten und ſchicklichſten Redensarten nach, mit denen er ſich von ſeinem theueren Herrn beurlaube.

Loyola ſetzte einſtweilen ſeinen Bettelgang fort, und begab ſich, als er die letzte Spende empfangen, in's Hoſpital, um ſeine gewöhnlichen Dienſte daſelbſt zu verrichten. Als es Abend wurde, verließ er daſſelbe und ſchritt ſeiner Höhle zu. Dort warf er das geſammelte Almoſen in die Ecke zu dem andern, und ſprach: „Da liege! O, lächerliche, thörichte Welt! Und verwendete ich auch dieſe frommen Spenden zu meiner Pilgerfahrt, — was für Gewinn hättet ihr Alle, die ihr ſie mir gabt. — Gabt ihr ſie aus Milde und Liebe? Aus Barmherzigkeit? Nein! aus Eigenutz! Um euch ein Verdienſt zu erwerben!

Um euch durch das Verdienst in den Himmel hineinzuschleichen! Eigennutz! Eigennutz! O, wie verachtʼ ich euch, armselige Menschen, so tief; ihr, die ihr mich verachtet, ihr seid nichts besseres werth, als: so plump betrogen zu werden, wie ihr's werdet.“

Nach dem gelobten Lande zu reisen, trieb ihn ein wichtiger Beweggrund. Es war ihm daran gelegen, für längere Zeit aus der Nähe des Dominikaners zu kommen, und seine Persönlichkeit für einige Zeit vergessen zu machen. Denn er berechnete, daß die Seltsamkeit seines Lebens durch eine allzulange ununterbrochene Anschau des Volkes an Reiz verlieren müsse, und doch müßte er gerade durch dasselbe Interesse, welches die Menge jetzt an ihn fesselte, ihr auch dann zu imponiren, wenn der Augenblick der Entscheidung da sein würde. Er fühlte, seine unzulänglichen Mittel ermessend, daß er nochmals ganz unten anfangen müsse, um dann erst die Vorarbeiten seines Werkes mit Erfolg beginnen zu konnen. Das Vorhaben, welches er einst in den Tagen seines frommen Wahnes an die Wallfahrt nach Palästina geknüpft, die Osmanen dort zu bekehren, erschien ihm jetzt freilich nutzlos und abgeschmackt. Doch war diese zugleich insofern für ihn wichtig, als sie ihn mitten in's Menschenleben hineinwarf, und ihm Gelegenheit gab, die Kunst der

Verstellung in der Ferne zu üben, hauptsächlich endlich, weil sie eine Wallfahrt, und dem Rückkehrenden dadurch vor den Augen der Menge ein gewisser Charakter bleibend aufgeprägt war. Unmittelbar nach seiner Rückkehr aber wollte er sich mit strengstem Eifer der Erlernung von Wissenschaften, und hauptsächlich von theologischen, hingeben. Denn das Werk, welches er beginnen wollte, war ein geistliches, und er hatte nicht Lust, sich einst mitten in seinem stillen Schaffen vor gelehrteren Männern schämen zu müssen. Da er sich endlich einen bestimmten Plan und Riß seines Lebens aufgezeichnet hatte, da er endlich mit beiden Füßen auf dem festen Boden der Wirklichkeit stand, so hatte jeder Gedanke, der in ihm emporstieg, Gestalt und Fleisch und Blut.

Die Stunde, in welcher Tiburzio früher seinen Herrn in der Höhle zu besuchen gewohnt gewesen, nahte; der Diener wickelte den geliebten Juan in seinen groben Mantel und nahm ihn in den Arm. „Du armer Knabe!“ sprach er ihn an, „komm, ich will dir deinen Vater zeigen, merk' recht auf seine Züge, daß sie dir einst auf dem Todtenbette — fern sei es dir, bis in dein hundertstes Jahr! — wieder vor's Auge kommen. Sieh, Juan, es ist was Heiliges um einen Vater und um eine

Mutter. Jetzt begreifst du das freilich noch nicht, kannst ja jetzt noch nicht einmal „Vater" lallen; aber einst wirst du's begreifen, wenn du's gern an eines Vaters Brust selbst laut und stürmisch aussprechen möchtest. Ach, du siehst ihn jetzt und vielleicht nie wieder. Danke Gott, armer Juan, daß du noch so klein und unbehülflich bist, — wärst du größer und könntest mit, bei meinem Schwert, ich zöge mit deinem Vater; — du kennst meine Kampfbegierde noch nicht — eine ritterliche Eigenschaft, Juan, aber gefährlich! — Meine Tollkühnheit risse mich gewiß mitten in die krummen Säbel jener ungläubigen Schufte hinein."

Margarita gab ihrem Gatten vorsorglich die Blendlaterne mit, küßte ihn und den Knaben, und empfahl ihm den Kleinen vor der Nachtluft ja recht gut zu verwahren.

„Vah! das ist ein Junker," erwiederte ihr Tiburzio, „er hält Wind und Wetter aus, trotz dem eisernen Hahn in Arevalo. Margarita, gestattet meinen Lippen die Eurigen zu berühren."

„Du närrischer Mann!" Das hübsche Weib lachte über seine gespreitzte Stellung. — „Du kannst doch die Possen noch immer nicht lassen. — Gott segne deinen Ausgang. — Da!" Und sie bot ihm die frischen Lippen. — —

„Gott segne deinen Eintritt!“ begrüßte ihn Loyola, als er mit dem Knaben in die öde Klause kam.

„Du bringst mir den Anblick meiner Sünde!“ fuhr er, nachdem er das Kind lange betrachtet. „Ewiger Erbarmer, kannst du verzeihen? Ich verehre deine schlichte Tugend, Tiburzio, welche ich durch alle meine Buße nicht aufwiegen kann; ja du bist ein Gerechter vor dem Herrn; denn du übest ein christliches Werk....“

„Ei, lieber Herr!“ unterbrach ihn Tiburzio etwas vorlaut, „es kommt mir meiner Treu nicht hart an und ist kein großes Verdienst; denn ich liebe den kleinen Schelm — verzeiht, den gnädigen Junker wollt' ich sagen. Doch wenn Ihr dies für ein Verdienst anrechnet, ei, Herr, warum wollt Ihr selbst von dem Siebenschläfer da nichts wissen? — Schläft er doch, als hätt' er nichts besseres zu thun! — Heda, Juan, wach auf, sieh dir doch deinen Vater an!...“

„Still!“ gebot Loyola finster. — „Wir wollen ihm die süße Vergessenheit gönnen. Lege ihn dort auf die Matte und decke ihn zu. Tiburzio! du versteh'st nicht, was mich von diesem Kinde scheidet. — Was möchtest du sein, König oder Knecht?“

„Knecht, lieber Herr!“ erwiederte Tiburzio rasch, — „darin bin ich einmal gewohnt, und in

eine Königswürde müßt' ich mich erst hineinstudiren."

„Ja, so!" meinte Loyola, lächelnd, „so sind sie Alle!"

Er war stark und fest; aber unwillkührlich wendete sein Blick sich auf den Knaben. — Weßhalb sollte er das Myster vor eines Menschen Auge entschleiern? Gerade vor diesem? Er empfand den Stachel der Nothwendigkeit. Er war fertig mit sich.

„Tiburzio!" sprach er, „du weißt: unsre Wege scheiden sich. Vielleicht sehe ich dich und das Kind nie wieder. Vielleicht? Nein! Ich weiß es bestimmt: Nie!"

Tiburzio konnte die Thränen nicht zurückpressen. „Ich hab' Euch von Kindesbeinen an so treu gedient!" schluchzte er, „und soll Euch verlassen! Was habt Ihr nur von dem heiligen Lande? Gnadenorte gibt es ja in den Ländern der Christenheit genug, wo man fromm sein kann, ohne sich todtschlagen zu lassen. O, bleibt, bleibt!"

Loyola antwortete nichts, und führte ihn in einen Winkel der Höhle, wo Tiburzio, bei'm Scheine der Laterne, einen großen Haufen Geld, Loyola's seit Monaten sorglich aufbewahrte Almosenerndte, fand. „Ich habe für mein Kind gebettelt," sprach er, „was kann ich sonst?"

„Es lieben!“ versetzte Tiburzio, aus der Fülle seines Herzens.

Loyola schwieg lange. „Ich darf's nicht!“ hob er endlich an. „Ich habe mich dem Himmel ergeben. Hier muß ich mich von ihm lossagen, kraft des Gelübdes, welches ich geleistet! Gott wird mir Kraft verleihen, diesen Verlust zu tragen! Auf dich, Tiburzio, trag' ich mein Vaterrecht über. Du wurdest ihm Vater, heiße es auch fortan!“

„Gnädiger Herr?“ stammelte Tiburzio betroffen.

Loyola stürzte vor ihm auf die Kniee. „Sieh mich hier kniefällig vor dir,“ rief er bewegt. „Nimm diese Qual von mir! Laß' ihn nie wissen, wer ihn zeugte. Auch in Spanien darfst du nicht länger mit ihm bleiben. Würde es bekannt, daß er mein Sohn ist, — es gibt Leute, die es ihm entgelten ließen, was ich im sündhaften Taumel verbrach. Höre mein Flehn, wie das eines Sterbenden; wenn du mir wahrhaft treu bist, so erfülle es. Fort! fort aus Spanien. Denk' an deine Sterbestunde und erfülle mein Flehn! — Er darf die Sprache des Landes nicht reden lernen, wo er in Sünden erzeugt und geboren wurde. Mein Name ist ausgelöscht im Buche des spanischen Adels, und mein Kind soll ihn nicht wieder in Anregung bringen. Hier! sieh! Was ich zusammengebettelt habe für

meine Wallfahrt nach Valäſtina — nimm, nimm! Ich bedarf deſſen nicht, einen armen Pilger nimmt jedes Schiff für Gotteslohn auf. Es iſt dein! Verlaſſe Spanien mit ihm, noch morgen, — nein, laß einige Tage verrinnen! — — Schwöre, ſchwöre es mir, bei dem Gott, der dir und mir gnädig ſein möge. Schwöre es mir, oder ich kann nicht ruhig ſterben.“

Tiburzio hatte, ganz verwirrt darüber, daß ſein Herr vor ihm auf den Knieen lag, viele Mühe, ihn aufzurichten; in ſeiner Herzensangſt erklärte er ſich, um nur wieder zur Beſinnung zu kommen, zu allem bereit; er fürchtete, ſein Herr ſei von Sinnen gekommen. „Bei meiner armen Seele, ich ſchwöre Euch's,“ ſprach er beklommen, „erhebt Euch nur, bedenkt, wer Ihr ſeid!“

„Du haſt mir's beſchworen. Gott hört es, Gott ſtraft den Meineid. Verletzeſt du nur das geringſte Wort, was du mir beſchworen, ſo trifft dich Gottes Fluch — in dir und deinem Weibe, in deinen Kindern und Kindeskindern, ſo iſt kein Haar auf deinem Haupt geſegnet und vermaledeit der Schweiß deines Angeſichts.“

Loyola ſprach's mit feierlichem Ernſte, Tiburzio war tief erſchüttert und bewahrte die Worte im Grunde des Herzens.

„Es ist gut! Der Herr sei immerdar mit dir! — Lebe wohl!“ Loyola winkte ihm zu gehn. Tiburzio küßte seines Herrn beide Hände mit einer Ehrfurcht, welche an Andacht grenzte; — er wagte nicht ein Wort weiter zu reden und vermochte es auch vor tiefer Betrübniß nicht; denn es war ihm, als sehe er Loyola sterben. Er ging auf die Matte zu, nahm das Kind auf, weckte es und stammelte: „Da, sieh' ihn nochmal an, zum letzten Mal!“ Dann reichte er ihn dem Ritter schweigend. Loyola begriff die Bedeutung dieser Geberde und dieses Schweigens; er rang mit sich, wendete sich von dem Kinde und konnte das Vatergefühl, das laut in seiner Brust aufschrie, doch nicht ersticken. Er empfing das Kind, drückte es an sein Herz, küßte und segnete es. Dann winkte er dem Diener heftig, sich rasch mit dem Kinde zu entfernen.

Tiburzio gehorchte.

Erst als er das Kind nicht mehr sah, gewann Loyola wieder Hoffnung und rief dem treuen Diener mit erkünsteltem Gleichmuth nach, ja nicht zu vergessen, daß er das Allmosen morgen früh abhole.

Als Tiburzio mit dem Kinde ferne war, murmelte Loyola: „Verloren!“ und sank auf sein Lager, wie niedergedrückt von der Last eines Verbrechens.

„Nein! Nicht verloren,“ sprach er später. „Ich

habe ihn freiwillig geopfert. Mein Werk muß durch ein Menschenopfer eingeweiht sein! Ich bin einsam, wie Gott! Jetzt kann ich beginnen zu handeln.“

Am andern Morgen mit dem frühesten begab sich Loyola in das Dominikanerkloster. Klugheit gebot diese Maßregel; er durfte bei einem so entscheidenden Schritt den gewaltigen Mönch nicht außer Acht lassen, welcher bis jetzt und vielleicht noch lange dies Netz über seinem Haupte ausgespannt hielt. Ging er ohne Urlaub, so widerstrebte ein solches Benehmen nicht blos dem Anschein seiner Demuth und Frömmigkeit, sondern es belastete ihn sogar mit dem Vorwurf der Undankbarkeit gegen seine Schutzherrn und Pfleger, — einen Vorwurf, welcher die gute Meinung der Menge, die er erworben, schnell wieder vernichten konnte.

Er traf den Greis in der Kirche, gerade die erste Messe lesend. Eine kleine Gemeinde war versammelt, Loyola drängte sich vor bis an die Stufen des Altares, nnd kniete hin, ganz verloren in inniges Gebet. Als der Priester sich bei der Wandlung gegen das Volk wendete und die heilige Hostie erhob, und Alle andächtig das Haupt neigten und sich dreimal an die Brust schlugen, sank Loyola auf

sein Antlitz zu Boden und erhob sich bis zum Schlusse der Messe nicht mehr.

Das letzte Evangelium war gelesen, schon erhoben sich einzelne Fromme; aber Loyola befand sich noch immer in seiner vorigen Lage. Da traten einige, besorgt, es möchte ihm ein Unfall zugestoßen sein, zu ihm und erhoben ihn. Seine Blicke waren starr in die Höhe, auf die Stelle, wo der Priester die Hostie gehalten, gerichtet, und seinem Munde entfuhr der Ausruf: „O, Jesus, mein Heiland!“

Das Ereigniß machte Alle neugierig, das Nähere zu erfahren, man umringte den frommen Mann und bestürmte ihn mit Fragen, ob er, wie aus der Verklärung seiner Züge zu vermuthen war, etwa ein himmlisches Gesicht erschaut habe.

„Ich sah,“ antwortete Loyola, den Blick demüthig zu Boden senkend, „als der hochwürdige Vater die heilige Hostie erhob, in derselben leibhaft unsern göttlichen Erlöser, dieser hochwürdige Greis ist von Gott mit besonderer Heiligkeit begnadet worden. Gesegnet sei der Name unsers Herrn Jesu Christi!“

Die Neugierigen bekreuzten sich und riefen: „Mirakel!“ Loyola aber sah den alten Priester, der seine Worte gleichfalls gehört, aus der Sakristei ihm winken. Gehorsam wie ein Knecht entzog er

sich der Menge, welche ihn umstand und eilte in die Sakristei. Der Priester ließ die Thüre verschließen, setzte sich und sah ihn lange forschend an. Loyola hatte diesen Blick erwartet und ertrug ihn mit unverändert demüthiger Miene. Endlich schien sich der Dominikaner überzeugt zu haben, daß Loyola selbst der Getäuschte sei, daß die religiöse Schwärmerei ihn auf's Neue ergriffen habe, und in dieser Ueberzeugung konnte er sich den Nimbus, welchen Loyola's Auge an ihm gesehen habe, wohl gefallen lassen; aber das lag, — so sehr täuscht auch den kältesten Rechenmeister, selbst den Greis am Rande des Grabes die angeborne Eitelkeit! — außer seinem Gedankenkreise, daß nicht bloß er vor den Augen des Volkes jetzt den Nimbus eines gottbegnadeten Wesens trug, daß auch der Seher fortan als ein solches betrachtet wurde; denn, wessen Blicken das Wunder sich entschleierte, der mußte selbst geweiht sein!

„Hochwürdiger Vater!" begann Loyola, „ich kam hieher, um Euch für so viele Gnaden, die mir in diesem Hause zu Theil wurden, zu danken, und von Euch eine neue zu erflehen."

„Sprich!"

„Die Stunde ist herangekommen, in welcher ich mein Gelübde lösen muß. Ich habe mich verlobt,

nach dem heiligen Lande zu pilgern, und komme deßhalb zu Euch, damit Ihr es mir gestattet, meine Beichte höret und mir Euren Segen auf den Weg mitgebet.“

Der Dominikaner nahm ihm das Bekenntniß seiner Sünden ab und ertheilte ihm die Absolution. Dann erhob er sich und sprach ernst: „Richte dich auf, Loyola! — so nenn' ich dich zum letzten Male. Heiße hinfort nunmehr Inigo; denn du hast alles Irdische von dir gestreift, und bist ein Sohn der Kirche, deßhalb wirf auch ab dies verspottete Gewand, ich befehle es dir kraft der Gewalt, die mir verliehen ist; du sollst jede Lust deines störrischen Ich ablegen, selbst die Eitelkeit, verachtet zu sein. Still und einfach wandle, wo du auch sein mögest, deines Weges, nicht durch Kasteiungen suche das Verdienst, sondern in Thaten und Kenntnissen. Und bist du würdig geworden, ein Werkzeug des Staates der Kirche zu sein, dann kehre wieder und horche getreu auf alles, was dir aufgegeben wird.“

Er rief einen Laienbruder und flüsterte diesem einige Worte ins Ohr. Dann fuhr er fort: „Ich habe dich erkannt und aufrichtig erfunden. Bleibe so! Vergiß nie, daß du nichts bist, als Staub, den ein einziger Hauch verwehen kann, und keine Seele weiß, ob du je warst. Vergiß nie, daß du

nichts werden sollst, als ein Buchstabe, den erst das Wort beleben wird!“

Loyola küßte dem Greise den Saum des Scapuliers und flehte um seinen Segen.

Der Mönch ließ das erstere geschehen und sprach, bevor er ihm letzteren ertheilte: „Und nun, Inigo, folge dem Laienbruder, welcher dich draußen im Kreuzgang erwartet. Er bringt dir ein andres Kleid, das du anthun wirst. Werde wieder ein Mensch, nachdem du so lang wie ein Gegenstand des Abscheues herumgewandelt bist! — — Lebe wohl!“

Er legte ihm die Hand auf den Scheitel und segnete ihn. Dann winkte er ihm herrisch, sich zu entfernen. Loyola gehorchte und folgte dem Laienbruder, welcher ihn erwartete. Er ließ sich Haar, Bart und Nägel säubern, streifte die Bettlerlumpen ab und zog ein einfaches Kleid von weißem Wollenzeug an, welches für ihn bereit lag.

Dann verließ er das Kloster und machte sich auf den Weg nach Barcellona, um dort ein Schiff zu suchen, welches ihn nach Gaeta in Italien bringe. Von Gaeta wollte er dann nach Venedig reisen und das Pilgerschiff besteigen, welches regelmäßig die Fahrt nach Jerusalem machte.

Tiburzio konnte sich nicht enthalten, seiner Margarita, welche ihn und das Kind mit Ungeduld erwartete, aus seiner Unterredung mit dem Ritter das sogleich mitzutheilen, was sie wissen mußte; denn der Eid, welchen er in seiner Angst abgelegt, brannte ihn auf dem Gewissen, und sein Gewissen suchte an Zartheit seines Gleichen. Ein gegebenes Wort galt ihm für einen Eid, und ein Eid hatte für ihn etwas so Schauerliches, daß er nicht für alle Schätze eine Sylbe daran zu drehen und zu deuteln sich unterfangen hätte. Er hing fast noch fester am Aberglauben, als am Glauben, und die Hölle war ihm ein ewig offnes unterirdisches Reich, dessen Bewohner in jedem Augenblicke lauerten, die Seele eines schwachen Menschen zu erhaschen und mit sich hinabzuziehen. Als er seinem Weibe die Verpflichtung der Auswanderung nannte, welche er — freilich überrascht und fast gezwungen — eingegangen war, weinte sie.

„Was ist dir, Margarita?“ fragte er sie bestürzt. Sie warf sich heftig an sein Herz, umschlang ihn und rief schluchzend: Fort aus Spanien sollen wir? — Nein, es war dein Ernst nicht? Du kannst diesem grausamen Befehle nicht gehorchen, du wirst dein Weib und den Knaben nicht in's Elend stürzen wollen . . .“

„Margarita!“ erwiederte Tiburzio, „was denkt Ihr von mir? Bin ich der Mann, mein Wort, meinen Eid zu brechen? — Beruhige dich, gutes Herz! ach, sei nur vernünftig. Derselbe Gott, der uns hier Speise und Obdach schenkt, wird uns auch dort nicht verhungern lassen . . .“

„Ich werde dies Deutschland nie sehen!“ versetzte Margarita bestimmt.

„Was sagst du? — Doch, doch! Du wirst es sehn! — Ei, sieh, wer bin denn ich, daß du mir zum ersten Mal so etwas in's Angesicht redest? Soll ich, um deines Eigensinns willen aufhören ein ehrlicher Mann zu sein? — — Ach, Gott, weine nur nicht so, ich habe Muth gegen Feinde, — du weißt's — das ist bekannt — Thränen zu sehn halt' ich nicht aus. Vortreffliche, kluge Margarita! — Sei nicht böse! Ist es denn meine Schuld? Ich schwor es ja wahrhaftig nicht mit leichtem Herzen, ich hätte mir lieber die Zunge verbrannt — —“

„Nun wo war denn dein Muth?“ schmollte Margarita.

Tiburzio biß sich verlegen in die Lippen, suchte jedoch dem Gespräch durch eine verkünstelte Barschheit eine andere Richtung zu geben „Geschworen bleibt geschworen!“ sprach er, „geschehene Dinge ändern wollen, ist ein Geschäft für Thoren. Soll

ich nicht blos vor den Menschen zum Schufte, sondern auch von Gott verworfen werden? Du bist das beste Weib in ganz Catalonien, wenn irgend eine alte Christin in den Himmel kommt, bist du's; — wie? willst du d'roben allein sein? Soll dein Mann, während du in der ewigen Seligkeit jubilirst, um seines Meineids willen in des Teufels Küche den Bratspieß drehen? Margarita, das willst du nicht; denn du bist eine gute Christin und liebst deinen Mann!"

„Nun, so geschehe nach Gottes Rath!" erwiederte Margarita mit Ergebung — „ich will mit dir ziehen, wohin du mußt. Ich soll dir ja treu und unterwürfig sein bis in den Tod, und ich glaub': ich sterbe dort!"

„Spanien ist ja nicht die Welt," so versuchte Tiburzio, welcher durch seines Weibes Anblick weichmüthig wurde, sie zu trösten; — aber es gelang ihm schlecht und die gewöhnlichen Gemeinplätze reichten nicht aus. Er wurde immer einsilbiger und verstummte bald ganz. Die beiden Eheleute konnten den Schlaf nicht finden. Am frühen Morgen eilte Tiburzio in die Höhle und brachte das Almosen heim. Als Margarita die runde Summe sah und von ihrem Manne hörte, daß der Ritter sie für

sein Kind zusammengebettelt, verringerte sich der Unmuth, den sie stets gegen Letzteren hegte.

„Ich habe dem armen Manne wohl Unrecht gethan," meinte sie sinnend, „ach, er dauert mich, er muß wohl recht fromm und recht unglücklich sein, daß er sein Kind verlassen kann! Und hat für es gebettelt! Daraus seh' ich doch, daß er es liebt." Tiburzio schüttete das Geld vor Juan aus, und der Kleine spielte fröhlich mit den Gottespfennigen. Tiburzio sah ihn wehmüthig an. „Das ist dein ganzes väterliches Erbtheil. Aber dein Vater ist ein Heiliger und betet für dich." Schweigend reichte er seiner Margarita die Hand und ging dann an sein Tagewerk.

So verstrichen einige Tage und die Angelegenheit, welche den ersten Zwiespalt zwischen den beiden Gatten hervorgebracht hatte, wurde von keiner Seite erwähnt; ja, Tiburzio schien es mit einer gewissen Beklemmung zu vermeiden, daß die Rede darauf käme. Aber von Tag zu Tag wurde er ernster und nachdenklicher, er verfiel zusehends an Kräften und Lebensmuth. Margariten's wachsamem Auge entging diese Veränderung nicht; sie fürchtete anfangs, er sei krank, denn es schmeckte ihm weder Speise noch Trank und der Schlaf floh ihn. Endlich rieth sie auf den wahren Grund, und machte sich nun selbst

Vorwürfe. Es waren die Qualen des Gewissens, welche ihm keine Ruh ließen; aber er war zu gutherzig, als daß er über die Sache, von der er wußte, daß sie Margarita's Wünschen zuwider sei, nur ein Wort verloren hätte, das sie kränken mochte. Sie versuchte es, sich selbst über die unerklärbare Bangigkeit auszulachen, die sie überkam, so oft sie an diese Auswanderung dachte; doch mitten im Lachen ward ihr wieder beklommen, als wäre ihr die Brust zu eng. Aber die Liebe zu ihrem Manne half ihr Alles überwinden, Herzensbangigkeit und körperliches Weh; sie stellte sich heiter bis zur Ausgelassenheit, und um so heiterer, je trüber und ernster Tiburzio wurde.

Eine Woche verstrich; da faßte sie ihn eines Abends, als er matt von den Lasten des Tages nach Hause geschlichen kam, sanft an der Hand und sprach zu ihm: „Lieber Mann, du hast seit lange was auf dem Herzen, was dich drückt. Was ist es? Sag mir's doch!"

„O, nichts, nichts."

„Du bist krank."

„Nein, gewiß nicht, liebes Weib."

Beide schwiegen, dann begann sie lächelnd wieder: „Nun, so laß mich dir etwas vertrauen; ich habe in der That etwas auf dem Herzen, es ist

eine Bitte; aber verſprichſt du mir auch, ſie zu erfullen.“

„O, was es iſt, — das weißt du ja! Kann ich dir denn irgend etwas abſchlagen?“

„Willſt du mich nicht auslachen, lieber Mann? Es iſt mir ſeit einiger Zeit ſo ſeltſam zu Muth . . .“

„O, nichts davon, Margarita! Ich bitte dich herzlich.“

„Was meinſt du denn? O, ich denk' mir's jetzt! Seht mir doch den närriſchen Mann! Nein, im Ernſt, Tiburzio, es wird mir hier in Manreza recht unheimlich, ſo eng um die Bruſt . . . Wenn ich hinaufſehe und die Vöglein fliegen ſo friſch in alle Welt . . .“

„Wie? was ſagſt du?“ unterbrach ſie Tiburzio, freudig aufſpringend; er mäßigte jedoch ſeine Freude bald und fügte, wieder matt und trüb vor ſich hinblickend, hinzu: „Ach ja, du biſt hier nicht geboren. Du möchteſt wohl nach Barcellona ziehen. Nicht wahr, Margarita?“

„Nach Barcellona? Weßhalb nach Barcellona? Weil ich dort geboren bin! Nein, gewiß nicht dahin. Ich möchte in die weite Welt hinaus, nur fort von hier, in andre Länder.“

„Du?“ Tiburzio wähnte zu träumen. „Margarita?“ Sie fuhr ihm ſchmeichelnd mit der Hand

über die Wangen und fuhr fort: „Ich sagte dir's schon: Du würdest mich auslachen. So sind wir Frauen nun einmal!... Erinnerst du dich noch der Nacht, in der ich dich durch meinen Widerspruch betrübte, lieber Mann? Vergib mir, daß ich so launenhaft bin. Was mir damals — weiß selbst nicht warum — mißfiel, um eben das bitt' ich dich heute. Nun geh' ich die langen Tage mit keinem andern Wunsch herum, als mit dem: fort zu sein von hier und andre Länder, andre Menschen zu sehen. Ich kann nichts dafür, aber es ist recht abscheulich von mir, daß ich dich quäle; Alles verdank' ich ja nur dir!" Und dabei sah ihn das arme Weib mit so herzlicher ungeheuchelter Liebe an, daß er an der Wahrheit ihres Wunsches nicht zweifeln konnte. Freudetrunken sprang er auf, umhalste und küßte sie und rief, als wäre ein Fluch von ihm weggenommen: „O, du liebes Weib! Was hast du mir da gesagt! Ich möchte so laut jauchzen, daß es mein armer Herr bis über's Meer hört und wieder einmal lächeln könnte. So wär' ich kein Lügner, kein Betrüger, so könnt' ich mein ehrliches castilianisches Gesicht dem Beelzebub keck weisen und allen Teufeln eine Nase drehen! Gelobt sei der Heilige im Himmel, zu wem" hast du in der letzten Zeit am eifrigsten gebetet? — — gleichviel wer es ist,

es ist ein honetter Heiliger, der dir diesen Gedanken eingab, und er soll seine Wachskerze haben, so wahr ich ein alter Christ bin, eine Wachskerze, an der er Freude erleben kann. Hätte mir der König, unser allergnädigster Herr, eine Goldinsel dahinten geschenkt, ich könnte nicht vergnügter sein, als jetzt durch dich! Ja, du bist ein kluges Weib, und deine Launen sind keine Launen, sondern Weisheit, die man mit goldenen Lettern aufschreiben sollte, wie die Mohren ihre Gebete. Gelobt sei Gott, ich kann meinen Eid halten und der schurkische Teufel ist geprellt."

„So war also diese Sorge der Grund deines bisherigen Leides?" fragte Margarita, mit Mühe ihre Heiterkeit behauptend.

„Freilich, was soll ich dir's jetzt verhehlen?" erwiederte Tiburzio; „aber ich hätte bei meiner armen Seele lieber die Strafe der Hölle hingenommen, als dich mit einem Wort aus meinem Munde weiter betrübt!"

„Nun, so laß uns auch keine Zeit mehr versäumen," drängte Margarita mit seltsamer Hast, welche der krankhaften Gereiztheit, in der sie sich befand, entsprach, — „unser Eigen läßt sich leicht aufpacken. Und dann fort! Nur fort aus diesem

Lande, dessen Luft mich fast erstickt, dessen Boden mir von Tag zu Tag widerwärtiger wird! Unsern Juan tragen wir abwechselnd ...“

„Holla! Verrechnet, Margarita! — Das geht nicht an! — Ich hatte bis heute noch immer mein kleines Geheimniß vor dir. Nein, du wirst nicht zu Fuße gehen, Margarita. Was? soll meine Gemahlin auf so gemeine Art reisen? Es lebe die Klugheit! Mein braver Gil, mein vortrefflicher Traber, lebt noch und wird stolz sein, dich zu tragen, und wenn er den Schellenhals schüttelt, werden sich alle Wanderer, die des Weges kommen, vor dir, wie vor einer Prinzessin neigen. Gil ist ein sanftes, ein herrliches Thier, ich hab' ihn geritten von Navarret bis hieher, ich habe mir heimlich die Bissen vom Munde abgedarbt, um ihn zu erhalten. O, wie wird er sich freuen, seinen alten Freund Tiburzio wieder zu sehen! Ich habe ihn in des Pfarrers Kost gegeben und Seine Hochwürden beehrten ihn einige Male. Die Haushälterin, deren Freund des Pfarrers Schaffner ist, ein braver Mann, mit dem ich mich gut stehe, hat ihre eigne Vorliebe für den ehrlichen Gil, und allezusammen haben ihn mir in Sr. Hochwürden Stall so trefflich verpflegt, als hätte das gute Thier an einem Ehrentage schon den König getragen. Ein braver Schild-

knappe vergißt sein Maulthier nicht, ich hoffe, es wird auch mich nicht vergessen haben.“

Tiburzio ging gleich am andern Morgen, um nach dem Maulthier zu sehen und das bischen Habseligkeit, was sich nicht füglich mitnehmen ließ, zu veräußern. Am zweiten Tage stand Gil, zu beiden Seiten des Sattels trefflich bepackt, vor der Thüre; Tiburzio half seinem Weibe mit der Höflichkeit eines Ritters hinauf, reichte ihr den Knaben, welcher sich oben ganz wohl gefiel und den braven Gil an der Mähne zupfte, daß er hübsch mit den Schellen klingelte. Noch einen Blick warf Margarita auf Manreza zurück, drückte den theuren Pflegling fest an ihr Herz und dachte schmerzlich: „O, Spanien, meine schöne Heimath! Lebe wohl! Ich weiß: ich gehe zum Tode!“ Tiburzio kraute dem Thiere hinter den Ohren. Sie begannen die Reise.

V.

Perpignan war ohne Unfall erreicht. Tiburzio befand sich seit geraumer Zeit nicht in so anhaltender guter Laune, als jetzt; er war im Stande, über jeden Stein im Wege närrische Glossen zu machen, geschweige erst über die Wandrer, welche der reisenden Familie begegneten und sich ihr anschlossen. Bei dem Einen gab er sich für einen vertriebenen Edelmann, bei dem Andern für einen Zahnarzt aus; schlecht gekleidete Leute titelte er Sennores Caballeros, und Andre, welche besser aussahen, behandelte er wie seines Gleichen. Er hatte einige unvollkommne Kenntniß der französischen Sprache, und verschaffte sich durch die drollige Art und Weise, auf welche er sie anzuwenden verstand, durch seine bald geflissentlich, bald unschuldig verkehrt angebrachten und schlecht ausgesprochenen Redensarten allenthalben gute Aufnahme. Man nahm ihn überall für einen lustigen Patron und erleichterte ihm die Zeche, weil er alle lachen machte. Auch war er beflissen diese Gastfreundschaft allerorten durch Gefälligkeiten und kleine Dienste zu vergelten; seine Geschicklichkeit, Harnische und Rüstzeug herzustellen,

brachte ihm an manchen Orten, wo er gezwungen war, einen Rasttag zu machen, überdies noch manchen Schildthaler ein.

Die reizende Natur und die balsamische Luft des südlichen Frankreichs äußerten auf Margarita und Juan anfänglich einen äußerst wohlthätigen Einfluß. Hauptsächlich dem Letztern schlug die Reise vortrefflich an. Er übte sich auf den holperichten Straßen im Laufen, freute sich an jedem Blümchen, das er am Wege fand, wie an Edelsteinen, und plapperte das Spanisch seiner Pflegemutter und das Kauderwelsch, welches er von Tiburzio hörte, allerliebst nach. Die Reisenden schlugen, nachdem Tiburzio, der sich als Familienhaupt jetzt in seiner ganzen Wichtigkeit fühlte, stets voraus Erkundigungen eingezogen, den Weg nach Lyon ein, von wo sie nach Genf wollten, welches man ihnen in Frankreich bereits als eine deutsche Stadt bezeichnete. Tiburzio hing buchstäblich an dem Befehle seines Herrn, an welchen er oft und nie ohne Wehmuth dachte, — und war überzeugt, genug gethan zu haben, wenn er die erste deutsche Stadt erreicht haben würde; denn seine kleine Baarschaft ging zur Neige, und wenn er an den Augenblick dachte, wann sie ganz erschöpft sein würde, wurde ihm sehr bedenklich zu Muth. Nicht seine

eigne Noth ging ihm so sehr zu Herzen, als das Elend seines Weibes und Juan's. Und gar auf der Reise! Konnte er nur erst in irgend einem Orte sich niederlassen, so bangte ihm schon weniger für die Zukunft; denn er hatte so viel von der Kunst eines Waffenschmiedes durch Uebung inne, daß er sich schon durchzubringen hoffen durfte, und für den äußersten Fall beschloß er, sich ebenso den Leuten als Diener einer ganzen Stadt zu verdingen, wie er es in Manreza gethan hatte. Aber Deutschland mußte erst erreicht sein; sonst war er bei allem guten Willen doch ein Meineidiger; wäre er aber nur erst in Deutschland, so hoffte er mit fröhlichem Gottvertrauen, in jenem Lande, wo er seinen Eid lös'te, könne ihn der Himmel ja nicht im Stiche lassen!

Seine Besorgniß wuchs, da Margarita, je mehr sie sich Lyon näherten, so blasser und schwächer wurde. Sie hatte schon in Perpignan einen leichten Anfall von Kränklichkeit verheimlicht; jetzt überwand das Siechthum alle ihre Anstrengungen, es zu verbergen. Ihre bleichen Wangen erglühten oft plötzlich, und ebenso plötzlich verschwand das verrätherische Roth; ein qualvoller Durst verdorrte ihre Lippen, ihre Rüstigkeit war dahin, sie fühlte sich oft so gänzlich erschöpft, daß sie den Knaben

nicht vor sich auf dem Maulthier zu halten vermochte, sondern ihn dem nebenher schreitenden Tiburzio auf den Arm geben mußte. Tiburzio's fröhlicher Muth schwand bei einem solchen Anblick, und volle Rathlosigkeit bemeisterte sich seiner.

Margarita's zunehmende Schwäche hinderte die kleine Karavane, den Weg von Saint-Etienne bis Lyon so schnell zurückzulegen, als Tiburzio wünschte, welcher in einer großen Stadt leichter Hülfe für sein krankes Weib zu finden hoffte. Er hatte nur wenig Silberstücke mehr im Seckel, doch was er noch hatte, war er entschlossen an einen Arzt hinzugeben, welcher Margarita's sich annehme; für das, was dann käme, sollte immerhin Gott sorgen!

Wie jauchzte er, als sie endlich Saint-Genis-Laval hinter sich hatten und der lang ersehnten Handelsstadt näher kamen. Margarita bat Tiburzio sie vom Maulthier herabzuheben; es war ihr so weh, so beklommen, sie wollte es versuchen, eine Strecke zu gehen und hoffte, daß ihr dadurch besser würde. Sie wußte nicht mehr, was sie beginnen sollte; denn kaum war sie einige Minuten lang gegangen, als sie, am ganzen Körper zusammenzuckend, niedersank, heißer stöhnte sie: „Ich kann nicht mehr. Ich sterbe."

„Margarita!" rief Tiburzio, alle Geistesgegen-

wart verließ ihn, er warf sich ihr zu Füßen und weinte wie ein Kind.

„Unser armer Juan!“ klagte sie leise, mit brechender Stimme, „o, nimm dich seiner an! Bald hat er zum zweitenmal keine Mutter mehr.“

Der Knabe kos'te und streichelte sie, fühlte aber durch Instinkt die Nähe der Auflösung und fröstelte selbst, als er ihre erkaltende Hand berührt und geküßt hatte. Der ehrliche Gil stand, streckte seinen Kopf über den knieenden Tiburzio herab, und spitzte die Ohren, wie klug, als wisse er, was hier vorgehe, endlich legte er seinen Hals auf Tiburzio's Schultern.

Tiburzio fuhr empor, sah seinen braven Gil, und rief: „Ach, Gott, das Thier ist klüger als ich. Da lieg' ich und weine, statt nach Saint-Genis zurückzurennen und einen Arzt zu holen. O, ich Thor! Ich bin schuld, daß sie stirbt. — Bleib' bei der Mutter, Juan, und du Gil, ... o, meine Margarita, stirb noch nicht ... Nur bis ich wieder zurück bin ... mit dem Arzt ...“

Sie hielt seine Hand, senkte das Haupt und sprach leise: „Geh nicht, verlaß mich nicht im Sterben .... O, mein Vaterland ... Ach, ich wußte es ja. — — — Geh nicht, lieber Mann, es ist doch umsonst .. Sieh!“ — sie führte ihm die Hand

nach ihrem Herzen, — „fühle hier; drinnen steckt der Tod. Kein Arzt kann ihn mehr herausreißen.... Weine doch nicht, sei ein Mann! — — Wir finden uns wieder! Du lösest ja deinen Eid. — Gott vergebe deinem Herrn seine Schuld an dem armen Kind! ... Ich binde dir's auf die Seele. Im Himmel fordre ich es von dir zurück. Ich danke dir für Alles, was du an mir gethan, du guter, treuer Mann. O, hätt' ich dir Alles vergelten können. So aber sterb' ich hier, und hab' dir durch nichts gedankt... als daß ich dich lieb gehabt bis heute ... und noch lieb .. Leb' wohl!"

Sie war todt. Tiburzio hielt ihren Kopf in seinem Schooß und wollte ihn mit Händen und Küssen wieder erwärmen; er meinte er müsse sie lebendig machen können. „Bete! bete Juan," sprach er zu Juan, „bete, daß deine arme Mutter uns wieder anblickt und spricht. Sie kann ja nicht gestorben sein. Ich glaub's nicht. Bete! bete!" Er selbst konnte nicht beten. Als aber alles umsonst war, hob er die Leiche auf den Rücken seines treuen Gil und lehnte zur Seite ihren Kopf an seine Schulter, mit dem einen Arm sie umschlingend, — als wolle er sie halten, daß der Trab ihr nicht so weh thue, — mit der andern Hand führte er den kleinen Juan. So wanderte er dem Thore von Lyon zu.

Als er an das Thor kam, wollten ihn die Wächter, welche bestellt waren, die Waaren zu untersuchen, nicht einlassen; denn sie sahen, daß er eine Leiche führte, und dergleichen, meinten sie mit rohem Spott, sei verbotene Waare. Tiburzio jammerte und schalt durcheinander, allbeides in seinem schlechten, kaum verständlichen Französisch, — was er davon kannte, verwendete er auf die Bitte, ihn nur einzulassen, damit ein christlicher Geistlicher die Leiche einsegnen möge, — einige Flüche über die Unerbittlichen brachte er im geläufigen Spanisch zum Vorschein. Mittlerweile kam ein Mönch des Weges, ein fester Mann, dessen Gesicht ein Aushängeschild guter Weine schien, wie seine Kehle ein Asyl für alle schlechte. Er hatte noch einen Spaziergang zu machen, um sein gutes Mittagsmahl zu verdauen; denn er war bei einem reichen und frommen Kaufmann zu Tisch gewesen. Die Thorwächter traten dem würdigen Herrn lachend in den Weg und sprachen: „Entschuldigt, Pater, wenn wir Euern letzten Predigttext Euch jetzt vorhalten! Hodie mihi, cras tibi. Hier ist ein spanischer Schleichhändler, der mit aller Gewalt nach einem frommen Mann begehrt."

„Nun Kinder, was soll ich denn?" stotterte der Mönch, mit den gerötheten Aeuglein fröhlich, aber

unsicher umherblinzelnd. „Habt Ihr einen spanischen Saft, Xeres oder sonst welchen, der für schwache Magen heilsam ist, ergattert? Recht so, meine Kinder; gebt der Kirche, was der Kirche ist. Ungerecht Gut, thut nicht gut. Schickt das geschmuggelte Fäßchen in unser armes Kloster und laßt den Schleichhändler etwas weniger bei Wasser und Brod sitzen.“

Da der Vater aus manchen Gründen sehr langsam sprach, so hatte Tiburzio Muße, ihn zu verstehen und fuhr ihn zornig an. Der Mönch blickte nun ihn und seine Last genauer an, wackelte ein paar Schritte zurück und eiferte: „Vagabunden und nichtsnutziges Volk! — Was? Mich, einen Diener Gottes, zum Besten zu halten! . . . Bin ich der Bettelvogt? Marsch, Gesindel! . . .“

Hätte Tiburzio nicht die Leiche seines Weibes zu stützen gehabt, so würde der Mönch den Ausbruch seines Zornes ohne Zweifel empfindlich zu kosten bekommen haben. Die rohen Gesellen am Thore lachten aus vollem Halse, — jetzt weniger über Tiburzio, als über den ungeberdigen Mönch, welcher seinen Weg weiter suchte.

Zum Glück für den Verlassenen kam eben ein wohlbehäbiger Mann aus der Stadt näher geritten,

in feiner bürgerlicher Tracht, hinter ihm vier Gesellen, welche zu seiner Bedienung gehörten. Da Tiburzio mit seiner theuren Last das enge Thor versperrte, erkundigte sich der Reiter nach dem Vorfall, welchen ihm die Thorwächter lachenden Mundes berichteten, indem sie auf den Mönch hinzeigten, welcher unter der Bürde seines Wanstes vor'm Thor dahinkeichte.

„Ein Pfaff!" rief der Fremde auf deutsch, man sah's ihm deutlich an, daß Verachtung und Zorn in ihm rege wurden; da er vernommen hatte, daß der Wittwer ein Spanier sei, so begrüßte er diesen, nachdem er vom Rosse gestiegen, auf spanisch, und bot ihm seine Dienste an. In allem seinem Schmerz war Tiburzio doch wie im Himmelreich, als er die geliebten Töne seiner Muttersprache hörte, es war ihm, als rede ein Engel zu ihm; das erste Wort, was er in ihr hörte, war ja ein mildes, köstliches, hoffnungsreiches.

„Sennor Caballero!" rief er, die Hand des Fremden küssend. „Ihr seid ein Bote Gottes, da, Juan, küsse auch du dem gnädigen Herrn die Hand, er will deiner armen Mutter zu einem ehrlichen christlichen Grabe helfen!"

„Ich bin kein Ritter," erwiederte der Fremde

auf spanisch, „ich bin ein deutscher Kaufmann und heiße schlechtweg Pittlinger, wenn Ihr mich so anreden wollt. Gott verdamme das mönchische Pack, welches seinen Bauch pflegt und die ersten und letzten Dinge besteuert. — Doch kommt Freund, vorerst in meine Herberge."

„Der Himmel segne Eure Gnaden hunderttausendmal!" rief Tiburzio weinend. Herr Pittlinger hieß seine Knechte absitzen und die Leiche aufnehmen. Tiburzio bestieg sein Maulthier, nahm den Knaben vor sich und folgte dem freundlichen Kaufmann in seine Herberge.

Die Begräbnißkosten betrugen mehr, als Tiburzio an Vermögen besaß, und er befand sich deshalb in nicht geringer Verlegenheit und Unschlüssigkeit. Sollte er dem Helfer in der Noth sein Herz ausschütten? Der deutsche Kaufmann mochte die Gedanken und die Bedrängniß Tiburzio's wohl merken und wollte sein christliches Werk nicht halb gethan haben. Er ließ es nicht zu, daß Tiburzio's letzten Pfennige in den „Sündenstock der nimmersatten Pfaffen," wie er sich ausdrückte, geworfen würden, sondern bestritt das Leichenbegängniß einfach, aber anständig, und zur vollen Zufriedenheit Tiburzio's, dessen Eitelkeit bei aller Armuth durch einen Conduct „armer Leute"

gekränkt gewesen wäre, da Margarita ja seine Gattin und eine Dame war, wie er sie dem Kaufmann bezeichnete. Diese Wohlthat vergalt er dem letzteren mit der aufrichtigsten Ergebenheit, und drängte sich mit größter Aufmerksamkeit, ihm alle kleinen Dienste zu erweisen, welche die bezahlten Knechte gar leicht vernachlässigten. Pittlinger fand an dieser Gemüthsart immer mehr Gefallen und erkundigte sich, da er Tiburzio's Vertrauen völlig gewonnen, nach dem Zweck seiner Reise.

Tiburzio berichtete ihm, aller Wahrheit treu, obwohl er sorgfältig verschwieg, wer Juan's Vater sei. Wie freudig war er überrascht, als ihm der Kaufmann den Vorschlag machte, mit ihm nach Deutschland zu reisen, wohin er, sobald seine Geschäfte in Lyon beendigt seien (was bald der Fall wäre), auf den nächsten Wegen zurückkehren wollte. Er war aus Augsburg, ein reicher Waarenhändler, und der neuen Lehre von ganzem Herzen zugethan. Das Ereigniß mit dem Mönch am Thor hatte nicht wenig dazu beigetragen, in ihm, durch den Haß gegen den unwürdigen Pfaffen, ein günstiges Vorurtheil für Tiburzio zu begründen. Auch der kleine Juan gefiel ihm sehr wohl, und fand an dem wohlwollenden, freundlichen Manne Gefallen. Wie oft

blickte der wackere Kaufherr wehmüthig den Kleinen an, — ließ ihn auf seinem Schooße reiten und mit seinem Barte spielen; er dachte an seinen eigenen Sohn, den er früh verloren hatte. Zwar hatte er noch eine Tochter (sein einziges Kind), und er liebte sie mehr als all sein Gut; aber die Sehnsucht um den todten Sohn konnte das Mädchen ihm doch nicht ganz ersticken. — So betrübt auch Tiburzio oft genug war, wenn er seines lieben, treuen Weibes gedachte, so weit wurde ihm doch die Brust bei dem Gedanken an die Zukunft. Er sah in dem Zusammentreffen mit dem Kaufmann aus Augsburg die Vaterhand Gottes deutlich walten. Konnte er doch jetzt sein eidliches Versprechen buchstäblichst halten, Juan wurde in Deutschland erzogen und lernte die deutsche Sprache als seine Muttersprache, wie es Loyola gewünscht hatte.

Schmerzlich ergriffen, daß er die Stelle, wo sein gutes Weib ruhte, vielleicht für immer verlassen sollte, — und dennoch mit freudigem Muthe dem Tage entgegensehend, an welchem er die Grenze Deutschlands betreten würde, schied er nach ein paar Wochen, als Herr Pittlinger seine Handelsgeschäfte beendigt hatte, das Gefolge der Diener vermehrend, von Lyon. Der Kaufmann gewann das Kind von Tag zu Tag lieber, hätschelte es wie sein eigenes,

ließ es des Abends neben seinem Bette schlafen, kaufte ihm alles, was es in kindischer Neugier begehrte, und sorgte für dessen Gesundheit mit Aengstlichkeit. Er lebte in dem Kinde eine schöne und hoffnungsreiche Vergangenheit zurück. — —

„Frau! sieh' her, was ich dir bringe!" rief Pittlinger seiner Hausfrau entgegen, als er in Augsburg vor dem weitgeöffneten Thore seines Hauses hielt. Frau Pittlinger, welche ihn lang erwartet hatte, brachte ihm ihr Töchterchen, Maria; er aber hielt ihr vom Pferde herab den lachenden, rothwangigen Jungen entgegen, der ihr mit so klugen Augen in's Gesicht sah, daß sie all ihr Erstaunen vergaß und das Kind mit mütterlicher Liebe empfing. — „Nun, was meinst du zu meinem Hans?" fuhr er fort, nachdem er sie herzhaft geküßt, „ist es nicht ein schmucker Junge?"

„Und heißt Hans, wie unser seliges Kind?" fiel ihm die Hausfrau in's Wort. „Sagtest du nicht: Hans? das ist eine gute Vorbedeutung; und er soll herzlich willkommen sein, als wär' er mein leiblich Kind, das ich verloren hätte und jetzt wiederfände!" — dabei seufzte die gute Frau.

„Ich hab' ihn umgetauft," sprach Pittlinger fröhlich, — „eigentlich heißt der kleine Spanier Juan. — Sieh nur, wie er gleich die schwarzen Augen rollt, wenn er das Wort Spanien hört. Ja, das ist mir ein stolzer Altkastilier, aus dem reinsten Blut."

Tiburzio hatte während der Reise mühsam einige deutsche Redensarten gelernt, und spitzte stets die Ohren, um zu lernen; er begriff die Worte Pittlingers mehr durch dessen Geberde, blähte sich aber nicht wenig, als dieser ihm die Rede in reinem Spanisch wiederholte, was der Kaufherr, der für Kaiser Karl den Fünften viele Geschäfte der Fugger und eigene in Spanien gemacht hatte, ziemlich geläufig und ohne Provinzdialekt sprach.

„Nun muß ich dir aber auch unsern neuen Hausgenossen vorstellen, liebe Mariane." Er räusperte sich, faßte Tiburzio, welcher sich in seine vortheilhafteste Stellung warf, an der Hand und stellte ihn der Hausfrau mit folgenden Worten vor: „Senor Tiburzio de Arevalo, Hidalgo und Schildknappe des berühmtesten Ritters der Christenheit, dessen Name mir leider unbekannt ist, Abkömmling der gothischen Christen, Amme dieses jungen Caballero. — — —" Er wiederholte dem Vorgestellten

dieſe Titel mit möglichſtem Ernſt auf ſpaniſch und fügte in derſelben Sprache zu ihm hinzu: „Von nun mein Hausgenoſſe — wenn Ihr anders es ſein wollt — Ihr könnt, wie Ihr mir ſagtet, mit Rüſtzeug gut umgehen, Sennor Tiburzio, — gut, ich habe einen Bruder, den beſten Waffenſchmied in Augsburg, der Euch auf mein Wort zum Aufſeher über ſeine Leute ſetzen wird; — denn bei uns freien Bürgern geht es etwas höher her, als bei Euch in Spanien. — Alſo damit ſeid Ihr einverſtanden, nicht wahr? Ich behalte den kleinen Hans, der von nun an nicht mehr Juan heißen ſoll, ſondern mein Sohn, wenn's ihm bei mir gefällt.“

Tiburzio erſchöpfte ſich in hochtrabenden Höflichkeiten gegen den Kaufmann und in geſpreizten Bücklingen gegen die Hausfrau, welche ihn durch freundliches Zunicken willkommen hieß.

„Und noch Eins,“ flüſterte Pittlinger ſeinem neuen Hausgenoſſen in's Ohr.

„Was befehlen Eure Gnaden?“ fragte Tiburzio, erwartend, es würde ihm gleichſam zur Abbezahlung ſo vieler Güte eine ſchwere Verpflichtung auferlegt; denn er kannte den Stolz freier Reichsbürger noch nicht, welche ſich gern mit Freigebigkeit brüſteten....

„Sprecht, gnädiger Herr, was für einen Dienst soll ich in Eurem edlen Haus — der Himmel segne unsern Eintritt — verrichten?“

„Ihr sollt deutsch lernen, Freund!“. erwiederte der Kaufmann lachend. Tiburzio war etwas verblüfft, erwiederte aber bald gefaßt und mit Selbstbewußtsein: „Sennor, Ihr sollt Euch von den Fähigkeiten meines Geistes genügend überzeugen.“

Und große Blicke um sich werfend, hielt er auf seinem stattlichen Gil seinen Einzug in das gastliche Haus.

VI.

Wie stolz spiegelten sich deine Reize in den Wellen des Henares, Alcala! Nicht Toledo, die altehrwürdige Stadt, am Felsenufer des Tajo, nicht die wehrhafte Granada mit den Gräbern der Könige und des Gran Capitano, nicht der Stuhl des Herrschers zweier Welten, das ernste Madrit können wetteifern mit deiner prachtvollen Ueppigkeit, Alcala!

Alcala wetteiferte im sechszehnten Jahrhundert durch den Ruhm seiner neugestifteten Hochschule in Salamanca und durch den Ruf seiner Pracht, seines Wohllebens und seiner Ueppigkeit, mit allen Städten der Halbinsel; Toledo selbst, wo doch der Erzbischof Hof hielt, war bedroht verdunkelt zu werden, und betrachtete mit neidischen Blicken die geringere Stadt, wie der Ritter von uraltem Adel den emporgekommenen Günstling mißt.

Aus dem Thore Alcala's wanderten vier Männer, deren Wesen, Mienen und Kleider alle Erzählungen von Alcala's Ueppigkeit und Stolz Lügen straften; denn ihre Haltung war gebeugt, in ihren Mienen Demuth, und statt Seide und Sammt trugen sie lange graue Friesröcke, mit schlechten,

schmutzigen Bändern gegürtet. Schweigend wanderten sie neben einander.

Gleichwohl genossen sie von jedem, der ihnen begegnete, nicht geringe Achtung und Ehrerbietung; vor den schlichten, demüthigen Gesellen zog mancher reiche Kaufmann, der in prächtigen Gewändern einher prunkte, ehrerbietig den Hut, und flüsterte dem Gastfreunde, mit dem er spazieren ritt, in's Ohr: „Das sind die vier Ensayalados. *) Heilige Männer! Sie studiren an der hohen Schule, und dienen dabei demüthiger, als irgend ein frommer Bettelmönch im Spital Antezana. — Seht Ihr den Einen, der etwas hinkt, aber mit Adel, das muß man gesteh'n, dafür ist er auch ein Edelmann! — Sie geh'n nach Toledo, zum Großvikar Figueroa, der sie beschieden hat, Rechenschaft zu geben...."

„Wie? Und Ihr sagt: Es sind fromme Männer?! Und sind beschieden vor das heilige Glaubensgericht?"

„Gott segne es für ewige Zeiten, und ich will seiner Weisheit nicht vorgreifen. Aber, ich wette, Herr, das heilige Gericht kann den Ensayalado's nichts anhaben. Sie geben aber nicht eigentlich, sich zu vertheidigen, sondern nur, so glaub' ich

*) Auch Los del Sayal genannt, von dem Friesrock.

und so sagen die Leute, — ihre Pflichten dem Großvikar des heiligen Gerichtes vorzulegen, und — wie gesagt, — ich wette, — Ihr seht sie in acht Tagen frei und ledig wieder zu demselben Thore hier einziehen.“

Die vier Ensayalado's schritten unverdrossen auf dem Wege nach Toledo weiter, anfangs schweigend, dann, als die Stadt weit genug hinter ihnen lag, Psalmen anstimmend, daß die, welche auf den Feldern waren, erbaut ausriefen: „Welche Demuth! Die frommen Männer wollen mit ihrem heiligen Leben nicht Angesichts der üppigen Stadt prunken!“ Und, was sich von Menschen auf den Feldern befand, warf sich vor den vier Wanderern auf die Kniee und schlug reumüthig an's Herz.

Zu Toledo hatte sich längst das Gerücht von ihrer Frömmigkeit verbreitet, und wer ihrer ansichtig wurde, benahm sich gegen sie ebenso unterwürfig und ehrfurchtsvoll. Der Pförtner des Pallastes küßte ihnen die Friesröcke, als er sie einließ.

Sie warteten schweigend in dem Vorgemache des Großvikars wohl eine geraume Zeit, bis dieser sich zeigte. Er begrüßte sie mit freundlicher Würde und sprach:

„Meine Söhne in Christo, ich habe Euch zu mir herberufen, auf Antrag unseres heiligen Gerichtes,

vor welchem Könige und Bettler gleich sind, welches die Ungerechten an Gottes Statt bestraft; aber der Unschuldigen und Gerechten fester Schutz und Schirm ist. Deßhalb verliert den Muth nicht; denn eure Unschuld wird durch Gottes Erleuchtung, wie ich hoffe, an den Tag kommen. Ich kenne Euch Alle, wie Ihr vor mir steht. — Ihr heißt Caliſto, Ihr — Cazeves, Ihr — Artiaga, Ihr Inigo von Loyola, — Ihr seid sämmtlich Studenten ehrbarer Wissenschaften auf der hohen Schule zu Alcala am Henares, unbescholten an Zucht und Tugend in Eurem Wandel und belobt von den Meistern. Weßhalb aber sucht Ihr etwas Besonderes und Auszeichnendes durch Eure seltsame Kleidertracht, weßhalb haltet Ihr eigene Betstunden? Es ist mir auch berichtet worden, daß Ihr in diesem und jenem Hause frommen Männern und Frauen geistliche Bücher vorleset, . . . alles Dinge, welche nur Priestern erlaubt sind, die alle heiligen Weihen erlangt haben! —"

Inigo nahm für die andern Drei das Wort und erwiederte demüthig: „Wenn wir geirrt und gefehlt haben, hochwürdiger Vater, so bitte ich Euch inständig, mir und meinen Freunden die strengste Buße aufzuerlegen, welche Ihr für das Heil unserer Seelen für nothwendig haltet. Wir bekennen von freien

Stücken, daß wir alles das gethan haben, was Ihr, hochwürdiger Vater, an uns rüget. — Doch thaten wir es nicht aus bösem Willen, und waren weit entfernt zu denken, daß wir dadurch eine Sünde begehen würden, sondern aus christlicher Demuth, und um uns durch dieselbe würdig zu dem heiligen Stande vorzubereiten, welchem wir in der Zukunft gerne angehören möchten."

Der Großvikar nickte beifällig, und nahm Loyola in eine Ecke des Saales. Dort sprach er leise zu ihm: „Don Inigo von Loyola, hört meine Worte, ich meine es aufrichtig mit Euch; denn ich kannte Euren Vater und liebe Euch, wie der Bruder den Bruder. Ihr seid unsrem heiligen Gerichte von Manreza her — erinnert Ihr Euch? — gewissermaßen verpflichtet, und ich wünschte nicht, daß Euer auffallendes Wesen Anstoß erregte. Ihr waret zwei Jahre aus Spanien abwesend, und habt seit Eurer Zurückkunft in Barcellona und in Alcala Beweise großer Frömmigkeit gegeben. Dennoch muß ich Euch warnen. Wozu dies Euer auffallendes Wesen? Ich will glauben, daß Ihr nicht daran denket, mit der Demuth zu prunken, aber sie prunkt dessenungeachtet vor den Augen der Menge. Bedenkt, daß Ihr in dem Bunde, dem Ihr angehören sollet, nichts sein dürft, als ein willenloses

Werkzeug zur Vollführung heiliger Plane. Weßhalb also stellt sich Eure Persönlichkeit so entschieden vor der Menge heraus. Antwortet mir frei und ohne Hehl!"

„Ich verstehe Eure Worte nicht, hochwürdiger Herr!" versetzte Loyola, sich einfältiglich stellend, „und ich bitte Euch von Herzen, mir zu erläutern, was, mir selbst unbewußt, in meinem Wandel sündhaft, weltlich und vermessen ist."

„Ich glaube überzeugt zu sein," sprach der Großvikar, nach einer kleinen Pause, mitleidig lächelnd, „daß es bei Euch die lautre Frömmigkeit ist, die Euer Thun und Lassen bestimmt und Euch zu Seltsamkeiten verleitet, welche den unsrigen nothwendig auffallen müssen. Euer Herz entschuldigt Euren Kopf."

Loyola fühlte, was der Großvikar der heiligen Hermandad mit diesen Worten und mit diesem Lächeln sagen wollte, daß er ihn für — beschränkt, und deßhalb für unschädlich halte! Sein ganzer Stolz flammte in ihm empor; doch begriff er zugleich, daß sein Benehmen bereits Anlaß gegeben hatte, ihn in Verdacht eigenmächtiger Sektenstiftung zu ziehen; er empfand die Klaue des Löwen auf seiner Schulter, und sah die Nothwendigkeit ein, ihm zu schmeicheln, statt ihn zur Wuth zu reizen.

Da er die Eitelkeit des gutmüthigen Großvikars erkannte, für unfehlbar in allen Erkenntnissen zu gelten, so vermied er es, sich minder einfältig zu beweisen, als Figueroa ihn betrachtete und deutete das Zorn-Erröthen, welches er an der Gluth seines Angesichts fühlte, rasch besonnen mit folgenden Worten: „Hochwürdiger Vater, — — ich erglühe vor Schaam, unwissend irgend etwas begangen zu haben, was mich vom Wege des Heiles abbringt, und die Welt glauben machen könnte, ich handelte aus Eitelkeit ....“

„Laßt das,“ entgegnete der Großvikar, ihm traulich auf die Schulter klopfend, — „das führt zu Subtilitäten, die nicht hierher gehören. Gebt mir nur über Eines Aufschluß, was mich um Eurer willen beunruhigt. Weßhalb habt Ihr jene drei Männer, Studenten, wie Ihr selbst, verleitet, eine mit der Eurigen gleichförmige Kleidung zu tragen, mit Euch ein Buch zu lesen, das Ihr schon in Manreza verfaßt haben sollt. . . .“

„Ihr meint die „„geistlichen Kampfübungen?““ Hochwürdiger Herr; mich durchdringt ganz die Eine Idee Eurer hochheiligen unsichtbaren Societät, und von ihr durchdrungen, schrieb' ich dies Buch, nicht zu Anderer Lesung, sondern zu meiner eigenen Stärkung. Lasen es Andere, glaubt mir,

— ich konnte es nicht hindern, denn ich gab es ihnen nicht, sie fanden es bei mir. Fragt Jeden von ihnen einzeln, und darnach richtet mich!"

Der Großvikar schien dadurch beruhigt und wendete sich zu den drei schwärmerischen Studenten, welche Loyola's geistliches Beispiel nachahmten. In Loyola's Worten lag buchstäbliche Wahrheit, welche jeder der drei geistlichen Studenten auf seine einfaltige Weise zur Zufriedenheit des Großvikars bestätigte. Loyola hatte ihnen sein Buch, „geistliche Kampfübungen," worin Christus als ein Fürst dargestellt war, der seine Unterthanen zum Kampfe auffordert, um sich die Erde unterwürfig zu machen und den Fürsten der Finsterniß zu besiegen — nicht geradezu in die Hand gegeben, aber er hatte sie es in seiner Stube, wo sie ihn oft besuchten, leicht finden lassen und es ihnen nicht versagt, als sie, von Lesung einiger Seiten entzündet, es nach Hause zu nehmen wünschten. Er hatte sie nicht aufgefordert, die seither in ganz Alcala berühmt gewordenen grauen Friesröcke anzuthun, aber er selbst hatte ihn angethan, und sie nicht abgehalten, sein Beispiel nachzuahmen; er hatte ihnen nicht gerathen, Spitäler zu besuchen, wie er, Sünder zu bekehren, wie er; — aber sie sahen sein Beispiel und baten ihn um seinen Rath, und er

rieth ihnen vor allen Dingen größte Demuth, die sie an ihm lernen konnten. Er war die einzige Ursache ihres auffallenden Lebenswandels; aber er hatte klüglich jeden Umstand vermieden, der ihn beschuldigt hätte, sie dazu ermahnt zu haben.

Als sich Figueroa von der Unschuld der von der argwöhnischen Inquisition Angeklagten überzeugt, bat er sie freundschaftlich, das verrufene Kleid, von welchem sie den Beinamen los ensayalados erhalten hatten, abzulegen; da Loyola sich zum geistlichen Stande bestimmte, möchte dieser einen schwarzen Rock tragen, die übrigen sollten farbige Kleider anthun. Dann gab er ihnen seinen Segen und entließ sie.

Loyola verbarg die Freude seines Herzens und hoffte den Triumph über seine heimlichen Ankläger vollständiger zu genießen, wenn er mit seinen drei Freunden nach Alcala zurückkehrte. Er erwartete nichts geringeres, als daß eine große Anzahl seiner Freunde, worunter sich hauptsächlich Frauen befanden, ihn am Thore empfangen und feierlich in die Stadt geleiten würden.

Statt dessen, fand er am Thore den Doktor der Theologie, Cirollo, welcher ihm finstere und höhnische Blicke zuwarf, und mehreren Bütteln, die in der Nähe lauerten, Befehl ertheilte, den wun-

derlichen Heiligen zu greifen und in's Gefängniß zu führen.

Caliſto, Cazeves und Artiaga wollten ſich des Freundes und Meiſters annehmen; aber Inigo bat ſie, ſeine Wuth über dieſen Empfang und den Triumph eines alten Feindes vor Jedermanns Auge geſchickt verbergend, mit Thränen in den Augen, welche wie Zeugen ſeiner Unſchuld redeten, ihn ſeinem Schickſal zu überlaſſen, und wagte blos die Frage an Cirollo: „Weßhalb überliefert Ihr mich dieſen Männern, ehrwürdiger Herr?“

„Weiß es der Wunderthäter nicht?“ war Cirollo's ſpöttiſche Antwort. „Ei, Herr Student, Ihr ſeid ja, — wie man allerwärts hört, mit ſo vielen himmliſchen Geſichten und Offenbarungen begnadet; Ihr werdet den Grund — ich glaube ſicher — bald errathen, wenn Ihr (wie es ſonſt Euer Verlangen war) innerhalb vier Wänden einſam Euren Betrachtungen obliegen könnt. — Laßt dieſe drei armen Schelme laufen,“ herrſchte er den Schergen zu, — „ſie ſind zahm und thun Niemand Schaden. Aber auf den ritterlichen Hitzkopf habt Acht! —“

Vierzehn Tage lang befand Loyola in ſtrengem Gewahrſam, ohne die Urſache zu erfahren, weßhalb er ſo unerwartet verhaftet worden war. Erſt nach Verlauf dieſer Zeit enträthſelte ſich ihm das Ereig-

niß, welches seinen bereits zahlreichen Feinden einen erwünschten Anlaß geboten hatte, sich seiner, ihnen gefährlich dünkenden Person zu versichern.

Seine Feinde bestanden größtentheils in den Bettelmönchen, deren üppiges Leben den strengen Satzungen ihrer Orden auf eine ärgerliche Weise widersprach, und durch Loyola's Sittenreinheit, Nüchternheit und Ehrbarkeit noch in ein grelleres Licht gestellt wurde, und in den Dominikanern, so wie in vielen Mitgliedern der heiligen Hermandad, deren Neid gegen Loyola in eben dem Maaße wuchs, als dessen Ansehn, welches durch die im Volke verbreiteten Gerüchte seiner zahlreichen Visionen und mancher von ihm vollbrachten Wunder, in der allgemeinen Meinung fest begründet war, und durch den Anblick seiner auffallenden Tracht, durch die täglichen Eindrücke seiner Krankenbesuche im Spital Antezana und seines ascetischen Lebens, endlich durch die Erzählungen seiner Freunde noch mehr befestigt wurde. Es konnte daher den Gliedern des heiligen Officiums nicht gleichgültig sein, wenn der Mann des Tagsgespräches Schüler um sich zu sammeln begann, und wohl am Ende gar sein Ansehn und das Vertrauen der Menge gebrauchte, um selbstständig aufzutreten; er, dessen Thatkraft von ihnen nur zu ihren Zwecken verwendet werden sollte.

Der Doktor Cirollo aber haßte ihn, weil Loyola, dessen eigenthümliches Wesen hauptsächlich auf ältere Frauen großen Einfluß ausübte, von solchen häufig in geistlichen Angelegenheiten zum Rathgeber erbeten wurde, wodurch Cirollo, der sich seit geraumer Zeit von den Zinsen des Vertrauens nährte, welches er bei älteren Frauen als Curator und Gewissensrath genoß, eine Beeinträchtigung seiner Interessen befürchtete. Cirollo suchte alles anzuwenden, um Loyola unschädlich zu machen. Cirollo war es, welcher die Bettelmönche und die Dominikaner gegen ihn aufhetzte, obwohl die letzteren sich so lange als möglich hüteten, gegen Loyola feindselig aufzutreten.

Loyola vor Gericht! Da stand also der Gewissensherrscher bigotter Frauen, den Jung und Alt geehrt, da stand er vor Cirollo, und ertrug dessen Blick nicht, — vor Demuth meinten selbst Loyola's Feinde, schon bereuend, daß sie zuweit gegangen, und an seine Unschuld glaubend, — vor Beschämung wähnte Cirollo, an dem Anblicke des besiegten Feindes sich weidend; — er bebte sogar, wie vor Fieberfrost, seine todtenblasse Wange ließ es vermuthen. Aber er bebte vor Wuth; denn er hatte den Triumphblick des Feindes erkannt; er fühlte, welche nur elende, unbedeutende Resultate er bei Behauptung seiner Rolle bisher gewonnen; sein

Stolz, sein Haß, seine unversöhnliche Rachlust, seine Herrschsucht tobten grimmiger als je, kein Auge ahnte das Dasein dieser verderblichen Leidenschaften unter der stillen Maske der Ruhe und Gelassenheit; — aber in seinem Herzen blieben solche Augenblicke der Schmach unauslöschlich, und nur der Gedanke, diese Knechtschaft einst durch Tyrannei wett machen zu können, gab ihm die Kraft, den Tiger zu bändigen, der auf die Feinde, die ihn reizten, losspringen wollte. Ein einziges freundliches Gesicht sah er neben dem spöttischen Cirollo's und dem berechnenden der Mitglieder des heiligen Officiums, — das Figueroa's, der von Toledo her berufen war; aber auch diese Freundlichkeit war ja nur eine Art von Mitleid, von stolzer Sicherheit. „Loyola sei nicht gefährlich!"

„Es thut uns in der Seele weh, Euch, Sennor, hier vor Gericht zu sehen," eröffnete der Großvikar die Verhandlung; „denn wir nehmen an Euch Antheil und wünschten, daß Eure Unschuld an den Tag käme. — Doch unser heiliges Amt gebietet uns, all unser menschliches Fühlen zu vergessen und Schuld von Unschuld streng zu sondern. Ihr seid eines großen Verbrechens angeklagt, Sennor, und Euer Ankläger ist ein Mann von geistlicher Würde und unbescholtenem Ansehn. Antwortet

uns der Wahrheit getreu! Das beschwört zuvor auf dies Kruzifix! —"

Loyola legte die Hand zum Schwur auf das Kruzifix und fragte dann bescheiden, welche Beschuldigung gegen ihn vorgebracht sei.

„Es ist bekannt, daß Ihr öfters das Haus zweier Damen dieser Stadt besuchtet, der Donna Maria del Vado und ihrer Tochter, Ludovica Velasquez, beide verwittwet. Seid Ihr dessen eingeständig?"

„Ich bin's!"

„Welcher Art waren die Gespräche, die Ihr mit diesen beiden Damen pflegtet?"

Loyola erwiederte erröthend: „Sie betrafen geistliche Gegenstände. Die Damen selbst können es bestätigen, wenn Ihr in Eurer Weisheit es für gut befindet, sie mir gegenüber zu stellen."

„Wäre dies möglich, so stündet Ihr nicht hier vor Gericht, Sennor," entgegnete Figueroa; Loyola stutzte, der Großvikar fuhr fort: „Die beiden Damen sind seit einigen Wochen spurlos aus Alcala verschwunden. Sennor, Ihr seid angeklagt, um diese Flucht zu wissen, — ja, sie veranlaßt zu haben. Und noch ein schwererer Verdacht lastet auf Euch: daß Ihr die beiden Damen verleitet, sich und ihr Vermögen der Aufsicht ihres gesetzlichen Vertre-

ters zu entziehen, und daß Ihr selbst ihnen, sobald sie in Sicherheit seien, an den Ort ihres jetzigen Aufenthaltes nachreisen wollet. Was könnt Ihr hierauf erwiedern?"

Loyola heftete schweigend einen festen Blick auf den Doctor Cirollo, der mit eiserner Stirne und schlecht verhüllter Freude gegenüber stand.

„Nun, Sennor! Ihr schweigt? Vertheidigt Euch!"

„Ich will tragen, was über mich verhängt wird," erwiederte Loyola, „tragen zur größeren Ehre Gottes. Es ziemt einem sündigen Menschen, wie ich, nicht, sich mit gelehrten Worten zu vertheidigen. Will Gott meine Unschuld an den Tag kommen lassen, so wird es, ohne mein Zuthun."

„Das ist ein völlig Geständniß!" sprach Cirollo eifrig, während der Großvikar, welcher Loyola wohlwollte, ihn befremdet anblickte und den Richtern zuflüsterte: „Meine Brüder in Christo, betrachtet dieses Menschen einfältige Miene. Wahrlich, wenn er gefehlt hat, so ist sein Fehler nur Schwärmerei und eine sehr unschädliche. Ich glaube, daß ihm der freie Wille zu sündigen fehlt."

So leise Figueroa diese Worte gesprochen, dem scharfen Gehöre des Angeklagten entgingen sie doch nicht; aber er that, als wüßte er nicht, was hier

verhandelt würde. Der Doctor Cirollo suchte indeß die Verhandlung zu Ende zu bringen, um sich des ihm lästigen Feindes zu entledigen. Sehr angelegentlich setzte er den Richtern die Frage noch einmal auseinander und suchte sie zur Entscheidung zu bestimmen, als plötzlich die Thüre aufging und ein Diener des heiligen Gerichts hereintrat, welcher dem Großvikar Eröffnungen machte, die dieser wohlfällig aufnahm. „Stehet von Eurer Anklage ab," sprach er zu Cirollo, „denn wie leicht möglich ist es, daß Euch der Eifer zu weit führte."

„Mit nichten! Ich sprach die Wahrheit," entgegnete der Doctor eifrig. „Wie? ist dieses Studenten seltsames Benehmen nicht längst ein Aergerniß in Barcellona, wie hier in Alcala gewesen? Ist es nicht bekannt, daß er in Barcellona ebenfalls mehreren Frauen die Stelle eines Gewissensrathes ersetzte? Nein, die Thatsache ist unläugbar, und ich bestehe auf meiner Anklage!"

„Ihr kennt die Strafe, welche über falsche Anklagen verhängt ist?"

Cirollo erbleichte, verharrte aber um so trotziger bei dem, was er gesprochen.

„So wisset denn," nahm der Großvikar das Wort, „daß die beiden Damen so eben nach Alcala zurückgekehrt. Hier von dem Boten vernehme ich

es. — Bittet die beiden Damen sich hierher zu verfügen," hieß er den Diener.

Loyola verharrte in seinem demüthigen Schweigen und Cirollo vermochte, in gespannter Erwartung, keine Sylbe vorzubringen. Die Damen traten ein, in ihre Schleier gehüllt. Loyola's Unschuld wurde offenbar. Sie hatten eine Wallfahrt gethan zu dem Madonnenbilde in Guadeloupe und zu dem wahrhaften Schweißtuche Christi in Jaen. Aus ihren Reden ergab sich, daß Loyola sie, als sie ihm frühe ihren Entschluß mitgetheilt, die Halbinsel bettelnd als barmherzige Schwestern zu durchziehen, nicht blos dazu nicht ermuntert, sondern ihnen sogar abgerathen hatte. Freilich fiel es Niemand bei, daß gerade dieser Widerspruch das sicherste wohlberechnete Mittel gewesen war, wodurch Loyola den thörichten Eigensinn der Frauen verstärkt hatte.

Cirollo stand wie eine Leiche da, und ergab sich in sein Schicksal. Es war deutlich, daß er mit bösem Willen falsch geklagt; — er wurde fortgeführt. Die Frauen betrachteten, als sie den ganzen Zusammenhang erfuhren, Loyola's Schicksal als göttliches Verhängniß, ihn als einen Heiligen, und ermangelten nicht, die Kunde in der ganzen Stadt zu verbreiten. Der Großvikar sprach ihn feierlich frei, gebot ihm aber, was er ihm früher blos

freundschaftlich gerathen hatte, die auffallende Kleidung abzulegen, und gebot ihm auch, bevor er nicht vier Jahre lang Gottesgelahrtheit studirt hätte, nirgends, weder öffentlich, noch in Häusern zu predigen. Die übrigen Glieder des heiligen Gerichts aber verschärften jetzt ihre Aufmerksamkeit auf den, allen Hindernissen zum Trotz immer größeres Ansehen gewinnenden Schwärmer.

Loyola begriff die Besorgnisse, welche sie hegten, und die Nothwendigkeit, sobald als möglich, der näheren Beaufsichtigung zu entrinnen. Doch durfte diese Hast nicht allzuauffallend sein, wenn Brutus nicht entdeckt werden sollte. „Sicher zum Ziele!“ war ihm zum leitenden Wahlspruch geworden.

In Alcala, ja, in Spanien konnte seines Bleibens länger nicht mehr sein. Und doch durfte er sein Vaterland noch nicht gleich jetzt verlassen! Er beschloß daher nach Salamanca zu gehn und dort kurze Zeit zu verweilen. Um jedoch den Schein zu vermeiden, als handle er aus eigner Klugheit, verfügte er sich zu Fonsera, dem Erzbischof von Toledo, und befragte diesen um Rath, wobei er seine Fragen, seine Zweifel so zu stellen wußte, daß des Erzbischofs Rath seinem eigenen Plane entsprach. Um zu beweisen, daß er bei seinen Handlungen nicht von der Sucht, Aufsehen zu erregen, bestimmt

wurde, entließ er seine Freunde Calisto, Cazeves und Artiaga, und sagte ihnen blos, daß er sich nach Salamanca begeben würde, um dort weiter zu studiren. Grundes genug für diese beschränkten Köpfe, daß sie sich eben dahin begaben. Als er es erfuhr, verzögerte er seine Abreise geflissentlich, bis er wußte, daß sie in Salamanca angelangt waren. Er hatte es voraus berechnet, daß diese drei Männer, von Bewunderung für ihn erfüllt, den Bewohnern Salamanca's seine Schicksale, seine Offenbarungen verkünden, den Ruf seiner Frömmigkeit dort begründen würden, den er auf allen Straßen und in allen Häusern schon verbreitet finden würde, wenn er, einige Zeit mit Ungeduld erwartet, dann selbst dahin käme. Und der Schlaue hatte sich nicht getäuscht.

Aber der ungemeßne Weihrauch, den ihm die öffentliche Meinung in Salamanca streute, betäubte zum ersten Male seine scharfen Sinne. Seinen Namen hörte er von allen Lippen, seine Persönlichkeit sah er von allen Augen neugierig und ehrfurchtsvoll angestaunt. Junge und Alte, Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und schöne Frauen sammelten sich um ihn; von allen Seiten wurde in ihn gedrungen, zu predigen. Er ahnte nicht, daß bei der Verallgemeinerung dieses Wunsches die Unsicht-

baren thätig Hand im Spiele hatten, um ihn zu prüfen, ob er dem Verbote trotzen werde. Und er ließ sich hinreißen und predigte. Das Aufsehen, welches er dadurch erregte, war unerhört; — er verdankte es weniger dem inneren Gehalt seiner Kanzelreden und der rhetorischen Kunstfertigkeit, als den reichen Bildern, welche seine glühende Einbildungskraft hervorzauberte, dem schwärmerischen Madonnencultus, welchen er verkündete und mit den Lappen seines früheren Wahnsinns aufstutzte, endlich dem einfachen Umstand, daß er der Mann des Tages geworden war, dessen Persönlichkeit durch die erlittene Gefangenschaft und die glänzende Genugthuung an neuen Reizen gewonnen hatte.

Aber wachsam lauerten die Dominikaner von Sanct Stephan seinem Thun und Lassen auf. Der bischöfliche Vikar Frias lud ihn und Calisto zum Mittagessen in's Kloster. Ueber Tisch leitete er höflich und geschmeidig ein Religionsgespräch mit Loyola ein.

„Ich bitte um Euer Glas — — Sennor Calisto, Ihr thut nicht Bescheid! Ihr scheint das Beispiel Eures Meisters nachzuahmen . . .“

„Nicht doch!“ erwiederte Calisto schüchtern.

„Ihr irrt, hochwürdiger Herr, wenn Ihr mich Meister nennt; — Sennor Calisto ist nicht mein

Schüler, sondern mein Freund, ich selbst bin so gut Schüler, wie er.“

„Ihr solltet etwas von den Wundern zum Besten geben, Sennor Caballero, welche Ihr, wie man fern und nah hört — seit drei Jahren gewirkt. Ich hörte von Euren Abenteuern zur See auf Eurer Pilgerreise nach dem gelobten Lande. Erzählt mir das Wunder genau, — ich bitt' Euch!“

„Ihr beliebt ein Wunder zu nennen, was vielleicht nur Zufall war, hochwürdiger Herr! Die Wahrheit ist, daß ich vor der Abfahrt in Barcellona eine Brigantine besteigen wollte, von welcher mir meine Freunde dringend abriethen; ich ließ mich bereden und verschob die Abfahrt. Nicht lange darauf scheiterte die Brigantine (Gott sei den Seelen der Mannschaft gnädig) im Angesichte von Barcellona. — Ihr seht: Es war ein Zufall! Das andre Ereigniß war, wie ich Euch erzähle: Eine venezianische Galeere nahm mich nach Cypern mit; der Doge, Andrea Gritti, hatte mir gnädig die Erlaubniß hiezu ertheilt. Aber den gottlosen Matrosen, welche den ganzen Tag über zechten und Gott lästerten, war meine Anwesenheit ein Aergerniß, da ich nicht mit ihnen halten wollte. Sie beschlossen daher, mich auf einer wüsten Insel des Archipelagus auszusetzen. Ich betete auf dem Ver-

decke, da erhob sich ein Sturm und trieb das Schiff gerade auf Cypern zu. — Ihr seht, es war wieder ein Zufall; denn ich würde vermessen sein in Gedanken und Worten, wollte ich meinem Gebete, dem eines sündigen Menschen, die Kraft zutrauen, Gottes Gnade so sichtlich zu gewinnen."

„So nehmt Ihr also an," erwiederte Frias, Loyola's Glas auf's Neue füllend, „daß ein Zufall über uns walte, daß nicht jeder Tritt, den wir machen, von Gott vorbedacht sei?"

Loyola schob das Glas zurück, betheuerte, daß ihm sein Gelübde nicht erlaube, nur einen Tropfen ferner zu trinken, und bat den Vikar, ihm dieß nicht als Unhöflichkeit anzurechnen. Dann antwortete er auf die kitzliche Frage: „Ich glaube, daß über uns eine heilige Vorsehung waltet, welche die Haare unseres Hauptes zählt."

„Doch wie läßt sich diese widersprechende Ansicht mit Eurer eignen Deutung der Wunder vereinen?"

„Es scheint mir leicht, hochwürdiger Herr Vikar! Gott läßt den Zufall zu, so wie er unsre menschliche Freiheit zuläßt, damit wir ein Verdienst erwerben können und nicht blos durch eine ewig vorbestimmte Nothwendigkeit tugendhaft sind. Der Zufall steht unter Gott, und der menschliche Wille muß ihm begegnen."

Mit dieſen Worten erhob er ſich, um ſich zu empfehlen. „Halt!“ ſprach der Vikar plötzlich, zog die Glocke und winkte den eintretenden Dienern Caliſto feſtzunehmen. Dann ſprach er, als er wieder allein war, zu Loyola: „Senner! Ihr ſpracht einen Satz aus, der mir Ketzerei dünkt, und deſſen ſtrenge Unterſuchung ich mir vorbehalte. Bis dahin ſeid Ihr verhaftet?“

Er hatte erwartet, daß Loyola über dieſe Maßregel erſtaunt ſein würde; aber er irrte ſich, der Ritter nahm den Spruch mit Ergebung hin. Frias faßte ihn an der Hand und ſprach zu ihm: „Wißt Ihr, Inigo, in weſſen Händen Ihr Euch befindet?“

„In Gottes Hand!“ erwiederte Loyola ruhig.

„Ihr habt dem Verbote Figueroa's getrotzt! Ihr erhebt Euer Ich, — vergeßt nicht, daß Ihr es nur erheben dürft, wenn Ihr es einem höheren Willen zufolge erheben müßt, wenn es als Glied das Ganze vorſtellt! Der Adler ſieht von ſeinem luftigen Horſt herab alles, was in dem niedern Thale unten geſchieht, nicht ſo ſcharf, als wir mit tauſend Augen jeden Schritt ſahen, den Ihr von Eurer Abreiſe aus Manreza bis heute gethan, als Ihr die Schwelle dieſes Hauſes betratet. Was ſteckt hinter dieſen Euren Viſionen, von denen Jung und Alt erzählt? Chriſtus ſoll Euch erſchienen ſein und Euch

ein Buch in die Feder gesprochen haben! Die heilige Jungfrau, deren Ritter Ihr Euch nennt, sollt Ihr im Glanze himmlischer Herrlichkeit gesehen haben. Das Wunder der Hostie hat sich vor Eurem Auge entschleiert. Ihr werdet auf der Heimreise von Italien nach Spanien gefangen, sollt als Spion gerichtet werden und eine Offenbarung verkündet dem feindlichen Feldherrn, daß Eure Person geweiht sei.“ — —

„Entschuldigt,“ entgegnete Loyola, „daß ich mindestens die letzte Thatsache der Wahrheit gemäß berichte, obwohl diese für mich nicht schmeichelhaft ist. Die Soldaten, welche mich gefangen nahmen, hielten mich für einen Spion und brachten mich zum General, daß er mich tödten lasse. Der General aber maß mich verächtlich vom Kopf bis zum Fuß und rief lachend: „Das ist kein Spion, sondern ein Narr! Laßt ihn laufen!“ Und so ward ich vom Tode befreit. Es ist möglich, daß meine Feinde, um mich zu verderben, aussprengten, ich rühme mich göttlicher Offenbarungen; aber in Wahrheit, das Buch, von dem Ihr spracht, schrieb ich nicht durch Offenbarung, sondern nach dem Drang meines Herzens. Nur einmal sah' ich eine überirdische Erscheinung, ... Ihr wißt ... in Manreza.“

Mißmuthig brach Frias ab, weil eben dies Wun-

der den Glanz des Dominikanerordens erhöhte, und von den Mönchen eifrig verbreitet worden war.

Er entfernte sich, um das Beste zu berathen, was mit diesem Manne, über welchen alle in Zweifel kamen, ob er wirklich blos ein rüstiger frommer Schwärmer oder ein unruhiger Kopf sei, anzustellen sei, und verschloß hinter sich die Thüre.

Drei Tage lang befand sich Loyola gefangen im Kloster; dann kam der Pedell und führte ihn auf das Geheiß des bischöflichen Vikars in das gewöhnliche Gefängniß, wo er auf Stroh und in Fesseln gebettet wurde und seinen Gefährten Calisto traf, dessen Gesinnungen durch das harte Schicksal bereits sehr verändert waren. Loyola durchschaute die unbrauchbare Schwäche dieses Menschen, welcher es bereits bereute, ein bequemes Leben aufgegeben zu haben. Er bat ihn, seine Thränen zu sparen, und seinem Vorhaben, in den geistlichen Stand zu treten, immerhin zu entsagen. „Beruhige dich, Calisto," sprach er, „deine Gefangenschaft wird nicht mehr lange währen, du wirst bald in alle deine alten Gewohnheiten dich wieder schmiegen lernen! Armer Freund! als ob das minder Fesseln wären! Nun, wenn sie dich glücklich machen! — — Ich könnte dir aus deinem Gesicht, aus diesen Thränen weissagen: Du wirst noch ein reicher Mann! Du

wirst als Crösus sterben! — — Fahr' hin für immer!"

Calisto wagte, im Gefühle, daß Loyola seine geheimen Gesinnungen errathen, kein Wort dawider zu sprechen, sondern drückte sich in das Stroh seines Lagers, und den Kopf in eine Ecke des Kerkers. Loyola saß sinnend, durch die sichtlichen Gegenstrebungen der Gewaltigen noch trotziger gemacht, in seinem ganzen Wollen, seine Unvorsichtigkeit mit Grimm erkennend, die Unzulänglichkeit seiner bisherigen Jünger messend, über deren Schwäche und Erbärmlichkeit — denn die andern zwei hatten sich bei dem ersten ausgesprengten Gerücht von Ketzerei feierlich von ihm losgesagt — er bitter lachte.

Das große Publikum, dessen Liebling Loyola war, befand sich bei der Nachricht von seiner Gefangenhaltung in großer Aufregung. Frauen und Männer umlagerten das Gefängniß, drängten sich an das starke Eisengitter des Fensters, begehrten ihn zu sehen, verlangten, daß er ihnen vom Kerker aus predige. Er fühlte sich genöthigt, an das Gitter zu treten, die Maske vorzunehmen, seine heimlichen Feinde laut als gerecht und unbescholten zu rühmen, und die Menge draußen — so schwer ihm dies wie das vorige fiel — zu bitten, ihn nicht für

einen Auserwählten Gottes zu halten, sondern für einen größeren Sünder, als sie alle wären.

Diese Bekenntnisse Loyola's, seine kluge Vertheidigung der Feinde, die Aufregung des Volkes, und endlich die Absicht, den Faden nicht zu zerschneiden, welcher den bedeutend gewordenen Mann an ihre Zwecke knüpfte, veranlaßten die Mitglieder des geistlichen Bundes, den Knoten, den sie geschürzt zu haben, jetzt selbst bereuten, zu zerhauen. Loyola wurde vor ihre richterliche Versammlung berufen, um den Schein einer rechtlichen Verhandlung nicht zu zerstören, sein Buch: die geistlichen Kampfübungen streng und umständlich prüfte und dessen Inhalt endlich für übereinstimmend mit der reinen Lehre der heiligen römischen Kirche erkannte. Er wurde von jedem Verdacht freigesprochen und wiederholt angehalten, seine vierjährigen theologischen Studien zu beginnen, vor deren Beendigung er sich des Predigens und aller anderen priesterlichen Funktionen enthalten sollte; nur das Eine wurde ihm erlaubt, kleinen Kindern den Katechismus, nach der Anweisung der Dominikaner, zu erläutern. Am Schluß seiner Rede enthüllte Frias, um den Schwärmer sicher an die Interessen des Bundes zu fesseln, eine glanzvolle Perspektive geistlicher Würden. Aber Loyola unterschied den Köder! Sein Entschluß war gefaßt.

Zwanzig Tage nach seiner Freilassung kaufte er von einem Theil der reichen Geschenke, die ihm von allen Seiten, hauptsächlich aber durch die milde Theilnahme der Frauen zuflossen, — einen Esel, nahm einen Knotenstock und verließ Alcala, um sich in Barcellona von seinen alten Freundinnen, Elisabeth Roselli und Agnes Pascal zu beurlauben und dann nach Frankreich zu reisen. Diese, so wie seine andern Freunde in Barcellona, suchten ihn von der Reise abzuhalten; sie stellten ihm die rauhe Jahreszeit, die Unsicherheit auf allen Heerstraßen vor, welche durch den Krieg zwischen Frankreich und Spanien hervorgerufen, fast alle Reisenden abschreckte. Aber er war nicht zu bewegen, zu bleiben. Mit schwerem Herzen gaben ihm seine Freunde bis eine Stunde vor die Stadt das Geleit. Dort schieden sie von ihm.

Er eilte rüstig immer zu, ungeduldig die Grenze Frankreichs zu erreichen.

Frankreich und die Lilien! Da steht der Weiser; steinerner Zwerg, der die steinerne Faust nach dem Lande der Hoffnung hinstreckt, die andere wie zum Fluch geballt über Spanien!? Himmelanragende Pallisaden vom Urfels halten zwei Völker auseinander, wie Nacht und Morgen, wie Leben und Tod.

Loyola ſtand ſtille und blickte in den abſchüſſigen, klippigen Schluchtweg hinab.

„Laß mich nach langem Entbehren endlich wieder dich trinken, Freiheit! Hier lauſcht nur der Waldbach, hier ſchleicht nur das Raubthier. Laß mich dich einſaugen, Urkraft der Natur, wallend im Waldesduft; ich brauche deiner, um nicht zu ermatten; ich habe ein neues, langes Faſten vor mir. O, Natur, du allein biſt werth, frei zu ſein. Die Menſchen verdienen die Knechtſchaft. Dieſer Arm kann eine Geißel ſchwingen!“

„Lebt wohl, ſtolze, unſichtbare Tyrannen! — Lebt wohl, aber auf Wiederſehn! Ihr habt mich für einen Thoren gehalten, — das will ich Euch bezahlen, — für feil und durſtig nach Knechtſchaft, — Ihr ſollt Euch kennen lernen! Ich habe mich ſelbſt vor Euch erniedrigt; — bei'm ewigen Gott! ich will's nicht umſonſt gethan haben!“

„Langſam, aber ſicher! — Es iſt ein Kampf auf Leben und Tod. Es iſt ein Bruderkrieg, jeder ficht mit des Gegners Schwert, mit des Gegners Schild; jeder hat daſſelbe Symbol auf der Fahne. — Ich kenne euch, — ihr ahnet mich kaum! Ihr habt die Gewalt, ich habe dies gewonnen, was ſie zehnfach aufwiegt — und ihr Thoren arbeitet mir zur

Hand, ſie mir zu gewinnen, — die öffentliche Meinung!

„Ihr habt blos gemeines Volk zu blinden Vollſtreckern Eurer Gewalt, Thoren, wie man ſie auf der Straße findet! — Armſelige Tyrannen!“

„Mein Werkzeug ſoll einer ſein, vor dem Hunderttauſende ſeit anderthalb Jahrtauſenden gezittert. — Der Pabſt ſoll der Schemel meiner Füße ſein!“

In demselben Verlage sind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erschienen

und um beigesetzte Preise durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Victor Hugo's

sämmtliche Werke.

Deutsch

von

Adrian, Beurmann, G. Büchner, E. Duller, H. Fournier, F. Freiligrath, Ph. H. Kulb, H. Laube, A. Lewald, W. Wagner, O. L. B. Wolff und Andern.

Nebst einleitender Biographie und Charakteristik

von

Dr. Adrian.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Wohlfeile Taschenausgabe in beiläufig 15 Bänden. — Subscriptionspreis per Band 9 ggr. — 36 kr.

Die deutsche Sprache soll einen neuen Triumph feiern! Weltbezwingend, universell sind die Werke des Genies; das Vaterland hat den Stolz eines solchen Besitzthumes, aber den Gewinn der Ideen, die Kunst und das Unvergängliche theilen alle Nationen. Shaksveare, Calderon, Byron sind durch klassische Uebertragungen in Deutschland eingebürgert. Noch aber entbehren wir eines Denkmals, das aus Frankreich zu uns herübervervflanzt, sich jenen Meisterwerken an die Seite stellen darf. Wer verdiente mehr, als Victor Hugo, in

deutschen Metallauten dem Gedächtnisse der Nachwelt überliefert zu werden? Dieser junge Titan hat den Perruckenparnaß der alten französischen Literatur erstürmt. Er hat seiner Nation gezeigt, daß nichts so schön ist, als die Natur, und nichts so erhaben, als die Leidenschaft. Schöpferisch formt er das rohe Material seiner Muttersprache in unsterbliche Gestalten, welche neu gedacht mit gleich kühner Neuerung von ihm belebt wurden. Gothischen Domen gleichen seine Romane, Laokoonsgruppen seine Dramen, östlichen Nachten mit Sternegeflimmer, Palmenhainen und den tausend Zaubern der Wüste seine lyrischen Strauße. Nach Göthe und Byron ist Victor Hugo der einzige jetzt lebende Dichter, der Europäische Anerkennung hat.

Schon lange unser Unternehmen im Stillen vorbereitend, treten wir jetzt damit freudig an das Licht; wir geben keine improvisirte Arbeit der Industrie, sondern das Erzeugniß heiliger Weihestunden.

Victor Hugo selbst hat unserm Unternehmen seine Theilnahme zugesagt; ein kostbarer Stahlstich wird den Dichter physiognomisch, Adrian's Einleitung, sein Leben und den Geist seiner Schriften biographisch-kritisch zur Anschauung bringen. Nichts ist von uns übergangen worden, um das Ganze in einem geschmackvollen Gewande erscheinen zu lassen.

Von drei Hauptabtheilungen, in welche wir Victor Hugo's sämmtliche Werke scheiden, umfaßt die erste dessen Romane:

Der letzte Tag eines Verurtheilten; — Bug Jargal; — Han von Island; — Notre Dame in Paris;

die zweite dessen dramatische Werke:

Cromwell; — Marion de Lorme; — Hernani; — der König amusirt sich; — Lucrezia Borgia; — Maria Tudor; — Angelo, der Tyrann von Padua;

die dritte dessen lyrische Poesien und vermischte Schriften:

Herbstblätter; — Vermischte Gedichte; — Orientalen und Balladen; — zur Literatur und Philosophie.

Der 1ste bis 10te Band sind erschienen, und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen; an den folgenden Bänden wird unausgesetzt gearbeitet, so daß dieselben rasch auf einander folgen werden.

Zum Schluß erwähnen wir noch, daß wir Victor Hugo's sämmtliche Werke geben, und schon deshalb mit den in Stuttgart erscheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwechselung gerathen dürfen, da diese Ausgabe nicht nur in der äußeren Ausstattung der unsrigen nachsteht, sondern auch in den bereits ausgegebenen Bändchen sowohl einzelne Stellen, als auch ganze Seiten, ja sogar ganze Kapitel des Originals ausgelassen sind.

Adrian, Dr., neueſtes Gemälde von London und ſeinen Umgebungen. Handbuch für Reiſende nach London. Mit einem Wegweiſer von Frankfurt am Main über Mainz, Coblenz, Köln, Nymwegen und Rotterdam nach London, ſodann von London über Harwich nach Hamburg, über Oſtende nach Brüſſel und über Dower und Calais, Brighton und Dieppe nach Paris. — Beigegeben iſt: Eine Reiſekarte, der Plan und das Panorama von London, ſowie eine Karte der Umgebungen von London. In Etui geb. Rthlr. 3. 4 gr. fl. 5. 30 kr.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfern. Rthlr. 3. 12 gr. fl 6.

— — Skizzen aus England. Zwei Bände. Rthlr. 3. 12 gr. fl. 6.

Adrian, Reiſe-Scenen aus Amerika. 1r Theil Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr.

Die Halliſche, Jenaiſche und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Converſationsblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltung, Heſperus u. A. haben ſich über dieſe Werke auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Das ausgezeichnete Darſteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfaſſers, der reizende Wechſel der Gegenſtände, das Intereſſe, das den Leſer vom Anfang bis zum Ende feſſelt, und der elegante Styl ſowie die Wahl der Gegenſtände, die treue, ſtets aus dem Leben gegriffene Darſtellung des anziehenden Landes, in welches uns der Verfaſſer einführt, in welchem er uns heimiſch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er ſo treffend ſchildert, — alles das ſind Vorzüge, welche die eben ſo unterhaltenden, als lehrreichen Bilder und Skizzen aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreiſen einen ſo großen Beifall gewonnen haben.

Bechſtein, Ludwig, Luther. Ein Gedicht. 8. Geh. 21 gr. fl. 1. 30 kr.

— — der Fürſtentag. Hiſtoriſch-romantiſches Zeitbild aus dem ſechszehnten Jahrhundert. 2 Bände 8. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr.

— — Gedichte. gr. 8. Geheftet Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Ludwig Bechstein wurde bei seinem ersten Auftreten in der literarischen Welt vom deutschen Publikum als einer der liebenswürdigsten jüngeren Dichter begrüßt; man fand in seinem Todtentanz, in seinem Faust, in seinem Luther Adel der Gesinnung mit Wohllaut des Ausdrucks, Wahrheit der Empfindung mit lieblicher Natürlichkeit der Darstellung gepaart, und erkannte als Charakteristisches des Dichters einen frischen Schmelz des Frühlings, der alle seine Dichtungen wie eine zarte Lasur überhaucht. Alle diese Vorzüge, welche seine größeren Dichtungen auszeichnen, finden sich in weit höherem Grade in seinen kleineren Gedichten, welche hier zum erstenmal gesammelt erscheinen, ja es läßt sich vielleicht sogar behaupten, daß in dem einfachen herzlichen Liede, in der heimischen Sage die Eigenthümlichkeit unseres Dichters sich in den lebhaftesten Farben zeigt. Die zahlreichen Freunde Bechsteins werden durch diese sorgfältig ausgewählte Sammlung seiner Dichtungen gewiß vermehrt werden.

Biedenfeld, Freiherr von, Novellen und bunte Blätter. 2 Theile. 8. Rthlr. 2. 18 gr. fl. 4. 30 kr.

Belani, H. C. R., Romantische Erzählungen aus Portugal's Geschichte. 8. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — der Heimathlose. Roman in Zeitbildern. 3 Theile. Rthlr. 4. fl. 7.

— — der Premierminister. Geschichtliches Volks- und Sittengemälde. 4 Theile. 8. Rthlr. 4. 18 gr. fl. 8. 24 kr.

— — der Geächtete. Geschichtlicher Roman aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. 3 Theile. 8. Rthlr. 4. fl. 7.

Belani ist schon in seinem „Heimathlosen" und seinem „Premierminister," in denen er merkwürdige Zeitabschnitte durch lebendige Vorführung großer handelnder Charaktere, welche die Seele ihrer Zeit waren, schilderte, in die Reihe der deutschen historischen Romanschriftsteller ehrenvoll eingetreten. Er verfolgt diese Bahn mit Ernst auch in dem „Geächteten," der ein charakteristisches Zeitbild vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts vorführt. Die herrlichen Gestalten, Georg von Frundsberg, der „Vater der frommen Landsknechte," und Karl von Bourbon, von Franz I. und dem Papst geächtet, im Dienst des deutschen Kaisers, sind der Mittelpunkt, um den sich die andern Figuren in mannigfaltigen Gestaltungen herumgruppiren. Bald befinden wir uns mitten in Kampf und Sieg, vor Rom und Pavia, bald im Lager, bald im häuslichen Stillleben. Aber überall wird man gefesselt durch die lebendigste treuste Schilderung jener ritterlichen abenteuerlichen Zeiten.

Büchner, Georg, Danton's Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckenszeit. 18 gr. fl. 1. 12 kr.

Byron, Lord, sämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildnisse des Verfassers, einem Facsimile seiner Handschrift und einer Ansicht von Newstead-Abtey. 12 Bände. Geh. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 8. 12 gr. fl. 14. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 6. 18 gr. fl. 11.

Diese Ausgabe ist vollständiger, als irgend eine bis jetzt in englischer Sprache erschienene, und mit der größten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geschmack von einem Vereine ruhmlichst bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rücksicht konnte das Auslassen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieselbe um 15 Octavbogen stärker wurde, wird dennoch vorerst der äußern billige Subscriptionspreis beibehalten.

Die vorzüglichsten kritischen Blätter haben sich über diese Ausgabe auf das Vortheilhafteste ausgesprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der Hallischen Lit. Zeitung [1832. 195] beginnt:

„Wir sehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Universalität des Geistes unserer Sprache einen ihrer glanzendsten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzose oder der Italiener die kühne Kraft des englischen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung seines Gesanges, die Tiefe zerreißender und versöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tausend bedeutungsvollen Nuancen, welche Byron gleichsam tandelnd, aber nie ohne Absicht und Bewußtseyn, hinwirft?"

Cooper's sämmtliche Werke, 87 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 16. fl. 25. Auf Druckpapier Rthlr. 10. 14 gr. fl. 17.

Dieselben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Ansiedler. — Der Lootse. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Wassernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern. — Die Monikins.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. fl. 5. 30 kr.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. 40 kr.

Döring, Georg, das Kunsthaus. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. Rthlr. 5 8 gr. fl. 9.

— — Novellen. 4 Theile. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 6. fl. 10. 48 kr. Ausgabe auf Druckpapier. Rthlr. 5. fl. 9.

— — das Opfer von Ostrolenka. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Roland von Bremen. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Phantasiegemälde. 5 Jahrgänge 1829 bis 1831 und 1833. Jeder Jahrgang mit einem Titelkupfer von Fleischmann. Geh. 16 gr. fl. 1. 12 kr.

— — dramatische Novellen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — die Geiselfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Bände. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Tage der Vorzeit. Dramatisches Gedicht in vier Darstellungen, aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung. 2. Der Kaisersitz. 3. Die Wahlstadt. 4. Gustav Adolphs Abschied von Frankfurt. Cartonirt. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 15 kr.

Diese Dichtungen des berühmten Herrn Verfassers haben sich des ausserordentlichsten Beifalls nicht allein von Deutschland, sondern auch theilweise von England und Frankreich, wohin sie talentvolle Uebersetzer verpflanzt, zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritische Blätter den deutschen Cooper; denn wie er gleich diesem genialen Schriftsteller einen Reichthum der Erfindung entfaltet, eine scharfe Charakterisirung in allen Individuen aufstellt, so gelingen ihm auch ebenso die Schilderungen von Naturscenen, die Darstellungen prächtender und romantischer Lokalitäten, mit allen dichterischen Details, welche dazu beitragen, ein Bild zum Kunstwerke zu erheben. Daß die reinste Moralität in allen seinen Dichtungen vorherrsche, und sie deshalb ohne Anstand jeder Jungfrau in die Hand gegeben werden können, ist allgemein anerkannt.

Loyola.

Von

Eduard Duller.

Lincke

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1836.

Sächsische
Landesbibliothek
03 APR 1964
Dresden

I.

„Schade, daß Ihr nicht als Frauenzimmer zur Welt kamt; hättet Ihr nicht diese schwarzen Flocken am Kinn. — Ihr könntet in jedem Kloster als Demoiselle gelten. Im Ernst, Rodriguez, übergebt Euch Eurem Todfeind doch nicht auf Gnade und Ungnade ....“

„Welchem Feinde?“ fragte Rodriguez den lustigen Doctor. „Der Lächerlichkeit!“ erwiederte Xaver; — Ihr paßt in einen gläsernen Schrein, d'rin aufrecht gestellt, die Hände auf der Brust gefaltet und eine Lilie dazwischen gesteckt, und zu Euren Füßen den Contrakt, auf Rosenblättern geschrieben, den Ihr mit Luna abgeschlossen; nie eine Mädchenlippe zu küssen und dafür gesättigt zu werden mit keuschen Strahlen!“ Xaver lachte und stürzte einen Becher Wein hinab.

Rodriguez entgegnete ihm sanft: „Warum spottet Ihr mein? Ist es ein Verbrechen, ein Wesen, in welchem man ganz, durch das man allein gelebt, nicht vergessen können?“

„Ich gäbe was drum“ — fuhr Xaver im

alten Tone fort, freilich hab' ich nichts zu verwetten als meinen Doctorhut — nun, ich gäb' ihn drum, könnt' ich Euch an einem Tage weniger als zwölfmal in der Stunde seufzen hören! — Seid Ihr nicht jung, Simone? Seid Ihr kein Edelmann? Steht Ihr bei Euerem Könige nicht in Gnaden? — Also: fort mit Euren Leichenbittergrillen! — Ihr seid zu grausam gegen die schönen Frauen von Paris! Und wollt Ihr's durchaus sein, warum thut Ihr nichts, um die Blässe Eurer Wangen verschwinden zu machen, welche die mitleidigen Schönen nach Euren Lippen lüstern macht? — Vergeht denn ein Abend, an welchem Euch nicht ein Page begegnete, mit seidenen Bändern aufgeputzt, die Locken gekräuselt — sich an Euch drückte und Euch ein ambraduftendes Blättchen in den Busen schöbe, ehe Ihr den kleinen Schelm nur bemerkt? Und Ihr könnt es über's Herz bringen, die Briefe in's Feuer zu werfen? Ach, Ihr seid die Zielscheibe aller Dolche von eifersüchtigen Männern und Liebhabern, Ihr geht allerorten unter einem schwebenden Schwert — und thut nicht für einen Sol, um diesen Narren Anlaß zu geben. Nun, Gott schütze Eure Unschuld! Ah, wäre ich an Eurer Stelle! — O geht, Rodriguez, Ihr seid ein Kopfhänger, und ich erlebe es noch, daß Ihr Betstunden haltet, wie

mein närrischer Landsmann, der allen vernünftigen Leuten zum Gespött herumläuft.“

„Ich glaube, Ihr verkennt den wackren Magister,“ sprach Rodriguez, Loyola's Partei ergreifend; — „er ist ein Mann, der gewiß schon viel gelitten hat und nun in der Religion sein letztes Asyl fand. Gönnt es ihm! Was that er Euch? Ach, ich kann solche Seelenzustände wohl begreifen. Es gibt Dornen, die sich so fest im Herzen einhaken, daß keine menschliche Hand sie mehr herausziehen kann ...“

Xaver rief, die weiche Stimme des jungen Schülers scherzhaft nachahmend: „„O Amarillis! O süße Chloë! O Linda, meine geknickte Lilie!““ — — Gott, welcher Mißbrauch mit Schwermuth! Sagt mir nur, was habt Ihr denn von dieser Sprödigkeit, welche auf allen Frauenlippen schon zum Sprichwort geworden ist! „„Der arme blasse Portugiese!““ — — Wenn Ihr nicht noch gar nach dem heiligen Lande wallfahrtet, um Eure Thränen in den Kidron zu weinen, so will ich nicht mehr Francisco Xaver heißen, sondern Damon, und kein Edelmann mehr sein, sondern ein Schäfer. Aber nehmt Euch vor den Türkinnen in Acht.“

„Ich denke in der That daran, nach Palästina zu pilgern!“ versetzte Rodriguez mit mädchenhafter Schüchternheit.

„Wie? Dann bin ich ein Prophet, so gut wie Loyola! — O vielfach belobte heilige Erde, so wirst du also mit unglücklichen Liebenden bevölkert! Welch eine Aussicht! Bärbeißige Türken mit tüchtigen Prügeln bewaffnet und Liebesseufzer. Striemen und Thränen! Blasse Wangen und rothe Sohlen! Rodriguez, seid kein Thor! Der König von Portugal schickte Euch hieher, er zahlt Euch Euern Unterhalt nicht deßhalb, daß Ihr in Paris verrückt werdet. Sagt ins Himmelsnamen, was habt Ihr denn in Palästina zu gewinnen?“

„Was habe ich denn zu verlieren?“ entgegnete ihm Rodriguez; „ich gehöre Niemand auf Erden an, Niemand kümmert sich um mich!“

Indessen ließ sich vor der Thüre der Studentenschenke ein ungestümes Gelächter vernehmen. „Ha, da kommt Einer, der Euch den Kopf zurecht setzen kann,“ rief Professor Xaver — „ich kenne meinen Mann. Das ist Bobadilla; er hat für jedermann Gründe, die überzeugend sind — aber halsbrecherisch.“

„Nun, Magister!“ sprach er den Eintretenden an, der plump und ungeschlacht an den Zechtisch kam, als wollte er die Freunde auf Mord und Tod herausfordern, — das lag in seinem Wesen — „Nun, Magister, hier ist ein Kranker, angesteckt

vom Loyolismus. — Ihr wißt: eine böſe Seuche, ein Veitstanz, der ſchon den ſanften Savoyarden befallen hat. — Seht ihn nur an, den „„armen blaſſen Portugieſen.““ Er will ein härenes Hemd anziehen und nach Paläſtina reiſen.“

„Zum Teufel, weßhalb?“ fragte Bobadilla mit rauher Stimme.

„Um zu weinen!“ erwiederte Xaver lachend und kredenzte dem ſtämmigen Magiſter den Willkommstrunk. Dieſer lehnte ihn jedoch ab, zog eilig ſeine beiden Freunde an's Fenſter und ſprach: „Gebt Acht, gleich kommt der Heilige vorbei!“

„Nun, und was weiter, Bobadilla? Ich ſah ihn ſchon öfter.“

„Still! — Seht nur! — Ach, beim heiligen Kreutze! Er hinkt mit Frömmigkeit, Reſpekt vor dem Hinkenden, den wir ſo oft verlacht, Doctor; — er iſt jetzt unſer College, Magiſter der freien Künſte auf der berühmten und unvergleichlichen Hochſchule von Paris...“

„Wie? College?! Sind wir Collegen in der Kopfhängerei?“

„So ſeht doch hin!“

„Da kommt er, die Augen verdrehend; — ha, der Narr! Doch wer ſind die zwei, die ihm zu beiden Seiten gehn?“

„Das ist eben der Spaß! — Apostel sind's, Freund! Apostel, so wahr ich keinen Heller in der Tasche habe. — Hört! Ich komme aus dem Saal, um Euch aufzusuchen, und hinter mir drein hinkt Loyola, dreifach possierlicher, seit er Magister ist, ihm nach ein Rudel Scholaren, die seine Worte über den Aristoteles — das größte Kauderwelsch, was ich je im Leben gehört — für ein Evangelium halten. Die Reverenzen der Studenten vor Loyola und Loyola's vor den Studenten eckelte mich an; ich biege um eine Ecke; da begegnen mir zwei lange Herren, blutjung, mit so schwärmerischen Augen im Kopfe, als suchten sie die Fee Morgante oder Händel mit der gesunden Vernunft. Indessen kommt Loyola den Beiden in den Gesichtskreis. Ich wünsche, Ihr hättet das Schauspiel mit angesehn. Kaum erblicken ihn die Zwei, so rufen sie im schönsten Spanisch, wie Gott es zu den Engeln spricht, mit Extase: „Ihr seid's, Sennor!" und werfen sich dem hinkenden Magister zu Füßen. „Habt Ihr mich je gesehen?" fragt Loyola verwundert; — „wer seid Ihr? Steht auf! Was knieet Ihr vor einem sündigen Menschen?" D'rauf die beiden: „Ihr seid Inigo von Loyola, der Liebling Gottes, wir sahen Euch nie; dennoch Euer Bild lebte in uns. Wir heißen Jago Lainez und Alphons Salmero,

und kommen von Alcala, wo wir von Euren Thaten und Wundern hörten. Wir mußten zu Euch, der Himmel gebot es uns. Wir machten uns auf die Reise. Hier sind wir, heiliger Mann, und bitten Euch: nehmt uns zu Eueren Jüngern auf!“

Der sanfte Rodriguez, welcher, er wußte selbst nicht weshalb, stets eine Sympathie in sich fand, welche ihn zu dem ihm persönlich unbekannten Loyola hinzog, schlug das Auge nieder und erröthete über die Lieblosigkeit Bobadilla's; dagegen ergötzte sich Xaver an der plumpen Beschreibung, sah dem Meister und dessen beiden ihm durch den Himmel zugewiesenen Jüngern so lange nach, bis sie in einer Seitenstraße entschwanden, und sprach dann, sich wieder an den Tisch begebend, nicht ohne einen Seitenblick auf Rodriguez, zu Bobadilla, welcher jetzt das ihm früher gebotene Glas hastig leerte: „Ich bedaure, nicht bei Euch gewesen zu sein, Meister. Was gilt's, der Scholiast des Aristoteles — er lies't Euch meinethalb aus Lukianos oder Petron eine Apologie des Klosterlebens heraus, und erklärt Euch aus Aristoteles und Platon den Katechismus für kleine Kinder. Trinkt, Bobadilla, — heda, Jaques, mein flotter Bursche! Wein herbei für Magister Bobadilla!“

„Xaver! Ihr könntet meine arme Seele umdrehen wie einen Handschuh; mein Beutel ist so

leer, daß ich ihn statt einer Mütze über den Kopf ziehen kann.“

„Glaubt Ihr: in meinem Sacke wachsen silberne Lilien? Bei meinem Adel aus Navarra, dieser portugiesische Student hier, dessen blasses Gesicht, von allen Ehemännern verwünscht, der Aushängeschild einer vierzigtägigen Fastenzeit ist, beschämt uns Männer von gelehrten und geistlichen Würden an rundem Metall. Heda, Jaques, Wein herbei für Simone Rodriguez von Azevedo!“

„Gelehrte und würdige Herrn, ich vermag keinen Tropfen mehr über die Lippen zu bringen.“

„Noch immer zimperlich? Noch immer ein Nachtigallmännchen, Simone?“ rief Bobadilla.

„Und was sagt Ihr von seinem Reisevorhaben?“

„Ja so! Ich dachte nicht mehr daran. Ei, Rodriguez, wollt Ihr nicht lieber gar den Savoyarden und die zwei allerneuesten Apostel nachahmen? Pah! Fällt es Euch denn so schwer vernünftig zu sein?“

„Thorheit ist eben bequem,“ meinte Xaver. „Rodriguez, ich muß mich ärgern, so oft ich Euch ansehe, denn ich denke dabei an alle hübschen Mädchen, die da seufzen und Euch interessant finden. Habt Ihr kein Blut in den Adern? Gott! Nach

Paläſtina reiſen zu wollen, um die Cedern des Libanon mit Thränen zu tränken und die Luft mit dem Namen Eurer Geliebten zu würzen! Wie hieß ſie doch? — Linda, ganz Recht! Linda! Jedem ſchmutzigen Türken ſo ein ſüßes, weiches, aromatiſches Wort in die Ohren zu hauchen! Geht, Ihr macht die Türken damit melancholiſch.“

Rodriguez ſtand gekränkt auf und wollte ſich entfernen. Xaver hielt ihn, mit den Worten: „Ei, Rodriguez, ſo war es nicht gemeint,“ freundlich zurück, denn er liebte den jungen Schüler aufrichtig, und bewies ihm dieſe Zuneigung nie deutlicher, als wenn er deſſen ſchwärmeriſches Weſen zum Gegenſtand ſeines Spottes machte. Rodriguez war ſchnell verſöhnt, ſein weiches, jungfräuliches Gemüth konnte Kränkungen nicht lange nachtragen.

„Gäbe es noch Thaten dort zu gewinnen,“ ſprach Bobadilla mißmuthig. „Dann wäre ich der erſte, der Euch folgte; aber ein Schwert müßte mein Pilgerſtab ſein, ein Panzer meine Kutte. O, was gäbe ich darum, könnt' ich hinaus in die Welt, und durch die Fauſt darthun, daß ich was bin! So muß ich hier in Paris als armſeliger Magiſter herum gehn, der alles entbehrt; nur die Armuth nicht. Muß den Schülern vordemonſtriren, wie ſie denken ſollen, während ich es noch nicht dahin

gebracht habe, zu wiſſen, wovon ich leben ſoll. Der Teufel hole die Bettelhaftigkeit.“

Xaver hatte ſich mit dem Gedanken beſchäftigt, welcher Umſtand den Portugieſen wohl auf die thörichte Idee der Pilgerfahrt gebracht haben könne; er wünſchte ihm dieſelbe aus dem Kopf zu ſcheuchen. Je mehr er über irgend eine mögliche Urſache grübelte, deſto glaubhafter wurde ihm die Annahme, daß nur die Kunde von Loyola's wunderlichem Leben an jenem abentheuerlichen Plane ſchuld ſei. Er nahm ſich vor, dieſes Gift durch ein Gegengift zu vertreiben, und zwar augenblicklich. Zu dieſem Ende wendete er das Geſpräch wieder auf Loyola, um die lächerliche Seite dieſes von Rodriguez hochgeachteten Characters im grellen Lichte zu zeigen.

„Verhehlt und verhaltet es nicht, Rodriguez! — Ich weiß, dieſes Loyola Beiſpiel iſt der leuchtende Stift, an welchem Euere Phantaſie ihre Gewirke befeſtigt. Lieber Simone, Ihr ſeid noch jung und ſeht an des Mannes außerordentlicher Narrheit nur das Außerordentliche, die Narrheit beachtet Ihr nicht. Doch ſeid kein Kind, um gleich nachzuahmen, was Euch imponirt. Wollt Ihr Euch zum Spott aller Welt machen? Denkt an jene Scene, würdig, daß der Schauplatz ein Tollhaus geweſen wäre, — als im Saale des Collége der heiligen

Barbara ein Glockensignal alle Lehrer und Studenten versammelte, um den thörigten Scholaren Loyola, der sich den Anordnungen des Professors Pegna widersetzte, exemplarisch zu bestrafen; dieser Loyola, der die Züchtigung ungezogener Jungen erhalten sollte, war fast acht und dreißigjährig und muckste nicht, in der Meinung, jeder Streich, der ihm versetzt werden sollte, sei ein Ritterschlag des Märterthums..."

„Und doch hielt Doctor Govea im Moment inne, als die entehrende Strafe vollstreckt werden sollte — und warf sich, wie von Gott plötzlich erleuchtet, dem unschuldig Verläumdeten zu Füßen, um ihm für das Unrecht Abbitte zu leisten," setzte Rodriguez dem Professor Xaver entgegen.

Dieser aber fuhr um so eifriger fort: „Dann war Govea selbst ein Narr! — Doch, ich weiß noch andre Geschichten von diesem neuen Messias, die noch triftigere Zeugen seiner Geistesarmuth sind. Als er nach Paris kam, entwendete ihm sein Stubenbursche alles Geld und entfloh damit nach Rouen. Dort wird der Schurke krank und schreibt voll Gewissensangst an den Bestohlenen. Was thut Loyola? Er macht sich auf und hinkt in die Normandie; — aber nicht um sein Geld wieder zu fordern, sondern um den Dieb zu trösten und zu pflegen, mit solcher Devotion, als wäre der Spitzbube ein Heiliger."

„Daran erkenn' ich nicht Geistesschwäche," rief Rodriguez begeistert, „sondern Größe und Edelsinn. — Ich bitt' Euch, erzählt mir mehr solche Züge aus Loyola's Leben...."

„Um Euch vollends verrückt zu machen?" sprach Bobadilla unwillig. „Ihr seid unverbesserlich! Ihr könnt nicht trinken, Ihr könnt nicht lieben, Ihr könnt nicht schlagen, .. nichts als schwärmen und träumen. Bah, Ihr seid ein schlechter Portugiese!"

Rodriguez fuhr empor, sein sanftes Auge flammte, seine zarte Hand griff nach dem Schwert. Bobadilla leerte gelassen seinen Becher, stand dann auf und fragte, als wäre die Sache beschlossen: „Wo und wann, Simone?"

Xaver sprang rasch zwischen beide und sprach bald zu Bobadilla, bald zu Rodriguez: „Soll ein thörichtes Wort Anlaß zum Mord geben? Magister, bändigt in Euch den Teufel der Raufsucht — — Rodriguez, Ihr kennt ihn ja, man darf seine bleiernen Worte auf keine Goldwage legen. — Friede, ihr Herrn, oder Jeder von Euch hat es noch obendrein mit mir zu thun."

Bobadilla lachte, Rodriguez begütigte sich, Xaver fügte ihre Hände ineinander und sprach: „Im Namen der sieben Weisen, seid vernünftig!"

Mittlerweile trat Xaver's Freund Miguel in die

Schenke und besah sich das Schauspiel; dann schielte er auf Rodriguez seitwarts und reichte ihm ein Briefchen.

„Was gilt's ... von einer Dame?" — — meinten Xaver und Bobadilla. Miguel erwiederte verdrießlich: „Der Knabe, der es Euch bringen sollte, wußte Euch nicht aufzufinden und gerieth unterwegs an Loyola, dessen Magisterhut ihm ein Leitstern war. Was hat sich dieser Frömmling stets in fremde Angelegenheiten zu mischen? Beim Teufel, er ist mir fatal wie Katzen und ich stelle ihm noch ein Bein, sobald ich kann."

„Nun? Was habt Ihr mit ihm?" fragten die Andern.

Miguel erwiederte griesgrämig: „Er ist mir eben fatal. Hört! Er mochte wohl wittern, daß der Brief von einer Dame komme — so wahr Ihr mich hier seht — er unterstand sich dem kl[illegible]n Knaben gute Lehren zu geben und Vorwürfe zu machen, solche Botengänge wären Todsünden und dergleichen — und fragte ihn, wer ihn geschickt habe, und er sollte, noch so jung, nicht wieder in solchen Aufträgen gehn und das Seelenheil eines frommen Jünglings nicht verderben helfen ... was weiß ich noch alles! — Es übermannte mich, ich riß dem Pagen, der mit offnem Munde dastand, den Zettel aus der Hand,

rief ihm zu, ich wollte das Blatt besser bestellen. Da ist's! Das Kind horcht vielleicht noch jetzt auf die salbungsvollen Worte des bigotten Magisters. Da, Rodriguez, lest!"

Rodriguez wandte sich ab, und als Miguel es ihm aufdrang, wollte er es zerreißen. Xaver ergriff es noch zu rechter Zeit, und rief leichtfertig: „Pfui, und wie schade! — Erlaubt, Rodriguez, daß ich statt Eurer es lese." — Schon hatte er das Siegel erbrochen und Rodriguez konnte es nicht verhindern, daß Xaver den Namen der Dame erfuhr. Da hielt der zuchtige Schuler es in der lustigen Gesellschaft nicht langer aus, und eilte fort, ohne sich um die Spottworte zu kummern, welche Bobadilla und Miguel ihm nachriefen.

Xaver hatte den Brief durchlesen und blickte sinnend vor sich hin. „Francisco!" hub Miguel an, sich vertraulich ihm nahernd — „hier wäre ein lustiges Abenteuer zu gewinnen. Stelle du für eine zärtliche Schäferstunde den blassen Portugiesen vor; dem Sittenprediger Loyola zum Trotz! Das Glück rennt dir in den Weg! Bist du etwa schlechter als Rodriguez? Ja, eine Dame kann sich den Tausch wohl gefallen lassen."

„Ein kluger Einfall!" rief Bobadilla, „ja, Xaver,

Ihr dürft nicht widerstreben! Miguel, Ihr verdient, Baccalaureus zu werden!“

„Soll ich das Glück abweisen, wenn es vor meiner Schwelle sitzt?“ sprach Xaver nach kurzem Bedenken, in fröhlicher Laune, — „ich begehe kein Unrecht. Es ist das lustigste Abentheuer, das einem armen Professor noch begegnen kann. Ich verstehe klassisch zu küssen. Es lebe Properz! Ihr Freunde, – dies Glas allen armen Schelmen, die das Faß der Danaiden füllen müssen, — sie sollen heute rasten, und Cbier nippen und Rosen aufküssen. O, wahrlich, das ist kein Glück, das uns im Schlafe wird, nur jenes, das wir mit leisem Sockenschritt erhaschen; die Sekunde, in der du es fest an's Herz drückest, ist dein, ihr Puls erwärmt von dem deines Herzens, jeder gespendete Kuß ein Echo des empfangenen; kein nüchterner Kuß mehr, nein, ein süßes Ineinandersaugen, und in jedem schwellenden Druck der Lippe das Gefühl des Sieges, statt des ärmlichen alltäglichen der Gewährung.“

„Du schwärmst ja wie ein Sybarit! Francisco, ich kenne dich kaum!“ rief Miguel erstaunt, Bobadilla deutete auf den leeren Becher. „Die Magie des Xeres! Doch ich fürchte: Man verzapft uns künftig Cider statt Xeres! Jaques, Jaques, herbei,

kleiner Rothkopf! — Was für verdammte Ingredienzen hast du in meinen Becher gemischt?"

„Piment, Meister, — zu dienen, Piment, Ingwer, Zimmet, Näglein ...."

„Halt ein, Vayagei! Weißt du, wohin dich dein Weg gradaus führt?"

„Ne, Herr!"

„Direkt in die Hölle, Jaques!"

„Oh, Herr!"

„Ne, Herr! Oh Herr! Das ist seine Grammatik! Fort, Bursche und werde gerecht, oder ich werfe dir den Schelm in's Genick, daß dein brennender Kopf die Hölle tausend Jahre versorgt. Glaubst du mir auf's Wort?"

„Ja, Herr!" — Damit war der kleine Spitzbube fort und ließ sich nicht mehr blicken.

Es war dunkel geworden. Xaver nahm seinen Hut vom Nagel, trat vor den Spiegel, zupfte die Halskrause zurecht und schickte sich an zu gehen.

„Nun, deinen Degen?" fragte Miguel.

„Wozu?" erwiederte Xaver, — soll ich meine Dame erschrecken?"

„Nehmt doch den Degen," drängte Bobadilla. „Ich meine: der Degen macht den Mann. Es ist keine Stunde so friedlich, daß man ihn nicht brauchen kann."

„Was für seltsame Gesellen seid ihr! — Geh' ich denn, um ein Schloß zu stürmen? Die Dame wird den seufzenden Portugiesen suchen, — das Klirren eines Schwerts soll sie nicht aus der Täuschung reißen..."

„...Denn Rodriguez trägt einen Taubenstoß in der Scheide..." fügte Bobadilla hinzu.

„Lebt wohl!" — Damit ging er.

„Beim Teufel! Es steht einer Dame wohl an, ihn zu küssen," sprach Miguel, als Xaver fort war, — „ein ganzer Mann, ein ächter Navarrese. — Wir aber, Bobadilla, wollen Mitternacht hier überwachen. Heda, Bursche! — Auf des Portugiesen Kredit! — Und ein Lied dazu!"

„Gut, auf Credit! Hätten wir nicht Spaß, was hätten wir arme Schelme sonst noch? Wir sind so ausgeseckelt, daß einer in unsere Taschen Erbsen stecken könnte und wir hielten sie für baar Geld, — so sehr haben wir des Geldes Anblick verlernt. Was schadet's? Wir leben doch! Und das ist noch der Spaß, nichts verlieren zu können. Ich bilde mir ein, ein Philosoph zu sein, Diogenes, — die Tonne ist mein Haus."

„Ja, Ihr seid ein Cyniker!"

„Heda, Jaques! — O, den Rothkopf kenn' ich! Der kommt heute nicht mehr, er fürchtet meine

Knöchel ... Heda! Wein! Wein! Ganymed hat Zähneklappern; — also komm, hebe und kredenze.“

Und auf sein Gepolter kam ein altes einäugiges Weib, und fragte nach der Herren Befehl!

„Pfui, des Teufels Großmutter!“ rief Miguel. „Das ist eine Eule! Fort, Hexe! Wein herbei! — Stimmt an, Magister! Die Neige trink' ein Andrer! Ein Lied!“

Saint Germain l'Auxerrois! — Rue de l'arbre! — Blanche! — Sieben Uhr! — Zwei Schläge in die Hand! — Der schmale Streif des weißen Tuchs am Fenster! — —

„O Französinnen! Ihr seid Römerinnen, und Ovid heißt euer Prophet! Ja, traut ihm nur! — Wie ein gesetzter Mann, wie ein Doctor und Professor schleicht er sich ein, und hört ihr seine Gelehrsamkeit, — flugs metamorphosiren seine Metamorphosen euch selbst. Ein Schwan ist doch so ein unschuldig Thier! Arme Leda, Blanche, du begehrst nur nach dem sanften, unschuldigen Schwan, und eh' du's versiehst, hat er sich verwandelt. — Bürger von Paris, gute Leute in Frankreich, laßt eure Töchter nicht Latein lernen!“

„Ei, was soll mir denn die Bedenklichkeit? Bin ich ein blöder Liebhaber, der um Schatten buhlt?

Ein Abentheuer, keine Gewiſſensfrage! Wollten wir uns mit Scrupeln quälen, ſo gäb' es nichts als Nüchternheit auf Erden. Trunkne Sinne zeugen Thaten!" —

„Nun! wenn's auch nur eine That wäre? — Aber ſo ein armes glaubiges, hoffendes Mädchenherz! O, ich Thor, da ſteh' ich und philoſophire, und möchte tauſend Dilemme erſinnen, um meine Tollköpfigkeit zu rechtfertigen, und es wird doch keine Tugend d'raus. Ich kam her, um meiner luſtigen Laune zu huldigen, und jetzt, da ich hier bin, fletſcht ſie mir die Zähne. Das iſt eine traurige Miene, um einen Schäfer vorzuſtellen. Wie iſt mir denn?" —

Xaver verſcheuchte mit Mühe die trüben Gedanken, und ſuchte ſich in ſeine vorige Stimmung zurück zu verſetzen; denn er ärgerte ſich über ſeine Verdrießlichkeit. — Er klatſchte zweimal in die Hände. Ein Fenſter öffnete ſich leiſe. Ein Geſicht zeigt ſich. — Ein Schrei! —

„A mort!"

Ein Mann, in einen Mantel gehüllt, ſpringt mit bloßem Schwert auf Xaver los, packt ihn an der Kehle. — „Ha, du blaſſer Popanz, ſo hab' ich dich, du entrinneſt mir nicht! Abgott der treuloſen Weiber, keuſcher Portugieſe, iſt dieß deine Keuſch-

heit? Jetzt halte ich dich auf frischer That. — Blanche, Blanche! — Schließ nochmal das Fenster auf, siehst du ihn hier unter meiner Faust? Holla, Blanche! Noch einmal sieh ihn lebendig. Wo bist du, Blanche? Wirf dein weißes Tuch ihm zu, — roth von seinem warmen Blut bring ich dir's zurück!"

Xaver war verloren. Keinen Laut vermochte er hervorzubringen, die Straße war leer.

„Halt!" rief dem Mörder plötzlich Jemand dicht an's Ohr, — und als der Franzose sich umwenden wollte, um den unerwarteten Störer in's Auge zu fassen, hatte dieser ihn bereits an der Kehle gepackt und mit gewaltiger Faust ihm das Schwert entwunden, dessen Spitze schon auf Xaver's Brust gesetzt war. Der Franzose ließ, um sich selbst vertheidigen zu können, sein Opfer los und Xaver vereinigte jetzt seine Kraft mit der seines Befreiers, um den Franzosen zu übermeistern. Der lustige Professor konnte sich nicht enthalten, dem eifersüchtigen Liebhaber zuzurufen:

„Ihr müßt Euch bei diesem braven Manne, der mich aus Eurer Gewalt gerettet, höchlich bedanken; denn hättet Ihr mich kalt gemacht, so hättet Ihr den Verdruß empfunden, Euch erst recht als Betrogenen zu erkennen. Ihr wolltet einem schmachtenden Schüler am Herzen zur Ader lassen, und statt dessen hat die Ehre vor Euch zu stehen Francisco Xaver,

ein völlig ausgewachsener und robuster Edelmann aus Navarra, jetzt Professor in Paris, Euer ergebenster Diener.“

„Verdammt!“ schrie der Franzose. Xaver machte ihm eine Verbeugung und bat ihn, sich keinen Schnupfen zu holen. „Seht,“ sprach er, „es gibt keinen ärgeren Feind eines rechtschaffenen Menschen als so'nen recht versteckten spitzbübischen Schnupfen. Ihr verachtet ihn; aber dreht Euch eine Nase. Ihr wollt ihn wegschaffen; aber er bleibt Euch, — treuer, als Eure Weiber und Mädchen! Ihr seid ein verwegener Mann, ich bitt' Euch, geht nach Hause und richtet kein Unglück an, legt Euch zu Bette und trinkt Absud von Lindenblüthen. Erlaubt mir, daß ich Euer Schwert als Andenken an unsre Bekanntschaft mitnehme, und erhaltet dafür meine Versicherung, daß weder der Portugiese, noch ich Eure Dame bis jetzt kennen, und sie nie kennen lernen wollen. Was aber den Knaben betrifft, der Eurer Dame dient, so bitt' ich Euch und verlange Euer Wort, daß Ihr ihn nicht an einem Hirschfänger aufspießt, sondern zu Magister Loyola in die Schule schickt, welcher ihn entweder zu einem Pfaffen oder zu einem Narren machen wird, in beiden Fällen ist der täppische Bote hinlänglich bestraft.“

Der Franzose rannte in das Haus, dessen Pfört-

lein er noch unverschlossen fand. Xaver wendete sich neugierig an seinen Retter, welcher schweigend neben ihm weiter schritt und, als sie an den Strand der Seine kamen, Miene machte, sich ohne Gruß zu entfernen.

„Halt, braver Mann! So dürft Ihr mich nicht verlassen! Erlaubt mir, Euren Namen zu wissen, damit er in meinem Herzen unauslöschlich eingeschrieben sei. Wie Ihr auch heißen möget, Ihr seid ein Ehrenmann, und ich wünschte jetzt zum ersten Mal in meinem Leben, etwas bess'res zu sein, als ein armer Schelm, dessen ganze Barschaft in seinem Kopfe steckt, da ich nun nichts habe, als mein bischen Gelehrsamkeit, so nehmt mich selbst statt aller Belohnung und Vergeltung, und thut mit mir, was Ihr wollt."

Der Schweigsame blieb stehen und ergriff Xaver's Hand. „Ich freue mich, daß Ihr eine bessere Meinung von mir erhieltet, gelehrter Herr," so brach er endlich das Schweigen, — „als Ihr eben vor wenigen Minuten noch zu haben schienet. Uebrigens schlaget Ihr meinen Dienst zu hoch an, ich gehe leichten Herzens nach Hause; denn es freut mich, daß ein Menschenleben gerettet wurde."

„Loyola!" rief Xaver.

„Lebt wohl!“ sprach dieser, indem er auf's neue Anstalt machte, seinen Weg fortzusetzen.

„Nicht so! Nicht so!“ — Xaver war verschämt, heftig aufgeregt. „Ich habe Euch Unrecht gethan, dies Gefühl thut mir so weh, als hätte diese Klinge den Weg in mein Herz gefunden.“ — —

„Ich bitt' Euch in Demuth: laßt uns davon schweigen, schweigt davon! Glaubt mir: Ich bin vollauf belohnt, indem ich, ohne es selbst zu wissen, einen Mann der Welt erhielt, dessen Thatkraft ihr noch reiche Früchte bringen wird.“

Xaver seufzte schwer auf und erwiederte trübselig: „Ihr scherzet, Magister! Was kann ich der Welt nützen, ich in meinem engen Kreise? — Ein armer Schulmeister!“ — Loyola hatte den verwundbaren Fleck in Xavers Herzen richtig getroffen; denn der gelehrte, lustige Professor verwünschte nichts mehr als seinen Stand und die Verhältnisse, welche die geheime Leidenschaft seines Herzens, den Ehrgeiz in ein Grab versenkten, über welchem keine Blume keimte.

„Seid Ihr denn nicht ein Mann, frei und selbstständig, der Herr Eures Schicksals?“ entgegnete ihm Loyola, — „seid Ihr denn so fest gekettet an den Augenblick, daß das Gewicht einer ganzen Zukunft Eure Vergangenheit nicht hoch in die Luft

empor ſchnellen könnte? Die Geſchichte braucht Männer, wie Ihr einer ſeid, Männer mit Energie und eiſerner Willenskraft, Männer, die einem ganzen Geſchlecht von Mitlebenden zurufen können: Steh' auf und folge mir! Ihr ſagt: Ihr ſeid arm! — Eure Armuth iſt Euer Schatz; denn durch ſie ſeid Ihr frei. Der Mammon bindet den Menſchen an die Scholle, — der Philoſoph, der all das Seine mit ſich trägt, iſt der König der Welt — immer auf dem Sprung, dorthin ſich zu wenden, wo ſein Kopf, wo ſein Arm nöthig iſt. Des freien Mannes Vaterland iſt der Fleck, den er durch eine That unſterblich macht.“

Xaver hatte jedes Wort in ſich geſogen, ſein Herz dehnte ſich aus; er merkte nicht, daß Schmeichelei ihn gefangen hatte, er ſah nur ein leuchtendes Ziel, das in weiter Ferne vor ihm lag. Er war plötzlich umſponnen von magiſcher Sympathie zu dem Manne, über den er ſich noch vor kurzem wie über einen Thoren luſtig gemacht. „Seid Ihr's, Loyola, deſſen Worte ich vernahm?“ ſprach er, als habe er geträumt; — dann, ihm mit jener Herzlichkeit, die ihn charakteriſirte, die Hand drückend, fuhr er fort: „Loyola, Ihr habt mir das Leben gerettet und noch etwas dazu — das Bewußtſein deſſen, was ich ſein ſoll. Eh' ich Euch erkannte,

ſagt' ich Euch, ich bin ein armer Mann, der Euch mit nichts als mit ſich ſelbſt die Schuld zahlen kann. Jetzt wiederhol' ich's Euch, Loyola, Ihr habt mich gewonnen, wie der Menſchenfiſcher, ich bin Euer durch zwiefachen Dank. Ich glaube, in Euer Herz geblickt zu haben — Loyola . . ."

Loyola erſchrack.

„Fürchtet von mir keinen Verrath! Ihr werdet mich kennen lernen! Wem ich ergeben bin, dem bin ich's ganz. Wir beide ſind Männer und brauchen kein Hehl vor einander zu haben. Was Ihr auch vorhabt, Euer Plan iſt in Eurer eignen Seele nicht ſo ſicher und treu aufgehoben und bewahrt, als in der meinigen. Ihr habt etwas vor: ich glaub' es zu merken. Nichts Geringes und Unbedeutendes kann es ſein, ich ſtehe beſchämt vor Euch; aber ich will mir dieſe peinliche Schaam abverdienen wie ein Mann. Hier, Angeſichts des Himmels und auf den Kreuzgriff dieſes Schwertes, das mich durchbohren ſollte, ſchwöre ich dir's, Loyola, das Blut, deſſen Strom du aufhielt'ſt, iſt dein, der Leib, den du vom Tod gerettet, iſt dein, ein williger Helfer im Werke deines Geiſtes, dein Genoſſe will ich ſein, wie Bruder dem Bruder, ohne Neid und Eigennutz, ſo wahr ich zu ſterben hoffe an deinem Herzen!"

„Bedenke!“ sprach Loyola warnend — „du verpfändest leichtsinnig Leib und Seele!“

„Aufrichtig, nicht leichtsinnig,“ entgegnete Xaver rasch.

„Du wähnst: ich habe ein Werk im Bau! — Wenn du dich täuschest!“

„Nein! Ich habe dich erkannt, wie einen Stern in der Nacht!“

„Und gesetzt, ich dächte dergleichen, weißt du, welcher Art und Wesenheit es ist — ob du's messen kannst mit Dingen, die schon fertig vor dir daliegen? Ob es gut, ob es böse?“

„Ich denke: es ist groß, das ist mir genug!“

„Und wenn es mitten im Bau zusammenstürzte und seine Trümmer uns beide begruben?“

„So haben wir doch gewollt, gestrebt, — gelebt!“

„Du bist's, wie ich mir dich dachte — ein Mann! So nimm meine Bruderhand, und laß uns treu aneinanderhängen, als hätte Eine Brust uns gesäugt. Halt! Eins noch wisse zuvor, du trittst in ein Triumvirat; — aber der Dritte ist ein Lepidus.“

„Das ist Faber!“ sprach Xaver mit Ueberzeugung.

Loyola stutzte, er sah, wie hoch an der Zeit es war, sich des scharfblickenden Mannes versichert zu haben, er überschaute ihn und war seiner Sache gewiß. Jetzt war Xaver unfähig, gegen ihn aufzutreten; denn Xaver war aufrichtig, wahrhaft und treu, Xaver war feinfühlend und muthig, der höchsten Begeisterung fähig, durch Schmeichelei zu lenken, wenn er sie nicht merkte, durch Ehrgeiz zu allem zu bringen. Xaver's Sitten waren bei der Menge beliebt, Xaver's Gelehrsamkeit imponirte Schülern und Meistern, Xaver's Beispiel war ein Magnet, eine Garantie. Einen tauglicheren Genossen konnte Loyola nirgends finden; aber Xaver durfte nicht wissen, daß er nur das Werkzeug sei, er mußte sich als Loyola's Freund, als Bruder betrachten dürfen, er mußte kleine unschädliche Geheimnisse erfahren, damit die größeren und wichtigeren desto sicherer in Loyola's Brust verborgen blieben, er durfte, selbst wenn das Werk vollendet war, es nicht betrachten, nicht wissen, was er vollbringen geholfen, sonst konnte der Ehrgeizige wohl gar dem eigentlichen Werkmeister den Giebelkranz streitig machen.

Das Bruderbündniß war für immer geschlossen. Dem Anschein nach standen Loyola und Xaver völlig gleich nebeneinander, gleich an Muth, Herzlichkeit

und Treue, gleich gemacht durch Gefahr und Lohn. Nur Einer war wirklich treu!

„Komm!“ sprach Loyola zu dem neugewonnenen Bruder, — „laß uns Tisch und Bette theilen, zur Besieglung der brüderlichen Liebe.“

Blanche war die Wittwe eines Edelmanns aus der Picardie, der in seinem sechzigsten Jahre sie, die kaum siebenzehnjährige, gefreit hatte. Diese Heirath hatte der schönen und feurigen Dame äußeren Glanz, Reichthum und Selbstständigkeit gegeben, und sie nur um eine Wonne betrogen, deren Ahnung in ihren Adern tobte. Acht Jahre hatte sie an der Seite des Greises verlebt, bis dessen Tod ihr die vorige Freiheit und die Erbschaft eines ungeheuren Vermögens brachte; sie verließ Amiens und zog nach Paris, wo ihre üppige Schönheit bald alle Augen auf sich zog. Mancher Edelmann suchte sich ihr zu nähern und ihr Herz zu gewinnen; aber sie lebte still und eingezogen in ihrem für Jedermann verschlossenen, innen mit Pracht geschmückten und feenhaft eingerichteten Hotel. Von Amiens nach Paris war ihr Pasquier Brouet gefolgt, der, schon als Knabe von den Reizen der aufblühenden Jungfrau geblendet, während der ganzen Zeit ihrer Ehe

sie noch immer mit voller Schwärmerei liebte, und tausend Pläne machte, einst, wenn ihre Hand und ihr Herz wieder frei wären, dieselben zu gewinnen. Auch ihr war er nicht gleichgültig geblieben; aber ihre wechselreiche Laune, welche ihn bald Verstehen und Gewährung, bald Mißkennen und Verschmähen ahnen ließ, riß ihn in einen Wirbel, in welchem die Selbstständigkeit seines Wesens fast unterzugehen drohte. Sie fand weniger Gefallen an seiner Wonne, als an seiner Verzweiflung, ja es war ihr eine Art von wollüstigem Gefühl, ihn bis auf's Aeußerste zu martern, sie sah, wie seine Seele langsam verblutete an Hoffnung, Furcht, Verzweiflung, Eifersucht und Beständigkeit; er aber mußte sie immer heißer lieben, je größere Pein sie ihm bereitete, er war in einem Zauberreiche gefangen, dem er nicht mehr entrinnen konnte. Als ihr Gatte endlich gestorben war, vermochte Vasquier die stille Qual nicht länger auf dem Herzen zu tragen, er beschwor sie, ihm nur ein einziges klares Wort zu schenken, damit er leben oder sterben könne; er weinte, schmähte sie, flehte zu ihr, wie zu einer Schutzheiligen, jauchzte vor Freude, als sie lächelte, bebte vor Todesfrost, als sie die Lippen aufschloß, um das entscheidende Wort auszusprechen. Blanche sträubte sich gegen den Gedanken: auf's Neue gefesselt zu werden, —

sie selbst wollte fesseln. Sie fühlte ihre Macht, darum beherrschte sie ihr eigenes geheimes Verlangen. Sie gewährte ihm; aber nicht unbedingt, nie Alles — sie stieß ihn auf's Neue von sich; aber nicht hoffnungslos, — nur, um ihn sicher zu besitzen, wenn es ihr beliebe. Er durfte sich als ihren Verlobten betrachten, jedoch nicht vor der Welt als solchen sich zeigen, ja, es sich nicht einmal gegen sie merken lassen, daß sie ihm halb und halb ihr Wort gegeben. Wie ein Noviz im Kloster mußte er seine Prüfungszeit bestehen. Er vermochte sich nicht bis zu einer Gleichheit mit ihr emporzuringen, er mußte fromm sein wie ein Lamm, wenn ihre Augen den Portugiesen suchten. Er war der Sclave ihrer Winke, ihrer Lippen, ihrer Träume, er war schon so tief gesunken, daß nur sie allein ihn wieder emporrichten konnte; ihm selbst waren Kraft und Wille erlahmt.

Er hatte die Qual der Eifersucht nicht länger tragen können. Der Page ging — er sah ihn — wohin? Ihm nach! Androhung entriß dem Knaben das Geheimniß der Herrin, die streng wie eine Nonne über ihren Ruf wachte. Pasquier wußte Stunde und Zeichen. Er nahm sein Schwert unter den Mantel und erwartete den Gegner, unbekümmert um die Folgen seiner That.

Blanche hatte das Abentheuer belauscht, sie bebte für Rodriguez, und doch freute sie sich Pasquiers. Als aber dieser entwaffnet und überwunden war, warf sie sich, Thränen der Schaam weinend, auf ihre seidenen Kissen.

Pasquier stürmte herein. Sie blickte nicht auf. „Treulose!" rief er. Sie erwiederte nichts, als ein heiseres: „Hinweg!"

Fort war sein Zorn, unmöglich jeder Vorwurf. Er eilte auf sie zu, warf sich ihr zu Füßen. „Blanche! Blanche!" flehte er angstvoll, — „verzeih' mir, wenn ich dich kränkte. O, ich Elender, daß ich dir wehgethan. Ich weiß nicht, was ich sprach; ich bin ein Thor, ein Kind. Blanche, tödte mich; aber gönne mir einen Blick!"

Noch lange keine Antwort. Der Athem stockte ihm. Endlich erhob sie sich, todtenbleich, und sah ihn an, aber mit einem Blick des glühenden Hasses. „Ja, du bist kein Mann, Pasquier," sprach sie, ihm näher tretend, — „ja, du bist ein Thor, ein Kind, wie du selbst sagst. Ich glaube: ich liebte dich einst! — Du gabst meinen Ruf auf offner Straße preis, fort mit dir, ich hasse dich. Zwei fremde Männer werden meine Schande in ganz Paris ausposaunen. Ah, Pasquier, das verdanke ich dir! — Fort! — Zerrissen ist der letzte Faden,

mit dem mein Herz an deinem hing. Ich bin nur ein Weib und doch stärker an Willen, als du; — du hast keinen Plan, keinen Entschluß, keine That; ich habe meine Launen, das ist weiblich; — du hast nur Träume, Thränen, Verwünschungen, Bitten, — das ist weibisch. Fort! — Unsere Wege sind getrennt; aber sie gehen in gleicher Richtung. Du hast meinen Ruf vernichtet, ich will den deinen vernichten; du wolltest meinen Geliebten ermorden, nicht Mann gegen Mann, im ehrlichen Zweikampf, nein, wie ein Bandit, wie ein elender, feiger Bube, heimtückisch, meuchlerisch; — ich hasse dich, ich will dir überall wie ein Gespenst erscheinen, ich habe dich lange aus Liebe gequält, jetzt quäl' ich dich aus Haß, und Haß ist auch Wollust. Fort! fort, aus meinen Augen!"

„Blanche! Blanche!" rief Vasquier, fast wahnsinnig, — er wollte sie umfassen, mit glühenden Armen ihren eisigen Haß aufthauen. Seine Berührung beleidigte sie, sie gab ihm zornentbrannt, flammenden Angesichts, einen Schlag auf die Wange, enteilte aus dem Zimmer in ihr Schlafgemach und verriegelte die Thüre.

„Entehrt! — Von einem Weib! — Sie wußte nicht, was sie that! — Blanche! höre mich, nur ein Wort! — — Alles still! Sie entkleidet sich! Der silberne Gürtel klirrt. — Ja, entehrt, Vasquier,

ein Thor, ein Rasender bist du! Eunuch, Knecht eines Weibes!“

„Fort! Fort!“

„Ich habe dich geliebt! Ich war ein Thor! Du hassest. du verabscheuest mich, — du gibst mich mir wieder. Ich hasse, ich verabscheue mich selbst, — — — oh, nichts, nichts gewesen zu sein bis heute! Dieser Schlag! Ich muß ihn sühnen, nicht durch Tod, nicht durch Rache, durch Thaten!“ —

Er pochte an die Thüre des Schlafgemachs. „Du drinnen auf deinem seidenen Pfühl, begraben die schwellenden Glieder in die Rosenblätter auf deinem Bett, — höre mich! Du hassest mich! Ich will dich nicht mehr. Aber du sollst mich wiedersehen, und dein stolzes Haupt vor mir beugen! Du hast mich elend gemacht, deine Eitelkeit hat mich betrogen um Jugend und Ehre; so verwelke deine Schönheit vor der Zeit, so verdorre deine Laune zur Thorheit, so schwinde dein Reichthum bis zum Bettelpfennig, so schrumpfe deine Freiheit zusammen bis zu einer Kette, an der ein Narr dich die Närrin führe. So will ich dich wiederseh'n.“

Er warf noch einen Blick auf die Stätte, wo er so oft in Freud' und Schmerz, in Hoffnung und Verzweiflung geathmet. Die Laute lag auf einem

Stuhl, auf der er, wenn Blanche es verlangte, zu ihren Füßen auf einem sammten Kissen sitzend, zärtliche Weisen gespielt. Im Aufruhr seiner Sinne vermochte er nicht von hinnen zu gehen, ohne mindestens etwas zerstört zu haben, was Blanche lieb hatte; die Laute war ihr sehr lieb. Er nahm eine Scheere, und zerschnitt die Saiten des Instruments, dann verließ er das Haus.

Blanche hatte seine Verwünschung und den schrillenden letzten Klang der Saiten gehört. Sie sprang, als er fort war, empört von ihrem rosig duftenden Lager auf, und betrachtete, so haßdurchdrungen sie war, das zerstörte Lieblingsinstrument einige Minuten lang, nicht ohne Wehmuth. — „So hat er mich selbst zertrümmert!“ sprach sie, „mein Herz hat keinen Klang mehr. Und er hätte mich geliebt? — Lippe, schäme dich des Worts! — Hier seelenlose Laute, du bist ein Zeuge, wie niedrig er ist!“ — Ihre Wehmuth war verschwunden, leidenschaftlicher Haß erfüllte sie wieder ganz. Sie los'te eine Saite vom Griff, und wickelte sie zusammen. „Du sollst mir eine Reliquie sein!“ sprach sie, „ich will dich gut aufheben, so lang ich dich habe, so lang du hältst, zerschnittene Saite, soll mein Haß gegen ihn aushalten, und zerbröckelst du vor Rost und erlischt mein Haß, dann fahre hin,

bedeutungsloses Leben, dann will ich sein, wozu er mich verfluchr.“

Loyola verstand es, Xaver's gute Meinung von ihm zu bestärken; er benutzte den näheren und vertrauten Umgang, der sich zwischen beiden angesponnen, zu seinem Zwecke, indem er unablässig Xaver's Ehrgeiz durch die Aussicht ehrenwerther Thaten beschäftigte. Er theilte ihm von dem Zweck seines Planes mehr Einzelheiten mit, als seinem ersten Jünger, dem Savoyarden Faber, welcher sich jetzt in seinem Vaterlande befand, und dessen Rückkehr er von Tag zu Tag erwartete, nicht ohne die Hoffnung zu nähren, daß dieser eifrige, fromme Mann aus seiner Heimath neue Jünger mitbringen, oder doch daselbst solche hinterlassen würde.

Xaver erfuhr nun, daß Loyola die Absicht habe, im Verein mit mehren Gleichgesinnten, das Evangelium den Heiden zu predigen. Loyola hatte ihm die Aussicht eröffnet, daß diese Missionsgesellschaft die ganze Erde mit dem Ruhm ihres Namens füllen werde, und Xaver gab sich dem Gedanken, seinen Namen auf die Nachwelt zu vererben, mit völliger Leidenschaft hin. Zuerst sollten die Brüder der Mission — wie Loyola angab — nach Palästina pilgern,

und sich von dort aus über die ganze Erde zerstreuen; er wies auf den fabelhaften Osten Asiens, auf Südosten, China und Japan hin, und auf die neue Welt, die Colombo entdeckte. Xaver sah sich im Geiste auf einem hohen Fels, das Evangelium predigend, und rings um sich, unter sich aufhorchende Völker geschaart; sah sich im Kampf mit Götzenpriestern, welche seine Triumphe beneideten; sah Könige, die vor ihm das Haupt beugten, die Gnade der Taufe von der Hand des Propheten aus Westen gläubig zu empfangen.

Obwohl Xaver von den näheren Beziehungen nicht unterrichtet war, in welchen Loyola zur heiligen Hermandad stand, so begriff er doch die Nothwendigkeit, den gemeinsamen Zweck vor den eifersüchtigen Blicken der verschiedenen geistlichen Brüderschaften geheim zu halten; denn er dachte jetzt wieder daran, daß der Prior des Dominikanerklosters in der Straße Saint-Jaques, der Inquisitor Matthäus Ori, Loyola vor seinen Richterstuhl gefordert hatte, des auffallenden Beispiels halber, daß drei Spanische Studenten: Castro, Peralta und Amador, all ihr Hab' und Gut verkauft hatten, und zu Loyola gezogen waren. Ebenso wie von der Nothwendigkeit jener Geheimnißhaltung, überzeugte Xaver sich bald von der Nothwendigkeit, die

geiſtlichen Kampfübungen mit Loyola durchzumachen, um dadurch, wie auf jede andre Weiſe das öffentliche Beiſpiel eines ſtreng unbeſcholtenen Lebenswandels zu geben. Ueberdieß war es ſeinem ernſten und noch mehr dem weichen, lautren und frommen Gemüthe Faber's ein Bedürfniß, ſich durch zeitige Entfernung vom Weltgetümmel, durch Zurückziehen in die ſtille Werkſtätte der Pläne und Hoffnungen, würdig und tüchtig zum Beginn des gemeinſamen Werkes vorzubereiten, und ſich in Selbſtbeherrſchung und Enthaltſamkeit zu üben. Xaver hatte ſich vor dem Spotte ſeiner Freunde nicht geſcheut, Loyola's vertrauten Umgang zu bekennen; denn die geringſte Verläugnung des Mannes, der ihm das Leben gerettet, dünkte ihm Undankbarkeit; — dem Wunſche und dem Beiſpiele des ſtrengen, eiſenabgehärteten Meiſters zu genügen, zog er ein härenes Hemde an, und faſtete vier Tage in der Woche. Dieſes ſtrenge Leben, mitten im Schooße einer üppigen, von Genüſſen dampfenden, von Orgien wiederhallenden Hauptſtadt, theilten mit Loyola, Xaver und Faber auch Rodriguez, welcher von geheimer Neigung an Loyola gefeſſelt, deſſen Bekanntſchaft geſucht und erlangt hatte. Kurz, nachdem er ſie gemacht, erfuhr er von Xaver den Verlauf des Abentheuers, welches dieſer im Namen des Portugieſen beſtanden hatte.

Dieſe Kunde erſchien dem ſchwärmeriſchen Rodriquez wie eine deutliche Weiſung des Himmels, und beſtärkte die Ehrfurcht, welche er vor Loyola hegte, den er ebenſo als ſeinen Lebensretter betrachtete, wie Xaver ſelbſt. Er erhielt von ihm die Erlaubniß, an den gemeinſchaftlichen Gebeten und Bußübungen der Freunde Theil zu nehmen, bei welchen ſich auch Jago Lainez und Alfons Salmero einfanden, jene beiden Spanier, die von Alcola nach Paris gekommen waren, um Loyola zu ſehen, und die ihn, wie durch höhere Eingebung, mitten unter Vielen heraus, auf der Straße erkannt hatten.

Es konnte nicht fehlen, daß ſich die Nachricht von der kleinen frommen Gemeinde, bald in den Horſälen der Collegien und an manchen öffentlichen Orten verbreitete, und, obwohl mancher Leichtfertige darüber ſpöttelte, ſo neigte ſich doch die Vormeinung der Mehrzahl zu Gunſten der frommen Männer, deren Sittlichkeit das Verdienſt der Gelehrſamkeit zur Folie hatte. Selbſt das ſchärfſte Auge irgend eines Familiaren der heiligen Brüderſchaft (und dieſer Familiaren waren in Paris, wie an allen Orten Frankreichs und Deutſchlands nicht weniger als im Mutterlande Spanien) — vermochte in dieſer Gemeinſchaft nichts zu entdecken, was Grund zur Klage oder zum Zweifel gegeben hätte.

Desto unzufriedner waren Bobadilla und Miguel, der erste aus dem Grunde, weil ihm das ascetische Leben Xaver's und Rodriguez's als zweckloser Müßiggang erschien, und weil er seine Vereinsamung durch die Entbehrung der beiden Freunde, der einzigen, die er in Paris hatte, schmerzlich empfand, — der zweite maß alle Schuld von Xaver's Sinnesänderung dem von ihm längst gehaßten Loyola bei, und ärgerte sich, denselben, da Xaver so innig an ihm hing, nicht beleidigen zu können, ohne zugleich den Letztern zu kränken. Beide waren arm, und lebten von heute auf morgen, beiden war Xaver durch Klugheit und Ueberblick überlegen, und eben dadurch unentbehrlich. Sie wußten, ihres armseligen Treibens müde, nicht, was sie beginnen sollten; vornehmlich sehnte sich Bobadilla nach einem bestimmten Wirkungskreise.

Zu ihnen hatte sich Vasquier Brouet gesellt, der in jener Nacht des Mondes und der Schande nach langem planlosen Umherirren in den Straßen von Paris endlich in die Schenke gerathen war, in welcher sie sich befanden, und dort seine immer wiederkehrende Erbitterung im wüsten Taumel begraben wollte. Er gefiel ihnen durch sein Jagen und Haschen nach dem Preis in Schwelgerei, er war seit jener Nacht ein Andrer als sonst, das Verwe-

genſte dünkte ihm nicht verwegen, das Tollſte nicht toll genug; er war wie ein im Stalle großgefüttertes Roß, das, lange für träge gehalten, beim erſten Ausritt ſeinen Herrn abgeworfen, und nun ſchnaubend über Feld und Haide dahinfliegt; — wer am Wege ſteht, ſieht lächelnd es vorüberrennen, doch hält er's nicht auf; denn er weiß: es kommt gewiß noch an eine Schranke, vor der es ſtutzt, und dann iſt es mit leichter Mühe zu überwältigen und zu meiſtern.

Dieſe drei waren gar bald in ganz Paris als die Unzertrennlichen bekannt, und jeder Schenkwirth zog von weitem die Mütze, wenn er ſie kommen ſah; denn Brouet hatte, indem er ſein väterliches Erbgut mit bitterem Leichtſinn ihnen hinwarf, ihren Credit wieder hergeſtellt, welchen Bobadilla und Miguel ſorglos ausſchöpften. — —

„Willkommen, Vasquier!“

„Guten Abend, Fledermaus! — Ha, fliegt er nicht herein, als wäre ihm der Mantel an die Arme gewachſen! — Ihr mögt durſtig ſein, Vasquier. Euer Kopf glüht wie ein Eiſen auf dem Ambos.“

„Was iſt Euch widerfahren? Saht Ihr einen Mühlſtein fliegen, oder einen Drachen mit vorgebundner Serviette zu Mittag ſpeiſen?“

„Sie, ſie!“ —

„Zum Henker! Ahmt Ihr den Portugiesen nach? Dann habt Ihr Zeit, eine Kutte anzuthun und Strümpfe, mit Nesseln gefüttert, zu tragen. — Zum Teufel die Schwärmerei!“

„Zum Teufel das Weib! — Sie ritt auf einem milchweißen Roß durch die Straßen, alles Volk gaffte. — Der König begegnete ihr, das Volk bewies ihm weniger Respekt, als ihr. Warum? Um ihrer Schönheit und — Tugend willen! Zwischen beide mitten trieb mich der Satan, sie sah mich, ich wurde roth, sie — weißer als ihr Zelter, und sah mich an, wie einen Dieb, der auf offener That ertappt wird. Hunderttausend Augen sahen's mit den beiden. — Fluch ihrem Namen, ihrem Andenken.“

„Ihr seid rasend!“ unterbrach ihn Miguel, — „sie ist schöner als Seraphim.“

„Ah, die Circe!“ sprach Bobadilla lachend. — „Geht mit einer Binde aus, Miguel,“ — dann zu Brouet gewendet: „Ihr müßt nicht daran denken, Pasquier. — Was bringt Ihr sonst Neues?“

„Da!“ erwiederte Brouet, eine Krone auf den Tisch werfend und die Taschen umkehrend, — „der letzte Rest meines Erbtheils.“

„Wie?“ riefen die beiden Andern.

„Maulfreunde, Gurgelfreunde!“ fuhr Brouet,

grimmig lachend, fort, „hier ist der letzte Knochen der Freundschaft. — Nagt! Ihr dachtet: ich hätte den Zauberring und Gruben in der neuen Welt? — Ja, eine Grube, nichts weiter mehr, — das ist noch mein Alles. Hab' ich Euch betrogen? Ich kann nichts dafür. Aber ich weiß noch ein Mittel, um Euch zu helfen!"

„Nun?"

„Laßt uns den Stein der Weisen suchen, wir wollen Gold in Blei verwandeln."

„Gut, gut, Pasquier! das ist eine Thorheit, die den Prägstock verdient. Gott sei Dank, Ihr seid noch der Alte."

„Es ist keine Thorheit! Blei ist ein Universalmittel!"

„Wenn's nur nicht im Magen drückte! — Nein, Pasquier, denkt an meine, an Miguel's Worte, nichts davon, — wir müssen auf unsere Gesundheit sehn, nichts von Hanf oder Blei; Hanf ist gut für Canarienvögel, und Blei ist ein zäh Metall, ein plump Metall, einzig gut für Weinfälscher . . . ."

„Und Münzfälscher," fügte Bobadilla hinzu.

„Und Grillenfänger!" rief Pasquier. — „Das ist meine letzte Krone. Was soll damit geschehen? Ich stimme dafür, daß ihr Blei kauft und Kugeln gießt. Was thut ihr auf der Welt? Was thu' ich?

Weßhalb nur athmen, um Schimpf und Schande einzuathmen? Weßhalb ausgehn, um dem Spott zu begegnen? Weßhalb zu Mittag essen — um seinen Leichnam für Entehrung zu mästen? Das Vieh wird gemästet, um stattlich zu sterben. Wir haben das unsrige gethan, wir sind reif, wollt Ihr noch länger der gehorsame Diener jedes Lumps sein, der Euch mit Kreidestrichen bannt, wie der Zauber den Teufel in einen Ring? Ich bin fertig.“

„Das Ding läßt sich hören, wenn Ihr's vorher probirt, — wir wollen warten, bis Ihr's probirt habt, Ihr sollt uns den Bericht erstatten.“

„Topp! auf einen Gang soll mir's nicht ankommen, ich will aus dem Grabe wiederkehren, wenn Ihr gerade bei einer unbezahlten Flasche sitzt, und will Euch die Kugel auf der Hand bringen, zu beliebigem Gebrauch.“

„Beim Teufel, was für ein Gesicht, Pasquier! Stellt Euch nicht an, als wollter Ihr Ernst machen.“

„Bei meiner armen Seele, ich denke an keinen Spaß!“

„Still!“ unterbrach ihn Bobadilla. — „Welch' ein Tumult und Gelächter draußen? Ist der Fasching ein Krebs geworden, oder ein Schnellläufer? — Seht! Seht! Ein Festtag für Babel!“

„Oh! dergleichen Narrenspossen muß man in

der Nähe beſchauen! — Kommt, Pasquier, verſchiebt Euere Schnurren um eine Viertelſtunde! Kommt, Bobadilla!“

Sie traten vor die Thüre der Schenke, und betrachteten den Aufzug, welcher die ganze Bevölkerung von Paris auf die Beine brachte. Auf kleinen, magern, langgeſtreckten Gäulen ritten zwei Knaben, braun von Sonnenbrand, mit verſchmitzten Geſichtern und pechſchwarzem, glänzendem Haar, der eine blies auf der Queerpfeife, der andre hatte eine Trommel vor ſich auf dem Sattel, die ſeinen Klepper faſt zu erdrücken ſchien, ſie trugen hellblaue, aber ſchmutzige Wämmſchen und Hoſen, und Hüte, die faſt wie Turbane ausſahen, mit kleinen rothen Federn, und machten mit ihren Inſtrumenten einen gräulichen Lärmen. Hinter ihnen ritt der Kapitän, ausgezeichnet durch einen furchtbaren Schnauzbart, der bis nahe an die Ohren reichte, durch eine ſchwere, goldne Kette auf der Bruſt, und durch einen Stoßdegen, der hie und da auf dem ungleichen, holprigen Pflaſter klirrend aufſtieß, lang genug, um drei Mutterſöhne hinter einander durchzuſtechen; gekleidet war der Kapitän in ein hellblaues Wamms mit breiter Silberſtickerei, in papageigrüne Hoſen und einen langen rothen Mantel, der über des Pferdes Schwanz wie eine Schab-

racke niederhing. Hinter dem Kapitän ritten ein Trompeter, deſſen Signale mit denen des kleinen Pfeifers und des kleinen Trommlers abwechſelten, ferner zwei Soldaten, eben ſo abentheuerlich angethan, wie der Kapitän, der Feldſcher und der Feldpfaffe, und die Marketenderin, welche aus einem und demſelben Fäßchen zweierlei Sorten von Wein, weißen und rothen, verzapfte und dem jubelnden Pöbel kredenzte.

Der Kapitän kündigte ſich, als ſeine Spielleute eine Pauſe gemacht, und das Volk zum Anhören eingeladen, folgender Maßen an:

„Bürger von Paris, ihr habt die Ehre, in mir zu ſehen den berühmten Großkapitän Seiner Majeſtät, des Kaiſers von Aethiopien, der da herrſchet über alle Völker im Aufgang und im Mittag, dem zinsbar ſind die Länder der Mohren, zweitauſend Meilen hinter Aegypten. Der großmächtigſte Kaiſer hat mich auf Werbung ausgeſandt in alles Abendland, auf daß mir nachfolge, wer gute Luſt hat, nicht bloß mehr Goldgulden zu gewinnen, als der König von Deutſchland, Spanien und Indien Kupferheller in ſeinem Vermögen hat . . .“

Laut ſchallender Beifall des Pöbels unterbrach ihn, und belohnte ſeinen plumpen Spott auf den ſtolzen Nebenbuhler Frankreichs. Er neigte, für

einen Augenblick aus seiner Rolle fallend, so ehrerbietig als geschmeidig, das Haupt, um sich zu bedenken und fuhr gravitätisch fort:

— — „sondern auch Ruhm und Ehre, als keiner sattsam mit sich nach Hause zu bringen im Stande sein wird; desgleichen soll Jeder, der meinem Werb-Rufe folgen wird, so viele Herzogthümer, Grafschaften, Rittergüter, feste Städte und andere Liegenheiten zu erblichen und unsterblichen Lehen erhalten, als er irgend auffinden kann, deßgleichen Lustbarkeit und Wohlleben, wie dergleichen bis jetzt bloß im Königreiche Schlaraffen erhört worden ist. Auch möge sich Niemand vorstellen, daß er in den Kriegsdiensten Sr. kaiserlichen Majestät von Aethiopien irgend Ungemach und Mißbequemlichkeiten, wohl gar strenge Disciplin oder Wunden aushalten werde, sondern, ohne irgend eine Befürchtung derselben, seinen natürlichen Muth beweisen. Solches wird hiermit männiglich durch mich, Großkapitän in Diensten Sr. äthiopischen Majestät, kundgemacht, den edlen Gemüthern zur Aufmunterung und Nachfolge. Das Standquartier ist auf dem Grèveplatze, und wer sich meldet, bezahlt zwei Sols in die Kriegskasse, wofür er das Recht hat, an allem Spektakel und sonstigen Erwerb unentgeldlich Theil zu nehmen. Mein Feldscher, zum Doctor graduirt,

promovirt, aggravirt und approbirt von den Universitäten in Bologna, Padua, Lunden, Prag, Wien und Heidelberg, verkauft Brandsalben, innerlich und äußerlich mit gleich gutem Erfolg zu gebrauchen, vertreibt Ratten, und ist im Besitz eines geheimen, aber untrüglichen, von vielen tausend Personen bis jetzt mit Nutzen angewendeten Mittels, das Leben auf zweihundert Jahre zu verlängern. Wem sein Leben lieb ist, der begebe sich in mein Standquartier, und kaufe bei Zecken, ehe ich die Stadt Paris verlasse.“

„Es lebe der Kaiser von Aethiopien!“

„Mein Wort drauf, Nachbar, die Brandsalbe ist nichts als Schweinefett, grün gefärbt.“

„Brandsalbe! Lebenstinktur!“

„Trompeter, blase das Leibstück unseres großmächtigsten Gebieters, des Kaisers! — Marsch!“

„Nach dem Grèveplatz! Nach dem Grèveplatz!“

„Seht! Der Feldpfaffe hat einen Fuchsschwanz zum Weihwedel! —“

„Ein Ketzer! Ein Ketzer! Schlagt ihn todt!“

„Ein Spion aus Deutschland! Ein Spion der Protestanten! Herab mit ihm von seinem Klepper!“

„Frocard! Frocard! Zum Henker mit allen Kahlköpfen!“

„Friede! Ruhe! — Laßt den lustigen Gaukler

ziehen, es ist ein ehrlicher Schelm, er hat uns den deutsch-spanischen Prahlhans vorgespielt.“

Es gelang den Vernünftigeren in dem Volkshaufen, die Störenfriede zu besänftigen. Die Aufregung wurde mit etlichen stillen Puffen und Flüchen abgemacht, und die fahrenden Leute gelangten ohne thätliche Kränkung auf den Platz, wo sie ihre Bude aufgerichtet hatten.

„Merkt ihr die Lehre?“ rief Bobadilla lachend, — „der armselige Narr spielt uns den Oedipus vor, das Räthsel ist gelöst. — —“

„Ja, ein vortreffliches: **Fabula docet!**“ erwiederte Basquier höhnisch, — die Lehre, die wir empfangen, ist die schmeichelhafte Anwendung der Narrheit auf uns selber. Dieser fabelhafte König von Aethiopien und von Schlaraffenland, der uns nichts Geringeres verspricht, als goldne Berge, vorausgesetzt, daß wir sie aufsuchen wollen, ist das Leben und die Narrheit eben sein Herold, den er auf Werbung ausschickt. Wir sind in der That kindisch genug, uns von der Fabel genügen zu lassen! O, laßt uns erröthen, daß wir geboren sind, daß wir nicht gleich nach dem ersten Aufzucken des Bewußtseins das Kleid, die Zwangsjacke, das Leben abwarfen und uns sehnsüchtig hineinwarfen in das

weiche, wollüſtige Sinn um Sinn einſchläfernde Bad des Nichts.“

„Vasquier! Vasquier!“ riefen Bobadilla und Miguel, „ſeid Ihr ſchon bei lebendigem Leibe des Satans? —

„Welch ein Chamäleon!“ fügte Bobadilla hinzu, „erſt ein blaſſer, beſcheidener junger Menſch, der immer im Hintergrunde ſtehen blieb, und ſeine Handküſſe bloß durch die Luft fortpflanzte. Dann intereſſant durch einen gewiſſen Anſtrich von Liebesrenomiſterei, hierauf gar nichts, nämlich: ein ſentimentaler Lebenslichtausblaſer — (Ihr warft die Lichtſcheere beiſeite und wolltet den Docht mit eigner Hand, aber — in Handſchuhen — abthun) ein mörderlicher Schwärmer, — hierauf ein eifriger Liebhaber der freien Kunſt des ſtillen und lauten Trunkes und jetzt endlich ein Candidat des Selbſtmords. Ich mach' Euch mein Compliment! Nein! eine beſſre Lehre hab' ich von dieſem Gaukler gewonnen: Ich habe einen noch unverwüſteten Leib und gute Luſt etwas in der Welt zu bedeuten. Ich will den Schulſtaub von meinen Schuhen ſchütteln und die Feder zum Teufel werfen, das Schwert hilft weiter. Ich paſſe für den Krieg, ich will Soldat werden.“

„Ein guter Vorſatz!“ rief Miguel, — „bei

meiner armen Seele, — auch ich, — Vasquier, wenn Ihr noch einen Funken von Vernunft übrig habt, so wendet ihn an, um Euch an demselben Gedanken zu wärmen. Wir haben Eure Tollheit brüderlich getheilt, — theilt Ihr jetzt unsren vernünftigen Plan!"

Vasquier überlegte.

„Herkules am Scheidewege! — aber macht's nicht zu lange, sonst verduftet uns der Wein drinnen und das wäre jammerschade; denn er ist noch nicht bezahlt! Der Wirth nimmt die Blume zurück. Ja oder nein! In diese beiden Worte läßt sich das Leben zerlegen.

„Ja, ihr habt Recht!" sprach Vasquier endlich entschlossen, den beiden Andern die Hände drückend, — „habt Dank! Verdammt sei die alte Halbheit, die mir noch anklebt. Hab' ich ihr's zugeschworen? Kommt!"

Sie traten zurück in die Schenke zu den verlassenen Gläsern. „Ich bin's meiner Rache schuldig, leben zu bleiben. Wie konnt' ich an den Tod denken? O könnt' ich's dahin bringen, sie, den Ursprung meiner Noth und Schmach, sie, die jetzt triumphirt, gebeugt, zertreten zu sehen!"

„Schickt mich zu ihr," warf Miguel leicht hin, „wie wär's, wenn ich sie so völlig in mich ver-

narrt machte, daß sie — — — Was staunt Ihr mich an? Wär's unmöglich, weil ich häßlich bin? Gerade deßhalb könnt' ich ihr gefallen. Ihr seid wohlgestaltet — sie haßt Euch, ich bin um jeden Reiz zu kurz gekommen, vielleicht liebt sie mich — aus Eigensinn."

„Ha, vermöchtet Ihr's, — und dann sie, auf's Aeußerste gebracht, ihrer Schande überlassen .... vor meinen Augen .... Nein, nein, Ihr dürft's nicht wagen!"

„Beim Teufel, da schwört er, sie zu hassen, und will sich an ihr rächen, und ist nichts als eifersüchtig."

Vasquier verstummte beschämt, — — — „Ich eifersüchtig?" —

Er zwang sich zum Lachen, und suchte seine Freunde vom Gegentheil zu überzeugen. — „Geht, Miguel, ich bitt' Euch, ich beschwör' Euch, geht, macht sie in Euch vernarrt."

„Also — mit förmlicher Bestallung?" fragte Miguel lachend, — „ja seht, ich muß in Auftrag handeln!"

„Ja!" erwiederte Vasquier, gereizt, „ich will Euch dienen, wie die arme Seele dem Teufel, dem sie verschrieben ist, wenn Ihr mich an ihrem Hochmuth rächt."

„Binnen heut und vier Wochen," rief Miguel leichtsinnig. „So wahr ich ehrlich bin!" —

„Ich bin Zeuge!" bekräftigte Bobadilla, „das ist ein närrischer Handel, Gott erhalte Euch Eure Standhaftigkeit, Sennor! Und wenn er sie Euch nicht erhält, so will ich mir meine Hosen damit flicken."

Miguel fand an seinem Beginnen großes Behagen, und war emsig darauf bedacht, seinen Zweck zu verfolgen, nicht aus Anhänglichkeit an Brouet, oder aus geheimer Neigung für Blanche, sondern weil das Unternehmen seine Eitelkeit kitzelte. Er war sich klar bewußt, an Gestalt, Wesen und Benehmen nicht den geringsten Reiz zu besitzen, und setzte grad darum alles daran, das stolze Weib sich zu unterwerfen. Er gewann die alte Frau, welche bei der stolzen Dame das Amt einer freiwillig erkornen Duenna verwaltete, und stand eines Abends, ehe sich's Blanche versah, vor dieser, als sie sich eben an ihrer Toilette auskleidete. Ihr dichtes Gelock wallte fesselos über den ungegürteten Busen, über den zart durchäderten Nacken. Als sie den Fremden sah, stieß sie einen Schrei aus und warf einen Dolch, der auf dem Ankleidetisch lag, nach ihm. Zum Glück verfehlte er ihn, er hob

gelassen die Waffe auf, überreichte sie, jedoch ohne Galanterie, und sprach: „Dame, ich bin nicht bestimmt, zu sterben, nachdem ich Euch gesehen, wie Ihr Euch wohl noch keinem Manne zeigtet, vielleicht nicht einmal Eurem Gatten, Gott verzeihe ihm die Sünde, Euch geehlicht zu haben.“

Blanche maß ihn erstaunt, dann trat sie auf ihn zu, faßte seine Hand, drückte sie heftig und zuckte den Dolch: „Eure berechnete Kaltblütigkeit verfehlt ihren Zweck. Dennoch sollt Ihr sterben; denn Ihr sahet mich.“

„So laßt mich zuvor meine Botschaft vollenden,“ sprach Miguel, „ich heiße Miguel und komme von Vasquier Brouet“ — — —

„Ah, der Elende!“ rief Blanche erblassend, — „nichts von ihm, — ich weiß, was er will, ich kann mir's denken, was er begehrt, der Halbmann! Er wird nochmals um Liebe betteln. Er wagt's nicht, sein verhaßtes Antlitz mir zu zeigen. Er schickt Unterhändler, — läßt Andre für ihn handeln! Das ist er, das ist er ganz! — Nichts von ihm!“

„Ihr irrt Euch, gnädige Frau!“ entgegnete Miguel, „er will Euch nichts von dergleichen durch mich bestellen, sondern Euch bloß die Versicherung erneuern, daß er Euch haßt, Euch verachtet, und bittet Euch deßhalb, ihm alle Gaben zurückzusen-

den, die Ihr einst als Gedächtniß Eurer Liebe von ihm erhieltet und noch aufbewahrt. — —"

„Wie?" rief Blanche leidenschaftlich, den Dolch fallen lassend, „das ist Lüge, — nie, nie, empfing ich Geschenke von ihm. Wofür haltet Ihr mich? Nie nahm ich eins an. Sagt ihm, sagt es aller Welt: Vasquier ist ein Lügner, oh, Vasquier ist ein niedriger Schurke!" Sie weinte vor Wuth. Ihre Thränen erstickend, rief sie heftig: „Fort! — Ihr könnt Euch dazu hergeben, eines solchen Menschen Botengänge zu thun? Ich kenn' Euch nicht; aber ich verachte Euch!"

„Und ich, Dame," erwiederte Miguel ruhig, — „ich glaube Euch jetzt kennen gelernt zu haben, wahrlich, mich wundert's, welch ein Wesen die Welt von dieser Zauberin macht! Ich sehe in ihr ein gewöhnliches Weib — und wahrlich, ich kam her, um ein außergewöhnliches zu finden! Lebt wohl!"

„Bleibt!" — Kaum hatte sie das Wort gesprochen, so reute es sie fast, — doch es war einmal gesprochen und die Eitelkeit gewann bald wieder die Oberhand. — „Beantwortet mir meine Fragen; aber gewissenhaft, bei Eurer Ehre!"

„Bei meiner Ehre!"

„Wer seid Ihr?"

„Nichts!"

„Was treibt Ihr?“

„Nichts!“

„Was wollt Ihr?“

„Nichts!“

„Ihr seid ein wunderlicher Mann!“

„Ein Ableger des alten Nichts!“

„Seid Ihr reich?“

„Nein!“

„Wollt Ihr's werden?

„Nein!“

„Könnt Ihr lieben?“

„Nein!“

„Ihr seid auch nicht liebenswürdig, Ihr seid plump, Ihr seid unausstehlich! Gut! Ihr müßt mich heirathen.“

„Wie, Dame?“

„Ja, beim großen Gott, oder ich heirathe nie einen Andern!“

„Warum, Dame, wenn ich fragen darf?“ fragte Miguel spöttisch, — „hätt' ich hier nicht auch zu fragen, ein Recht?“

„Nein, Ihr habt keines! Ihr betratet dies Gemach als ein Fremder, und fandet mich, wie nur der Gatte die Gattin finden darf, entweder Ihr verlaßt es todt, oder als mein Verlobter.“

„Und wenn ich keinen Gefallen an Euch fände?“

„Eben deßhalb! — ha, der erste Mann, der mir dies Wort sagt. — Seid ihr wirklich einer von diesem Geschlecht, das in Eisen einhergeht, und innen von Wachs ist, das mit dem Vorsatz schwört, den Eid nicht zu halten, das des Morgens schläfrig, des Mittags hungrig, des Abends langweilig, und des Nachts wieder schläfrig ist?“

„Nein, ein solcher bin ich nicht. Nur weil ich kein solcher bin, finde ich eben nichts an Euch, was mich reizen könnte. Entlaßt mich, und seid sicher, ich werde über alles schweigen, was ich sah und hörte.“

„Wird es deßhalb ungesehen, ungehört? Nein! Nein! — — Nicht von der Stelle! O Himmel, ein Mann, der erste, den ich achten könnte, — verachtet mich, und ich soll ihn lebendig entlassen? Sprecht — ich beschwöre Euch bei Eurer Mannheit, — was mißfällt Euch an mir? Ich weiß und fühle an der Gluth meiner Wangen, daß ich mich fast vor Euch erniedrige — doch was ist das dagegen, daß Ihr mich überraschtet?“

„Ihr seid schön, — doch sah ich Schönere. — Habt Ihr keine Leidenschaften?“ —

„Nein!“

„Ja, sag' ich Euch auf den Kopf zu Dame Blanche, sie verzehren Euch, Eure Kälte ist Schein,

ich will kein Weib mit Flammen im Herzen, das doch nicht lieben kann.“

„Nicht lieben?“

„Nein!“

Sie schwieg lange. Endlich flüsterte sie: „Und wenn ich's lernte?“

„Liebe lernt sich nicht, man gewöhnt sie nicht, wie ein neues Kleid, — man zwingt sie nicht herbei, — sie ist da, oder kommt nie.“

„Und doch muß es einen Moment geben, in dem sie erscheint, sonst käme sie nie — einen Moment, in welchem das Weib nichts ahnt, als: Weib zu sein, nichts will als: Weib sein, nichts ist als: Weib, Weib in jedem Puls, Weib in jedem Athemzug — — Nie verlebte ich bis heute einen solchen Moment; aber ich fühle, es muß einen solchen für jedes Weib geben.“

„Wie alt war Euer Gatte — entschuldigt die Frage — als Ihr mit ihm an den Altar tratet?“ fiel Miguel ihr in's Wort, „wie ich hörte, war er nahe an die siebenzig. Oder irre ich mich? — — — Doch, was gehört das hierher? Könnte ich Euer Herz gewinnen, Blanche, so liebtet Ihr mich, ich sage es frei heraus — so liebtet Ihr mich höchstens aus Eigensinn, aus Laune, als Spielzeug, heute

gefiele ich Euch, — morgen seid ihr anders gelaunt, Ihr werft mich weg, dazu bin ich zu stolz. Ich will ein Weib nicht bedienen, ich muß es beherrschen, ich will einer Gattin nicht gefallen, sie soll mir zu gefallen trachten. Ich würde meine Mannheit Männern nicht hingeben, geschweige einem Weibe verkaufen, um sie zu vertändeln. — Ihr seht, Blanche, ich tauge nicht für Euch, und ich hoffe! Ihr haltet mich, da ich nicht so liebenswürdig sein kann, mich anders zu geben, als ich bin, doch für plump genug, daß ich Euch gleichgültig sei. Lebt wohl!"

„Miguel!" rief Blanche, indem sie sich an seine Brust warf, ihn mit fieberheißen Armen umschlang. — — —

Erst am andern Morgen schlüpfte Miguel in einen Mantel gehüllt, — eine Locke am Herzen tragend, die er ihr geraubt, aus ihrem Hause. Er hatte berauschenden Nektar von ihren Lippen gesogen, — im süßen Taumel für kurze Stunden vergessen, was er beim Kommen gewollt. Er war gefangen in ihren Banden, ein neuer Mensch, ganz das Widerspiel dessen, was er sonst gewesen, für was er noch vor kurzem sich gegeben. Ein Moment hatte ihn zum Sclaven der Zauberin gemacht. Er lebte von ihren Blicken, von ihren Küssen, in ihren

Winken. Sie aber liebte zum ersten Male wahrhaft, sie hatte des Weibes höchste Seligkeit gekostet.

Mit Entsetzen in der Seele erwachte sie. Das verlassene weiche Lager dünkte ihr wie ein Grab, aus dem sie erstanden sei, die Erde ihr, wie ein ungeheurer Friedhof, sie selbst das einzige Wesen, welches gespenstig darauf herumwandelte. Ihr eigentliches Leben hing an der Laune eines Mannes, sie war aus einer Herrin eine Sclavin geworden, sie zitterte vor jenem Manne, der ihr in einzelnen Momenten wie ein Ungeheuer erschien, — und liebte ihn doch, sie betrachtete ihn als den Räuber ihrer Heiligkeit, hatte ihm sie doch freiwillig geopfert. Sie wollte ihm nacheilen, ihn einholen, ihn verbergen in ewiger Nacht, — ja, es zuckte ihr in den Fingern, als müsse sie ihn tödten; aber eben dies Gefühl war Wollust zugleich, als müsse sie seine Hand, seine Wange, seine Stirn, sein Herz berühren. Die Sinne schwindelten ihr, sie war nur ein halbes Wesen mehr.

Der erste klare Gedanke, der sich in ihr wieder ausbildete, war die Erinnerung an Pasquier, der zweite: Rache an ihm, der dritte: Rache durch Miguel. Der Gedanke ward rasch zum Verlangen,

das Verlangen zur Leidenſchaft. Schon betrachtete ſie den Mann ihrer Wahl, als Werkzeug ihres Willens, — ſchon vergaß ſie, weßhalb ſie ſich ihm ergeben, — ſie in des Weibes natürlichen Drang zurückgetreten war. Keine Ruh und Raſt war mehr in ihr. Sie konnte den Abend nicht erwarten, der ihr, dem abgeforderten Verſprechen gemäß, Miguel wieder bringen ſollte. In dieſer Sehnſucht war ſo viel Haß als Liebe, beide ganz weiblich, keines der beiden vom andern geſondert, eins in's andere überfließend, eins die Farbe des andern annehmend und wechſelnd. Sie hatte, was ſie lange geahnt, erkannt, das entſiegelte Myſter genügte ihr nicht mehr völlig, ſie fühlte, ihr Schickſal dränge ſie, das zu erreichen, was ſie noch nicht erlangt: — Befriedigung des Haſſes.

Miguel begab ſich zu Brouet; Bobadilla war bei ihm, beide erwogen, welche Schritte ſie zunächſt zu thun hätten, um ihren Plan in's Werk zu ſetzen. Bobadilla hatte, raſch und unbeſonnen, wie er war, bereits am Morgen ſeinen Dienſt am Collège gekündigt und das unbequeme Gewand abgeworfen, welches ihn als Livrei der Gelehrſamkeit von der Laufbahn ſeines Ehrgeizes abhielt.

Miguel lächelte bedeutungsvoll, als er eintrat; Bobadilla und Brouet erriethen es. Der letztere zog ihn in eine Ecke, Bobadilla's ungestüme Reden nicht achtend, welche die Mitwissenschaft in Anspruch nahmen. Mißmuthig betrachtete er seinen Stoßdegen von allen Seiten, als die Thüre aufging und Xaver hereintrat. Laue Begrüßuug von allen Seiten. Xaver stutzte, störte Brouet und Miguel nicht, und bot Bobadilla die Hand, der ihn argwöhnisch und fast beleidigend betrachtete, als wollte er sich jetzt mit eignen Augen überzeugen, ob das Gerücht nicht gelogen, welches Xaver's Sinnesumwandlung und Verbindung mit Loyola verbreitet hatte. Xaver's Wesen aber war noch das alte, heitere, lebensfrohe, herzliche, — nur veredelt.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Freund Bobadilla," begann er, — — — Bobadilla erprobte die Biegsamkeit seines Degens und blickte dabei gleichgültig zu Boden, — — „ist es auch recht gethan von Euch, einen alten Freund so schweigsam zu empfangen?"

„Gelehrter Herr . . ." erwiederte Bobadilla, ein Schrei Brouet's unterbrach ihn, — er sah ihn wanken.

„Was haben die beiden dort?" fragte Xaver, „guten Tag, Miguel."

Aber Miguel beachtete ihn nicht. Brouet erhob sich, riß die Locke, die ihm dieser gezeigt, an sich, — ließ sie plötzlich fallen, als hätte er glühende Kohlen berührt, trat mit dem Fuße darauf, und rief: „Noch immer war ich ein Thor; Fluch mir, Fluch ihr, — jetzt, jetzt, bin ich ganz geheilt!“ —

Miguel war beleidigt, obwohl sein Herz keiner tieferen Empfindung fähig war, so wirkte doch die Macht der nächst liegenden Erinnerung noch gewaltig auf ihn: „Brouet, Ihr gebt mir Genugthuung! pfui, ein Weib zu beschimpfen. Die Locke will ich wieder!“

„Ihr könnt andere genug haben, den ganzen Kopf dazu!“ — Wild lachend hob er die getretene Locke rasch auf und verbarg sie sorgfältig am Herzen. Miguel bereute fast, daß er eine kleinliche Eitelkeit seiner selbst hatte Meister werden lassen, daß er an Blanchen's Geheimniß, um eines Triumphs über Brouet willen, zum Verräther geworden war.

„Was wollt Ihr damit?“ fragte er, etwas kalter, „gebt sie heraus!“

„Nimmermehr! Es ist Haar, wie ein andres.“

„Er will sie gewiß an Loyola schicken,“ sprach Bobadilla in ihre Unterredung hinein, — Loyola wird nächstens eine Glatze erhalten, und es gibt

Fälle, wo selbst ein Pfaffe eine Perrücke braucht. Ein Beitrag für Loyola's Perrücke!"

Niemand lachte über den plumpen Witz. Xaver ließ sich durch die unfreundliche Miene Bobadilla's nicht abschrecken. „Bobadilla! aber um's Himmelswillen, weßhalb empfangt Ihr mich so sauertöpfisch? — Und sagt, was habt Ihr mit dem Schwert? Ihr probirt es auf alle Weisen, als wäret Ihr einer vom Handwerk der privilegirten Kehlabschneider und Leibdurchstecher. Ihr macht Ausfälle, Hiebe, Quarten, als wolltet Ihr ein Nebenbuhler Bayard's werden."

„Ich werde Soldat" erwiederte Bobadilla kurz ab.

„Was?" rief Xaver erstaunt, — „Ihr sagt den Büchern Lebewohl? Ist das Euer Ernst?"

„Ich tauge dafür besser, als zu solchem unnützen Leben, wie ich es jetzt führe."

„Doch wie kamet Ihr so plötzlich zu diesem Entschluß?"

„Wie Ihr zu Eurem! Ich will etwas bedeuten in der Welt, was ich jetzt bin, bedeutet verdammt wenig."

„Bobadilla!" sprach Xaver sinnend, und sein schönes Auge ruhte wehmüthig auf dem kriegerischen Magister, — er trat ihm näher, zog ihn an's Fen-

ster, und sprach leiser als vorher: „Ich fürchte, Ihr mißkennt Euch selbst und überschätzt einerseits das zweifelhafte Glück, dem Ihr nachstrebt, während Ihr anderseits vielleicht die gültige Hoffnung mißachtet, welche Ihr zur Wahrheit machen könnt.“

„Ich merke, wohinaus Ihr wollt,“ entgegnete Bobadilla unwirsch, „Ihr, selbst befangen von Loyola's Beispiel, wollt auch mich zum Kopfhänger machen, zum Müßiggänger, doch, es gelingt Euch nicht. Xaver, es thut mir leid um Euch, — nehmt Vernunft für ein billiges an, bedenkt, daß Ihr ...“ Er stockte.

Xaver lächelte. „Nun, was bin ich? Ich lese Euch das Wort aus den Runzeln der Stirn heraus, das Wort: Thor! Ihr thut mir Unrecht, Freund! Ihr thut Loyola Unrecht. Seh ich aus, wie ein Müßiggänger? Wem glaubtet Ihr, daß Ihr von mir schlechter denken lerntet, als Ihr sonst gedacht?“ —

„Vox populi, vox dei!“ erwiederte Bobadilla. D'rauf Xaver: „Was ist aber das Volk? Wär's das Volk, ich achtete auf seine Stimme; aber ein Haufe neugieriger Gesellen mit blöden Augen, welche einen Kirchthurm ebenfalls für einen Düngerhaufen ansehen, und dafür eine Ameise für einen Ameisenbären, nennt Ihr ihn Volk? — Bin ich noch bei

gesunden Sinnen? — glaubt mir: Ich will etwas, wir alle wollen etwas, wir werden's vollbringen, und es ist bei'm Himmel kein Knabenspiel, keine Chimäre, und keine Zunftarbeit, bei der man nur den Schuh, aber nicht den Gesellen betrachtet, der ihn zu Stande brachte."

Bobadilla war aufmerksam geworden, seine Thatkraft wurde von Xaver's Worten angezogen. „Treibt Ihr ein ehrlich Werk, bei dem Ruhm zu gewinnen ist, weßhalb verheimlicht Ihr es?" fragte er, — — „nennt es, noch stehe ich am Scheidewege. Braucht Ihr Arme, hier sind welche; braucht Ihr eine Brust, die Wunden auffangen soll, hier ist sie; sie dehnt sich, einer Gefahr gegenüber, weit aus, als söge sie frische Bergesluft ein. Aber wissen muß ich, welcher Art Euer Beginnen ist; denn wenn ich mich' in die Wagschale werfe, so muß sie . . ."

„Zu Boden sinken!" ergänzte Xaver lachend, — „das ist unzweifelhaft; denn Ihr seid robust! Im Ernst, Bobadilla! — Ich kam, so wahr mir Gott helfe, nicht her, um Euch für unser Vorhaben zu gewinnen, sondern um Euch zu sehen. Es freut mich, daß Ihr besser von mir und Loyola denkt."

„Ha, so sollt Ihr mir nicht fortkommen. Ich bitt' Euch, weiht mich in Euer Vorhaben ein; denn

ich entnehme aus Euren Reden, daß es Klang gibt wie eine Glocke, wenn man mit dem Eisen dawider stößt. Hier hab' ich noch mein Schwert in der Hand, das alte Leben ausgethan, wie ein abgetragenes Kleid, ein neues noch nicht angezogen. Ich bin fertig, mit beiden Armen zugleich in jede Rüstung hineinzufahren — —"

„— — wenn sie Euch anders paßt, Bobadilla! Das bedenkt! Denn das Große ist nicht immer das Bequeme, und der muß Geduld mitbringen, der Waffen auf der Argo mit sich führt, um das goldne Vließ zu erobern."

„Gut! Ich habe Geduld; aber nicht genug, um den Raum zwischen Ahnen und Wissen damit auszufüllen. Ihr wißt, ich bin ein beff'rer Schlagd'rauf als Philosoph."

„Lieber Freund! Ich kann Euch nur Eins hier mittheilen, wir können Männer brauchen, — und beim Himmel, Ihr seid ein Mann! Wollt Ihr was näheres wissen, so kommt mit mir."

Bobadilla ergriff die Aufforderung, seine Neugier spornte seinen Ehrgeiz und dieser jene. Xaver, dem es bei seiner geraden Sinnesart um nichts weniger zu thun war, als Proselyten zu machen, freute sich dennoch herzlich, daß er vor des alten Freundes Augen allmählig Rechtfertigung fand, auch that es

ihm wohl, die frühere Zuneigung und Vertraulichkeiten, die zwischen ihm und Bobadilla bestand, wieder hergestellt zu sehen. —

„Wir sind allein!“ sprach Brouet kaltblütig, — „beliebt es Euch?“ Miguel zog den Degen und erwiederte: „Ich steh' Euch zu Diensten. Erlaubt mir nur Eines vorher noch zu sagen: Es thut mir leid, Euch mir feindlich hier gegenüber zu stehn, doch muthmaßt nicht, daß ich dieß aus Feigheit spreche,“ — er hauchte die Klinge an und putzte sie mit dem Handschuh — „wahrlich, Brouet, Ihr thut Unrecht, mir Beleidigung beizumessen; denn unser Handel war ehrlich genug, Bobadilla, der eben wegging, könnte es bezeugen.“

„Ich weiß,“ erwiederte Brouet, „und auch mir thut es leid, Euch gefordert zu haben, indessen laßt der Sache ihren Gang. Ihr sagt'st mir, was ich jetzt ohne Leidenschaft hören kann und ich beleidigte Euch, das Weib ist eine Buhlerin, und Ihr liebt es. Alles das ist höchst einfach. Ich sehe klar. Laßt uns unsern Handel zu Ende bringen. Verflucht sei sie, wenn ich sterbe, und doppelt verflucht, wenn ich Euch tödte. — Macht Euch bereit.“

Sie stellen sich. Stich auf Stich! — Brouet parirt, Miguel greift an, Brouet deckt sich, Miguel sinkt. Das Blut rieselt aus seinem Arm.

„Gott sei Dank, die Sache ist abgethan," sprach Brouet kaltblütig und eilte das Blut zu stillen. „Ich bedaure, die Ursache zu sein, daß Ihr Euer Vergnügen von gestern Nacht heute Nacht nicht wiederholen und Eure Dame um Eures Ausbleibens willen in Unruhe lassen müßt. Doch hier habt Ihr meine Hand d'rauf: sie soll beruhigt werden. Lebt wohl! Ich bestell' Euch einen Wundarzt."

Wie ängstlich harrte Blanche von Viertelstunde zu Viertelstunde, als die Frist verstrichen war, in welcher Miguel des Abends zu kommen versprochen hatte. Sie ging von Zimmer zu Zimmer, Treppe auf und ab. Endlich das Zeichen der Duenna! Endlich ein Fußtritt im unteren Corridor. Er ist's! Miguel!

„Ach, wie lange ließest du auf dich warten? Und jetzt noch verhüllt, als kämst du nur, um zu gehn, das Haupt gesenkt, als wäre mein Blick dir zuwider. Den Hut in die Stirn gedrückt, als scheutest du den Anblick der Menschen. Du sollst sie nicht scheuen, du kommst ja zu mir, du bist ja mein, bleibst mein! Wirf ihn weg, den garstigen Mantel, den breiten Hut!" — — —

Er warf Mantel und Hut weg, und hielt ihr

schweigend ihre eigene Locke entgegen. Sie blickte auf ihn, wollte schreien, sah ihn wieder an, konnte die Lippen nicht bewegen. Es war Brouet!

„Das ist Eure Locke, schöne Blanche! Ich bringe sie Euch statt Miguel's, der sie Euch abschnitt. Haltet Ihr mich noch immer für jenen Pasquier, der vor Eurer stolzen, strengen, launenhaften, verdammten Tugend Stundenlang auf den Knieen lag, der nur lebte, wenn Ihr lächeltet, der nur sprach, wenn Ihr winktet. — Ich bin nicht mehr derselbe, auch Ihr seid nicht mehr dieselbe! Ich bin aus dem Träumer ein Mann geworden, Ihr aus der Männin ein Weib — aus der jungfräulichen Wittwe eine Buhlerin. Ihr habt den Treuen mit Füßen getreten — so tret' ich, seht?! — Eure Locke jetzt mit Füßen, und Euern Ruf, und Euer ganzes Bewußtsein, — Ihr habt dem Verräther freiwillig hingeworfen, was der Treue nicht von Euch erbetteln konnte. — O du, du einst ein Götterbild, jetzt nichts als ein Weib — du Weib, nichts als eine Buhlerin. — Du kennst mich, du hassest mich, du möchtest mich mit deinen Blicken tödten, wenn du's könntest! Ah, das Bewußtsein dessen, was du geworden bist, seit wir uns sahn, fesselt deine Zunge, deine Arme. Ich seh' dich in deiner Schmach, und sah dich hoffentlich nicht zum letzten Mal. Ich gehe, mich weidend

an deiner Ohnmacht, du stolzes, gedemüthigtes Weib!“

Als er an der Thüre war und die Klinke schon in der Hand hielt, schleppte sich Blanche mit letzter Anstrengung aller Kräfte zu ihm, und stöhnte: „Nur Eins!“

Brouet blickte sie eifrig an und erwiederte: „Ich hab' kein Herz mehr in der Brust, du rissest es heraus, und warfst es in den Koth und tratest d'rauf, wie ich auf deine Locke!“

„Nur Eins!“

„Nun?“

„Miguel?“

„Von wem sonst? Er sprach's. — Ich glaube: liebt dich doch! Das ist dein Fluch!“

Er ging.

„Liebt mich?“ murmelte Blanche vor sich hin — „liebt mich?“ — Sie fühlte, daß ihre Liebe zu ihm getödtet war durch den einen Schlag. Sie haßte ihn! Nicht, weil er sie verrathen, preisgegeben, nein, weil auch er ein Mann war, wie jeder andere, ein Narr seiner armseligen Eitelkeit. Sie erkannte es mitten im Taumel der Schaam und des Schmerzes klar und scharf, wie es gekommen, daß Miguel sie verrathen, daß er geprahlt hatte mit Erzählung seines leichten

Sieges über die Spröde. Ein Mann — ein Spott des Schöpfers! Und solch einem Mann unterthänig zu sein?

Sie war die Sclavin, das Recht der Gleichheit bübisch umgestoßen. — Nun, so hatte sie keine Pflicht, die sie an ihn fesselte. Immer klarer ward ihr's. Immer furchtbarer entwand sich ihre entschloßne Seele den Banden der heiligsten Leidenschaft. „Er liebte sie noch!" Er! Hier war der Faden, ihn zu halten. Er sollte der Griff des Dolches sein. Sie stand wieder allein in der Welt nach dem kurzen Wonnetraum der Vereinigung. Ein Mord auf seine Seele gewälzt — was kümmert es sie, er muß ihn vollbringen, er hat sich selbst zur Ehrlosigkeit des Henkers hinabgeschleudert! Sie liebte ihn nicht mehr, er war ein Mann, nichts beſſ'res — also durfte sie ihn betrügen, — sie war betrogen, also durfte sie heucheln.

Erst am dritten Tage konnte Miguel seine Geliebte wieder besuchen. Die Zwischenfrist kam dieser trefflich zu statten, die Verstellung völlig einzulernen, mit welcher sie ihn empfangen, welche sie so lange behaupten wollte, bis er ihren Willen gethan. Was dann werden sollte? Sie wußte es noch nicht, sie dachte nicht daran, nur an das Eine dachte sie: Brouet darf nicht mehr sein, — Miguel verderben,

einer durch den andern, einer so hassenswerth wie der andre.

Miguel trug den Arm noch in der Binde, als er in der Abendstunde zu Blanche kam, er war nicht wenig verlegen, welchen Vorwand er nehmen sollte, um die Verwundung auf eine von der Wahrheit abweichende Weise zu erklären. Bald schwand jedoch seine Befangenheit, da ihm Blanche mit Zärtlichkeit entgegeneilte, und vor Angst so ganz und gar befangen schien, als könnte sie gar nicht Zeit finden, nach dem Anlaß der Verwundung zu fragen. Sie nestelte und fingerte wie in Liebkosungen an dem Verband, — und heimlich gelüstete ihr, ihn mit raschem Griff abzureißen, damit die Wunde wieder aufbreche und das Blut des Verräthers, ein wonniger Anblick — bis zum letzten Tropfen entrieſle.

„Und wärest du im Kampf geblieben. Miguel, welches Loos sollte meines sein! Daran dachtest du nicht!“ — sprach sie mit bebender Lippe, ihn an sich pressend, — daß ihm der wunde Arm heftig schmerzte. Er zuckte zusammen, sie konnte ihren Blick nicht bewachen, wie eine Tigerin, die sich des nahen Opfers freut, sah sie ihn an.

„Welch ein Aug'!“ rief er erbleichend, — „bist du's, Blanche, die ich ganz hingegeben in meinen Armen hielt?“

Blanche blickte zu Boden und preßte auf's neue ſeinen Arm. „Weib! Was haſt du?“

„Liebſt du mich noch? Sieh', das iſt alles, was ich von dir wiſſen will!“

„Du zweifelſt? Zweifel tödtet die Liebe.“

„O, was alles kann in drei Tagen geſchehen! — So gut als ich dich verwundet wiederſehe, ſo hätt' ich dich auch todt wiederſehn können, mit jedem Tropfen deines Blutes kann ein Theil deiner Liebe entſtrömt ſein, und nun kommſt du und bringſt mir den kalten trägen Reſt. — Iſt's nicht ſo?“

„Nein, nein!“

„Nun, ſo ſage mir auch, weßhalb warfſt du dich in die Gefahr? Warum dieſer Zweikampf? Raſch erobert, raſch weggeworfen! Hab' ich's?“

„Nein, nein, Blanche!“

„Ich will's wiſſen, ich laſſe dich nicht, ich halte dich an deinem kranken Arm, bis du mir's ſagſt...“

„Willſt du mich zwingen, das Weib den Mann?“

„Oh, das alles iſt vorbei, das Weib iſt vielleicht wieder Mann. Der Mann wieder Weib; aber laſſen wir das, Miguel, ich weiß, du liebſt mich noch, ich kann's nicht denken, das du's ſo bald verlernt hätteſt.“

„Wie mich ſelbſt, lieb' ich dich!“

„Mehr, mehr! Sonst ist's Eigennutz, Miguel! Du mußt mir's beweisen.“

„Gib mir eine Probe auf, daß ich dir's beweise. Ja, du hast in einem seligen Augenblicke mich ganz umgewandelt, den Theil meines Wesens, der störrisch war, unter deinen Küssen weggeschmolzen. Sprich, was soll ich thun, um dir meine Liebe zu beweisen!“

„Alles, was ich verlange. Willst du's?“

„Ich schwöre es dir bei allen Heiligen!“

„Scheue den Meineid! Ich nehme dich bei'm Wort!“

„Ich will ehrlos sein, wenn ich es breche.“ Sprich, was soll ich thun, um dir meine Liebe zu beweisen?“

„Tödtet Brouet!“

„Blanche?“

„Du stockst? Du zitterst? Oh, du bist ein ganzer Mann!“

„Ich bin einer, deßhalb bebe ich vor einer solchen That.“

„Was that dir Brouet? Nicht wahr, so spricht dir dein Gewissen zu? So ist dein Gewissen ein Wucherer, der die Wage auf gleich gestellt haben will. Was that er dir? Nichts, als daß er dir

den Arm durchstach! Aber mir, die ich dein bin, nicht als Sclavin, nicht als Herrin, nein, als dein Selbst, als der Körper für deinen Gedanken, als der Ausdruck für deinen Willen, — mir durchstach er das Herz, die Ehre, gerade auf dem Fleck, wo die Wunde tödtlich wird, nicht bloß offen vor aller Welt, vor deinem Antlitz, vor dem seiner Freunde, nein, hier, auf dieser Stelle, wo du jetzt sitzest und den Arm um mich schlingst. Und du sitzest noch? Und du zitterst? — Da! kennst du diese Locke, die er mit Füßen trat?"

„Heiland der Welt!"

„Du bist so elend wie Er! Ja, ich will die Maske nicht länger behalten. Ich weiß alles. Du bist ein Verräther wie er, und ein schlimmrer noch, er liebte mich doch, — du betrogst mich von Anbeginn her. Was bei ihm Rache, bei dir war es Infamie! Er genoß nie die geringste Gunstbezeugung von mir, — du alle, die ein Weib gewähren kann. Er ist nicht gefesselt an mich. Du bist's durch tausend Bande, die selbst bei Thieren Geschlecht an Geschlecht knüpften, — bei Menschen Freund an Freund, durch Dank, Vertrauen, Wonne, Sieg. Jetzt hab' ich ein Recht an dich, wie der Herr über den Sclaven; denn dein Verbrechen hat dich an mich verkauft, du mußt jetzt thun, was ich von dir ver-

lange, du mußt mir abverdienen, wie ein Lastträger, was du mich kostest.“

„Weib! Ich bewundre dich, ich bete dich an in deinem Zorn.“

„Ich will von dir nicht bewundert, nicht angebetet sein; nichts weiter will ich, als daß du vollstreckst, was ich gebiete, und hinge dein ganzes Leben an der Spitze deines Schwertes. Brouet war hier, Brouet höhnte mich in's Antlitz, — mich, mich!“

„Verdammt sei er hier und jenseits!“ rief Miguel aufspringend, „mein Vertrauen mißbraucht — ha, der Schurke! Ich bezahle es ihm!“

Blanche lachte laut auf. „Vertrauen! Es gibt kein Vertrauen auf Erden. — Sag: er hat dich an der Nase geführt, — daher deine Wuth, — doch gleichviel, du wirst's rächen.“

„Noch heute! noch heute!“

„Nein! Es soll noch nicht in blinder Wuth gethan sein, deine Hand könnte vor allzugroßem Eifer, fehlstoßen. Nicht in der Hitze, kaltblutig sollst du ihn durchbohren; denn auch er hat mich mit kaltem Hohn in den Staub getreten. Zwischen heute und vier Wochen magst du's thun, auch nicht später! Jeden Abend erwart' ich dich, jeden Abend will ich dir statt des Vaterunser's Brouet's Niederträchtigkeit vorbeten, es soll deine eigne Buße sein.

So lange keine Berührung zwiſchen uns, als Hand in Hand, damit du einen Dolch feſthalten lernſt. Jeden Abend deinen Eid zum Nachtgebet, und jeden Morgen, wenn du vor meinem Schlafgemach Wache gehalten, meine Schmach zum Morgenſegen.“

„Und dann?“

„Ich markte nicht, bevor ich die Waare kenne. — Schwöre noch einmal!“

„Ich ſchwöre!“

Seit dem Beſuche bei Blanche befand ſich Brouet, dem Sturm der raſch auf einander folgenden betäubenden Eindrucke erliegend, in einer ſolchen gänzlichen Abſpannung, daß er keinen Gedanken feſtzuhalten, kaum Tag und Nacht zu unterſcheiden im Stande war. Gegen dieſen Zuſtand fruchtete kein Heilmittel, die Zeit allein konnte ſeine Kräfte wieder herſtellen, und nur eine concentriſche Idee vermochte ihn dann völlig auszugeſunden, die Idee, in welcher er ganz leben konnte, blind für alles andre rings um ihn, durch ſie abgeſperrt von jeder Erinnerung.

Bobadilla hatte des armen Freundes, den er ſeit der kurzen Friſt ihrer Bekanntſchaft liebgewonnen, nicht vergeſſen, beſuchte ihn nach ein paar Tagen und fand ihn auf dem Bette ausgeſtreckt, ſeither

ohne Nahrung, ein warnendes Bild, wie tief ein Mensch sinkt, der die Ganzheit seines Selbst leichtsinnig vernachlässigt, und nun, plötzlich losgetrennt vom Stamme, aus dem er so lange Lebenskraft gesogen, abdörrt. Sein Anblick jammerte Bobadilla, dessen kräftige Natur seither durch die Freude, ein bestimmtes Ziel seiner Thätigkeit gefunden zu haben, neu auflebte. Xaver's nähere Mittheilungen hatten seinem Thatendrange entsprochen, die kriegerische Seite von Loyola's Plan fesselte ihn ganz an diesen, er wünschte sich Glück, die kleine Verbrüderung gefunden zu haben. — Es lag in seinem Wesen, zu allem, was ihm groß, tüchtig und von Bedeutung erschien, auch alle andre zu bringen, mit denen er in näherer Berührung stand. Er konnte nur die lieben, die wie er dachten und handelten; der Bekehrungseifer war übrigens nicht minder ein Ausfluß seines Ungestüms und seines Dünkels, Viele zu übersehen, als seiner inneren unverwüstlichen Stämmigkeit, er wußte so wenig, als alle andere Freunde Loyola's, daß er, während er selbstständig zu handeln wähnte, eigentlich nur den wohlberechneten Zwecken dieses Mannes diente, welcher die Sinnesart eines Jeden klug erkannte, Jeden an seinen Schwächen zu fassen und zu leiten verstand, und nie thätiger war, als wenn er vom Schauplatz

sich in einen stillen Winkel zu scheinbarer Ruhe zurückzog.

Bobadilla war, obgleich weder von Loyola, noch sonst einem der Genossen, dazu beauftragt, zu Brouet mit der Absicht gekommen, diesen, den er früher zur Theilnahme an Kriegsdiensten vermocht — jetzt für den Zweck, den er nunmehr selbst verfolgte, zu gewinnen. Als er den Freund in seiner jammernswerthen Geisteslähmung erblickte, wurde diese Absicht ihm zur unumstößlichen Ueberzeugung, daß jener nun auf dem Wege, den er selbst eingeschlagen, noch zu retten sei, und er beeilte sich ihm mit Trost und Gründen zuzusprechen, ihn zu neuer Lebensthätigkeit zu ermuntern, ihm das glänzende Ziel zu zeigen, welches winke.

Brouet hörte ihm zu wie ein Kind, anfangs völlig hingegeben und willenlos, ihm mit matten Worten beistimmend, ihm seine Theilnahme gelobend; allmählig wirkten die Worte wie kräftige Arzenei auf seine Seele, es dämmerte ihm die Bedeutung, es sammelten sich seine trägen Lebensgeister.

Bobadilla versäumte nicht, ihn zu pflegen und aus der kleinen Kasse der Brüderschaft, die größtentheils durch erbetteltes Almosen zusammengebracht war, ihn mit kräftigen Speisen und starkem Wein zu laben. Er wiederholte seine Besuche und nach

wenigen Tagen hatte sich Brouet so weit erholt, daß, was an ihm früher stumpfe Hingebung gewesen, jetzt zum freien Entschluß, zur Ueberzeugung gereift war. Er sah in dem Bunde den Weg, ein neuer Mensch zu werden, alles, was hinter ihm lag, sich selbst durch Thaten vergessen zu machen.

Als Brouet sich ganz erholt hatte, war der Entschluß, der Gesellschaft anzugehören, fast zur fixen Idee geworden. Loyola, der durch Bobadilla Brouet's frühere Verhältnisse erfahren, durchschaute ihn ganz, hütete sich aber seine Illusionen zu zerstören; Bobadilla dagegen that sich nicht wenig darauf zu gute, durch seine Gründe ihn überzeugt und bekehrt zu haben. Die erste Bedingung, welche Loyola allen seinen Schülern stellte, (obwohl er sich in Acht nahm, die gefährliche Rolle eines Meisters zu spielen, sondern sich mit der unscheinlichen eines Freundes und tugendhaften Mannes begnügte) war: Frömmigkeit und Sittenreinheit nach den ascetischen Begriffen einer verwitterten Zeit. Er durfte dieses Vehikel der öffentlichen Meinung, durch die allein er allen Feinden unantastbar blieb, nicht in den Hintergrund schieben; er fuhr mit Fasten, Beten und Kasteien fort, und wer ihm näher stand, unterwarf sich, überwältigt von seinem Beispiel, derselben Lebensweise. Für Brouet's leidenden, ja sozusagen erst werden-

den Charakter war sie doppelt heilsam. Er fand in den religiösen Begriffen einen Anhalt, wenigstens ein Myster, von dessen Tiefen er sich irgend ein unbekanntes Universalmittel, eine Lebenseſſenz versprach; mit aller Sehnsucht eines Genesenden, der auf das geheimnißvolle Walten des Frühlings hofft, warf er sich der Mystik in die Arme.

Bald galt er als der Frömmste von allen Brüdern, und der Ruf seiner strengen Buße, seines heiligen Wandels verbreitete sich auch in Paris. Mit wachsendem Ingrimm vernahm ihn Blanche, welche durch Miguel, der wie ihr Leibeigner wurde, von Tag zu Tag Brouet's Schritten nachspüren ließ, während sie in ihrem Hotel wie vordem in stiller Abgeschlossenheit lebte. Ihr Haß gegen Brouet dehnte sich jetzt auch auf alle seine Freunde aus, durch deren Einfluß und Beispiel er zu Besonnenheit und öffentlicher Ehre gelangt war, statt, wie sie gewünscht hätte, von Stufe zu Stufe tiefer zu sinken — auf Bobadilla und Xaver, sogar auf den schönen Rodriguez, am meisten aber auf Loyola. Sie hielt es für hoch an der Zeit, das Signal zu geben.

„Glaube mir, mein Bruder!“ sprach Loyola zu Bobadilla, den er etwas beiseite nahm, „nichts führt

sichrer zur Ehre, als freiwilliges Verzichtleisten auf sie. Sie ist wie eine eigensinnige Frau, die den geringschätzt, der mit heißem Verlangen, mit tausenderlei kleinen Dienstfertigkeiten und großen Diensten um sie wirbt, während sie den Mann, der ihr Kälte zeigt, an sich zu ziehen sucht und ihm gerne ihre volle Gunst zuwendet. Du bist von edlem Gemüth, Bruder, eben deßhalb stehst du über jener bloß äußerlichen Werthschätzung, welche die Welt oft auch Thoren und Schwächlingen zollt, das Ziel ist alles und das Bewußtsein. Wirst du, wenn du ein Wettlaufer bist, mitten im Lauf dich darum kümmern, ob du auch für Jedermanns Aug' wohlgefällig die Arme trägst? Laß die Buben am Wege spotten, du brauchst die Arme wie Diener der Füße, was dir bequem zum Zwecke ist, das sei dir gerecht; denn der Zweck adelt das Mittel, das Mittel vergißt man, der Zweck bleibt unvergessen. Deßhalb wünschte ich, in deinem eigenen Interesse, daß du dich weniger um der Welt Meinungen bekümmertest — ja eher ihnen Trotz böteſt, es ziemt dir, der du deinen inneren Werth fühlst, mit den Gemeinen nichts gemein zu haben. Du scheinst eine Abneigung zu haben, ein geringeres Kleid zu tragen, als du bisher trugst. War denn dein Magisterrock von Sammt und Seide? Nein, du trugst einen von grobem

Tuch, weil du in deiner Armuth keinen beſſern tragen konnteſt, — wie, iſt's nicht ehrenvoller, einen ſchlechtern tragen zu wollen, als man muß, bloß weil man will?"

„Ich ſchäme mich meiner Eitelkeit," erwiederte Bobadilla, — „hier Loyola gelobe ich dir's, du wirſt ſolcherlei Lächerlichkeit fürder an mir nicht finden. — — Doch ſeht: die Verſammlung iſt vollzählig geworden, da kommt Jago Laines, der noch fehlte. Wie ſehnt' ich mich dieſem Tage entgegen, den ich als den Anfang unſres Wirkens anſehe."

„Noch ſind es Worte, Bobadilla," entgegnete Loyola, — „noch ſind es nur Gelübde der Treue, die uns vereinigen. Gott gebe ſeinen Segen, daß wir erfüllen können, was wir geloben...."

„...Daß wir den Preis und Ruhm unſrer Thaten ernten," fügte Bobadilla hinzu...

„...Daß wir endlich Beruhigung und neues Leben finden," ſprach Brouet, der düſtern Antlitzes zu den beiden trat und ihre letzten lauter geſprochenen Worte gehört hatte.

„...Daß wir quitt werden, Loyola, daß ich dir vergelten kann," rief Xaver feurig, Loyola's Hand erfaſſend.

„Daß wir der Menſchheit nützen!" ſprach

der ſanfte Rodriguez, das Auge, von ſchöner Schwärmerei verklärt, emporrichtend, — „ja, dazu gebe der Allwaltende, der heilige Allvater ſeinen Segen, damit es fürder nicht Völker gebe, die in verſchiedenen Sprachen reden, einander unverſtändlich, ſondern nur Brüder rings auf Erden, gleich durch Wahrheit und Glauben, und jeder dem andern verſtändlich durch Liebe und Treue.“

Acht Menſchen befanden ſich in dem engen ärmlichen Gemache, deſſen einziger Schmuck ein Cruzifix, deſſen ganzer Reichthum einige geiſtliche Bücher waren; dieſe acht Männer waren alle für einen Zweck begeiſtert, alle feſt entſchloſſen und gerüſtet, als zögen ſie in einen Kampf, dabei jeder doch von ſeinem eigenthümlichen Beweggrund getrieben, — alle waren freie Männer und wollten es bis zum Tode bleiben, alle bis auf einen — dem ſie dienten, ohne es zu ahnen. Das Schickſal hatte dieſem nicht bloß Lainez und Salmero ſichtlich in den Weg geführt, auch Faber, auch Rodriguez, Xaver, Bobadilla, Brouet. Hundert Andern wären ſie ebenſo zugewieſen worden wie ihm; er aber verſtand ſie zu halten. Das iſt das einfache Myſter der Geſchichte, das Schickſal ſpendet den Stoff, guten und ſchlechten durcheinander, der Verſtand deſſen, der Epochen würkt, faßt, ſondert, vertheilt, verwebt ſie; iſt das

Gewirk fertig, so staunt man den Meister an und vergißt, woher er den Stoff genommen.

Die Brüder nahmen Platz, wo sie konnten, auf den paar Stühlen, auf Loyola's hartem Lager, — Bobadilla und Faver hörten stehend dessen Worte.

„Meine Brüder!" begann Loyola, seine Blicke demüthig zu Boden wendend, — er schien befangen, das Wort zu nehmen. — „Ihr habt euch bei mir, dem Unwürdigsten aus eurer Mitte, versammelt und mir befohlen, in Worten zusammenzufassen, was in uns allen bis jetzt nur als Wunsch, als Sehnsucht gelebt hat, wovon wir uns selbst keine bestimmte Rechenschaft abzulegen im Stande waren; denn, da wir mit des Allerhöchsten Gnade und im Schutze der allerseligsten Jungfrau Maria uns ein gemeinsames Werk vorsetzten, welches zur größeren Ehre Gottes und zum Heile der Menschen Früchte tragen soll, ein Werk, wozu wir uns bisher durch Gebet und Buße in Demuth vorbereiteten, so müssen wir uns über alles, was daran weltlich ist, klar verständigen, damit Jeder seinen Theil der Pflicht erkennen, das Maaß seiner Kräfte darnach bestimmen, seine würdige Vorbereitung treffen, nachholen kann, was er bisher versäumt, um seinen Platz auszufüllen, damit alle das Gemeinsame festhalten, jeder die Umstände zu Rathe ziehen, auf den Zeitpunkt der

Ausführung sich versehen lerne! Deßhalb lasset uns, bevor wir mit unsrem schwachen menschlichen Verstande an die Berathung gehen, die Gnade Gottes um Erleuchtung, die Fürsprache der allerseligsten Himmelskönigin bei ihrem göttlichen Sohne anflehen, dessen Ritter auf Erden wir in allen Ländern und bei allen Völkern zu werden uns unterfangen."

Und nun begann er, auf die Knice sinkend, alle folgten seinem Beispiel — den Versammelten die lauretanische Litanei vorzubeten:

„Herr, erbarme dich unser,
Christe, erbarme dich unser,
Herr, erbarme dich unser,
Christe, höre uns!
Christe, erhöre uns!"

Und nun erwiederte die kleine Gemeinde die vier Sprüche zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, einstimmig einfallend, mit: „Erbarme dich unser," und jeden Spruch zum Preise der jungfräulichen Himmelskönigin mit:

„Bitt' für uns!"
— — — „Du Heil der Kranken!"
„„Bitt' für uns!""
„Du Zuflucht der Sünder!"
„„Bitt' für uns!""

„Du Troſterin der Betrübten!“
„„Bitt' fur uns!““
„Du Hulfe der Chriſten!“

Da pochte es an der Thüre. Unwillkührlich bebten alle zuſammen und ſtockten im Reſponſorium, als ſtünde ein Feind draußen. Loyola allein beachtete die Unterbrechung nicht und fuhr ruhig fort:

„Du Königin der Engel!“

Und von ſeinem Beiſpiel fortgeriſſen, ließ ſich die kleine Gemeinde von dem unbekannten Störenfried nicht weiter beirren. Es dämmerte, die Betenden waren nicht mehr zu unterſcheiden, die Litanei war zu Ende, da wiederholte ſich das Pochen an der Thüre. Alle hatten ſich von den Knieen erhoben. Loyola öffnete und rief: „Herein!“

Herein trat ein Pilger, der in Folge eines ſtrengen Gelübdes — wie er ſich ankündigte, eine weiße Halbmaske vor dem Geſicht trug; er kam aus der Pikardie und wünſchte Pasquier Brouet zu ſprechen, an welchen er von Amiens her einen Auftrag ohne Zeugen, zu beſtellen hätte. Er habe nach Brouet überall geforſcht, wo ſich dieſer ſonſt aufgehalten, und ſei hierhergewieſen worden. Loyola ward bedenklich, zog Brouet raſch bei Seite, und flüſterte ihm zu: „Brouet, du biſt unſer Bruder, haſt du vor deinen Brüdern ein Geheimniß?“

„Keines vor dir, Meister!“ erwiederte Brouet, schwer aufseufzend.

„So gestatte mir, den Pilger statt dir zu hören!“

„Gern! Ich will nichts mehr wissen, von alle dem, was ich einst war, was ich einst besaß, wenn ich einst angehörte. Doch weßhalb willst du...?“

„Laß mich!“ flüsterte Loyola; er wußte sich selbst keine bestimmte Rechenschaft von seinem Beginnen zu geben; es ahnte ihm nur dunkel, als drohe Brouet hier Gefahr, und er war im Gefühl, daß er fur alle stehe, wie alle ihm sich hingegeben hatten, entschlossen, die Sache auf sich zu nehmen, was sie auch bedeute.

So folgte er denn dem Pilger aus der dunklen Stube schweigend auf den dunkleren Vorplatz.

Der Pilger faßte Loyola's Hand mit seiner Linken und raunte ihm zu: „Gut, Vasquier, so hab' ich dich hier! Mitten aus den Freunden holt' ich dich, du wirst nicht mehr zu ihnen zurückkehren. Denk' an die Locke, an Blanche und an mich!“ Er hob die Rechte zum Dolchstoß aushohlend.

Der armselige Prahler, der nicht einmal tödten konnte, ohne noch zuvor sein Opfer mit Worten zu foltern, durch Eitelkeit, durch lächerlichen Triumph

vor der That. So hörst du die Klapperschlange rasseln, bevor sie dich erreicht.

Und im selben Moment, als er den Stoß vollbringen wollte, hatte eine nervige Faust seinen Arm gepackt, ihm den Dolch entwunden, den Hut und die Maske abgerissen. Es war Xaver, der, von unerklärbarer Angst getrieben, seinem Lebensretter Loyola unbemerkt, durch die offengebliebene Thür nachgeeilt war.

„Licht! Licht!“ schrie Xaver, den überwältigten Mörder in die Stube hereinschleppend.

„Kein Licht!“ rief Loyola heftig dawider: „Weßhalb ihn erkennen wollen? Laßt ihm die Nacht seiner That, daß er von diesem Dunkel beschützt, vom Arm des weltlichen Gerichts unerkannt, bereuen könne und sich mit Gott versöhne; denn auch der Verbrecher ist unser Bruder, und es ziemt uns Sündern, nicht zu richten.“

Indessen hatte sich der feurige Bobadilla nicht an diese Worte gekehrt, sondern rasch Licht herbeigeschafft. Xaver, Laines und Salmeron hielten den Mörder fest. Und als nun das Licht kam, erkannte Xaver mit Entsetzen Miguel, der sich sonst seinen Freund genannt hatte. „Unglückseliger!“ rief er aus — „was wolltest du thun?“

„Er lebt! Er lebt!“ schrie Miguel, „dort

ſieht er, und auch du lebſt, Gleisner! O, ich bin geſtraft für meine Thorheit! Kennſt du mich, Brouet? Weh! dich lebendig zu ſehen! Auch dich nicht getroffen zu haben, Loyola! Ja, hört es alle, die ihr mich mit grimmigen Blicken umſteht, ich bereue, aber nur eins, daß ich nicht mindeſtens dieſen Loyola traf, der meinen Freund Xaver zu Schmach und Thorheit verlockte . . .“

„Schweig! Läſtrer!“ rief Bobadilla.

„Du wagſt es, dich noch meinen Freund zu nennen?“ ſprach Xaver, „ich habe nichts mit dir zu ſchaffen.“

„Vor Gericht mit ihm!“ ſchrie Bobadilla ungeſtüm.

„Halt' ein,“ unterbrach ihn Loyola ernſt und ſtreng. „Gönne mir das Wort, ich habe das Recht, dünkt mich — über ſein Schickſal zu entſcheiden.“

Ehrerbietig ſchwiegen alle.

„So ſchwört mir, meine Brüder,“ fuhr Loyola fort, „dieſem Mann nichts zu leide zu thun, ihm den Weg zur Flucht nicht zu ſperren, ihn weder mit Wort, noch vor irgend einem Richter anzuklagen, — er hat ſich ſchwer genug zu rechtfertigen, vor ſeinem eigenen innern Richter. Schwört mir's, ſo

wahr ihr Gottes Gnade für das hofft, was wir zu seiner größeren Ehre beginnen wollen."

Langsam, nicht ohne inneres Widerstreben, fügten sich Bobadilla, Salmeron, Lainez, — rasch Rodriguez und Xaver — sichtbar erschüttert, wie einem Gericht Gottes, Brouet. Dann öffnete Loyola die Thüre weit, und sprach mit gebieterischer Hoheit zu Miguel: „Flieh!"

Er entrann, wie ein fortgebanntes Gespenst. Die durch das Ereigniß hervorgebrachte Aufregung zitterte mit mächtigen Schwingungen in allen Gemüthern nach. Loyola allein blieb ruhig, wie vorher beim Gebet, wie in der Nähe des Todes. Die Nerven dieses Mannes waren ehern, sein Antlitz und sein ganzer Leib gehorchten blindlings jedem Gebot der starken Seele.

Er schloß die Thüre, begab sich wieder in die Mitte und nahm, als wäre nichts vorgefallen, den früher verhandelten Gegenstand wieder auf — mit Klugheit den Eindruck rasch benutzend, welchen sein Benehmen auf Alle hervorgebracht hatte.

„Brüder," sprach er, „ihr Alle seht es jetzt, wie nahe der Tod jedem Einzelnen steht. Deßhalb gilt es, daß bei unserm Werke jeder Einzelne sich als Alle fühle. Der Einzelne stirbt, die moralische Person bleibt lebendig. Wir müssen so ganz unsre

Einzelnheiten d'rin einschmelzen, wie die alten Künstler alle edlen und unedlen Metalle beim Guß des korinthischen Erzes; ist nur der Guß fertig, was liegt an mir, an dir? Gott gab uns durch diese Todesnähe ein Zeichen, daß unser Beginnen ihm wohlgefällig sei; denn er rettete zwei Leben, — wir sind nicht bestimmt sobald zu sterben."

Die Erschütterung der Versammelten machte einer frohen, lebenskräftigen Begeisterung Platz, welche sie hinriß. Loyola bemerkte die Stimmung und fuhr mit erhobener Stimme fort: „So laßt uns denn alle unsre Wünsche, Hoffnungen und Pläne in einem festen Willen zusammenstoßen, durch ein Gelübde aussprechen; wir geloben der heiligsten Jungfrau, die göttliche Lehre des Heilandes zu predigen!"

„Wir geloben es!" sprachen alle einmüthig begeistert. „Wir geloben nach Palästina zu wallen, und von jenem geweihten Boden aus, mit Wort und Schwert sie auszubreiten, daß, so weit Menschen wohnen, nur ein Hirt, nur eine Heerde sei!"

„Wir geloben es!"

„Von heute an bis über ein Jahr sei die längste Frist! Können wir, meine Brüder, binnen dieser Frist des Krieges halber, nicht nach Palästina kommen, so ist es Gottes heiliger Beschluß, der unsre-

Kraft auf andre Weise verwenden will. Deßhalb laßt uns dann nicht auseinanderweichen, sondern in Eintracht und Brüderlichkeit zusammengehören, wo wir auch seien, ob der eine im Ost, der andre im West; dann eilen wir nach Rom, um dem sichtbaren Stellvertreter des unsichtbaren Hauptes der heiligen Kirche unsre Dienste anzubieten, und geloben hinzuwandern, zur Bekehrung der Heiden und Ketzer, wohin er uns sendet. — Wir geloben es!"

Einige stutzten. Aber die Begeistrung Xaver's und Loyola's übermeisterte sie, und sie riefen einmüthig: „Wir geloben es!"

„Ich gelobe zu entsagen aller weltlichen Ehre, bis mein Gelübde vollbracht ist, zu entsagen der Liebe, zu entsagen dem Besitz, zu entsagen der eignen Willkühr, gelobe zu sein ein geistlicher Ritter, ein Priester mit dem Schwert und dem Schild der Rede, ein Ritter der Jungfrau, ein Ritter des Gekreuzigten, Bruder den Brüdern, Bruder der Menschheit, ich gelob' es; — wer gleiches denkt, reiche mir die Hand."

Und keiner war, der seine Hand zurückzog. Alle waren berauscht von ihrem weltumschlingenden Plan, von Hochherzigkeit und ritterlichem Adel. Alle Herzen dehnten sich aus, im Bewußtsein des Seins; um sein Haupt fühlte Jeder die Aureole der

That. Sie waren unfähig zu berechnen, was sie in diesem Augenblick in Loyola's Hand gelobten. Aber sie fühlten sich stark, durch Eintracht und Gleichheit, Meister aller Gewissen, Könige aller Seelen, Herren jedes Pulsschlags auf Erden. Die Begeisterung des geschichtlichen Zweckes glich für einige Minuten alle Leidenschaften, alle Beweggründe, alle Bedenklichkeiten, jeden einzelnen Eigennutz aus.

Solche Momente sind's, in denen der Genius der Menschheit, der eben aufjauchzen wollte, seufzt und die Freudenthräne als Schmerzensthräne ausweint.

Wie die Frist eines Jahres gesetzt war, binnen welcher es sich entscheiden sollte, ob sie von Jerusalem oder von Rom aus die Erde durchwandern wurden — so wurde durch Beschluß Aller, die von dritthalb Jahren anberaumt, innerhalb deren jeder seine theologischen Studien vollendet haben müsse, damit dem geistlichen Wirken des neuen Bundes kein Hinderniß in den Weg gelegt werden könne. Keiner von Allen hatte von weltlichen Verhältnissen mehr etwas zu gewinnen noch zu verlieren, sie hatten fast allesammt ihr Sach auf Gott gestellt; nur Rodrigues, Faber und Brouet thaten's aus reiner menschlich schöner Gottergebenheit, aus Gottdurchdrungenheit der erste, aus Sehnsucht, im Glauben sich

ſelbſt zu finden, der dritte; — Faber aus Schwärmerei, — bei Faber äußerte ſich ein gewaltiger, ächter Lebenstrieb; Bobadilla täuſchte ſich ſelbſt. Loyola ſtand über allen, wie ein Gott in fürchterlicher Einſamkeit; ihm vertrauten alle, er keinem — ihn liebten alle brüderlich, er leitete ſie wie gefährliche Nebenbuhler, die man nicht in den Vorgrund laſſen darf. Sein Stolz war befriedigt; aber ſein Stolz befriedigte ihn nicht.

„Auf Leben und Tod — Brüder!“ rief er ihnen zu.

„Brüder, auf Leben und Tod!“ ſcholl das Echo aus aller Herzen; — nur ſeines gab keinen Wiederhall.

Miguel irrte betäubt, zermalmt von Schaam und Zorn, umher, wie Kain, daß er die That nicht vollbracht. Die er ſelbſt haſſen gelernt — lebten! Konnte er vor Blanche erſcheinen, an die er doch gefeſſelt war durch die Kette der Sünde? Mit welchem Antlitz vor ſie hintreten? Was zur Antwort geben, wenn ſie ihn um Brouet's letzte Worte fragt? Etwa Loyola's großmüthiges: „Flieh!?“ — Und dies Wort grade aus Loyola's Munde, der ihm auch noch den Freund geraubt! — Und was dann,

wenn Blanche die silberne Kanne ihm bot, um die Hand von Brouet's Blut rein zu waschen? — diese Hand ist noch rein. Und wenn sie den Dolch zurückfordert, denselben Dolch, den sie einst nach ihm geworfen, der sein Schicksal an ihre Laune genagelt? — Diesen Dolch betrachtete jetzt vielleicht Brouet. Sah er sie, er mußte in die Erde sinken, zusammenschrumpfen zu einem Schatten. —

Und sie nicht sehen, nie mehr sehen! Konnte er's ertragen? Er, dem das Weib sonst stets nur ein verächtlicher Spielball seiner groben, plumpen Lust gewesen, der das Geschlecht verachtet, ihm Trotz geboten hatte, selbst noch Blanchen Aug in Aug — jetzt war er der Knecht eines Weibes, Knecht aus freiem Willen, aus Nothwendigkeit, unbefreibar verkauft durch seine eigene Erniedrigung; — pflichtig und hörig nicht bloß ihren Launen, sondern auch ihrer Verachtung, und dem furchtbarsten Tyrannen, seiner Liebe, die er verwünschte, zerstören wollte und doch noch nicht ertödten konnte.

Sie kennen, sie scheuen, sie fliehen, und dennoch immer wieder in ihren Zauberkreis zurückgebannt, sich verachtet wissen, — sich erinnern, daß er frei war, und doch gehorchen — das Niedrigste von ihrem Anblick fürchten und die Unselige doch sehen müssen — — das ist ein Mann!

Er ſchlich ſich in der Dunkelheit um ihr Haus, vorſichtig, leiſe, bebend, fröſtelnd, glühend im Kopf, näher, ferner — jetzt den Fuß auf die Schwelle geſetzt — jetzt ihn zurückgezogen, wie ein Dieb — erſchreckt vom geringſten Geräuſch, und immer doch auf's Neue hinſtrebend.

„Licht oben! An einem Fenſter, jetzt am andern! Sie wandelt drinnen. — Leiſes Geflüſter. — Ha, was iſt das?“ Die Finger zucken ihm. — Leiſe Schritte in der Flur. Er zieht ſich zurück, drückt ſich dicht an die Mauer.

Das Pförtlein knarrt, es öffnet ſich. Ein Mann tritt heraus. Miguel will hervorſpringen, ihn packen, erdroſſeln. Er beißt ſich die Lippen blutig, um ſeine Wuth nicht zu verrathen.

„Gute Nacht!“ ſie drinnen.

„„Gute Nacht““ — der Mann draußen. — — Der Mann entfernt ſich, behutſam rings um ſich blickend. Das Pförtlein wird zugedrückt. Mit raſchem Satz fliegt Miguel davor, ſtemmt ſich dawider — es weicht' — „Blanche!“

Sie iſt's!

„Blanche! Blanche!“ krampfhaft preßt Miguel ihre Hand. „Es ging ein Mann aus Eurem Hauſe.“

„Nimm dich in Acht!“

„Wer war's?“

„Was kümmert's dich?"

„Wer war's?" Seine Lippen beben.

„Ist Brouet todt? Deine Lippe blutet."

„Wer war der Mann?"

„Nimm dich in Acht — flieh Miguel, wenn dir dein Leben lieb ist; — der Mann heißt — Matthäus Ori, und ist der Prior der Dominkaner, der Inquisitor!"

„Ori, der Inquisitor?" rief Miguel hohnlachend — „in Eurem Hause? Blanche? — Ihr wähntet wohl nicht, mich sobald hier zu sehen!? — Ich will auch Euch etwas mittheilen."

„Miguel!"

„Eure Hand bebt, schönste Dame! — Macht Euch bereit, Paris zu verlassen . . ."

„Mein Echo? — Brouet ist todt?"

„Er lebt — Wir sind entdeckt!"

Loyola war allein. Ein entscheidender Schritt war also gethan, und doch fühlte er sich unbehaglicher, als je. Die vom Mordversuch unterbrochene feierliche Scene, mit brausender Begeisterung beendet, hatte etwas vom Eindruck eines Bacchanals in diesem Gemach zurückgelassen.

Und wenn dieser Dolch ihn getroffen hätte? —

Wer hätte seinen Plan aufnehmen, vollbringen können? Von allen diesen, so begeistert sie anstrebten, keiner; denn keiner kannte noch den Grundstein, der allein das stolze Gebäude tragen konnte; — nur die glänzenden Marmorsäulen, die prachtvollen Friese, die breiten Stufen, die Bildsäulen, den Goldschmuck der Wände, hatten sie vor Augen. Starb er vor der Vollendung, der allein den Schwerpunkt wußte, so sollte der geheimnißvoll aufgezeichnete Riß ihm in's Grab folgen. Er lernte von Tag zu Tag das Leben inbrünstiger lieben, um der Bedeutung willen, welche es erhalten sollte.

Trotzdem konnte er seines Mißmuths nicht Herr werden, daß gerade Xaver, den er einst aus Brouet's Hand befreit, jetzt ihm das Leben gerettet. Jedem Andern — wenn er es irgend einem danken mußte — hätte er's lieber gedankt. War doch Xaver ihm, der wichtigste von allen Brüdern, jetzt, nach gewöhnlicher Abwägung, seiner Verpflichtung gegen ihn gleichsam frei — ihm gleichgestellt durch den Liebesdienst. Loyola war nicht der Mann, der Andern verpflichtet sein wollte. Freilich, jemehr er Xaver's Charakter zu anatomischer Betrachtung vor sich hinbreitete und jede geheime Faser darin untersuchte — konnte er sich beruhigen; denn in Xaver war jedes Gefühl lauter, nirgends ein Flecken von

Heuchelei, sein Lebenssaft — Treue; Loyola überzeugte sich, daß Xaver sich ihm gewiß noch so verpflichtet und seeleneigen fühlte, wie früher. — Und dann blieb ihm ja noch immer gegen diesen, wie gegen Alle, die geistige Superiorität, der Schlüssel des Arcans — ihm gegenüber alle nur Handlanger, die ihr Tagewerk, wie es an jedem neuen Morgen aufgegeben wird, mit Feuereifer vollbrachten.

Sie hatten gelobt, nach Palästina zu gehen! Nie betreten sie Palästina. — Dem Pabst ihre Dienste anzubieten! — Und wenn der Pabst selbst der Knecht eines Andern wurde? — Stolzer hob sich sein Haupt — unwillkührlich dachte er an den alten Mönch in Manreza, an den Großvikar Figueroa in Toledo, an den Vikar in Salamanca, an den ungeheuren Ring unsichtbarer Tyrannen, denen er Trotz geboten. Alle Tausende der Familiaren der heiligen Hermandad erspähten sie, was bereits geschehen war? Konnten sie's hindern? Schon jetzt verlachte er sie! Gefürchtet hatte er sie nie.

Aber wie wenig war bis jetzt gethan, wie ungeheuer viel zu schaffen binnen drei Jahren. Drei Jahre lang die Bande, in die sich Jeder gern begeben, weil sie locker schienen, leise unmerklich immer enger und enger zusammen zu ziehen; Menschen von den verschiedensten Charakteren ganz umzuformen nach

einem einzigen Typus; — die Herrschaft immer fester zu begründen, weiter auszudehnen, und doch in keinem Augenblick etwas Höheres scheinen zu dürfen, als ein Bruder, der geringste von allen Brüdern; drei Jahre lang die Fundamentalgesetze des neuen Reiches zu überdenken, auszuarbeiten, wie unter sieben Siegeln beschlossen in sich zu tragen, damit sie, wenn es an der Zeit, völlig gerüstet aus seinem Haupte hervorspringen und durch den Glanz der Majestät jedes Auge blenden, jedes Herz unterwerfen; drei Jahre hindurch, und wußte er selbst, wie viel länger noch? — die Maske der Unterwürfigkeit nicht ablegen zu dürfen, während seine Seele dürstete, durch den Genuß der Tyrannei sich zu laben für Alles, was er durchlitten!

Eins mußte bald geschehen, so lange der Eindruck der Begeisterung frisch blieb, den das Gelübde hervorgebracht — das sollte ein Eid sein; ein Eid an heiliger Stelle, um die Phantasie und das Gemüth durch die einfachen und erhabenen Schauer der Religion zu erschüttern. Faber war der erste der Brüderschaft, welcher ein Priester wurde; in wenigen Wochen erhielt er die letzten Weihen. Am andern Tage sollte er die zweite Messe lesen, den Brüdern das Abendmahl spenden; — Loyola hatte den Himmelfahrtstag Mariä, den fünfzehnten August dazu

bestimmt. Nicht ohne Vorbedacht war die Leistung des Gelübdes beschleunigt worden. Der Himmelfahrtstag gehörte der Grundsteinlegung; am heutigen Tage war der Grund dazu völlig ausgegraben worden. Wie ein Schachspieler berechnete er jeden Zug.

Mitternacht war nahe. Aber Blanche lag nicht auf ihrem weichen Lager, sondern stand vollständig angekleidet und reisefertig vor ihrem Schmuckkästchen, und verschloß ihre Kleinodien.

Vor der Thüre standen zwei Pferde angebunden. Miguel pochte. Die Alte öffnete behutsam.

„Seid Ihr's? Geht mit Gott! Miguel, ich darf Euch nicht einlassen."

„Aber ich bitte dich!"

„Herr, ich darf nicht."

„Fort, oder ich erdrossle dich. Ich muß hinein!" Er schob sie unsanft beiseite, und drang ungestüm in Blanchen's Gemach.

„Was willst du?"

„Ihr seid reisefertig; — Ihr wollt Paris noch in dieser Nacht verlassen! Ohne mich? Blanche! Ich muß mit Euch! Blanche, ich kann nicht von Euch. Das Verbrechen hat Euch an mich gekettet,

Ihr dürft mich nicht verstoßen, Ihr könnt nicht. Ich will wenigstens einen Lohn davon haben — ich folge Euch.“

„Du wirst's nicht! Unsre Wege scheiden sich. Geh' du nach Süd, geh' ich nach Nord. Fort ohne Abschied!“

„Nein! Ihr habt mich beherrscht — die Reih' ist jetzt an mir. Ich war Euer Knecht — jetzt thut Ihr, was ich will, oder ich tödte Euch und mich.“

„Was liegt an beiden?“

„Ich kann Euch nicht tödten; Ihr habt Recht. — — Oh, du bist so schön; in dir ist die Hölle; aber ich lieb' Euch.“

„Und wärst du mächtiger als ein Schutzgeist, ich stieße dich von mir. Fort!“

„Ich habe dich! Hier deine Hand in meiner Faust!“

„Du rasest!“

„Mit gesunden Sinnen!“

„Laß mich.“

„Wenn du stirbst!“

„Fluch über dich!“

„Dann hast auch du ihn zu tragen! Sträube dich nicht länger! Komm, eh' das Haus umstellt ist. Du hast den Teufel heraufbeschworen, du hast

vergessen, daß du sein warest durch das erste Wort, das du zu ihm sprachst.“

„So will ich hier bleiben und den Tod erwarten.“

„So bleibe ich hier und erwarte ihn bei dir.“

„Du wirst langweilig.“

„Du wirst lächerlich!“

Sie sann, den Kopf in die Hand gestützt, und faßte rasch einen Entschluß. Sie schellte. Die Alte kam und fragte, ob es Zeit sei; alles Nöthige sei auf die zwei Zelter gepackt.

„Hier,“ sprach Blanche, ihr das Schmuckkästchen übergebend, „nimm! Es ist dein!“

„Wie?“

„Du bleibst hier, ich habe meinen ersten Plan geändert, ich kann dich nicht mitnehmen! Der Ritter besteigt deinen Zelter, ich bat ihn darum. — Du wirst nicht darben, gute Alte, das Kästchen enthält mehr als du aufbrauchen kannst. Es ist Sündenlohn für deine guten Lehren. Schwöre auf dies Crucifix: Du verräthst Niemanden, wer mich begleitete, wohin ich gehe!“

„Nach Flandern?“

Blanche lachte höhnisch. „Ja, nach Flandern! Das ist hübsch. Aber schwöre mir's, du bist dem Grabe nah, schwöre!“

„Ich schwöre!“ sprach die Alte, die bebende Hand auf das Crucifix gelegt.“

„Nun kommt, Miguel! ich bin bereit!“

Die Alte faßte weinend die Hand ihrer Gebieterin und wollte sich nicht zur Ruhe begeben. „Wann kommt Ihr wieder? Ach, werd' ich Euch denn noch im Leben wiedersehen?“

„Denk' an das, was du schworst,“ erwiederte Blanche kalt, entriß ihr die Hand und eilte fort. Sie bestieg das eine Pferd, Miguel das andre. Schweigend ritten sie durch die menschenleeren Straßen. Auf dem Thurm der Kirche Notre-Dame schlug es Mitternacht. Sie setzten ihren Weg über die Seine-Brücke fort.

„Wohin?“ flüsterte Miguel, als sie sich vor dem Thore von Paris befanden.

„Nach Italien!“

Faber hatte die Priesterweihe empfangen. Am fünfzehnten August *) versammelten sich Loyola und seine geistlichen Brüder im Frauenkloster des Montmartre.

Faber las die Messe. Der neue Priester war von

---

*) 1534.

dem heiligen Amte, welches er vollzog, so ergriffen von Andacht und von Schwärmerei verklärt, daß, als er den Leib des Herrn in die Höhe hob und den Kelch, voll des göttlichen Versöhnungsblutes — Thränen aus seinen Augen quollen. Er wankte, von der Bedeutung des mystisch-symbolischen Opfers durchdrungen, und sank in die Kniee.

Als die Messe beendet war, entledigte sich Faber der reichgeschmückten Chasuble und behielt bloß das lange geschürzte Chorhemd sammt der Stola; er nahm aus dem drehbaren Tabernakel den großen Speisekelch, gefüllt mit Hostien, und begab sich in die unterirdische Kapelle hinab, an den Altar, der auf der Stelle errichtet war, wo einst Sanct Dyonisius Areopagita, der glorreiche Märtyrer, enthauptet worden war.

Die Brüder knieeten rings um den Altar. Faber consekrirte die Hostien und theilte ihnen das Abendmahl aus. Sie wiederholten das früher geleistete Gelubde und beschworen es feierlich auf den Leib des Herrn.

Heilige Sabbathstille herrschte in diesem Todtenpallast des Märtyrers. Die ewige Lampe vor dem von Gold und Edelsteinen funkelnden Reliquienschrein warf matten Glanz auf die todtenbleichen Wangen der vom Gewicht dieses Eides erschütterten Brüder,

die schweigend im Kreise knieeten, starr wie Marmorbilder.

Lange lagen sie, unfähig, auch nur mit leisen Worten zu beten; aber die Seele ganz ausgefüllt von Flammen — bis Faber sich erhob und Loyola seinem Beispiele folgte.

„Wir sind wie Pilger auf Erden zu betrachten, deren Heimath das Vaterherz ist, welches wir suchen, und dessen Liebe und Wahrheit wir predigen wollen," begann Loyola — „lasset uns, bis wir uns würdig machen, die geistlichen Weihen zu empfangen, mit denen unser Bruder bereits begnadet ist, uns selbst die Proben auferlegen, welche den Akolythen bei alten Mysterien, den Novizen in Klöstern auferlegt werden. Die Probejahre liegen vor uns; jeder von uns durchwandle sie allein, ohne den Schutz der Brüder, damit er sich am Ende der Frist von seiner Kraft Rechenschaft ablegen könne. Wir werden auch einst nicht in leiblicher Gemeinschaft wandeln, bloß durch Gemeinsamkeit der Idee verbunden, und uns nur geistig nahe sein; — lasset uns daher uns schon jetzt zerstreuen in verschiedenen Ländern, damit Jeder im Getümmel der Welt auf seine eigne Weise, nach seiner eignen Ueberzeugung seine Kraft stählen lerne. Am fünfundzwanzigsten Jänner des Jahres 1537 vereinige uns Gottes Gnade in Vene-

dig, dort sei der Punkt unsres Auslaufs. Lebt wohl!"

Sie reichten sich die Hände und gaben sich den Bruderkuß.

„So soll ich dich auf so lange verlassen, mein geliebter Meister!" sprach Rodriguez, sein Haupt an Loyola's Brust bergend. „Werde ich's können? Wenn du erkranktest, wenn du verfolgt würdest! Ach, der Gedanke peinigt mich, wie Todesnähe."

„Bezwinge dein Herz!" erwiederte Loyola — „damit beginne deine Kraft zu stählen. Bete, Rodriguez, und gedenke mein!"

Die Brüder schieden von einander. Loyola erreichte durch diese dreijährige Trennung noch einen andern Zweck als den übrigens genug wichtigen, das Maaß der Kräfte jedes Einzelnen kennen zu lernen, nämlich den: die Aufmerksamkeit aller Unberufenen von der Verbindung abzulenken — so wie den: daß die in allen Ländern zerstreuten Brüder unter den Vielen, mit denen sie hie und da bekannt wurden, entschiedne und strebsame Charaktere herausfanden, sich ihnen anschlossen, und sie für den ihnen bekannten Thatkraft und Ehrgeiz anziehenden Zweck der Verbindung gewannen.

Er selbst begab sich, um den Ruf seines strengen Wandels in der öffentlichen Meinung wieder

aufzufrischen, seinem individuellen Bedürfniß zu genügen und in ungestörter Einsamkeit das Gesetzbuch des Bundes in Gedanken auszuarbeiten, seinem Gedächtniß so fest einzuprägen, als stünde es in steinerne Tafeln gegraben — in den öden Steinbruch von Montmartre, wo er sein Einsiedlerleben von Manreza erneuerte.

Er mochte einige Wochen im Steinbruche gehaust haben, als eines Tages Rodriguez athemlos zu ihm kam, mit allen Spuren des Entsetzens und der Sorge um den geliebten Meister auf den Wangen.

„Inigo! Inigo!"

„Was ist dir, Simone?" fragte Loyola gelassen; „was vermag deine Seele so sehr auf weltliche Sorgen zu wenden? Du bist krank!"

„Nein, nein, Meister! Höre nur . . ."

„Nenne mich nicht so, du ladest sonst eine Sünde auf mein Haupt. Ich bin dein Bruder, nur einen Meister haben wir Alle, den, der für uns Alle am Kreuze starb!"

„Deine Freiheit, vielleicht dein Leben gar ist bedroht — — —"

„Beide stehen unter Gottes Vaterschutz. Beruhige dich, Rodriguez, und lasse dir die Seele von Angst

um mich Unwürdigen nicht trüben. — Was ist der Grund deiner Besorgniß?"

„Ich komme dich zu warnen. Matthäus Ori, der Inquisitor — wir wissen alle, daß er der Richter der heiligen Brüderschaft ist — hat nach dir gefragt und in allen Quartieren der Stadt nach dir gesandt."

„Nach mir?"

„Nach dir, nach Pasquier Brouet, nach Nikolaus Bobadilla, nach Francisco Xaver."

„Dieß alles? . . ."

„Brouet ist gefangen, Xaver, Bobadilla erwarten stündlich ein gleiches Loos."

„Wie? Sie sind noch in Paris? . . ."

„Sie hatten noch manche Angelegenheit zu besorgen."

„So handelten sie meinem Befehl . . . ." er besann und verbesserte sich, „so handelten sie denn meinem Rath zuwider?"

„O Meister . . . Inigo, ich bitte dich kniefällig, flieh', rette dich, ehe Ori deinen Aufenthalt ausfindig macht, ehe die Familiaren dich greifen. Flieh' auf der Stelle, du weißt: aus jenen Händen ist kein Entrinnen!"

Loyola hatte ihn bisher auf seiner Spreu liegend angehört, jetzt erhob er sich, im Bewußtsein

ſeiner Kraft und im ſtolzen Selbſtvertrauen, und erwiederte: „Sie haben mir nichts an. Ich weiß es, ich habe es erprobt. Ich bleibe! Entflöhe ich, dann gäbe ich mich als ſchuldig, und ſie hätten ein Recht, mich zu opfern. Geh, Rodriguez! du machſt dir unnütze Sorgen. Wenn du mich liebſt, ſo laß mich allein alles erwarten, was mir droht. Keine Einwendung, Rodriguez, du biſt mir's, biſt dir ſelbſt es ſchuldig, mich meinem Schickſal, meinem Gott zu überlaſſen.“

Und mit ſanfter Gewalt drängte er den beſorgten jungen Freund fort.

„Sollten ſie's wagen? — Immerhin! Ich fürchte ſie nicht!“ —

Rodriguez war noch nicht lange fort, als zwei Familiaren in den Steinbruch kamen und mit lauter Stimme Loyola's Namen riefen. —

„Hier bin ich!“ erwiederte der Einſiedler mit ſiegreicher Geiſtesgegenwart, „was verlangt Ihr von mir?“

„Folge uns!“

Sie nahmen ihn in die Mitte und brachten ihn vor Matthäus Ori, den Inquiſitor.

Er befand ſich im Refector des Dominikanerkloſters der Straße Saint-Jaques, und wurde allein gelaſſen, den Prior zu erwarten, welcher ihn lang

genug harren ließ. Loyola betrachtete das überlebensgroße Bild des heiligen Dominikus, welches an der Wand dem Fenster gegenüber aufgehangen war. „Ja, dieser Hund mit der Fackel im Munde" (bekanntlich wird der Stifter des Predigerordens nie ohne dieses symbolische Beiwerk abgebildet) — „er hat die Welt durchrannt! Ist er nicht müde? Armer Hund, — wenn die Fackel weiter abbrennt, brennt sie dich in die Schnautze und du mußt sie doch fallen lassen, so sehr du dich lang dawider sträubtest!"

Endlich kam der Prior Matthäus Ori. Loyola verbeugte sich vor ihm, fast bis zur Erde, und fragte demüthig nach seinen Befehlen.

„Ihr seid angeklagt, Loyola," entgegnete der Dominikaner, „ich wünschte, daß Ihr Euch dießmal eben so genügend rechtfertigen könntet, wie es Euch schon öfter gelang."

„Mit Gottes gnädiger Zulassung," fügte Loyola hinzu.

„Ihr seid sehr fromm, Loyola, und ich freue mich Eures gottgefälligen Wandels; Ihr habt mit mehreren gleichgesinnten Freunden Euch verbrüdert zu Buße und ascetischem Leben; das alles weiß ich und belobe Euch drum. Doch sollet Ihr, wie mir berichtet ward, in Eure Gesellschaft auch einen gewissen Pasquier Brouet, aus Amiens in der Picar-

die, aufgenommen haben, einen Mann von üblem Rufe, welcher, obwohl er in seinem gotteslästerlichen Leben verharrt, doch den Schein der Frömmigkeit annahm. Da ihr Alle nur, wie ich weiß, die Absicht habet, das Evangelium unseres göttlichen Erlösers den Heiden zu predigen, so thut Ihr sehr übel daran, in Eure Brüderschaft einen erklärten Heuchler aufgenommen zu haben, dessen böses Beispiel für nicht viel besser als für Ketzerei angesehen werden kann, da es statt Ehrfurcht für unseren reinen und heiligen Glauben zu erwecken, zu schädlichen und strafbaren Irrlehren Anlaß geben kann. Brouet ist deßhalb eingezogen; aber auch Ihr seid nicht schuldfrei, da Ihr durch dessen Aufnahme in einen wichtigen Bund einen großen Leichtsinn in Glaubenssachen zu erkennen gebt."

Loyola erwiederte auf diese Anschuldigung, deren Richtigkeit er durchschaute, keine Sylbe, und ließ, in seine Demuth sich hüllend, den Inquisitor seiner Verlegenheit, die Sache weiter zu führen.

„Was könnt Ihr zu Eurer und zu Brouet's Entschuldigung vorbringen?" sprach Ori, nachdem er irgend eine Gegenrede vergebens erwartet hatte, recht gut fühlend, daß der Vorwand zu geringfügig war, um irgend ein ungerechtes Verfahren dadurch zu beschönigen; — er näherte sich Loyola'n zutrau-

lich — ich will nichts weniger, als Euch eine Ungemächlichkeit zuziehen, oder Euch auf leichten Grund hin verdammen. Es wird Euch nicht schwer fallen, hinsichtlich Brouet's die Wahrheit zu bestätigen; überlaßt ihn seiner gerechten öffentlichen Bestrafung und sichert durch seine Ausscheidung das Wohl Eurer Gesellschaft."

„Ehrwürdiger Herr!" erwiederte Loyola nach einigem Bedenken, „ich bin ein sündiger Mensch, der keinen Blick in das Innere seines Nächsten werfen kann, und es ist daher wohl möglich, daß ich Brouet's Wesen nicht erkannte, obwohl es anderseits möglich ist, daß es selbst von Euch mißkannt wird. Ich weiß, daß er früher einem sündhaften Leben sich ergab; aber, seit er meinen Umgang suchte, strebte er mit aufrichtigem Eifer nach der Barmherzigkeit Gottes. Ich schlage meine Klugheit viel zu gering an, als daß ich mir anmaßen wollte, hier zum Wohl oder Schaden eines Andern zu zeugen; Ihr aber, ehrwürdiger Herr, der Ihr kraft Eures heiligen Standes von Gott erleuchtet seid, möget dieß alles klarer einsehen, und dann auch über mich verhängen, was Ihr für das Heil meiner Seele für nöthig findet."

„Tretet bei Seite, hier in dies Gemach!" entgegnete der Inquisitor; — dann ging er an die

Thüre und befahl, Brouet vor ihn zu führen. Dieser erschien und Ori überzeugte sich bald, daß der Angeklagte von aller Heuchelei weit entfernt sei, und daß, wer ihn immer so hart beschuldigt und auf seine öffentliche Bestrafung angetragen hatte, von persönlicher Leidenschaft und Bosheit gegen Brouet durchdrungen sein mußte. Indessen hatte Ori sich doch gewissermaßen bereits verpflichtet, und befand sich deßhalb in der bittersten Verlegenheit, weil er sich scheute, einen offenbaren Gewaltstreich zu begehen. Er ließ deßhalb Brouet und Loyola in eine bewachte und wohlverschlossene, übrigens bequeme und freundliche Zelle zu Gewahrsam bringen, und eilte, sich Aufschluß zu verschaffen.

„Loyola!“ rief Brouet, als er des Meisters ansichtig wurde. „Auch du angeklagt — du Heiliger neben dem Sünder!?“

Loyola drückte ihm die Hand, sprach ziemlich laut: „Nenne mich nicht so, versuche meine Demuth nicht!“ Und leise, ganz leise flüsterte er ihm in's Ohr: „Schweig, Unglückseliger! weißt du, wo wir uns befinden? Du hast einen geheimen Feind, der auf deine öffentliche beschämende Bestrafung antrug. Besinnst du dich auf Niemand?“

„Mein Heiland!“ rief Brouet, dem eine Ahnung schnell zur Gewißheit wurde . . . Loyola preßte ihm

die Hand auf den Mund. — „Schweig, oder du verdirbst uns beide!“

„Blanche!“ flüsterte Brouet; — „ich kenne die Unversöhnliche. Kein Preis ist ihr zu hoch, mich zu verderben.“

„Ich dachte daran — doch laß uns den Rosenkranz beten!“ — —

Als es dunkel geworden war, hüllte sich der Inquisitor in einen weiten Reitermantel, drückte einen Federhut tief in die Stirne und begab sich, vorsichtig um sich spähend, in die Straße de l'arbre vor das wohlbekannte Hotel. Wie staunte er, von der Alten zu hören, daß Blanche Paris verlassen hatte.

Ueberlistet also von einem schlauen Weibe, hätte er ihrer Rachsucht dienen sollen! Jetzt begriff er alles, und bebte vor Wuth, der stolze Geistliche. Sie hatte, dachte er, sowohl gewähnt, er habe ihren Befehl bereits vollzogen, und war nur deßhalb aus Paris entwichen, um ihn um den Kaufpreis zu betrügen, ihn, in dessen Gewalt es lag, hundert Leben zu zermalmen — auch das ihrige! Was lag ihm fürder an ihrer Schönheit! Sie hatte seinem Stolz, seiner Klugheit Trotz geboten. Sie sollte es büßen! — Die Entrüstung gegen Blanche machte ihn gegen die Opfer ihrer Rache günstig gestimmt, an denen er schon früher keinen genügenden Grund

der Verurtheilung gefunden. Er beschloß, alles aufzubieten, um die Stolze wieder in seine Gewalt zu bekommen. Da er von der Alten das Bekenntniß erpreßte, daß Blanche nach Flandern geflohen sei, bevölkerte er den Weg dahin mit seinen Spähern. — Alles umsonst! — Er ließ Brouet und Loyola wieder in Freiheit setzen, und mönchische Denkweise gab ihm ein, der Gehaßten einen neuen unversöhnlichen Feind zu wecken, seiner Rache einen willigen Vollstrecker. Er nahm Brouet bei Seite, hieß ihn auf das Crucifix geloben, gegen Niemand zu verrathen, was er ihm mittheilen werde, und vertraute ihm dann: „„Ihr seid frei. Ihr seid ein Ehrenmann, ich habe mich von Eurer Unschuld und von der Lauterkeit Eurer Gesinnungen überzeugt. Ihr findet in mir von nun an einen treuen Freund, der Euch und Euren Brüdern gefällig sein wird, wo ich immer kann. Zum Beweis meiner Worte nenne ich Euch die Person, welche Euch bei mir anklagte und auf Eure öffentliche Beschämung drang. Blanche!““

Brouet preßte des Inquisitors ihm dargebotene Rechte, zu sprechen war er nicht fähig; aber in seinem glanzlosen Auge war deutlich zu lesen, was in seiner Seele vorging.

Loyola ahnte, fernestehend, den Zusammenhang. Aber es war ihm nicht lieb, daß Brouet's Gedan-

ken wieder eine solche Richtung genommen, die ihn durch Aufrüttlung der kaum bewältigten Leidenschaft dem Zwecke des Bundes wieder entfremden konnte. Auch fürchtete er den neugewonnenen Helfer.

Da Brouet alles, was vorgefallen, den Brüdern verschwieg, so wuchs bei denselben Loyola's Ansehen durch den neuen Beweis seiner geistigen Gewalt, welcher ihnen als der einzige Grund der schnellen und ehrenvollen Erledigung galt, und Loyola verschmähte es keineswegs, diese Meinung zu seinem Vortheil zu benutzen. Um sie zu befestigen, begab er sich wieder in den Steinbruch von Montmartre und setzte sein früheres Leben daselbst fort.

Drinnen in der dunkeln Höhle sitzt er, und ein Stern nach dem andern geht leuchtend auf in seiner Nacht. Drinnen sitzt er, und schmiedet heimlich Gedanken an Gedanken, Gesetz an Gesetz, bis die Kette fertig ist, groß und fest genug, um das Menschengeschlecht zu fesseln, und Jahrhunderte zu sperren. Kein Auge, kein Ohr belauscht sein geheimnißvolles Schaffen; kein Freund, kein Feind ahnt, was der finstre Werkmeister vollbrachte. Als er den letzten Ring zusammengenietet, schritt er hervor aus der öden Klause, entsetzenhaft anzusehen, den Leib ganz aufgezehrt von Gedanken.

II.

„Liebster Tiburzio, was machst du da? Willst du in den Krieg reiten mit des Kaisers Rittern und Landsknechten? O, was für ein fröhliches Leben, zu Roß zu sitzen, steif und fest, wie angegossen an so ein edles Thier, und ein blankes Schwert an der Seite, den eisernen Hut auf dem Kopf! Ich sah sie hereinziehen in langen lustigen Reihen, Trompeter voran, Trompeter hinterdrein, die Fähnlein erhoben — der Hufschlag so stolz — ritten durch die Stadt, als gehörte sie ihnen, die Mädchen sahen zu den Fenstern heraus, die alten Leute standen in den Thüren und guckten ihnen nach, wie sie hinausritten zum andern Thor. Wer mit könnte!“

Tiburzio nestelte an dem Sattelzeug seines Gil, und brummte mit Stolz und Selbstzufriedenheit in den Bart: „Das steckt im Blut, sagt' ich immer; o, könnt' ihn sein Vater jetzt sehen. Gleicht er an Wuchs und Bau nicht eher einem von achtzehn, statt daß er kaum fünfzehn zählt? Das hat er von seinem Vater.“ Er wendete sich zu Johannes, strich ihm das krause schwarze Haar hinter die Ohren, und sprach: „Ja, es sind brave Leute, und

im Dienste des vortrefflichsten und allerchristlichsten Kaisers der Welt! O Gott!" — Er seufzte schwer auf und betrachtete den Knaben, der ihn verwundert anblickte, wehmüthig; — und der schönste Hidalgo von Spanien soll ein... Ketzer sein?!"—

„Du bist betrübt, guter Tiburzio?" fragte der Knabe, — „lieber Gott, was fehlt dir denn? Und den dicken Gil siehst du so traurig an und er dich wieder."

„Wir zwei kennen uns! Armer, rechtschaffener Gil, du weißt wohl, was mit dir geschehen soll. Aber tröste dich, du wirst's bald überstanden haben; ich hab's noch lang' zu erwarten."

„Ei, Tiburzio, was willst du denn mit ihm anstellen? Es ist ein steifer Geselle, der mich nie auf seinem Rücken leiden will."

„Hat Euch doch weit getragen, junger Herr! Ich bitt' Euch, redet nicht ohne Achtung von diesem treuen sechzehnjährigen Greis, welcher den Tod der Ehre sterben soll."

„Was? Der alte Gil soll sterben?"

„Sterben müssen wir Alle, und er soll lieber den Tod eines Soldaten sterben, als auf schnödem Bette. Er ist ein kriegerisches Thier und seines Herrn werth. Geht nach Hause, Don Johannes, die Senora, — ich meine die Dame Pittlinger, wird

Euch nicht gerne lang vermiſſen. Nehmt Abſchied von unſerem alten Freunde. Ach, wenn er Euch auch nicht die Hand bieten kann, haltet ihn doch nicht für gefühllos; dieſer Greis hat ein edles Herz und bald wird es aufgehört haben, zu ſchlagen! Alſo nehmt Abſchied von ihm, denn Ihr werdet ihn nie mehr ſehen und merket Euch hieraus die Lehre, daß es viel adeliger iſt, den Tod der Ehre zu ſterben, als daheim auf dem Bette.“

„Aber Tiburzio, liebſter Tiburzio, iſt denn dies alles Scherz oder Ernſt? Ich bitte dich, das ſage mir.“

Tiburzio hatte die Miene eines Weiſen und erwiederte: „Junger Hidalgo, ich ſage Euch, fürwahr, es iſt nichts ernſthafter, als der Tod.“ ——

„Aber ein herzhafter Mann fürchtet ihn nicht,“ unterbrach ihn Johannes.

„— Denn ſeht,“ fuhr Tiburzio fort, „der Tod iſt der Quartiermacher der ewigen Seligkeit, und von ſolchen Dingen leichtfertig zu denken, iſt eine große Sünde . . .“

„Was? Meinſt du, daß auch Gil die ewige Seligkeit erlangen werde?“

Tiburzio ſtockte und dachte: „Da ſieht man's, ſo jung und ſchon ein ſolcher Ketzer! O, Gott, wären wir in Spanien geblieben. Wache ſein Schutzgeiſt über ihn in dieſem Gomorrha. — Ich weiß,

wer Euch solche Lehren beibringt," sprach er sehr ernsthaft zu dem Knaben; — „aber hütet Euch um Eurer Seligkeit willen . . ."

„Aber Gil's Seligkeit, Tiburzio? — Ihr bracht davon ab," drängte der Knabe.

Tiburzio sammelte alle Geisteskräfte, um die verfängliche Frage ohne Stocken zu beantworten. „Seht, vortreffliches aber irregeleitetes Christenkind, Gil ist zwar nicht selbst katholisch, aber eines treu-katholischen Mannes Freund — — denn Ihr begreift, daß es sich für ihn selbst — — in seinem Stande — das heißt: in seiner Eigenschaft — nicht schicken würde, katholisch zu sein. Uebrigens hat er — das kann ihm sein Feind nachsagen — gelebt wie ein rechtschaffener Mann, das Weitere wird sich finden."

Statt fernerer Erklärungen setzte er sich rasch auf den Veteranen, streichelte ihn am Halse, gab ihm eine Menge lieblicher und ehrenvoller Namen, tröstete ihn über das Unvermeidliche, während ihm selbst die Thränen über die Wangen rannen, und trabte langsam vor die Stadt hinaus. Gil war im schönsten Staat, eine silberne Schelle hing ihm am Halse, eine treffliche Schabracke bedeckte seine Lenden, und das Lederzeug war mit kleinen weißen Muscheln geziert, als hätte es einst einen Kaiser getragen.

Auf einem großen Haidefeld, ungefähr eine halbe Stunde vor der Stadt machte Tiburzio Halt. Eine Grube war gegraben, ziemlich tief, auf der einen Seite abschüssig, so daß Tiburzio in dieselbe hinabreiten konnte. Ein struppiger Kerl stand unfern und lachte aus Leibeskräften. Tiburzio blickte würdevoll um sich, und als er den Lacher gewahrte, sprach er: „Brav! Du hast meinen Auftrag ordentlich bestellt. — O, Gil, du einziges Wesen, welches mir treu blieb, so muß ich denn auch dich verlieren! Sei mir nicht böse, es ist so viel besser und ehrenvoller, guter Gil, für dich. Du bist ja mein Landsmann. O, daß du in dieser ketzerischen Luft sterben mußt. Nun, sei nur ruhig, ein alter Christ ist ja in deinen letzten Augenblicken bei dir! Leb wohl! Leb wohl! Laß uns schnell scheiden!“

Mit diesen herzlich gemeinten Worten stieg er vom Sattel und eilte aus der Grube. An ihrem Rande trocknete er sich die Augen, nahm dann rasch zwei lange, weitgemündete Pistolen, zielte scharf und traf.

„Nun, das ist eine Komödie, wie Hans Sachs in Nürnberg keine lustigere austifteln kann,“ rief der Zuschauer, sich dem ernst hinabsehenden Tiburzio nähernd. Als ihn Tiburzio plötzlich ziemlich nahe vor sich sah, sprang er entsetzt zurück und sprach:

Halt, halt, höchst bebender Mann, der ihr seid; — ich wünschte nicht, daß Ihr an mir eine Unhöflichkeit fändet, doch bitte ich Euch, laßt zwischen Euch und mir Platz für soviel Luft, daß wir einer den andern hören können, und Ihr werdet in Eurer Klugheit selbst ermessen, daß dieß für unser Geschäft hinlänglich ist. Erweiset mir den Gefallen und werfet das Grab vor meinen Augen zu. — Ach, die Erde sei dir leicht, guter Gil!"

Der Geselle that, wie Tiburzio ihm geheißen. Als der Letztere sich überzeugt, daß Gil bestattet war, nahm er ein Beutelchen aus seiner Brusttasche, zählte daraus fünf neue Silberstücke auf die Erde, und bedeutete dann dem Unnahbaren, sie als bedungenen Lohn zu empfangen. Hierauf entfernte er sich eiligen Schrittes, um mit dem Verrufenen auf keine Weise in Berührung zu kommen, und rannte in die Stadt zurück. Die Arbeiter, deren Aufseher er war, kannten sein Geschäft wohl, aber sie hüteten sich, obgleich ihnen die Förmlichkeit lächerlich vorkam, ihm deßhalb irgend ein Spottwort zu sagen; denn Alle liebten ihn seines drolligen Wesens halber und hatten Respekt vor ihm, als vor einem unbescholtenen Manne, der in Altkastilien seine Familie hatte, so gut wie der Kaiser, Herren und Damen vom reinsten Blute. Er aber war den ganzen Abend

über unsichtbar für Jedermann, und weinte in seiner verschlossenen Kammer.

In dem Hause des Handelsherrn Pittlinger war ein reges Leben; ab und zu gingen die Schaffner, die Schreiber, die Buchführer, hie und da, überall zu sein, zu wiegen, aufzunehmen, zu registriren, zu controlliren; Kärrner wälzten die schweren Ballen auf die im Hofraum befindliche große Wage, packten, zeichneten die Firma, luden auf Fuhrwerke. Und doch war in dieser scheinbaren Verwirrung eine feste Ordnung. Niemand hinderte seinen Nachbar, jeder verrichtete sein eigenes zugewiesenes Geschäft, das ganze Treiben glich einem wohlbestellten Staatshaushalt, dessen oberster Leiter unsichtbar waltet. Die Seele der Geschäfte, den Herrn des Hauses, sah man nirgend im Gewühl; er saß in seiner von kleingegittertem Draht umschlossenen Schreibzelle mit einem venezianischen Geschäftsfreund, den er auf seiner letzten Reise gewonnen, mit Messer Benvenuto Marinotto, einem der reichsten Kaufleute der meerbeherrschenden Lagunenstadt. Die mit diesem angeknüpfte Verbindung öffnete dem rastlosthätigen und weitaussichtigen Augsburger Handelsherrn den Weg nach Italien und der Levante, und zahlreiche

Spekulationen, unermeßlichen Gewinn versprechend, lagen auf diesem Wege. Pittlinger trug sich mit dem Gedanken, einen Kauffahrer auf eigene Rechnung zu befrachten; die Solidität des Venezianers bot ihm eine genügende Garantie, doch konnte er sich des geheimen Wunsches nicht erwehren, sein Pflegesohn Johannes möchte sich in kaufmännischen Kenntnissen bald so vervollkommnen, daß seine Interessen an Ort und Stelle durch eine persönlich vertraute Person gewahrt würden. Nicht ohne Kummer sah er freilich, daß Johannes, je älter er wurde, so weniger Lust darlegte, in den Stand seines Pflegevaters zu treten, sondern sich zu ritterlichem Leben hinneigte, sich lieber auf ein muthiges Roß schwang, statt an dem Pult zu sitzen, und lieber den Theuerdank las, als Rechnungen transponirte. Pittlinger gab jedoch seine Hoffnung nicht ganz auf; denn er glaubte, in Johannes sich wenigstens einen tüchtigen Seemann heranzubilden, der auf seinen Schiffen (schon dachte er an deren mehr als eines) auf der stürmischen See sich gefallen würde.

Das Haus des Herrn Pittlinger war aber auch durch eine andre Angelegenheit voll Rührigkeit und Leben geworden. Er hatte seinem Geschäftsfreunde aus Venedig eine stattliche Ehrentafel gerüstet, zu welcher die angesehensten Patrizierfamilien der freien

Reichsstadt geladen waren; was das Haus an soli-
der Pracht und altväterischem wie neuerworbenem
Reichthum besaß, mußte bei diesem Anlaß aus
Schränken und Kisten hervorgeholt werden und alle
Augen um so mehr blenden, je seltner der Eigner
des Hauses, der sonst schlicht und einfach, wie
wenige andre lebte, solche Ehrentafeln gab. Welch
eine Menge von Sorgen für die brave Hausfrau!
Wie viel hatte sie zu bestellen, wie viel selbst anzu-
fassen, über wie vieles zu wachen. Das Silber,
der Leinwandschrank, die Küche, der Keller, die
Prunkstube mit bis heute ungezeigten gelbseidenen
langen Vorhängen, die über Jahr und Tag in der
Kiste wohlverpackt gelegen, der neue Venedische Spie-
gel im Rahmen von massivem Ebenholz, mit künst-
lich eingelegten Zierrathen von Ahorn, — alles
dieß und bei weitem noch mehr. So abgemattet
Frau Marianne von allen diesen Geschäften und
Sorgen am Vorabend des großen Tages war, so
pochte ihr das Herz doch von freudigem Stolz,
wenn sie an die hundert Blicke dachte, welche des
Staunens kein Ende finden würden — an den Han-
delsfreund aus Venedig, welcher einen hohen Begriff
von dem Glanz und der Solidität des Hauses mit-
nehmen sollte, an den neuen Prediger der evangeli-
schen Lehre, an die ehrenvesten Familien der Fugger,

der Rhelinger, der Welser; — denn selbst mit den Fugger'n, deren ungeheuren Glanz Frau Marianne mit eifersüchtigen Augen verfolgte, sich zu messen, dunkte ihr nicht zu hochmüthig. Ihre Tochter Maria, die jetzt bald ihr vierzehntes Jahr erreichte, ein schlankes, hochaufgeschoßnes Kind, das wahre Abbild der Mutter, half ihr mit nicht geringer Freude, sich zum ersten Mal im Hause als etwas geltend machen zu können; sie war ein wunderliches Kind, flink und behend, zu allem anstellig, was Hausfrauen schaffen sollen, und bei jedem solchen Geschäft nicht ohne einen gewissen Ernst, wie er erst bei Jungfrauen sich entwickelt, und dann gleich wieder kindisch, viel kindischer, als sie ihrem Alter nach hätte sein sollen, mitten in ihrer kindischen Unbefangenheit oft plötzlich wie in Träume versunken, als rede sie mit Geistern, die still zu ihr kamen, still von ihr gingen, — sie wußte eine Menge schöner Mährchen und Legenden, und horchte ganz starr der Frau Klaren, ihrer Amme, einer gut-katholischen Christin, die ihr von Heiligen und Engeln immer neue Geschichten erzählen mußte. Herr Pittlinger mochte das nicht wohl leiden; denn alles, was nach papistischem Unfug roch, war ihm ein Gräuel; aber er konnte sich nicht entschließen, Frau Klara deßhalb aus dem Hause zu weisen, wie er ihr im Unmuth

öfter gedroht, wenn er dahinter kam, daß sie seiner Tochter alberne Legenden erzählte.

Es war Abend. Herr Pittlinger und seine müde Hausfrau waren traulich beisammen und besprachen noch manche Anordnung für den kommenden Tag. Johannes saß auf dem Bänkchen vor'm Thore, und dachte über das, was er am vorigen Tage mit Tiburzio gesprochen, den er seither nicht gesehen. Der Knabe liebte ihn sehr und es that ihm in der Seele weh, daß Tiburzio seit geraumer Zeit so schwermüthig geworden war, er sann hin und wieder, was wohl die Ursache seiner Bekümmerniß sein mochte. Maria hatte sich hinter ihn geschlichen und hielt ihm die Hand vor die Augen.

„Rathe, wer ist das?" Aber schnell, als hätte sie jemand darum getadelt, zog sie die Hand zurück und blickte ihn schüchtern von der Seite an, als dürfe sie's nicht.

„Liebe Maria! bist du da?" sprach Johannes.

„Ja, Johannes, und bringe dir was mit, darf ich?"

„Was?"

„Eine Geschichte!"

„Und gewiß von Frau Klaren? Gelt!"

„O, geh', da siehst du wieder so bitterböse d'rein; ja, ja, du magst ihre schönen Geschichten nicht alle leiden; aber sage, warum?"

„Ich weiß nicht, Maria, — es ist mir dabei, als wär' ich noch ein Kind, und ich möchte lieber schon ein Mann sein. Sie weiß von nichts zu erzählen, als von Einsiedlern und Mönchen und Nonnen, und von Bußen und Kasteiungen, um den Zorn des lieben Gottes zu versöhnen..."

„Ich wollt' manchmal: Ich könnt' eine Nonne sein!"

„Maria! — Mir graut vor dergleichen. Was für ein Jammerleben! Möchtest du denn kein freier Bube sein, mit eisernem Hut und der Muskete im Arm? Hinaus in die weite Welt! O, wie mich's lockt, — wie schön muß das sein!"

„Ach Gott, das ist's ja eben! warum mir so weh wird. — Gelt, wenn du fortgehst, — ich kann nicht mit, ich muß daheim bleiben und mich grämen um dich. Wär'st du fort, — ich könnte nichts, als weinen und meine: ich müßte sterben vor Angst um dich."

„Wie gut bist du! — Ich bin ein wilder Knabe, ich weiß nicht, was in mir so drängt und treibt, ich kann nichts dafür, verzeih' mir's, liebe Schwester." —

„Aber warum magst du denn die gute Frau Klara nicht leiden? Gewiß, sie ist recht fromm und treu gegen uns Kinder."

„Ich glaub's, liebe Schwester! Aber warum kann sie den ganzen lieben Tag nichts als beten?"

Maria erſchrack.

„Nein, ich bin gewiß nicht gottlos, Maria, — manchmal, wenn ich an Gott denke, wie er ſo ſichtlich waltet, wie er ſo treu und gut gegen mich iſt, — da iſt mir warm um's Herz, als müßt' ich grad' aufſpringen und jauchzen, daß er mein lieber, guter Gott iſt. Aber mir graut es vor den Gebeten der Klara; ſie ſagt oft Dinge von Gott, die mir wie Sünde vorkommen. Und da iſt mir juſt ſo, als ſah' ich einen langen ſchmutzigen Bettelmönch hinter ihr hervorgucken, mit ſcheinheiligen boshaften Blicken, und da wird mir ſo grimm im Herzen, als müßt' ich ſtracks zu Roß und ein Schwert in die Hand nehmen und gegen die Pfaffen von Rom zu Felde ziehen. O, Gott, was für Männer waren Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, — von denen hab' ich viel geleſen, die fochten mit Schwert und Wort für unſern heiligen Glauben und ſind frömmer als alle Heiligen der Papiſten! Ja, wer ein Schwert hätte wie Franz, und die Gabe der Rede wie Hutten!"

„Wie du nun wieder im ganzen Geſichte glühſt, Johannes! Und es iſt kühl heut' Abend, komm, Wilder, gleich lege dein Geſicht hieher!" — Und nun nahm ſie ihr Halstuch und band es dem Wildfang ſogleich um, er litt es, ſtill wie ein Mäuschen und

rührte sich nicht, als ihre Hand seine Schläfe, seinen Hals berührte. Sie musterte ihn nun, recht als liebende, altkluge Schwester und sprach dazu: „Was man mit dir für Sorgen hat. Gelt, dir wär's einerlei, ob du krank oder gesund sei'st? — Ja, so seid ihr! — Geh', lieber Johannes, laß uns in's Haus hineingehen, du verdirbst dich hier im Freien. Sieh nur einmal, was deine Schläfe pochen. Lieber Johannes, was ereiferst du dich denn noch?"

„Es ist mir immer so, wenn ich an die Papisten denke. Sei mir nicht böse. Du bekennst dich ja selbst zum evangelischen Glauben."

„Nun, und mein armes schönes Mährchen?" fragte Maria schüchtern, als sie mit Johannes in das Haus trat.

Johannes ging mit ihr auf ihr Kämmerlein, das wie eine klösterliche Zelle mit Blumen und kleinem niedlichen Tand geschmückt war. „So erzähle es; — nicht wahr? Es drückt dir das Herz ab, wenn du's für dich behalten mußt, ich will dich, obwohl du meine liebe Schwester bist, herzhaft auslachen, wenn du mir etwa wieder von dem frommen Manne erzählst, der thöricht genug war, fünfzig Jahr auf einer Säule zu stehen und noch dazu auf einem Bein, ohne müde zu werden. Ist's von der Art?"

„Nein, etwas grausenhaftes."

„Gut, das ist schön! Laß sehn, ob ich mich fürchten lerne. Ist's von dem Heiligen, der mit seinem Kopf in der Hand umherwandelt?"

„O, geh, du bist ein Spötter. Willst du gleich fromm und still sein? Da, setze dich auf den Schemel neben mich und merke auf:

„„Es war einmal ein reicher Mann, der sich gar sehr grämte, daß ihm der liebe Gott keinen Sohn schenken wollte. Er welkte durch seine Betrübniß von Jahr zu Jahr immer mehr ab, bis ihm seine Freunde den Rath gaben, er solle in die Fremde gehen und andere Menschen und Länder sehen, dadurch werde er seinen Kummer vergessen lernen. Er befolgte auch den guten Rath, ging in die Fremde und suchte sich auf alle Weise zu zerstreuen, um seinen Gram zu vergessen. Er kam zu einem weisen Mann, der ihm ein Gastmahl gab, bei dem viele große Herren eingeladen waren, die gotteslästerliche Reden führten, und der Mann, der das Leid auf dem Herzen hatte, ließ sich davon bethören, stimmte dazu ein, und sprach: „Ihr Herren, hätt' ich ein Kind, ich wollte mein Blut darum geben, jedem, der es begehrte." Darauf hob er sein Glas; wie er es aber an die Lippen setzen wollte, zersprang es von oben bis unten. Und der weise Mann wurde dabei ganz blaß

und ſagte ihm in's Ohr: „Wißt, mein Gaſtfreund, es iſt Euch in dieſem Augenblick ein Kind geboren worden, aber zur Strafe Eurer Sünden; denn Ihr müßt Euer Blut d'rum geben. Hütet Euch vor dem Sohn, der Euch geboren worden iſt.“ Aber der Mann lachte in der Freude ſeines Herzens über die Warnung, ließ ſich ſein Roß ſatteln und ritt gradeswegs heim; da fand er nun, daß der Weiſe die Wahrheit geſprochen hatte, ließ alle ſeine Freunde zuſammenberufen und ſtellte ihnen zu Ehren ſo viele Luſtbarkeiten an, als bis dahin nicht erhört war, und alle wünſchten ihm Glück und prophezeiten ihm, daß er viele Freuden an dem Sohne erleben würde. — Der Vater ließ ſeinen Sohn erziehn wie einen Prinzen, ſchickte ihn auf Schulen und auf Reiſen und hoffte, er würde einen Richter aus ihm machen, an deſſen Anſehen vor aller Welt er im Alter Ehre haben würde. Nun aber geſchah es, daß der Sohn in der Fremde in ſchlechte Geſellſchaft gerieth und verthat all ſein Hab und Gut, und alles Geld, das ihm der Vater ſchicken mußte, war im Würfelſpiel auch bald wieder hin; er wußte nicht mehr, was er anfangen ſollte; denn ſeine Gläubiger wollten ihn um ſeiner Schulden willen in den Thurm werfen laſſen. Er ſchrieb noch einmal an ſeinen Vater, aber der hatte von dem ſchlechten Leben des

ungerathnen Sohnes gehört und wollte ihn nicht darin bestärken, wenn er ihm auf's neue Geld schicke. Da war aber der Sohn in Verzweiflung und seine bösen Kameraden gaben ihm ein, sein Vater handle unrecht an ihm; denn des Vaters ganzes Hab und Gut wäre von Gott und Rechtswegen sein und er dürfe es herausfordern. Er entfloh, da just die Häscher ihn fassen wollten, um ihn in den Thurm zu werfen, und kam, ganz zerfetzt, ohne Schuhe an den Füßen, bei Nacht und Nebel vor seines Vaters Haus. Er pochte an, und der Alte kam und fragte, wer draußen sei, und was er wolle. D'rauf sagte der Sohn trotziglich: „Ich bin's und will mein Erbtheil haben." Der Vater, als er ihn hörte, schwur im Zorn über den ungerathenen Sohn,. — „er wollte ihm nichts geben, und wenn er auf der Stelle des Todes sein sollte." Da wurde der böse Sohn vom Teufel verblendet, er hob die Hand auf und gab seinem Vater einen Schlag. Der alte Mann aber rief: „Ich verfluche dich nicht, denn du hast dich selbst verflucht, der Herr Jesus Christus erbarme sich meiner!" Darauf fiel er hin und war todt. Der böse Sohn aber war voll Entsetzen, traute sich nicht, ihn aufzuheben, und ging in die weite Welt. Nun hatte aber der alte Mann, dem seine Frau schon lange gestorben war, ganz einsam

im Walde gewohnt, und weit und breit war Niemand, der es wußte, daß er gestorben war, und der hergekommen wäre, ihn zu begraben. Damals ging der liebe Gott über die Haide und durch den Wald, und sah den alten Mann todt am Boden liegen, und es erbarmte ihn seiner, daß er kein christliches Begräbniß finden sollte. Also rief er den Rothkehlchen, die auf den Zweigen wohnten, und sagte zu ihnen: „Ihr seid fromme und unschuldige Thiere, kommt, dort ist eine Grube, hebt ihn auf allesammt mit euren Flügeln und legt ihn sanft in sein Grab.“ Die Vöglein thaten, wie ihnen der liebe Gott befahl und begruben den alten Mann; der liebe Gott aber ging herzu, und warf die erste Scholle hinab, und die Vöglein scharrten dann so lang mit Füßen und Schnäbeln, bis das Grab völlig zugedeckt war. Und, wo der liebe Gott gestanden hatte, da blühte an dem Grabe eine schöne weiße Blume mit fünf Blutstropfen, Jahr aus, Jahr ein. — Der böse Sohn aber fand in der weiten Welt nirgends Rast und Ruh. Er ging endlich unter die Soldaten und ward gar bald im Kriege ein großer Herr, bekam Ehren und Ansehn, und Gold die Hülle und Fülle, daß er in Saus und Braus leben konnte, und vergaß fast, was er an seinem Vater gethan hatte, und den Fluch Gottes, mit dem seine Hand geschlagen war; das

war aber seine linke Hand gewesen, die er gegen seinen Vater aufgehoben hatte. Und endlich geschah's in einem Krieg, daß ihm die rechte Hand abgehauen wurde; er aber, als ein tapferer General, nahm das Schwert gleich in die linke, und wollte weiter fechten. Doch, sieh', da konnte er nichts ausrichten und verlor die Schlacht, und wurde nach Hause getragen. Was immer er mit der linken Hand anstellte, das hatte keinen Segen, wollte er essen, so wurde ihm die Speise wie flüßiges Blei im Munde. So mußte er elendiglich verhungern. Als er nun todt war, gaben ihm seine Soldaten das ehrenvolle Geleit auf den Kirchhof, begruben ihn stattlich, und schossen auf seinem Grabe ihre Musketen los. Wie sie aber das Grab verlassen wollten, und noch einmal auf den Rasen schauten, unter welchem ihr General lag, — da wurden alle, auch die Unerschrockensten starr vor Entsetzen; — denn aus dem Grabe wuchs die Hand heraus, mit der er einst seinen Vater geschlagen hatte. Und, soviel Erde sie drüber warfen, die böse Hand wuchs immer wieder heraus. Sie entflohen voll Schauder; denn sie erkannten, daß die Hand von Gott verflucht war. Und bei Nacht, wann die Lebenden wie todt liegen im Schlaf, hörte der Todtengräber, der am Kirchhof wohnte, oft ein Winseln aus dem Grabe,

bekreuzte sich, und betete für die arme Seele, die keine Ruhe finden konnte.““

Johannes hatte, während Maria das Mährchen so schmucklos, als sie es von Frau Klara gehört, wieder erzählte, still gesessen und gehorcht; er hatte anfangs gemeint, wieder eine abgeschmackte Heiligenlegende zu hören, — und sich vorbereitet, die fromme Gläubigkeit seiner Schwester herzlich auszulachen; — aber die einfache alte Kunde brachte auf ihn einen tieferen Eindruck hervor, als auf Maria. Es war ihm, als habe er schwer geträumt, der Kopf schmerzte ihn heftig. Er drückte seiner Schwester die Hände, wünschte ihr leise: gute Nacht und ging, von einem Schwindel befallen, an den Wänden sich haltend, in sein Kämmerlein.

Maria war allein im dunklen Gemach, da hörte sie plötzlich einen Seufzer, — erschrocken fuhr sie zusammen und rief: „Jesus, Maria! wer ist da?“

„Das ist ein böses Mährchen!“ — — —

„Heiliger Erlöser, wer ist da?!... Johannes! Johannes!“

Tiburzio seufzte noch einmal, und erhob sich. Er war, während sie vor Eifer des Erzählens, Johannes vor Eifer des Zuhörens es nicht bemerkten, seinen theuren Junker suchend, in das Kämmerlein gerathen, und hatte sich, selber von Aufmerksamkeit

gefeſſelt, ſtill wie ein Mäuschen in der Ecke gehalten. „Gute Nacht, junge Donna," ſprach er ſchweren Herzens, „die Heiligen ſeien mit Euch!"

Alle Gewiſſensängſte in ſeiner Seele hatten durch das alte Mährchen neue Nahrung geſogen; denn er bezog in unwillkührlicher Gedankenverbindung den Kern des Mährchens auf das Schickſal ſeines Herrn. Wenn Vater und Sohn ſich je wieder träfen, — Loyola, der heilige Mann, ſeinen Sohn als Ketzer! Tiburzio ſchauderte; Juan's Pflegevater war Proteſtant, Juan ſelbſt in der neuen Irrlehre herangewachſen. Sollte er dem Sohne, um ihn zu bewegen, zur alten Mutterlehre wieder heimzukehren, des Vaters heiliges Leben entdecken. Ach, der Eid! — Sollte er dem frommen Vater des Sohnes Seelenverderbniß mittheilen? — Aber wo weilte Loyola jetzt? Auf welchem Wege ihm die Nachricht zu kommen laſſen? Ihn ſelbſt aufſuchen, ihm den Sohn zuführen, daß der Vater dieſen rette? Er durfte ja nicht! Und ſeine eigene Seele! Hier konnte er nur heimlich wie ein Dieb den ehrwürdigen Kapuziner beſuchen, der in einer abgelegenen verborgenen Crypta für die kleine treue Gemeinde die Meſſe las! Es war eine Gnade, das fühlte er, daß man ihn mit ſeinem altkatholiſchen Glauben hier duldete, mit dieſem Glauben, deſſen unbefleckte Reinheit der

Ruhm seiner Vorfahren gewesen! War Tiburzio früher in Spanien eine Art von Freigeist gewesen, — hier wurde er, ganz umgeben vom fremdartigen neuen Ritus, dessen Einfachheit ihm nicht genügte, zerknirscht, uneins mit sich selbst, elend trotz des äußeren Wohlstandes, in welchem er lebte. Es hämmerte ihm Tag und Nacht im Kopfe; er tappte jeden Abend nach Gedanken, nach einem Entschlusse, und war jeden andern Morgen noch unentschlossener.

Der Morgen des großen Tages brach an, welcher einen Abschnitt im Leben der braven Hausfrau bildete. Ihr Antlitz strahlte von der Majestät der unumschränkten Herrschaft, wie das einer Königin; jede Stunde war ihr ein Inbegriff von Regierungssorgen. Die ganze Reichsstadt blickte nach ihrer Vorstellung heute erwartungsvoll auf ihr Regiment.

Das Haus war voll regen Lebens, wie eine kleine Stadt. Diener und Dienerinnen liefen ab und zu, und unten in der Flur hatten die Leute des Handelsherrn und seines Geschäftsfreundes noch vollauf zu thun, wenn sie bis vor Tisch fertig werden wollten. Die große Wage war in immerwährender Bewegung, ungeheure Ballen wurden wie

leichtes Spielzeug aufgewunden, herabgeworfen. Es war nicht ohne Gefahr, sich durch dies Getümmel durchzuwinden, da jeder Handlanger genug mit sich selber zu schaffen und nicht Zeit hatte, die Kommenden und Gehenden anzurufen und zu warnen. Eben schwebte ein ungeheurer Ballen hoch in der Luft an dem eisernen Hacken der Schnellwage, an deren Balkenende das Gewicht hing; eben schnellte der Balken nieder, als Maria, welche ein Geschäft der Mutter von ihrer Kammer durch die Flur trieb, dicht unter dem Ballen sich befand. Ein Moment! und sie war zerschmettert. „Acht!“ schrie ein Handlanger, der die Gefahr jetzt erst bemerkte, entsetzt, und drei Andre sprangen nach dem Balken, um sich mit ihrer ganzen Schwere daran zu hängen. Doch ihre Bemühungen wären zu spät gekommen, wenn Johannes nicht durch einen glücklichen Zufall in der Nähe gewesen. Er sprang, eh' ein andres Auge die Gefahr des Mädchens sah, hinzu, riß sie mit beiden Armen hinter sich, sie stürzte, einen Schrei ausstoßend, zu Boden, Johannes beugte sich über sie, der Ballen fiel, prallte ab, mit furchtbarem Gepolter schlug der Schwebebalken wider die Decke der Einfahrt, der Ballen kollerte einen Mannsschritt weiter auf des Knaben Bein. Er schrie vor Schmerz und sank gleich darauf betäubt auf's Ge-

ſicht. Jetzt erſt ſchlug Maria die Blicke auf und gewahrte ihn. Die Leute eilten beſorgt herbei, hoben den Ballen weg und den Knaben auf. Er ſank in ihre Arme. Man fürchtete das Aergſte. Maria warf ſich mit Ungeſtüm auf ihn, war nicht von ihm zu trennen. „Er iſt todt! er iſt todt!“ rief ſie jammernd neben ihm hergehend, ſeine ſchlaff herabhängenden Hände an ihr Herz drückend, als die Handlanger ihn in die nächſte Stube brachten. Auf ihr Geſchrei eilten Vater und Mutter herbei. „Er iſt todt! um meinetwillen! Er iſt todt!“

Raſch ließ Pittlinger einen Wundarzt holen. Dieſer kam und unterſuchte das beſchädigte Bein. Welche Freude, als er erklärte, daß keine Gefahr vorhanden ſei, daß kein Knochen verletzt, nicht einmal verrenkt ſei. Maria jauchzte, ſprang wie von Sinnen, in der Stube herum, lachte und weinte vor Freuden. Johannes kam, nachdem ihn der Wundarzt mit einem kräftigen Liqueur die Schläfe eingerieben hatte, wieder zur Beſinnung. „Du lebſt, du lebſt, Bruder Johannes!“ rief Maria, ihm die Hände, die Stirne küſſend, „Gott hat dich lieb und mich, uns Alle, die wir dich lieb haben.“

Alle ſtarrten das Mädchen an, deſſen Weſen ſeit wenigen Minuten ſo ganz verändert war. Maria kümmerte ſich um Vater und Mutter nicht, die ihr,

beſorgt, daß die furchtbare Aufregung ſie krank machen, mit ſanfter Bitte zuſprachen: zur Beſinnung zu kommen, ihre Freude zu mäßigen; — nur Johannes war für ſie da. — Plötzlich wurde ſie blutroth im ganzen Geſicht und trat von dem Bette zurück, auf welches man den Knaben gelegt hatte, kniete nieder, faltete die Hände und betete, ſelig verklärt nach oben blickend, inbrünſtig dankend zu ihrem Gott. Dieſer Anblick traf jeden, der in der Stube war, wunderbar in die Seele, und überwältigt von dem Eindruck dieſer reinen gottdurchdrungenen Liebe, ſanken alle auf die Kniee und beteten ſtill mit dem Kinde.

Endlich erhob ſich Maria und die Andern folgten ihrem Beiſpiele. Bald überzeugte der Vater ſich, daß Marien's Zuſtand kein krankhafter, ſondern ein natürlicher war; ſein Auge ſah über die Grenze dieſer letzten Augenblicke hinaus, und in die reine Kindesſeele ſeiner Maria hinein, und auf ſeinem Geſicht ſpiegelte ſich die Freude über das einfach-uralt-heilige Weltgeheimniß, welches im unſchuldigen Herzen vor ihm entfaltet lag. Er lächelte und ging ſchweigend wieder an ſeine Geſchäfte. Die Mutter aber konnte ſich von Johannes und Maria noch nicht ſobald trennen, ſie vergaß faſt die Sorgen des Haushaltes und den Ehrentag, bis eine und

die andre Magd, welche hereinkamen und sie um dies und das fragten, sie daran erinnerten. Es war ihr ein bittrer Gedanke, den armen Johannes, auf den sie, schon seiner ritterlichen Neigungen und seines kecken Wesens willen, große Stücke hielt, mit dessen Kenntnissen und Anlagen sie — wie alle Mütter — gern vor den Leuten prunkte — nicht bei der Tafel zu wissen. Sie ließ Frau Klara bei dem Kranken zurück, obgleich dieser lächelnd versicherte, es fehle ihm ja nichts; der Schreck, dessen ein Knabe sich zu schämen hätte, sei das Aergste gewesen.

Nachdem Frau Pittlinger sich wieder an ihr Hausregiment begeben hatte, kam Tiburzio, welcher in der Werkstätte des Waffenschmieds, wo er sich den Tag über aufhielt, von dem Unfall gehört hatte, zur Thüre herein und pries alle Heiligen Spaniens für die Rettung der Kinder, wobei er nicht unterließ, mit gewisser Selbstgefälligkeit, als hätte er dabei mitgewirkt — eigentlich aber bloß — weil er Johannes noch immer als Loyola's Kind betrachtete und sich in des Ritters Person hineindachte, die Handlung des Knaben mit allerlei altväterischen Floskeln wie eine Heldenthat aufzuputzen. Frau Klara hatte — um seiner Gottseligkeit willen — schon seit lange ein Auge auf ihn geworfen und freute sich sehr, die schickliche Gelegenheit zu finden, ihre

Gefühle an die seinigen zu knüpfen. Nachdem der erste Sturm von Redensarten vorüber war, welche Tiburzio nie reichlicher verschwendete, und nie unpassender und linkischer, als wenn er die ächten und natürlichen Empfindungen seines Herzens manierlich ausdrücken wollte, zog er sich zurück und zwar, um gegen seine alte Theorie von der Höflichkeit, die ihm eingewurzelt war, nicht zu verstoßen, zur Seite der Frau Klara, da Maria sich ihren Platz am Bette des Bruders durchaus nicht streitig machen ließ. Aber er hatte bald Grund, sein System, welches ihm schon so manche Verdrießlichkeit zugezogen hatte, zu verwünschen.

Das Haus hatte sich mit Gästen gefüllt. Es gereichte der Hausfrau, wenn sie an's Fenster trat, und einen flüchtigen Blick auf die Straße hinabwarf, zur nicht geringen Freude und Beruhigung, daß jung und alt an den Fenstern lag und an den Thüren stand, die schwerfälligen Wagen zu bewundern, in denen die Sprößlinge der alten reichsstädtischen Geschlechter vorfuhren, die Rosse, auf welchen die ledigen Männer herangeritten kamen und welche von stattlich gekleideten Dienern vor dem Thore gehalten wurden. Das Herz pochte der braven Frau mächtig, es war ihr Ehrentag; und obwohl sie ihrem inneren Richter das Zeugniß geben konnte, nichts

verabsäumt zu haben, was den Glanz ihres Hauses und den Ruhm ihres Waltens betraf, so war sie doch nicht frei von Furcht, daß irgend eine leichtsinnige Magd, während sie selbst, die Gäste mit der möglichst steifsten Höflichkeit empfangend, gezwungen war, fern von der Küche zu verweilen, ihre mit Weisheit begonnenen Werke veruntreuen könne.

Endlich wurde die Eßglocke gezogen. Frau Marianne entfernte sich unter einem schicklichen Vorwand schnell auf einige Augenblicke, überzeugte sich frohlockend, daß während ihrer Abwesenheit nichts verabsäumt worden war, und begab sich dann in Johannes Krankenstube, um Maria zur Tafel abzuholen.

Zu der Mutter nicht geringer Bestürzung weigerte sich die Tochter, ihren Platz am Lager des Kranken gegen den Ehrenplatz an der Tafel zu vertauschen und beharrte auf dieser Weigerung, so sehr ihr auch die Mutter Gegenvorstellungen von Schicklichkeit und Nothwendigkeit machte, so sehr selbst Johannes sie bat, bei der Tafel nicht zu fehlen. Die Mutter begriff ihr Kind nicht und gab in ihrer Gutmüthigkeit endlich der kleinen Eigensinnigen nach. Maria aber war froh, als hätte sie die höchsten Ehren genossen — daß sie bei dem Bruder bleiben durfte.

Auch Tiburzio und Frau Klara blieben, in einer Ecke bei einander sitzend, in der Krankenstube, und der erstere war von der Gottseligkeit der zweiten sehr erbaut, thaute, seine Gewissensscrupel vergessend, in sein altes Wesen wieder auf; er behandelte Klaren mit aller jener ritterlichen Galanterie, als wäre sie eine Landsmännin, und erschöpfte sich in ebenso ausgesuchten als unpassenden Redensarten, welche, da sie mit großem Eifer und Lebhaftigkeit vorgebracht wurden, der frommen Frau als Ausbrüche einer langgenährten und glühenden Leidenschaft erscheinen mußten, die er nicht länger zu verbergen vermochte. Da sie nun sehr weicher und ergebener Gemüthsart war, so konnte sie es nicht über's Herz bringen, seine Höflichkeit unerwiedert zu lassen und bemühte sich, ihn durch immer deutlichere Anzeichen zu trösten und zu beruhigen. Tiburzio gerieth, als er diese Frucht seiner Galanterie bemerkt, in große Verlegenheit; denn es kam ihm auch nicht entfernt in den Sinn, in dem Herzen der Wittwe eine Neigung zu entzünden, ja er hatte sogar vor einer solchen einen gewissen Widerwillen und doch wagte er es nicht, diese Empfindung zu offenbaren, da er sie nicht beleidigen und demüthigen wollte. Er empfahl seine Seele allen Heiligen und wurde immer wortkarger, je wortreicher Frau Klara.

Oben im Prunkzimmer saßen die Gäste gravitätisch vor den silbernen Schüsseln, vor den hohen künstlich verzierten Pokalen. Messer Benvenuto Marinotto nahm den Platz zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau ein, welche unter einander abwechselten, ihn zum Genuß freundlich zu nöthigen. Der Venezianer, ein stattlicher und gewandter Mann, unterließ nicht und zwar mit einer gewissen Kennermiene, welche eben so viel Freundlichkeit als Herablassung verrieth, das Werk der Hausfrau zu rühmen, und erhob sich nach den ersten Gängen das Wohl derselben auszubringen. Wie glücklich fühlte sich die gute Frau! Es fehlte ihr, um ihre Behaglichkeit zu vollenden, nur Eins: der Anblick der beiden Kinder, deren Plätze gedeckt gelassen worden; so schien es der Hausfrau der Förmlichkeit gemäß.

„Ihr habt einen braven Sohn, Signora!“ begann der Venezianer, zur Hausfrau sich wendend; — „gewiß, viel Muth und Aufopferung von einem Knaben! Was ich von ihm hörte, macht ihm Ehre und berechtigt Euch zu schönen Hoffnungen für die Zukunft. Wie beneidenswerth seid Ihr um den Besitz eines solchen Knaben, der Euren Namen ehrenvoll fortpflanzen wird.“

Die Hausfrau seufzte und schwieg. Ihr Gatte nahm statt ihrer das Wort: „Er ist nicht unser

leibliches Kind, nur ein angenommenes und trägt meinen Namen noch nicht.“

Das trübe Antlitz des kinderlosen Venezianers erheiterte sich etwas, er faßte Pittlingers Hand und sprach scherzhafter Weise: „Es ergeht mir wie Euch, Freund! — Laßt mir den Knaben, — wahrhaftig, ich handle ihn Euch ab.“

„Um des heiligen Evangeliums willen.....“ unterbrach ihn die Hausfrau, welcher dieser Scherz, von dem sie nicht recht wußte, ob er nicht halber Ernst sei, wie Frevel klang. „Nein, lieber Herr! Der Himmel hat uns dies Kind geschenkt, wie zum Ersatz für mein leibliches Söhnlein. Gott verhüte — —“

Lachend faßte Pittlinger ihre Hand und der Venezianer ermangelte nicht, sie zu beruhigen. „Verzeiht mir, wenn mein Scherz Euch kränkte; nun, wenn wir uns wieder sehen — wer weiß... in etlichen Jahren! — — — Vielleicht darf ich Euch dann einen hübschen Toast ausbringen. — Was meint Ihr? Die Kinder lieben sich wie Brautleute, — es gäbe ein schönes Paar!“

Die Hausfrau schwieg und kritzelte mit der Gabel leichthin auf dem Teller, Herr Pittlinger aber schmunzelte geheimnißvoll und drückte des Gastfreundes Hand. „Vielleicht sende ich ihn Euch, sehr ehrenwerther

Herr, — sobald er um ein paar Jahre älter geworden sein wird — nach Venedig. Wir wollen sehen. — Hm, es ist ein hübscher Schwarzkopf mit heißem Blut in den Adern, er steht Euch, so jung er ist, schon seinen Mann, — nur ist er mir zu schlaglustig für einen Kaufherrn .:.. Der Himmel beschütze ihn vor bösen Händeln, wie dergleichen in Wälschland wohl vorkommen ...“

„Hat man ihn doch in unserm friedfertigen Augsburg genug zu behüten, daß er nicht mit dem nächsten Besten, der ihm unlauter im Glauben dünkt ...“ fügte die Hausfrau hinzu, unterbrach sich jedoch beschämt, selbst, da sie plötzlich daran dachte, daß ihr Gastfreund dem altkatholischen Glauben zugethan sei; — — „es ist das südliche Blut, das sich nicht verläugnen kann,“ fuhr sie erröthend langsam fort.

„So ist Euer kleiner Lutheraner am Ende gar ein Landsmann von mir, ein Wälscher?“ fragte Marinotto.

„Nicht doch, — ein Spanier!“ erwiederte die Hausfrau rasch.

„Ein Spanier?!“ sprach Marinotto nachdenklich. — „Ein wunderliches Volk, diese Spanier, — Zwillingsbrüder von uns Italienern; aber bei weitem

närriſcher in allen Stücken, als wir. Italien weiß jetzt davon zu erzählen.“

„Wie das?“ fragten mehrere Gäſte. „Ich habe ſeit etlichen Jahren und hauptſächlich in der letzten Zeit manches von ihnen gehört und mit eignen Augen geſehen, was euch Deutſchen, deren Blut ruhiger fließt, wie eine Fabel vorkommen würde.“

„Ich habe einen Spanier zum Aufſeher über meine Werkleute,“ ſprach Herr Andreas Pittlinger, des Kaufmanns Bruder, „einen ſo ſeltſamen Kauz, wie Kaiſer Karl der Fünfte keinen ſeltſameren Landsmann aufzuweiſen hatte. Ich bitt' Euch, Herr Marinotto, erzählt von ſpaniſchen Streichen ...“ Er lachte aus vollem Halſe, — „das gibt Stoff für acht Tage, unſerm Sennor Tiburzio die Grillen zu vermehren.“

„Es iſt wohl ein Jahr her,“ nahm der Venezianer das Wort, „als ich Zeuge von einer der ſonderbarſten Begebenheiten war, die ich je erlebte. Ich reiſte von Brescia nach Verona, als ich am frühen Morgen auf dem Wege, nicht weit von Brescia, einen Mann ausgeſtreckt liegen fand, an dem ich zum barmherzigen Samariter wurde. Sein Geſicht war ſo farblos, als wäre er eine Figur, an welcher der Maler das Antlitz auszumalen vergeſſen hätte; mein Roß ſcheute vor ihm, ich ſtieg aber ab

und fragte ihn, was ihm fehle. Seine Augen standen halb offen, aber er konnte mich nicht sehen, seine Lippen zuckten, sie waren nicht fähig, eine Sylbe auszusprechen. Als ich ihn anfaßte, schauerte seine rechte Hand, die auf dem Herzen lag. Ich bog sie weg und sah darunter einen kleinen Dolch, der in der Brust stack, — nur einzelne Tropfen dicken Blutes quollen langsam aus der Wunde. Ich zog ihn heraus, befahl meinen Leuten, die Wunde zu reinigen und den Mann auf ein Pferd zu heben. Hierauf schafften wir ihn mit aller Sorgfalt, welche sein Zustand erforderte, wieder nach Brescia hinein. Er erholte sich nach einigen Stunden; sein Elend ergriff mich so sehr, daß ich, da überdem alle meine Geschäfte beendet waren, beschloß, ein paar Tage in Brescia zu verweilen, um abzuwarten, ob er wieder genesen würde. Durch ein wahres Wunder gewann er seine Kräfte und die Sprache wieder. Aber welch ein Zustand, in dem er sich befand. Er sah aus wie ein Mann, der alle Gedanken bis auf einen einzigen verloren hatte, und sprach kein Wort als: Blanche! Sonst war nichts über die Ursache und die Umstände seiner Verwundung von ihm herauszubringen. Es ergab sich jedoch bald durch Aussage mehrerer Einwohner von Brescia, die ihn früher gesehen hatten, daß er im Gefolge einer vornehmen Dame

gekommen war, mit welcher er an demſelben Morgen, an welchem ich ihn verwundet fand, jedoch um einige Stunden früher, wieder abgereiſt war. Der Wirth der Herberge, in welcher die Dame abgeſtiegen war, hielt ihn für deren Gatten, und Jedermann vermuthete, daß er von Räubern überfallen worden ſei, welche ihn verwundet und ſeine Gemahlin mit ſich fortgeſchleppt hätten. Mir jedoch kam ein Zweifel an dieſer Vermuthung; denn, wenn ich ſah, wie Haß und Rache aus ſeinen Augen gleich aus denen eines Tiegers funkelten, ſo oft er den Namen Blanche ausſprach, dachte ich eher daran, daß die Dame ſelbſt ihn zu ermorden beabſichtigt habe. Meine Vermuthung erkräftigte ſich, als der Mann, — — Don Miguel hieß er — geneſen war und den Wunſch ausſprach, mich nach Venedig zu begleiten. Ich fragte ihn, ob er dort ſeine Gemahlin wieder zu finden hoffe. Da lachte er, aber aus Ingrimm und bejahte. „Ich will nichts, als ſie wiederſeh'n," ſprach er, „nichts ſonſt ..." „Und wie?" fragte ich weiter. — Er zwang ſich, ruhig zu ſcheinen, und antwortete mir mit möglichſter Gelaſſenheit, durch welche ſich jeder Andre als ich hätte täuſchen laſſen: „Signor, meine Liebe zu der entſchwundnen Dame iſt eigner und andrer Art, als irgend Jemand wähnen kann." Ich widerſtand ſeiner Bitte nicht und nahm ihn mit mir nach

Venedig. Er schien nur überzeugt zu sein, sie dort zu finden, konnte aber doch nicht umhin, in Verona und Padua, so wie auf allen kleinen Zwischenorten, durch die wir kamen, sich nach ihr zu erkundigen. In Verona erhielt er noch den gewünschten Bescheid, — von da an und weiter aber wußte Niemand von einer Dame, wie er sie beschrieb. Seine Unruhe wurde unbeschreiblich. Er erkundigte sich nach ihr, wie nach einem verlornen Schuldschein. Er verfiel von Tag zu Tag, als wenn er bloß vom Glanz ihrer Augen gelebt hätte. Wenn ich ihn zu trösten suchte, erwiederte er: „Wähnt Ihr: ich liebe das gräßliche Weib, wie man handwerksmäßig liebt? Nein! Ich liebe in ihr die einzige Bedingung meines Lebens oder Sterbens! Ich werde nicht sterben können, wenn sie nicht todt ist. — Sie muß leben! — Es wär' entsetzlich, wenn sie schon todt wäre." — Ich fragte ihn, ob er sie denn tödten wolle? Er lachte mich aus und rief: „Ich sie tödten, — weil sie mich getödtet? Glaubt Ihr: ich selbst lebe? — Ich sie tödten?" „Ich glaubte: Ihr hasset die Dame?" fragte ich, — und er faßte mich mit beiden Fäusten an und erwiederte: „Ich liebte sie!" — „Und Ihr wollt sie verderben?" — forschte ich, — er rief: „Sie hat mehr gethan, als mich gemordet!" — Ich konnte auf keine

Weise irgend ein vernünftiges Wort von ihm herausbringen, er war wie ein wildes Thier, das sich bei'm geringsten Geräusch in seine Höhle zurückzog, daß nichts seine Nähe kundgab, als das Schnauben des Athems. Mir graute vor ihm und doch konnte ich mich aus Neugier nicht von ihm trennen. Nun seht, werthe Freunde, das ist — ein Spanier!"

„Und wie endete sein seltsames Treiben?" fragte Pittlinger, — „was begann er in Venedig? Fand er endlich seine Dame?"

„Ich glaube, nicht," erwiederte der Venezianer; — „ich verlor ihn in Venedig bald aus den Augen, obgleich ich ihn in manchen Verkleidungen hie und da wieder zu erkennen glaubte, bald als Gondolier, bald als Sbirren der Republik. Gott sei der Dame gnädig, wenn sie je wieder in seine Gewalt fällt. Er schien mir ein Teufel in Menschengestalt, und ich war — aufrichtig zu sprechen — nicht traurig, als ich mich im Getümmel meiner Geschäfte, von dem Eindruck erholte, welchen mein letztes Zusammentreffen mit ihm in mir bewirkt hatte."

„Ein eigenthümlicher Charakter!" nahm einer von den Gästen das Wort — „doch dünkt mich, an der Hervorbringung eines solchen trägt sein Vater-

land keine Schuld. Die Leidenschaften des Menschen sind unter jedem Himmelsstrich gleich. —"

„Und ich muß bekennen," fügte der Hausherr hinzu, „daß ich, der ich doch öfter in Spanien war, nicht eine einzige fand, die diesem Originale auch nur im entferntsten gliche. Im Gegentheil, ich hatte Gelegenheit viele sehr achtenswerthe, rechtschaffene und besonnene Männer kennen zu lernen, in welchen sich nicht eine Spur von solcher grauenhaften und verderblichen Leidenschaftlichkeit zeigte."

„Euer Wort in Ehren" entgegnete der Venezianer, — „ich beurtheile die Nation nur, nach den Exemplaren, welche sie uns zur beliebigen Nutzanwendung nach Italien sandte, und welche sammt und sonders (bis auf wenige Ausnahmen unter Geschäftsleuten) von der Natur mit einer allzu feurigen Einbildungskraft begabt scheinen. Ich will Euch noch ein paar Fälle anführen, aus denen Ihr ermessen könnt, ob ich zu viel sagte. Es sind jetzt zehn oder zwölf Jahre — genau kann ich's in der That nicht angeben . . ."

„Aber Ihr trinkt ja nicht, sehr ehrenwerther Herr und Freund! Versucht doch diesen Cyprer. Ich bitte: kostet; wir beziehen ihn von Venedig. —"

„Danke, Signor! Euer Wohl, Signora! . . ."

„Verschmäht doch den Kuchen nicht, — wenn er Euch nicht zu schlecht dünkt. . . .“

„In Venedig würde ich ihn mit Zechinen aufwiegen, edle Signora . . . aber, wahrlich, ich bin so satt, als wäre ich dreifach bei Euch zu Tische gewesen, und damit ist alles gesagt, Signora, denn Eure Küche ist so vortrefflich, daß Ihr einen Einsiedler verführen könntet.“

„Nun-, um wieder auf Eure Spanier zu kommen, Herr Marinotto?“ mahnte der Hausherr.

„Ihr habt Recht, Signor! Also, es mögen jetzt zehn oder zwölf Jahre her sein, als alle Welt in Venedig von einem Spanier sprach, den Einige für einen Narren, Andere für einen Heiligen hielten.“

Die Gäste lachten, der Hausherr meinte: „Es gibt der wunderlichen Heiligen mehr im Kalender. Schon Mancher war in seinem Leben ein großer Narr und wurde nach seinem Tode ein großer Heiliger. Nichts für ungut.“

Der Venezianer fuhr fort: „der Mann hieß, wenn mir mein Gedächtniß keinen Streich spielt, Ignaz von Loyola, und war seines Handwerks ein irrender Ritter, aber der abentheuerlichsten Art. Er soll aus der Provinz Guipuzcoa gebürtig und von guter alter Abkunft sein. Gleichviel! Er schlug aus der Art, und bildete sich ein, die Jungfrau

Maria sei seine Dame, und er müsse, einer göttlichen Offenbarung zufolge, nach dem heiligen Lande segeln, um dort die Heiden zu bekehren. Nun kam er aber zu spät, um in das Pilgerschiff aufgenommen zu werden, welches den Dienst nach Jaffa versieht, und hatte obendrein die feste Idee: ein Auserwählter Gottes müsse sich auf Erden durch bedeutende Thorheit, durch Unsauberkeit und Bettelei auszeichnen, da er nicht bloß nichts in der Tasche, sondern auch gar keine Tasche in seinem zerlumpten Rocke hatte, so hielt er für das gerathenste, sein Nachtquartier ohne viele Umstände in dem Säulengange des Dogenpallastes zu nehmen. In derselben Nacht — hört das Wunder meine Herrn! — hatte ein sehr schätzenswerther Senator, Marc Antonio Trevisano, der in der Nähe wohnte, eine Vision und hörte eine Stimme: „Schäme dich, du Sybarit, auf weichen Kissen zu liegen, indeß ein Mann Gottes, im offenen Portikus schläft.“ Alsobald hatte unser Senator (er lebt noch und kann die Wahrheit bekräftigen) keine Ruhe mehr, machte sich auf den Weg, ließ Diener mit Fackeln folgen, und suchte den unbekannten Heiligen. Wirklich fand man ihn an dem genannten Ort, und brachte den schmutzigen Bettler in den Pallast des Senators, der ihm zu Füßen fiel, und ihn verehrte. Am

andern Tage aber stahl sich Loyola, der sich in anständiger Umgebung nicht wohl fühlen mochte, aus dem Pallaste, ging zu einem Landsmann aus Biscaya, und bat bloß um die Gnade dem Dogen Andrea Gritti vorgestellt zu werden, welcher ihm die Erlaubniß ertheilte, mit einer Galeere der Republik nach Cypern zu fahren. Das Volk aber war durch Trevisano's Autorität verblüfft, lebhaft überzeugt, dieser Loyola sei oder werde ein Heiliger."

„Ein Narr" meinte Pittlinger, „doch was weiter?"

„Die Wunder kommen nach!" fuhr der Venezianer fort, — „habt nur ein wenig Geduld. — Ein Jahr darauf, es war — glaub' ich — fünfzehn hundert vier und zwanzig, kam unser Heiliger unverrichteter Dinge von Palästina zurück; ich weiß nicht, woran es lag, daß er die verstockten Mamelucken nicht zur Vernunft bringen konnte, — kurz, er hielt es für gerathener, nach seiner Heimath wiederzukehren. Das Wunder aber war folgendes: Er hatte in Jaffa den Kapitain eines nach Venedig segelnden Schiffes gebeten, ihn mitzunehmen, dieser aber war so unverschämt, ihm die Kosten der Fahrt abzuverlangen, und unser Loyola hatte — aus Grundsätzen ohne Zweifel — nichts in der Tasche; auch auf einem andern Venezianischen Schiffe ward

er abgewiesen, und begab sich dann auf eine schlechte, lecke Barke, deren Boden einen größeren Vorrath an Seewasser enthielt, als nöthig gewesen wäre, um sie Jemanden zu empfehlen, der mit dem festen Vorsatz zu ertrinken, die Anker gelichtet hatte. — Was geschieht aber? Ein furchtbarer Sturm erhebt sich. Die beiden stolzen Schiffe gehen zu Grunde, und die schlechte Barke, welche das Glück hat, den heiligen Mann zu tragen, läuft wohlbehalten nach Apulien, und im Jänner fünfzehn hundert vier und zwanzig in den Hafen Venedig ein, woselbst sich von da die Kunde des Wunders alsbald verbreitet. Nun, Herrn, ist das kein Wunder, und noch dazu ein Wunder von der ersten Sorte? —"

Die Gäste lachten über den gutgelaunten Katholiken, welcher seine Gläubigkeit zum Besten der allgemeinen Heiterkeit preisgab. Der Venezianer aber fuhr fort: „das Beste kommt nach, ihr Herrn. Der fabelhafte Ritter war in Venedig, wo man tagtäglich an eine Menge anderer Dinge zu denken hat, so gut wie verschollen, als — einige Tage vor meiner Abreise nach Deutschland — der Name des Heiligen auf's neue genannt wurde, und zwar — jetzt staunt, meine Herren! — als der eines — Ketzers! —"

„Wie? Dieser Loyola, dessen Abentheuer Ihr

so eben erzählten, wäre am Ende ein heimlicher Anhänger unseres Gottesmannes Luther?"

„Mit nichten!" entgegnete der Venezianer; — „er soll im Gegentheil bei jedem Anlaß ärger gegen Euren Reformator eifern, als es selbst die heilige Inquisition im Stande wäre. — —"

„Dann erkenne ich hier in der That ein Wunder!" rief Herr Vitlinger; „denn wenn heutzutage, da die Römlinge Alles, was ihnen widerstrebt, auf unsres theuren Luther's Haupt laden, Jemand gegen Luther predigt, und doch ein Ketzer genannt wird, so erleben wir noch Alle, daß tausendjähriges Reich und verkehrte Welt uns das Bürgerrecht schicken."

„Dieses spanischen Querkopfs Thorheit hat die vernünftigsten Köpfe angesteckt," fuhr Marinotto fort; „er zählt bereits Schüler, und unter diesen befinden sich fast nur Edelleute, Doktoren, Baccalaureen, Professoren von Hochschulen und sonst gelehrte Männer. Man weiß, daß sie sich verabredet haben, in die Heiden-Länder zu fahren und das Evangelium auszubreiten. Zu Ende des vorigen Jahres *) kam dieser Biscayische Edelmann in Venedig an, und augenblicklich fanden sich drei neue

*) Anno 1536.

Genossen, Jago und Esteban von Eguia, zwei Edelleute aus Navarra, die von einer Wallfahrt aus Palästina zurückkamen, und Jago Hozez von Malaga, der Gottesgelahrtheit Baccalaureus und ein eben so großer Feind Eurer neuen Lehre als Loyola selbst. Auch einige Edelleute von Venedig suchten bei dem Wundermanne eifrig an, in seine Brüderschaft aufgenommen zu werden. Ein wahres Modefieber ist in alle Köpfe gefahren, nicht um ein Haar breit weniger närrisch zu sein, als Don Ignazio, und daß er noch immer so närrisch ist, wie früher, mag Euch schon daraus deutlich sein, wenn ich Euch den Aufzug beschreibe, in welchem er seinen Einzug in Bologna hielt. An diesem Manne ist nämlich alles Wunder; hauptsächlich aber seine Unsauberkeit. In den Appenninen hatte er sich auf eine senkrechte Felswand verirrt, wie weiland Euer König Maximilian in Tyrol; — ein wahres Wunder, wie er auf die Platte hinaufkam! Als er aber nicht mehr herunter konnte, ohne seinen Hals aufzuopfern, erweist ihm Madonna die Freundschaft, und hilft ihm so sanft herab, als fiele er in ein Federbett. Ist das nicht wieder ein Wunder? Matt und krank wandert er barfuß, der Landessprache nur zur Noth kundig, nach Bologna, vor der Stadt durchnäßt ihn ein furchtbares Unwet-

ter bis auf die Haut, er fällt in einen Graben, rafft sich wieder auf, und kömmt nun ganz überkrustet von rothem Lehm, in die Stadt; aber die Straßenjungen — ein sehr erleuchtetes Geschlecht — erkennen stracks seine Gottseligkeit und begleiten ihn im Triumph in's Quartier der spanischen Kaufleute. Ist das nicht wieder ein Wunder?"

„Ja, unsere Enkel erleben es sicher noch, daß Eure Enkel ihn als einen Heiligen anbeten," rief Pittlinger spottend; — „seine Knochen werden einst gewiß einen einträglichen Handelsartickel für bankrotte Reliquienkrämer abgeben."

„Ich nehme den Schädel voraus in Beschlag," sprach Pittlinger's Bruder, der Waffenschmiedmeister, „mein Freund Tiburzio ist auch ein Spanier, der soll einen Splitter davon erhalten. Den ganzen Kopf verhandle ich an den Großtürken, wenn dieser ein Christ geworden sein wird."

„Gemach, gemach ihr Herrn!" nahm der Venezianer das Wort, „bedenkt zweierlei: Erstens, daß ich denn doch ein aufrichtiger katholischer Christ bin, und zweitens, daß es sehr zweifelhaft ist, ob ihr von dem Leibe des heiligen Mannes irgend etwas festeres als Asche erhaltet. Er wurde, wie es heißt, schon öfter, als der Ketzerei verdächtig, vor die Religionstribunale gezogen, und immer wieder frei-

gesprochen, — dießmal könnte es Ernst werden und zum Scheiterhaufen kommen; denn der päbstliche Nuntius Veralli, vor welchem der Spanier sich befand, als ich Venedig verließ, ist nicht gewohnt, derlei Dinge als Spaß hinzunehmen, und des Nuntius rechte Hand ist der fromme Bischof von Theate, Giovanni Pietro Caraffa, der einen neuen Orden gestiftet, ein strenger Mann. Vielleicht finde ich, wenn ich nach Hause komme, nur mehr den Fleck, wo jener Spanier verbrannt wurde, dessen Asche selbst nicht mehr. Nun, was sagt ihr jetzt, sehr ehrenwerthe Herrn? Was haltet Ihr von den Spaniern? Es muß einen Fleck in Spanien geben, auf welchem die Leute verrückt werden, — einen Fleck, wo die Luft voll Bleidünste und der Horizont eigelb ist, anders weiß ich mir's nicht zu erklären. Auf Euer Wohl, liebe Herrn aus Deutschland, — es gibt Dinge, von denen man nicht reden will, wenn man nüchtern ist, und an die man nicht denken soll, wenn man mehr als einen Becher Weins getrunken hat; — ich bin ein treuer Katholik, aber . . ."

„Ihr meint: ein Stück von Christlichkeit stecke doch auch in unserer Ketzerei, und sogar etwas mehr Vernunft, als in der spanischen Heiligkeit?" meinte der Hausherr. „Ihr seid ein braver Mann!

— Signor Marinotto ſoll leben! — Auf fröhliches Wiederſehen, hier oder in Venedig, werther Herr und Freund! Klingt an! —“

„Auf das Wohl Eures braven Pflegeſohnes!“ erwiederte der Venezianer.

„Der lebt und ſtirbt, obwohl von Geburt ein Spanier, für unſeren Lutherus, den theuren Gottesmann,“ rief der Waffenſchmied. „Bruder! Euer Johannes hat noch keinen deutſchen Namen, gebt ihm den unſrigen!“

„Gut Ding will beſchlafen ſein!“ erwiederte der Kaufmann, und dann, zur Frau Marianne gewendet, „wir ſprechen noch d'rüber, liebes Weib!

Der Waffenſchmied aber leerte noch einen Pokal, obwohl die Tafel bereits aufgehoben war, und murmelte ſelbſtvergnügt in ſich hinein: „Loyola! Schön! Ich werde den Namen behalten. An dieſer Nuß ſoll mein ehrlicher Tiburzio wenigſtens eine Woche lang zu beißen haben.“

Die Gäſte trennten ſich, Pittlinger begleitete ſeinen venezianiſchen Gaſtfreund, welcher ſich am andern Morgen mit dem früheſten wieder auf die Heimreiſe begeben wollte, nach der Herberge. Als er wieder nach Hauſe kam, war ſein erſter Gang zu Johannes; es fiel ihm, als er des Knaben anſichtig wurde, ſchwer auf's Herz, was ſein Bru-

der gesprochen, daß Johannes noch keinen Namen habe. Er sann über diesen Gegenstand hin und wieder; denn er liebte den Knaben sehr und hatte längst beschlossen, was ihm der Bruder gerathen. Doch das heutige Ereigniß, welches Marien's kindliches Herz ihm ganz enthüllt, zerstörte alle seine früheren Pläne und weckte statt deren neue. Frau Marianna verdaute, so zu sagen, jetzt in der Gesellschaft ihrer Kinder, die Freuden des häuslichen Stolzes, welche sie während der Tafel genossen, und versäumte nicht, dem Knaben alles auszukramen, was Gutes über ihn gesprochen worden war.

„Spaß, mein Junge!" sprach ihr Gatte, bedächtiger als sie, und raunte ihr in's Ohr: „Willst du ihn mit aller Gewalt hochmüthig machen?"

„Der Himmel bewahre uns vor solcher Sünde! . ."

„Nun gut. Laß uns zu Bette gehen und plaudern!" — — Dann zu Johannes: „Gute Nacht, mein Sohn, schlaf wohl! Morgen um die Zeit bist du hoffentlich wieder flink auf den Beinen. Ein gesunder Schlaf ist dir besser, als alle Mixturen und Salben. — Du mußt der Leute Liebe zu verdienen anfangen, dann wird sie dir wohlthun; — die uns're brauchst du nicht zu verdienen; was du thätest, um sie zu verdienen, wie man so sagt, thust du ja allein für dich, und wir haben bloß die

Freude davon! Nun Maria? — Uns zwei, deine Eltern siehst du gar nicht an?“

„Und thust uns, Gott weiß es, wie weh dadurch!“ sprach die Mutter; Maria schwieg und schmiegte sich an den Vater, der ihr die Hand auf den Scheitel legte und sie sanft ermahnte: „Geh mit deiner Mutter, Maria, du hast den Schrecken gehabt, und auch den ganzen Tag gesorgt, — das thut nicht gut.“

Maria ging träurig mit der Mutter fort, welche sie zu Bette brachte. Der Vater blickte ihr sinnend nach.

Tiburzio wäre gar zu gerne bei Johannes als Krankenwärter geblieben; aber die üblen Wirkungen seiner höflichen Redensarten jagten ihm alles Blut in den Kopf, so, daß sein angeborner Muth dem Andrang der Verzweiflung wich, und er es für Pflicht der Klugheit hielt, Frau Klaren seinen gefährlichen Anblick zu entziehen.

„Höre, Marianna,“ sprach der Hausvater, als er sich mit seiner Ehefrau allein befand, welche voll Sorgen um den Seelenzustand der Tochter war, — „das ist ein Zeichen von Gott, dem wir uns nicht widersetzen sollen. Die Kinder haben sich lieb; aber nicht wie Bruder und Schwester; wir möchten

thun, was wir wollten, dieſe zwei Seelen gehören einander an, und jeder Verſuch, ſie zu ſcheiden — deſſen bin ich gewiß — tödtet das eine und das andre.“

„Barmherziger Gott!“ rief Frau Marianna, voll Entſetzen, — „o wie blind war ich; ja, du haſt recht, es iſt eine Sünde, und wir müſſen ſie zu verhüten trachten!“

„Eine Sünde?“ entgegnete Pittlinger lächelnd; er zog die marderverbrämte Mütze vom Haupt, faltete die Hände, und blickte andächtig gen Himmel. „Du Gott der ewigen Liebe, dieſer Kinder reine und unſchuldige Liebe iſt ein Abglanz deines heiligen Weſens, und ein inniges Gebet, — den Kindern unbewußt. — Liebes Weib, was eigentliche Liebe iſt, die kommt von Gott. Und willſt du Sünde nennen, was von Gott kommt? An uns beiden liegt es jetzt, dieſe Himmelsblüthe zu pflegen und zu behüten, und Sünde begingen wir, wenn wir in thörichter Klugheit ſie zerſtören wollten. Höre denn, was ich beſchloſſen habe. Du weißt, ich wollte früherhin den Knaben feierlich zu unſerem Sohne annehmen, ihm unſeren Namen geben, und unſer Vermögen in gleichen Theilen zwiſchen ihm und unſerem leiblichen Kinde theilen. Das wollt' ich, ehe ich in den Grund dieſer zwei Herzen geblickt

hatte, und du als eine brave und kluge Hausfrau theilteſt meinen Entſchluß.“

„Und das mein' ich noch, lieber Mann,“ erwiederte Marianne, — „doch ſprich weiter.“

„Wir dürfen dieß geſchwiſterliche Verhältniß nicht länger fortbeſtehen laſſen, wir würden dadurch die ſchöne und reine Neigung dieſer zwei Weſen zu einer frevelhaften machen, und das ſei ferne von uns. Nein, ſie ſollen ſich einſt als Mann und Weib beſitzen, und doch beide ſo unverkümmert an unſerer älterlichen Liebe, als wären ſie Geſchwiſter. Auch meinen Namen möchte ich gerne auf den Knaben übertragen und fortpflanzen, und ich weiß ein Mittel dafür. Unſeren Namen wird ihm mein Bruder leihen; der feurige Junge gefällt ihm ſchon lange, und er wird ſich gewiß nicht weigern, ihn als Sohn anzunehmen, doch was ich ſonſt über ihn beſchloſſen habe, das bleibt in voller Kraft. Dieſe Liebe wird durch keinen Zufall zerſtört werden; — aber, um ſie feſt und ſtark zu machen, wollen wir ihr Zeit einräumen. Ueber kurz oder lang laß' ich ihn nach Venedig zu unſerem Geſchäftsfreunde reiſen . . .“

„Wie?“ unterbrach ihn Marianna, „ſo weit weg?“

„Da ſieht man recht die Mutter! Ei, der Junge

muß ſich ſelber was antrauen lernen. — Gelt, du ließeſt ihn wohl nicht auf einen Tag weit von Augsburg fort, wenn's auf dich ankäme? Nun, ſei nur ruhig, liebes Weib! bis dahin iſt noch lange!"

Tiburzio mußte am andern Tage vom Waffenſchmiedmeiſter manches Scherzwort über ſeine Landsleute hören, welches er geduldig überwand. Bald bemühte er ſich jedoch, immer mehr in Eifer gerathend, die Sache ſeiner Landsleute mit dem größten Aufwand von Pathos zu vertheidigen, welche für Pittlinger's gute Laune Oehl in's Feuer war.

„Loyola!" War's Traum? hatte er's gehört? Wahnſinnig hätte er werden können. Loyola! in Italien! Gefeiert, ein Wunderthäter, ein gewaltiger Mann! — Ein Strom von Worten ſchoß auf ſeine Zunge. — Ihn zurückhalten müſſen! Laut wollte er's rufen, jauchzend in alle Welt! „Loyola iſt mein Herr! Johannes ſein Kind!" Alle Gegenſtände drehten ſich wirbelnd vor ſeinen Sinnen. Loyola! Loyola! Es wurde Licht in ihm, nach langer troſtloſer Nacht! Loyola, dieſer eine Name — Sonne, Muth, Hoffnung, Rath, Troſt! Fort mit allem Plunder, mit Hab und Gut, fort zu ihm! — Er dachte an Gil und die Ketzer, an Gewiſſensſcru-

pel und Frau Klaren nicht mehr, all sein Denken war nur das eine: Loyola!

Alle schauten ihn wie einen Verzückten und Besessenen verwundert an. „Nun, Tiburzio, was ist Euch? — Räumt Ihr das Feld? — Nicht wahr, Ihr gebt Euch gefangen? — Ihr könnt nicht mehr reden, der Mund ist Euch versiegelt mit dem Ring Doctor Faust's!“ —

Da zuckte es durch alle seine Nerven wie ein electrischer Schlag, der den Kreislauf seines Bewußtseins herstellte. Er besann sich, daß er ja gelobt hatte, — Loyola's nicht zu erwähnen, daß er geschworen, den kleinen Juan nirgends als Loyola's Sohn zu verrathen. Er schauderte, vor Freudetaumel, so nahe d'ran gewesen zu sein, seinen Schwur zu brechen. O, welche dreifache Qual! und mitten in der Qual, welche Wonne, und diese Wonne sobald selbst wieder Qual! Aber was beginnen? Konnte er's hier aushalten? Es zog ihn nach Italien. Und was dann? Zu Loyola! Durfte er ihm denn von Juan erzählen? Und wie hinkommen? Nun, wenn alles nicht ausreichte, — bettelnd! Und Juan? Er hatte ihn doch so lieb! Ihn zurücklassen zu müssen mitten im Schooß der neuen Irrlehre! Es ging über seine Kräfte. Es drängte ihn mächtig, des Abends den frommen

Kapuziner in der Crypta aufzusuchen, ihm unter dem Siegel der Beichte sein Herz auszuschütten. Nein, nein! Auch das war schon Sünde, Eidbruch, Verrath am geliebten Herrn!

In solchen Zweifeln und Gewissenspeinen, in solcher Sehnsucht und Treue führte Tiburzio, dessen derbe hausbackne Natürlichkeit zwischen Thorheiten, Klugheit, Verhängniß und geschichtlichen Triebrädern in die Klemme gerieth, ein unseliges Leben; er konnte keinen andern Entschluß finden, als den — einfachsten und vernünftigsten: der Zeit alle Lösung zu überlassen, und eben dieser Entschluß drückte ihn auf's gewichtigste zu Boden.

III.

Sternhelle Nacht! Der Gondolier lag der Länge nach ausgestreckt in seinem Fahrzeug und zählte die Sterne, seine Hand fingerte auf der nackten Brust. Plötzlich schwankt die Gondel durch einen heftigen Stoß. Ein Sprung!

„Fort! Fort!“

Der Gondolier taumelt empor. „Signora?“

„Fort! Fort!“

Ein Weib — allein, wenn auch verschleiert — so spät? Der Gondolier lachte in den Bart und besah sich die üppige Gestalt; er spähte, lauernd, ob er das Myster der Schönheit nicht entdecken könne, welches der schwarze Schleier verbarg.

Die Dame schien in tödlicher Angst; sie wagte nicht zu sprechen, damit der Stimme Klang den Verfolger nicht herbeilocke.

Da ist er. Ein schmucker Cavalier! Er springt mit einem gewaltigen Satz wie ein Rasender in die schwankende Gondel; der Federhut fliegt ihm vom Kopf, der Degen stößt wider den Rand der Gondel, fährt mit der Scheide aus dem Wehrgehänge und entfällt.

Triumph im Auge, unbändige Begier in den Adern, umfängt der Ritter die Dame, die einen Schrei des Abscheus ausstößt.

„Hab' ich dich! — Fort aus Venedig, Gondolier!" Er warf ihm einen seidnen Beutel schwer von Golde hin, die blanken Zechinen rollten auf dem Boden der Gondel umher. Der Gondolier sah ihn unschlüssig an. Die Dame stöhnte: „Rette, rette ein armes Weib aus des Räubers Gewalt! Er hat mich beraubt, um Gold und Ehre... Rette! Einen Dolch, für ihn oder für mich!"

Der Gondolier schauerte zusammen und biß sich in die Lippen; er stützte sich auf sein Ruder, sah die Dame in des Räubers frecher Umarmung, und sprach kein Wort.

„Auf!" rief der Räuber.

„Rette!" das Weib.

„Gut!" sprach der Gondolier vor sich hin; die Dame und ihr Verfolger deuteten dieß Wort je nach ihren Hoffnungen. Der Gondolier ruderte rüstig weiter, die Lagunen entlang, in die offene See hinaus. Da zog er das Ruder ein, hielt es fest im linken Arm, zog mit der Rechten ein Messer, und ehe sich's der Räuber versah, saß es diesem in der Brust. Das Ruder fallen lassen, das kreischende Opfer gefaßt, mit beiden nervigen Armen

hoch emporgehoben, als ſolle es der Dame noch einmal gezeigt werden, dann hinabgeſchleudert in die hochaufſpritzenden Wogen! —

Die Dame lag auf den Knieen und athmete kaum. Als die See ihre Beute verſchlungen hatte, warf ſie ſich zu des Gondolier's Füßen und dankte ihm weinend für ſeine That.

Der Gondolier lachte, rang ſeinen einen Fuß aus ihren Armen und ſetzte ihn unvermerkt auf ihren Nacken. „Kennt Ihr mich?“ rief er.

„Miguel!“ ſchrie Blanche, unter ſeiner Ferſe ſich windend. „Nun!“ ſprach Miguel. — „So weit ſind wir! Ihr ſeid beraubt, — ſagtet Ihr nicht ſo? — Ihr ſeid entehrt, — ſagtet Ihr nicht ſo? Gott ſei Dank, ich ſehe klar; Gott ſei Dank, ich kann mir jetzt Euer ſpurloſes Verſchwinden erklären; — Gott ſei Dank, Ihr waret gefangen, des niedrigen Schurken Buhlerin. Ah, das Herz wird mir leicht, nehmt meinen Glückwunſch, ſtolze Dame.“

„Miguel!“ wimmerte Blanche.

„Ihr ſeid endlich in meiner Gewalt. Zurück nach Venedig.“

„Tödte mich!“ ſchrie Blanche.

„Nein!“ rief Miguel, „ich habe das Meſſer nicht mehr, das du mir in's Herz ſtießeſt. Die

Todten stehen auf, Blanche. O, was für ein stolzes Weib bist du! — Herab den Schleier! — Hm, wir beide sind anders geworden. Wo ist deine Schönheit hingekommen, Blanche? — Laß sie dir wiedergeben von dem, der da unter uns im Meeresgrund liegt! — Was meinst du, daß ich mit dir beginne?"

Blanche wollte sich in die Fluthen hinabstürzen. Miguel riß sie zuruck und band sie fest im Innern der Gondel. „Nicht so! — Dein Dolch, meine Wunde, und das Löwenmaul! Was meinst du? Nein! — O, du bist ein üppiges Weib — du liebst die Freiheit, — du warst einst herrschsüchtig, trotz einer Kaiserin. Von alledem ist hier nichts anzubringen, Blanche! — Sprich selbst, was soll ich mit dir anfangen? Du bist mir jetzt zu schlecht, um dich... Pfui, eines Diebs Wittwe, ohne sein Weib gewesen zu sein. O, wie süß, o, wie süß, dich so zu sehn."

Blanche lag stumm und besinnungslos. Miguel pfiff lustig und ruderte in die Lagunenstadt zurück. „Mein Leben ist ab," sprach er, — „ich kann getrost sterben. Ich sehe sie so! Ich bin ihres Lebens Herr. Ihr Reichthum ist hin, ihre Ehre ist hin, ihre Schönheit ist hin, ihre Hoffnung ist hin: sie will nichts mehr, als sterben; — aber ich will's nicht, — sie soll leben!"

Er riß ihr das Bischen Schmuck, das sie noch am Halse trug, ab, und warf es in's Wasser.

Vor einem Kloster hielt er still, stieg aus, und zog am Glockenringe.

„Wer draußen?" fragte die Pförtnerin.

„Ein armer Gondolier der Republik, fromme barmherzige Schwester. Habe eine Schwester, die von Sinnen ist. Nehmt sie um Gotteswillen in Eurem Hospital auf und bewacht sie gut; denn ihr Wahnsinn ist von gefährlicher Art, sie dünkt sich eine vornehme Dame zu sein, und hält sich für verfolgt von mächtigen Feinden. Gott helfe dem armen Mädchen, wenn Ihr, fromme Schwester, Euch ihrer nicht erbarmt, so muß sie elendiglich verkommen; denn ich kann sie nicht behüten und pflegen."

Die Pförtnerin ging, der Oberin des Klosters die Bitte zu melden. Miguel's Herz hob sich in freudiger Genugthuung. „Sie wird leben, leben! Ein Spaß! Was weiter? Ein Spaß auf lange Jahre. — Was juckt mich auf der Brust? — Die Narbe, die Narbe! Nun, Signora? Sag Lebwohl Gottes freiem Himmel! 's ist Wahrheit, nichts als Wahrheit in meinen Worten. Bist du auch noch nicht wahnsinnig, so wirst du's doch bald werden. Und ich kann dich immer wieder sterben seh'n, so oft ich dich seh'n will, und meine Rache ist durch

ein einziges elendes Todtsein nicht kümmerlich' genug gesättigt, nein, immer frisch, immer ein Genuß, immer ein neuer Wonnerausch.''

Die Pförtnerin kam wieder, mit der Erlaubniß der Oberin, die Wahnsinnige in's Hospiz aufzunehmen, — es folgten ihr mehrere dienende Schwestern.

Miguel eilte in die Gondel und trug Blanche an's Gestade.

„Was wollt ihr mit mir?'' schrie sie, „soll ich in ein Kloster? Unrecht! Unrecht! Gewalt!''

Miguel gab den barmherzigen Schwestern einen Wink, und flüsterte: „Ich bitt' Euch um des Heilands willen, habt Acht auf das arme Geschöpf; sie raset eben jetzt. Ich komme bald wieder, vielleicht morgen schon, um zu sehen, wie es ihr geht. Gott segne Euch für Eure christliche Barmherzigkeit.''

Blanche war in das Kloster gebracht worden. Die Pforte schloß sich hinter ihr. Miguel sprang lustig in die Gondel.

„Nun, armseliges Handwerk, das du mich genährt, fahr wohl! Auch ich will leben; aber anders, als dies verhaßte Weib. Liege du drinnen gefangen, — ich bin frei! Liege du drinnen, elend und verhöhnt, ich will von Genuß zu Genuß taumeln. Ha, wie leicht, wie selig! Ist Liebe so wonnig wie Rache? Und immer frisch sie

ſchmecken! Komme, was will, ich habe Niemand als mich; ich will mich zufrieden ſtellen. Ich bin der König der Welt, mir ſoll alles dienen. Ich war des Elends Knecht, ich will's ausgleichen. — Komm, Lumpengold, mein Schickſal warf dich mir vor die Füße, komm, ſei meines Glückes Anfang. Vielleicht nahm der Burſche, den ich ſchwimmen lehrte, dich einſt auf dem Wege von Brescia eben dieſem ſtolzen Weib ab. Gold iſt rund und rollt durch die Welt. — Das Heute ſei mein Gott, ſei mein Teufel dann jedes Morgen!"

IV.

Mannern, deren Sein ein Wollen, dient das Glück.

Sieh ein Schiff, umhergeschleudert in der Wasserwüste; zerrissen die Segel, zersplittert der Mast, erschüttert die Planken, Woge an Woge schwemmt über's Verdeck; verkrochen in die tiefste Kammer liegen, knieen, wimmern, beten, stöhnen, heulen Passagiere, Matrosen, Kapitain. Loyola ergrimmt über den Aufruhr der Elemente. Er will Italien erreichen, dort ist sein Ziel, dort will er sein Gebäude aufführen. Alles d'rangesetzt und schmählich, namenlos soll er zu Grunde gehen. Er fliegt auf's Verdeck. „Heult, Winde, — schwemmt Wogen! Sucht ihr mich? Hier bin ich. Was wollt ihr von mir? Ich trotz' euch, lache euer, vollbringe, was ich will. Ras't, ras't, ohnmächtige Rebellen, — zersplittert den Mast — meinen Muth nicht, meinen Willen nicht." — Die Mannschaft schleicht beschämt ihm nach. „„Geht in die Kajüte,"" mahnt der Kapitain, — „„hier oben schwemmen die Wogen Euch hinab."" — „Nein, sie werden's nicht," ruft Loyola, und die göttliche Schwärme-

rei des Willens, blitzt aus seinen Augen. — „„Wir gehen zu Grunde . . .““ „Ich nicht!“ ruft Loyola, „Gott ist mit mir! — Sturm, du hältst mich nicht auf; hungernde Hyäne, See, dein Rachen erfaßt mich nicht. — So wahr dieß Blut heiß in den Herzkammern wallt und strömt, ich betrete Italien's Küste.“ — — Und der Sturm verstummt, und die See ebnet sich. Loyola sinkt ohnmächtig zusammen. Vor ihm stürzt, wie vor einem Heiligen, Jeder, der die Todesangst gefühlt, der sich trostlos verloren gegeben, auf die Kniee, — die Schwachköpfe rufen: „Ein Wunder, ein Wunder!“ — Das uralt einfachste, größte Wunder fassen sie nicht: des Mannes Wollen, den Willen, ein Mann zu sein!

Ohne Mast und Segel, als hätten günstige Nereiden es getragen, wiegte sich das Schiff, auf welchem Loyola, in den Hafen von Genua an. Venedig war ihm das nächste Reiseziel. Das Schicksals-Jahr war herum, in Venedig mußte er die Gefährten finden. Er wanderte durch der Appenninen unwegsames Gebirg, — nach Bologna, krank, des Landes und seiner Sprache unkundig, von Bologna nach Venedig. Indessen pilgerten Xaver, Brouet, Bobadilla, Faber, Rodriguez, Lainez und Salmeron zu Land dahin, durch Lothringen und das Breisgau, barfuß, Psalmen singend, die Hüte

auf dem Rücken, und die neue Lehre Luther's, wo sie dieselbe eingepflanzt fanden, durch theologische Disputation und Predigen bekämpfend; auch neue Jünger, die sie gewonnen, brachten sie mit, als sie am 8. Jänner 1537 in Venedig eingetroffen waren. Welche Freude des Wiedersehens, welche Hoffnungen, irdische und himmlische, in allen Herzen der thatlustigen Männer! Die Aussicht aber, nach dem heiligen Lande zu ziehen, schwand von Tag zu Tag, — dafür wuchs von Tag zu Tag der Ruf von der verbrüderten Männer Heiligkeit, und die Reichsten und Angesehensten drängten sich dem Bunde anzugehören, der still und demüthig im Dienste der Armen und Kranken waltend, die Erinnerung an das segensreiche Wirken der ersten Rhodiser erweckte. Bis zu Ende des Winters dienten die zehn Männer in den Spitälen der Republik, und wen sie pflegten, der genas; sie scheuten Mühseligkeit und Eckel nicht. Schaarenweise strömten Arme und Reiche, Geringe und Vornehme zu ihnen, und bald wurde ganz Italien voll von ihren Namen. — Aber auch die Mißgunst vieler angesehenen Familien, deren Glieder alle Ehren der Weltlichkeit von sich warfen, um den demüthigen Männern nachzufolgen, wurde wach. Es wurden die Gerüchte von den mancherlei Verfolgungen, welche Loyola in

Spanien vor dem Glaubensgerichte bestanden hatte, in Umlauf gesetzt, und der Letztere erschien, um sich vom Verdachte der Ketzerei zu rechtfertigen, vor dem päbstlichen Nuntius Veralli. Der Bischof von Theate, Johann Peter Caraffa, welcher den Orden der Theatiner gestiftet, begünstigte den Verdächtigen, dessen geistige Gewalt er rasch erkannt hatte, er bewies sich ihm und seinen Freunden auf alle Weise gefällig, — freilich aus einem Grunde, den Loyola nicht gleich ahnen konnte, um nämlich sowohl diesen als die Gefährten für den neuen geistlichen Orden, den er selbst in Schwung bringen wollte, als wirksame und gewichtige Mitglieder zu gewinnen. Der päbstliche Nuntius sprach, durch Caraffa bewogen, die genugthuendste Rechtfertigung Loyola's aus, und Caraffa gab nunmehr seine Absichten deutlicher zu erkennen. Loyola erschrak. Vor nichts bebte er mehr zurück, als vor dem Gedanken: einem Andern zu dienen. Er selbst wollte ja eine Herrschaft begründen, eine unbeschränkte, eine Weltherrschaft; — dafür allein hatte er Demüthigungen und Entbehrungen jeder Art ertragen; dafür hatte er die beste Zeit seines Lebens hingeopfert; dafür von sich gerissen und weggeworfen, was in nächster und heiligster Pflicht von ihm zu betreuen gewesen wäre; — dafür hatte er das gräßliche

Doppelleben begonnen, daß er ein Andrer schien, als er war, daß er nicht frei aufathmete, nicht seufzen durfte, ohne die Qual der Sehnsucht zu verrathen, die sein inneres eigentliches Leben zerfleischte . . . deßhalb hatte er mit ganzer Kraft sich auf's Lernen geworfen; deßhalb hatte er seine Thorheit als glühenden Mantel mit sich geschleppt, — deßhalb hatte er keine Seele auf Erden, die er liebte . . . und alles dieß endlich so nahe an's Ziel gebracht, — — endlich auf dem Grund und Boden angelangt, auf welchem er Wurzel fassen wollte . . . Und nun sollte er alles bloß einem ganz gewöhnlichen Menschen, als einen solchen gab sich Caraffa, für einen solchen hielt Loyola ihn, geopfert haben, an dem durchaus nichts originell war, der einen geistlichen Orden stiften wollte, wie deren schon so viele bestanden! Nein! Und sollte es zum Aeußersten kommen, sollte er untergehen, — ein Diener dieses Caraffa wollte er nicht sein. Verzögerung, Verstellung reichten hier nicht mehr aus; er mußte sich entscheiden. Er that's. Caraffa schien betroffen, doch noch nicht gereizt; er ahnte wohl noch nicht, was Loyola eigentlich wollte. Bald aber fing er an tiefer in ihn zu blicken. Auch Loyola wollte einen Orden stiften; — was für einen, ahnte Caraffa freilich nicht, — ahnte ja selbst von Loyola's Freun-

den keiner. Caraffa wähnte: es sei ein Orden, wie der, den er selbst gestiftet habe. Grund genug, dem Nebenbuhler von jetzt an alle Hindernisse in den Weg zu legen; es kam ihm bei dieser Absicht trefflich zu statten, daß er zur Kardinalswürde erhoben wurde. Loyola gerieth, als er diese Beförderung erfuhr, in nicht geringe Bestürzung; denn er wußte wohl, daß Caraffa auf den Pabst Paul III. großen Einfluß hatte. Und doch bestärkten gerade die Hindernisse, welche sich seinem Beginnen entgegenstemmten, seinen festen Willen und stählten ihn mit Trotz. Jetzt oder nie! Nur ein Weg war offen, den Zweck, den er unverrückt im Auge behielt, zu verfolgen, und dieser Weg war ihm kein neuer, unbekannter, — er hatte sich darauf eingeübt, — — Selbstverläugnung. Ganz und unbedingt mußte er jetzt seine Persönlichkeit in den Hintergrund drängen, statt derselben unscheinbare und unverdächtige Charaktere vorschieben, welche, unterstützt durch einnehmende Gaben des Geistes, und durch den Empfehlungsbrief eines feinen Benehmens, jenen Mann gewinnen sollten, dessen feierliches Wort das Siegel der Beglaubigung auf das Beginnen Loyola's drücken mußte, den Pabst. Niemand war dazu tauglicher als Xaver, dessen classische Bildung und angenehmes Wesen den allen Künsten und Wissenschaf-

ren mit Herrscherleidenschaft gewogenen Paul III., aus dem Geschlecht der Farnese, bestechen konnte; und wenn Faber ihm zur Seite ging, dieser blind schwärmerische Religiose, so konnte auch über die strenge Orthodoxie der Verbrüderten, und über ihre unbedingte Ergebenheit an den päbstlichen Stuhl, kein Zweifel mehr obwalten. Loyola beschloß, diese Beiden nach Rom an Paul III. zu senden, an dessen Hofe sich damals eben Ortiz, als Gesandter Carl des Fünften befand, welchem Xaver von früher her persönlich bekannt und werth war. Dieses Mannes Einfluß konnte mächtig fördern. Während Loyola nun die Bundesbrüder nach Rom absandte, blieb er selbst in stiller Zurückgezogenheit zu Venedig, vermied auf alle mögliche Weise, daß sein Name auf's neue öffentlich genannt würde und bereitete sich vor, nach der Zurückkunft Xaver's, von dessen Mission er mit Zuversicht günstigen Erfolg hoffte, die Priesterweihe zu empfangen.

Xaver und Faber wurden vor den Pabst gelassen, als dieser in Gesellschaft seines Sohnes Pietro Farnese, umgeben von Poeten, Theologen und Narren, bei Tafel saß. Der siebenzigjährige heilige Vater fand großen Gefallen an der von den Scherzen der Narren durchflochtnen geistigen Unterhaltung

mit den Gelehrten, welche die Kunſt der Dialektik meiſterhaft anwendeten; er geſtattete ſeinen Gäſten die größte Freiheit, und wußte die verſchiedenſten Fragen, welche hier und dort an die Reihe kamen, durch treffende Bemerkungen zu beſeelen. Mit Jenem diſputirte er über Meiſter Ludovico's raſenden Roland, mit einem Andern wechſelte er gelehrten Streit über Cicero's vertraute Briefe, mit einem Dritten unterhielt er ſich über Aſtrologie, welche ſeine Lieblingsbeſchäftigung war, mit einem Vierten ſprach er über die Angelegenheiten der durch die Reformation bedrängten Kirche und über das endlich zu berufende allgemeine Concil; dazwiſchen beſchäftigten ihn die Irrungen zwiſchen Franz dem Erſten und Carl dem Fünften, deren friedliche Schlichtung er ſich zur Aufgabe gemacht hatte. Welche geiſtige Energie in dem ſchwachen und kränklichen Körper dieſes Greiſes! Von ſeiner Tafel aus hielt er die feinen, jedem andern Auge verwirrt erſcheinenden Fäden des Regiments, leitete, dem allgemeinen Unwillen des römiſchen Volkes zum Trotz, die furchtbare Maſchine der Inquiſition, die er in ſeiner Hauptſtadt zum Schutze ſeiner Herrſchaft aufgerichtet hatte; beſchwichtigte die Stimmen des Zorns, die ſchweren Anklagen, welche ſich gegen das ſchandbare Leben ſeines Sohnes Pietro von allen Seiten erhoben, dictirte

Briefe voll Eleganz an die gelehrtesten Männer seiner Zeit, an Erasmus und Sadolet.

Faber, der in seiner eigenen Sittenreinheit und Frömmigkeit auf ein solches freies Hofleben im Pallaste des Statthalters Christi nicht gefaßt war, stutzte und vermochte weder sich in seine Umgebungen zu finden, noch die Bittworte zu Gunsten der Brüderschaft vorzubringen. Xaver dagegen fühlte sich wohl und heimisch in der bunten Gesellschaft, und näherte sich dem Pabste mit jenem natürlichen Anstand, welcher den Mächtigen der Erde leicht imponirt. Als er mit Faber den Fußkuß erlangt hatte, zog ihn der Pabst in's Gespräch mit den Theologen und Gelehrten, und erfreute sich sichtlich an den Kenntnissen des Mannes und an der Gewandtheit in der Dialektik, durch welche er seine Gründe vertheidigte. Er nöthigte ihn, an der Tafel Platz zu nehmen und erlaubte ihm dann seine Bitte vorzutragen. Xaver ermangelte nicht, sich seines Auftrags mit einer Klugheit zu entledigen, welches seinem Meister Ehre machte. Er setzte, ohne Loyola's anders als leichthin zu erwähnen, den Plan der Brüder, nach dem gelobten Lande zu pilgern, um die Heiden zu bekehren, mit jener rhetorischen Eleganz auseinander, welche der Pabst, wie er wußte, liebte, ging von diesem Thema unvermerkt auf ein

andres über, von welchem er überzeugt war, daß es des Pabstes ganze Aufmerksamkeit fesseln würde, und sprach energische Worte über die Gefahren, welche der heiligen Römischen Kirche durch die große Apostasie des deutschen Volkes drohten, dann, begeistert von dem kriegerischen und königlichen Geist der neuen Verbrüderung, über deren Gelübde, sich, wenn Gott die Pilgerfahrt nach Palästina verhindern, dem Vater der Christenheit als undurchbrechbaren geistigen Phalanx anzubieten, als festen Schild vor seiner Brust. — Der Pabst hatte ihm, während Faber mehr mönchisch-blöd als männlich-bescheiden vor sich hin auf die Tafel starrte, mit großem Interesse zugehört und ertheilte, als Xaver geendigt hatte, den beiden Sendboten und durch sie der Brüderschaft seine freundliche Gutheißung zu ihrem christlichen Vorhaben und seinen päbstlichen Segen, auch ließ er ihnen aus seinem eigenen Schatz sechzig Dukaten Reisegeld einhändigen und versprach ihnen zuletzt, ihnen, wenn der Wille des Allmächtigen ihren Plan geregelt und fest auf einen Punkt gestellt haben würde, denselben nochmals mit günstiger Vormeinung zu prüfen. — Xaver war mit diesem ersten Erfolg völlig zufrieden, sammelte in Auftrag Loyola's bei den spanischen Kaufleuten in Rom noch ungefähr zweihundert Dukaten Reisegeld, und legte

diese Summe, so wie des Papstes Geschenk bei einem angesehenen Banquier nieder; denn er hoffte, thatlustig wie er war, noch immer fest auf die Möglichkeit, in Jahresfrist die Bekehrungsreise nach Palästina anzutreten, obwohl noch zur Stunde das Meer durch den Krieg zwischen der Republik Venedig und den Osmanen gesperrt und obendrein durch den gefürchteten Piraten, den Rothbart, unsicher war. Als Xaver die Summen niedergelegt, verließ er mit Faber Rom und beide bettelten sich bis Venedig zurück, wo Loyola mit Ungeduld sie erwartete.

Loyola verbarg, indem er den beiden Boten im Namen der Brüder für ihre Bemühungen dankte, seine Freude und hütete sich, die Hoffnung Xaver's und der Andern unter den Brüdern, deren ganzes Trachten, die halb geistliche, halb ritterliche Mission war, voreilig zu zerstören. Ihm, der von der unbedingten Nothwendigkeit des Cölibats zur Erreichung einer Hierarchie überzeugt war, lag alles daran, die Brüder dadurch unauflöslich an seinen Zweck zu binden, indem er alle übrigen Bande zerschnitt, durch welche sie an ihre eigenen oder an fremde Interessen gefesselt werden konnten; er mußte ehelose, mönchisch gezügelte Helfer haben, wenn er sie einst unbedingt nach eigner Willkür handhaben wollte. Deßhalb hatte er von jeher darauf gedrungen, daß die Brüder

die priesterlichen Gelübde ablegten, deßhalb beschleunigte er auch jetzt die Ablegung derselben. Die bestimmte Prüfungszeit war herum; er berief die Brüder und stellte ihnen noch einmal, freilich durch andere Gründe, die unumgängliche Nothwendigkeit des Priesterstandes vor, wenn sie wie Wesen höherer Art, wie Thaumaturgen, vom Nimbus der überirdischen Weihe umgeben, in fremden Ländern auftreten wollten. Eine schwere Sorge fiel von seinem Herzen ab, als sie endlich zu den Füßen des neuen päbstlichen Nuntius in Venedig, Vincenzo Nigusanti das feierlich doppelte Gelübde der Keuschheit und Armuth ablegten.

Der Festtag Sanct Johannes des Täufers war erschienen, an welchem Loyola, Xaver und die übrigen von den Brüdern, welche bis jetzt noch Laien gewesen waren, von den Händen des Erzbischofs und Nuntius Nigusanti die Priesterweihe empfangen sollten. Die tiefe Bedeutung dieser heiligen Handlung ergriff alle im Grund der Herzen. Loyola war während derselben ein neuer Mensch. Die feierlichen Worte des Kirchenfürsten drangen wie leuchtende Dolche in seine Brust. Das heilige Salböl brannte ihm wie eine strahlende Krone auf der Stirne, und als die Hände des Erzbischofs zur Weihe auf

seinem Scheitel ruhten, war ihm, als fühle er die eiserne Hand der Geschichte. Jetzt war er unantastbar geworden, jetzt befähigt, jetzt berechtigt, ein gewaltigerer Herrscher zu sein, als die Erde je einen getragen. Die Pforten waren gesprengt; er sah in das Allerheiligste seiner eignen Brust klarer und schärfer, als er je hineingeblickt. Frei alle Straßen der Welt für seinen Schritt, — offen alle Gewissen für sein Machtgebot. — Welcher König hatte ein solches Heer um sich, — nur neun Männer unter ihm; aber jeder treu ohne Sold, blind ergeben, gefesselt, gehalten durch ein unzerreißbares Band, — die verkörperten Gedanken seiner Seele! — die Drachenzähne, aus denen zahllose Riesen emporwachsen, sie waren ausgesät. Der Inhalt dieser Stunde erschütterte ihn so gewaltig, daß Thränen aus seinen seit lange trocken gebliebenen Augen hervorquollen, nicht Thränen der Freude, nicht der Rührung — Thränen der Begeisterung. Der Anblick dieses Knieenden, dessen Augen von der Ahnung einer glorreichen Zukunft strahlten, die verklärte Hoheit, der Triumph des Geistes blendeten die Brüder und riß sie zu Bewunderung fort, wie jene Matrosen der Prophet auf dem mastlosen Schiff. Blicke um Blicke — jeder ein Siegel der Treue, — Handedruck um Händedruck — jeder ein Schwur.

Alle jetzt gesalbt zu geschichtlichem Beruf, geweiht zur Unsterblichkeit.

Xaver ahnte zwar den ganzen Umfang von Loyola's Plänen nicht, doch war es ihm klar, daß dieser mehr erreichen wollte, als er den Brüdern bis jetzt mitgetheilt hatte; sein Ehrgeiz wuchs, seit er die Priesterwürde erlangt hatte; er schloß sich, wiewohl ohne Hinterlist, sondern getrieben von jener Sympathie, die Großes an Großes bindet, immer inniger an den Freund, dessen Gefahren, dessen Siege er theilen wollte. Loyola kannte Xaver's lauteres Herz, und um sich dessen ganz zu versichern, ließ er ihn einige Blicke in seine Hoffnungen und Beschlüsse thun. Er verhehlte ihm nicht, daß er nunmehr sehr schwach auf die Aussicht der Mission im heiligen Lande hoffe und daß ihm die Ausdehnung der Brüderschaft über den ganzen Erdkreis im Sinne liege. Er eröffnete Xaver'n seine Ideen über einen neuen unsichtbaren christlichen Staat, über die Fundamentalgesetze eines solchen, über den Kampf desselben mit allen bisher bestehenden ähnlichen Instituten, welche durch den Mangel an innerer Einheit vor der Zeit gealtert, entartet und morsch geworden waren; er vertraute ihm seine Absicht, der Gesellschaft außerhalb Europa, in Asien und Amerika ein Reich zu gewinnen, mit frischen jugendlichen Bür-

gern, welche rein und unbefleckt von europäischer Verderbniß, der geistlichen Macht auch den Rückhalt einer weltlichen bieten konnten. Goa könne, wenn die Gesellschaft zahlreich geworden sei und stark durch die Einheit der leitenden Idee, ein zweites Rom werden, mit einem Bruder der Gesellschaft als Papst. Und noch weiter nach Osten schweiften seine Riesenpläne, nach den Inseln eines fabelhaften Oceans, nach Japan, nach China, Ländern, wohin noch nie eine Kunde vom Christenthum gedrungen war, die durch die Macht des ersten Eindrucks am leichtesten und von Grund aus mit gewaltigeren Waffen als Feuer und Schwert, — mit der Waffe der Begeisterung erobert werden konnten!

Jedem andern als Xaver würden diese hingeworfenen Ideen als Chimären erschienen sein; in Xaver, der sich seiner inneren Gesundheit bewußt war, der das Leben nicht als Wolke, sondern als die Göttin mit starken Armen festhielt, schlugen sie Wurzeln.

Loyola bemerkte zu spät, daß er um einen Schritt zu weit gegangen war, daß Xaver — unbeschadet seiner Lauterkeit und Treue — durch seinen Ehrgeiz und seine Thatkraft ihm furchtbar werden, in die Alleinherrschaft hineinragen könnte. Aber fast in demselben Augenblick, der diese Besorgniß erzeugte, hatte er auch schon das Mittel gefunden,

den Freund, der ihm von nun an in innerster Seele zuwider war, unschädlich, und dabei zum stärksten Hebel seines Plans zu machen. Sobald die Gesellschaft constituirt war, mußte Xaver fort aus Europa, um im äußersten Osten Asiens die Rolle zu spielen, für welche er selbst sich entschieden hatte, die seinem Ehrgeiz schmeichelte und ihn mitten in seinen Triumphen doch ganz von Loyola abhängig machte. Denn war Xaver nur einmal in seinem neuen indischen Rom, dann lag es ganz in Loyola's Hand, ihn zu stützen oder fallen zu lassen, wie es die Umstände erheischten; er brauchte ihm bloß Mitarbeiter zu senden oder vorzuenthalten. Dort in dem Reich, das erst gewonnen werden sollte, konnte er Loyola's Pläne nicht mehr belauschen, dort mußte er dem Augenblicke dienen, während Loyola für die Zukunft arbeitete. Und war sein Ruhm, sein Leben selbst nicht preisgegeben? Xaver hatte einst keine größere Gunst sich erbeten, als: an Loyola's Herzen zu sterben!

Also vertraute Loyola dem Freunde, daß er glaube, Niemand könne zu jener Mission im Osten besser taugen, als eben er, und Xaver wurde durch diese Mittheilung, welche er als den heiligsten Beweis der Freundschaft und Treue betrachtete, Loyola's rüstigster Helfer. Jetzt, glaubte er, sei ihm das

letzte Mysterium entschleiert worden, und sein eigner Ehrgeiz trieb ihn, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche seiner baldigen Thätigkeit im Großen entgegen standen; — wie unbedingt diente er dadurch Loyola's Zwecken! Er beschloß, während der Zeit, die noch zwischen der Erfüllung seiner Wünsche lag, keine Stunde unbenutzt zu lassen, sich während des Tages in Predigten und Unterricht zu üben, bei Nacht soviel von den Sprachen des Ostens und von der Kunde jener Länder, ihrer Völker, Sitten, Gebräuche und Religionen aus älteren und neueren Reiseberichten zu lernen, als ihm nur irgend möglich war. Er sah sich im Geiste schon wie einen zweiten und gewaltigeren Mohamed, als priesterlichen König!

Am dritten Tage nach der empfangenen Priesterweihe versammelte Loyola die Brüder, stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, während der letzten Probefrist sich auf ihr religiöses Werk durch Predigen vorzubereiten, und ertheilte den Rath, die Brüder möchten sich zu diesem Zwecke in den Städten des Gebiets der Republik zerstreuen; sobald das Jahr völlig verflossen sei, wollten sie in Vicenza zusammenkommen, um — wenn entweder der Seeweg nach Palästina wieder frei wäre, oder ihr Vorhaben geistlicher Ritterschaft durch andere Mit-

tel erreicht werden solle, zu berathen. Loyola's Vorschlag wurde — da Xaver mit großer Beredsamkeit ihn kräftig unterstützte — angenommen. Loyola, Faber und Lainez wollten sich nach Vicenza, Brouet und Bobadilla nach Verona, Cordure und Hoze; nach Treviso, Le Jay und Rodriguez nach Bassano, Xaver und Salmeron nach Montefelice begeben, um dort ihre priesterlichen Funktionen auszuüben, die reine katholische Lehre gegen die neuen Irrthümer zu vertheidigen und Seelen zu gewinnen.

Xaver schritt, von den Gedanken an die Zukunft der Gegenwart fast entfremdet, über den Markusplatz, das Getümmel rings um ihn her zerstreute ihn nicht. Plötzlich fühlte er seine Hände ergriffen, schaute auf und sah Miguel vor sich, in Sammt und Seide gerutzt, mit Kleinodien an den Fingern, mit wallender Feder auf dem Hut. Wie armselig sah Xaver in seinem einfachen Priesterrock neben ihm aus.

„So ist es wahr?" — rief Miguel, — „Xaver, — ich wollte es nicht glauben. — Bist du noch ein Edelmann?"

„Wir waren lange geschieden," versetzte Xaver, „indessen hat sich manches geändert. Auch du! Ich

ſehe dich in Gold und Seide wieder, der ſonſt von Tag zu Tag ſorgte.“

„Xaver!“ rief Miguel wild — „du ſollſt kein Prieſter ſein! — Ich habe nichts, ... ich hatte dich vergeſſen ... ja, ... o, könnt' ich der Zeit ſelbſt vergeſſen. Ich finde dich wieder. Ich klammre mich an dich. — Wenigſtens ein Herz auf Erden! Iſt's zuviel gefordert? Du ſollſt kein Prieſter ſein, deine Blicke, deine blaſſen Wangen ſollen mich nicht beſchämen. Einſt hatt' ich ein Recht an dein Herz. Einſt warſt du mein Freund. — Oh, ewige Dürre, ewiger Durſt, ewiges Jammern, ewiges Suchen, Verlieren, — Haben, Haben, Haben!“

Entſetzt vor dem ſtieren Blick Miguel's, vor ſeinen wirr herausgeſtoßenen Reden, trat Xaver zurück. — „Miguel, du ſonſt ſo kalt, ſo leichtſinnig, — woher dieſe Leidenſchaft? Was haſt du vor? Was treibſt du?“

„Nichts! Das iſt die erhabene Wiſſenſchaft, die Kunſt, der Sieg, die Hoffnung, der Jammer, die Wonne! — Keinen Gott, keinen Menſchen zu haben! Aber du, ſei mein! Ich theile!“

„Miguel, du redeſt im Wahnſinn! — Mir graut vor dir.“

„Zum Teufel mit dieſer Kutte! Zum Teufel mit dieſer Demuth, mit dieſer Entbehrung. Sei

mein! Ich will ein Herz haben. Ich kann bei Nacht nicht ſchlafen, und träume bei Tag. Es iſt ein goldnes Elend, das ich herumſchleppe. — Da, da, ſchau her!" — Er riß das Wamms auf. — „Eine Narbe, nicht wahr? — Siehſt du dies Schwert? Wer will's? Es iſt eine Thorheit, daß ich's trage. — Das iſt jetzt mein Schwert." — Er wies ſeine Finger.

In Xaver regte ſich Mitleid für den Mann, der ihm einſt Freund geweſen, über deſſen räthſelhaftes Weſen er ſich keinen Aufſchluß zu geben vermochte.

„Hier ſtack ein Dolch! — Xaver! — Hier war ein Herz! — —"

„Und dies Gold? Dieſe Pracht?"

„Theile ſie! Sei mein! — Oh, dieß Alleinwachen, dies Gemiedenſein! — Alle Schätze der Welt ſind dein. Die Welt ſelber! Es iſt eine Komödie, Xaver, — wir — Verfaſſer und Zuſchauer zugleich. Wir lachen über die Erbärmlichkeit dieſes Geſchlechts, wir treten es mit Füßen — — — Ich bin gerächt, Xaver, und doch durſtig, und doch unbefriedigt, — ingrimmig über dies kalt und faul in den Adern hin- und wiederſickernde Blut. — Herren der Welt ſind wir. Wir müſſen ſie mit Ruthen peitſchen, dieſe Dummköpfe; haſſen wir ſie nicht? Nein!

Wir verachten sie, wir mißhandeln sie. Was gibt uns Freude, die nachhallt, nachpulst? Genuß ist seine eigne Parodie. Immer neue Quellen gegraben, immer neue Lippen gesucht, neue Adern geöffnet, selbst zu erwarmen aus der ewig wiederkehrenden Nüchternheit.“

„Laß mich!“ rief Xaver, — „was für ein entsetzliches Handwerk treibst du?“

„Ich bin ein Meister der freien Kunst, — bin was du willst. Es ist etwas in mir, das ausgefüllt sein will, und ich schöpfe d'rauf los. Was hast du gegen Fortuna? Ich diene ihr, ich bin ihr Ritter; sie ist ein Weib und im Stande, mir einen Dolch in die Brust zu stoßen; also mißhandl' ich sie, indem ich ihr diene. Fort mit deinem geistlichen Plunder! Komm mit! Gold auf Gold, Musik, Sonne, Seligkeit! Und daneben ein winselnder Tropf — wofür hat er seine Augen? — immer mehr erblassend, bis in die Nasenspitze, ein Hungerleider, ein Schuft, denn er ist unglücklich. Was kümmert's mich? Fort mit ihm! Spielt das Schicksal nicht mit mir? Der blinde Zufall, der betrügerische Kartenschläger! Umgekehrt also! Die Würfel geschleudert! Ein Leben auf dem Tisch! Da hast du Taumel, Hoffnung, Bewußtlosigkeit, Trotz. Da hast du mein Handwerk!“

„Unglücklicher!“

„Nein, glücklich, Xaver, glücklich! — Unglü in der Liebe, Glück im Spiel! Zum Teufel mi der Liebe! — O, es ist ein lustiges Leben!“

„Miguel, du nanntest dich einst meinen Freund Kehr' um, geh' in dich! — O, wie jammerst di mich! —“

„Du sollst's nicht! Fluch jenem Kopfhänger der dich zum Thoren machte. — Ich muß dich haben. —“

„Warum?“

„Warum? Ich weiß es nicht. — Das Gold, das Glück, alles eingeengt in diese einzige Brust — es tödtet mich. Ein Herz! — Ein Menschenantlitz, keine bloße Larve! — Ich verschmachte!“

„Gehe meinen Weg, Armer, und du sollst einen Bruder in mir finden.“

„Gehe meinen Weg, und du sollst ein Crösus sein.“

„So leb' wohl!“

„Du mußt!“ —

„Ich darf nicht!“

„Darfst nicht? Darfst nicht? Willst nicht! So sag'! Und das mir in's Gesicht? — Du höhnst mich!“

„Ich bedaure dich!“

„Du sollst mich nicht bedauern! Ich hab' ein Recht an dich."

„Dann hab' ich eins an deine Seele, dann höre mein ernstes Wort! Kehre um!"

„O, das ist Pfaffenrede. Verdammt sei sie! — Geh, geh, du bist hin für mich! — Ich weiß, wem ich's danke. Ich weiß, wem ich's vergelte! Ich will's vergelten. Bin ich so tief gesunken, daß ein Tollhäusler mir das Einzige, was ich will, rauben darf? Bin ich machtlos in Venedig? Sie fürchten mich, sie hätscheln mich, sie borgen bei mir, sie spielen bei mir, ich mit ihnen."

„Höre mich! Dein Schicksal trat dir in den Weg, dein Gott pocht an deiner Brust. Höre ihn!"

„Es gibt keinen! — Gott! Gott! Ich höre Loyola's Alfanzerei. Pah, du sprichst nicht mit deiner-eignen Zunge. Du bist der Sclave eines Narren. Du willst mich bekehren! Ich will nicht bekehrt sein. — Ich bin ein Mann. Du verwarfst mich! Sei selbst verworfen!"

„Blinder, du selbst stehst an des Abgrunds Rand!"

„Nichts, nichts hör' ich mehr. Aber ich denke an diesen Affen! Gewiß! Gewiß! — Fort, unsre Wege sind geschieden! Geh' du in dein ruhmloses Elend, — so bleib' ich denn einsam in meinem

Glück — und doch ist's Glück! Du warst der Einzige ... und ein Narr stahl dich mir!"

Er eilte fort! Xaver blickte ihm tief ergriffen nach. „Und ist das — Glück? — Was ist dann Elend?" —

Indessen hatte ein Unglücksfall auf dem Rialto eine große Volksmenge versammelt. Ein junger Cavalier hatte sich raschen Schrittes durch die Menge der Käufer und Verkäufer gedrängt, und Jeden, der sein wildes verstörtes Wesen gesehen, erfaßte tiefes Mitleid gegen den Jüngling, der Allen das Opfer irgend einer mörderischen Leidenschaft zu sein schien. Alle Blicke verfolgten seinen Lauf, — er eilte dem Rande des Kanals zu, zwei Schiffer faßten ihn, um ihn zurückzuhalten, er entriß sich verzweifelnd ihren Armen, und stürzte sich in die dunkle Fluth. Einen Augenblick lang starrten die am Ufer wie gebannt, unthätig auf den Fleck, wo er verschwunden war. Loyola ging des Weges und hörte, was vorgefallen war. Der Jüngling kam eben wieder zum Vorschein; jetzt erst wurden von mehreren Seiten Kähne von den Ketten losgemacht. Bevor sie aber abstießen, hatte Loyola schon sein Priesterbarret von sich geworfen und sprang wie er war, das Zeichen des Kreuzes machend, in die Fluth, um den mit dem Tode Ringenden zu retten. Jetzt

hatte er ihn erfaßt, umſchlang ihn; da drohte ihm ſelbſt der Untergang. „Maria, hilf!“ rief er; im ſelben Augenblick war ein Kahn den Beiden nahegekommen, und nahm den Jüngling und deſſen Retter auf.

Lauter Jubel ſcholl dem letzteren entgegen, als der Kahn ſich dem Geſtade näherte; er neigte demüthig das Haupt und faltete die Hände zum Gebet. Als er ausſtieg, hob ihn die begeiſterte Menge auf den Schultern empor und trug ihn wie im Triumph auf den Rialto, ſo heftig er auch widerſtrebte. Loyola bemühte ſich, als die erſte Aufregung des Volks ſich gelegt hatte, dem Jüngling Troſt zuzuſprechen, und fragte ihn um die Urſache ſeines verzweiflungsvollen Entſchluſſes. Da flammten die faſt erſtorbenen Augen des Jünglings noch einmal auf und das bleiche ſchmerz-verzerrte Antlitz röthete ſich. „Rettet eure Söhne aus der Gewalt des Böſen!“ rief er zu dem Volk, indem er auf das Haus wies, aus welchem er gekommen war.

„Das Spiel! Der Spanier!“ ſchrie das Volk wüthend, Loyola ſuchte es zu beſänftigen; der junge Cavalier trat zu ihm und ſprach ernſt: „Ihr habt mir das Leben und die Seligkeit gerettet. Ihr ſeht mich nie wieder! Ich gehe, mich in einer Karthauſe zu begraben.“ —

Die Menge machte ihm, wie einem Fürsten, ehrfurchtsvoll zu beiden Seiten Platz. Loyola bestieg, ehe das Volk sich von seiner Betäubung erholte, an Haar, Bart und Kleid noch triefend, eine Erhöhung, machte das Zeichen des Kreuzes über die Versammlung und predigte in kurzen Sätzen, wie die Begeisterung sie ihm eingab, gegen das Laster des Spiels.

„Hieher mit euren Würfeln und Karten," rief er mit Donnerstimme, „hieher auf diesen Fleck, auf dem jener Unselige stand, hierher kommt mit Brettspiel und Marken! Wer ist so blind, Gottes Finger nicht zu erkennen? Dieser Eine, den die Verzweiflung in die Fluthen gehetzt, steckt in Jedem von euch, Jeder von euch trägt den Teufel in sich. Seid ihr Thiere, seid ihr Menschen? Seid ihr frei, seid ihr Sclaven? Ihr bejammert den Christen, der des Türken Fesseln trägt, den Galeerensträfling, der mit seiner Sünde eisernem Reif an's Ruder geschmiedet ist. Seid ihr denn besser d'ran, als jener, — edler als dieser, ihr, die ihr noch Geld und Gut d'rangesetzt, um Sclaven sein zu können? Sclaven der Thierheit, die aus euch brüllt! So wenig Schaam auf euren Wangen, daß ihr nicht mehr erröthet, Sclaven zu sein? Nein, ihr jagt der Tyrannei nach, ihr bittet sie kniefällig euch zu

feſſeln, ſchmiegt euch in's Joch, tragt die Schande und nennt ſie noch Ehre. O, Luſt der Knechtſchaft, o, welche Wonne, ein Thier zu ſein! — — — Nein, ihr waret nur blind, ſahet des Tigers Krallen nicht, — halb taub, ihr hörtet Metallklang, und glaubtet: Goldklimpern, — Kettengeraſſel war's. Seid ihr Männer, ſo ſeid keine halben; ſeid ihr Männer, ſo ſeid frei! Zerreißt die Ketten! Zertrümmert das Joch. In's Feuer mit dem armſeligen Spielwerk, das ihr ſo lange als Götzen angebetet. Wie eure Blicke glüh'n, Venezianer, Volk der Gewalt, genannt auf allen Meeren, — wohin kein Schwert der Welt-Eroberer drang, dringt die Macht eures Namens! Wie deine Bruſt ſich hebt, königliches Volk, und mehr als königlich, freies Volk! Wohl ein Stolz, ein gerechter, — der Stolz der Freiheit! Nun ſo vertilge den Catilina aus deiner Bruſt, freies Volk, — die erbärmliche Leidenſchaft des Bettlers, reiches Venedig! Hieher mit dem Tand! Und Flammen d'runter, und in Flammen verſinke die Tyrannei der Leidenſchaft! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen!"

Sein Hauch entzündete die Herzen, — wie auf einen Befehl des Raths der Zehn war alſobald ein Scheiterhaufen von Karten, Würfeln, und dergleichen

aufgeschichtet, hoch auf schlug bald die Flamme. Und ringsum kniete die Menge, mit lauten Stimmen den Bußpsalm betend, den Loyola angestimmt hatte.

Aber die Flamme warf einen Widerschein in die Herzen, und der Gesang, statt die Empörung, die sich in denselben regte, zu dämpfen, fachte sie an. Die Wildesten des Haufens rissen in fanatischem Taumel Brände aus dem Scheiterhaufen und schrieen: „Nach Gomorrha!“

„Nach Gomorrha, Venezianer!“ jauchzten hundert Stimmen hintendrein.

„Tod dem Spanier! — In die Lagunen mit seinem Sündengold! Das Haus dem Meere gleich! Die Pfähle faulen!“

Umsonst versuchte Loyola dem rasenden Haufen Einhalt zu thun. Er wurde ergriffen, auf die Schultern von vier Männern gehoben, und im Triumphe an den Ort getragen, wo sonst selbst die edelsten Namen des goldnen Buches zu finden gewesen waren. — „Loyola Heil, Heil dem Prediger, Heil dem Wunderthäter!“ scholl es von hundert Stimmen, und jauchzend wälzte sich die Menge dem verrufenen Hause zu.

Miguel war eben im Begriffe, auf dasselbe zuzueilen, als er von ferne den Priester erblickte, die drohenden Ausrufungen und Verwünschungen hörte.

Er verbarg sich in einer Gondel, deren Führer sich dem Zuge beigesellt hatte. Zähneknirschend sah er den Gräuel an; das Volk erbrach die Thüren, zerschlug die Fenster, suchte, des Verhaßten Namen brüllend, in allen Gemächern den Miguel von Navarra, warf Würfel, Karten, Gold, Silber, zu den Fenstern heraus, mißhandelte, wen es im Hause fand, und warf endlich wüthend, den Verfolgten nirgends zu finden, Brände. Bald schlugen die Flammen zum Dache heraus. Da ergriff, während im Hause und um dasselbe die tollste Verwirrung tobte, Miguel, von den Flammen des Hauses sein Antlitz wendend, das Ruder der Gondel und eilte dem Bereich der Rasenden zu entrinnen. Wohin er kam, hörte er Verwünschungen seines Namens, Loyola's Preis. — „Loyola! Loyola! Auch dies dank' ich dir! Ich vergesse dir's nicht!"

Glücklich erreichte er Chioggia, stieg an's Land, gab die Gondel den Wellen preis, und floh nach Rovigo, von Rovigo nach Ferrara, von Ferrara nach Bologna.

Einige Tage hindurch sprach man in Venedig ausschließlich von diesem Ereignisse. Doge und Rath mißbilligten die Aeußerung der öffentlichen Meinung

und zogen die bei der Zerstörung des verrufenen Hauses Betheiligten vor ein strenges Gericht. Auch Loyola konnte einem peinlichen Verhöre nicht entgehen, doch seine Schuldlosigkeit wurde anerkannt. Um so wichtiger schien es ihm jetzt, Venedig sobald als möglich zu verlassen und sich nach Vicenza zu begeben, da sein Ansehen seit lange begründet, und oft aufgefrischt, in Venedig bedeutend gestiegen war, und er, seinem alten Grundsatz zufolge, seinen Ruf durch Preisgebung seiner Persönlichkeit an die alltäglich gaffende und dadurch gleichgültig werdende Menge nicht hinwelken lassen wollte.

Durch einige Leute aus der unteren Volksklasse, welche bei der Zerstörung des Hauses verwundet und in das Hospital der barmherzigen Schwestern zur Verpflegung gebracht worden waren, wurde die Kunde des Ereignisses auch in jenem stillen Hause der christlichen Liebe verbreitet, und mit innerem Triumph, als hätte ein Fürst sie auf seinen Thron erhoben, hörte Blanche Miguel's Namen von allen Lippen mit Abscheu genannt. Sein plötzliches spurloses Verschwinden allein, so abentheuerlich wie sein kurzer Glanz, machte ihr Kummer, doch beruhigte sie sich durch die Vermuthung, er habe seinem unrühmlichen Leben freiwillig ein unrühmliches Ende gegeben. Aber jemehr Stunden über diese Vermu-

Er verbarg ſich in einer Gondel, deren Führer ſich dem Zuge beigeſellt hatte. Zähneknirſchend ſah er den Gräuel an; das Volk erbrach die Thüren, zerſchlug die Fenſter, ſuchte, des Verhaßten Namen brüllend, in allen Gemächern den Miguel von Navarra, warf Würfel, Karten, Gold, Silber, zu den Fenſtern heraus, mißhandelte, wen es im Hauſe fand, und warf endlich wüthend, den Verfolgten nirgends zu finden, Brände. Bald ſchlugen die Flammen zum Dache heraus. Da ergriff, während im Hauſe und um dasſelbe die tollſte Verwirrung tobte, Miguel, von den Flammen des Hauſes ſein Antlitz wendend, das Ruder der Gondel und eilte dem Bereich der Raſenden zu entrinnen. Wohin er kam, hörte er Verwünſchungen ſeines Namens, Loyola's Preis. — „Loyola! Loyola! Auch dies dank' ich dir! Ich vergeſſe dir's nicht!"

Glücklich erreichte er Chioggia, ſtieg an's Land, gab die Gondel den Wellen preis, und floh nach Rovigo, von Rovigo nach Ferrara, von Ferrara nach Bologna.

Einige Tage hindurch ſprach man in Venedig ausſchließlich von dieſem Ereigniſſe. Doge und Rath mißbilligten die Aeußerung der öffentlichen Meinung

und zogen die bei der Zerstörung des verrufenen Hauses Betheiligten vor ein strenges Gericht. Auch Loyola konnte einem peinlichen Verhöre nicht entgehen, doch seine Schuldlosigkeit wurde anerkannt. Um so wichtiger schien es ihm jetzt, Venedig sobald als möglich zu verlassen und sich nach Vicenza zu begeben, da sein Ansehen seit lange begründet, und oft aufgefrischt, in Venedig bedeutend gestiegen war, und er, seinem alten Grundsatz zufolge, seinen Ruf durch Preisgebung seiner Persönlichkeit an die alltäglich gaffende und dadurch gleichgültig werdende Menge nicht hinwelken lassen wollte.

Durch einige Leute aus der unteren Volksklasse, welche bei der Zerstörung des Hauses verwundet und in das Hospital der barmherzigen Schwestern zur Verpflegung gebracht worden waren, wurde die Kunde des Ereignisses auch in jenem stillen Hause der christlichen Liebe verbreitet, und mit innerem Triumph, als hätte ein Fürst sie auf seinen Thron erhoben, hörte Blanche Miguel's Namen von allen Lippen mit Abscheu genannt. Sein plötzliches spurloses Verschwinden allein, so abentheuerlich wie sein kurzer Glanz, machte ihr Kummer, doch beruhigte sie sich durch die Vermuthung, er habe seinem unrühmlichen Leben freiwillig ein unrühmliches Ende gegeben. Aber jemehr Stunden über diese Vermu

thung dahinschwanden, um so qualvoller wurde ihr der Gedanke, daß sie seinen Untergang nicht veranlaßt hatte, um so unzufriedener ward sie, daß ihre Rache gegen ihn ungesättigt einschlafen sollte.

Und gar ihre Lage! Als Wahnsinnige betrachtet, behandelt; — schlimmer d'ran als ein Kind, dessen Verstand sich noch nicht entwickelt, — gebannt in diesen Kerker! — Und wenn sie auch durch irgend eine List daraus entrann, — was ferner? Wohin sich wenden ohne Vermögen, sie — ein einzelnes Weib? Ohne Liebe im Herzen; aber voll Stolz, voll Haß, voll Rache! Kein Zufluchtsort blieb ihr mehr übrig, als eben dieser Kerker, das Kloster; aber sie wollte nicht als Gefangene, als Herrin wollte sie es bewohnen. Sich vor irgend einem Wesen auf's neue zu beugen, — vor einem Weibe gar, — keine der Schwestern erreichte sie an Schärfe des Verstandes, an Kraft des Willens. — — Sie konnte nicht lieben, also mußte sie herrschen, — um nur leben zu können!

Endlich wurde ihr ein Mittel klar, es war das rechte, das einzig dienliche. Sie war für eine Wahnsinnige gehalten worden. Sie beschloß die Rolle fortzuspielen, bis zu einem günstigen Wendepunkte.

Sie sprach (geschloßnen Auges, als rede sie im Schlaf oder Verzückung) von geistlichen Dingen; —

sie bemerkte, daß die Schwestern auf sie aufmerksam wurden; sie schritt auf diesem Wege weiter fort. Bald hörte sie, sich schlafend stellend, daß man von ihren Visionen sprach, daß man die Zeit ihrer Verzückungen abwartete, um ihren Worten wie einem Orakel zu lauschen. Dem gemäß steigerte sie ihre Reden bis zu unmittelbaren Anschauungen der Gottheit, sprach mit dem Unerschaffenen, schwelgte während ihrer Extase in den Freuden der Seligkeit, deren Mysterien sie in dunklen, abgebrochnen, unzusammenhängenden Reden andeutete. Bald waren die gläubigen Schwestern überzeugt, daß ihr Wahnsinn keine Krankheit, sondern eine himmlische Gnade sei, und behandelten sie nicht mehr wie eine Gefangene, sondern wie eine gottgesandte Seherin, durch deren Empfang und Aufenthalt das Kloster geweiht worden sei, wie eine unbefleckte Himmelsbotin, welche alle geistlichen Schwestern an Tugend und Gottgefälligkeit übertreffe. Sie nahten ihr mit Ehrfurcht, als wäre sie des Klosters Oberin, und wetteiferten, sie zu bedienen

Als Blanche diesen Eindruck, den ihre Visionen und extatischen Reden bewirkt hatten, bemerkte, fuhr sie mit denselben noch eine geraume Zeit fort, um die Gläubigen in ihrem frommen Wahne recht innig zu bestärken; dann aber, als sie ihrer Sache sicher

zu sein wähnte, verminderte sie allmählig die übernatürlichen Heimsuchungen und stellte sich an, als sei auch die Kraft ihres körperlichen Leidens vorbei. Sie richtete sich, wenn sie von ihrem angeblichen Schlafe erwachte, im Bette auf, blickte verwundert um sich und sprach so klar und scharfverständig, daß Niemand zweifelte, sie befinde sich auf dem Wege der Besserung.

Dies Spiel setzte sie wohlbedacht einige Monate fort, bis es ihr dienlich und natürlich schien, jene völlige Gesundheit wieder anzunehmen, die sie eigentlich nie verloren hatte. Die Schwestern erwiesen ihr alle erdenklichen Beweise von Hochschätzung; sie hingegen bemühte sich auf jede Weise sich bei denselben beliebt zu machen. Sie war demüthig, bescheiden, dienstbeflissen, jede ihrer Reden enthielt eine Dankbezeugung, sie bewies sich insbesondere fromm und erfüllte die geistlichen Verpflichtungen wie die Schwestern.

Der ganze Convent war daher keineswegs überrascht, sondern hatte es gewissermaßen erwartet, als Blanche, welche den Namen Johanna angenommen hatte, eines Tages den Entschluß aussprach, der Welt zu entsagen, und die Oberin sowie den Convent inständig bat, in das Kloster als geistliche

Schweſter aufgenommen zu werden. Der Convent hatte keinen Widerſpruch, er ſchätzte es vielmehr als Glück, eine von Gott Begnadete — Schweſter nennen zu dürfen, und hoffte durch ihre Aufnahme Anſehen und Glanz zu gewinnen, ja, daß dieſe Seherin einſt vielleicht heilig geſprochen würde; und wirklich konnte das Kloſter noch keine Heilige aufweiſen, welche in deſſen Mauern gelebt hätte.

Die Aufnahme der Schweſter Johanna fand mit großem Prunk ſtatt, und aus ganz Venedig ſtrömten an dem feſtlichen Tage neugierige Fromme in die Kirche der Nonnen. Wie pochte das Herz der Himmelsbraut unter dem härenen Gewand vor Stolz! Sie hatte durch eigene Kraft eine Stufe zum Ziel erreicht. Sie allein war die Geiſtesgewaltige unter Allen dieſen alltäglichen Weſen; ſie betrachtete dieſe ſchon als Spielzeug ihrer Laune; ſie ſah ſich ſchon als Oberin mit dem goldnen Kreuz auf der Bruſt, unbeſchränkt herrſchend. In ihr glühte ein Vulkan. In ihr fieberten die verſchiedenartigſten Hoffnungen, — ſie galt viel; aber alles wollte ſie ſein. Dreifach entehrt und eine Himmelsbraut! Einſt unermeßlich reich und jetzt ſogar ihres letzten Schatzes, des wallenden Lockenſchmuckes beraubt! Einſt die Herrin von Männerherzen, — — einſt wieder Tyrannin, in einem völlig abgeſchloßnen

Reich! Dann wollte ſie nachholen, was ſie bisher am Willen gedarbt und an Triumphen!

Loyola, Faber und Lainez wohnten außerhalb Vicenza in einem halb zerfallenen, dachloſen Hauſe, durch die Fenſterlucken dieſer Klauſe ſchlug Regen und Wind. Faber und Lainez verließen bald dieſen Zufluchtsort um vierzig Tage lang, faſtend, betend und bettelnd die Umgegend zu durchſtreifen. Während dieſer Friſt blieb Loyola allein zurück und lebte als Anachoret. Als ſeine Freunde nach verfloßner Zeit der Buße wieder bei ihm waren, machten ſich alle drei auf den Weg nach Vicenza und predigten in der Stadt. Die nächſte beſte Tonne war Kanzel, und das gläubige Volk horchte mit Begeiſterung den Vorträgen, welche ſich durch ein wunderliches Sprachgemiſch von Latein, Franzöſiſch, Spaniſch und Wälſch auszeichneten, aber durch einen glühenden Fanatismus, der ſeltſam genug — ſtets den wunden Fleck im Praktiſchen traf, — hinriſſen. Das Probejahr neigte ſich dem Ende zu; Loyola und Xaver konnte dieſen Zeitpunkt — jeder aus beſonderen Gründen — kaum erwarten.

In einer Nacht lagen Loyola, Lainez und Faber auf ihrem harten Lager, in das ſie ſich brüderlich

theilten, und schliefen, als der Erstere plötzlich aufsprang und seine Gefährten mit den Worten weckte: „Auf, auf, ihr Brüder! Ich war eben im Geiste, nach Bassano versetzt, wo unser geliebter Bruder Rodriguez dem Herrn dient, und ich sah ihn krank und unseres Zuspruchs bedürftig. Lasset uns nicht säumen und zu ihm gehen.“ Lainez und Faber zögerten nicht und folgten dem Meister.

Gegen das letzte Drittel der Nacht gesellte sich ein Mann zu ihnen, der einen schwarzen Hengst ritt und die Wanderer in mehreren fremden Sprachen begrüßte, gleich als wolle er ihre Kenntnisse prüfen.

Loyola erwiederte statt der Uebrigen: „Gelobt sei Jesus Christus! — Ihr werdet es bald überdrüßig sein, eine Straße mit uns zu ziehen; denn wir sind arme und ungelehrte Priester, Signore, und können Euren tiefen Wissenschaften nichts entgegensetzen.“

D'rauf der Fremde: „Ja, wer nichts wüßte!“

Loyola staunte. „Wie? Ihr schätzet die Wissenschaft für eine Last?“

„Für eine Mörderin des Lebens, so lange sie nicht — selbst Leben ist. Mich verfolgt sie von meiner Kindheit an wie ein Fluch, — wie das vergiftete Hemd klebte sie an meinem Sein. Nur

Schauen ist Erkennen, nur Thun ist Wissen. O, dieses menschliche Wissen, über dem wir alt werden, es altert mit uns, wir altern durch es, statt daß es uns ewig jung mache. — — Das ist das Elend, daß wir mit Instinkten geboren werden, der Eine mit dem Trieb zu stehlen, der Andre mit dem Drang zu wissen: Am Ende ist's dasselbe."

„So schlagt Ihr den freien Willen des Menschen für gar nichts an?" unterbrach ihn Loyola.

„Definirt mir erst, was dieser sogenannte freie Wille eigentlich ist! — Geht mit dem Messer des Anatomen d'ran, und die Spitze dieses Messers wird an dem ehernen Herrscher zerbrechen, der d'rinnen steckt. Im Kern dieses Willens ist die Nothwendigkeit; — ihr handelt, wie ihr müßt, und wähnt: gehandelt zu haben, wie ihr wolltet. Dieses „Muß" ist der Grund aller Geschichte, aller Erfindungen, aller Begeisterung."

„Ihr denkt weniger christlich, als Ihr fühlt, und Ihr fühlt tiefer, als Ihr es aussprechen könnt," entgegnete Loyola, — — „so entkleidet Ihr denn durch eine so seltsame Theorie jede große That des Verdienstes..."

„Sie bleibt doch That!" versetzte der Fremde, „doch wir kommen nicht zusammen. Laßt uns von unserem ersten Thema reden. Ich sage es noch-

mals: „„Die Wissenschaft ist eine Last““ und nur dadurch zu ertragen, weil sie jetzt die Religion stützen hilft.“

„Die Religion?“ fragte Loyola gespannt.

Der Fremde zögerte lange mit der Antwort und sprach endlich geheimnißvoll: „Ich sollte eigentlich mit Geistlichen nicht darüber reden. Glaubt: das jetzige Geschlecht siecht an dem Erbübel vieler Jahrhunderte, und nur die Religion ist im Stande das Uebel auszubrennen. Das ist ein Weltgesetz, ein unabänderlich nothwendiges, und wer jetzt auftritt und handelt, — handelt aus Nothwendigkeit. Die Verhältnisse der Geschlechter sind verwirrt geworden, die eine Hälfte der Menschheit ist frei, die andre gefangen; hier muß das Christenthum nach langem Schlafe mit neuen Wunder und Zeichen auftreten.“

Loyola witterte Lutherische Lehren, und sondete mit verschiedenen Fragen in dem Unbekannten.

„Ihr haltet mich für einen Lutheraner?“ rief dieser lachend. „Weit gefehlt! Ich halte den deutschen Doctor für einen Thoren, der die Menschheit durch das, was man Vernunft für den Hausbrauch nennt, wie durch kaltes Wasser kuriren will. Nur zwei Männer trägt jetzt die Erde, die berufen sind, das Menschengeschlecht empor zu heben und zu stützen.“

„Wer sind sie?“ fragte Loyola.

„Ich,“ erwiederte der Andre, — „und Loyola.“

„Kennt Ihr Loyola?“

„Ich glaube, ihn aus dem, was ich von ihm horte, besser zu kennen, als vielleicht sein Bruder selbst; gesehn hab' ich ihn nie.

Indessen waren die Reisenden nicht fern von Bassano, an dem Orte angekommen, wo Rodriguez wohnte und Loyola sah, daß er sich, ohne das, was in ihm vorging, seinen Brüdern zu verrathen, von dem Weggefährten beurlauben mußte.

„Euren Namen, Signore?“ fragte er zum Abschied. — —

„Guillaume Postel,“ erwiederte der Reisende.

„Und Eurer?“

„Loyola!“

„Loyola?!“ rief Postel erstaunt, „und wir sollten uns jetzt trennen?“

„Entschuldigt mich,“ versetzte Loyola, „meine Pflicht ruft mich zu einem kranken Bruder. Vielleicht begegnen wir uns einst irgendwo wieder.“

„Ich reise jetzt nach Wien,“ sprach Postel, Loyola's Hand drückend, „wir finden uns wieder. Mein Wort d'rauf!“

Sie scheiden!

Rodriguez war wirklich gefährlich krank; er büßte

die übermäßigen Kasteiungen, zu denen ihn seine fromme Schwärmerei verleitet hatte. Ein Einsiedler, Antonio, der in der Nähe lebte, pflegte ihn mit treuer Sorgfalt. Die Ankunft der Brüder tröstete, ihr lang entbehrter Anblick erquickte ihn.

Paulus der Dritte hatte die Inquisition in Rom eingerichtet; je länger das Volk Zeit hatte, sich an den Anblick des Pallastes zu gewöhnen, in welchem die zwölf Cardinäle-Generalinquisitoren herrschten, um so mehr wuchs der Schrecken vor dem **Convento della Minerva.** Das Institut der Familiaren entwickelte seine furchtbare Thätigkeit immer deutlicher. Mitten in der Stadt, wo der Thron dieser unsichtbaren Herrschaft aufgerichtet stand, wollte Loyola die Residenz seines noch uneroberten Reiches aufschlagen? Er zitterte nicht; aber die Gedanken an seine Nebenbuhler, und daran, daß Paulus III. alles für dies Institut that, sowie daß der Cardinal Caraffa gleiche günstige Gesinnungen für dasselbe hegte, weckten Besorgnisse in ihm. Auch stieg in ihm die Ahnung auf, daß er, so geübt er auch im Erkennen der Menschen war, eben jenen Caraffa nicht durchschaut, ja, daß er sich vielleicht von der Außenseite dieses Mannes völlig hätte täuschen lassen;

denn noch hatte er keine schwache Seite an ihm herausgefunden, — ja dessen Freude an dem neugestifteten Orden erschien ihm jetzt, je öfter er Caraffa's Aeußerungen und ganzes Benehmen übersann, mehr wie ein Spiel als wie ein Ernst, ja sogar fast wie die Maske, welche die Aufmerksamkeit des Beobachters von dem Gesicht dahinter ablenken sollte. Loyola hatte keine Rast, bevor er diesem Charakter nicht auf den Grund gekommen war. Deßhalb erhorchte er alles, was er irgendwie von Caraffa's Lebensweise erfahren konnte, und schickte Faber und Xaver zu demselben, unter dem Vorwande, (dessen Grund den beiden Boten selbst unbekannt war), seine Fürsprache bei dem heiligen Vater anzuflehen.

Als Xaver und Faber zurückkehrten, konnten sie nicht genug des Kardinals Demuth und Herablassung rühmen, mit welcher er sie und ganz geringe Leute, die zu ihm wie zu einem braven Hausvater gekommen waren, aufgenommen. Er hatte sie, ihre Bitten mit gefälligen Versprechungen erwiedernd, über Tisch bei sich behalten, und Faber pries die fast mönchische Einfachheit der Tafel des reichen Prälaten.

Loyola wußte genug. Caraffa hatte früher nicht stets dieselben Tugenden wie jetzt gezeigt; Loyola schloß daraus, daß er sie jetzt zur Schau trage.

Caraffa war Kardinal und von dem Collegium geschätzt wegen seiner Gelehrsamkeit, übrigens sonst für unbedeutend gehalten, oft sogar wegen der Eitelkeit bespöttelt, mit welcher er den Theatinerorden hegte und pflegte; hie und da nannte ihn ein Kardinal, dessen Geistesvermögen gewiß niedrer stand, einen Schwachkopf; Paul III. kränkelte; es war die alte Politik des Conclave, den Schwächsten zu wählen!

Kein Zweifel mehr! Caraffa strebte, im möglichen Falle des nahen Todes Paul des Dritten — die Wahl der Kardinäle auf seine Person zu lenken. Jetzt war die schwache Seite gefunden, und Loyola eilte, ihn an derselben zu fassen.

Er ließ einige Wochen nach der Sendung Xaver's und Faber's vorüberstreichen und begab sich dann selbst zu dem Kardinal, um ein gefährliches Mittel zu versuchen. Er gab sich nämlich, indem er zugleich öfter mit dem Schein von Unabsichtlichkeit Worte über die Kränklichkeit des Pabstes und über ähnliches, was Caraffa's Wünschen schmeichelte, fallen gelassen, — das Ansehn, als öffne er diesem sein ganzes Vertrauen; er äußerte sich, daß er die Hoffnung, die Mission nach dem heiligen Lande ausführen zu können, fast aufgebe, und schilderte ihm, soviel er durfte in allgemeinen Umrissen die Zwecke der Brüderschaft: dem heiligen Stuhle unbedingt zu dienen. Eine

prätorianiſche Cohorte, geſammelt oder zerſtreut, als Ganzes oder in ihren Gliedern rüſtig wirkend, des Einen Befehle, ja Wünſche nah und fern vollſtreckend, Lenker der öffentlichen Meinung, den Bettelmönchen überlegen durch claſſiſche Bildung, eben durch dieſe mit größerem Credit ausgerüſtet!

Caraffa hörte ihn ſtaunend an und wechſelte, während er über das wichtige Anerbieten ſann, anfangs gleichgültige, dann ausforſchende Worte mit Loyola, der auf alle vorbereitet war, und durch die Maske der religiöſen Schwärmerei, der tiefinnerſten Ueberzeugung von der Heiligkeit des Stellvertreters Chriſti den ſchlauen Cardinal glücklich täuſchte.

Als Loyola ihn verließ, gab ihm Caraffa, der ſich dieſer Männer verſichern wollte und darauf hoffte, ſich ihrer bei einer Pabſtwahl als treuer und tauglicher Organe zu bedienen, mit voller Aufrichtigkeit das Verſprechen, bei dem Pabſte dahin zu wirken, daß die Brüderſchaft als ſolche deſſen Sanction bald erhalte.

Und nach dieſem Ziele hin wirkte er auch, ſobald und wo er konnte.

Die letzte Friſt war abgelaufen, ohne daß die Hoffnung, nach dem gelobten Lande zu gelangen, ſich erfüllt hätte. Die zweite Hälfte des geleiſteten Gelübdes trat jetzt in bindende Kraft: daß die Brüder

sich dem Pabste zu Füßen werfen und ihn um die Erlaubniß bitten sollten, seine treuen Ritter allerorten zu werden. Der ungestüme Bobadilla konnte den Mißmuth, daß seine kriegerischen Hoffnungen getäuscht wurden, nicht an sich halten, und sein Beispiel wirkte wie eine ansteckende Krankheit auf mehrere Andre.

Xaver, dessen hochfliegender Geist weit über solche niedre Bestrebungen und Leidenschaften hinaussah, belächelte die Armen, die sich unglücklich fühlten, aus einem engen Kreise in einen weltgeschichtlichen hinauszutreten; Loyola blieb nicht gleichgültig dabei; denn für's erste war es ihm wichtig, keinen seiner bisherigen Freunde und Mitarbeiter zu verlieren, und für's zweite tobte in ihm der Groll des Herrschers gegen die widerstrebenden Vasallen, und durfte diesen Groll durch keinen Machtspruch kühlen, mußte freundlich scheinen und um so freundlicher, je heftiger Bobadilla sich aussprach.

Xaver war der Einzige, der diesen Sturm beschwören konnte. Er übte auf Bobadilla, der sich unwillkürlich vor seiner geistigen Ueberlegenheit beugte, einen großen Einfluß und benützte diesen mit Vorsicht und Klugheit, mit aufrichtiger Treue gegen Loyola, in des Letzteren Interesse. Er ließ den tollkühnen Schreier in den Plan blicken, freilich nur so weit

hinein, daß auch er auf der neuen Laufbahn Spielraum für Thaten und Früchte für den Ehrgeiz sehen konnte.

Loyola erhielt von Faver die Nachricht, daß Bobadilla und die ähnlichen Sinnes mit diesem waren, beruhigt seien, und zögerte nun um keinen Tag länger, die letzte Hand an das Werk zu legen. Er berief die Brüder nach Vicenza zum großen Rath.

„Gott, der allweise," sprach er sie dort an, — „hat uns den Weg nach Palästina versperrt; er that's — um uns alle Wege der Erde zu eröffnen. Wähnt ihr, meine Brüder, eure Thatkraft müsse jetzt verrosten, da ihr nicht in der einen Hand das Schwert halten könnt, während in der andern das Evangelium? — Nein! Doppelt ist sie jetzt in Anspruch genommen, da ihr mit beiden Händen das Evangelium zu tragen habt, und im Evangelium: das Schwert und die Krone — der Menschheit, und die Geschichte! Fort mit allen Trümmern des Egoismus, die noch in den Abgründen unsrer Seelen versunken lagen; empor, freier Wille, und beuge dich dem höchsten Willen, und lerne dich selber werth halten, als Vollstrecker dieses göttlichen, allgemeinen Willens deine Vernunft, Mensch, ist die Offenbarung der höchsten Vernunft. Du ganzer Mensch bist nur ein Ich, weil das höchste, das ewige, das

unzertrennbare Ich dich als Du gedacht, dich Gedachten von sich losgerissen, dich Losgerissenen wieder emporzieht. Und du gelangst nur wieder zu Ihm, indem du dieß Ich hineinströmst in ein endloses, tausendgliedriges Du, und von jeder Welle dieses Oceans ein Atom annimmst und zum Theil dieses Oceans wirst. — — Was bin ich, was sind wir Alle, vereinzelt, uns selber vereinzelnd, — und ich meine nicht bloß, in Betreff unsrer materiellen Vortheile, der Befriedigung unsrer Leidenschaften, der Erreichung unsrer geistigen Bestrebungen? Was ist der schönste Mann ohne Hand? Und wie die Vereinzelung — der Tod, so gewinnen auch gesammelte Kräfte erst durch den Mittelpunkt, in welchen sie einstreben, Leben. Wodurch konnte das Menschengeschlecht Jahrtausende bis heute bestehen? Indem es in Millionen doch Eins war, Eines sein wollte, nach Einem hinstrebte. Ohne Herrschaft ist kein Leben, wie kein Recht ohne Pflicht; alle Herrschaft aber ist nur eine monarchische, — selbst in Freistaaten; denn du beugst dich in solchen nicht vor den gesonderten Personen der vielen Herrschenden, sondern vor der Idee der Herrschaft, welche durch dieselben als eine ganze und Eine ausgedrückt wird. — Ihr seht, meine Brüder, was ich meine; Ihr selbst wißt, was wir Alle von Anbeginn her wollten. Hier

ist Keiner, der so verwegen und so lächerlich dächte, sein einzelnes Ich auf einen Thron zu erhöh'n; — wußt' ich nur den Schatten eines solchen Gedankens in mir, ich risse ihn aus und wenn er in mein Leben hineingewachsen wäre; Jeder von uns will das Höchste erreichen, was des Menschen Freiheit erreichen kann, indem er sie zum Dienst und zur Verherrlichung des Einen, des Urheiligen einsetzt, der für uns Mensch ward, für uns litt und starb. Der Erlöser ist der Menschheit ewiger, unsichtbarer Alleinherr. Seine Diener, seine Ritter zu werden, haben wir uns auf die Hostie verbrüdert. Aber wir wollen nicht wie Knaben mit Seifenblasen spielen, nicht durch Redensarten Siege erfechten, uns nicht damit begnügen, daß wir einander vorsagen, was Jeder von uns thun will; wirken wollen wir. Nun denn, Hand an's Werk! Wir beten den dreifach-Einen Gott, den Vater, den Erlöser, den Geist an, — sein Stellvertreter auf Erden ist der Vater der Gewissen, der die Macht hat, von jedem Sünder die Sünde zu lösen, dessen Reich das ungeheure Reich des Geistes ist. Hin zu ihm! Wer von uns schlägt sein Pfund noch höher an, als zur alltäglichen Abnutzung von Genuß und Schlaf? Wer von uns schämt sich nicht, unthätig zu bleiben? Wer von uns fühlt nicht soviel Kraft in sich, dem Reiche

Christi die Grenzen zu erweitern? Wir sind Streiter des Herrn, sind ein kriegerischer Staat und wollen es bleiben, wie wir's beschwuren. Einer über uns allen: Christus, der Feldherr! Alle für diesen Einen, wie Er für uns alle steht, uns Alle betreut. Wer warmes Blut in den Adern hat, — hinaus, mir nach! Die Fahne heißt „Unsterblichkeit," „Christi Reich auf Erden" die Losung! Ich war ein Soldat, ich bin's noch, ihr alle seid's. Wer es bleiben will, der schwöre: „Gehorsam dem Gesetz!"

Und alle riefen begeistert: „Gehorsam dem Gesetz! Einheit, Brüderlichkeit, Treue!"

Loyola's Wangen glühten von der Begeisterung seiner Seele für den Zweck, in dem er lebte.

„Gehorsam ist die Pflicht des Soldaten!" fuhr er fort, — „ist des Kindes Pflicht gegen den Vater, des Freundes gegen den Freund, der ihm das Leben gerettet. Und sind wir nicht alle Christi Söhne, ist er nicht unser Freund, der sein Leben für uns eingesetzt? Er aber spricht durch den Mund seines Stellvertreters; wir haben nicht über die Person zu klügeln, — der Idee haben wir zu leben, der Idee uns aufzuopfern. Nur die Idee belebt! Schaut, wohin ihr wollt; — ringsum die empörende Anmaßung des Augenblicks, — dieser

elende menschliche Leichnam, der Knecht des Eisens, des Bleis, des Stricks, triumphirt; der Mammon kreis't um die Welt. Glüht euch's nicht im Herzen vor Schaam über diese niedrige Knechtschaft? „Die Idee! Die Idee!" ist mein Feldgeschrei; retten wir sie nicht, wer soll sie retten? Hier sind wir beisammen, wo sind unseres gleichen, wo Männer, die alles von sich warfen, wie wir, um so königlich zu wirken, wie wir? Nirgends, und wenn ihr die Spreu den Völkern abfegtet. Daß wir uns zusammenfanden, daß wir trotz aller Hindernisse beisammenbleiben, — mir ist's ein Zeichen von Gottes Willen, daß wir beisammen bleiben sollen! Er selbst hat uns zusammengebracht. Wir sind die Freischaar Christi auf Erden, daß wir sein Reich vom Aufgang bis zum Niedergang ausbreiten, drum laßt uns den Namen annehmen: Gesellschaft Jesu. Jesus Christus hat den Samen in unsere Hand gelegt, laßt uns damit hinwandern, so weit Menschen wohnen, ihn ausstreuen, ihn bewachen vor des Feindes Tücke. Brüder! Christus hält seine Hand über uns ausgestreckt in dieser Stunde. Brüder, ich seh' ihn, sein großes heiliges Herz flammt wie eine Sonne, — wir sind der Sturm, der die Wolken und Nebel verscheucht, die sie umhüllen. Weit hinaus seh' ich in dieser Stunde!

Jahrhunderte wachsen vor mir auf; es wird eine neue Welt; Völker, die heute noch ihre Brüder schlachten, umarmen sich im Namen Jesu Christi, des Gekreuzigten, und segnen unsere Asche. Wir halten des Rades kreisenden Umschwung auf, — der Glaube ist daran, sich in Erkenntniß aufzulösen, noch dämmert's, Tausende eilen dem neuen Osten zu. Wir fassen das irre Geschlecht, wir halten es zurück, pressen es nieder. Wir zwingen es, zu knieen vor dem gebenedeiten Namen, und es soll nicht wieder von den Knieen sich erheben, so wahr wir nicht umsonst geboren sein wollen, so wahr wir nicht wünschen dürfen: nie geboren zu sein! — Jesu Christi, Du unser Herr und König! Hilf Deinen Streitern . . ."

Erschöpft, ohnmächtig sank er zu Boden. Kein Herz rings im Kreise, das nicht gebebt hätte, wie das irdische Weib vor des Gottes Umarmung. Nur in zwei Männern leuchtete dieß Selbstvertrauen als Gottvertrauen, in Faber und Rodrigues; die andern schwindelten, trunken vom überschwellenden Gefühl der Kraft. Und Alle waren entschlossen, lieber zu sterben, als abzulassen von dem Werke der weltumschlingenden Mission; Alle schworen auf's neue linden Gehorsam dem Gesetz der Brüderschaft, das Loyola verkündigen sollte.

Loyola erholte sich von seiner Extase, und gewann die alte Fassung wieder. Selbst in der Verzückung hatte er das Geheimniß vor jedem Auge bewahrt. Wie wunderbar verstand dieser Mann seine geistigen Vermögen zu ordnen, zu dämmen. Kaum einige Sekunden entschwanden, und schon rann sein Blut wieder so gleichmäßig wie sonst, und mit der Klugheit eines alten Feldherrn vertheilte er die zunächst nothwendigen Verhaltungsmaaßregeln. Nichts konnte geschehen, bevor der heilige Vater der Brüderschaft seine Sanction nicht ertheilt hatte. Sie zu gewinnen, mußte vor allem andern eifrigst erstrebt werden. Loyola selbst nahm dieß Geschäft auf sich, er wollte sich mit Faber und Lainez nach Rom begeben. Indessen sollten die anderen Brüder sich auf den berühmten Hochschulen Italiens zerstreuen, um dem Bunde neue Mitglieder zu werben, denn nur dann konnte Gedeihen mit Grund erwartet werden, wenn er auch äußerlich immer mehr an Kräften wachse; aber bei der Wahl neuer Brüder, sollten die älteren, die den Zweck des Bundes jetzt kannten, mit größter Sorgfalt und Umsicht zu Werke gehen, nicht auf Glücksumstände und Familienverbindungen, sondern auf Willenskraft und geistige Bildung sehen. Loyola versprach, bis die feierliche Sanction des heiligen Vaters erlangt sei,

über die Statuten der Brüderschaft reiflich nachsinnen zu wollen; — keiner von den Anwesenden ahnte, daß sie längst ausgebildet und völlig fertig in seiner Brust verschlossen lagen. Auch sollten die Brüder nach dem demüthigen Rathe Loyola's, der nach der Rede sich ganz in eine untergeordnete äußere Stellung zurückzog, und dadurch gerade die Ohnmacht seines Geistes um so bemerkbarer machte, — wie er selbst während der Zeit des Harrens, deren Dauer ihnen allen noch unbekannt war, in Hospitälern wohnen und die Kranken pflegen, ihren Lebensunterhalt durch Almosensammeln fristen, kein Geschenk annehmen, und gegen die Sünden und Irrlehren predigen, ihren Leib durch Kasteiungen auf alle Beschwerden ihrer geistlichen Feldzüge vorzubereiten, Hohn und Spott der Welt ertragen lernen, ein glänzendes Beispiel der Demuth und Selbstverläugnung geben, und an Sittenreinheit alle Ordensgeistlichen und Weltpriester zu übertreffen trachten.

Als alles dieses besprochen und beschlossen war, reis'te Loyola, von den Segenswünschen der Brüder begleitet, nach Rom.

In einer alten verlassenen Kirche, eine halbe Meile vor Rom, übernachteten Loyola, Faber und Lainez, und beteten inbrünstig zu dem göttlichen Heiland, daß er als ihr unsichtbarer Anwalt seines Stellvertreters Herz auf dem Quirinal lenken möge. Lainez besaß einen eigenthümlichen Charakter; es war in ihm eben so viel Fanatismus und Blindgläubigkeit, als Klugheit; er begriff Loyola's Wollen nur halb, und diente ihm doch mit Schwärmerei, nicht bloß um der reinen Sache der Religion willen, sondern auch wie in unwillkührlicher Ahnung der ungeheuren Herrschergewalt. Diese Widersprüche zwischen der Aufrichtigkeit seines Fanatismus und der steten Selbstbewußtheit, ja Schlauheit, beim Streben nach positiver Gewalt, welche ganz friedlich nebeneinander bestanden, ließen sich erklären, wenn die Jugend dieses Mannes in Anschlag gebracht wurde, auf deren Rechnung die Schwärmerei zu setzen war, während die Eigenschaften, welche zum Herrschen befähigen, Schlauheit, innere Nachhaltigkeit, Geschmeidigkeit, — wodurch er als Dienender sich auszeichnete, immer energischer sich entfalteten, je mehr Zeit und Erfahrung von seinem Fanatismus abstreiften. Loyola erkannte die verschiedenartigen Elemente dieser Natur, und stellte Lainez gerne dorthin, wo er durch Schlauheit Angriffe

vereiteln oder die Augen der Menge täuschen wollte. Er wußte sich seiner versichert zu halten, indem er ihn am Zügel der Herrschsucht hielt und leitete. Mit Vorbedacht hatte Loyola längst in den Gemüthern der Brüder die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines strengen Gesetzbuches und eines Obergenerals des Ordens eingepflanzt, der allein die Einheit des neuen Staates aufrecht erhalten könnte; — und in Lainez nährte er durch unabsichtlich und nur wie aus stetem D'randenken entsprungen scheinenden Hindeutungen die stolze Hoffnung, die Wahl zum General werde Lainez treffen, er selbst (Loyola) ihm seine Stimme geben. Lebhaft aufgeregt von diesen Hoffnungen, schlief Lainez, als plötzlich ein Schrei Loyola's ihn und Faber erweckte. „Was ist dir, geliebter Bruder?" fragten beide. Loyola war in Extase. Der Mond beschien sein Antlitz, seine Augen standen weit auf, die Hände waren fest wie durch einen Krampf in einander gefaltet. Es dauerte lange, bis er zu sich kam, dann sprach: „Brüder, mir ist der göttliche Heiland erschienen," er hob die Hand an sein Herz und sprach: „In Rom will ich Euch Gnade erweisen." — — Faber und Lainez schliefen wieder ein; beiden war die Einbildungskraft von dem Sinn dieser Worte entzündet; der fromme Faber, der

schon als Knabe von überirdischen Dingen geträumt, ja durch einen solchen Traum sich hatte bestimmen lassen, seine väterliche Heerde zu verlassen um eine geistliche zu weiden, glaubte innig an Loyola's Vision, Lainez bezog ihn auf die Erfüllung der geheimen Wünsche seines Herzens.

Und als sie des Morgens erwachten, jeder mit leuchtendem Blicke und verklärtem Antlitz, erfuhr Loyola, daß beide dieselbe Vision geträumt wie er; so lebhaft wirkte die Phantasie. Alle Drei nannten diesen Umstand ein Wunder und göttliches Gnadenzeichen.

Als die drei Brüder in Rom angekommen waren, beeilten sie sich, ihre Gewissenhaftigkeit und Gleichgültigkeit gegen irdischen Gewinn dadurch an den Tag zu legen, daß sie den spanischen Kaufleuten das Geld wiedererstatteten, welches Xaver zum Zwecke der Mission nach Palästina erhalten hatte.

Bald erhielten sie durch Verwendung des Kardinals Caraffa und des Doctors Ortiz, welcher sich als Abgeordneter des Kaisers Carls des Fünften in Rom befand, und ihnen, durch Xaver und seine Freunde bewogen, zugethan war — eine Audienz bei Paulus dem Dritten. Dieser empfing sie als

erwählte Rüſtzeuge zur Erwirkung eines groſsen Planes, mit beſonderer Huld, — verſprach ihnen, ihr Vorhaben zu prüfen, und wenn er die Geſetze der Brüderſchaft als ſtatthaft erkannt haben würde, der Corporation oder dem Orden ſeine Sanction zu ertheilen. Bis dahin ſollten ſie öffentlich Theologie lehren. Caraffa hatte ihn mit groſsem Eifer von den Zwecken Loyola's näher unterrichtet, und der Pabſt war hocherfreut darüber; denn er konnte ſich nicht verhehlen, daſs ſein Thron wankte, deſſen Grundlage — die öffentliche Meinung, der kühne Luther erſchüttert hatte. Nach groſsen Zielen hin wirkten die Machthaber jener Zeit, — genöthigt, ihre ganze Thätigkeit d'ranzuſetzen, um nicht ſelbſt zu Grunde zu gehen. Carl der Fünfte und die Republik Venedig hatten ein Volk gegen ſich über, den Erbfeind des chriſtlichen Namens, der an den Pforten Europa's ſtand; — die ganze anderthalbtauſendjährige Hierarchie Rom's zitterte vor einem einzigen deutſchen Mann. Abgenützt war das Schreckensbild der Schlüſſelgewalt, — der Bannblitz faſt ein Kinderſpott geworden, — die bloſs materielle Macht reichte nicht mehr aus, ſie muſste durchgeiſtigt werden, um den Geiſt mit Erfolg zu bekämpfen. Paulus der Dritte war ein bedächtiger Greis; er griff, wie wohl hart bedrängt, nicht wie ein

Verzweifelnder, nach dem letzten Rettungsmittel; lange überlegte er das Anerbieten der Gesellschaft, über deren furchtbare Gewalt er sich nicht täuschte. Er hatte etwas Aehnliches durch die Aufrichtung der Inquisition in Rom versucht; aber er fühlte recht wohl, wie unzulänglich diese im Gegensatz zu dem Werke Loyola's war. Da er überdieß gerade in jener Zeit auch lebhaft daran dachte, eine Vereinigung Franz des Ersten von Frankreich und Carl des Fünften in Nizza zu Stande zu bringen, durch welche er die vereinigten materiellen Kräfte Europa's zum Damm gegen die Osmanen und die von Franz dem Ersten und Heinrich dem Achten von England begünstigten Protestanten zu vereinigen hoffte, — so war es ihm unmöglich, Loyola's Wünschen gemäß, seine Entscheidung so bald zu äußern.

Loyola beschäftigte sich indessen während der vom Pabst angesetzten Frist mit Katechisiren, Lainez lehrte im Collegio sapientiae biblische Exegese, Faber scholastische Theologie. Indessen predigten Xaver und Bobadilla in Bologna, Cordure und Hozez in Padua, Rodriguez und Le Jay in Ferrara, Salmeron und Brouet in Siena. Ueberall Rührigkeit, Eifer, Hoffnung, Weiterstreben! Mit nicht geringer Freude empfing Loyola, der sich später

mit dem Doctor Ortiz nach Monte Casino begeben hatte, die Nachricht, daß Le Jay der Beichtvater des Herzogs von Ferrara, Ercole d'Este, geworden war.

In der Fastenzeit des Jahres 1538 kamen auf Loyola's Berufung die Brüder alle nach Rom zurück, — einen, Hozez, hatte in Padua der Tod mitten im Streben dahingerafft. Ein reicher und frommer Römer, Quirino Garzonio räumte ihnen seinen vor der Stadt gelegenen Pallast zur Wohnung ein. Sie stellten sich dem Pabst, bevor dieser nach Nizza abreiste, noch einmal vor. Bis zur Zurückkunft des Pabstes wollten sie ihrem Bunde neue tüchtige Mitglieder erwerben; Loyola hatte das Beispiel gegeben und einen Spanier, Strada, einen Mann von großer Phantasie und Energie, auf dem Rückwege von Monte Casino während einer einzigen Zwiesprach gewonnen.

Als der Pabst nach Nizza abgereist war, ertheilte Caraffa den Brüdern die Erlaubniß, in allen Kirchen der Siebenhügelstadt zu predigen. Sie theilten sich in dieselben, wie in eroberte Provinzen; Loyola wählte, eingedenk der Zeit seiner Waffennacht im gleichnamigen spanischen Kloster, den Tempel unserer lieben Frau vom Montserrat. Wöchentlich

einmal verſammelten ſie ſich Nachts in Garzonio's Pallaſt und beriethen die Angelegenheiten der Brüderſchaft. Bei Tage predigten ſie und gewannen durch Demuth, Aufopferung und Weltgewandtheit, unmerklich alle Herzen. So wuchſen, von allen Augen unbeachtet, die Keime und ſchlugen Wurzeln, und der Stellvertreter Chriſti ahnte nicht, daß einſt ein Baum daraus werden könnte, deſſen Schatten den Glanz der päbſtlichen Gewalt verdunkeln würde.

V.

„Das will ich Euch definiren“ sprach Tiburzio zu Johannes. „Gebt acht: Als Ihr nach Venedig kamt, lieber und edler Junker, hättet Ihr es um keinen Preis versäumt, dem sehr ehrenwerthen Sennor Benvenuto Marinotto Eure Aufwartung zu machen, — auch wenn Ihr von Eurem Vater kein Geschäft noch Auftrag an diesen zu bestellen gehabt hättet, — sondern Ihr würdet ihn, als ein braver Cavalier schon um dessentwillen besucht haben, weil er Eures Vaters — Gott vergebe mir das Wort — Gastfreund ist, und also, — da Ihr gewissermaßen die Person Eures Vaters vorstellt, Euer eigner — —“

„Zugegeben“ erwiederte Johannes lachend.

„Hört mich nur weiter“ fuhr Tiburzio, einen Ansatz nehmend, fort: „Nun ist aber das Haus, dessen Besuch ich Euch empfohlen, eines Gastfreunds Haus, — des Gastfreundes, der Euch nicht bloß hie und da, sondern allüberall, wo Ihr geht und steht, bewirthet, verpflegt und wie sein leibliches Kind behütet, — damit meine ich, sowahr ich ein Kastilianer bin, den lieben Gott. Und Ihr könnt

daraus abnehmen, daß nicht bloß die Pflicht der Tugend, sondern schon die der allgemeinen Höflichkeit Euch obliegt, an dem Hause nicht vorbeizugehen.“ — „Ach“ — murmelte er kläglich in den Bart, — „was der Vater an Heiligkeit zu viel, das hat der Sohn zu wenig!“

Sie standen vor der Hauptkirche Cremona's. Johannes war, je mehr sich sein Verstand mit den Jahren und dem Kraftgefühl des Jünglings entwickelt hatte, der gereinigten evangelischen Lehre um so eifriger zugethan geworden, und hatte, so sehr Italien im Uebrigen seinen feurigen Sinnen behagte, doch keinen geringen Widerwillen, seinem sich wieder glücklich fühlenden Begleiter in alle Kirchen zu folgen und dort dem römischen Ritus, der ihm Gaukelspiel schien, ohne Lächeln beizuwohnen.

„Ei, Tiburzio“ sprach er zu seinem Gefährten, eine ernsthafte Miene annehmend, obgleich er's anders meinte, — „befolgt Ihr so den Auftrag meines Vaters, der mir Euch als treuen und erfahrnen Begleiter auf die Reise mitgab? Ihr wißt, daß mein Vater fest an der evangelischen Lehre hängt, und wollt seinen Sohn derselben abtrünnig machen?“

Tiburzio's Beredsamkeit war abgeschnitten, er konnte nichts als seufzen und gen Himmel blicken.

Der Anblick seiner Unzulänglichkeit drang dem Jüngling zu Herzen. „Laßt es gut sein, braver Tiburzio," rief er lustig, — „wenn es Euch glücklich machen kann, daß ich mit Euch den Dom von Cremona besuche, und jenen fremden Kanzelredner höre, von dessen Wohlrednerheit man an allen Orten dieser Stadt spricht, — so kommt!"

Tiburzio war selig; er gab dem theuren Junker die süßesten Schmeichelnamen, sein Herz floß über und nicht in den klügsten Worten. Er erschöpfte sich auch im Lobe des fremden Predigers — (obgleich er denselben noch nicht gehört), und schwur, — in der Luft des Katholicismus sich nach langer Entbehrung heimisch und wohlig fühlend, — in zehn Jahren habe kein Bewohner Cremona's eine solche Freude erlebt. So schritt er denn, — in dem Kanzelredner einen Mann von altem katholischen Schrot und Korn erwartend, und in der Predigt eine gutgewürzte phantastische Kost — mit Johannes durch das Portal des Doms.

Der gute Tiburzio! Seit er sein Vaterland verlassen, gar erst, seit er dieß wunderliche Deutschland betreten, war es, als sollte er keine Freude ungetrübt oder lang genießen dürfen. Er war vereinzelt, — und so natürlich und rührig er sonst in Genossenschaft, selbst in Dienstbarkeit gewesen, so

völlig haltlos, unbehäglich, ängstlich war er jetzt; er hing wie ein Kind an dem Aberglauben: das Glück sei von ihm gewichen, seit er sich von seinem Herrn getrennt und das Haus eines Ketzers betreten hatte; es war ihm wie eine schlimme Vorbedeutung, als er in dem Ordenskleid des Predigers den Augustinerhabit erkannte, — den ja einst auch jener Anstifter der großen deutschen Ketzerei getragen!

Und seine böse Ahnung trog ihn nicht. Was mußte er von diesem Barfüßer-Augustiner, von dessen Lippen er die Quintessenz der römischen Lehre erwartet hatte, hören! Glaubenssätze, wie die deutschen Prediger sie aussprachen, von einem reinen und ursprünglichen Christenthum, von den Verderbnissen, welche dieses durch den Eigennutz des Pabstes in späteren Jahrhunderten erlitten habe, von einer Wiedergeburt der christlichen Kirche. Mit Schaudern hörte er das alles, — mit Herzensfreudigkeit vernahm es Johannes. Die Bewohner Cremona's öffneten diesen Predigten ihre Herzen, die Kirche war zum Erdrücktwerden gefüllt; Alle, die den Glaubenseiferer hörten, dachten an jenen Klosterbruder in Florenz, der zu Ablauf des vorigen Jahrhunderts von der Wiedergeburt der Kirche geweissagt hatte und auf Betrieb der römischen Curie als Ketzer verbrannt worden, an Girolamo

Savonarola, der in dieſem Auguſtiner aus der Aſche auferſtanden zu ſein ſchien.

Erſt ſeit zwei Tagen predigte er in Cremona, und ſchon war er in der ganzen Stadt ſo beliebt, als wäre er da geboren. Die Beſſeren fühlten die Wahrheit ſeiner Reden; die blöde Menge wurde durch ſeine Begeiſterung hingeriſſen und gaffte ihn ſtaunend an. Die Geiſtlichkeit aber, deren Anſehn und Gewalt er zu erſchüttern drohte, verbot ihm unverzüglich — bis auf weiteres — das öffentliche Sprechen.

Er kam aus Piemont; ein langes Leben hatte er zwiſchen Forſchen und Glauben, zwiſchen Zweifeln und Hoffen im ſtillen Schooß der Kloſterzelle zugebracht. Wer zählt die Stunden, in denen er ſich tief innerlich elend gefühlt. Wer ſieht es dieſem Antlitz, deſſen Züge das Alter geebnet, an, wie oft Verzweiflung ſich in deſſen Falten eingeniſtet! Er hatte die Wahrheit geſucht, wie das Kind die Mutterbruſt, im Alter noch inbrünſtiger als in der Jugend, weil die Entbehrung eines ganzen Lebens auf ihm laſtete. Aber wohin er blickte, überall war ihm die Ausſicht verbaut geweſen durch den Schutt einer tauſendjährigen Tradition. Nur Eins hielt ihn friſch und jugendlich — die Liebe, die ächte Gottesliebe, welche die ganze Menſchheit umſpannen

will, die Liebe, die sich nicht sagen läßt, die ewig wach bleibt, die ewig sorgt, die ewig grübelt, die ewig hofft, die von Erd' und Himmel das Schönste pflücken möchte — für den Menschen!

Ein glücklicher Zufall brachte ihm einige Schriften Luthers. Er empfing sie mit dem Vorurtheil aller seiner Ordensbrüder, die nicht wenig ergrimmt waren, daß ein ehemaliges Mitglied ihrer Brüderschaft das große Aergerniß gegeben, — er begab sich an deren Lesung mit dem besondern Vorurtheil: Luther habe, was er gethan, bloß gethan, um berühmt zu werden. Aber das allgemeine und das besondere Vorurtheil schwand, je tiefer sich der alte Mann in die Schriften des Verlästerten hineinlas, die Begeisterung des deutschen Mannes ergriff auch ihn, es war das Licht, das langgesuchte, das ihm am Abend seiner Tage in voller Klarheit aufging. Er wollte im Alter einbringen, was er in der Jugend versäumt, — die Wahrheit predigen, die seinen schneeweißen Scheitel besonnte, — sterben in ihrem Licht, für sie!

Johannes hatte tief ergriffen die Kirche verlassen, voll Bewunderung für den alten Mönch, der es wagte, in Wälschland laut zu predigen, was in Deutschland als heilig erkannt wurde, das Menschliche vom Göttlichen sondernd, das Göttliche vor

Menſchentrug behütend, des Menſchen heilige Freiheit vertheidigend. Er fühlte ſich zu dem Greis wie der Sohn zum Vater hingezogen und öffnete ſein Herz dem erſchrocknen Tiburzio, der immer qualvollere Gewiſſensbiſſe darüber empfand, daß er den feurigen Jüngling trotz deſſen Widerſtreben verleitet hatte, die Predigt des Ketzers mit anzuhören. Cremona wurde zur Stunde dem armen Tiburzio, der ſich nicht zu rathen noch zu helfen wußte, unheimlich; er fürchtete, daß Johannes wohl gar die Bekanntſchaft des ketzeriſchen Mönches ſuchen möchte, und er kannte den jungen Trotzkopf zu gut, als daß er hoffen durfte, ihm durch Vorſtellungen zu imponiren. Auch kam er ſich als Katholik — der Familie in Augsburg gegenüber — ſtets wie ein Sclave vor, und durfte es nicht einmal wagen, dem glaubenseifrigen Jüngling ſcharf zu begegnen. — Und dachte er dabei ſeines Herrn! Er hatte keinen Troſt mehr; überall verſtieß er gegen Pflichten; erfüllte er die eine, ſo verletzte er die andre. Er verwünſchte dieſe Reiſe nach Wälſchland, und trachtete in ſeinem Kleinmuth einzig darnach, ſeinen Pflegbefohlenen ſobald als möglich nach Augsburg zurückzubringen, um ſich dann heimlich wieder hieher zu begeben und ſeinen Herrn aufzuſuchen, von deſſen Verſtand allein er Löſung aller dieſer Wirrniſſe

erwartete. Loyola sollte dann mit ihm beginnen, was immer er wolle, — ihm war alles lieb und genug.

„Vortrefflicher Junker!" sprach er, seiner Herzensangst Luft zu machen, des Abends vertraulich zu Johannes; — „Ihr seid eines unvergleichlichen Vaters Sohn, und kein Kind mehr, um eine vernunftvolle Rede anzuhören. Der, obwohl er ein Ketzer ist, sehr ausgezeichnete Herr Pittlinger . . . entschuldigt, wenn ich die Höflichkeit zu verletzen scheine, ich wollte sagen: Euer Vater, lieber Junker, hat Euch nach Venedig geschickt, damit Ihr Euch in fremder Herren Ländern umsehet und . . ."

„Ja wohl, Tiburzio, das ist abgethan," unterbrach ihn Johannes. „Und was wollt Ihr weiter? Ich bitt' Euch — — Ihr liebt mich, nicht wahr? So sprecht ohne Umschweife!"

„Ach, Juan, laß uns Italien verlassen . . ."

„Wie? Das herrliche Italien? Schon jetzt? Ei, ich dachte, Tiburzio, Ihr fändet hier Freude an Glockengeläut und Weihrauchduft, an braunen und schwarzen Kutten und an, was weiß ich, allem. Ei, habt Ihr nicht ein Vaternoster gebetet, als wir den ersten wälschen Kirchthum erblickten?"

„Ach Gott! — Was soll ich reden?" Tiburzio war völlig rathlos. Er raffte sich zusammen, runzelte die Stirne, und sprach, indem er wähnte,

irgend etwas Majeſtätiſches angenommen zu haben: „Edler Junker, wenn Ihr wüßtet, welches Mannes Sohn Ihr ſeid ...“ Er unterbrach ſich. — „Zwar iſt die Zeit, welche Herr Pittlinger für Eure Reiſe beſtimmte, noch nicht herum, aber Ihr werdet gut thun, nach Augsburg zurückzukehren. Hiervon mögt Ihr zwei Gründe wiſſen, alle beide darauf begründet, daß Ihr ein ... ein Lutheraner ſeid. Der erſte, weil Ihr von Eurem Glauben hier leicht abkommen könntet, ... heiliger Jago, erbarme dich der Irrenden! ... Der zweite — ja gut, was wollte ich ſagen? Ganz recht, nun weil Ihr eben ein Lutheraner ſeid, und weiter ſag' ich nichts; denn überlegt ſelbſt, daß die heilige Inquiſition ſcharfe Augen hat, und Ihr könnt Euch nicht anders ſtellen, als Ihr ſeid. O, gütiger Chriſtus, warum muß ich es erleben, daß Ihr ein Anderer ſeid, als Ihr ſein ſolltet. Lieber, guter Junker! Ach, Ihr könnt Euch freilich nicht mehr d'rauf beſinnen, wie ich Euch aus der Mutter Arm empfing ... Da habt Ihr's ... Thränen! Ich bitt' Euch: ſeht nicht d'rauf, zwickt mich, wenn ich weiß, was ich rede. Oh, das alles iſt nicht mehr rückgängig zu machen, dürft' ich Euch das ſagen, was mir auf der Zunge liegt ... gewiß, Ihr hättet Erbarmen mit meinem Herzeleid, — Ihr verſtündet es wenigſtens! So aber lacht Ihr

mich vielleicht aus. Thut's, thut's — thut mehr als das, macht was Ihr wollt mit mir; ... aber laßt mich nicht in meinem Jammer zu Grunde gehn."

„Legt Euch zu Bette," erwiederte Johannes mitleidig; — „gewiß verträumt Ihr Eure Sorgen, deren Grund ich nicht begreifen kann. Ihr liebt mich mehr wie ein Vater, als wie ein Freund, und haltet mich doch von allem zurück, was meinem ganzen Wesen zusagt..."

„Wär' ich nicht gewesen — Ihr hattet die Feldbinde schon halb um. Ihr seid ein Tollkopf, Johannes, verehrter Junker. Eure Eltern hätten sich zu Tode gegrämt, und Maria auch."

„Maria!" Des Jünglings Auge leuchtete. „Würde sie nicht größere Freude an mir haben, wenn sie mich als freien Kriegsgesellen sähe, dem die ganze Welt offen steht. So aber, was bin ich, ach, was werd' ich einst?..."

„Ihr seid ja noch jung."

„Achtzehn Jahre alt sein und noch nichts gethan zu haben!" sprach Johannes, trübselig vor Schaam niederblickend.

„Da seh' ich ihn, ihn wieder, leibhaft vor mir!" rief Tiburzio freudig.

„Wen?" fragte der Jungling.

„Ach, Einen!“ — Tiburzio stockte. „Das sind halbvergessene Dinge. Ich bitt' Euch, versprecht mir was. Gelt, Johannes, Ihr hattet mich immer lieb? Wie Ihr noch so klein waret, zupftet Ihr mich am Bart; den Riesen Goliath hätt' ich wegen dergleichen auf Terz und Quart gefordert, von Euch litt' ich's. Versprecht mir etwas, ich kann sonst kein Auge zuthun.“

„Nun?“

„Laßt uns, sobald als möglich, Cremona verlassen, und die Nähe dieses ruchlosen Mönches fliehen, dessen Strafe nicht lange mehr ausbleiben wird.“

„Was sagt Ihr?“

„Bei meiner reinen Abkunft, — ich wittre dergleichen . . .“

„Sie werden's nicht wagen, ihm ein Haar zu krümmen.“

„Bei allen Heiligen, ich hoff' es, daß er seiner Strafe nicht entgeht. Aber wenn nun das heilige Glaubensgericht — Ehre vor ihm! — die Ketzerei untersucht, . . . Johannes, ach, Ihr seid nicht mehr sicher, auch Ihr seid so zu sagen mit der protestantischen Religion behaftet, — Gott vergebe es Eurem . . Vater, was er aus Euch gemacht hat.“

„Beruhigt Euch,“ erwiederte Johannes ungeduldig, — „verträumt endlich Eure Sorgen. Der

kommende Tag wird Euch davon entbürden. Gute Nacht! Gute Nacht!"

Tiburzio umhalſte den geliebten Pflegling und ſchlich nach ſeiner Kammer. Johannes fand keine Ruhe. Der ſchneeweiße Kopf des begeiſterten Mönches, bedroht von Gefahr. Er ſelbſt — jung, frei, voll Thatenluſt, voll Haß gegen jene blutgierigen Prieſter, die ihm von Kindheit an als Anhänger des römiſchen Antichriſts in den düſterſten Farben geſchildert worden waren! Er durfte den Auguſtiner nicht ungewarnt laſſen. Er verließ das Haus und ſuchte deſſen Herberge.

Haſtig pochte er dreimal hintereinander an der Kammerthüre. Der Mönch ſchloß auf, blickte ihn überraſcht an, und reichte ihm die Hand zum Druck.

Kopfſchüttelnd, als hätte er ſich in einer Vermuthung geirrt, trat er einen Schritt zurück und fragte den Jüngling:

„Womit kann ich Euch dienen, junger Freund, was bringt Ihr mir?"

„Mein Leben," erwiederte Johannes, — „wenn Ihr's zum Schild für Eures annehmen wollt, ehrwürdiger Bruder!"

„So wäret Ihr doch . .?" fragte der alte Mönch, ſich auf's neue ſeiner früheren Vermuthung hingebend.

„Ich verſtehe Euch nicht. Ich bin noch nichts

als ein Knabe, und habe nichts als einen treuen Willen. Ihr wißt es vielleicht ſelbſt, Ihr ſeid bedroht; die Brut, die Ihr vom Faulbette aufgeſtöbert, droht Euch; rettet Euch!"

„Des Herrn, meines Gottes Aug' wacht über mir. Ich werde mein Werk vollbringen und ſterben."

„Sterben, bevor Ihr's vollbracht," fiel ihm der Jüngling haſtig in's Wort. „Nein, bei der Wahrheit, die Ihr in dieſem unſelig verknechteten Lande wieder in ihr heiliges Recht einſetzen wollt, beſchwör' ich Euch: — opfert Euch nicht voreilig und nutzlos."

Der Mönch maß den Jüngling ſtaunend. — „Wer biſt du, der dem Alter einen Rath gibt, und — bei'm gnädigen Gott, keinen unweiſen? — Wer hat dich an mich geſendet?"

„Ich bin eines Augsburgiſchen Kaufmanns Ziehſohn, ein Bettler um Thaten, heiße Johannes, und möchte der Wahrheit ritterlich dienen. Wer mich geſandt? Eine innere Stimme, Ehrwürdiger, — ich muß ſo thun, wie ich thue."

„Und wenn du's weißt, daß ich verfolgt werde, warum ſuchſt du meine Gemeinſchaft?"

„Weil Ihr verfolgt ſeid! — Laßt mich, ich bitt' Euch, wohin immer Ihr geht, Euch mit Treue zur Seite gehn."

„Und wenn mein Verderben dich ergreift? Haſt du nicht Vater, nicht Mutter, nicht Brüder, nicht Schweſtern? Denkſt du nicht an ihre Sorgen, an ihr Herzleid, wenn ſie dich vermiſſen? Mein Weg führt durch Nacht..."

„Gewiß zum Licht! Ich preiſe den Himmel, daß ich Euch fand. Auch Luther's Pfad war dunkel, o, wie glückſelig, wer ſeine Gefahren theilte, wer ihm ſchützend zur Seite ſtehen durfte! — Meine Eltern bekennen ſich zur evangeliſchen Lehre; mein Vater ſchickte mich nach Wälſchland, damit ich das Leben kennen, mich durchſchlagen lernen ſollte. Ich hab' eine Schweſter, — — o, wie liebt ſie mich! Ah, nicht als gehaltloſer Knabe möcht' ich ſie wiederſehen, nein, als vollgültiger Mann.... Doch das alles iſt Eigennutz, Eitelkeit, ich fühl's. Aber tiefer ſteckt ein Grund in mir, den ich ſelbſt nicht zu nennen weiß, und nur das weiß ich: Ihr ſeid einer der Auserwählten, welche das Reich Gottes auf Erden herſtellen ſollen. Das iſt: die Wahrheit, und durch die Wahrheit iſt Freiheit, und ohne die Wahrheit und Freiheit gibt's keine Liebe, keine große, keine kleine. Knechtsliebe iſt keine Liebe, trugvolle Liebe iſt keine."

„Das iſt ein reines Herz," ſprach der alte Mönch gerührt. — „So ſieht der Knabe in ſchlichter

Einfalt, wonach ich durch tausend Dämmerungen ein Leben gerungen! O, wir Alten! Da steh'n wir und haben den Schutt hinweggeräumt und das junge Geschlecht baut mit frischen Kräften und heitren Sinnen den neuen Tempel! Doch, weßhalb willst du schwermüthig werden, altes Herz? — Jauchze, was liegt an alle dem, was du durchgelitten, an dir selbst hast du doch für Licht und Recht geschlagen, und bist doch hoffnungsreich, bevor du zum letzten Mal schlägst! — Und doch, so fröhlich ich in die Zukunft schaue, doch — das kann ich dir nicht verhehlen, Johannes — wird mir beklommen, daß du nicht bloß meiner Sache — (unser aller, der Menschheit Sache) sondern auch meiner Person folgen willst. Ich habe dich schnell so lieb gewonnen, daß ich dich nicht so schnell wieder verlieren möchte, und d'rum möchte ich dich lieber jetzt verlieren, als deinen Verlust um meinetwillen beklagen müssen."

„Ich fasse den Sinn Eurer Worte, ehrwürdiger Herr; Ihr quält Euch mit einer trüben Ahnung unsres Schicksals; doch ich hoffe freudig zu Gott, daß er die Wahrheit auf Erden nicht zu Schanden kommen läßt. Und er hat uns auch ein Zeichen gegeben, das uns ermuntern und stählen soll. Blickt auf Deutschland und Luther. Wer konnte, als er auftrat, als zallose Feinde ihm gegenüber standen,

ahnen, daß er sein Beginnen durchfechten würde? Und doch ließ Gott es ihm gelingen. Was Luther in Deutschland, beginnt Ihr in Italien. Gott wird Euch nicht sinken lassen!"

„Luther ging nicht nach Rom!" erwiederte der Greis, still vor sich hin lächelnd.

Dies „Rom" flammte in allen Adern des Jünglings. „Ihr wollt nach Rom?" fragte er, mit Hast des Mönches Hand erfassend. Dieser nickte. „Nach Rom! Nach Rom! In des Löwen Höhle hinein, ihn wachzurütteln, ihn herauszuschleppen, den alten gefürchteten, auf's Forum, vor die Blicke des Volks! Und das thut ein Mann, der am Rande des Grabes steht, und beschämt uns Junge, die wir nichts können, als an dem uns freuen, was bereits geschehen ist, als auf das hoffen, von dem träumen, was noch geschehen soll — durch Andere als uns! — Ehrwürdiger Herr! Mein Leben trug ich Euch an, nochmals: hier ist's, und stellt es hin, wohin Ihr wollt. Jetzt erst fang' ich an, an mich zu glauben; Ihr seid alt und schwach von Leib, ich beschwör' Euch beim Evangelium, nehmt mich als Schild, als Sohn, als Diener."

„Du bist rasch in Entschlüssen!" sprach der Mönch ernst und warnend.

„Laßt mich rasch und nachhaltig in Thaten werden!"

„Unsere Lagen sind ungleich. Du bewunderst an mir als Muth, was vielleicht Gleichgültigkeit gegen das Leben ist. Ich bin alt, ich habe nichts mehr zu verlieren; ob ich morgen sterbe, statt übermorgen, was kann mir an dem Tag liegen, der dazwischen ist? Du aber hast dein Leben noch zu verwerthen; Tollkühnheit, die dir wie Tugend erscheint, wenn sie siegt, ist ein Verbrechen, wenn sie dich verdirbt. Wenn wir Alte als Opfer sterben, müßt ihr Jüngeren euch erhalten, damit der Gewinn unsres ganzen Lebens für die Menschheit nicht mit uns begraben werde.“

Er schwieg. — Johannes sann eine kleine Weile, dann hob sich seine Brust in edler Ueberzeugung. „Haltet mich nicht für so jung, als meine Jahre und meine Thatlosigkeit,“ begann er. „Wenn Alle um mich schliefen, matt von den Mühen des Tages, ließ ich, den keine solche Last gebeugt, oft Nächte lang die Bilder in meiner Seele vorüberziehen, die ich den Tag über mit leiblichen Sinnen geschaut; wie ein Rechenmeister oder Schachspieler stellte ich die ungleichen Größen, die Massen der Erscheinungen einander gegenüber, sann über die Zustände und schloß die Gleichung. All mein Handeln war bis jetzt nur ein inneres, und darin erzog ich mich, unbeachtet von Jedem, selbst. Was mir aber als

Summe erscheint, kann mich wohl antreiben, mein ganzes Sein nicht auf spätere Zeiten zu verschieben, sondern es jetzt einzusetzen. Jetzt, jetzt, ist die Stunde, in welcher der Schatz gehoben werden kann, und versäumen wir Mitlebende den Augenblick, so vergehen vielleicht Jahrhunderte, ehe der rechte Ort wieder gefunden wird. Es geht ein Riese durch die christliche Welt, den, als er noch ein Wiegenkind war, die stolzen Herrscher in jener Siebenhügelstadt als unschädlich übersahen, ein Riese, dessen Fauststoß ihre morschen, hölzernen Bollwerke nicht widerstehen können, die öffentliche Meinung. Gott hat ihn behütet als den Herold seines neuen Reiches, und er wird niederwerfen und zermalmen, was ihm mit Wehr und Waffen in der Hand entgegentritt und ihn zurückhalten will. Nicht durch der Feinde List und Gewalt, — nur durch unsre Zögerung, — durch unsre Feigheit kann er zu Grunde gehn. Ohne Zweifel habt Ihr schon von einem Manne gehört, dessen Namen in Italien jetzt auf allen Zungen ist, von dessen Beginnen sich die bebende uralte Tyrannei neue Triumphe, eine neue Weltherrschaft, völlige Vernichtung der evangelischen Lehre verspricht! O, wie ich ihn hasse, diesen Loyola! Wie ich ihn von Tag zu Tag heißer, inbrünstiger hasse! Ihr seid ihm vielleicht schon begegnet ...."

„Nie!“

„Auch ich nicht bis jetzt. In Rom werden wir ihn treffen! Wie sehn' ich mich, sein Antlitz zu seh'n!“

„Und haßt ihn doch?“

„Aus Haß! Soll ich ihn nicht haſſen, deſſen Wahnſinn ſo mörderiſch iſt, daß er ihn ſelbſt entmannt, daß er gelehrte Männer aus allen Ländern bethört, jeden Tropfen von Selbſtſtändigkeit auszubluten, damit er, damit ſie nur ganz Sclaven, Schergen ſein können, und nicht einmal eines lebendigen Tyrannen, nein, des Todes ſelbſt, eines Phantoms, das in den Formen verronnener Jahrhunderte auf dem goldnen Stuhle ſitzt und des Lebens heilige Geſetze auslöſchen, das Leben ſelbſt, das nimmer raſtende, das junge, ſich entwickelnde, göttliche Leben der Menſchheit verſteinern will. Mir graut ſo bei'm bloßen Hindenken an dieſe Verbrüderung, daß ich mich ſehne, dieſer Schaar von Wahnſinnigen in's Auge zu ſehen, um mich zu überzeugen, daß ſie nur Schatten ſind, und — wären ſie mehr, mir die Sporen an ihnen zu verdienen.“

„Man darf Jünglinge nicht eitel machen,“ ſprach der alte Mönch. „Ich ſag' Euch auf alles dies nichts als: Wollt Ihr mit mir nach Rom, ſo kommt! — O, warum ſeid Ihr kein Italiäner!“

„Ich bin ſo wenig ein Deutſcher! Aber Sinnen

lernt' ich in Deutschland. Und, so kurz ich in Wälschland bin, — Wälschlands Siechthum scheint mir — das Leben. Verzeiht, wenn ich altklug schwätze, ich halte Euch wie einen Vater, das Herz quillt über. — Noch heute Nacht?"

„Nein, laß uns mit reifer Ueberlegung handeln. Morgen, übermorgen, — die Zeit bestiehlt uns nicht."

„Aber wir sie. Ich bitt' Euch: deutet meine Worte nicht als vermessen. Kann ich mich vor Euch verstellen? Soll ich's Euch verhehlen, daß mir der Gedanke, die Geistlichkeit möchte Euch morgen schon hier in Gewahrsam zieh'n, wie ein Alp auf dem Herzen drückt? In Rom steht Ihr plötzlich da, wie aus der Erde emporgestiegen; der erste Eindruck gewinnt, besiegt. Laßt uns alles hinwerfen für die Wahrheit; — die Ehrfurcht vor Eurem weißen Haupt will ich schützen, so jung ich bin. Darf ich Euch noch etwas gesteh'n?"

„Immerhin; schon um dieser Offenheit willen bist du mir so schnell lieb und werth geworden. Du siehst, ich horche auf deine Worte, wie der Freund dem Freunde."

„Nun so wißt: Ich habe einen Begleiter, einen braven närrischen Mann, der mich lieb hat und wie seinen Augapfel vor jeder Gefahr und Noth behü-

tet; gewiß würde er mit Freuden ſein Leben für mich hingeben, warum? ich weiß es nicht, und wahrhaftig bin ich ihm von Herzen zugethan. Aber er hängt mit großer Gewiſſensangſt am katholiſchen Glauben, und würde mich auf jede Weiſe zurückzuhalten ſuchen, ſobald er von meinem Vorhaben erführe. Ich will ihm das Herzleid nicht machen. Das iſt der beſondre Grund meiner Bitte.“

„Mit Gott!“ rief der Auguſtiner.

Eine Viertelſtunde darauf wandelten beide zum Thore von Cremona hinaus, auf der Straße nach Rom.

VI.

„Ewiges Rom! — Ein goldenes Schild an einen Sarg geheftet! Im Sarge — Staub! Sollen Atome die Ewigkeit darstellen? Der Ring ist geborsten, die Stücke fallen auseinander!“

Johannes setzte sich auf eine Stufe des Colosseums, hinabblickend in die Arena, wie in den Krater eines ausgebrannten Vulkans. „Oder die Schlange hat sich zu tief in den Schwanz gebissen,“ sprach Jemand hinter ihm, — „sie hat sich ihn abgebissen und es will ihr kein neuer anwachsen. Was meint Ihr, Signore?“

Johannes sah sich überrascht um. Der Mann, — blaß, hager, ernst, — fuhr ruhig fort: „Ihr glaubt nicht an die Ewigkeit Rom's? —“

„Ich glaube an die Ewigkeit, — wenn auch nicht Rom's,“ erwiederte Johannes rasch. „Dieser Ort — nicht bloß dieser allein, — jeder Stein in Rom predigt Sterblichkeit.“

„Ihr seid jung, Ihr habt noch lang zu leben, — ich nehme Antheil an Euch. Hütet Euch, dergleichen laut zu sagen. Diese Steine haben Schallröhren.“

„Wer seid Ihr?“

„Ein armer Cavalier, junger Freund, der Euch wohl will. Man hört in Rom mancherlei; wer klug ist, hat am Hören genug. — Ihr werdet ungeduldig? Nicht doch! — Ich sagte Euch schon: Ich will Euch wohl, Ich könnte Euch noch mehr sagen.“

„Treibt Ihr das Prophetenhandwerk?“

„Etwas, im Kleinen! Wollt Ihr eine Probe?“

„Gebt sie!“

„Gut! Soll ich Euch sagen, wie Ihr heißt? . . .“

Johannes verneinte; es wurde ihm unheimlich in der Nähe des Mannes, der mit solcher Sicherheit ihm auf den Kopf zusagen wollte, wer er sei. Er hatte einen falschen Namen angenommen; der Prophet von ungefähr nannte ihn.

„Noch mehr!“ fuhr er fort, „Ihr kamt mit einem frommen Bruder aus Cremona . . . Weßhalb erbleicht Ihr? Haltet Ihr mich für einen Spion? Es wäre eine artige Thorheit, wenn ich als ein solcher Euch mein Schiboleth zeigen wollte. Beunruhigt Euch nicht, Signore; — Rom ist eben ein Echo. — Lebt wohl!“

Johannes erwiederte nichts; der Andre ging langsam, Johannes konnte sich nicht enthalten ihm nachzurufen.

„Was wünscht Ihr, Signore?“ — Er hatte

es vielleicht erwartet. Johannes wollte unmerklich erfahren, welchen Erfolg er für das Beginnen des Auguſtiner's hoffen dürfe oder befürchten müſſe.

„Ihr ſeid in Rom bekannt, Signore," begann er.

„Ein Bischen."

„Es lebt hier ein Mann, von dem in und außer Wälſchland jetzt viel geſprochen wird, — ein Spanier, Loyola!"

„Loyola!" erwiederte der Andre dumpf. — „Was wollt Ihr von dem? Wollt Ihr ſeiner Verbrüderung beitreten? Will's Euer Begleiter? Er iſt zu alt dafür, — zu redlich hoff' ich, — Ihr — zu jung!"

„Ihr ſcheint die allgemeine Bewunderung für dieſen Mann nicht zu theilen, Signore?"

„Ich?! — Er intereſſirt mich, das kann ich nicht läugnen."

„So haltet Ihr ihn für das, wofür er ſich gibt?"

Der Andre ſprang von dieſer Frage ab und ſprach mit Beſtimmtheit: „Euer Begleiter wird hier predigen wollen?"

„Woher wißt Ihr?" verſetzte Johannes überraſcht, unbeſonnen.

„Ich weiß es," antwortete der Andre lächelnd, — „weiß es gewiß. Und ich wünſchte ſehr, daß

er und Ihr dem braven Spanier weniger zugethan wärt, als Ihr es zu sein scheint, denn ...“

„Ihm zugethan?“ rief Johannes, sich im Eifer ganz vergessend, — „ich diesem Heuchler? Der fromme Mönch diesem Loyola zugethan?“

„Verzeiht, Signore, daß ich Euch einen Augenblick lang verkannte. Doch was schafft Ihr in Rom, wenn diese Frage nicht unbescheiden ist?“

Johannes kam wieder zur Besonnenheit. „Ich wollte die Weltstadt sehen. Soll man in Italien gewesen sein und Rom versäumt haben?“

„Ihr habt recht, — Ihr seid kein Eingeborner, man merkt Euch's an der Aussprache an, daß Ihr Italienisch lerntet. So werdet Ihr Rom wohl auch vermuthlich bald wieder verlassen?“

„Je nach Umständen,“ versetzte Johannes lachend; „meine Börse ist kein Bergwerk.“

„Das thut mir herzlich leid; denn wahrscheinlich wird auch Euer Begleiter Rom bald wieder verlassen, und ich muß Euch bekennen: ich hätte den Mann, der in Cremona alle wahrhaft-christlichen Gemüther so sehr hinriß, hier gern predigen hören!“

„Ja, das that er,“ rief Johannes feurig in das Lob des Alten einstimmend, — „Ihr solltet ihn hören! Es ist die ewige Wahrheit selbst, die von seinen Lippen strömt. Ihr solltet ihn hören, wenn

er gegen die Pharisäer predigt, die Gottes Wort auf der Zunge führen und den Schalk im Herzen tragen . . .“

„Er soll, er muß hier in Rom predigen,“ rief der Andere plötzlich, wie von heiligem Eifer übermannt. „Hier ist der Ort, wo er Stoff findet, hier ist Unkraut, das er ausreuten kann. Es wächst eine Giftpflanze, die jedes Christen Sinne betäubt; hier kann er wirken, hier hat seine Rede, vom Allgemeinen in's Besondre übergehend, Bedeutung, und der Himmel gebe seinen Segen, daß er diesen Loyola zerschmettre.“

Johannes hatte immer aufmerksamer gehorcht. „Denken die Römer also von ihrem weit und breit gefeierten Gast?“ übersann er im Stillen, und das Herz schwoll ihm vor Freude, daß der erklärte, offne Feind der gereinigten Lehre in die geistige Gewalt des gottbegeisterten Greises gegeben sei. Das der Jugend eigene Vertrauen war in ihm geweckt, seine Aufrichtigkeit hieß ihn sprechen. Er sah in dem Unbekannten einen von den Heuchlern Verfolgten, und sprach: „Sorgt nicht! Wißt, der ehrwürdige Vater wird hier predigen und, gibt Gott seinen Schutz, die Augen dieses langverblendeten Volkes zum Genuß der Klarheit, der Freiheit öffnen.“

„Ein Vertrauen ist des andern werth,“ erwie-

derte der Andre, „wie herzlich freu' ich mich dieser Kunde!“ Seine Augen strahlten wie von Wonne verklärt. — „Und so wißt denn, — ich kann's verbürgen, ich kenne mehr Personen, als Ihr vielleicht wähnen mögt, — Euer frommer Begleiter wird alle Herzen in Rom für sein Wort offen finden, wenn er nicht bloß im Allgemeinen gegen das Laster der Scheinheiligkeit und Heuchelei predigt, sondern jenen Allen verhaßten Loyola mit Namen bezeichnet. Ihr seid noch fremd hier, kennt Niemand, seid nicht im Stande, dieß so genau zu wissen. Es ist kein Priester noch Laie hier, der diesen fanatischen Spanier nicht verabscheut, der nicht bloß den Römern, sondern allen Völkern der Erde ein schmählicheres Joch, als die Inquisition ist, aufzubürden sinnt. Ganz Rom wird dem Manne der Wahrheit zujauchzen, wie Cremona — —“

„Doch wißt Ihr nicht ...“ unterbrach ihn Johannes plötzlich, der Geistlichkeit in Cremona gedenkend.

„Ich weiß ...“ ergänzte der Andre, „Ihr fürchtet, daß Eurem frommen Begleiter hier ähnliche Nachstellungen bereitet werden könnten?! Das fürchtet nicht! Ich sagt' es Euch schon: Ich kenne die Römer! Nichts davon! Nichts davon! Er soll predigen auf dem Campo vaccino, mitten auf den

Trümmern der alten Herrlichkeit Rom's, oder von Septimius Sever's Triumphbogen herab, daß jedes Ohr ihn vernimmt, daß jedes Auge die Heuchelei dieses verhaßten Loyola durchschaut. Es ist Christenpflicht, es ist Tugend. Ich spreche nicht aus Parteihaß, nicht aus Leidenschaft, nur im Namen Vieler. Laßt mich selbst es dem ehrwürdigen Gottesmanne sagen, laßt mich selbst ihn darum bitten, führt mich zu ihm, ich beschwöre Euch.“

Johannes freute sich des gleichgesinnten Mannes, und der durch diesen gewonnenen frohen Hoffnungen. Mit der ganzen Arglosigkeit der Jugend schloß er sich diesem ersten Römer an, dessen eigenthümliches Wesen ihn anfangs verblüfft hatte. Jetzt konnte er es sich erklären, und er lobte es als Vorsicht, indem er den Grund derselben klar vor sich liegen zu sehen wähnte.

„Euer Name, Signore?“ fragte er ihn; — „ich freue mich, wenn Ihr meine Begleitung annehmen wollt, um meinen Reisegefährten aufzusuchen.“

„Marcantonio Malmerito, Signore, — ich hoffe, Ihr werdet mich in Kurzem besser finden, als meinen Namen, den ich einem Urgroßvater verdanke, der einst irgend einem Senator einen schlimmen Dienst erwies. — Wenn es Euch gefällig wäre? ... Ich brenne vor Begierde, den frommen Bruder kennen zu lernen, den Rom hoffentlich länger festhalten

wird, als Cremona; denn alle Arme ſteh'n ihm hier offen."

Sie verließen das Coloſſeum und wanderten durch die Straßen Rom's der Herberge in Traſtevere zu. Sie ſchritten über den **Campo vaccino**, an **Santa Maria della consolazione** und **S. Galla** vorbei, die Region des Ghetto rechts zur Seite liegenlaſſend, den Pallaſt der Orſini entlang. Jetzt betraten ſie die Brücke, welche die **Isola del San Bartolomeo** mit dem diesſeitigen und jenſeitigen Stadttheil verbindet. Johannes blieb ſteh'n und wendete ſich, um das linke Stromufer zu überblicken. Vieles Volk trieb ſich auf der Brücke umher, achtlos an den Beiden vorübergehend, — ein Einziger beobachtete ſie mit ſcharfem Auge, gewahrte den Signor Malmerito und eilte, hinter deſſen Rücken und die Fauſt ballend, ausſpuckend vorüber. Johannes lehnte ſich über die Brüſtung, ſein Auge ſchweifte das Geſtade hinauf und hinab. Plötzlich drückte ihm Malmerito die Hand. „Seht!" flüſterte er ihm zu. — „Weiter hinauf vom Pallaſt der Orſini, an dem wir vorbeikamen, — das iſt der Ghetto. Seht Ihr einen hageren Prieſter, das Haupt auf die Bruſt geſenkt, langſam heranhinkend. —"

„Jetzt ſehe ich ihn. Er führt einen jungen Hebräer an der Hand."

Malmerito lachte höhnisch. „Mich wundert's, daß er an der andern nicht ein Freudenmädchen führt. Mit den Heiden ließ sich zur Zeit noch nichts anfangen. So bekehrt er denn einstweilen Juden und ... Metzen, und predigt — in Rom — gegen euch deutsche Ketzer. Das ist bequem, wie Ihr seht. Ihr seid ein Deutscher — junger Freund, vermuthlich auch Lutheraner; ... nehmt Euch vor ihm in Acht; es wäre nicht gut, ihm in den Wurf zu kommen ...."

„Loyola!"

„Ja, er ist's. Doch kommt, laßt uns unseren Weg fortsetzen."

„Loyola," wiederholte Johannes, wie festgebannt.

„Was fesselt Euch an ihn? Nicht wahr, es ist ein stattlicher Mann und ein stattliches Geschäft, das er treibt? Einem armen Juden, der nah' am Hungertode ist, das Sterben nicht zu gönnen! So macht er's oft! Ein schaamloses Gewerbe! Ein großes Verdienst um die Ehre der katholischen Kirche, wenn er ihr einen solchen armen Schelm zuführt, der sich taufen läßt, um — gefüttert zu werden. An diesem Menschen ist jede Faser seines Leibes Eitelkeit; doch kommt, Ihr sollt noch mehr von ihm hören."

Sie erreichten die Herberge, wo sie den Augustiner beim Lesen der heiligen Schrift fanden. Nicht ohne geheimes Mißtrauen empfing er den Signor Marcantonio Malmerito, den Johannes ihm zuführte und als einen glaubenseifrigen Mann vorstellte. Johannes konnte nicht umhin, dem Mönch zu erzählen, daß er Loyola gesehen und fügte hinzu, was er aus Malmerito's Munde über denselben vernommen hatte.

Malmerito leitete das Gespräch nach einer herzlichen Erwähnung dessen, was er von dem Streben des Mönchs durch den Ruf gehört, ausschließlich auf Loyola, dessen Leben in Rom er in grellen Farben schilderte. Er unterließ nicht, die früheren Verhältnisse desselben umständlich zu erwähnen, genau anzugeben, daß er in Alcala, in Paris, in Venedig zu öfteren Malen wegen Ketzerei gefänglich eingezogen worden war; er bewies, daß er ein Heuchler sei, der die schlimmste Ketzerei, die des Mysticismus, allenthalben auszubreiten, und das Volk durch den blendenden Schimmer eines ascetischen Lebens und milder Werke zu täuschen, zu gewinnen, zu verführen trachte; er entwarf ein Gemälde von der Stimmung aller Besserdenkenden und schloß damit, daß er die Hoffnung aussprach: „Gott werde gerade in jetziger Zeit, im entscheidenden Augenblick der

Wahrheit, wenn sie auf offnem Markt gepredigt würde, Sieg verleihen.

Der Augustiner war anfänglich einsilbig, wurde aber, je eifriger Malmerito sprach, der von seinem Herzen hingerissen schien, so wärmer und mittheilsamer gegen diesen. Er verhehlte sich nicht, daß er trotz allem, was seinem Beginnen als günstig zugesprochen ward, keine gefahrlose Aufgabe habe; aber sein festes Gottvertrauen ließ ihn über jedes Hinderniß hinwegblicken.

Malmerito drängte ihn, die Ausführung seines Vorhabens zu beschleunigen; Johannes stimmte bei. Der Mönch willigte nach kurzem Bedenken ein. Malmerito schlug als passendsten Ort den Campo vaccino vor, und versprach, in der ganzen Stadt das Volk und die Edlen auf den Vortrag vorzubereiten. Der nächste Freitag wurde festgesetzt. Malmerito bat um die Erlaubniß seinen Besuch wiederholen zu dürfen und schied.

Als Johannes und der Mönch allein waren, machte der erstere seiner Freude über die günstigen Vorzeichen Luft. Von Gedanken zu Gedanken sprang er von einem stolzen Plan zu einem stolzeren; seine lebhafte Einbildungskraft ließ ihn den nächsten Freitag als den Tag der Wiedergeburt Rom's erblicken;

er sah die Keime der evangelischen Wahrheit bereits hochaufgeschossen über den Ruinen der Hierarchie.

Der Greis war nicht minder als Johannes für die gute Sache begeistert, doch besonnener, nachdem der erste Eindruck sich verwischt hatte; dem jüngsten Ereigniß nachdenkend, fand er irgend etwas im Hintergrunde, das ihm wie ein zur Warnung hingelegtes Merkzeichen erschien. Was es eigentlich sei, das ihm den freudigen Muth trübte, konnte er nicht unterscheiden. Er fing allmählig an, das, was er früher über Loyola gehört, mit dem, was er eben von Malmerito vernommen, zu vergleichen und das Resultat zu prüfen. Es schien ihm als dürfe er des Jünglings Leidenschaftlichkeit gegen Loyola nicht unbedingt billigen, und er versuchte es dessen Vorurtheil zu mildern. Er beschloß in seiner ersten öffentlichen Predigt mit voller Kraft gegen das Unwesen der Finsterlinge, der Pharisäer und Hierarchen zu sprechen, die Gemüther des Volks wie im Sturmanlauf zu erobern, doch Loyola's Namen für's erste noch nicht zu nennen, bis er diesen vielbesprochenen Mann selbst näher in's Auge gefaßt haben würde.

In einer Römischen Osteria saßen drei spanische Edelleute, Barrera, Castilla und Muddara,

vor Ungeduld nippten sie oft an den gefüllten Bechern. Drei wilde verwegne Gesichter!

„Da kommt er," rief Barrera.

„Das Gesicht glänzend vor Freude," fügte Castilla hinzu.

„Ohne Umstände, Miguel!" rief Muddara, als Miguel eingetreten war.

„Morgen!" sprach Miguel leise, vorsichtig. „Laßt zum Dank drei Messen lesen! Bei meiner Ehre, wir Alle werden Genugthuung haben, die Schlange wird zerstückt. Wir können lachen."

So freudig die drei Spanier die Verkündigung von Loyola's nahem Fall vernahmen, so kalt und scheu hielten sie sich doch, — und — war's vielleicht aus Mißtrau'n? — gegen Miguel. Er bemerkte es und sprach: „Ihr habt den December in den Adern! Bemitleidet Ihr ihn etwa? Wollt Ihr ihn warnen? — Du mit der Narbe auf der Stirn, Muddara, willst du nicht hingehen und von Loyola das Abendmahl empfangen, weil er dir deine Curtisane zur Betschwester machte? Da schriest du wie ein Unsinniger und wolltest ihn auf deinen langen Degen spießen — — wenn hundert Meilen zwischen dir und ihm lägen! — Dir, Castilla, nahm er den Juden, der dir Geld borgte, vor der Nase weg, und in Wahrheit, dein Credit ist in Rom so gering,

daß dir Niemand mehr auf dein adeliges Wappen leiht. Hundert Verwünschungen gegen den Bekehrer auf der Zunge und nicht eine einzige That auf der Hand. — Dich, Barrera, hätte er bei einem Haar aus einem Schlemmer zum Anachoreten gemacht, wenn eine lose Dirne dich nicht noch zur rechten Stunde ausgelacht hätte und ein Rudel von Zechfreunden dazu gekommen wäre, vor denen du beschämst dastandst. Ausgelacht zu sein! Barrera, — du fülltest die Luft mit Drohworten gegen Loyola... Ihr alle drei schwuret ihm öfter den Tod, als für seine ganze Sippschaft hinlänglich wäre; doch bei der Hand unsrer lieben Frau, — ihr hattet nichts als Blasen von Gedanken, abgearbeitete, schwielige, steife Gedanken, und säßet noch immer und machtet Euch lächerlich, wäre ich nicht zu Euch gekommen, auf den ihr allen euren Grimm übertruget. Was kümmert mich Loyola? Was hat er mir gethan? Euch zu Lieb' übernahm ich's ihn zu vernichten; Euch zu Lieb' lief ich durch ganz Rom und redete hie und da, leise und laut, von seinen Ketzereien in Spanien, in Frankreich, in Venedig. Für Euch steh' ich Tag und Nacht auf der Lauer, finde endlich den rechten Mann, wie von Gott selbst mir in den Weg geschickt, verwickle ihn im Netz meiner Reden, wecke ihm Hoffnungen, bestimme ihn zu

einer Predigt auf offnem Markt, die Loyola's Namen brandmarken, sein Ansehen erdolchen wird. Euch zu Lieb' erfüllte ich seither alle Gemüther mit Erwartungen, trage es allüberall aus, bewege alles, rüttele alles auf, grabe die Mine, lege das Pulver, entzünde den Schwamm. Und was hab' ich zum Dank? Saure Gesichter, kalte Worte, mißtrauische Blicke. Wollt ihr zurücktreten? Wollt ihr jetzt, da ich für euch gehandelt habe, eure Personen von eurer Sache und von mir trennen, der sie geführt? Versucht's! Ich rath' euch aber: thut es nicht! Wir sind zu weit vorangekommen, wir sind zu fest aneinander geschmiedet. Unser Plan ist zu weit verzweigt; der Augustiner auf dem Markt — die Stimmung des Volks durch uns genährt, — die Anklage vor dem Tribunal — das alles hängt zusammen. Von dem allen habt ihr nichts gethan, — ich alles für euch. Ihr werdet mich nicht im Stiche lassen!"

„Wie könnt Ihr solches von uns vermuthen?" erwiederten die drei, — „welchen Anlaß gaben wir?"

„Seid ihr aufrichtiger als eure Blicke, — so bewährt's jetzt. Es ist nöthig. Schwört!"

„Weßhalb? Weßhalb?"

„Schwört, ich habe meinen Grund. Schwört, daß wir fest zusammenhalten, nicht ruh'n, nicht rasten, Einer des Andern Schutz und Schirm,

Einer des Andern Arm, Schwert, Dolch, Zeuge, Lebensgenosse, Todesgefährte.“

„In Gottesnamen! Wir schwören's!“

„So lebt wohl! Morgen das Weitre, wenn die Predigt vorbei ist. Das nenn' ich: Leben! Wir wollen sehen; der Erfolg macht uns zu Schülern. Wir wollen seine Meister sein. Dafür laßt mich sorgen!“

Sie boten ihm einen Becher, er nippte und ging.

Sie vermochten ihre Unruhe nicht zu bewältigen. Sie waren zu weit gegangen. Ihr Feind galt mehr, hatte mehr Freunde, als sie anfänglich gedacht. Und dieser Miguel! Sie scheuten ihn, obwohl er ihren Leidenschaften diente; sie fühlten immer empfindlicher, daß er sie beherrschte. Er mußte andre Beweggründe haben, als sie wußten. Sie hörten hie und da ein leise gesprochenes Wort über ihn, sie wagten nicht, es wieder zu sprechen. So zwischen niedriger Hoffnung und niedriger Furcht erwarteten sie den kommenden Tag.

Miguel war allein.

„Thoren! Ich euch zu lieb? Ich euch dienen? Mein Leben war bedeutungslos bis jetzt; die Rache reißt mich empor, auf eine Höhe der Geschichte. Ich bin ein andrer, als ich war; dieser Loyola ist ein andrer, als Alle wähnen. Sagt' ich's laut

wie ich mir ihn denke, — mein Tribunal schützte mich nicht. An mich denkt er nicht mehr, — doch ich an ihn. Ich vergesse nichts. Er ist nah' am Ziel, und hätte er's schon mit einer Hand erfaßt, ich reiße ihn davon weg, und müßt' ich mit ihm in den Abgrund stürzen.

„Ich weiß, warum sie mich scheuen. Das Herz geht mir auf, daß sie mich zu scheuen haben. Ich bin so tief gesunken, bin nur ein Knecht und trete ihnen doch auf die Scheitel. Sie wittern den Familiaren; sie dürfen's nicht einmal heimlich sich zuflüstern; aus deren Bett, d'rauf sie sich mit dem Wort auf der Zunge legen, könnte ein Dolch herauswachsen.

„Die Welt zu regieren ist ein Kinderspiel, — Loyola will's; ich erkenn' ihn. Wozu er ein halbes Leben brauchte, das hab' ich durch eine einzige Leidenschaft gelernt; durch eine Leidenschaft, die alle andren aufzehrt, in mir den Verstand von allen tauben Schlacken gesäubert hat. — Regieren ist ein Spiel um die Gleichung: Einer gegen Alle, die Menschen kommen uns mit ihrer Thorheit entgegen, bieten uns ihre Schwächen für einen Spottpreis zum Kauf. Warum sollen wir sie zurückweisen? Die einzige Tugend ist Klugheit, Unklugheit die einzige Sünde.

„Ich bin gedeckt! Ich bin Familiar der Inquisition. Ich bin unverletzlich. Loyola vernichtet, meine Rache gekühlt und die Thoren, die mir zum Hebel gedient, in die Rumpelkammer des heiligen Officiums geworfen, der Piemontese und der Knabe. — Sie liefern sich selbst. Sie sind Ketzer. Meine drei Spanier? Versucht's nur im schlimmen Fall zu revociren! Ihr sollt verschwinden, eh' ihr die Fallthüre seht!"

Wohin sich wenden? Mit welcher Stirne sollte Tiburzio vor den Wohlthäter treten, was antworten, wenn dieser um den anvertrauten Pflegesohn fragte? Gewissensbisse, die Pflicht leichtsinnig verletzt zu haben, Schaam, von dem Jüngling überlistet worden zu sein, folterte den Armen!

Und doch fand er darin Beruhigung, daß er hoffte, der feurige thatlustige Johannes werde für's erste nicht nach dem protestantischen Augsburg zurückkehren, wo ein enges dumpfes Schreibstübchen mit Handelsbüchern seiner harrte, sondern in Wälschland den Dienst irgend eines altkatholischen Fürsten suchen, um Spielraum für seinen Ehrgeiz zu finden.

Nach Augsburg zurück, er selbst? Nimmermehr!

— Er hatte nur einen Gedanken noch, von dem seine Seele Licht empfing: Loyola, das war die Atmosphäre, in der allein er sich zurecht zu finden wußte. Und dieser geliebte, ihm stets unvergeßne Herr wurde jetzt in Ehren genannt, von Jung und Alt; er fühlte in diesem sich selbst geehrt, und trug das Haupt höher, so oft er den Namen Loyola's hörte, gleich als hätte man ihm selbst irgend etwas Schmeichelhaftes gesagt. Da er jetzt die allgemeine Hochschätzung und zunehmende Berühmtheit Loyola's als Frucht von dessen frommen Leben erkannte, nahm er beschämt alle Zweifel zurück, welche er einst gegen die Heiligkeit seines Herrn gehegt; seine kärgliche Seelenstimmung trug nicht wenig dazu bei, diese fromme Ehrfurcht zu vermehren. Und nun so nahe bei ihm! Wozu längeres Bedenken? Nach Rom! Nach Rom!

Er machte sich dahin auf den Weg.

Da Miguel, in Verfolgung seines Planes unermüdlich, allenthalben das Gericht ausgesprengt hatte, daß der Augustinermönch gegen Loyola als einen Heuchler und heimlichen Ketzer predigen würde, so konnte es nicht fehlen, daß Loyola selbst davon Kunde erhielt. Miguel hatte daran nicht

gedacht, und stolz auf seine eigene Klugheit die seines Feindes übersehen oder zu gering angeschlagen.

Loyola aber, der immer näher und näher seinem Ziele zuschritt, mußte alles dransetzen, um die drohende Gefahr abzuwenden. Zu gleicher Zeit beschloß er kühn, eben das Mittel, wodurch Miguel ihn zu verderben hoffte, zur Förderung seiner Pläne, zur Erhöhung seines Ansehens zu gebrauchen. Miguel mußte für immer aus dem Wege geräumt werden; hier konnte er keine Schonung gestatten, hier mußte er den Schein der christlichen Feindesliebe wegwerfen, es war das Recht der Nothwehr, das ihn bestimmte. Den Augustiner wollte er, der Verketzerte, selbst als einen Ketzer bezeichnen, gegen ihn als einen Aufwiegler mit aller Macht des Geistes, die ihm zu Gebote stand, predigen, das selbstgeschaffene Gespenst einer in Rom eingedrungenen lutherischen Propaganda zum Schauspiel der römischen Curie und des römischen Volkes bekämpfen, um seine und seiner Brüder Treue und Unentbehrlichkeit unmittelbar vor dem Augenblicke, in welchem die Gesellschaft die Sanction des Pabstes erwartete, glänzend hervorzuheben. Vor allen Dingen wollte er aber des fremden Predigers Gesinnung selbst erforschen, um den Fleck mit eigenen Augen herauszufinden, an welchem derselbe zu fassen sei.

Er erfuhr die Herberge des Augustiners und begab sich eines Abends verkleidet zu ihm. Johannes las dem Greise eben aus der heiligen Schrift vor, als Loyola eintrat, sich als einen ziemlich unbedeutenden Menschen aus dem Volke gab, und das Gespräch nach den ersten Begrüßungsformeln auf des Mönchs morgende Predigt und auf den Mann lenkte, gegen den er dem Vernehmen nach predigen wolle.

Johannes faßte den Verkleideten scharf in's Auge, mischte sich jedoch nicht in das Gespräch, sondern las ruhig in der Bibel weiter, bis Loyola anfing, sich in eine subtile Streitigkeit über altkirchliche Lehrsätze einzulassen. Da stand er auf und trat zwischen den Mönch und Loyola.

„Ehrwürdiger Vater!" sprach er, — „dieser Mann versteht sich auf solche Dinge."

Loyola stutzte und maß den Jüngling, der ihn durchdringend anblickte.

„Stirn an Stirn" sprach Johannes, — „wie freut es mich, Euch die Wahrheit in's Antlitz sagen zu können. — Gott, Vater der Wahrheit, warum lässest du auf Erden die Heuchler und Pharisäer schleichen die Herzen des Menschengeschlechts zu vergiften. Ihr seid ein Heuchler . . ."

Der Greis unterbrach ihn: „Schweigt, Signore,

— wie möget Ihr das Recht verletzen, unserem Gast also zu begegnen?" — Loyola bebte vor Grimm, doch schwieg er.

„Das ewige Recht gibt mir's!" erwiederte der Jüngling kühn, „o, hätte ich jetzt den Athem von Hunderttausenden, die nach Wahrheit dürsten, um Euch damit anzuhauchen, daß die Lüge, aus Staub zusammengeballt, zerstöbe, — Loyola, — Ihr seid's — läugnet es nicht . . ."

Loyola senkte das Auge vor dem Blicke des Jünglings.

„Wer seid Ihr?" fuhr Johannes fort, „daß Ihr Euch dem Strom der Geschichte entgegendämmen, ihn zwingen wollt, zurückzufließen? Loyola, habt Ihr ein Herz in der Brust? Fühlt Ihr das vielhundertjährige Weh der Menschheit: mit verbundenen Augen in einem Joche fortkeichen zu müssen, unter dem der Dummheit? — Hörtet Ihr nie einen Sterbeseufzer? Nie den ersten Schrei eines Neugebornen, der weinend jauchzte, das Licht zu sehen?"

„Welch ein Geist überkommt dich, mein Sohn?" rief der Greis staunend.

„O Gott! o Gott!" fuhr der Jüngling schwärmerisch fort; „könntet Ihr unser Deutschland sehn! — Möchtet Ihr nicht gern einmal aufjubeln einen

freien Menschen anzusehen, der zu seinem Gott beten darf, wie das Herz ihm ausströmt, nicht wie diese herzlosen Priester es vorschreiben? Möchtet Ihr nicht einmal in eine Hütte treten, wo kein Gold, kein Prunk, wo nichts als Armuth zu schauen ist; aber freudiges Gottvertrauen, Zufriedenheit, Hoffnung, Eintracht, Liebe, alles, was den Vater der Liebe erfreuen kann, wo keiner vor dem Ohre eines lauschenden Schergen zu zittern hat? Möchtet Ihr nie einen Glücklichen sehen? Ich merk's an Euren Blicken, Ihr saht nie einen, Ihr selbst seid's nicht! — Und gar erst ein Volk, gar erst die ganze Menschheit glücklich zu sehen!"

Loyola war tief bewegt, er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

Johannes fuhr begeistert fort: „Könntet Ihr Luther seh'n, den Streiter für die Wahrheit und für das unveräußerliche Recht der Vernunft, ungebeugt, geehrt von Fürsten, einen freien Mann, glücklicher Kinder glücklichen Vater . . ."

„Still, still," rief Loyola; die weiche Stimmung verschwand wie durch einen bösen Zauber, Grimm füllte ihn ganz aus, er dachte nur mehr an sich. Er wollte die Kammer verlassen. Johannes hielt ihn zurück. „Bleibt! Bleibt! hört mich noch," sprach er flehend, „haltet mich nicht für einen

leichtſinnigen Schwärmer, weil ich noch ſo jung bin. Ich kann nicht haſſen, ich kann nichts als lieben. Euch ſelbſt — ich geſteh's — Euch allein haßte ich, eh' ich Euch kannte — und nun, da ich Euch ſo vor mir ſehe, ſchmilzt all mein Haß, und ich weiß nicht, iſt's Mitleid, iſt's Liebe, die mich ergreift! — Ihr ſeid gewaltig — warum wollt Ihr nicht Glückliche machen? Ihr ſeid verſtändig vor Vielen? Warum wollt Ihr Euch aufopfern, um die Herrſchaft der Unvernunft, der Lüge mit Eurem Mark und Blut zuſammen zu kitten?"

Loyola lächelte. „Ich heiße Loyola. ich brauche mich nicht zu verläugnen, wenn es die Ehre der heiligen Kirche gilt. Ich durchſchaue dieſe Worte. O, über die Armſeligkeit der Sophismen, mit denen der Menſchengeiſt ſeine Blöße bedecken will. Er verkörpert einen Begriff und zittert davor, indem er vor dem, was ihm als ewiges Weſen gegeben iſt, zu entrinnen ſucht. — Aus einer Herrſchaft — in eine Sclaverei! Geh, Knabe, und lebe erſt, bevor du das Feldgeſchrei deiner Zeit mitanſtimmſt. Es iſt wohlfeil vom Allgemeinen zu reden, wenn man das Beſondere nicht durchfühlen, nicht durchleben, nicht ertragen kann. Geh hin, Knabe, und wirf dich erſt in den Strudel der Begebenheiten, empfinde die Todespein, nirgends einen Anker, nir-

gends ein Gestade zu sehen, nach welchem du haschen könntest, fühle ganz die Treulosigkeit des Irdischen, und du wirst in Leiden und in Genuß, in Reichthum wie in Uebersättigung deine innere Leerheit als Tod empfinden, wirst betteln um etwas, was über dir ist. Und bist du Einzelner so, du mit allen Hunderttausenden gleich Erschaffener, sind diese weniger so? Fühlt nicht Jeder die Armseligkeit seines irdischen Theils, die Verrätherei der Andern, die Verwesung, die ihr als das Werk eurer Freiheit entbehrt? Laß dir's von ihnen auf dem Sterbebett gestehen, — und lerne einsehen, daß ohne Offenbarung Gottes das Wissen, das Wollen, das Thun, das Leiden nichts als Thierheit ist, und bestimmt wie Thierheit unterzugehen. Das ist das letzte Ziel eines Freiheitsstolzes, — ein allgemeines Chaos, ein Schauspiel der Vernichtung, ein Zerfliegen, Zerstäuben, ein Nichtmehrsein, schlimmer und demüthigender als ein Niegewesensein."

„Ihr werft mir Sophismen vor," entgegnete Johannes, „und gebraucht selbst welche, um der Partei das Wort zu reden, der Ihr Euch verkauftet."

„Mein Sohn, mäßige dich" unterbrach ihn der Greis sorglich.

„Laßt ihn" sprach Loyola, „Jugend will sich aussprechen; ich bin neugierig, den Geist kennen

zu lernen, der die Köpfe dieses aufwachsenden Geschlechts verwirrt.“

„Ihr sollt ihn kennen lernen,“ rief Johannes, „Ihr werdet ihn kennen lernen. Ihr sucht uns das wegzuläugnen, was der Anfang und das Ende unserer Bestrebungen, was der Grund unseres Lebens, unserer Hoffnung, unserer Begeisterung ist, den ewigen Gott, den Vater des Lichts und der Liebe. Auf ihn vertrauen wir mit ganzer Seele, indem wir glauben, daß der Ewige sich offenbarte, sind wir; denn geoffenbart hat er sich durch die Menschheit, sein Athem weht in der Menschheit, sein Herzschlag ist der ungesättigte Drang nach Licht, Recht und Freiheit in jeder Menschenbrust. — Wie? seid Ihr so älter, so erfahrner, so gelehrter, so klüger als ich, und wähnt: Ihr könntet sie aufhalten im Gange, Ihr könntet als ein Coloß versteinern, vor dem sie zurückbebt? Ihr werft einen Schatten, — sie umgeht Euch, sie läßt Euch stehen, sie eilt Euch voran, und wirft ihren ungeheuren Schatten auf Euch! Ich bin nur ein Jüngling, habe nichts als mein Wollen, und mein Vertrauen auf Gott; ich bejammre Euch, denn ich möchte Euch lieben, wie die Menschheit. O, wenn dieser Arm erhoben, Fesseln auf's neue zusammenzunieten, jene Ringe, die noch nicht borsten, zer-

sprengte! Wenn man Euch neben Luther nennen durfte! Wenn Ihr einst ruhig sterben könntet! O, hättet Ihr Weib und Kind, daß Ihr menschlich fühlen lerntet, statt: diesen Selbstentmannten zu dienen, die der Menschheit Tyrannen spielen. — Rom, die Republik ist gefallen; — Rom, das Weltreich, gefallen; — Rom, die Hierarchie, wird fallen, so wahr es einen Gott im Himmel gibt! Denn Gott ist die Liebe, und die ewige Liebe wird Allen die Freiheit geben; — aber die Götzen Roms — sind der Eigennutz, der Haß, und der Trug, und der wahre Gott wird den Spott dieser natürlichen Zwingherrschaft einst brechen, daß kein Stein auf dem andern bleibt, und das Menschengeschlecht fragen wird: „„Was war denn ein Pabst?““ —“

Loyola'n blieb jetzt nichts übrig, als die Rolle des Brutus wieder aufzunehmen, die er zu Anfang der Unterredung, von innerer Bewegung übermeistert, fallen gelassen hatte. Die Physiognomie des Jünglings hatte sich fest in sein Herz eingeprägt. Er spielte den Demüthigen und Gottergebenen mit solcher Meisterschaft, daß er für einen Augenblick selbst den alten Augustiner täuschte, der doch früher die Klaue des Löwen bemerkt hatte. Er sprach kein Anathem über den Jüngling, sondern betete

seufzend zu Gott, daß er diesen erleuchten möge, lobte seinen edlen Eifer, warf leicht hin, daß es bloß Worte seien, die eine Scheidewand der Begriffe zwischen beiden aufthürmten, und sprach die Hoffnung aus, daß sie beide sich noch verständigen würden. Johannes reichte ihm die Hand zur Versöhnung, denn er fühlte, daß ihn sein Eifer weit hingerissen. Loyola drückte sie mit Innigkeit. Dann sprach er zu dem Augustiner: „Ich hörte — und das Gerücht ist in Rom ziemlich verbreitet, — Ihr wollet morgen, ehrwürdiger Bruder, auf dem Campo vaccino gegen mich predigen. So erfahret denn zum Abschied: Dieß war der Grund meines Besuches, daß Ihr mich, den Ihr bisher nie gesehen, noch gesprochen, kennen lernen solltet, damit Ihr mit Genauigkeit alle Schwächen, die Ihr an mir gefunden habet, aufdecken möget. Um dieß bitte ich Euch in wahrhafter und ungeheuchelter Demuth; denn ich kann Euch nicht verhehlen, daß meine Freunde, die mich überschätzen, besser von mir reden, als ich es verdiene. Ich aber habe keinen andern Wunsch, als: daß die Menschen mich für nicht besser halten, als ich bin; seid überzeugt, daß unter allen Euren Zuhörern keiner auf Eure Worte aufmerksamer horchen wird als ich, der ich eifrig darnach trachte, meine Fehler kennen zu ler-

nen. Versagt mir Euren Segen nicht und lebt wohl!"

„Ihr seid ein wunderbarer Mann," versetzte der Augustiner überrascht, — aufrichtig: „ich hörte von Euch viel Uebles, aber diese Rede belehrt mich eines Besseren. Es war ein Mann hier, der mir viel anlag . . . doch was kümmert das Euch! Nur so viel wißt, daß ich, — lang, bevor Ihr kamet, schon fest entschlossen war, nicht gegen Euch zu predigen, sondern nur gegen vielerlei Sünden in jetziger Zeit; mein junger Freund mag es mir bei seinem Gewissen bezeugen."

„Doch bitt' ich Euch jetzt d'rum" entgegnete Loyola.

Der Augustiner schlug es ab, so sehr Loyola zu drängen schien. Er entfernte sich endlich demüthig.

Rasch schritt er nach Hause, warf das Kleid ab, und athmete auf.

„So nah am Ziele! Und scheitern soll ich? Für Euch beide weiß ich einen Ort! — O, wann kommt der Tag, an dem ich den Arm ausstrecken darf, fassen, halten, niederwerfen und rufen: „Erkennet mich!? —"

Er konnte den Rest der Nacht, der noch vor dem verhängnißvollen Morgen lag, nicht verschlafen. Alles stand auf dem Spiel. Unmittelbar nach der

Predigt mußte gehandelt, vernichtet werden, — mit voller Kraft, in weitester Ausdehnung, mit größter Vorsicht.

Bevor es noch völlig Tag wurde, erhob er sich von seinem Lager und weckte Xaver (alle Brüder wohnten in einem Hause, in dem Pallaste des Signore Quirino Garzonio); dem treuen Freunde theilte er die Zwiesprach mit, auch prüfte er ihn mit wenigen Worten, ob Xaver seine Ansicht von der Nothwehr im vorliegenden Falle theile; unvermerklich hatte er des Freundes anfangs widerstrebendes Gewissen zum Schweigen und auf seine Seite gebracht. Denn auch Xaver sah wohl ein, wie nahe dem lang und mühsam vorbereiteten Plane jetzt die Erfüllung und wie groß die Gefahr sei. Sein eigener Ehrgeiz war bedroht; seine Interessen hingen zu fest an denen Loyola's, als daß seine ursprüngliche Biederkeit hier hätte durchdringen können. So wurde denn auf Loyola's unablässigen Betrieb beschlossen, rasch den eifrigen Bobadilla mit der frühesten Stunde in das heilige Offiz zu senden, um es von der Gefahr zu benachrichtigen, welche der heiligen römischen Kirche durch einen Missionär der deutschen Protestanten drohe, der auf dem Campo vaccino predigen wolle. Loyola verband mit dieser Anzeige noch eine besondere Klage.

Es war ihm zu Ohren gekommen, wie eifrig Miguel, seit er Familiar des heiligen Offiziums geworden, bald unter diesem, bald unter jenem Namen in Rom auftrat, ihn als einen Ketzer allerorten zu verdächtigen suchte, und daß jene drei Spanier diese Gerüchte eifrig unterstützten. Er benachrichtigte also das heilige Offiz von diesen Verläumdungen, und bat um eine strenge Untersuchung der ausgesprengten Gerüchte.

Er sprach eben mit Xaver, bei gewaltiger innerer Aufregung, eine eiserne Ruhe äußerlich behauptend, als Rodriguez hereintrat und ihm einen Fremden meldete, der ihn zu sprechen wünsche.

Loyola war keineswegs in der Stimmung einen Fremden zu empfangen; sein Geist war zu lebhaft auf die nächsten Stunden gerichtet. Der Fremde wollte sich jedoch durchaus nicht abweisen lassen, und warf sich alsobald zu Loyola's Füßen.

„Tiburzio!?“ rief Loyola überrascht, „wie kommst du her?“

Tiburzio küßte ihm Hände und Füße, sprang dann auf, betrachtete sich wie ein Kind seinen Herrn von vorn und von hinten, und konnte keine Worte finden.

„Was willst du?“

„Euch! Euch! liebster Don Inigo! Ah, ich bin

neugeboren, daß ich Euch wiederſehe, und bei meiner Abkunft, ſo geſund und friſch, wie ich mir's nicht gedacht. Nun iſt alles in der Ordnung. Nun können die Engel im Himmel muſiciren, daß der große Bär zu tanzen anfängt. Gott ſei geprieſen!"

„Tiburzio!" ſprach Loyola verweiſend. — „Hier iſt nicht der Ort Poſſen zu treiben. — — —"

Tiburzio begab ſich, als er den Ernſt und die geiſtliche Miene ſeines Herrn bemerkte, in ſeine alte Ehrfurcht, nicht anders, als wenn dieſer noch Feldhauptmann und er Waffenknecht wäre.

Loyola erwiederte dieſelbe durch das alte jedoch bedeutend veredelte Poſſenſpiel von Selbſtverläugnung und Demuth. „Was bringſt du mir, treuer langentbehrter Freund?"

„Mein Herz," rief dieſer, — „ach wie viel hab' ich Euch zu erzählen. O, wer drei Munde hätte! Ein Papagei möcht' ich ſein und Euch immer vorſchwätzen: Ich bin's! Ich bin's!" Er beſann ſich jedoch, von der erſten Freude ſich allmählig erholend, auf alle ſeine Herzensangelegenheiten und Gewiſſensſcrupeln, und begann: „das Allerwichtigſte, was ich Euch zu berichten habe . . . Haltet mich gewiß für keinen untreuen Schalk — ach, Gott, ich habe den Jungen — — verzeiht, daß ich den Reſpekt verletzte — den jungen Hidalgo wollt' ich ſagen — — —

vortrefflich gepflegt, — allein Gott verzeih mir's — — — Juan . . ."

Dieser Name traf Loyola's Herz. Er wußte nicht, was das war, was ihm jetzt die Seele fürchterlich durchschnitt, — Freude? Nein! Entsetzen? Nein! Sorge? Nein! Haß? Liebe gar? Nein? Nein! Nichts von allem dem ganz; von alledem etwas. Und zugleich fühlte er sich — den Brüdern, der Welt als Frommen, als Keuschen gegenüber. Er hatte den Sohn schon einmal verläugnet; er mußte ihn jetzt, mußte ihn für immer verläugnen, wenn er der bleiben wollte, der er war. Rasch war die Rechnung abgethan. Der anwesende Freund konnte nicht entfernt werden, ohne daß man Verdacht geschöpft hätte. Deßhalb sprach Loyola zu Tiburzio: „Du scheinst, — deinen Schuhen nach, — eben von der Reise gekommen zu sein?"

„Vor einer Stunde, lieber Herr! Von der Porta del popolo an, fragte ich mich bis hieher zu Euch."

„Ach du bist müde, Tiburzio, gute Seele! Du brauchst Rast. Mach dir's bequem, so gut das auf meinem harten Lager angeht."

„Was Ruhe? Was Bequemlichkeit? Ich habe Euch nach so langen Jahren wieder. Des Teufels ist alles andre; heilige Dreifaltigkeit bitt' für mich,

daß mir dieser Fluch verziehen werde. Nein, recht breit will ich mich jetzt vor Euch hinsetzen, wenn Ihr's erlaubt, Don Inigo, breit wie unsre liebe Frau von Montserrat... Ich muß Euch mein Herz ausschütten, von Juan erzählen..."

„Die Reise hat dich angegriffen! Mach dir's bequem!... Ich muß fort. Ein wichtiges Geschäft ruft mich. Wenn wir allein sind, magst du mir nach Herzenslust erzählen..." Dann zu Xaver gewendet: „Wahrhaftig, bald hätte ich vergessen, dir, geliebter Bruder Xaver, meinen alten Waffengefährten vorzustellen: Don Tiburzio von Arevala, einen tapfern Mann, von reiner altchristlicher Abkunft, ebenso berühmt durch seine Höflichkeit gegen Frauen, wie durch seine Verwegenheit im Kriege..."

„Bitte, bitte," unterbrach Tiburzio bescheiden, aber nicht ohne große Selbstgefälligkeit, — „Ihr erhebt meine ritterlichen Tugenden allzusehr und über mein Verdienst..."

Indessen kam Bobadilla zurück, ganz erhitzt von Zorneseifer. Loyola las aus diesen Mienen nichts Gutes. „Ihr habt in ein Wespennest gestochen!" rief Bobadilla unwirsch, ohne des Fremden zu achten.

„Was ist's?" entgegnete ihm Loyola, ihn mit gebieterischer Hoheit anblickend.

„Und daß es just mich treffen mußte!" fuhr

Bobadilla fort. „Wohin ich kam — ſcheele Blicke, zweideutige Mienen, ein Lächeln des Mitleids, ein Achſelzucken der Verachtung. Taube Ohren, ungläubige Herzen gegen meine Klage beim heiligen Offiz. Es kam mir ein Gedanke; Miguel hat Freunde, — da begegne ich ihm ſelbſt auf der Treppe; er begrüßt mich, wie ein Judas, — und ihn begrüßen Viele, ſo unterwürfig, ſo ſchmeichleriſch ... Ihr könnt's errathen, wie unſre Sachen ſtehen, — Miguel iſt ein Familiar und verdirbt eher uns, als wir ihn.“

„Nun denn, ſo laßt uns keine Minute verſäumen,“ rief Loyola muthig, — „laßt uns ganz ſelbſt handeln, mich ſtatt euch allen, meine Brüder! Xaver und Lainez ſollen mich begleiten — —“

„Wohin?“

„Auf den **Campo vaccino**! Fleht zu Gott um Erleuchtung. Alles ſteht auf dem Spiel! Der heutige Tag wird entſcheiden. Ihr andern Brüder hütet das Haus für günſtige oder widrige Fälle.

„Und ich, lieber Herr!? Darf ich Euch nicht begleiten?“ fragte Tiburzio, der ſich von dem kaum Gefundenen nicht ſo ſchnell wieder trennen wollte.

„Du bleibſt hier!“ befahl Loyola; er führte den neugierigen Diener, deſſen Zungenfertigkeit er unſchädlich machen wollte, zu dem finſteren, einſilbigen Brouet, dem er ihn übergab mit dem Auftrag, im

Gebete zu verharren, bis er vom Campo vaccino wiederkehre.

Dann verließ er von Xaver und Lainez begleitet den Pallaſt Garzonio's.

Auf dem Campo vaccino war eine ungeheure Volksmenge verſammelt, welche des Auguſtiners harrte. Endlich kam dieſer mit der Bibel im Arme, ihm folgte Johannes. Der Greis beſtieg ſtatt einer Kanzel ein aus einem Trümmerhaufen hervorragendes marmornes Geſimſe und begann ſeine Predigt über den Text aus dem Evangelium des heiligen Johannes: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasſelbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge ſind durch dasſelbige gemacht, und ohne dasſelbige iſt nichts gemacht, was gemacht iſt. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menſchen. Und das Licht ſcheinet in der Finſterniß, und die in der Finſterniß haben's nicht begriffen.“ Und nun, nachdem er den göttlichen Logos angerufen, ſchilderte er die Erſcheinung desſelben auf Erden, wie die Geneſis ſich geiſtig wiederholte, als Chriſtus als Lehrer und Verſöhner auftrat. Wie alles in Nacht und Haß gelegen, wie das Licht die uralten Feſſeln des verknechteten Menſchengeſchlechts zerbrochen, und Chriſtus das himmliſche Reich der

Liebe irdiſch zu machen angefangen. Alles ſtreifte er jetzt von dem Chriſtenthum ab, was Sinnliches durch den Wellenſchlag der Zeiten und den Andrang des Eigennutzes ſich d'rangeſetzt; er wies auf den Haß, der ſich durch Prieſtertücke in das Inſtitut der göttlichen, menſchenausgleichenden Liebe hineingeſchlichen, nannte den Betrug, der ſtatt der Wahrheit verſchachert wurde, donnerte gegen den neuen Götzendienſt, der mit Reliquien und Heiligenbildern getrieben wurde. Doch hütete er ſich vorerſt, Angeſichts des römiſchen Volkes, welches dadurch viel Geld gewonnen, auch gegen den Ablaßwucher ſeine Stimme zu erheben. Um ſo lauter erhob er ſie gegen Heuchelei und Scheinheiligkeit, wodurch die wahre Liebe verpeſtet und getödtet würde, und forderte das Volk auf, ſein Eigenthum zu verlangen, das ihm Jahrhunderte lang vorenthalten war, — das reine und ungefälſchte Wort des Herrn, das Buch der Bücher, die Bibel. Der Geiſt Gottes redete aus dem Greis, ſeine Augen flammten, der Morgenwind kräuſelte ſein ſilberweißes Haar, wie ein Geſalbter, wie ein Prophet ſtand er hoch auf den Trümmern, den Arm erhoben, in der Begeiſterung der Liebe das Morgenroth der Liebe für die lang in Nacht begrabene Menſchheit erflehend, gläubig hoffend, vor ſich ſchauend in erhabener Verzückung.

Der Athem stockte in jeder Brust. Solches war nicht gehört worden in Rom, seit der erste Pontifex den friedlichen Krummstab des Hirten als Völkerbeherrschenden Scepter schwang. In allen Herzen hallte die geheimnißvolle Prophezeihung der Wiedergeburt, nach.

Als er geendigt hatte, erhob sich ein anfangs leises, dann immer lauteres Beifallsgemurmel, welches die Reihen der Menge durchkreis'te; — als plötzlich, der von Allen bisher unbeachtet sich unter den Zuhörern befand, Loyola auf die Stelle trat, welche der Greis eben verlassen hatte, ihm zu beiden Seiten standen Xavez und Lainez, wie zwei Apostel eines Messias.

„Euch ruf' ich," sprach er mit lauter Stimme — seine Blicke schweiften wie von einem überirdischen Licht erhellt, weit über die Versammlung hin, — „euch ruf' ich, ihr zahllosen Blutzeugen, euch, die ihr über dieser Stadt unsichtbar schwebet, die ihr Rom bis auf diesen Tag als Mutter der christlichen Welt erhalten, — seid Roms Volke auch jetzt nah, beschützt es gnädig vor der Pest, die in seine Mitte drang. Römer ringsum, sprecht, da ihr Zungen habt, — wähnt ihr, daß ihr bis auf diese Stunde Thoren waret, daß eure Väter seit fünfzehn Jahrhunderten solche waren, so unmündig an Geist, daß

ihr euch bisher gängeln ließet und noch obendrein fest glaubtet, ihr wäret glücklich, tugendhaft, gottgefällig, weise!“

„Ketzerei! Ketzerei!“ riefen jetzt mehrere Stimmen im Volke; „hört ihr den falschen Propheten? Er predigt Ketzerei!“

Loyola schwieg einen Augenblick, sein scharfer Blick fand die Sprecher mitten aus der Menge, in welcher sie sich verbargen, heraus; es waren Miguel und seine drei Freunde, Muddara, Barrera und Castilla. Gleichwohl that er, als hätte er sie nicht gewahrt, sondern fuhr fort:

„Hier steh' ich, Römer, und gebe mich willig ganz dem strengen Spruch des heiligen Gerichts; Wahrheit sprech' ich, und will sie sprechen, so lang ich auf Erden bin. Entgegen werf ich mich mit Leib und Seele dem gotteslästerlichen Wahnsinn, der die Herzen eines treuen Volkes vergiften will. Zerreißen will ich den Trug, der sich Vernunft, die Lüge, die sich Wahrheit nennt; niederschmettern den Frevel, der mit dem Allerheiligsten spielen will. Wie, Römer? ihr könntet dem zujauchzen, der euch beweisen will, daß ihr bis heute Thoren gewesen? Schämt ihr euch nicht eines solchen Zugeständnisses? Ich seh' an euch nirgends ein Zeichen des Wahnsinns, und mit euren gesunden Sinnen wollt ihr's

eingestehen? Ja, das wäre wohl Wahnsinn, bekennen, daß man wahnsinnig gewesen sei, während man bei Verstande war! — Nieder auf die Kniee, armes verblendetes Volk! Bete zum allbarmherzigen Gott, daß er seine heiligen Engel über dich wachen läßt, und wache selbst, denn der Feind geht mitten unter dir, du selbst öffnest arglos ihm deine Häuser und Hütten, deine Schlafkammern und deine Herzen. — Hervor, Geist des Unglaubens und der Gotteslästerung, der du einhergehst im ehrwürdigen Gewand, durch graues Haar die Ehrfurcht bestechen willst. Wirf endlich die Maske ab, schände nicht länger die Zierde des Greisenalters, zeig' dich in deiner ursprünglichen Verworfenheit! Im Namen Gottes, seht auf seht nicht auf sein Ordenskleid. Es ist ein Mantel der Sünde! Auch Luther, dessen Seele der Hölle entstieg, hüllte sich in dasselbe Ordenskleid. Er predigt von dem neuen Reiche Gottes, — wie Luther! Kann Gottes Reich, kann das Christenthum denn je altern? Er verläumdet den heiligen Stellvertreter Christi auf Erden! Wird Jesus Christus sich einkörpern in einem andern irdischen Leibe als in einem solchen, den er von Ewigkeit her auserlesen und makellos geweiht hat. Für den erhabenen Stellvertreter Christi kämpf' ich, will ich kämpfen auf Tod und Leben durch die Waffen des heiligen Geistes; komm,

der du eines Greises ehrwürdige Gestalt dir angelogen, komm, Sendling des Antichrist, und nimm die Ausforderung an, wenn du anders nicht in Staub zerfällst vor dem heiligen Zeichen des Kreuzes. — —"

„Wagt's, diesen silberweißen Scheitel zu berühren!" schrie Johannes, von edlem Zorn entbrannt; „mit meinem Leben schütz' ich ihn."

„Hört ihn nicht!" rief Lainez, während Xaver, im Herzen den ganzen Auftritt mißbilligend, schwieg.

„Friede! Beim Gott des Friedens beschwör' ich Euch," sprach der Augustiner, — „nennen wir beide uns nicht Diener der Religion der Liebe, und wollen uns tödten und verfluchen? Wehe dem, der den Fluch säet, er selbst muß ihn erndten. Loyola, du zeihst mich schwerer Frevel, ich vergebe dir's, daß du mein graues Haupt schänden willst. — Gott vergebe dir's. Weßhalb wiegelst du das Volk gegen mich auf? Was hab' ich dir gethan, daß du mich verfolgst, wie Saulus den Stephanus?"

„Er lästert! Er lästert!" riefen Loyola und Lainez.

„Still! Laßt ihn reden! Er spricht die Wahrheit, still heuchlerischer Loyola!" tobten Miguel, die Spanier und müßiges Gesindel, von Miguel für geringes Geld gewonnen, aufgehetzt! Endlich legte sich das Getümmel und der Augustiner sprach weiter: „Ist es unchristlich, gegen Heuchelei und Schein-

heiligkeit zu predigen, dann, Loyola, seid auch Ihr widerchristlich, da Ihr gegen mich gepredigt, den Ihr einen scheinheiligen Sendling der Hölle nanntet. Doch Ihr seid ein frommer Mann und also ist's nicht widerchristlich, und ich spreche nichts andres, als was Ihr sprecht. Was denkt Ihr von der Person unseres Heilands und von dem Zustand seiner Religion? Ihr heißt ihn göttlich und dringt darauf, daß seine heilige Lehre rein bleibe von Menschenwerk; denn alles Menschenwerk, so d'rangebaut, ist Ketzerei, und Ihr verdammt die Ketzerei. So hab' ich sie denn hier verdammt, bevor Ihr noch Eure Rede erhubet, denn ich sprach: Reißt das Werk der Menschenhände nieder, so um das Göttliche rings aufgebaut ist, also, daß das Göttliche der Menschen Augen verborgen ward. Und, was Menschenwerk ist, wird vergehen, und, was göttlich ist, wird bestehen; zerschlagen wird der Herr, der zuerst das Licht erschuf, alle Werke der Nacht; denn es ist geoffenbart worden durch Johannes: „So jemand das Thier anbetet und sein Bild, und nimmt das Malzeichen an seine Stirn oder an seine Hand, der wird von dem Wein des Zornes Gottes trinken, der eingeschenket und lauter ist in seines Zornes Kelch." Und weiter spricht der Evangelist: „Ich sah das Weib trunken von dem Blut

der Heiligen und der Zeugen Jesu. Das Weib ist die große Stadt, die das Reich hat über die Könige der Erde ....“ — „Himmel und Erde werden vergehen,“ spricht der Herr, Herr, „„aber meine Worte vergehen nicht.““ — Ich aber sage Euch: „Wer Augen hat zu sehen, der sehe, und wer Ohren hat zu hören, der höre!“

„Wehe dem Lügengeist,“ rief Loyola, von Grimm entbrannt; „er plündert die Worte der heiligen Schrift und legt ihnen falschen Sinn unter ...“

Miguel konnte die Freude seines Herzens, Loyola's Demüthigung vor allem Volk zu genießen, nicht länger bändigen; er sprang hervor und schwang sich neben dem Verhaßten empor, die drei Spanier und das bezahlte Gesindel umdrängten ihn. „Seht ihn! Seht ihn!“ rief er mit Donnerstimme, Loyola an den Schultern fassend: „Er lästert die heilige Schrift.“

Seine Anhänger hielten diese Aeußerung für ein Signal, ihren Gelüsten freien Lauf zu gönnen. Sie tobten an Loyola heran, drohten ihm mit Fäusten, wollten ihn herabreißen, mißhandeln. Vergebens warfen sich Xaver und Lainez zum Schutz des Bundes-Bruders dem Gesindel entgegen. Miguel betrachtete das Getümmel mit Schadenfreude. „Zum heiligen Tribunal mit den Ketzern,“ rief er

aufhetzend, „in Alcala, in Paris, in Venedig entrann dieser Heuchler, hier finde er endlich den Lohn seiner Ketzerei. — Gerechtigkeit vor allem, Gerechtigkeit für jeden!“ Da sprangen Johannes und der Greis herbei, theilten die tobende Menge, baten für Loyola, suchten den Sturm zu beschwichtigen. Die eifrige Fürsprache des ehrwürdigen Feindes bewegte alle jene unentschloßnen Gemüther, welche früher Loyola's frommes Leben gepriesen hatten; aber von den Einflüsterungen Miguel's in ihrer guten Meinung wankend gemacht, sich während des beginnenden Tumults noch ruhig verhalten hatten. Jetzt ergriffen sie mit Ungestüm Loyola's Partei. Sein Untergang schien, da er in des von Rache trunknen Feindes Hand und von dessen Anhängern umgeben war, unvermeidlich. „Denk' an Venedig!“ raunte ihm Miguel höhnend in's Ohr. „Rom macht Venedig wett! —“

Immer dichter wurde das Gedränge: Wildverworrenes Rufen, Toben, Heulen! Dort zeigen sich Sbirren. Sie kommen nicht an. Waffen heraus! Waffen hochblitzend. — Der Campo vaccino wird zum Schlachtfeld. Wunden, Stöhnen, Flüche wild durcheinander. Keiner kennt den Nachbar mehr. Der Anblick des Blutes macht alle rasend. Loyola ist leicht verwundet; schon holen einige mit Schwer-

tern nach ihm aus. Xaver, Lainez und Johannes decken ihn. Der Auguſtiner ruft um Hülfe. Jetzt drängen Freunde heran, immer näher, immer dichter, die Partei Miguel's iſt durchbrochen, Loyola gerettet. Die Männer, von der Wuth des Gemetzels erhitzt, heben ihn, ſtolz auf ihre That, empor; hoch auf den Schultern zeigen ſie ihn den Kämpfenden. Sein Blut fließt, er hebt die Hand zum Segen, den Mördern verzeihend. Da ſchallt tauſendſtimmiger Jubel; er gilt als Heiliger, als Märtyrer und wird im Triumph, wohin er begehrt, in den Convento della Minerva getragen; auf der Stelle verlangt er ſeine Unſchuld, die Lauterkeit ſeines Glaubens unterſucht zu wiſſen; Miguel wüthet vor Schaam, vor Grimm. Er will entfliehen. Umſonſt. Er wird gefaßt; er will ſich einen Dolch in's Herz ſtoßen, um Loyola's Antlitz nie wieder ſehen zu müſſen; man entringt ihm die Waffe und ſchleppt ihn nebſt ſeinen drei Helfershelfern gleichfalls in den Pallaſt der Inquiſition.

Johannes ſtand, von dem Auguſtiner getrennt, in Betäubung. Dieſer unerwartete Ausgang hatte alle ſeine feurigen Hoffnungen mit einem Schlage zerſtört; die Sache, für deren Vertheidigung er nach Rom gekommen, war durch den Sieg Loyola's, durch die allgemeine Begeiſterung für dieſen unwie-

derbringlich verloren. Und Miguel's Niederträchtigkeit! Von einem solchen Menschen benutzt worden zu sein! — Das Getümmel dauerte noch fort, die Ohren gellten ihm.

„Kommt!" sprach plötzlich Jemand zu ihm, der ihn angefaßt hatte. Johannes blickte auf und sah einen Mann von edlem Anstand vor sich. „Kommt, Signore, eilt, Euch zu retten, so lang' es noch Zeit ist. Ihr habt einen Mann gereizt, der nie vergißt!"

„Welchen Antheil nehmt Ihr, ein völlig Fremder an mir?"

„Denselben, wie für den alten Prediger, den ich bereits in Sicherheit gebracht. Ich kenn' Euch nicht; aber ich sah, daß Ihr dem Bedrängten beisprangt. — Jetzt seid Ihr selbst bedrängt, kommt, Ihr seid jung, opfert Euch nicht nutzlos."

„Bei der Ehre eines Mannes, versichert mir: Ist der Greis in Sicherheit?"

„Bei meiner Fürstenehre!" sprach der Andre. „Kommt, so lang' es noch Zeit ist."

Er zog ihn mit sich fort; bald waren Beide außerhalb des Getümmels. An der Porta del popolo standen zwei Rosse; sie schwangen sich d'rauf und ritten eilig fort. Bald holten sie den Augustiner ein, der eine gute Strecke voraus hatte.

Noch verfolgte sie Niemand; in Rom zogen

Loyola und seine Feinde einige Stunden lang die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Erst in den Nachmittagsstunden erkundigte sich der Erstere nach dem fremden Prediger und dem Jüngling, und wies darauf hin, daß sie als die eigentlichen Veranlasser des Tumults vernommen werden sollten. Alsbald wurden bewaffnete Späher ausgesandt, die sich in der Stadt und außerhalb derselben auf allen Wegen zerstreuten und nach den Flüchtlingen forschten. Diese aber waren bereits geborgen.

Die Kunde von Loyola's kühner Disputation, Gefahr, Rettung und Triumph verbreitete sich in Bälde durch ganz Rom. Xaver und Lainez brachten sie den Brüdern in den Pallast Garzonio's. Garzonio hing an Loyola mit aller stolzen Ergebenheit eines schwachen bigotten Mannes, der einen Frommen als Freund sich verpflichtet hat; kaum erfuhr er den Vorfall und Loyola's Wunsch einer gerichtlichen Untersuchung über seine Glaubenssätze, als er zu dem ihm befreundeten Cardinal Domenico de Culpis eilte und um dessen Verwendung bat. Der Kardinal war früher ein Gegner Loyola's gewesen; jetzt da er sah, daß die in der letzten Zeit schwankende öffentliche Meinung sich entschieden für Loyola

geäußert hatte, gewährte er seinem Freunde Garzonio gerne die Bitte. Loyola selbst schrieb aus dem **Convento della Minerva** an den Obervolizeidirektor von Rom, Monsignor Benedetto Conversino, um eine baldige strenge Untersuchung der Gerüchte bittend, welche in Betreff der Ketzerei, mit Bezug auf seine Vorladungen in Alcala, Paris und Venedig, durch Miguel ausgesprengt worden waren. Er sah ein, daß er die günstige Stimmung benutzen müsse; deßhalb lag ihm alles daran, völlig gerechtfertigt vor Aller Augen zu erscheinen, und er beschloß, nicht nachzugeben, als bis Miguel und die andern Betheiligten öffentlich widerrufen hätten und scharf bestraft worden seien. Mit heimlichem Ingrimm vernahm er, äußerlich versöhnt scheinend, daß der Augustiner und dessen Begleiter entflohen seien. Die Rolle, die er so lange mit solcher gänzlichen Selbstverläugnung gespielt, ging zu Ende; er mußte allmählig dahin zu wirken anfangen, daß sein Name nicht mit Gleichgültigkeit, sondern mit jener Scheu ausgesprochen wurde, die dem minder Kräftigen gegen den Geistesgewaltigeren ziemt. Schon stand er *über* der Inquisition; die Einflußreichsten waren für ihn, der Pabst selbst; er erwartete nicht mehr als die Sanction des Letzteren.

Hartnäckig weigerte er sich, den Pallast der

Inquiſition zu verlaſſen, bevor die von Miguel ausgeſprengten Gerüchte wegen Ketzerei nicht unterſucht ſeien. Seine Freunde ängſteten ſich viel um ihn, Niemand aber ärger als Tiburzio.

Dieſer war bejammernswerth. Obgleich er an jenem verhängnißvollen Morgen den Pallaſt Garzonio's nicht verlaſſen hatte, ſo erkannte er doch — den Beſchreibungen zufolge, welche Xaver und Lainez von dem Auguſtiner und deſſen jungen Gefährten entworfen — in dem letzteren ſeinen Pflegling, Loyola's Sohn! Vater und Sohn einander feindlich gegenüber und Keiner wußte es, und er durfte jetzt nicht einmal zu Loyola, konnt' es ihm nicht ſagen, Niemanden, Niemanden durfte er's vertrauen. Wohin er blickte, Widerſprüche, nirgends Hoffnung auf Frieden, nirgends Beruhigung, überall eine Pflichtverletzung, eine unnatürliche Sünde. Johannes, der Schützer des greiſen Ketzers, der Feind des eignen Vaters! Aber vielleicht verfolgt von der Inquiſition, vielleicht eben jetzt ſchon gefangen, — vor Gericht geſtellt! Gegen ihn, gegen den Vater, gegen die Wohlthäter in Deutſchland, gegen ſich ſelbſt, gegen Gott hatte er leichtſinnig, charakterlos, unvernünftig gehandelt, und doch ſtets mit dem beſten Willen! Er wußte kein andres Mittel, als: dem Vater Alles zu entdecken; er ſehnte ſich nach nichts Anderem, als

seine Tage bei Loyola zu beschließen. Wie langsam schlichen ihm die Stunden und Tage dahin, bis er hoffen durfte, mit Loyola sprechen zu können. Ach, warum hätte er's nicht an jenem Morgen gekonnt? Immer dachte er an die Vergangenheit zurück und brütete, wie alles gekommen seyn könnte, — wenn er dieß und jenes hätte anders thun können!

Indessen hatten, auf Loyola's geheime Veranlassung, die Brüder sich aus allen Orten, wo sie kurz vorher, mit geistlichen Funktionen beschäftigt, gewohnt, Zeugnisse der Obrigkeiten und der Geistlichkeit senden lassen, worin ihre reine Frömmigkeit, ihr Eifer für die Interessen der römisch-katholischen Kirche und des heiligen Vaters und ihre milden Werke gerühmt waren, aus Padua, Bologna, Ferrara, Siena. Alle diese Zeugnisse wurden dem Tribunal vorgelegt.

Endlich erschien der von Loyola ersehnte Tag, der zur förmlichen Untersuchung der Gerüchte wegen Ketzerei anberaumt war. Muddara, Castilla und Barrera, welche man bisher in sichrem Gewahrsam gehalten hatte, wurden Loyola'n, der freiwillig in solchem geblieben war, gegenüber gestellt. Feig und erbärmlich bekannten sie ohne Umstände die wahren Beweggründe ihres Grolls gegen Loyola, der dem einen seine Curtisane, dem andern seinen Geldjuden

bekehrt hatte, und suchten die ihrer erwiesenen Verläumdung drohende schimpfliche Bestrafung dadurch von sich abzuwenden oder deren Milderung zu erwirken, indem sie alle Schuld auf Miguel von Navarra schoben, der sie dazu verleitet.

Miguel, welcher sich in einem schlimmeren Gefängniß befand, als die übrigen, wurde davon unterrichtet und aufgefordert, sich ihnen vor Gericht gegenüber zu stellen. Er weigerte sich dessen zweimal unter dem Vorwand, daß er krank sei und sein Gefängniß nicht verlassen könne. Der Arzt, der ihn untersuchen sollte, bestätigte das Vorhandensein einer Krankheit, deren Grund er nicht fand. Miguel empfing Pflege aller Art, Loyola selbst erbot sich, an seinem Lager zu wachen. Miguel vernahm diesen Antrag; es schüttelte ihn dabei wie Frost; doch lächelte er und erbat sich dessen Besuch auf den kommenden Morgen.

Der Morgen brach an; Loyola machte sich in Begleitung des Aufsehers auf den Weg, sich das Schlachtopfer zu besehen, das ihm in den Weg zu treten gewagt hatte. Das Herz war ihm von wilder Freude voll, den Mann gedemüthigt zu schauen, entehrt in seine Gewalt gegeben. Er labte sich an dem Gedanken, mit ihm spielen zu können, bevor er ihn ganz vertilge. Sein Triumph sollte kein

halber, kein heimlicher sein. Die Zelle, in welcher sich Miguel befand, wurde geöffnet, Loyola trat hinein. Er taumelte zurück. — —

Miguel lag am Ende seines Bettes, das Laken zum Strick gedreht, um den Hals geschlungen, am Bettpfosten befestigt, erdrosselt! Die Augen standen noch auf und starrten den Todfeind an wie zum Hohn, wie zur Rechenschaft.

Loyola wankte der Thüre zu. Bald gewann er seine Selbstbeherrschung wieder, senkte das Haupt, faltete die Hände und betete: „Herr vergib ihm, wie ich ihm vergebe.“ Andächtig hörte der Schließer die Worte und erzählte sie allenthalben wieder.

Der Bericht von Miguel's Selbstmord vermochte die Glaubensrichter um so mehr, den Bekenntnissen der drei Spanier völligen Glauben zu schenken. So sprachen sie denn feierlich — aber bei verschloßnen Thüren — Loyola's Unschuld, und über den Todten wie über die Ueberlebenden die Schuld der ruchlosen Verläumdung aus. Doch hatte sie der Anblick von Miguel's Leiche so erschüttert, daß sie Loyola baten, sich daran zur Rettung seiner Ehre genug sein zu lassen und in christlicher Milde den Ueberlebenden die öffentliche Bestrafung zu erlassen.

Loyola konnte dies nicht. Alles — wußte er — beruhte darauf, daß er, der sich bisher als unbe-

ſcholten gezeigt, ſich auch gewaltig beweiſe. Starken Eindrücken gehorcht die öffentliche Meinung blindlings, das Gräuliche wirkt nach, die beſcheidne Milde wird bald vergeſſen. Und die öffentliche Meinung, die ihm ſtets grade nach den größten Gefahren wunderbar zuwuchs, mußte ſeine Waffe bleiben.

Er nahm daher die Miene der Ueberzeugung an und ſuchte auch die Richter davon zu überzeugen, daß die exemplariſche Beſtrafung nicht ihm zu Gunſten komme, ſondern dem guten Rufe der katholiſchen Kirche in ſo arg bedrängten Zeiten unumgänglich nöthig ſei; er betheuerte, daß er allen dreien ſo aufrichtig vergebe, wie dem Todten; zum Beweiſe dieſer Geſinnung bediente er ſie, wuſch ihnen die Füße und betete laut für ihr Seelenheil. Inmitten dieſes Benehmens drang er aus dem früher genannten Grunde unbeugſam auf ihre öffentliche Beſtrafung.

Welch' ein Donnerſchlag für ihn, als ihm die Richter eines Tages bedeuteten, daß ihr Geſchäft zu Ende ſei, da der Kardinal-Delegat durch einen Machtſpruch entſchieden habe, daß die Schuldigen einſtweilen bis zur Rückkehr des heiligen Vaters von Nizza zwar in Gewahrſam bleiben, daß aber bis dahin auch die ganze Sache ihr Bewenden haben ſollte.

Brütend, auf welchen Wegen er zum Ziele gelangen könne, verließ er den Convento della Minerva und begab ſich wieder in den Pallaſt des Garzonio.

Ein Feenſitz, hineingezaubert mitten in die Schluchten des Appennin's, von Felſen gleich wie von Mauern rings hoch umbaut, ein heimliches Aſyl der ungetrübten Seligkeit! Die Villa Fauſto war eine liebliche Atlantis mitten im ſteinernen Meer, deſſen Wellenbrüche kein Ungeweihter durchdrang. Nur der Herzog, der ſie für das Kind ſeiner Liebe erbaut, wußte die labyrinthiſchen Bergpfade, die durch unſcheinbare Merkzeichen ihm kenntlich, dahin führten. Er liebte ſein Kind, als wäre es der Engel ſeines Lebens. Wollte er die unfreundliche Gattin, die ſtörriſchen Söhne ſeines Ehebettes vergeſſen, alle Qualen und Sorgen der Erde, dann entfloh er in ſein ſtilles Paradies, und wie er oft ſo plötzlich verſchwand, — Allen unbekannt, wohin, — ſprach man im Volk und am Hofe: er triebe geheime Kunſt, gleich jenem weiſen Zauberer Virgilio; denn Künſtler und Werkleute, die ihm das Schloß in den Appenninen erbaut und geſchmückt, hatten ſich durch einen Eid dem reichen Fürſten verpflichtet, den heimlichen Aufenthalt Niemanden zu verrathen.

Außen starrten hohe Mauern rings um den Götterſitz, in ſcheinbarer Regelloſigkeit erbaut, halb zerriſſenen auf einander geſtürzten Felſen an Farbe und Geſtalt des Geſteins nicht unähnlich. Eine enge Schlucht, ſo niedrig, daß der Reiter abſitzen und das Pferd am Zügel durchführen mußte, war der einzige Eingang in den inneren Raum der Villa.

Innen aber ſchlanke, korinthiſche Säulen, breite Treppen, koſtbare Basreliefs an den Frieſen; — ein herrlicher Garten, eng und traulich, die Luft durchwürzt von Duft der Myrtengebüſche, Bildſaulen d'rinnen, an Ort und Stelle von Meiſterhänden gemeiſſelt. Im Schloß alles, was Pracht und Ueppigkeit genannt werden kann. In der mittleren Rotunda, die zum Speiſeſaale diente, ein marmornes Baſſin mit einem Springquell, rings an den Wänden Gemälde von Tizian und Giulio Romano. In Käfigen von Golddraht, die von der Decke niederſchwebten, ſeltene ausländiſche Vögel. Im Seitenflügel ein prachtvoller Bücherſaal, daneben ein Gemach mit alchymiſtiſchen Apparaten, — wo der Herzog ſich dem Studium geheimer Wiſſenſchaften ergab. Hie und da in einem Boskett eine türkiſche Sclavin, in rauſchende ſeidne Gewänder gehüllt, auf der Mandoline Petrarcha's Liebeslieder begleitend.

„Hier ſeid ihr ſicher," ſprach der wohlwollende

Fürſt zu Johannes und dem Auguſtiner, „hier findet euch keines Späthers Blick. Es iſt mein Pathmos, ihr möget d'rin ſchalten und walten, wie es euch gefällt, bis ich wiederkomme.“

„So wollt Ihr uns verlaſſen?“ Beide waren überraſcht.

„Ich muß wohl, um durch mein Fernſein vom Hofe nicht Aufſehen zu erregen, wodurch ihr ſelbſt gefährdet werden könntet. Ich will die Stimmung zu erforſchen ſuchen, die über euch herrſcht, damit ihr, wenn ihr es wagen könnt, wieder in die Welt hinauseilet. So lange aber, bis ich nicht ſelbſt komme oder euch einen vertrauten Boten ſende, verlaſſet dieſes Aſyl nicht. Alle Diener des Hauſes ſind angewieſen, euch zu gehorchen; alle Zimmer des Schloſſes ſind euch geöffnet, bis auf einen Flügel, welchen ihr nie betreten möget. Das gelobet mir auf Manneswort und Ehre, und gelobet mir auch: wenn ihr einſt dieſe Villa verlaſſen habt, nie von ihr zu ſprechen. Ihr ſollt, wenn ihr euch wieder in der Welt des Wachens und Handelns befindet, denken, als hättet ihr geträumt!“

„Wir geloben es Euch, hoher Herr,“ erwiederten die Beiden. „Der Himmel ſegne Euch für das, was Ihr an uns thut. — Doch wenn ich Eines von Euch erfahren dürfte, bevor Ihr ſcheidet,“

fügte der Mönch hinzu, „so wär' es, welches Verdienst wir Beide vor Euren Augen haben, daß Ihr Euch unsrer mit solcher Huld annehmt?"

Der Herzog winkte dem Jüngling, ihn mit dem Greise allein zu lassen. Johannes begab sich in den Garten; alles, was er sah, däuchte ihm ein holdseliges Mährchen, in das er offnen Auges eingegangen sei.

Der Herzog ergriff des Mönches Hand und sprach: „Lange kannt' ich Euch, ehrwürdiger Bruder! Ihr seid einer der Wissenden und sahst mich in Eurer Zelle zu Savigliano, dann im Kloster zu Turin, ohne daß Ihr damals meinen Namen und Stand kanntet. Gleichen Bestrebungen, wie Ihr, gab ich mich hin, der göttlichen Wissenschaft Astrologie, die den Menschen aus den Regionen des Staubes emporhebt, öfters fragte ich Euch um Rath ..."

Der Mönch besann sich, — Erinnerungen dämmerten ihm ... „Ihr also, hoher Herr!? .."

„Ich schätzte Euch lang', und noch ein andres Band ist's, das uns vereinigt; das Band, das von keines Menschen Aug' gesehen, alle Menschen in heiliger Liebe und Treue umschließt. Erinnert Ihr Euch an den Tag in Köln am Rhein, — vor drei Jahren war's

— an Ignaz della Torre, Doria und Philipp Melanchthon?"

„Heiliger Gott!" rief der Auguſtiner, freudig überraſcht. — „Ja, es iſt kein Zweifel mehr." Und er fiel mit jugendlicher Begeiſterung dem Herzog um den Hals.

„Ermeßt," fuhr der Herzog fort, — wie mir zu Muthe war, als ich, zufällig in Rom mich befindend, Euren Namen hörte, — auf den Campo vaccino eilend, Euch erblickte, und noch dazu in Gefahr, bedroht von jenem finſtren Fanatiker, umringt von tobendem Volke. Mein eignes Leben zu vertheidigen wäre mir nicht ſo theure Pflicht geweſen, als das Eure zu retten. Der Allmächtige gab ſeinen Segen und es gelang. Ihr fragtet ängſtlich um den Jüngling. Ihr wolltet nicht gerettet ſein, ſo lang er in Gefahr ſei. Ich eilte zurück. Ich fand ihn, ich hatte ihn ſchon lieb gewonnen; denn ich hatte geſehen, wie er Euch, wie er dann ſelbſt den Feind vertheidigt. Gewiß, es iſt ein reines und edles Herz, und werth, für einen erhabenen Zweck erzogen zu werden. Sein Erſcheinen und ſein ganzes Weſen hat mich eigen bewegt. Wenn es Euch gefällig wäre, möcht' ich Euch wohl bitten, daß Ihr mir über ſeine Geburt und Heimath Aufſchluß gäbet."

„Er selbst weiß es nicht," versetzte der Mönch; „er ist aus Deutschland, der Adoptivsohn eines protestantischen Kaufherrn von Augsburg, der ihn mit irgend einem täppischen Gesellen nach Wälschland schickte, um in Venedig einen Handelsfreund zu besuchen, und sich dann in der Welt umzusehen. Der Jüngling ist der Lehre Luthers eifrig ergeben, und — was Euch eine seltsame Ordnung der Vorsicht dünken wird, von Geburt ein Spanier . . ."

„So kennt er Vater und Mutter nicht?" fragte der Herzog, träumerisch sinnend. — „Ein Kind ohne Eltern, und anderseits ein Vater, dessen Kind in einem großen Sarge lebt! — — Die Constellationen treffen ein! Wäre es dein Wink, o Gott? Hättest du mir's im Horoskop gekündet? Nie zweifelte ich an der hellleuchtenden Wissenschaft, — nun winkt die Erfüllung."

Staunend blickte ihn der Mönch an. Der Herzog drückte ihm die Hand. „Dies alles wird sich Euch in vollem Lichte enthüllen, wenn die Zeit eingetroffen sein wird, die gesetzt ist. — Laßt uns scheiden, hoffentlich nicht für lang, nicht für immer. Der Herr sei mit Euch und mit Johannes und behüte euch Beide mit dem Auge der Liebe hier im Sarge der Lebendigen."

Ehe sich der Mönch von seinem Erstaunen erholen

konnte, war der Herzog seinen Blicken schon entschwunden. — — — —

Der Mönch und Johannes richteten sich in der reizenden Karthause ein, und fühlten sich bald heimisch. Der Erstere brachte den größten Theil des Tages und der Nacht in dem Büchersaale des Herzogs zu, und labte sich an den geistigen Schätzen, welche hier aufgehäuft lagen. Auch Johannes, der stets einen heißen Drang nach Wissenschaften in sich gefühlt, ergriff die willkommne Gelegenheit, ihn zu stillen. Er nahm sich seltne und kostbare Handschriften bald in die traulichen Boskette, bald in die Rotonda. Doch die Lettern schwammen vor seinen Blicken in einander, er vermochte nicht anhaltend sich mit dem Studium zu beschäftigen; ein unbekanntes Gefühl hatte sich seiner Sinne bemeistert. Die Pracht und die Ueppigkeit, die ihn allenthalben umgab, Musik von unsichtbaren Künstlern gespielt, Düfte und Vogelsang betäubten, verwirrten ihn. Durch seine Adern strömte ein geheimnißvolles Feuer, seine Schläfe pochten, die Brust schwoll ihm, wie geküßt von weichen Lippen der Lilie und des Jasmins. Er fand nirgends Ruhe, aus dem Pallast eilte er in den Garten, von einem Boskett zum andern, aus dem duftigen Park in die kühle, von Vogelgesang durchschallte Rotonda. Vor seiner Seele

dämmerten Tag und Nacht liebliche Bilder auf, mochte er auf den weichen Kissen, oder auf den Marmorstufen des Bassins, oder in der Laube hingestreckt liegen; immer sah er eine Frauengestalt, wie Aphrodite aus rosigen Wolken zu ihm herniedersteigen, umflossen von weißem, durchsichtigem Gewand. Er quälte sich, und wußte nicht weßhalb? Er sehnte sich, und wußte nicht wonach? Es war ihm, als müßte er ewig hier bleiben, ewig in Augen blicken, die er noch nie gesehn, ewig den süßen Schmerz nähren. Die wenigen Diener und die drei Sclavinnen, deren er, wiewohl selten, ansichtig ward, ehrten ihn wie ihren Gebieter selbst, vollstreckten jeden seiner Winke. Der Mönch war zu sehr in seine Studien vertieft, als daß ihm in den Stunden, die er mit Johannes zubrachte, dessen Veränderung aufgefallen wäre.

Des Jünglings Phantasie fand, ohnehin lebhaft aufgeregt durch alle jene Eindrücke, unerschöpflichen Stoff in dem Geheimnisse, welches ihm nach des Herzogs Gebot verschleiert bleiben sollte. Er ehrte des edlen Fürsten Willen, und erkundigte sich mit keinem Worte bei den Dienern nach dem verschloßnen Flügel der Villa. Doch konnte er sich nicht enthalten, ihn oft mit Sehnsucht von fern zu betrachten, und den Wunsch zu nähren, ein glück-

licher Zufall möge das Geheimniß vor ihm ent-falten.

Er wandelte eines Abends im Garten, in der Nähe des verbotenen Flügels, und trat in ein Lorbeergebüsch, als er in der unregelmäßig aufgeführten Mauer, welche dicht hinter dem Boskett sich erhob und an den Flügel sich schloß, eine kleine Höhle entdeckte. Er zwängte sich durch dieselbe und tappte vielleicht zwanzig Schritte in dem dunklen Gange weiter. Jetzt vernahm er leise Mandolinenklänge, — jetzt gewahrte er Lichtschimmer durch Zweige. Vorsichtig schritt er weiter. Er befand sich in einem Garten voll der herrlichsten ausländischen Gewächse. Das Licht, von einer violetten Glaskugel eingefangen, brannte in einer Laube.

Ein Weib, schön wie das Marmorbild der Liebesgöttin! Das lange Haar in reichen Wellen über den weißen Nacken ergossen. Ein weißes Nachtkleid bedeckte lose, von der einen Schulter herabgeglitten, die reizenden Glieder. Die langen Wimpern senkten sich über das feuchte Auge; die Hand lockte leise Klänge aus der Mandoline, die in ihrem Schooße lag, so zart, so tändelnd, als spielte sie mit den Locken eines Liebenden. Jeder Zug in diesem Antlitz war jungfräuliche Sehnsucht, wonniger Schmerz.

Sie sah ihn nicht; sie dachte doch seiner. Sie

hatte ihn ja geseh'n, ohne daß er's wußte, jeden Tag, jede Stunde; so oft er im Garten war, blickte sie durch die Spalten der Jalousien nach ihm. Er war der erste Mann außer ihrem Vater und den alten Dienern im Schlosse, den sie je erblickt, und welch ein Mann, in der Vollkraft der Jugend, in der Blüthe der Schönheit! Sie durfte des Vaters Gebot nicht übertreten, sie liebte ihn ja wie ihren Schutzheiligen. Doch das durfte sie wohl, die Sclavinnen senden, freilich ohne Gruß — von ihnen hören, wie seine Stimme töne, sich ihn, den sie hundertmal belauschte, beschreiben lassen, von ihm sprechen, von ihm träumen.

So nahe bei ihr! Ihm war, als fühlte er den Athem ihres Mundes auf seinen Lippen. Die Musik, die seine Seele, seit er in der Villa Fausto war, durchklungen, alle Schmerzens- und Sehnsuchtsklänge hallten jetzt zusammen in einen Akkord. Alle Farben flossen zusammen in das eine Licht. Er vergaß, was er seinem Wohlthäter gelobt; — — ein Schritt weiter, — er stand vor ihr.

Beatrice träumte fort! Das war nicht er selbst, nur das Bild ihres Traums. Sie regte sich nicht, sie schloß die Augen halb, um es nicht zu verlieren.

Er hob den Arm, er wollte sprechen, er brachte nichts von den Lippen; er trat vor, das verrieth ihn.

Als sie die Bewegung sah, wähnte sie zu erwachen. Jungfräuliche Schaam! Sie wagt es nicht um Hülfe zu rufen, sie athmet kaum, sie verhüllt sich Hals und Busen mit ihren langen dunklen Locken. Ehe der Jüngling sich faßt ist sie verschwunden.

Mittlerweile war der Pabst von Nizza, wo er zwischen König Franz und Kaiser Karl zwar keine Versöhnung, doch wenigstens einen Waffenstillstand auf zehn Jahre erwirkt hatte, den er bald in einen völligen Frieden zu verwandeln hoffte, in den Kirchenstaat wiedergekehrt, begab sich aber — seiner schwächlichen Gesundheit halber nicht nach Rom, sondern auf eine nahe an der Stadt gelegene Villa.

Mit gränzenloser Ungeduld hatte Loyola ihn erwartet. Der ihm günstige Pabst war kränklich; konnte Loyola ermessen, ob im Falle von dessen Ableben der Nachfolger ähnliche Gesinnungen hegen werde? Die Sanction des heiligen Vaters erlangt, und Loyola durfte allen Hindernissen trotzen! Auch spornte ihn die ungesättigte Rache an den Feinden seines Ansehens; er konnte nicht ruhig schlafen, bis sie vernichtet waren, bis seine Rechtfertigung feierlich erklärt war. Er hatte die Constitution der Gesellschaft entworfen, und hoffte durch das schärfer hervorgehobene vierte Gelübde: „daß sich die

Brüder verpflichteten, ohne Frage überall hinzugehen, wohin der Pabst sie senden wolle, ohne irgend einen andern Zehrpfennig als Almosen," die Gewährung seines Wunsches zu beschleunigen. Auch hatte er eine kurze und wahrheitstreue Beschreibung seines eigenen Lebens bis zu den jüngsten Ereignissen und eine Beschwerdeschrift aufgesetzt, in welcher er die Verläumder als Ketzer und Beförderer der Ketzerei angab, welche ihn, den erklärten treuen Knecht der heiligen Kirche nur verfolgt hätten, um das Ansehen der Kirche selbst zu untergraben; auch bat er darin den heiligen Vater, an allen Orten von den Glaubensrichtern Berichte über die Reinheit seines Wollens einzuziehen. Das letztere that er, weil durch einen glücklichen Zufall sich gerade Figueroa, Ori und Contarini in Rom befanden, von denen der erstere ihn in Alcala, der zweite in Paris, der dritte in Venedig vernommen und freigesprochen hatten; er hatte sich überdem jetzt an Jeden derselben besonders gewandt; den Schwächen eines Jeden schmeichelnd, hatte er Alle auf's neue für sich eingenommen.

Der Pabst, dem die Hoffnung vereitelt worden war, in Nizza die zwei größten Fürsten der Christenheit zu versöhnen und deren vereinigte Kräfte gegen die immer kräftiger sich ausbreitenden Protestanten

zu wenden, war, als Loyola mit seinem großen Bekehrungsplan auf's neue vor ihn trat, freudig bewegt, hier einen gewaltigen Hebel zu gewinnen, von welchem er bald günstige Resultate erwartete. Er las den Entwurf der Constitution für die Gesellschaft mit großer Aufmerksamkeit, und freute sich über dieselbe. Denn sie war den Bedürfnissen der Zeit völlig angepaßt, in welcher die immer weiter um sich greifende, das Leben in heitern Formen umschreibende classische Bildung den Geschmack an Mönchsorden im alten Styl verdrängt hatte. Loyola hatte die nothwendigen Grundelemente geistlicher Orden angenommen, aber alles ausgeschieden, was veraltet und unnütz war, — dem Anschein der Unwissenheit und der Absonderung, vor allem das ascetische Recluſen-Leben; seine Brüder sollten in der Welt wirken, nicht aus Zellen, in der Oeffentlichkeit, — durch classische Bildung alle Gebildeten gewinnen, durch strenge Frömmigkeit und Unbestechlichkeit allen Frommen imponiren, ohne durch schmutzige Bettelei diese Autorität wieder einzubüßen. Das vierte Gelübde, das sie völlig an die römische Curie band, gewann hauptsächlich die ganze Gunst des Pabstes. Er versicherte Loyola seines kräftigen Schutzes und baldiger Sanction; da er jedoch aus eigener Machtvollkommenheit keinen neuen Orden stiften konnte, so

theilte er den Entwurf drei Kardinälen mit, von denen Bartolomeo Guidiccione der gelehrteste und charaktergewaltigste war. Dem einstigen Streiter für seine Autorität einen Beweis aufrichtiger Neigung zu geben, erließ der Pabst, nachdem er Loyola's Selbstbiographie, den Thatbestand und die Anklageschrift gelesen, und die Bestätigung der Grundlosigkeit aller von jeher gegen Loyola ausgesprengten Gerüchte durch Figueroa, Ori und Contarini vernommen hatte, am 18. November ein Urtheil gegen die drei Spanier, dessen Strenge Loyola's Rachedurst genügen konnte. Die Verläumder sollten auf den offnen Markt geführt und dort Loyola'n gegenübergestellt werden, mit Tafeln auf der Brust, worauf ihr Verbrechen, — bei Barrera: boshafte Verläumdung eines gottgefälligen Priesters, — bei Muddara und Castilla: Verläumdung und Ketzerei, in großen Lettern verzeichnet stünden, dann aber in ein ewiges Gefängniß wandern.

Loyola bat, um den Verdacht persönlicher Rache ganz von sich abzuwenden, in Demuth, es möge den Verbrechern sein Anblick erspart werden, welcher sie bei der Schwere ihrer Bestrafung vielleicht auf's tiefste verletzen würde. Die Bitte wurde ihm gewährt. Bald war ganz Rom von der Kunde derselben voll und pries Loyola's Namen auf's neue.

Drei Tage verstrichen zwischen dem Erlaß des Urtheils und der Vollstreckung desselben. Während dieser Frist fand Castilla durch einen Freund und Landsmann, der im Gefängnisse der Inquisition Aufseher war, Gelegenheit, verkleidet zu entfliehen. So wurden denn Barrera und Muddara hinausgeführt, um ihre entehrende Strafe zu empfangen. Castilla's Bildniß, das ein Sudler in grellen Farben gemalt, trug der Henker. Eine zahllose Volksmenge wohnte diesem Schauspiele — für Loyola ein Triumph — bei, und jauchzte laut, als der Henker Castilla's Bildniß verbrannte. Barrera sank vor Schaam und Wuth in Ohnmacht, und wurde wie todt in's Gefängniß zurückgebracht. Muddara allein hatte den Muth, der Schande zu trotzen, und wollte dem Volke zurufen: „Ich falle der Rache, ich bin kein Ketzer.“ Die Büttel verhinderten ihn am Ausreden. Barrera verfiel im Gefängniß in ein Gallenfieber, das ihn in wenigen Tagen dahinraffte.

Während dieß auf offnem Markt geschah, las Loyola in der Kirche unserer lieben Frau von Montferrat die Messe, und hielt nach Beendigung derselben eine Predigt über die christliche Feindesliebe und über die göttliche Macht der Kirche, zu lösen und zu verdammen.

Bald nach diesen Begebenheiten wurde Rom von einer gräßlichen Plage heimgesucht. Zu einem strengen Winter gesellte sich eine furchtbare Hungersnoth, welche zahllose Opfer hinwegraffte. Auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen lagen Siechе und Elende, vom Hunger entkräftet, mit bleichen Gesichtern, aus heisren Kehlen um Brod winselnd. Mütter mit halbtodten Kindern in den Armen, schlichen vor die Thüren hartherziger Reichen; Greise hatten das Leben satt, und gaben den Enkeln die Krummen, von denen sie es um einige Stunden länger hätten fristen können. Rom schien von Hyänen bevölkert; die Lebenden machten Jagd auf die Todten, welche unbestattet auf den Trümmern alter Herrlichkeit umherlagen.

Loyola begriff, daß dies seine Zeit war. Er ermunterte die Seinen, treu auszuhalten in der Zeit der Noth, in keiner Sekunde an sich selbst, in jeder an die Unglücklichen zu denken. Die Brüder durchzogen, Psalmen singend, die Straßen der Stadt, jeder mit einem Bettelsack auf dem Rücken, und pochten an den Thüren der Reichen um Brod oder Almosen, davon sie Brod herbeischaffen könnten, hoben die Siechen auf, trugen sie in's Bruderhaus und pflegten sie mit Sorgfalt. Der Schlot ihrer Küche dampfte Tag und Nacht für die Armen, das

Thor des Pallastes Quirino's war immer belagert von Nothleidenden, welche Speisen empfingen, mit Heißhunger genossen, den Ihrigen, die krank oder alterschwach daheim lagen, mitbrachten. Loyola selbst und seine Bundesbrüder gaben das Beispiel von Entbehrung, und darbten sich die Bissen vom Munde, um nur die Armen zu sättigen. Da war kein Hinterhalt, keine bloße Heuchelei des Fastens, kein heimliches Schadloshalten; jedermann konnte Tag und Nacht ihre Handlungen beobachten. Loyola wußte, wie viel ihm diese Thätigkeit nützte; er wurde vom Volke vergöttert.

Dieß Beispiel und Loyola's eifrige Bitten begeisterten bald mehrere Vornehmen; es wurde Mode, wohlthätig zu sein. Bald sah man üppige Prälaten und Kardinäle, Prinzessinnen, die sonst nie zu Fuß gegangen, auf allen Straßen und Wegen mit Spenden für die Nothleidenden. Filze und Kornwuchrer gingen, durch Loyola's Predigten ergriffen, in sich, beichteten, zogen in der Kirche die Oberkleider vom Leibe, die sie den Armen an der Pforte überließen, und gingen bei strengem Frost bloß in Unterkleidern nach Hause. Loyola schlief fast keine Nacht. Seine Zeit war zwischen Predigen, Beichte hören, Almosensammeln und Krankenpflege getheilt; für sich selbst behielt er nicht den kleinsten Rest. Und wie

uneigennützig mit der Zeit, so war er es auch mit dem Gelde. Jeden Pfennig, den er empfing, ließ er sich bescheinigen, und legte den Gebern von Woche zu Woche von der Kanzel herab Rechenschaft ab. Er wollte nicht bloß wohlthätig sein, sondern es lag ihm auch hauptsächlich daran, so genannt zu werden. —

Tiburzio war während dieser Epoche ganz in seinem Element; zwar hatte er seit seiner Ankunft mit Loyola, der so sehr beschäftigt war, nie über drei Worte sprechen können, doch war er stets in dessen Nähe, und konnte rührig schaffen nach Herzenslust. Wo es etwas zu thun gab, stellte er sich hin, er machte den Koch und den Aufwärter, den Auslaufer, den Kastellan, den Speisevertheiler, den Packesel. Trotz seines Kauderwelsch war er die Providenz der Nothleidenden, die durch sein Erscheinen stets Hoffnung schöpften. Tiburzio fühlte sich nach langen Jahren wieder ganz glücklich; er konnte schaffen, Andere dachten für ihn; er vergaß alles, was ihm bisher den Frieden der Seele getrübt hatte, Margarita, Johannes, seinen Wohlthäter in Augsburg, Frau Clara, die ein Auge auf Spanier hatte, den Augustiner und das Gespenst der Ketzerei. Wie schlug ihm das Herz, wenn er die Armen für Loyola beten hörte! Er betrachtete nicht bloß

sich als Loyola's Eigenthum, nein, diesen auch als seines, als seine Seele, sein Haupt, sich als die Hand dazu.

Loyola verlor während aller dieser Thätigkeit sein Ziel nicht aus den Augen, und strebte auch auf andern Wegen es zu erreichen, und die Zeit der Dienstbarkeit, die ihm immer verhaßter und unerträglicher wurde, in die der Herrschaft, für die er sein ganzes Leben geopfert, umzuwandeln. Der Kardinal Guidiccioni war ihm lang ein Stein im Wege, da dieser Prälat, der mit seltener Gelehrsamkeit strenge Unbescholtenheit verband, sich auf die Beschlüsse des vierten lateranischen und des zweiten Lyoner Consils berief, welche gegen die Errichtung neuer geistlicher Orden sprachen. Da Loyola in Erfahrung gebracht hatte, daß Guidiccioni vertrauten Umgang mit dem Cardinal Contarini pflog, so suchte er jetzt sich diesem letzteren zu nähern und bemerkbar zu machen. Es gelang ihm bei Gelegenheit des Wirkens für die Armen der Stadt und Rom, und er wußte, als er Contarini einmal vorgestellt worden war, ihn so für sich einzunehmen, daß dieser seine Freundschaft suchte, und endlich bat, Loyola möchte sein Beichtvater werden. Loyola weigerte sich anfangs, seine Unwürdigkeit vorschützend, willigte endlich ein, und hatte bald freie Hand im

Spiel. Nun wußte er dem Cardinal Contarini seinen Plan so trefflich darzulegen, so aus den innersten Lebensbedürfnissen der katholischen Kirche zu motiviren, daß Contarini aus freiem Antrieb mit Guidiccioni über die Sache sprach, und diesen endlich von der Nothwendigkeit der Constituirung der Gesellschaft überzeugte.

Während dieser Zeit war die Noth des Volkes gestillt, und der Pabst, welcher Loyola und dessen Gefährten immer lieber gewonnen hatte, suchte, — bis zur Ausfertigung der Sanction, die Brüder — ihrem bedeutungsvollen vierten Gelübde zufolge, — zur Betreuung seiner Dienste zu verwenden. Loyola und Alle, welche darin eine Bürgschaft für ihre Hoffnungen sahen, fühlten sich geschmeichelt und drängten sich zu, des Pabstes Willen zu vollstrecken. Dieser sendete, nachdem er Loyola über die Charaktere der Brüder zu Rathe gezogen, den ernsten, schweigsamen, der Welt fast völlig abgestorbenen Brouet, der von allen am eifrigsten an der Klosterzucht im alten Geiste hielt, nach Siena, um dort ein Nonnenkloster zu reformiren, dessen Bewohnerinnen durch sittenloses Leben großes Aergerniß gegen das Ansehen der Hierarchie gegeben hatten. Der kriegerische Bobadilla, dessen Aeußeres schon imponirte, mußte nach Ischia reisen, um die

Todfeindschaft einiger in alter Blutrache befangener Stammhäupter zu versöhnen. Faber und Lainez begleiteten den Cardinal von St. Angelo auf seiner Gesandschaft nach Parma; der letztere begab sich von dort nach Piacenza, — Faber traf in Parma den Doctor Ortiz, einen eifrigen Freund Xaver's, Loyola's, der Fabern, als einen Mann, den er wegen seiner Frömmigkeit und subtilen theologischen Kenntnisse hochschätzte, bat, mit ihm nach Worms zu reisen, wo Kaiser Karl der Fünfte ein Religionsgespräch zwischen Katholiken und Protestanten veranstaltete. Le Jay wurde nach Brescia beordert, wo sich einige Neuerer erhoben hatten, welche Luther's Lehre auszubreiten suchten, und zwar mit solcher siegreicher Kraft, daß alles Volk von nah und ferne herbeiströmte, um sie zu hören. So tief drohte die römische Hierarchie zu sinken, daß der Pabst es, statt durchgreifende Strenge anzuwenden, und den Bannstrahl zu schleudern, es vorzog, den Predigern der reformirten Lehre ebenfalls durch geistige Gewalt entgegenzuwirken, da er von dem Gebrauch anderer Mittel die völlige Apostasie einer ganzen Provinz — und zwar nicht ohne Grund — befürchtete. Denn auch Italien hatte seine Vorläufer der Reformaten gehabt, wie Deutschland.

Dieses Vertrauen des Pabstes gegen die Gefähr-

ten Loyola's lenkte die Aufmerksamkeit aller Häupter der Christenheit auf die Gesellschaft. Man sprach in katholischen wie in protestantischen Ländern mit gleichem Interesse von ihnen.

Loyola hielt sich, während er die Sanction der römischen Curie erwartete, oft Tagelang in seinem zur Zelle hergerichteten Gemach, und bat die Brüder, ihn — mit Ausnahme dringender Fälle — nicht zu stören, da er im Gebete um die baldige Sanction liege. Vieles geschah in seinem Geiste. Mit freudeschwellendem Herzen sah er die Fortschritte, das nahe Ziel.

„Halt aus, Herz! Kein lauterer Schlag von dir, verrathe mich vor der Zeit. — Demuth, der ich mich selbst zum Schlachtopfer dargebracht, hilf mir zum letzten Sieg! Ich will des neuen Staats unumschränkte Herrschaft nicht durch Gewalt an mich reißen, — — es wäre Thorheit, und Thorheit allein verdirbt uns; — durch freie Wahl sollen sie mich empfangen, durch freie Wahl sich feierlich unauflöslich an mich ketten; von allen diesen, wie viel ihrer auch herrschen möchten, — keiner kann's — keiner soll's, so lang' ich athme . . ."

„Keiner? Einer, dem ich den Blick in's Spiel gegönnt! Xaver! Xaver! — —"

„Du liebst mich; aber du bist mild, leutselig,

gefällig, beliebt bei Allen, und — was mehr ist — bist in deiner Lauterkeit und Durchsichtigkeit Allen begreiflich. Mich scheuen sie, mich begreifen sie nicht.

„Xaver — General! Er, Er! — Müßt' ich ihn mit diesen Händen erdrosseln, — lieber sterben, als ihn so nennen hören . . . Zufall, Schicksal, Vorsicht, — wie heißest du, unbekannte, im Verborgenen waltende Macht, die mir sichtlich half, mich stützte? O, nur dieß einemal erspare mir ein Verbrechen! Ich glaube an dich; denn ich glaube an mich, ich werde nicht sterben, ohne mein Ziel erreicht zu haben. Wärst du mir entgegen, unbekannte Macht, — ich trotze dir, noch hab' ich Augen, Hände, Gedanken; noch Kraft, zu bewegen, zu rücken, zu klimmen, zu zermalmen. Winde und Wellen gehorchten meinem Willen. Ich bin noch ich; auf dieß marmorglatte, durch und durch gleiche Ich vertrau' ich. Kein Wurm frißt in dieß marmorne Herz hinein; da ist keine Reue, kein Weh, nichts, nichts, das sich an mich anspinnen, nichts, das mich zernagen und zerbröckeln kann. Siegen muß ich, herrschen."

Man pochte an der Thüre; Loyola warf sich vor dem Cruzifix nieder und nahm die Miene an, als habe er die ganze Zeit über gebetet, und sei jetzt ermattet von Kasteiungen.

Xaver trat ein und begrüßte ihn freudestrahlenden Auges. Loyola erhob sich mit Anstrengung, kußte ihn und fragte: „Welche angenehme Botschaft bringst du mir, geliebter Bruder vom Herrn? Hat der heilige Vater unsre Bitte gewährt? — — — Hast du dem Himmel eine Seele gewonnen? — — Hast du unserm Bunde tüchtige neue Mitglieder erworben?“

Xaver blickte ihn lange forschend an; „Loyola!“ sprach er endlich, „Denkst du noch an jene Stunde, als wir Brust an Brust uns an Hoffnungen erfreuten, weil die Gegenwart uns damals noch keine Blüthe bringen konnte?“

Loyola erschrack; denn er dachte, Xaver strebte nach der Würde des Generals an, doch faßte er sich und zeigte dem Freunde eine sorglose Stirn.

„Wir sprachen damals von Dingen,“ fuhr Xaver fort, „welche vielen Anderen als Chimären erschienen wären, — nicht so uns, die wir die Kraft in uns spürten, das durchzuführen, was wir uns einmal als Leben vorgesetzt. Damals theilten wir uns in zukünftige Eroberungen, du behieltst dir Europa vor, mir gabst du die Herrschaft Asiens! . . .“

„Xaver!“ rief Loyola . . .

„Gib sie mir jetzt!“ erwiederte Xaver, — „du kannst!“

„Erkläre dich! Nein! Nein! es ist unmöglich! Du willst mich durch einen Scherz erheitern . . .“

„So wahr ich dich liebe: Nein! Höre mich, und du, der Freund meiner Seele, das einzige Wesen, das ich auf Erden habe, richte dann über das, was ich gethan! — — Du erinnerst dich vielleicht noch an Doctor Govea in Paris . . . verzeih', ich wecke eine unangenehme Erinnerung . . .“

„Nicht also, Lieber! Sprich! sprich!“

„Du weißt: Govea ist ein Portugiese und gilt bei seinem Könige, dem Herrn Hindostan's viel. Govea war mir stets zugethan, und bei dieser Zuneigung rechte ich vor einigen Monaten an. Ich schrieb ihm nach Paris von unserer Gesellschaft, von ihren Fortschritten und Hoffnungen, von der Gunst des heiligen Vaters, von dir, kurz von allem, was mir an's Herz gewachsen, — — und um dir die Wahrheit zu gestehen, ich schrieb's ihm — weil ich kurz vorher von ihm erfahren hatte, daß König Joans die Absicht habe, die seiner Krone in Asien unterworfenen heidnischen Völker zur christlichen Religion zu bekehren; er ging mit dem Gedanken um, diese Mission den Predigermönchen zu übertragen, und die Inquisition in Goa aufzurichten.“

„Die Inquisition!?“ unterbrach ihn Loyola, — „Nimmermehr! Nimmermehr!“

Xaver fuhr fort: — „Die Nachricht zündete in meiner Seele. Ich dachte an das, was du mir in traulicher Stunde gelobt und schrieb an Govea eilig nach Paris, was ich dir früher sagte. Zürne mir nicht, geliebter Bruder, daß ich dir dieß verschwieg, ... und noch mehr. Govea, durch meinen Brief für unsere Gesellschaft eingenommen, empfahl sie dem Könige, der dich schätzt und liebt ... Eben komme ich vom Portugiesischen Gesandten, durch welchen ich Govea's Briefe erhalte; — hier bringe ich dir zwei, beide an dich gerichtet; von Govea den einen, den andern von König Joano selbst. Ich weiß den Inhalt; denn auch der aus Portugal kam über Paris und Govea meldete mir des Königs Bitte an dich.“

Loyola war von den unerwarteten Kunden betäubt. „Xaver!“ rief er, ihn mit fesselloser Leidenschaft umschlingend. Bald gelangte der Verstand in ihm wieder zur Oberherrschaft. Er warf sich auf's Knie und betete: „Herr des Himmels, ich danke dir!“

Dann erbrach er die Briefe. Govea meldete an Loyola des Königs Entschluß; der König hat ihn in seinem Schreiben um sechs Brüder der Gesell-

schaft, zum Behuf der Christianisirung aller der Krone Portugal's in Ostindien unterworfenen heidnischen Völker, und zwar erbat er sich die Sechs, welche Loyola nach bestem christlichem Ermessen auswählen sollte, unverzüglich; er ertheilte Loyola Lobeserhebungen, redete zu ihm wie zu einem Monarchen und empfahl sich, nachdem er ihm nochmals seine Bitte, im Namen der heiligen christkatholischen Kirche an's Herz gelegt, seinem Gebet und seiner Fürsprache bei Gott.

„Nun?" fragte Xaver, nachdem Loyola die Briefe durchlesen hatte — „Loyola, denkst du noch an mich?"

Mild lächelte ihn Loyola an und nickte. In wilder Freude jauchzte sein Herz.

„Was wirst du beschließen?" drängte Xaver.

„Ich will es überlegen," erwiederte Loyola, dann nach kurzem Sinnen rasch, wie aus Eingebung: „Was überlegen? Was bedenken?! Ich habe nichts zu bewilligen, nichts zu entscheiden. Noch ist unsere Gesellschaft vom heiligen Vater nicht bestätigt . . ."

„Doch wird sie's in wenigen Wochen" unterbrach Xaver, . . . „ich weiß es aus sichrer Hand. Die Bulle ist bereits geschrieben . . ."

„Du weißt's? — du? —“ fuhr Loyola auf, „die Bulle schon geschrieben? . . . Noch haben die Brüder keinen Oberen gewählt, dem sie die höchste Gewalt übertrugen . . .“

„Doch werden sie's bald, und werden keinen andern wählen als dich . . .“

„Das verhüte Gott!“

„Loyola!“

„Wozu versuchst du mich, geliebter Bruder? Die Brüder haben zu entscheiden. Was Alle wollen, will ich. — Hätte ich zu entscheiden, — Gott gebe, daß ich nie zu entscheiden habe — ach, Xaver, kannst du mir's verargen? Ich bin nichts beß'res als ein Mensch, — ich will dir meine Schwäche nicht verhehlen, ich möchte dich ungern von mir lassen. Wessen Herz hallt so völlig gleich mit meinem zusammen wie deines? Wer, wenn du von mir gingst, wer von Allen, bliebe, dem ich das innerste Wesen unseres Planes hinterlassen könnte? — Und du, ach, gerade du, mein Xaver, kannst dich so leicht von mir trennen?“

Darauf war Xaver nicht gefaßt. Die Freundschaft erstickte in diesem Augenblicke jeden Keim von Selbstsucht in ihm; wortlos warf er sich an Loyola's Brust.

„Nein, nein!“ rief dieser jetzt stürmisch, als hätte er einen gewaltigen Schmerz männlich niedergekämpft, — „ich will, ich werde dich nicht halten. Wenn die Brüder sich zur Berathung versammeln, will ich deinen Namen nennen, — was liegt an meinem Herzen, daß ich dich nicht mehr haben soll? — Du wirst groß, wirst glücklich sein in deiner Größe, wirst die Brüder groß machen, dich unsterblich. Sei's! — — Deine Hand, ach, deine Hand, Xaver! gib, — o, wie lang' werd' ich sie noch haben? — Xaver, wir baten einst Gott, er möge uns Brust an Brust sterben lassen! O, wie thöricht und vermessen war dies Gebet! So straft uns jetzt der Höchste. — — Nein, das sind keine Versuche, dich zurückzuhalten, — gewiß will ich keine machen, sei nur glücklich, — durch Thaten, durch Ruhm! Apostel Indien's, auserwählt vor Tausenden durch unsern Herrn Jesum Christum, — wär'st du nicht der Bruder meiner Seele, ich könnte dich beneiden! — Komm, laß uns den Brüdern die Kunde mittheilen, gleich hören, was sie beschließen. — — — Wie? verlangte der König nicht sechs Mitglieder? ...“

„Ganz recht: sechs!“

„Sechs! Sechs! — Wie viel sind unser denn? Ja, wären wir nur erst so mächtig und zahlreich, daß wir sechs entbehren könnten, gerade jetzt in dieser

Zeit der Bedrängniß, da die Ketzerei Luther's, die wir bekämpfen, überall immer mehr Anhänger gewinnt?! Entbehren wir nicht dich? Und wenn Rodriguez dich etwa begleitet? Rodriguez sieht vielleicht seine Heimath gerne wieder? Giltst du allein an Kraft, Muth, Kenntnissen, Ausdauer nicht mehr als sechs? — Doch, was sprech' ich da, als läge die Entscheidung an mir? Ich bin der letzte, der geringste von euch Allen. Komm, laß uns die Brüder versammeln, — und was mein Rath dir nützen kann, das hast du, ob auch mein Herz blutet; denn ich möchte für mich nur das: dich groß und glücklich zu wissen und für uns alle nur den Ruhm, daß einer von uns — zur größeren Ehre Gottes — den Namen unserer Gesellschaft fremden Völkern in die Herzen lege."

Schnell waren die Brüder versammelt; sie hörten mit Erstaunen die unerwartete, zu den größten Hoffnungen berechtigende Kunde. Loyola stellte bei der Berathung seine Person ganz zuletzt und wirkte durch alle Künste der gewandten Rede, durch den Schein feuriger Freundschaft, durch Schmeicheleien, die er an die minder begabten Köpfe der Gesellschaft verschwendete, kräftigst dahin, daß endlich die Brüder sich entschieden, Xaver und Rodriguez nach Portugall zu König Joano zu senden, der ihnen den erhabenen

Auftrag persönlich zu bestellen wünschte. Auch bei der Vorschlagung des sanften Rodriguez leitete Loyola'n seine Klugheit. Rodriguez, fromm, eifrig, gelehrt, schwärmerisch für den Ruhm der Gesellschaft, den Kopf erfüllt von den wunderbaren Visionen Loyola's, war ganz geeignet, die Herzen seiner Landsleute zu gewinnen. Wie viel lag dem schlauen ehrgeizigen Manne, dessen Pläne der Zufall so einzig förderte, daß der stolze Glaube an eine angeborne Vollkommenheit, an eine Art von göttlicher Alleingültigkeit in ihm wohl wurzeln konnte, wie viel lag ihm daran, Xaver nur von einem Einzigen begleitet nach Portugal zu senden! Glückte das Werk, so hing Xaver, der fast allein dastand, ganz von Loyola's Willen ab; — die größere Wahrscheinlichkeit war jedoch dafür, daß Xaver umkäme. Rodriguez bewirkte in Portugal einen guten Eindruck, es war vorauszusehen, daß der König seinen liebenswürdigen Unterthan, den er selbst bei den Studien unterstützt, nicht mehr aus Portugal fortlassen würde. Der gefürchtete Nebenbuhler fern — und Loyola behielt zu ungestörter Benutzung die Masse der Kräfte dicht um sich.

Ein einfaches aber herzliches Liebes- und Abschiedsmahl folgte der Berathung. Ein hölzerner Becher, — der einzige, den die Gesellschaft eigenthümlich

besaß, — ging in der Runde; mit klösterlicher Mäßigkeit genossen die Brüder die selten vergönnte Labung: Vieles wurde noch besprochen, was nöthig schien, da Xaver und Rodriguez nur noch eine Vorstellung bei dem heiligen Vater nachsuchen und dann unverzüglich ihre Reise antreten sollten.

Nach beendigtem Liebesmahl reichten sich die Brüder wechselseitig den Kuß der Treue und begaben sich dann in ihre Schlafgemächer.

„Triumph!" rief der unbändige Herrscher in Loyola's Brust, das stolze Ich, gekrönt mit Hoffnungen, betäubt von deren Duft. Loyola riß mit Hast das härene Gewand vom Leibe und warf sich, Ruhe zu suchen, auf's harte Lager.

„Triumph! Aus dem Weg! Ich werde, was ich werden will, — hier hab' ich die Bürgschaft!" Hoch empor hob er des Königs Brief. — „Der erste König, der bei mir bittet! Noch mehr Genossen soll er haben. Auf den Knieen will ich noch vor mir diese Götter der Erde sehen. Mit Ungestüm rennt mein Glück voran und schleppt mich zum Triumphe mit sich fort! — Nichts, was mich mehr beugen, demüthigen, erschüttern kann! Nirgends ein Feind, der es wagt, mir die Stirn zu zeigen; nirgends ein Phantom der Vergangenheit, das meine einstige

Schmach wieder in's Gedächtniß der Zeitgenossen zurückriefe, — Niemand, der sich mich denken kann, wie ich war, jeder ganz voll des Gedankens an das, was ich bin, geblendet von meinem fleckenlosen Glanz. Thoren, die fühlen, lieben, um Liebe leiden, auf Liebe hoffen, in der Hoffnung sterben: Liebe harre und lohne drüben! —"

Man pocht an der Thüre.

„Wär's wieder Xaver? Der Arme! Er ist tugendhaft, edel, lauter, treu! — Was nützen ihm alle diese Trefflichkeiten? Wie leicht lenkt' ich ihn! Was will er wieder? Fürchtet er: ich wolle ihn um meiner Freundschaft willen doch nicht von mir lassen? Guter, weichherziger Xaver! Gegen solche Schwächen bin ich gepanzert. — —"

Tiburzio trat herein.

„Du?" redete ihn Loyola verwundert an. „Was willst du so spät von mir?"

„Lieber, vortrefflicher Herr! — Ich bitte Euch, haltet mich für keinen Thoren!"

„Wie? Deßhalb kamst du?"

„Nein, — mit Eurer Erlaubniß — eigentlich nicht," stotterte Tiburzio, — „ich hätte Euch etwas zu sagen ... Ach, ich bin schon so lang in Eurer Nähe und meiner Treu so glücklich, als säß' ich in

einem eroberten Caſtell, oder mitten unter muſicirenden Engeln bei meinem Lieblingsinſtrument — der Pauke, und doch hab' ich bis heute noch kein vernünftiges Wort mit Euch gewechſelt ...."

„Gott gibt's Jedem ... Was willſt du eigentlich?"

„Es drückt mich auf dem Herzen, lieber Herr! Was kann ich dafür? Andre drückt's im Magen. Obwohl ich — ohne Ruhmredigkeit — tapferherzig bin, ſo iſt von allen meinen Gliedern das Herz doch das empfindlichſte und gewiß überlebt' ich's nicht, wenn's einer auf ächt ſpaniſch träfe ... Und ſeht, da drückt mich's ſo lang; wie oft hätt' ich's Euch ſo gern geſagt .."

„Lieber Freund, geh' zu einem Wundarzt."

„Ich dank' Euch ... Doch, um bei der Sache zu bleiben: Erinnert Ihr Euch nicht mehr an Euren kleinen Juan?"

„Juan!" ſchrie Loyola entſetzt, als hätte er eine Schlange entdeckt. Wild faßte er den Diener am Arme und fragte mit unterdrückter Stimme: „Verriethſt du ihm, wer ſein Vater iſt? Lebt er? Wo?"

„Er lebt. Doch, ſo wahr ich meinen ſeligen Vater, — einen alten Chriſten — im Himmel wieder zu ſehen hoffe — ich hielt meinen Eid. Weder er noch ſonſt eine Seele weiß ſeinen Urſprung."

Loyola athmete wieder freier und wurde ruhiger. „Gott wird dir's vergelten, daß du mich armen sündigen Mann, der sich dem Dienste der Kirche geweiht, der weltlichen Sorge um das Kind enthoben hast und ihn christlich auferzogest," sprach er mit leiser, zitternder Stimme.

„Er ist ..." entgegnete Tiburzio stockend, ... „er ist Protestant."

„Gerechter Gott!" —

„Er war hier — in Rom. O warum ließet Ihr mich damals, als ich Euch wieder sah, nicht ausreden! Ihr trafst ihn auf dem Campo vaccino, an der Seite des ketzerischen Predigers."

Loyola erwiederte nichts; aber dies Marmorherz hatte einen Riß bekommen. Auf sein Lager zurücksinkend, starrte er Tiburzio wie ein Gespenst an. Tiburzio wußte nicht, was er beginnen sollte; das Beste schien ihm fortzueilen und die Brüder zu wecken, damit sie Hülfe brächten.

Da erhob sich Loyola plötzlich, mit eiserner Ruhe, hielt ihn zurück und sprach gebieterisch: „Wähle zwischen Himmel und Verdammniß. Ich bin Priester, ich kann binden und lösen; den Fluch des ewigen Gottes über dich, wenn du deinen Schwur brichst! Wiederhole ihn und schwöre dazu, nie etwas

von dem zu sprechen, was du hörtest, was du je in meinem Auftrage beginnen wirst! Willst du?“

Tiburzio schwur.

Loyola entließ ihn. — „Eins muß geschehen!“ sprach er, die Hand auf's Herz pressend, als Tiburzio fort war. „Und du, du hier! — Ich glaubte fest: du seist versteinert! — Du betrogst mich, elendes Herz. — So versteinre denn von jetzt an!“

Bad. Landes-Bibl.

In demselben Verlage sind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erschienen

und um beigesetzte Preise durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Beauties, the, of Shakspeare. Musterstücke aus Shakspeare's Dramen. Englisch und deutsch. 2 Bände. 12. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Duller, Eduard, Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen. 8. Geh. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 20 kr.

— — Erzählungen und Phantasiestücke. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

— — die Feuertaufe Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

— — Kronen und Ketten. Ein historischer Roman. 3 Theile. 8. Rthlr. 4. 21 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Phantasiegemälde für 1835. Mit einem Kupfer von Fleischmann. 8. Elegant gebunden. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — Phantasiegemälde für 1836. Mit einem englischen Stahlstiche. 8. Elegant gebunden. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

Der geistreiche Verfasser zeigt in diesen seinen neuesten Werken den freundlichen Lesern eine Fülle der buntesten Ansichten. Ein frischer Hauch des Lebens und der Phantasie belebt seine Erzählungen und Phantasiestücke. Der Leser findet darin bald ein freundlich gemüthliches Genrebild, bald ein Nachtstück à la Höllenbreugel. Der reiche Stoff und die gelungene Behandlung berechtigen uns, diese äußerst interessanten Schriften allen Freunden einer geistreichen Unterhaltungslektüre zu empfehlen.

Edgeworth, Maria, die Gönnerschaft. Aus dem Englischen von Louise Marezoll. 4 Theile. Rthlr. 4. 12 gr. fl. 7. 48 kr.

Evelina und Johanna, die Heldinnen des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein historischer Roman in 12 Büchern. 3 Theile. Rthlr. 2. 6 gr. fl. 3. 48 kr.

Fischer, C. A., neue Kriegs- und Reisefahrten oder romantische Kriegs- und Lebensabenteuer. 2 Theile. Rthlr. 3. 12 gr. fl. 6.

Fischer, C. A., Hyacinthen in meinem Kerker gezogen. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Gallerie zu Byron's Werken. Zweite Lieferung in 7 Blättern. 20 gr. fl. 1. 30 kr.

Gutzkow, K., Soireen. 2 Theile. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr.

Heeringen, Gustav von, Fränkische Bilder aus dem sechszehnten Jahrhundert. 4 Theile. 8. Rthlr. 5. fl. 8. 30 kr.

— — der Courier von Simbirsk. Novelle. 8. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Irving, Washington, sämmtliche Werke. Aus dem Englischen übersetzt. 56 Bändchen. Geh. Auf Velinpapier Rthlr. 10. 6 gr. fl. 17. Auf Druckpapier Rthlr. 7. 4 gr. fl. 11. 54 kr.

Dieselben enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reisenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Die Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoristische Geschichte von New-York. — Reisen der Gefährten des Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. — Die Reise auf den Prairien. — Abbotsford und Newstead Abtey. — Erzählungen von der Eroberung Spaniens.

Nänny, J. C., Gedichte. Rthlr. 1. 6 gr. fl. 2.

Der Name des Herrn Nänny ist den Freunden der Dichtkunst aus Taschenbüchern und Zeitschriften ein erfreulicher Klang geworden, der immer irgend ein aus der Tiefe der Gemüths- und Phantasiewelt geschöpftes Product ankündigt. Vorzüglich aber sind es heitre, liebliche Melodieen, die irgend eine gefühlvolle Anschauung, eine poetische Erkenntniß des Lebens und der Natur enthalten, welche der Muse des Herrn Nänny gelingen. Sie ist ein reiches Kind, aber ihr Reichthum besteht in Blumen und diese sind wiederum einfache Blumen der Wiese, traulich dem Herzen, wie dem Vaterlande, ein sinniger Strauß für sinnige Freunde der Poesie.

Loyola.

Von

Eduard Duller.

Lincke

Dritter Band.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1836.

Sächsische
Landesbibliothek
23 APR 1964
Dresden

I.

Die Flucht Beatricens hatte Johannes aus seinem Sinnentaumel geweckt. Er schämte sich seines Beginnens und schlich durch den dunklen Gang zurück in den Garten. Von hundert Gedanken, von Vorwürfen, vom Gefühl innerer Leerheit bestürmt, warf er sich auf den weichen Rasen. Die Düfte, der warme Athem der Nacht legten sich erstickend auf seine Brust. Er dachte an Deutschlands blauen Himmel, an Deutschlands Eichen und freie Alpen — hier ein Grab mit Rosen geschmückt, ein Kerker mit Sammt und Seide ausgelegt, — doch immer ein Kerker, ein Grab! Was alles hatte er nicht gewollt, gehofft, — und jetzt träumte er bereits wochenlang, unthätig, zerstreut, mit sich zerfallen, Ehre und Treue waren von ihm gewichen. Das Wort gebrochen, das er seinem Retter, seinem Wohlthäter verpfändet. Seine Eltern, so ferne von ihm, ohne Nachricht, gewiß in Kummer und Sorge um ihn! Sie liebten ihn so sehr! Und die treue Maria! Wie sie an seinem Bette gejammert, ihn umschlungen, gejauchzt, gebetet! So ohne Falsch, so ohne Schleier,

so ganz hingegeben in kindlicher, heiliger Unschuld lag dieß treue Herz vor ihm offen. — Jetzt, jetzt erst empfand er's, an was er nie bis jetzt recht gedacht, — daß er sie liebte, inniger, als wie er bloß die Schwester lieben konnte, mit so ganzer Harmonie des Verlangens und der Seele, wie der Mann das Weib; jetzt erst empfand er's, da er hingerissen von Weichlichkeit, Träumen sich hingegeben.

Nicht ihr allein treulos durch sein längeres Verweilen, auch sich selbst! Ein halber Mensch, — alles, was als groß und schön ihn reizte, anstrebend, — zurückgehalten von Umständen, von Zufällen. Weßhalb hier verweilen? Aus Furcht? Er forderte von sich strenge Rechenschaft. — Aus weichlichem Behagen, aus keinem anderen Grunde! Dieß Hoffen und süße Bangen, dieß Entbehren durch tausend Genüsse gewürzt, dieß Meiden und Wünschen, dieß Spähen und Fliehen war's, was ihn fesselte und hielt. Der Stolz seiner besseren Natur empörte sich und schalt ihn unmännlich. Es graute ihm vor dem Abgrund, an dem er stand, — in welchem er bald sich selbst verlor.

Er suchte mit voller Gläubigkeit auf den Höchsten, Trost und Kraft des Entschlusses im Gebet. Er warf sich auf die Kniee und betete — ohne Schwärmerei, aber mit herzinnigem Vertrauen aus

seinem Seelendrang: „Gütiger Gott, du gabst mir alles, was ein Menschenherz verlangen kann; du hast auf allen meinen Wegen mich treu geleitet und bewahrt. Du gibst uns Menschen dein größtes Geschenk, den freien Willen, daß wir an der eignen Vollendung uns erfreuen können; gib mir die Kraft, mich selbst zu erkennen und zu bezwingen, daß ich, einig mit mir selbst, den Platz im Leben ausfülle, den du mir angewiesen. Trockne das Auge der Treuen, die in Sorgen um mich vergehen; stehe mir bei, daß ich ihnen vergelte durch Liebe, was sie mir an Liebe gegeben.“

Er war gestärkt, ruhiger. Er kam zu einem Entschluß. Was ihm auch Uebeles drohen möge, — er wollte es ertragen; nur dieß Schloß verlassen, wo er am Herzen und an Kraft zu Grunde zu gehen fürchtete. Liebte ihn Beatrice, o, dann um so eiliger! Sie elend machen — und Maria!

Doch mit diesem ersten Entschluß begnügte er sich nicht; er hatte streng auf sich acht, und ließ sich nicht von der bloßen Aufwallung bemeistern. In diesem Augenblick, da Gott dem treu Wollenden sichtbar nahe war, sollte sein ganzes Leben feste Gestalt gewinnen. Alle unbestimmten Wünsche, alle phantastischen Thatenhoffnungen schmolz er ein und

gab der Masse ein scharfes deutliches Gepräge. Eine Bahn mußte er verfolgen, einen Stand festhalten, um sich selbst, um den Lieben, um der Menschheit ganz anzugehören. Noch war es Zeit, noch war er jung, um von vorne anzufangen. Sein Wohlthäter und Pflegevater hatte den Wunsch ausgesprochen, daß sein Stand auf den Ziehsohn übergehn möchte. Er dachte an so viele Thränen, die er trocknen könnte, an der Eltern Freude, an Maria, an das Land freier Menschen; — er gelobte es Gott, Pittlinger's Wunsch mit Standhaftigkeit und Treue zu erfüllen.

Keine Zeit war zu verlieren. Sein Reisegeld reichte aus. — Er schritt vor den Flügel der Villa, wo der Augustiner, den er herzlich liebte, noch über Büchern eifrig saß; — er sah's an dem hellen Fenster. „Leb wohl!" Möge Gott dein Wirken segnen, und naht das Ende deiner Tage, so schließe der ernste Engel mit sanfter Hand deine Augenlieder!" — — „Leb' wohl, du wunderbares Wesen, einmal geseh'n, ungekannt, gewiß so gut wie schön! Denkst du je an mich, so denke meiner wie eines irren Wandrers, dem der liebende Vater in der Wildniß begegnet und den rechten Weg wieder gewiesen. Sei glücklich! Sei glücklich!" — —

So flüchtigen Abschied genommen, um nicht auf's

neue entmannenden Gefühlen zu verfallen — dann verließ er die Villa Fausto.

Es wurde ihm wohl, als er die Felsmauer hinter sich hatte. Er schritt rüstig in der Waldesnacht weiter und sang freudigen Muthes das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott."

Der Augustiner vermißte seinen schwärmerischen jungen Freund nicht gleich am ersten Tage; denn er war es gewohnt, ihn häufig in der Einsamkeit herumirrend zu wissen. Er erschrack, als er sich überzeugte, daß Johannes das schützende Asyl verlassen hatte; vor Sorge um ihn — (denn er kannte ja des Jünglings Feuereifer) vermochte er nicht mehr bei seinen gelehrten Beschäftigungen auszuharren, noch — ein Stündchen zu schlafen. Seine einzige Hoffnung war, daß der Herzog bald in die Villa käme und vielleicht auch von dem Flüchtling Kunde, wohl gar diesen mitbrächte.

Einige Tage vergingen ihm unter solchen Aengsten, als der Herzog und zwar mit heiterem Antlitz wieder kam. Der Augustiner eilte ihm entgegen, sein erstes Wort statt des Grußes war: „Giovanni?"

„Giovanni?" gab der Herzog die Frage zurück.

„Ihr wißt nichts von ihm?"

„Ich? Ist er nicht hier?"

Der Herzog war bekümmert, als er aus des

Greises Mund die Kunde von des Jünglings Flucht vernahm. „Meine Hoffnungen!“ sprach er, schmerzvoll nach oben blickend. „Hättet ihr gelogen, ihr Sterne, auf deren Bürgschaft ich so fest vertraute? — Nein! Nein!“ unterbrach er sich selbst, — „die Hoffnung lügt nicht! Das Schicksal trennt uns nur, damit wir fühlen, daß wir einander zugehören, so inniger und mit allen Lebenstrieben einander zustreben; alle Ausstrahlungen der Seele fängt ein Brennpunkt auf, und mitten in diesen hinein wird unser ungetheiltes Selbst gezogen, — sei's, daß es vom Lichte rasch geläutert, sei's, daß es von der Flamme rasch verzehrt werde, um als rein ätherisch wiedergeboren zu werden. Es ist ein und derselbe Prozeß, — Schmerz, Trennung, selbst was wir Tod nennen, — ein Zusammengefaßtwerden zur Durchgeistigung.“

„Ihr seid wohl glücklich in diesem Glauben?“ erwiederte der Mönch.

„Er ist der Stoff, durch den meine Seele lebt und aufrecht bleibt. — Wer ertrüge dieß Leben, der nicht auf ein Wiederfinden hoffte? — Ein Wiederfinden, eine ewige Steigerung, eine stets innigere Innigkeit zwischen stets individueller gesonderten Individualitäten. Kein Ineinanderrinnen der Atome, aus denen eine neue Erde, eine neue Menschheit

entsteht! Wer einmal gelebt, hat dadurch, daß er weiß: er lebt, die Bürgschaft, daß er nie stirbt, hat das anerschaffne Recht darauf. Und so laß uns, wie auch mein Herz vor Weh sich zusammenzieht, auf ein Wiederfinden hoffen.“

„Jetzt begreife ich den Sinn Eurer zauberischen Schöpfung hier,“ sprach der Mönch, „es ist ein lebendiges Symbol Eures Glaubens, ein immer frühlingfrohes Gedächtniß der Zukunft! Dächten alle Fürsten an ein Wiedersehn! So aber gilt, ach, der Tod so Vielen nur als die Vernichtung, und sie tödten, wähnend, der Staub zerfliege in Atome. Ach, es ist Weisheit, Schönheit und Stärke in dieser Schöpfung harmonisch vereint; — aber warum müssen Weisheit, Schönheit und Stärke sich in dieß Thal des Todes flüchten? Warum begreifen die draußen die heilige Hieroglyphe des Lebens nicht und warum sterben sie noch mit der Frage auf der Lippe? —“

Der Herzog gab dem Gespräche eine andere Wendung und berichtete dem Mönche, daß er bei der scharfen Wachsamkeit der Inquisition — trotz der Erbitterung des Volks gegen dieselbe, — es für ihn noch nicht für gerathen finde, das allen Späheraugen unbekannte Asyl zu verlassen:

Der Greis war über diese Mittheilung bestürzt.

Thränen traten ihm in die Augen. „So sollt' ich auf's neue in einer Clausur, wenn auch in einer so freundlichen, meine Tage beschließen?! Gott weiß: Ich vermag's nicht. Nehmt meinen brüderlich herzlichen Dank für Eure gastfreie Aufnahme. Ich muß hinaus in die Welt und meine Sendung erfüllen."

Der Herzog wollte sprechen, ihn zurückhalten. Der Mönch kam ihm mit den Worten zuvor: „Gönnt mir, dessen langes Leben freudlos gewesen, die eine Freude: daß ich die wenigen Stunden, die mir auf Erden noch vergönnt sind, noch wirken kann. Das ist der Jammer meines Lebens, daß ich es ganz der Forschung hingegeben: was des Lebens Zweck sei, und als ich ihn endlich erkannt, war ich — zu alt, ihn zu erfüllen. Ein Kind begreift die Mysterien, und wir Alten forschen Jahre lang darnach. Ein Kind handelt und wir denken darüber: welche Art des Handelns der Zweck des Lebens ist. Armer Betrogner, das Handeln selbst war's — und du hast's — versäumt."

„Ihr werdet unterliegen, — ohne daß ein Vermächtniß Eures Thuns zurückbleibt," sprach der Herzog warnend, wehmüthig.

„Und welches Vermächtniß können wir Alte dem jüngeren Geschlecht denn hinterlassen, als eben — unseren Tod?" erwiederte der Mönch. — „Bei

Gott steht alles. O, glaubt mir: ich hab' mich ihm ganz ergeben, wie ein Kind dem Vater, ich bin so glücklich in dem Gedanken: was er thut, das ist wohlgethan. Er kann mich leben lassen, er kann mich hinnehmen, immer ist nichts verloren, was er mit mir beginnt; er meint es redlich, und ich hab' ihm nur ein's dafür zu entrichten, was ich ihm treu entrichten will, durch Werke zu reden und es auszusprechen, wie gut er's mit uns Allen meint."

Der Herzog reichte ihm die Hand. „Ihr geht! — Schütze Euch der, auf den Ihr vertraut! — So lebt denn wohl. Ich werde Euch hier auf Erden noch einmal wiedersehen; in dieser Sekunde fühl ich's — nennt mich deshalb keinen Thoren. Es gibt Dinge, die in uns beschlossen liegen, ohne daß wir's wissen und die offenkundig werden. Es ist ein ursprünglich Nothwendiges in uns, das uns aneinander kettet; das läßt sich nicht gewinnen, nicht berechnen; — denkt es weg und in Gottes Schlüssen selbst ist eine Lücke! Das ist kein Aberglaube und kein Wissen, das ist klarer als der erste und sichrer als das zweite, es ist das Gefühl. — — Und so bin ich, wenn Ihr durch jene Pforte hinausgegangen, allein, ... ach, Ihr wißt nicht, wie hart ein Fürstenhut drückt. Wären Menschen menschlich, Fürsten hätten Freunde und Tyrannei wäre nie erfunden!"

Der Herzog und der Mönch umarmten sich schweigend. Der Mönch verließ die Villa Fausto.

Der Herzog begab sich zu seiner Tochter. Die Dienerinnen entfernten sich.

„O, mein Vater!“ rief Beatrice, sich an sein Herz werfend.

„Liebe Beatrice, mein Kleinod, mein Augenlicht! — Wie glüht dein Kopf! — Da auf diesen Wangen jagt Röthe die Bläße, du bist krank ...“

„Nein, Nein! O, Vater, Vater!“

„Was ist dir? Du mein höchstes irdisches Gut. — Sieh, — birg nur deinen Kopf an deines Vaters Herzen, sieh, ich errathe, was dir ist ...“

„Du, du?“ sprach Beatrice, weinend an ihm hinaufblickend, dann schüttelte sie das Haupt.

„Soll ich dir's sagen?“ fragte der Herzog weich ....

„Nein! Ach nein!“ erwiederte sie hastig, ängstlich ... „Ach, von fremden Lippen es zu hören, — und selbst von deinen! ... O, Gott, du bist so gut. — Nein, nimm mir's nicht, laß mich dir's geben, und nichts empfange von mir, der du alles gibst, als meinen Gram.“

„Nun, so vertrau mir's! ...“

„Er! ...“ Enger und enger schmiegte sie sich an des Vaters Herz.

„Giovanni?“ flüsterte er sanft, ihren Scheitel mit seinen Händen bedeckend. — „Du sahst ihn?“

Sie faßte nach des Vaters Herzen und legte ihre Hand zwischen es und ihr Haupt.

„Du liebst ihn?“

Sie zitterte. Er streichelte ihr die Stirne und fragte leise: „Du liebst ihn?“

„Wenn das, was in mir ist, Lieben ist, — dann recht, dann recht!“

„Und bist bei mir, mein liebes Kind, und weißt, was du mir bist, und zitterst?! .... Komm, Beatrice, komm, richte dich auf, sieh mich an; — sieh in deines Vaters Aug, in das du so oft und nie ohne Treu und ohne Hoffnung gesehen!“ Sie that's scheu, bald immer muthiger. „Und siehst du darin etwas andres, als du je d'rin gesehen? Das ist die Liebe, Beatrice; ja, das ist die Liebe, die unser Gott liebt und die von Gott kommt. Und, da sie von Gott kommt, warum zitterst du? ... Freilich auch die Blume bebt, wenn sie berührt wird. — — Sei getrost! Hoffe, hoffe nur, und du wirst ihn wieder sehen!“

„Heute?“ fragte sie kindisch und doch verschämt.

„Heute?! Arme Beatrice! Nein, heute nicht, morgen nicht; aber gewiß wieder.“

„Lang? Lang?“

Der Vater blickte nach oben und wies ihr dahin — „den dort frage: wie lang!“

„Vater! Vater!“ rief sie ahnungsvoll, bang.

„Nun? Besinnst du dich nicht? — — Ja so! Ja so! ... Bist du auch stark und treu? Kannst du auch leiden und hoffen zugleich? Ach, du bist ja noch jung; jung können wir's; wir verlernen's mit einemmal, und brauchen Jahre, Jahre, bis wir's wieder erlernen und dann oft nur halb. — Aber du bist mein Kind, — du kannst's noch. Er ist fort! ....“

„Fort? — Vater! Du willst mich prüfen, gelt? Fort? .... Ach,“ fügte sie, zusammensinkend hinzu, „ich sah ihn freilich einige Tage lang nicht, — doch das! das!“

„Beatrice!“

„Ja, ich will mich fassen .... Ich bin ja kein Kind mehr! Fort! Fort! .... O, ich bin gewiß stark und kann's ertragen, alles, alles kann ich ertragen, — auch den Tod. Alles, alles kann ich, — nur weinen nicht!“

„Ich weiß, meine Beatrice, wie weh das thut! ... Ihr Frauen lernt das wieder, — wir Männer .. wir müssen's noch als Glück preisen, dieß tiefste Elend! — Nicht so, Beatrice, nicht so! — — Ich

will dich nicht zu trösten versuchen — wer kann's denn? — nur Eins dir sagen und immer wieder sagen, ein Wort wie Thau für thränenlose Augen, — ein Wort — Gott sprach's zuerst, als die erste Menschenthräne versiegte, und seither sagt's jeder Morgen und jeder Lenz: „Hoffe!"

Beatrice richtete ihr Haupt sanft empor, — „Vater!" sprach sie, — „eh' ich ihn sah, wußt' ich nicht, was Einsamkeit sei, wußte ja nicht, was Verlieren ist. Du warst mir so gewiß so treu wie Luft und Sonne. — Freilich jetzt. — Hast du mich denn noch lieb? Kannst du's denn? — Ach wenn du fort sein wirst! . . ."

„Glaubst du, weil ich unter Hunderten und Tausenden bin, ich sei nicht einsam? Nicht verlassen? Sättigt Gold? Leb' ich vom Sehen? — — —"

Beatrice schwieg. Ihr Vater zog sie zu sich auf eine Ottomane nieder. Da saßen sie stumm nebeneinander, jedes mit seinem Schmerz. Der Springquell hob sich wie des Vaters Hoffnung, sank zurück, wie der Tochter Gram.

„Vater, Vater!" sprach sie endlich, seine Hand festhaltend und aufstehend, „willst du mich tödten?"

„Meine Beatrice," rief er erschreckt. „Das sagst du mir? Und wodurch?"

Sie schlug die Augen nieder und erwiederte nichts.

„Du haſt einen Wunſch, nicht wahr? Willſt ihn nicht ausſprechen? Sieh mich an; mit den Augen nenn' ihn mir wenigſtens. Ach, du biſt ſo — ſcheu wie eine Lerche, wie die Blume, die verwelkt, wenn man ſie anhaucht.“

„Biſt du fort,“ ſprach ſie, mit einemmale raſch, faſt ungeſtüm, „muß ich einſam hier bleiben, — das tödtet mich. Ich kann nicht; — — kann ich mit den Lippen anders reden, als mit dem Herzen? Gewiß: hier ſterb' ich! — O, nimm mich mit!“

„Weh mir, was verlangſt du?“

„Als was du willſt, nimm mich mit, wenn ich dein Kind nicht ſein darf, als deinen Pagen, als einen Findling. Nur aus dem Grabe hier nimm mich fort! Ach, wir ſpielten damit, und nun will es ſeinen Ernſt haben ....“

„Du hoffſt, ihn zu finden?“ fragte der Herzog.

„Ja — dort!“ Sie blickte nach oben.

„Nein! Nein! Sei getroſt, Beatrice. Ich will dir ja alles erfüllen, was dein Herz verlangt, du mein einziges Weſen auf Erden, das mir treu iſt. — Ja, du haſt Recht, — wir wollen fort von hier, bald, noch heute; — was ſollen ſie dir anhaben? Du bleibſt immer bei mir, ſo nah, ſo dicht, daß ſelbſt ein böſes Auge mich zuerſt treffen müßte. Ach, ſie ſind dir nicht hold, ſie beneiden mich um

dich, wenn sie dich sehen, und dich! — Nein, nicht als mein Kind. — Du bist klug, du sahst's vorher. Als einen Pagen, sagtest du nicht so? — Als einen Findling. — Ich will mir Gewalt anthun, es soll mir's Niemand anmerken, wie lieb ich dich habe.“

Beatrice lächelte still in sich hinein und los'te langsam die Flechten ihres Haares, daß die dichten dunklen Locken über Nacken und Brust bis an's Knie hinabwallten. So stand sie vor dem Vater. „Daran würden sie dein Mädchen erkennen, Vater!“ Dann ging sie schweigend und ließ ihn allein. Und kam zurück — die Pracht ihrer Locken verschwunden!

Am andern Tage verließen der Herzog und sein Page die Villa Fausto, beide zu Roß, der Herzog von Herzen fröhlich, sein Kind neben sich zu wissen, — glücklich in seinem Hoffen und Vertrauen, — der Page bleich und sinnend, im grünen Wamms, mit kurzem Haar, einen Hut mit wallender Feder, sanft dahingetragen vom schneeweißen Zelter. Felice hatte ihn der Herzog getauft! — „Felice!?“ dachte sie ungläubig, — „nie! nie!“

Xaver und Rodriguez hatten Rom verlassen, mit solcher Eile, daß Xaver sich nicht Zeit genom-

men, seinen zerrissenen Rock zu flicken. Eine schwere Sorge war von Loyola's Herzen gefallen, andere nicht minderschwere drückten es noch, die um die Herrschaft, die um den Sohn. Mit Gewalt drängte er die letztere zurück, bis er die erstere abgewälzt habe. Hatte er nur erst die Macht, dann scheute er nichts mehr, dann war alles, was er that, gerecht und tugendhaft. Bis dahin hielt er Tiburzio stets im Auge, wie das Raubthier seine Beute, und der treue Diener, der bei keiner höheren Autorität auf Erden schwur, als bei seinem Herrn, fühlte sich glücklich im gleichen Wechsel der Stunden.

Am siebenundzwanzigsten September 1540 unterschrieb Paulus III. in seiner Villa zu Tivoli die Bulle, welche mit den Worten beginnt: „Regimini militantis ecclesiae;“ er hielt sie, als er die Feder weggelegt, freudigverklärten Antlitzes in der Hand, und betrachtete sie lang. Der Taufschein der Gesellschaft Jesu! Der Freibrief meiner Prätorianer! — Jeder scharf ausgeprägte Buchstab wird ein gewaffneter Mann, ein Schild der Kirche für ewige Zeiten! Welcher König hat einen solchen Talisman, — Werkzeuge seiner Hand, brauchbar für jedes Geschäft, so schnell im Vollbringen, als der Gedanke im Haupt zum Wort auf der Zunge

wird! Drei Alter hat die Hierarchie durchmessen, mit diesem Stiftungsbrief beginnt das vierte, das nimmer enden wird. Das erste, als in allgemeiner Noth und unterm tausendfachen Martyrthum kein Auge die Stelle entdeckte, auf welche der Stuhl des Apostels hingestellt ward, — das zweite, als der Bischof von Rom als Flüchtling und Schutzsuchender nach Deutschland zog, und das Erbe Constantin's zurückbrachte; das dritte, als dieß Deutschland im Geiste Rom schon gebändigt, schon als Provinz sah, — Gregorius, da standest du auf und zaubertest das eherne Zeitalter des Cölibats, — das eiserne beginnt heute, unter neuen und furchtbareren Bedrängnissen als je, eben dieß Deutschland will Rom jetzt auf's neue vernichten, es ist der alte Bruderzwist wie zwischen Kain und Abel; aber Kain erliegt, und Abel erhebt sich aus seinem Blute mit einem neuen strahlenden Leibe, und die Sterblichkeit hat ihm nichts mehr an. — Ich — kann sterben, — ich lasse dir den Zauber der ewigen Jugend, — du schreibe meinen Namen zu denen Leo's des Dritten und Gregor's des Siebenten, weltherrschendes Rom! —"

Auf der Bulle stand: „Paulus der Dritte, durch Gottes Barmherzigkeit, Knecht der Knechte!"

Ja: Knecht der Knechte, ruhmhoffender Greis!

— Die nach dir auf des Apostels goldenem Stuhle sitzen, werden's empfinden.

Loyola's Triumph, als er die lang ersehnte Bestätigungsbulle des von ihm gestifteten Bundes an's Herz preßte, wie ein Vater sein neugebornes Kind, wurde jedoch durch die Clausel, — daß die Zahl der Professen, welche der neue Orden aufnehme, funfzig nicht überschreiten dürfe, *) etwas geschmälert. Indeß was lag daran, da doch die Hauptbedingnisse der Herrschaft gesichert, das Constitutionsbuch anerkannt, Privilegien gestattet, die Unabhängigkeit der Gesellschaft von jedem anderen irdischen Oberhaupt als dem Pabst feierlich sanctionirt waren. Nur der General des Ordens huldigte dem Pabst, jedes andere Mitglied dem General zu blindem Gehorsam!

Ein Schritt, — leise und bedächtig gemacht — dann stand er am Ziele. Noch klein und unansehnlich vor'm Auge der Welt erhob sich der Bau, den er gegründet; aber er stand, schon war's kein Staat, keine bloße Gesellschaft mehr, ein Staat getheilt zwischen Regierenden und Regierten, eine tyrannische Monarchie mit dem Schein der Republik,

*) Diese Restriction wurde zwei Jahre später aufgehoben.

dadurch gesichert, daß Jedem die Aussicht zur Erlangung der höchsten Gewalt offen blieb. Und welch' ein Organismus! Ueber Allen — der General, auf Lebenszeit Herrscher, untrüglich, weil von Gott selbst inspirirt, und weil untrüglich, unbeschränkt, Gesetzgeber und Richter, Herrscher und Beamter zugleich, gezwungen in Rom zu regieren, um von da aus, das ungeheure Gewebe nach allen Seiten hin überschauen, concentrisch festhalten zu können. In ihn mündet durch tausend Röhren alles ein, wie alle Ströme in's Weltmeer. Er erfährt alles, was in jeder Stunde geschieht; er winkt und sein Befehl wird in den entferntesten Himmelsstrichen vollzogen. Da ist kein Widerstand möglich, kein Hinterhalt, kein Besinnen, kein Unterhandeln, kein Modeln, kein Verstellen; jeder Vollstrecker seiner Befehle hat hinter sich den Beobachter, der ihn stützt, — der ihn angibt. Unter dem General stehen die Provinziale, an starken Fäden gehalten, mit Macht, nach unten zu wirken begabt, um dem Herrn über ihnen willig zu dienen; — unter den Provinzialen die Superioren der Profeßhäuser, unter diesen die Rectoren der Collegien; alle diese im Zaume, in Controlle zu halten, hat der General seine außerordentlichen Beamten, die Kommissarien, die Visitatoren. Ja der General

ſelbſt, damit das Werk als ganzer Organismus von Dauer ſei, damit in fernerer Zukunft irgend ein General nicht ſeinem perſönlichen Egoismus den des Ordens, die Exiſtenz deſſelben aufopfern, —) hat Admonitoren zur Seite, welche die Einkünfte behüten! Rangordnungen ſelbſt unter den Regierten, vom Novizen aufwärts zum erprobten Schüler, zu den geiſtlichen und weltlichen Coadjutoren, zu den Profeßen des vierten Gelübdes. Jedes Geſchäft klug beurtheilt, daß wie auf Feldpoſten die Aufmerkſamkeit des Einzelnen nicht durch zu vielerlei Gegenſtände zerſplitteet werde. Und alle dieſe verbunden durch ein Intereſſe, durch das der Exiſtenz! Nirgends eine eigentliche Heimath für den Bruder des Bundes, damit die ganze Erde das Beſitzthum Aller werde und bleibe. Keiner ſollte weltliche oder geiſtliche Ehrenſtellen annehmen, damit ſein Wirken dem Bunde nicht entzogen, ſowie Treue nicht einem beſondern Staate zugewendet würde; denn ſie ſelbſt ſind ein Staat, der Staat in allen Staaten, über allen Staaten, — ſind der Staat, nicht als Mittel, ſondern als Selbſtzweck. Sie befinden ſich im ewigen Zuſtand der Nothwehr, d'rum haben ſie das Recht der Nothwehr. Soldatiſches Leben in geiſtlichen Zelten, — Wandern und Streifen, um zu erobern, um zu

behaupten, — soldatischer Lohn, soldatische Strenge, — soldatischer Gehorsam! — — —

Loyola that alles Mögliche, um das Ziel endlich zu erreichen, und gebrauchte jede erdenkliche Vorsicht, damit der letzte entscheidende Schritt nicht mißglücke! Die Umstände waren nicht günstig. Von allen Brüdern der Gesellschaft befand sich eben jetzt der einzige Cordure in Rom. Längeres Zögern war unerträglich. Er berief denn Lainez, Brouet, Salmeron, Le Jay, Bobadilla nach Rom, zur Wahl des Generals. Sie kamen — bis auf Bobadilla, welcher Ischia nicht verlassen konnte und zurückschrieb, er wolle, im Vertrauen auf die Weisheit der Brüder, die geschehene Wahl nach seiner Zurückkunft bestätigen. Xaver und Rodriguez hatten ihre Stimmen versiegelt zurückgelassen; — Loyola war ein einziges Mal versucht, die Zettel heimlich zu erbrechen, die Hand glühte ihm aber alsbald. Unwillig, daß ihn seine langgepflegte Kunst der Selbstbeherrschung verlassen wollte, legte er sie wieder weg. „Diese beiden sind mir gewiß. — Wären's Alle!"

Er suchte allen Unfällen, vor denen er zitterte (denn er war nicht frei von Mißtrauen und Argwohn, hauptsächlich gegen Lainez), durch List im voraus zu begegnen. Deßhalb eröffnete er die erste

Zusammenkunft mit der Erklärung, „daß er, als der Unwürdigste von Allen, die Wahl, wenn sie wider Verhoffen auf ihn fiele, ablehnen werde.“ Dadurch machte er die Brüder sicher, und lenkte die Aufmerksamkeit doch eben wieder — auf sich!

Auf seinen Vorschlag vereinigten sie sich, bevor zur Wahl geschritten wurde, im Gebete und schlossen sich, drei Tage lang ein. Am vierten Tage wurde die Wahl vorgenommen. Loyola gab seine Stimme Jenem, für den sich die meisten Stimmen entscheiden würden. Alle Stimmen aber entschieden ohne Ausnahme für Loyola, selbst Lainez, der ihn heimlich mit prüfenden Blicken verfolgte, wußte, wenn er auch für einen Andern hätte stimmen wollen, wenigstens keinen Energischeren, zumal da Xaver ferne war.

Zu Aller Erstaunen erklärte Loyola, dessen Antlitz sich bei Vernehmung der gewonnenen Ehre verdüstert hatte, was er schon vor der Wahl erklärt, — daß er auf die Würde als unwürdig verzichtleiste, und bat, (zum Beweise, daß dieß keine Maske der Eigensucht sein könne) die Wahl von neuem vorzunehmen.

Diese List beruhigte jene, welche in der letzten Zeit gegen Loyola's Aufrichtigkeit Zweifel gehegt hatten, und sie waren um so fester entschlossen, den

Mann, der dieſen entſchiedenen Beweis von Selbſtverläugnung gegeben, als Regenten ihrer Geſellſchaft auf's neue zu wählen.

Zum zweiten Male lehnte Loyola, der jetzt ſeiner Sache völlig gewiß war, die einmüthig ihm zugeſprochene Würde hartnäckig ab, und jede Bitte, jede Vorſtellung ſcheiterte an ſeiner marmornen Demuth, in deren innerem Kerne der ſtolze Egoismus thronte.

Als die Brüder dieſe Hartnäckigkeit erkannten, waren ſie betroffen und in nicht geringer Verlegenheit; denn ein Oberhaupt war ihnen gerade jetzt wichtig und nothwendig. Sie verſuchten, auf indirecterem Wege auf ihn zu wirken, und begaben ſich zu ſeinem Beichtvater, dem Franziskaner Bruder Teodoſio, dem ſie ihr Anliegen vortrugen. Als nun Loyola zu Teodoſio kam, befahl dieſer gutmüthige aber verſtandesbeſchränkte Mann ihm, als ſeinem Beichtkinde, die durch Gottes Willen übertragene Würde in chriſtlicher Demuth anzunehmen, und verwies ihm die gegen die Brüder bewieſene Halsſtarrigkeit.

Jetzt erklärte Loyola ſich zur Uebernahme des Generalates bereit. Am Oſtertage des Jahres **1541** verſammelte er die Brüder und eröffnete ihnen feierlich ſeinen Beſchluß. Am folgenden Frei-

tage — (es war der 22ste April) begaben sich alle in Prozession von einer der sieben Hauptkirchen Rom's in die andre. In der Peterskirche las Loyola am Altare der heiligen Jungfrau die Messe; nach der Consekration wendete er sich an das Volk, in der einen Hand die Hostie, in der andern die Profeß-formel haltend, und las die letztere laut ab:

„Ich, Inigo von Loyola, verspreche Gott und seinem Stellvertreter auf Erden, dem heiligen Vater, Angesichts der glorreichen und gebenedeiten jungfräulichen Mutter unseres Herrn und Heilands, und Angesichts Euer, meine Brüder, unverbrüchlich zu halten das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, den Vorschriften und Regeln getreu, die in der Stiftungsbulle der Gesellschaft Jesu enthalten sind. Und überdem gelobe ich unbedingten und immerwährenden Gehorsam dem höchsten irdischen Herrn, dem heiligen Vater, der mich und die Meinen nach allen Bestimmungen der Bulle zu Missionen gebrauchen möge, auf daß die Lehre Jesu Christi ausgebreitet und in ihrer apostolischen Reinheit und Unbeflecktheit erhalten werde. Alles zur größeren Ehre Gottes!"

Nachdem er dieß Profeßgelübde gesprochen, nahm er das Abendmahl und verharrte dann, auf den Knieen liegend, einige Minuten lang im stillen

Gebet. Als er sich wieder erhob, neigten sich die auf den Stufen des Altares ringsum knieenden Brüder, empfingen von ihrem General den Leib des Herrn, und leisteten ihm dasselbe Gelübde, welches er abgelegt, mit Ausnahme des Gehorsams gegen den heiligen Vater.

Als die Messe zu Ende war, erhoben sie sich von den Knieen und folgten Loyola zum großen Altare, unter welchem die Gebeine der Apostelfürsten ruhen. Dort huldigten sie ihm durch den Handkuß.

Alle Augen in der ungeheuren Versammlung waren auf den blassen Mann gerichtet, der die Huldigung mit einer Ruhe und Gleichgültigkeit empfing, als wäre er ein geborner Fürst. Keine Muskel zuckte an ihm, starr blickte sein Auge über die Brüder hinweg in's Wesenlose. Es war ein Moment, in welchem er den vergaß, für welchen er Jahrelang gewirkt, entbehrt, sich gebeugt, ausgeharrt — sich selbst!

Aber nur ein Moment war's.

Für Tiburzio war der Tag der Huldigung der Schlußstein seines ganzen Lebens; er wäre, nachdem er die Erhöhung seines theuren Herrn gesehen, freudig gestorben; nur verdroß es ihn ein wenig,

daß Loyola allen Pomp, selbst in Kleidern verschmäht hatte, sondern in seinem einfachen schwarzen Priesterrocke aus dem Tempel nach Hause ging. Er hätte ihn gerne in einem prachtvollen goldgestickten Pallium gesehen, dessen Schleppe nachzutragen ihm die höchste irdische Ehre dünkte, mit einer funkelnden Mitra auf dem Haupt, den silbernen Krummstab des Prälaten in der Hand. Alles dieß schien ihm als geistliche Waffen zu der geistlichen Generalswürde nothwendig, und da er einst Loyola'n die weltlichen Waffen nachgetragen, verzichtete er ungern auf diese.

Als Loyola nach Hause kam, wollte Tiburzio ihm auf dessen Zimmer folgen; ein strenger Blick schreckte ihn zurück. Der General schloß sich ein, — um sich, wie er sagte, für den Antritt der neuen Würde durch Gebet zu stärken.

Gebet? Angst, Qual, Kampf, — Leidenschaften, die jetzt losbrachen, an ihm rüttelten, ihn zerfleischten, wollte er verbergen. Juan! Juan!

Er hatte schon mehr als einmal einen Entschluß wegen des Jünglings gefaßt; einen Entschluß, den er nicht umgehen konnte, wenn ihm an dem Ruf seiner Heiligkeit, so vielen beobachtenden Blicken und dem Neid aller alten Orden gegenüber, wenn ihm an seiner Sicherheit gelegen war. Juan lebte

ja, als eifriger, offener Feind des Werkes, welches ſein Vater begonnen, noch wußte nur eine Seele um das Geheimniß, doch, wer kann dem Zufall Geſetze vorſchreiben. Ein Zufall kann es an den Tag bringen. Tiburzio vernichtet? — Loyola wies dieſen Gedanken ab. Juan mußte er haben, — dicht unter ſeinen Augen, unentrinnbar! — Bevor er General wurde, hatte er öfter dieſen Plan überdacht, und immer wieder mit geheimem Widerwillen zurückgeſchoben; er bebte, den Sohn wiederzuſehen, — und doch war etwas in ihm, das ihn mit unnennbarer Wolluſt erfüllte, das unaufhörlich nach Juan rief. Loyola zürnte ſich ſelbſt, betrog ſich ſelbſt, — er nannte dieß ungeſtüme Verlangen: Rache, Klugheit, — — er hieß es ſchweigen. Es ſchwieg nicht. Es war ein Zwieſpalt in dieſer ehernen Bruſt, deſſen Grund er nicht klar erfaßte; — aber das Gefühl dieſes Zwieſpalts folterte ihn, wie er nie einen Jammer ſo tief, ſo tödtlich empfunden. Woher dieß Zagen vor einem Knecht? daß er ihm vertrauen mußte! Doch mußt' er's! Liebe? Liebe? — „Nein! nein!" rief ſein Stolz, — ich haſſe ihn, ich habe längſt dieß Gängelband der Schwachen zerriſſen. O, hätt' ich ſo lange Jahre Alles nur in mir gefunden, und müßte jetzt um der Liebe willen im Zwieſpalt vergehen? — Nicht lieben,

nur haben will ich ihn, haben, um nicht fürchten zu müssen; denn zu hoffen hab' ich nichts mehr auf Erden.

„Nichts mehr zu hoffen! Jeder Wunsch erreicht! Wie Wenige können es sagen! Wie viel Hunderttausende beten darum; — ich steh' am Ziele — und bin unselig, daß ich nichts mehr erhoffen kann. Rings ein Unbegränztes, nirgends ein Punkt, nach dem ich noch ausgreifen könnte! — — Doch! Noch eins! — Unsterblichkeit meines Namens! Fels auf Fels gethürmt, bis der Bau in die Wolken ragt. Herrschaft geübt, Sättigung im Verknechten. — Ich will sie fühlen machen, wer ich bin, Alle, die unter mir sind, die hinanstreben, die in ihrem Hoffen sich abmühen, die herrschen möchten, die vielleicht schon heute, da sie mir gehuldigt, an meinen Tod denken, — — ha, hätten sie einen Bessern zum Diener Aller gefunden als mich, sie hätten mich trotzdem, daß sie mir allein Alles verdanken, doch nicht gewählt! — Ich kenne sie Alle, ich hasse sie Alle, jeder von ihnen, ob er mir auch schmeichelt, ist mein Feind, mein Nebenbuhler; — sie sollen's empfinden, daß ich jetzt ihr Herr bin."

Er schloß die Thüre auf und schellte.

„Tiburzio!" rief er dem Kommenden.

Tiburzio erschien, freudig — der Ehre, die ihm

widerfuhr, daß er der Erste sei, mit welchem der neue General sich besprach. Er wähnte, alle Welt müßte ihn jetzt als eine Person von hoher Wichtigkeit verehren, und dieß Gefühl prägte sich schon jetzt — da er vor Loyola stand, auf seinem Antlitz aus.

Loyola verriegelte die Thüre; Tiburzio, für welchen der Titel General noch immer einen kriegerischen Klang hatte, warf sich in militairische Haltung und fragte, die Befehle Loyola's erwartend: „Mein General?!"

„Ich glaube, du bist mir ergeben!" sprach Loyola.

„Das ist ein Glaube, um einen Thurm darauf zu bauen. Verlangt ein Glied meines Leibes und Ihr habt's. Wär' ich in Stücke zerhau'n, wie eine Schlange, jeder Theil krümmte sich noch Euch zu. Was befehlt Ihr?"

„Wir sprachen einst von Juan . . ."

„Ach, wenn ich an ihn denke, — bei meinem reinen Blut, — ich möchte weinen."

Loyola wendete ihm den Rücken, ging an's Fenster und starrte in's Freie hinaus. — —

Unmerklich schwätzte indessen Tiburzio weiter: „Ihr solltet ihn kennen, General! Ganz Euer Mark in seinen Knochen, Euer Ungestüm in seinem Blut. Er ist von Herzen so gut, so aufrichtig

und adelig wie Ihr, und eben so starrsinnig in seinen Gedanken und Wünschen . . .

„Er ist — Protestant!“ sprach Loyola leise, ohne sich umzuwenden.

„Seinem Schutzpatron sei's geklagt! Ach, die Ketzerei steckt in der deutschen Luft. O, hättet Ihr uns nie nach Deutschland geschickt; mir graut vor diesem Land, wenn ich an ihre Kirchen denke, mit den kahlen Wänden, von denen die Heiligenbilder herabgerissen sind, mit den Kanzeln, auf denen gegen den heiligen Vater, vielleicht gegen Euch selbst gepredigt wird . . .“

Loyola wendete sich rasch um. „Juan ist den Irrlehrern treu ergeben!“ sprach er, bitter lächelnd; — „schloß er sich nicht an diesen ketzerischen Mönch, als wär' dieser sein leiblicher Vater? . . .“

„Trotz alle dem, — es soll ihm kein Mensch ein Uebles nachsagen — oder meine Rache erfahren. Ich lieb' ihn — verzeiht meine Unbescheidenheit, — als wär er mein eigenes Fleisch und Blut; Ihr selbst könnt ihn nicht aufrichtiger lieb haben!“

„Was schwätzest du! — Woher weißt du? — Fort! das ist nichts. Das darf nicht sein. — — — Tiburzio! —“

„General?!“

Loyola blickte ihn starr an, dann schweigend zu

Boden, dann plötzlich aus seinem Sinnen empor-fahrend: „Was sagte ich dir, Tiburzio?“

„Mir? Nichts. — Ihr rieft mich.“

„Sonst nichts?“

„Nein!“

„Es muß sein!“ rief Loyola endlich, einen Seufzer erstickend. — Sein finstres Antlitz erheiterte sich. Zusehends schwand alles Fremdartige d'raus, zusehends trug es das alte Gepräge der Ruhe und Klarheit. — „Tiburzio,“ sprach er sanft, „mein Gewissen macht mir Vorwürfe, daß ich so lange müßig zugesehen, wie eine Seele dem Himmel verloren geht. Ich kann es nicht länger zugeben, ich fühle eine schwere Schuld auf meinem Herzen, so lange der unglückselig verblendete Jüngling im Schooße der Ketzerei liegt und dem Sirenengesange dieser Buhlerin lauscht. Ich will dreihundert Messen stiften, wenn Gott mir den Armen wieder nach Rom führt, damit gutes Beispiel und Erleuchtung des heiligen Geistes seine Seele mit Klarheit erfüllen und er die Irrthümer fassen und abschwören lerne, an welchen er jetzt noch hängt.“

„General!“ rief Tiburzio, von dieser Vorstellung begeistert, „Ihr seid ein Heiliger auf Erden. Gott wird Euch den Sohn wiederschenken. Juan's

Herz wird die Irrlehre abstreifen, und an diesem wiedergebornen Herzen könnt Ihr dann glücklich sein."

„Nichts von Glück! — Ich darf ihn nicht mein nennen; ich diene Gott und meinen Brüdern, meinem Herzen nicht und nichts Irdischem. Ich bin nichts als eine neue Form, in die die Geschichte gegossen ist. Ich werde ihn nie Sohn nennen. Er soll nie wissen, daß ich sein Vater bin."

Tiburzio erinnerte sich seines Eides. Er war unfähig, aus Loyola's Worten das zu sondern, was Ausbruch des wilden Schmerzes, was Verstellung und Doppelsinn war. Er sah in dem finstren, verschloßnen General nur den heiligen Büßer, der sich selbst ein Gelübde auferlegt hatte, über dessen Grund weiter zu grübeln dem Diener nicht ziemte. Doch glaubte er, daß Loyola's Herz erleichtert sein würde, sobald dieser den immerwährenden Anblick des zur Rechtgläubigkeit bekehrten Sohnes genießen könne. Er sah mit großer Erbauung zu, wie Loyola vor den Hausaltar hinkniete und demüthig Gott anflehte, Juan nach Rom zu bringen, damit es dem Vater gelinge, des Sohnes Seele zu retten. Immer leiser und leiser wurde das Gebet, endlich lag Loyola wie in Verzückung auf den Knieen. Besorgt sprang Tiburzio hinzu; als er aber die starren Blicke, die Verklärung des Antlitzes sah und die Worte: „O,

Jeſus mein Heiland!“ hörte, — war er überzeugt, daß ſein Gebieter eine Viſion habe, und betrachtete ihn neugierig, wenn auch nicht ohne fromme Scheu.

Allmählich erholte ſich Loyola, wie aus ſchwerer Ohnmacht, winkte Tiburzio zu ſich herbei und eröffnete ihm mit matter Stimme: Chriſtus habe ihm ſoeben den Weg gewieſen, den er einſchlagen ſolle, um das dem Erlöſer wohlgefällige Werk zu vollbringen. Tiburzio ſei hinzuberufen! Tiburzio ſolle nach Deutſchland pilgern, den unglücklichen Jüngling mitten aus dem Lande der Irrgläubigen in's Reich des barmherzigen Vaters, — ſich ſelbſt die Krone des Verdienſtes holen.

So feſt der ehrliche Tiburzio von der Wirklichkeit dieſer Viſion überzeugt war, ſo ſehr graute ihm doch, als er den an ihn geſtellten Auftrag hörte. Der Hauptgrund dieſer Zaghaftigkeit war — zu ſeiner Ehre ſei's geſagt — Schaam bei dem bloßen Gedanken: jenen Menſchen wieder unter die Augen zu treten, denen er ſo vieles verdankte, und doch das Liebſte und Theuerſte veruntreut hatte. Er gerieth in ein Labyrinth von widerſtrebenden Pflichten.

Aber Loyola ließ ihn nicht zur Beſinnung kommen, erinnerte ihn an ſeinen Eid und fragte ihn wiederholt, ob er ſeine Treue und Ergebenheit beweiſen wolle. Er traf den ſchwachen Fleck in Tiburzio's Herzen.

„Ich gehe — ginge ja für Euch mit Freuden in den Tod. — Betet für mich, daß ich der Versuchung nicht unterliege! — Euren Segen, General!“

„Nimm ihn!“ sprach Loyola mit Salbung, — „Gott wird dich schützen, wenn du nur treu bleibst! Vergiß nie, was du mir gelobt; die geringste Ausflucht wäre nicht gegen mich — sondern gegen Gott selbst ein Treubruch, — ich könnte dir's vergeben — Gott würde dir's nicht vergeben!“ — Er reichte dem Diener mit geistlichem Stolz die Hand zum Kuß. — Langsam und mit schwerem Herzen schlich Tiburzio fort. Mußte er doch den Hafen, den er mit so vieler Mühe gewonnen, auf's neue verlassen — sich wieder in des Lebens wilde Wellen stürzen, ohne Rath, auf Niemand angewiesen, als auf Jemand, dem er nicht allzusehr vertraute, — auf sich selbst.

Als Tiburzio in aller Stille Rom verlassen hatte, suchte der neue General der Gesellschaft Jesu mit leidenschaftlicher Hast die verschiedenartigsten Beschäftigungen auf, um durch dieselben die immer wiederkehrenden Qualen seines Herzens vergessen zu lernen. Indem er sich diesen Beschäftigungen mit rastlosem Eifer hingab, sicherte er dadurch des Ordens festen Bestand immer mehr, und wirkte zugleich für dessen immer weitere Ausbreitung. Allen seinen Untergebenen ein auffallendes Beispiel von Selbstverläug-

nung und der ihnen ziemenden Unterwürfigkeit zu geben, verrichtete er in den erſten Tagen ſeines Generalats die niedrigſten Dienſte im Hauſe der Geſellſchaft. Später nahm er in der Pfarrkirche Santa Maria de Strada, welche ihm von Pietro Codace, des Pabſtes Official, eingeräumt worden war, vierzig Tage lang mit Kindern katechetiſchen Unterricht in den Elementen der katholiſchen Glaubenslehre vor. Das Herz, einmal durchbohrt, blutete ihm ſeit langer Zeit wieder bei dem Anblick der Kleinen, bei dem Anblick der reinen Freude ihrer Aeltern. Wie leicht ſind Menſchen glücklich zu machen, ohne Gold und Ehren! Ein Kinderaug' erſetzt ihnen beides. Und Er! — G'rade, weil ihm der Anblick des älterlichen Glücks im Anfang ſo ſchmerzlich, ſetzte er die Katecheſe eifrig fort, um ſich gegen dies ihm unbehagliche Gefühl abzuhärten. Er hoffte, dem Antlitz des Sohnes einſt mit dem ſichern Anſchein von Gleichgültigkeit begegnen zu können, es dahinzubringen, daß keine zuckende Fiber verrathe, ob dies zerrißne, zernagte Herz vor Wonne oder aus Todesweh ſo mächtig ſchlage.

Die Jünger folgten ſeinem Beiſpiele und gewannen allenthalben Herzen; der Ruf des neuen Ordens wuchs von Tag zu Tag. Von Liſſabon kamen Briefe, daß König Joano den frommen Rodriguez nicht

von seinem Hofe lassen wolle, daß Xaver als apostolischer Legat allein nach Indien gesegelt sei, daß bereits Schüler von allen Seiten herbeiströmten, und die baldige Errichtung eines Collegs für Jesuiten in Coimbra vom Könige beschlossen sei. Die Republiken Venedig und Genua, Spanien und der römische König Ferdinand, der Herzog von Baiern und die Fürsten Italiens schickten Gesandte an den General, sich von ihm Mitglieder der Gesellschaft Jesu zu erbitten. Wie schwoll sein stolzes Herz, vergessend Vaterschmerz und Vatersehnsucht und Haß, und die unnatürlichen Beschlüsse gegen den Sohn; wie schwoll es, da die Boten der Machthaber vor ihm wie vor dem Herrn der Erde demüthig und ehrerbietig standen und seine Aussprüche erwarteten. Er schickte Lainez nach Venedig, — lang schon wollte er den Schlauen fern von sich halten; — Bobadilla und Le Jay nach Wien und Regensburg, Faber nach Madrit. Die Frohnveste der Inquisition wurde gleichgültig betrachtet, seit sein Bau aufgeführt war .. Stolze Dominikaner, beugt euch jetzt dem verachteten Schwärmer, den ihr benützen wolltet. Empfinde, Spanien, die Faust deines Sohnes; weißt du: was er dir zuschwor, als er einst die Pyrenäen überschritt? Je zuthunlicher das Glück den General begünstigte, je üppiger er seine Saat

allenthalben emporschießen sah, in Genua, Modena, Florenz, Bologna, Tivoli, Perugia, Parma, Siena, Mantua, Neapel, je gewaltiger dehnte sich, behaglich im Herrschen, glücklich allein durch rastloses Thun, des Generals Herz aus; seine weitaussehenden Gedanken umfingen den Umkreis der Erde, drangen in's innerste Leben der Völker, erlauschten deren geheimste Wünsche, deren Weh, deren Krankheiten. Der dreifachgekrönte Greis lächelte noch einmal freudig auf seinem Siechbette, als Loyola ihm berichtete, daß er Väter der Gesellschaft Jesu nach Irland gesandt hatte, dessen streng am alten Glauben hängendes Volk von Englands Heinrich dem Achten bedroht war. Was Paulus III. durch Waffenmacht und Bündnisse der Fürsten nicht vermocht hatte, das erreichte er jetzt durch diesen einzigen Mann, der dem brittischen Apostaten einen unsichtbaren Krieg mitten in's Herz von Altengland spielte und dessen Trotz in immerwährendes heimliches Bangen verwandelte.

Während Loyola also nach außen wirkte, war er zu Rom in engeren Kreisen nicht minder thätig. Er bebte vor jeder Minute, die durch irgend eine That, sei sie noch so klein, nicht ausgefüllt werden konnte; vor jeder Minute des Alleinsein's, und doch war ihm leicht zu Muth, daß von allen früheren

Gefährten faſt kein einziger mehr in ſeiner Nähe war, deſſen beobachtendes Auge er zu ſcheuen hatte. Das Werk, das er ſchon früher begonnen, ſetzte er jetzt mit neuem Eifer fort: die Bekehrung der in Rom wohnenden Juden und fahrenden Frauen. Armer Betteljuden Vertrauen gewann er durch Almoſen, Aufnahme, Speiſung, Bekleidung. Er bettelte ſo lange Almoſen zuſammen, bis er davon ein eignes Haus erbauen konnte, das er zum Spittel für jene Juden, die ſich von ihm bekehren ließen, einrichtete. Der heilige Vater begünſtigte dieſes Bekehrungsgeſchäft, und ſuchte es dadurch auch für reiche Juden anlokkend zu machen, indem er zu Gunſten der Neuchriſten die Verordnung erließ, daß ſie um ihres Uebertritts zum chriſtlichen Glauben von ihren Eltern geſetzlich nicht enterbt werden könnten, und daß alle durch Wucher erworbenen Güter, deren urſprüngliche und rechte Eigenthümer ſich nicht mehr ermitteln ließen, ihnen zufallen ſollten. Loyola benutzte dieſe Vergünſtigungen mit trefflicher Liſt, verwirrte die Köpfe der Schwachen mit phantaſtiſchen Vorſtellungen und trieb aus ſolchen von ihren tollen Phantaſieen, wie von Wahrheit überzeugten kranken Gehirnen die Teufel aus. Fahrenden Frauen, die ihr armſeliges Gewerbe abſchwuren, ſtiftete er das Kloſter der heiligen Magdalena; dahinein führte er

ſie, wie er ſie oft auf offner Straße getroffen und durch hinreißende Ueberredung bekehrt hatte. Ehrbare Frauen vor ſinnlichen Verſuchungen und vor Verführung gewiſſenloſer Lüſtlinge zu bewahren, öffnete er die Gemeinſchaft von der heiligen Jungfrau Gnaden und das Katharinenkloſter. Auch baute er durch geſammeltes Almoſen zwei Waiſenhäuſer, das eine für Knaben, das andre für Mädchen. Die Art und Weiſe, wie der General um Almoſen bettelte, war freilich von ſeiner früheren verſchieden; — nicht im härenen Gewand auf der Straße unterm Volke, ſprach er um milde Gaben an, ſondern im Talar ſeines Ordens, bedeckten Hauptes, in den Palläſten der Reichen und Vornehmen, wenn dieſe gerade bei Tafel ſaßen und der Heilandsthränenwein die Häupter ſchon erhitzt hatte; mitten unter heiteren oder gelehrten Geſprächen nahm er mit feiner Wendung, den Gebern ſchmeichelnd, deren Milde in Anſpruch, ſo daß ſein Erſcheinen in den erſten Cirkeln der Weltſtadt ſtets willkommen war. Und während ihn die Gebildeten ſeiner Urbanität willen hochſchätzten, vergötterte ihn das Volk, welches ihn als Vermittler zwiſchen den ungleichen Ständen, als erprobten Schutzgott in der Zeit der Noth verehrte; an ſeine Mirakel feſt glaubte, zu ſeinen Predigten wie zu einem Schauſpiel herbeiſtrömte, und ſeinen

Namen nie nannte, ohne daß alle Hüte und Mützen von den Köpfen flogen, wie vor dem heiligen Vater selbst.

Tiburzio kam spät am Abende in Modena an, und begab sich matt und durstig in die nächste beste Herberge, die man ihm am Thore wies. Als er in die geräumige Osteria trat, fand er sie voll von Menschen, welche heftig hin- und wiedersprachen, und solchen Lärmen machten, daß ihm ganz schwindlich wurde. Er eroberte mit genauer Noth ein Plätzchen in der Ecke, an einem Tisch, woran nur ein Gast saß, der, in sein Glas hineinstarrend, an dem Gespräch der Andern nicht Theil nahm. Tiburzio begrüßte den Mann, der ihm — der reichen Tracht und der goldnen Kette um den Hals nach zu schließen — von hohem Stande zu sein schien, mit aller Höflichkeit, welche ihn von jeher so scharf charakterisirte, übersah jedoch, indem er sich dabei ganz der angenehmen Vorstellung eines sanften Nachtlagers überließ, — daß der Fremde seinen Gruß durchaus nicht erwiedert hatte. Nachdem Tiburzio Speise und Trank erhalten und die dringendsten Bedürfnisse seines Körpers gestillt hatte, wandte er sich auf's neue an den während dieser ganzen Zeit schweigsam gebliebenen Tischgenossen mit der Frage:

„Wenn ich die Gewißheit hätte, daß Ihr, sehr erlauchter Herr — (verzeiht, daß ich Euch nicht mit Eurem rechten und gebührenden Titel anrede) meine Frage nicht für Unartigkeit, Unbescheidenheit oder Zudringlichkeit haltet, so möchte ich Euch wohl bitten, mir zu sagen, welcher besondre Anlaß die vortrefflichen Leute hier in eine solche Aufregung versetzt, daß man kaum ein Wort verstehen kann.“

„Esel!“ brummte der Andre, flüchtig aufblickend, und dann wieder in sein Glas starrend.

„Beliebte es Euch, etwas zu sagen, erlauchter Herr?“ fragte Tiburzio, der wohl gesehen, daß sein Tischgenosse die Lippen bewegte; aber vor dem betäubenden Lärmen in der Osteria die unhöfliche Antwort nicht vernommen.

Der Tischgenosse blickte ihn mit der ganzen Geringschätzung eines Vornehmen an.

„Verzeiht, wenn ich Euch durch meine Fragen beschwerlich falle,“ fuhr Tiburzio neugierig fort, „doch würdet Ihr durch eine Antwort einen Mann sehr zu Dank verpflichten, über dessen Waffe Ihr stets gebieten könnt.“

„Wer seid Ihr denn?“ fragte der Andere mit Herablassung. Tiburzio erhob sich stolz und erwiederte: „Der Sprößling einer altkastilianischen Familie, mit Euer Gnaden Erlaubniß, einer Familie

aus lauterm Blut, — und überdem der ehemalige Waffengefährte und — nicht ohne Stolz darf ich es bekennen — noch Freund des besten Ritters der Christenheit.“

„Etwa Bayard's, des Franzosen ohne Furcht und Tadel?“ warf der Andre spöttisch hin. — „Gott wird dies undankbare Frankreich verdammen, von dem Sanct Johannes der Apostel schrieb: Das Licht war mitten unter ihnen und sie erkannten es nicht!“

„Was Frankreich?“ rief Tiburzio, stolzer als zuvor, — „ja Gott verdamme dieß Frankreich, das sagte ich immer. — Nein! Höher hinauf, erlauchter Herr! — Don Inigo Loyola's, der in weltlichen wie in geistlichen Kriegsfahrten der tapferste General des Erdbodens genannt werden muß, — so wahr ich Euch diesen Becher auf sein Wohl zutrinke!“

„Loyola's?“ rief der Fremde, angenehm überrascht, — „wäre es wahr? — Wäret Ihr vielleicht selbst ein Vater der Gesellschaft Jesu? Ich begrüße Euch!“

„Ich danke Euch, erlauchter Herr,“ erwiederte Tiburzio sehr gespreizt. „Es thut mir leid, Eure Meinung von mir zerstören zu müssen, — wenn ich auch Don Loyola's Freund bin, habe ich doch nicht

das Glück, der Gesellschaft Jesu als Mitglied anzugehören. — Doch, wenn es Euch gefällig wäre, mir zu sagen, weßhalb diese guten Leute solchen Lärmen hier erheben?“

„Es wird morgen Einer hier verbrannt,“ sprach der Tischgenosse; — — „kommt Ihr geradeswegs von Loyola? Er ist doch in Rom?“

„Gewiß, Signore! — — Verbrannt, sagt Ihr? Und weßhalb? Gewiß ist's ein Ketzer, — Gott schütze unsre Nieren! Ist's ein Eingeborner? Lebendig verbrannt, Signore? Ich muß Euch bekennen, daß ich, wenn das letztere der Fall wäre, gerne dem Schauspiel morgen beiwohnen möchte, obgleich ich Euch im Vertrauen gestehen will“ — fügte er langsam, sich in die Brust werfend, hinzu — „daß meine Stunden gezählt sind, da ich meinem Freunde, dem General, einen wichtigen Auftrag schnell zu bestellen habe.“

„Ihr? Dem General? Und welchen?“ fragte der Andre mit einer Sicherheit des Tons, welche Tiburzio stutzen machte.

Tiburzio wurde verlegen, bald erwiederte er etwas unbescheiden: „Entschuldigt, erlauchter Herr, dergleichen gehört nicht für Euch. Ich sage Euch nur: Es ist ein wichtiges Geschäft, und damit

genug! — Doch, um auf unſern Ketzer zurückzukommen, von welcher Art und Weiſe ...“

„Darf ich Euch, da Ihr ſehr höflicher Natur zu ſein ſcheint, um eine Gefälligkeit bitten?“

„Signore, Ihr ſchmeichelt mir ſehr, wodurch kann ich Euch dienen?“

„Wenn Ihr mich mit Fragen in Ruhe laſſen und mir lieber von Eurem Freunde, dem General, erzählen wolltet, von welchem ich vieles zu hören wünſche.“

Tiburzio überwand ſeine anfänglich gereizte Empfindlichkeit, da er durch die zweite Hälfte der Rede ſich ſehr geſchmeichelt fand. — „Und was begehrt Ihr von ihm zu wiſſen, erlauchter Herr?“

„Man ſagt, er wirke Wunder, wie ein Meſſias, und habe göttliche Viſionen ...“

„Und das kann ich Euch beſchwören,“ unterbrach ihn Tiburzio, „denn ich ſelbſt wurde begnadigt, einer ſolchen beizuwohnen. Wahrlich, mein lieber Herr — ich meine: der General, mein Freund, iſt ein gottgeſandter Mann, ein neuer Heiliger ..“

„Warum nicht lieber gar der Meſſias ſelbſt?“ ſprach der Andre, ſeltſam lächelnd. „Freilich! Wie kann der Vorläufer des Meſſias der Meſſias ſelbſt ſein!“

„Wie meint Ihr das, erlauchter Herr?“ —

Es wurde ihm ganz bänglich bei den wunderlichen Reden. — „Meſſias? Was ſprecht Ihr vom Meſſias? Wäret Ihr ... verzeiht mir die Unſchicklichkeit ... etwa gar ein Jude? Dieſes Volk hofft, ſoviel ich weiß, noch immer auf einen Meſſias, und erfrecht ſich, unſern Heiland Jeſum Chriſtum nicht anzuerkennen.“

„Beruhigt Euch, Freund ... ich bin kein Jude und kein Türke. Doch taugt es nicht Jedem, alles von mir zu wiſſen. Gott behüte Euern Verſtand bis zur rechten Zeit, wenn alle Geheimniſſe offenbar werden ſollen. Alsdann werdet auch Ihr ſtaunend Euch erinnern, daß Ihr das Licht geſehen habt, und dennoch in der Finſterniß fortgewandelt ſeid!“

„San Jago! ſteh' mir bei!“ rief Tiburzio, der von dieſen Reden wie von ſtarkem Weine betäubt wurde ... „Wenn ich Euch mißverſtände, erlauchter Herr? ...“

„Kann ſein!“

„Wer ſeid Ihr?“

„Die Welt wird's erfahren!“

„Ihr wollt den General in Rom beſuchen?“ forſchte Tiburzio, mißtrauiſch werdend und für das Leben ſeines geliebten Herrn beſorgt.

„Das will ich. Loyola ist der einzige Mann auf Erden, der mich und meine Sendung versteht.“

Tiburzio war wieder in etwas beruhigt. „So kennt Ihr ihn?“

„Ich sprach ihn schon einmal und verhieß ihm, daß er mich wiedersehen solle. Ich gehe jetzt zu ihm, um mein Versprechen zu lösen. Wie freu' ich mich, ihn in seiner neuen Würde zu sehen!“

„Er ist der stattlichste Mann in der Christenheit, das schwör' ich Euch bei der Ehre eines alten Kriegsmannes, der nie vor Pulver und Blei gezittert. Euer Name, Signore?

„Gute Nacht!“ Damit stand Tiburzio's Tischgenosse auf und überließ ihn seinem Staunen. Ehe Tiburzio sich davon erholen konnte, war der Fremde im Menschengewirr seinen Blicken bereits entschwunden.

Die frischen Eindrücke der wunderlichen Begegnung wirkten wie Traumbilder in ihm nach, und vereinigten sich mit seiner körperlichen Ermattung. Er erhob sich, schläfrig, um von dem Schenkwirth sich zu der Lagerstätte führen zu lassen, nach welcher er sich sehnte.

Der brave Mann sah ihn groß an, als rede Tiburzio im Schlafe. „Lagerstätte? Signore, Ihr irrt Euch; mein Haus ist so überfüllt, daß die Kerle auf dem Dache und unten im Keller schlafen

müssen; Gott tröste die Ratten, die Platz machen müssen, und segne den Ketzer, dem mein Haus diesen Zuspruch verdankt. Möge er sanft und friedlich braten, friedlicher, als je ein Ketzer zugerichtet ward.“

„Was sagt Ihr?“ stammelte Tiburzio.

„Heda, Peppina, sieh dort zu! Sie verlangen Wein! Der eine Rothkopf sieht mir nicht aus, als hätte er zugenähte Taschen, und sind sie zugenäht, — Gott vergebe ihm und mir die Sünde, — so weiß er, warum er's thut. Sieh mir auf die Kerle mit geschmeidigen Handgelenken, Peppina! — — Verzeiht, Signore, daß ich Euch stehen ließ; wollt Ihr nicht niedersitzen?“

„Alle Stühle Eurer Osteria sind mir nicht so viel werth, als ein Bischen Stroh, auf dem ich mich niederlegen könnte. Ich bin, seit ich auf Eurem Stuhle gesessen, dreifach müde geworden, so müde, daß ich ein Königreich für eine Matratze gäbe, wenn ich eins hätte.“

„Wie Euch mit dem Königreich, so geht's mir mit der Matratze, Signore! Beim Fegefeuer, ich bedaure Euch; aber ich kann mein Haus nicht aufblasen, wie das Kleid einer Wurst, Signore!“

„Und ich, beim Himmel, ich bin so matt, daß

Ihr mich nicht von der Stelle locken könnt, und hinget Ihr mir die ewige Seligkeit vor die Nase.“

„Dann weiß ich kein Mittel, Signore, als daß Ihr denkt: Hinter Eurem Rücken wäre ein Dutzend Bursche, die Ihre Betten verlieren sollen, und eben so müde, und weniger nüchtern sind als Ihr. Bei allen Heiligen kann ich es Euch zuschwören, Eure fleischenen Beine gewönnen den Stuhlbeinen hinter Eurem Rücken den Weg ab.“

„Was? Fügt Ihr zu Eurer Ungastlichkeit auch noch Unhöflichkeit, das schlimmste Laster, für welches der heilige Vater selbst keine Absolution hat?“

„Mit nichten, Signore; — aber... Heda, Peppina, passe mir auf den kleinen mageren Burschen dort auf, der die Hemdärmeln herunterstreift, auf den mit der schiefen Nase, — wenn's kein Schelm ist, war der heilige Antonio mein Großvater. Signore, ich halte Euch nicht bloß für einen Edelmann, sondern auch für einen Ehrenmann, habt daher die Gewogenheit, die Zeche zu entrichten; eine Kleinigkeit, Signore, eine Kleinigkeit für Eccellenza.“

Tiburzio warf dem Wirth die Zeche hin. „Nun, wo soll ich jetzt übernachten? Bei dem Ketzer im Thurm?“

Das möcht' ich Euer Gnaden nicht rathen, obwohl's ein alter Mann ist, dem wir armen Leute für seine Verbrennung Dank schuldig sind. Aber bedenkt, daß er ein Mönch ist, Ihr kennt ja das Sprüchwort. Und überdem hat er in Genf sogar die heilige Kirche öffentlich abgeschwoken, und wollte den deutschen Teufel predigen, dem er sich ergeben hat; aber — Preis sei der heiligen Inquisition! — Die Herren Offizialen fingen ihn zum Heil unserer Stadt und zu dem meinigen und morgen geht er mit der langen Kappe, daß ist das Lustige bei der Sache. Was Euch betrifft, Signore — ich hoffe, Ihr werdet meine Osteria ein andres Mal beehren — so findet Ihr, wenn Ihr gerade aus, und dann über den Markt und dann links ab geht, eine Osteria, welche dieser hier an Gastfreiheit und Wohlgeschmack zwar nicht gleichkommt, aber von reisenden Edelleuten zu Zeiten besucht wird, wenn sie nirgends anders Unterkunft suchen; nur mache ich Euch aufmerksam, daß Ihr Eure Kleider beim Schlafengehen nicht ableget; denn Leute, die dies gethan haben, befanden sich am andern Morgen in der Nothwendigkeit, nackt oder wenigstens im Hemde auszugehen.''

„Gott stehe mir bei!'' rief Tiburzio. Indessen war der Wirth geholt worden, um durch seine Autorität ein drohendes Messerspiel abzuhalten. Tiburzio

hatte nicht Luſt, auf eine ſo ſchnöde Weiſe ſein Leben einzubüßen, und verließ eilig die Oſteria.

Aber wohin ſollte er ſich nun wenden, einſam, nahe um Mitternacht in der ihm unbekannten Stadt, müde wie ein gehetztes Wild, ohne Obdach, aber nicht ohne große Angſt vor der ihm empfohlenen verdächtigen Schenke? Er blickte ſich den wolkenbedeckten Nachthimmel an.

Er hörte in der Nähe Schritte. Es überlief ihm den Rücken. Lauſchend trat er in eine Arkade. Er gewahrte beim Schimmer einer Blendlaterne mehrere vermummte Männer mit Masken vor den Geſichtern, welche einen Greis führten und ſpähend ſorglich um ſich blickten. Voll Entſetzen ſah er, daß die Begleiter des Greiſes, um ihm das Gehen zu erleichtern und das Klirren zu vermeiden, die Ketten trugen, mit welchen der Alte gefeſſelt war. Er fürchtete, daß dem Alten von den Andern Gewalt geſchehen ſei. Schon wollte er hervorſpringen, als er die leiſen Worte des Einen hörte, welcher offenbar bemüht war, ſeine Stimme zu verſtellen: „Nur Muth, ihr Freunde, — um Gotteswillen, nur fünf Minuten lang haltet aus, ehrwürdiger Vater, dann ſeid Ihr geborgen. Gott ſei Dank, daß ich noch nicht zu ſpät kam.“

Die Stimme, wiewohl verſtellt, klang für Tibur-

zid etwas bekannt. Er suchte seine Erinnerung in Verbindung mit einer bestimmten Person zu bringen; da fiel der Schein der Blendlaterne auf das Antlitz des Greises. Das war der Augustiner, der in Cremona und Rom gepredigt, der ihm Juan abwendig gemacht hatte.

Jetzt wußte er alles. Dieß war der Ketzer, der morgen verbrannt werden sollte, den einige verwegene Gesellen befreien wollten. Unbewußt dessen, was er thue, sprang er auf den Mönch und schrie mit voller Kraft: „Du sollst mir nicht zum zweiten Mal entrinnen, Seelenverführer! — Gib mir den heraus, den du mir durch deine höllischen Listen entwandt hast ..."

„Schweigt!" riefen die Befreier, „oder Ihr sterbt zur Stelle!" Damit drangen sie auf Tiburzio ein. Der Greis aber ermahnte sie: „Kein Blut um mich! Beim Erlösertode des Heilands, kein Blut um mich alten Mann."

Als Tiburzio die blanken Dolche auf seiner Brust fühlte, rief er in Todesangst aus Leibeskräften: „Hülfe, Hülfe! Mord! Mord! Mord!"

Schon wollten die Befreier ihn niederstoßen, als einer von ihnen und der Mönch sie noch abhielten; der erstere warf Tiburzio schweigend zurück, daß er

an einen Arkadenpfeiler taumelte. „Fort! Fort! Eh' die Modeneſer erwachen!“

Halb ſchleppten, halb trugen ſie den ſchwachen Greis, der durch öftere Anwendung der Foltern den Gebrauch ſeiner Glieder faſt verloren hatte, weiter. Tiburzio lag beſinnungslos am Boden. Schon hatten der Greis und ſeine Retter eine gute Strecke Vorſprung gewonnen, ſchon waren ſie am Thore, ſchon wollten ſie die Loſung geben, als vieles Volk, durch den Lärmen aufgeweckt, mit Fackeln von allen Seiten herbeidrang, ſie einholte, erkannte.

„Rettet euch, meine Freunde,“ flüſterte der Mönch; „ich bin nicht mehr zu retten. Ich gehe freudig zu meinem Gott!“

Allgemeine Verwirrung; Getöſe, Lärmen, Rufen nach Wachen, nach Waffen! Die Befreier entkamen glücklich im Getümmel.

Allmählig erholte ſich Tiburzio von ſeiner Betäubung, und die Urſache des Tumults ahnend, eilte er herbei. Jetzt erkannte er den Auguſtiner beim Fackelglanz unläugbar. „Ja, ich habe mich nicht betrogen, beim reinen Blut meiner Väter, du biſt's, Abtrünniger; wo haſt du meinen Juan?“

Der Mönch, der von den Häſchern umgeben war, die ſeine Ketten hielten, lächelte ihn wehmü-

thig an und sprach: „Ich kenne den nicht, den du von mir verlangst. Frage mich einst dort, wohin ich morgen gehe; dort kann ich dir vielleicht Bescheid geben.“

Dann wurde er unter'm Jubel des rohen Pöbels in seinen Kerker zurückgebracht. Tiburzio schloß sich dem Strom der Menge an, und war froh, von demselben (die in ihm den Entdecker des schändlichen Complotts verehrte, das ihn um sein morgiges Schauspiel bringen sollt), ein stattliches Nachtquartier eingeräumt zu erhalten.

Früh am andern Morgen beschleunigte man die Hinrichtung. Eine zahllose Menge hielt den offnen Markt schon seit vor Sonnenaufgang besetzt, um die besten Plätze auf den eigends dazu errichteten Gerüsten nicht zu verlieren. Der Scheiterhaufen war in der Mitte des Platzes aufgerichtet, auf demselben der Pfahl. Endlich nahte der Zug. Voran die Schergen, hinterdrein der Greis, baarfuß mit der langen spitzen Kappe, auf welcher die Teufelsfratzen gemalt waren, und worauf in hohen Lettern geschrieben stand: Häresiarcha. Zur Seite ihm zwei Mönche vom Orden des heiligen Dominikus, hinter ihm der Nachrichter mit seinen Knechten. Als der Greis auf dem Scheiterhaufen angelangt war, banden ihn die Büttel mit nassen hanfenen Stricken an

den Pfahl und schlangen die Kette, die dem Schlachtopfer um den Leib ging, an das Marterholz. Ein weltlicher Richter bestieg hierauf eine kleine Tribüne und las das Urtheil ab, welches die Aufzählung der Ketzereien des Verurtheilten enthielt, und unter welchen auf den Umstand das meiste Gewicht gelegt war, daß er doppelt strafwürdig, weil er als Ordensgeistlicher sein feierliches Gelübde gebrochen, — nachdem er in Cremona und Rom gegen die alleinseligmachende Kirche gepredigt und dadurch, wie durch die Ehrfurcht vor seinem Alter eine Menge Seelen verführt habe, in Genf öffentlich die heilige katholische Religion abgeschworen, wodurch er den christlichen Seelen ein schädliches und verdammenswerthes Aergerniß gegeben.

Ruhig hörte der Mönch die Todessentenz an, dann hob er den Blick gen Himmel und sprach: „Ich läugne nichts; und meine beste That war, daß ich am Ende meines Lebens die Wahrheit, der ich viele Jahre lang in tausend Qualen nachgerungen, vor aller Welt zu bekennen den Muth fand. Ich gehe zu meinem barmherzigen Gott, auf den ich freudig hoffe, dem Juden und Christen, Ketzer und Heiden Kinder sind, die er gleich liebt. Jesus Christus, der du für die ganze Menschheit gestorben, mach' es helle vor den Augen deiner Menschheit, und stärke alle, die für sie sterben, mit dem Trost,

den du mir jetzt gibst. In deine Hände empfehle ich meinen Geist.“

Die letzten Worte wurden durch den auf Betrieb der Geistlichkeit von den Bütteln erregten Lärmen erstickt, da schlugen die Flammen empor. Er betete noch einmal mit lauter Stimme; immer leiser wurde sie. Die Flammen umhüllten ihn; er ward nicht mehr geseh'n.

Ein Mann in bürgerlicher Kleidung, der nach langem hastigen Ritt eben erst vom Roß gesprungen war, drängte sich herzu. Die Flammen waren bereits erloschen, nur ein hochaufwirbelnder Qualm verkündete, daß hier ein Mann für seine Ueberzeugung gestorben war.

„Zu spät!“ stöhnte der Fremde, und sank zusammen.

„Er stirbt! Er stirbt!“ schrie sein Knabe, über ihn hinstürzend.

Der Herzog richtete sich bei dem Klang dieser Worte empor und legte den Finger auf des Knaben Mund. „Ich bin noch stark, ... komm, komm! Fort, eh' ein Auge uns sieht.“

Er raffte die letzte Kraft zusammen zur Flucht; — nicht um seinetwillen wollte er dem gierig lauernden Fanatismus entrinnen, nur um des Kindes

willen. Er gab ſich den Anſchein von Seelenſtärke, damit ſein Kind nicht verzage. Aber tief in ſeinem Herzen war die Wurzel ſeines Lebens tödtlich verſehrt; — der feſte Glaube hatte ihn getäuſcht, die Sterne hatten gelogen.

Beide gelangten glücklich in's Freie und ſtiegen wieder zu Roß. Der alte Diener erwartete ſie voll Angſt und Ungeduld. Schweigend ritt er dahin, des Geſchehenen ſinnend. Er hatte von der Gefangennehmung des Mönches gehört, war nach Modena geeilt, um ihn noch zu retten; Felice wollte ihn nicht verlaſſen. Sie konnte einem ſchnellen Ritt nicht folgen; dadurch die Verſpätung. Und — wäre er auch früher gekommen, — er hätte den Greis nicht mehr retten können, hätte — jetzt überdachte er's, vielleicht nur ſich, — ſein Liebſtes mit ſich in den Untergang geriſſen. Er erkannte Gottes Finger, — aber er fühlte auch den Tod. Er wünſchte, nach der Villa Fauſto den Weg einzuſchlagen. Sein Antlitz war, wie das einer Leiche geworden, ſeine Hand zitterte, konnte oft kaum den Zügel halten. Es mußte langſam geritten werden. Beatrice ſprach von tauſenderlei Dingen, um ihn zu erheitern. Er lächelte, ſeufzte, erſtickte die Thränen. Er dachte nur an ihr Loos, wenn er todt ſein würde! So ganz allein mußte er ſie hin-

verlassen, preisgegeben, wenn sie als sein Kind erkannt würde.

Als sie von der großen Heerstraße abbogen, um unter einer Gruppe von schlanken Pinien Rast zu halten, fanden sie einen Mann, der auf dem Rasen liegend sein Frühstück verzehrte; sein Roß weidete.

„Willkommen, Gesellschaft!" begrüßte er den Herzog; — „hier ist es kühler als in Modena drinnen. Ihr mögt dem Brand nahe gekommen sein, Signore!"

Der Page blickte den Herzog an und erschrack. Noch eben so bleich, jetzt das ganze Antlitz glühend roth. „Heilige Maria!" rief sie; „was ist Euch?"

„Mir? Nichts! Nichts, Felice, ich fühle mich nur etwas müde, sonst recht wohl. Ich freue mich der Schattenkühle dieses Orts."

„Es ist hier ein hübscher Platz zum Sterben!" sprach der Andre. — „Unter Gottes freiem Himmel zu sterben, ist das höchste Glück, dessen einer, dem's durch die Geburt schon auferlegt ist, zu sterben, theilhaftig werden kann."

Der Herzog war von diesen Worten, die ihm wie Prophezeiung klangen, lebhaft ergriffen; mit einer Art von abergläubischer Ehrfurcht betrachtete er den Fremden und sprach endlich zu ihm: „Signore, Ihr seht, was Ihr sagt!"

Der Fremde richtete sich stolz empor, streckte, wie ein Triumphator den Arm aus und erhob feierlich seine Stimme: „Ihr sagt, was Ihr seht! — Dieß unbedeckte Haupt trägt sonst einen Fürstenhut; aber alle Eure Kleinodieen sind eitel Tand vor dem unsichtbaren Diadem, das um meine Stirn sich windet.“

Felice schmiegte sich voll Grauen an den Herzog und verbarg das Haupt an dessen Brust, als der Fremde sie scharf anblickte. „Ich kenne Euch,“ fuhr der Fremde fort, „aber Ihr kennt mich noch nicht und werdet mich nicht mehr kennen lernen. Das Reich, das ich gründe, wird erst offenbar werden, wenn Euer Gebein längst vermodert ist.“

Der Herzog, vor dem der Fremde dicht stand, schauderte zurück; der Athem des Sonderlings wehte ihn wie Moderduft an.

„Kanntet Ihr den, dessen Asche die Lüfte des Himmels jetzt verwehen?“ fragte der Herzog.

„Nicht ihn, aber den, der ihn vor dem Flammentode retten wollte. Aber, wären statt der drei — ihrer Tausende gewesen, sie hätten den Alten doch nicht gerettet. Es müssen Opfer fallen, damit der Gott versöhnt werde, und nicht Sünder müssen geopfert werden, sondern die Gerechten, damit der Herr Wohlgefallen habe. Dann wird er die

erhabene Mutter erwecken, die Sybille der Wiedergeburt und der Prophet, den sie verkündet, wird das neue Jerusalem gründen auf der Stelle, die jetzt noch Rom genannt wird. Alle diese Tempel und Kapellen werden fallen und nur ein einziger Tempel wird sein, je Säule desselben auf je einem der sieben Hügel Roms. Das ist die Herrlichkeit, von welcher das Myster niedergelegt ist in der Apokalypse Sanct Johannis; aber nur drei auf Erden sollen den Schlüssel dazu haben und der Dritte von diesen wird ihn erst empfangen durch den Ersten.“

„Den Tod! den Tod!“ sprach laut die Stimme in des Herzogs Brust. Alle jähe Glut war wieder aus seinen Adern entflohen, und Frost überkam ihn, obgleich die hochaufgestiegene Sonne unerträglichen Brand warf; der Fremde riß sein Wamms weitauf und lüftete die Brust. Ein kleines silbernes Geschmeide fiel heraus. Der Herzog und der Page erblickten es zu gleicher Zeit. — Der Herzog rief: „Giovanni!“ — —

„Giovanni!“ seufzte der Page. Der Herzog hatte das Geschmeide — ein Zierrath am Wehrgehänge, das Kunstwerk eines berühmten Goldschmieds — dem Jünglinge während der Flucht von Rom zur Villa Fausto verehrt. Es stellte einen Phönix vor, dessen Schnabel und Klauen ein Kettlein hiel-

ten, das Flammennest war wunderschön emaillirt. Es mochte wohl ein für jeden Uneingeweihten unverständliches Symbol sein.

„Woher habt Ihr dieß Geschmeide?" — fragte der Herzog den Fremden, — „entschuldigt meine Neugierde dadurch, daß ich es einst einem jungen Mann gab, der mir sehr theuer ward."

„Der es verlor," erwiederte der Fremde, — „hatte Eile, denn die Flammen, welche den alten Mönch verzehrten, lockten auch nach ihm. Er hatte es mit zwei andren unternommen, den Greis zu befreien; ein nachtwandelnder Tölpel verrieth alle vier . . .

„Giovanni!" rief der Herzog freudig, — — „frei, gerettet! Dem Himmel sei Dank." Der Page stand neben ihm, die Hände gefaltet. Bald aber kam über den Herzog die Melancholie wieder. „Wollt Ihr mir den Fund ablassen?" sprach er zu dem Fremden; — „es ist ein Pfand, das ich einlöse, wie Polykrates seinen Ring; — die Hoffnung schickt mir ihre Morgengabe zurück; — was verlangt Ihr dafür? Nennt mir jeden Preis. Es ist etwas, das ich in's Grab mitnehmen möchte."

„Nehmt es mit!" — Ich bedarf keines Gut's und Gold's! Ich hob das Phönixzeichen von der Landstraße auf, — wie es mir entgegenglitzerte; —

den Phönix aus dem Staube; hinter mir hoch empor der Qualm des Scheiterhaufens. — —"

„Ihr wißt nicht, wohin der Jüngling geflohen?"

Der Fremde verneinte schweigend. Der Page wendete sich zu dem Herzog und flüsterte ihm in milder Schwärmerei zu: „Wir finden uns ja doch wieder, gewiß, gewiß! — O, jetzt weiß ich's!"

Der Herzog sehnte sich nach Ruhe; er wollte sein treuliches Asyl erreichen; der Diener und der Page halfen ihm zu Roß. Vom Sattel herab reichte er dem Fremden die Hand und sprach mit matter Stimme: „Wer Ihr auch seid, der Ihr so prophetische Worte zu mir spracht, nehmt meinen Dank wie den eines Sterbenden. Ich fühle, Ihr habt mir die Wahrheit verkündiget — und ich nehm's als ein Zeichen des Himmels, daß ich durch Euch mein Kleinod zurück empfing. Seid glücklich in dem, was Ihr beginnen wollet! — Gebt mir zu den zwei Spenden noch eine dritte: Euren Namen!"

Der Fremde richtete sich wie gottbegeistert stolz empor, und sprach: „Die Bedeutung meines Namens ist Apostolos, das heißt: der Gesandte; — doch die da in der Finsterniß wandeln, sollen ihn nicht erkennen, bis sie das volle Licht schauen; darum heiße ich Postel. Zwei Flammen sind, die Dioskuren, die Retter in der höchsten Sturmesnoth,

und ſind beide nur Ein Licht, ein Leben. Wann der Eine endigt, beginnt der Andre. So wiſſet, der Ihr meinen Namen nicht mehr hören werdet; — ich reiſe jetzt nach Rom mein Werk zu vollbringen, — Loyola war mein Vorläufer!“

Raſch ſchwang er ſich auf ſein Roß. — Beatricen graute vor dem Manne, der ihres geliebten Vaters Lebensmuth noch tiefer gebeugt, den des Freundes Flammentod ſchon ſo tief verſehrt hatte. Eh' ſie und der Herzog es ſich verſahen, war Poſtel im ſauſenden Galopp ſchon aus ihrem Geſichtskreiſe. Der Herzog und die Seinen ſchlugen langſam den Weg in die Appenninen ein. — —

Tiburzio hatte die ganze Nacht über von dem prachtvollen und ſehr erbaulichen Schauſpiel geträumt, deſſen Zeuge er am andern Morgen ſein würde. Er war — ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit unbeſchadet, — ſo ein ächter und vollkommener Spanier, daß er in einem Autodafé durchaus nichts Unmenſchliches ſah, ſondern im Gegentheil etwas ſo Nothwendiges als ein Stiergefecht oder ſonſt eine Beluſtigung für brave Chriſten. Sein Gewiſſen machte ihm auch keine Vorwürfe darüber, daß er einen Ketzer verrathen hatte; er ſchlief ſanft und ruhig.

Am andern Morgen erhob er sich mit einer gewissen Selbstgenugthuung und kleidete sich gemächlich an, berichtigte seine Zeche und begab sich auf den Markt, um dem Autodafé beizuwohnen. Der Markt war voll Menschen, auf deren Gesichtern jedoch nicht die geringste Spur von Neugierde ausgeprägt war, worüber sich Tiburzio sehr verwunderte. Er konnte sich nicht enthalten, einen und den andern mit der Frage anzureden, wann das Autodafé beginnen würde, mußte jedoch die Beschämung erfahren, statt der Antwort ein Gelächter zu erhalten. — Endlich gelangte er zu Aufschluß; ein Spottvogel fragte ihn, ob er noch einen Ketzer zum Rösten einliefern wolle, denn der Braten von gestern sei bereits verbrannt. — „Sei bereits verbrannt?“ — — „„Total!““ — „Unerhört! — Dann muß das ein Feuer bei Nacht gewesen sein.“ — „„Am hellen Morgen, Freund!““ — — „Ich bitt' Euch im Ernst, sagt, was ist denn die Uhr?“ — Zugleich sah er nach dem Stand der Sonne. Der Andre lachte, — Tiburzio sprach eifrig: „Abscheulicher Haushalt hier in Modena. Entweder: ich hätte mich verschlafen oder bei Euch geht der Morgen um Mitternacht an.“ — „Ihr könnt Euch wohl verschlafen haben, Signore,“ meinte der Andre, — „das ist wahrscheinlicher.“

Unmuthig, um das christliche Schauspiel durch einen so unchristlichen Zufall betrogen worden zu sein, begab sich Tiburzio auf die Weiterreise und schwur bei den heiligen sieben Schläfern, ein solches Mißgeschick solle ihm nie mehr begegnen, so lang er die Augen offen halten könne. — — —

Da stand der Herzog mit Beatrice und dem alten Diener, der um das geheimnißvolle Asyl wußte, vor der Felsenpforte zur Villa Fausto. Er hatte sich kaum länger auf dem Pferde halten können. Sie hoben einen Sterbenden herab und trugen ihn durch den dunklen Gang. Er bat, ihn nieder zu lassen.

„Zur Erde! Bald gehört ihr dieser Leib! ... Durch den dunklen Gang bin ich gekommen, bald geh' ich durch einen noch dunkleren. Was zagt ihr vor der schmalen Bahn? Wie auf dieser, so auf jener; — wie ich, so Alle. Dunkel ist der Anfang, das Ende — Licht, Frühling, Leben! ... Hier, wo vor jedes Menschen Auge die undurchdringliche Wand sich emporgipfelt, — hier, hier ————"

Innen war alles Lenz und Leben. Die Bäume blühten, die Vögel sangen, die Wasser sprangen, die höchsten Gipfel der Felswände schimmerten im Abendroth.

Der Herzog richtete mit Anstrengung den Blick empor. „Ich danke dir!“ sprach er leise, — „daß du mich unter deiner Sonne sterben lässest. —“ Er umfaßte seine Tochter, drückte ihr Haupt an sein Herz. „Die hier — die behüte mir! Du dort oben, — wem könnt' ich sie denn befehlen, als dir! — Ein Vater dem andern!“ — — Beatrice! — Den Phönix gib mir in's Grab mit. — Weinst du? — Ach, das ist ja nicht der Tod, das ist Frühling, der mich so müde macht. Sieh, ringsum ist Frühling, — mir in der Seele auch. — Frühling, Hoffnung, — — eins und dasselbe! Unter einem Rosenhügel begrabe mich; jede Rose, die d'rauf wächst, flüstre dir Morgens und Abends zu: Hoffe, hoffe! — — Unser ganzes irdisches Leben ist nichts als ein Hoffen — auf's Ewige. — Weine nicht! Sieh, wie gut der Vater ist! — Ich habe mir dieß stille Asyl gewählt. Er läßt es mich noch einmal schauen, läßt mich hier rasten. Bis hieher dringt die Falschheit nicht; da draußen werden sie mich nicht todt — nur verschollen nennen, — ja wohl verschollen unter der Scholle; aber die Seele ist über der Scholle, verschollt nie, ist bei dir, immer bei dir, küßt deine Stirn im Abendwind, eh' du d'ran denkst. Das alles ist nicht ein Gestorbensein, nur ein kleines, kurzes Getrenntsein; — und, um wie süßer dann

das Wiederseh'n! — Aus dem Frühling in den Frühling geh' ich; — bleibe hier, immer hier, geh' auch du einst nur aus dem Frühling in den Frühling. — Der Vater sagt dir: ein Lebwohl! — Der Vater sagt mir: ein Willkommen! ... Dort, ... behältst du's auch? ... Dort unter dem Rosenhügel! ... Sei nicht traurig! ... Auf Wiedersehn!"

Er sank zurück. Leiden ist die höchste Kunst des Menschen; Beatrice hatte sie gelernt. Sie erlag nicht, sie weinte nicht, sie zerraufte ihr Haar nicht; sie hatte an dieser Leiche nur Liebe, Liebe, Liebe — statt Schmerz. Und in heiliger Liebe — drückte sie ihm die Augen zu und kniete vor ihm und hielt ihre Hände in den ihrigen. Der Diener schlich fort und holte die andern. Sie hielten sich zurück, die Andacht der Liebe nicht zu stören. Beatrice bemerkte sie, winkte ihnen. — Sanft hoben sie ihn auf und folgten mit der Leiche der Herrin, das Roß, das ihn getragen, ging, als verstünde es alles, was geschehen sei, ohne Leitung hinterdrein. In einem Myrthengebüsch legten sie die Leiche auf den weichen Rasen; die Vögel d'rüber in den Zweigen sangen Tag und Nacht, die Johanniswürmer leuchteten des Abends, Beatrice saß daneben und flocht einen Kranz von Rosen.

Am dritten Tag war das Grab gegraben; sie

legten ihn, mit Rosen bekränzt, das schöne Geschmeide auf seinem Herzen sanft hinein. Ein alter Diener, der schon manches kunstlose Lied gemacht, stimmte folgende einfache Weise an, welche die andern, Männer und Frauen, mit ihren Stimmen begleiteten:

Schlaf wohl, schlaf sanft, du müdes Herz,
Kein böser Traum stört deine Ruh,
Die Hoffnung wacht und deckt dich zu,
Schlaf wohl, du müdes Herz!

Vöglein singen dir morgen wie heut,
Der Lenz stirbt nie, der dich betreut,
Schlaf wohl, du müdes Herz!

Myrthen, grün Jahraus, Jahrein,
Wiegen dich Morgens und Abends ein:
Schlaf wohl, du müdes Herz!

Schlaf wohl, schlaf sanft du müdes Herz!
Dein Kind wacht bei dir jeden Tag,
Und schlaft es ein, dann wirst du wach; —
Schlaf wohl, du müdes Herz! —

Als das Lied zu Ende war, deckten sie ihn sanft zu und pflanzten die Rosen auf den Hügel.

Tiburzio hatte einen Brief Loyola's nach Mantua zu besorgen, wo die Errichtung eines von Lainez zu regulirenden Collegiums der Gesellschaft Jesu beantragt war; er hatte von dem General nebst dem Brief noch mündliche Instruktionen erhalten und that sich auf diesen Beweis der vertrauten Freundschaft Loyola's nicht wenig zu Gute. Voll des Bewußtseins seiner persönlichen Wichtigkeit, schritt er gegen den Po zu, als er sich plötzlich von mehreren Gesellen mit wilden Gesichtern umringt sah, welche ihm zuriefen, kein großes Wesen zu machen noch Geschrei zu erheben. Nichts destoweniger zeigte er ihnen standhaft die Kraft seiner Lunge und schrie um Hulfe; aber weit und breit war kein Mensch zu entdecken.

„Ihr Herrn!" rief er verzweiflungsvoll, — „erlaubt, daß ich Euch zu bedenken gebe, daß ich tapfer bin, und nehmt meinen Rath an, es nicht mit mir zu versuchen; denn, sowahr ich ein Spanier bin, es könnte Euch leid thun. —"

„Ein Spanier?" nahm einer von den Gesellen das Wort, während die andern ihn festhielten, — „laß seh'n, ob du die Probe hältst;" und er redete ihn auf spanisch an. Tiburzio erwiederte ihm augenblicklich mit einem derben landsmännischen Fluch, und fügte die Worte hinzu: „Schämt ihr euch

nicht, ehrliche Leute bei hellichtem Tage anzufallen? Hättet ihr's noch bei Nacht gethan, so ließ' ich mir's gefallen; — aber bei San Jago, am Tage, ... das iſt die ſchändlichſte That, die je unter der Sonne begangen wurde, einen tapferen Mann bei vollem Sonnenſchein wie einen entlaufenen Hund aufzufangen!"

„Der Burſche hat Verſtand!" rief ein Anderer von den Geſellen, „was meint ihr, Freunde? — unterſuchen wir ſeine Taſchen und machen uns den Spaß, ihn Schwimmen zu lehren?"

Angſtvoll ſchrie Tiburzio: „Wie, ihr Doppelſpitzbuben, einen Kriegsmann in's Waſſer zu werfen und aufzuknüpfen? Bei'm Himmel, das will ich rächen! ...

„Ohne Umſtände. Heda! Freunde, ſeine Taſchen; — ich wette das Haupt Sanct Jacob's, wir machen einen ſchönen Fund."

„Meine Taſchen? Nein! Nein! — — Seid edel, Schurken, laßt mich, der ich ein armer Schelm bin, laufen und ich will euch ein Dutzend reicher Kaufleute herſchicken."

„Das ließe ſich hören! — Er hat ein treffliches Schaafsgeſicht zu einem Spion! — Wir könnten's mit ihm verſuchen!"

„Nein!“ rief ein Andrer, „zu einem Bratenwender!“

„Gut, zu unſrem Schiffskoch! Er hat ein geiſtliches Geſicht. Er kann gewiß Faſtenſpeiſen zurichten, daß es eine Freude iſt.“

„Ihr Herrn, das kann ich, — ohne Stolz! — Das kann ich! Gebt mir einen Stockfiſch und ich will ihn euch zurichten, daß ihr ihn von einer Hammelskeule nicht unterſcheiden ſollt!“

„Topp! Du ſollſt unſer Koch ſein und uns dienen wie dem Teufel der rußige Bruder Lancelot; aber hebſt du je den Topf auf und läſſeſt eine arme Seele entwiſchen, ſo ſollſt du geſchmort werden, als wärſt du der fetteſte Ketzer von Deutſchland.“

„Laßt ihn zur Probe kochen.“

„Gut! Gut! Wie iſt dein Name, Freund?“

Tiburzio ſeufzte vor Schaam bei dem Gedanken, daß er als ein Abgeſandter des großen Generals, der die Kochkunſt ſtets bloß als Dilettant getrieben hatte, jetzt das Amt eines Küchenjungen verwalten ſollte. Er nannte zögernd ſeinen Namen, und zog nicht ſchneller ſeinen Rock aus, um ſich zu ſeiner Würde anzuſchicken, während einige aus der luſtigen Geſellſchaft Brennholz herbeiſchleppten, und andere ihm Wildpret vorlegten. Eifrig machte er ſich nun (in der weiſen und tugendhaften Ueberzeugung, daß

der Mensch jedes Amt, wozu ihn Gott berufe, nach bester Kraft vollbringen müsse und daß Gott keinem ein Amt gebe, er gebe ihm denn auch Verstand) an sein Geschäft, steckte das Wildpret an den Spieß und drehte diesen an zwei in der Erde festgerammten hölzernen Gabeln. Obgleich es ihm nun, da er selbst vor Müde und Angst bei gutem Hunger war, an aufrichtigem Willen nicht fehlte, seinem neuen Stande Ehre zu machen, so wurde er doch bei dem Gedanken an seine Tapferkeit und an die Unhöflichkeit der Herren, denen er diente, von solcher Bedenkkeit ergriffen, daß er erst dann, als man ihn darauf aufmerksam machte, gewahr wurde, wie die eine Hälfte des Bratens, während die andre noch blutete, in nähere Bekanntschaft mit dem Feuer gerathen war, als es den Geschmacks- und Geruchsorganen der lustigen Gesellschaft angenehm sein konnte; indem er sich nun bemühte, seinen Fehler gut zu machen, that er dieß mit solchem Eifer und solcher Hast, daß der Spieß aus den Gabeln und der Braten in das Feuer fiel. In demselben Augenblick empfand er einen so derben Schlag auf der Schulter, daß er unwillkürlich das Beispiel des Wildprets nachahmte und sich den Bart versengte.

„Halt, halt, guter Freund!" rief der eine der freien Herren, welcher in Tiburzio's Augen der

Hauptmiſſethäter war, lachend, — „obgleich du uns das Wildpret verbrannt haſt, ſo wollen wir doch dich ſelbſt nicht als Erſatz; und bei einem Haar wärſt du gar geworden. — Geh' in Gottes Namen, Freund; denn wir ſehen, daß du, da du wirklich kein Geld in der Taſche und auch ſonſt nichts im Kopfe führſt, zu allem verdorben biſt. Sei alſo ein ehrlicher Mann und geh' mit Gott!"

In dieſem Augenblicke fühlte Tiburzio ſich ganz als König und aller angeborne Edelmuth kam glänzend zum Vorſchein. Er warf ſich in die zierlichſte Stellung, die ihm nur je zu Gebote geſtanden, und ſprach, in der Mitte der Räuber ſtehend, nachdem er ſich geräuſpert und ſich ein Anſehn gegeben: „Sehr edle Herrn! Ich erlaube mir, euch darauf aufmerkſam zu machen, daß ich früher und zu wiederholten Malen meine Tapferkeit erwähnt habe, — nicht um mich deren zu rühmen, oder ſo wackere Edelleute, wie ihr ſeid, dadurch in Schrecken zu jagen, — das ſei ferne von mir; — ſondern weil der Wahrheit die Ehre gebührt. Ich könnte euch nunmehr Beweiſe davon geben und euch darthun, daß mit einem Löwen nicht zu ſpaßen iſt; allein ihr habt, als gebildete Cavaliere, gewiß ſchon davon gehört, daß der Löwe nicht bloß die tapferſte, ſondern auch die groß- und edelmüthigſte Beſtie iſt, und eine ſolche ſeht ihr nun

in mir vor euch. Deßhalb fürchtet nicht, von mir beleidigt oder auf irgend eine Weiſe beeinträchtiget, gezüchtiget oder verklagt zu werden. Solche niedre Geſinnungen ſind mir ſo fremd, als irgend einem großmüthigen Thiere. Nein, nehmt lieber meinen Wunſch, daß Gott es euch ſtets ſo gut ergehen laſſen möge, als ſeine Güte mit ſeiner Gerechtigkeit ſich vertragen kann, und glaubt, daß ich für dieſe freundſchaftliche Geſinnung nicht einmal den einzigen Dank, daß ihr mich etwa in eurem Andenken behaltet, von euch verlange.“

„Das iſt der witzigſte Eſel, der mir je begegnete,“ rief der Anführer der Räuber auf ſpaniſch...

... „O bitte, bitte, Landsmann! — Ich thue meine Schuldigkeit. Erlaubt, daß ich meinen Rock wieder anziehe und dann Eure angenehme Geſellſchaft verlaſſe.“

„Gott ſtärke Euch!“

„Capitano!“ rief plötzlich Einer von den luſtigen Brüdern, der indeſſen von Allen unbeachtet, die Taſchen von Tiburzio's Rock unterſucht und den Seckel ſich unbefugt zugeeignet hatte; „hier iſt etwas für Euch!“ Dabei wies er ihm den Brief Loyola's an Lainez, den er darin gefunden. Die Uebrigen bemerkten jetzt, daß der Scharfſichtige auch die Börſe

entdeckt hatte und drangen darauf, daß er ſie mit ihnen theile.

„Wie?“ rief der Anführer, der den Brief noch nicht beſichtigt, ergrimmt. „Wie? Sind wir ſo niedrige Beutelſchneider, dem armen Tropf ſeine paar Scudi zu nehmen. Gebt ihm den Bettel augenblicklich zurück, — bei meiner Ehre! wir ſind kein Geſindel, der Burſche hat das Geld durch ſeine Narrheit ehrlich verdient und ſoll uns nicht für elende Strauchdiebe halten. O, wären wir ſelbſt nicht ſo bübiſch beſtohlen worden — wir treiben dieß traurige Handwerk nicht! Gebt ihm das Geld! — Und hier, guter Freund! ſind noch zehn Dukaten d'rauf! Halte mich deßhalb für keinen edelmüthigen Spitzbuben; — aber wiſſe, daß wir ſämmtlich Edelleute ſind, geächtet und gebannt, die jeden, der unterm Schutz dieſer ungerechten irdiſchen Gerechtigkeit wandelt, für ihren Feind halten müſſen. So wahr ich Caſtilla heiße und von unbefleckter Abkunft bin; er ſoll alles behalten und das Leben und die Freiheit dazu!“

„Heilige Jungfrau!“ rief Tiburzio freudig erſtaunt, — „ha, da kennt man den Spanier an Euch. Ihr beſchämt mich an Großmuth, der Himmel verleihe Euer Gnaden ein langes Leben! —“

„Was ſoll mir der Brief?“ ſprach Caſtilla weiter, ohne die Aufſchrift anzuſehen. Er reichte

ihn dem Boten, schon wollte Tiburzio darnach greifen, als der Freibeuter ihn zurückhielt und Castilla zurief: „Les't ihn erst! Das ist Stoff für Euch!“

Castilla blickte die Aufschrift unwillig an; wie funkelten seine Augen, als er las: „Ignatius von Loyola, an seinen in Christo geliebten Bruder Jacobus Lainez von der Gesellschaft Jesu.“

„Loyola!“ schrie er wild, — „Loyola! Loyola! — Durch ihn entehrt! Mein Bild zur Schande ausgeführt, durch Henkershand verbrannt. — Elender! Wie kommst du zu Loyola?“

Obwohl Tiburzio vor dem Zorn Castilla's zitterte, so verläugnete er doch seinen geliebten Herrn nicht; ja er war stolz darauf, sich öffentlich den Diener und Freund des Generals nennen zu können. Mit immer wachsender Zuversicht sprach er von Loyola und bekannte ohne Scheu sein vertrautes Verhältniß zu ihm.

„Verbindet dem Narren die Augen, der sich der Freundschaft meines Todfeindes rühmt!“ schrie Castilla wild. „Auf dem höchsten Mast unsres Kapers soll er zwischen Himmel und Meer zum Gerippe zusammendörren. — Ich will diesem Loyola zeigen, daß er mich entehrt, aber noch nicht zertreten hat.“

Tiburzio schauderte, und doch war er noch immer

ſtolz darauf, ſeinen Gebieter bekannt zu haben. Man verband ihm die Augen. „Tödtet mich!“ rief er herzhaft, — „dann ſeid Ihr — mit Entſchuldigung gegen Eure adelige Abkunft! — ein Meineidiger; denn Ihr habt Euch bei Eurer Ehre verſchworen, mich frei und ungehindert ziehen zu laſſen.“

Dieſe Worte drangen in Caſtilla's Herz. Doch war ſein Groll dadurch noch nicht ſo plötzlich verrauſcht, daß er ihn augenblicklich freigegeben hätte. So blieb denn die Binde vor Tiburzio's Augen und er ſelbſt in der Geächteten Gewalt. Caſtilla erbrach mißmuthig den Brief Loyola's und las. Es ſtanden Dinge darin, die ihn wenig kümmern konnten, ſtrenge Befehle, in demüthige Worte gekleidet. Verdrießlich warf er den Brief von ſich.

„Und ſoll alſo der Schuft wirklich ganz ungezüchtigt von dannen gehn und uns alle verrathen?“ flüſterte der Finder des Briefs in Caſtilla's Ohr.

„Wir ſind Herren des Meeres!“ rief Caſtilla. „Was brauchen wir uns vor dem Verrath eines feigen Thoren zu fürchten!“

„Doch ungezüchtigt!“ raunte der Verſucher immerzu; — „ungezüchtigt für den Verdruß, den er Euch gemacht. Eure üble Laune verdirbt uns das luſtige Leben, ſo lang wir noch auf feſtem Lande ſind, — geſchweig' erſt auf der See, die ohnehin

langweilig genug ist. — Wir könnten ihn mitnehmen und an den Tuneser verkaufen! — Wie?“

„Pfui!“ erwiederte Castilla; „ich hab' ihm meine Ehre verpfändet.“

„Oder in ein Kloster verkuppeln,“ fuhr der andere leise fort, „halt! hier hab' ich einen Einfall! Wollt Ihr mich auch anhören, Capitano? Es ist ein Spaß, von dem wir noch viel reden werden.“

„Nun?“

„Hört!“ Er sprach einige leise Worte mit Castilla, dieser lachte überlaut. — — „Gut, gut, Peppo! Du bist der durchtriebensten Schelme einer. —“

„Doch still, Capitano!“

„Still, wie deine Einsegnung!“ flüsterte Castilla, aufgeheitert.

„Ja, laßt uns nach Thorheiten jagen, — o, könnten wir die Welt mit Narren bevölkern, daß man vor Schellengeklingel das ehrfurchtheuchelnde Gebrumm der großen Pfaffenglocken nicht mehr hören würde! — Gut, gut, herbei, was dazu nöthig ist! Verdorbener Büchermann, da ist was für dich! —“

Tiburzio lauschte der ganzen Verhandlung mit Todesangst; doch konnte er kein Wörtchen erschnappen. Einige Minuten lang feierliche Stille, als

wenn ein Todesurtheil gefällt würde. Endlich ruft Caſtilla ſehr ernſt: „Laßt ihn ſeinen Rock wieder anziehen. Er ſoll ſich über uns nicht beklagen, daß wir unhöflich gegen ihn geweſen ſeien. Hat er ſeine Börſe und den Brief?“

„Ja, Capitano!“

„Nun, ſo nehmet ihn auf und tragt ihn fort!“

Tiburzio, der noch immer die Binde vor den Augen hatte, fühlte ſich vom Boden aufgehoben. Zwei faßten ihn oben, zwei unten, ſo trugen ſie ihn an den Po. —

„Nun laßt ihn ſchwimmen!“ rief Caſtilla.

Tiburzio fühlte, wie man ihn kopfüber ſtürzte. Er empfahl ſeine Seele dem Herrn; er glaubte in den Grund des Stromes geworfen, auf einen Stein gefallen zu ſein, und erwartete ſeinen Tod. — — —

Aber er wartete lange darauf, und mit jeder Minute ſtieg ſeine Verzweiflung. Nachdem er lange Zeit ganz ruhig und unbeweglich gelegen, arbeitete er mit Händen und Füßen, um empor zu kommen. Aber er ſtieß wider Hartes, er fühlte ſeine eigene Beine. Nein! das war nicht Waſſer, die Arme waren ja frei! Er riß die Binde ab; — er ſah über ſich den blauen Himmel, neben ſich die ſchmalen Wände eines Kahns. „Gott ſei gelobt!“ rief er aufſpringend; aber die Freude hätte ihm bald

das Leben gekoſtet; der Kahn hätte bei einem Haar umgeſchlagen, und er befand ſich — mit Entſetzen ſah er's — mitten in dem Strom ohne Ruder! Er blickte rings um ſich und bemerkte jetzt in einiger Entfernung vom rechten Ufer des Po die luſtigen Schelme, welche ihm den böſen Streich geſpielt; ſie lachten aus vollem Halſe, ſchwenkten die Mützen, und riefen ihm: „glückliche Reiſe!“ zu. Er machte verſchiedene Geberden der Angſt, der Drohung, der Bitte gegen ſie; aber ſie wendeten ihm, nachdem ſie ſeine Grimaſſen einige Zeit zugeſehen, den Rücken und wanderten landeinwärts.

Ganz troſtlos ſetzte ſich Tiburzio auf den Boden des Kahns und legte die Hände in den Schooß. Was ſollte er beginnen, ſein einziger Troſt war, daß ihn der Strom bald in die Nähe eines von Menſchen bewohnten Ortes treiben würde. Er ſtand — nun mit größerer Behutſamkeit, als das erſte Mal — öfters auf, um ſich umzuſehen, — und unterſuchte weniger aus Neugier als aus Langweile ſeine Taſchen. Caſtilla hatte Wort gehalten. Er fand in ſeiner Börſe nicht bloß ſein Eigenthum, ſondern auch die geſchenkten zehn Dukaten; auch der Brief an Loyola ſtack wieder in der Taſche.

Als er die erſten Häuſer von Revere erblickte, erhob er mit der vollen Kraft ſeiner Lunge ein

Geschrei, welches er unermüdlich fortsetzte, bis sich Leute zeigten. Er machte ihnen durch Geberden seine Hülflosigkeit begreiflich, und hatte die Freude, zu sehen, wie sie Kähne abstießen und zu ihm heranruderten.

Als sie ihn gerettet hatten, befriedigte er ihre Neugierde, übernachtete, wurde, da man ihn wie ein Wunderthier betrachtete, welches jedermann in Augenschein nehmen wollte, zechfrei gehalten, und machte sich am anderen Morgen auf den Weg nach Mantua.

Lainez, der ihn als einen Boten des Generals sehr freundlich empfing, hatte indessen die Einrichtung des Collegiums schon zu Ende gebracht und fand, daß die mündlichen Instruktionen, welche Tiburzio ihm brachte, mit seinen Vorkehrungen völlig übereinstimmten. Er erbrach dann mit Ehrfurcht den Brief des Generals und durchlas ihn nicht ohne leises Lächeln. Dann wendete er sich zu Tiburzio mit feierlicher Miene und redete ihn also an:

„So habt Ihr also, frommer Mann, wie mir der hochwürdige Pater General hier schreibt, den Entschluß gefaßt in die Gesellschaft Jesu zu treten? Der Himmel segne Euren Entschluß; ich freue mich, Euch zu begrüßen, da ich weiß, wieviel Ihr

bei unſerem hochwürdigſten Vater General geltet, und ich werde alles thun, um Euch die Bürde, welche das Noviziat Euch auferlegt, leicht zu machen.“

„Wie?“ fragte Tiburzio betroffen, doch nicht wagend, an dem Inhalt des Briefes zu zweifeln und zugleich nicht wenig geſchmeichelt, daß Pater Lainez ihn eine wichtige, einflußreiche und beim General vielgeltende Perſon nannte.

„Schreibt dieß der hochwürdigſte Vater General!“

„Gewiß,“ erwiederte Lainez, auf das Schreiben weiſend,“ doch Ihr, ſehr verehrter Herr, werdet Euch ſelbſt ja am beſten an das erinnern, was zwiſchen dem Hochwürdigen und Euch verhandelt worden iſt.“

„In der That, daran erinnere ich mich,“ ſprach Tiburzio haſtig, während er ſeine Gedanken zuſammenſuchte; — „der General hat in allem Recht, was er thut, das beſchwör' ich Euch! — Und wenn der General uns die Seele aus dem Leibe verlangte, wir müßten ſie ihm geben; — denn er weiß beſſer als ſie ſelbſt, was mit ihr anzuſtellen iſt.“

„Ich ſehe, daß Ihr die rechte Grundlage des unbedingten Gehorſams in Euch habt, frommer Mann! Der Gehorſam iſt die erſte Tugend, welche die Geſellſchaft Jeſu von ihren Mitgliedern verlangt. Der hochwürdigſte Pater General hat die Würdig-

keit in Euch erkannt, und so freue ich mich denn, in Euch bald einen auserwählten Bruder zu gewinnen, der ohne Zweifel trefflich wirken wird zu wichtigen Zwecken.“

In Tiburzio's Seele weckten diese Worte lichten Tag; die Vorstellung, daß der General etwas Besonderes mit ihm vor habe, schmeichelte seiner Eitelkeit allzusehr, als daß irgend eine vernünftige Ueberlegung in ihm aufkommen konnte. Mit einer Art von stolzer Bescheidenheit neigte er sich vor Lainez. „Ehrwürdiger Vater, thut mit mir in allem ganz, wie der General Euch geboten hat. Deßhalb saget mir, — wenn ich Euch bitten darf, was ich zu beginnen habe, um dem Willen des Generals nachzuleben.“

„Mein gottseliger Freund,“ begann Lainez, — „unsre Gesellschaft, welche sich das Seelenheil der ganzen Menschheit zum Zwecke gesetzt hat, und alle vernünftigen Wesen, die da auf Erden wohnen, zu einem einzigen Volke, zu einem Volke Gottes machen will; — unsre Gesellschaft, deren heilige Idee unsrem hochwürdigsten Vater General von Jesus Christus selbst geoffenbart worden ist, muß bei der Wahl ihrer Mitglieder streng zu Werke gehen; sie kann nur Männer brauchen, die an Leib und Seele kraftvoll und gesund sind, und von christlichen Eltern

geboren wurden — wie Ihr leicht begreifen werdet ... doch, wollt Ihr Euch nicht setzen? ...“

„Mit Nichten!“ erwiederte Tiburzio höflich, „es ziemt mir, Euch, ehrwürdiger Vater, stehend anzuhören. Das kann ich Euch betheuern, und ich rufe alle Bewohner von Arevalo in Altkastilien zu Zeugen, daß ich aus dem reinsten Christenblute stamme, und daß meine Ureltern schon ausspuckten, wenn sie einem Ketzer oder Mauren begegneten; ja, das thaten sie, und ich will nicht selig werden, wofern ihnen irgend Jemand einen Makel nachweisen kann; was aber mich selbst betrifft, so besitze ich so viel Muth und Kraft, wie ein anderer Altkastilier — (Ihr seid mein Landsmann, ehrwürdiger Vater) und das sage ich, um nicht als eitel zu erscheinen, und so viel Gesundheit, daß ich den Ueberschuß ohne Zinsen ausleihen könnte, — jedoch unberufen, ehrwürdiger Vater! — und nun bitte ich Euch inständig, fahrt in Eurem Unterrichte fort.“

„Ihr müsset wissen, daß wir — nach dem Vorbild klösterlicher Institute unsere Neuaufgenommenen erst prüfen, und durch mehrere Jahre gleichsam erziehen, bis sie tauglich und würdig sind, die Geschäfte zu verrichten, welche ihnen die Weisheit unsres hochwürdigsten Generals auftragen wird. Die unterste Stufe, welche Ihr demnach an meiner

Hand ersteigen werdet, ist die des Noviziates. Die erste Prüfungszeit dauert zwei Jahre. Ihr beginnt die Vorbereitung zum geistlichen Kriegsdienst damit, daß Ihr unter der Anleitung des Pater Novizienmeisters die geistlichen Kampfübungen durchmachet, welche gleichsam als erster Unterricht in der Führung der Waffen zu betrachten sind. Während dieser geistlichen Kampfübungen müsset Ihr mit allem Eifer Euch an Demuth, Selbstverläugnung, Abtödtung des Fleisches gewöhnen, die niedrigsten Dienste verrichten. — —"

„Mit Vergnügen!" unterbrach hier Tiburzio, — „darin bin ich gewandt und eingeschossen . . . Das ist mein rechtes Element, und der Teufel mag mit all seiner Pfiffigkeit nur zusehen, wie er meiner armen Seele beikommen kann."

„Nach Beendigung dieses ersten Prüfungskampfes werdet Ihr die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen . . ."

„Das Erste und das Dritte wird mich keine große Ueberwindung kosten, ehrwürdiger Vater; — aber was das Zweite betrifft, so kann ich Euch nicht verhehlen, daß ich große Gewissensscrupel empfinde. Denn bedenket, daß ich einst verheirathet gewesen . . . und als Wittwer . . ."

„Beruhiget Euch, mein frommer Freund! Wir

ſehen nicht auf die Vergangenheit, ſondern auf die Gegenwart und auf die Zukunft . . .“

„War doch der General . . .“ eiferte Tiburzio, um ſich ſelbſt zu beſchwichtigen; — doch, als er das aufmerkſame Antlitz des Pater Lainez ſah, — kam er ſchnell wieder zur Beſinnung und verbeſſerte ſich, erſchrocken, daß er ſo nahe d'ran geweſen ſeinen Eid zu brechen; -- war doch ſelbſt der hochwürdigſte General vor ſeiner geiſtlichen Laufbahn im Weltlichen befangen.“

Lainez merkte gleichwohl, daß Tiburzio mehr wußte, als er ſprach; er freuete ſich des Zufalls, der ihm einen Mitwiſſer Loyola's in die Hände geſpielt, einen Schwachkopf, den er leicht lenken, von dem er Alles, was Loyola geheim hielt, entlocken zu können hoffte. Er fuhr mit Salbung in ſeinem Unterricht alſo fort: „Nach Ablegung der erwähnten Gelübde werdet Ihr dann einem Collegium zugetheilt, wo Ihr den Umgang der gebildetſten und trefflichſten Männer und die Vorbereitung in geiſtlichen Wiſſenſchaften erhaltet, wie auch Euer Herz immer mehr in Frömmigkeit vervollkommnen lernt; wöchentlich werdet Ihr dem Collegium zweimal Euer Gewiſſen forſchen, Beichte ablegen, und wöchentlich einmal den Leib des Herrn empfangen, bis Ihr würdig ſeid in eine dritte

Epoche überzugehen, welche ein Jahr dauert, und während welcher Ihr in geiſtlichen Betrachtungen erſtarket, und Euch in Religionsunterricht, in Predigen und Katechiſiren auf Dörfern und in kleinen Städten übet. Habt Ihr dieſe drei- bis vierjährige Prüfungszeit glücklich und zur Zufriedenheit der Geſellſchaft zurückgelegt, ſo werdet Ihr zu einem neuen Gelübde zugelaſſen, und verbindet Euch durch einen feierlichen Schwur, dieſes Gelübde, ſo wie Eure früheren zu halten . . ."

„Drei bis vier Jahre, ſagt Ihr, ſehr ehrwürdiger Vater?" rief Tiburzio, welchem plötzlich der Auftrag Loyola's, nach Deutſchland zu reiſen, wieder beifiel. Er konnte ſich nicht enthalten, denſelben dem Pater Lainez mitzutheilen, verrieth jedoch den Zweck ſeiner Sendung nicht.

„Das iſt ganz einfach, mein Freund in Chriſto" verſetzte Lainez, „und der Zuſammenhang iſt mir klar. Wie mich dünkt, verträgt ſich der mündliche Auftrag an Euch mit dem briefliehen an mich vollkommen. Unſer hochwürdiger Vater General wünſcht Euch nämlich, als taugliches Mitglied der Geſellſchaft, nach Deutſchland zu ſenden, damit Ihr durch den Empfang des Unterrichts und der Weihen, Euch, der mir unbekannten Geſchäfte, unter Gottes ſicherem Beiſtand entledigen könnet; denn glaubet

mir, nur durch die Aufnahme in unsre von Jesus Christus selbst eingesetzte Gesellschaft wird der Mensch fähig, allen Unbilden des Lebens, allen Versuchungen mit Standhaftigkeit zu trotzen, welchen er als Profaner erliegen müßte.“

Dieser Grund beruhigte Tburzio vollkommen; er war seelenfoh, einen sichern Schlupfwinkel gefunden zu haben, in welchem er es sich behaglich machen konnte; er überließ sich ganz der Weisheit Loyola's, welche ihm über allen menschlichen Nachgrübelungen erhoben schien, und war zugleich nicht unzufrieden, die Sendung nach Augsburg, welche ihm von jeher unheimlich gewesen war und ihm aus vielen Gründen widerstrebt hatte, wenigstens für einige Jahre aufgehoben zu wissen. Deßhalb bat er Lainez, ihm die Aufnahme in's Noviziat sobald als möglich zu verstatten. Dieser, welcher das Collegium in Mantua bereits vollkommen eingerichtet hatte, willfahrte mit Vergnügen diesem Wunsche, und begab sich einige Wochen später nach Venedig.

II.

Ein ſeltſames Gerücht kam Lainez in Venedig zu Ohren, ein Gerücht, welches in ihm Beſorgniſſe weckte, da es den wachſenden Einfluß der Geſellſchaft Jeſu zu beeinträchtigen drohte. Jung und Alt ſprach von den Viſionen der Mutter Johanna. Die Kranken, die Schwachen, die Betrübten belagerten die Pforten des Kloſters, worin ſie lebte, — und wollten geheilt, gekräftigt, getröſtet ſein; — denn es hieß (und unzweideutige Zeugen hatten es dargethan), daß die fromme Nonne bloß durch Auflegen ihrer Hände ſchon manchen unheilbar Kranken gerettet habe. Doch wollte ſie nicht als Wunderthäterin gelten, und verſchloß ſich vor dem Zudrang der Flehenden in ihrer Zelle, wo nur Perſonen aus den höchſten Ständen Zutritt hatten. Sie war noch jung, aber todtenblaß, mager wie ein Skelett, allem Irdiſchen entfremdet, wortkarg. Die Nonnen, deren Oberin ſie war, erwieſen ihr faſt göttliche Ehre, indem ſie ſämmtlich in der wunderbaren Ueberzeugung lebten, ihre Mutter Johanna wäre von Gott berufen, das Menſchengeſchlecht mit der Wiederkunft des Meſſias zu begna-

den, Christus habe sie auserlesen, um durch sie auf Erden wiedergeboren zu werden, und das einst begonnene Erlösungswerk zu vollenden. Doch blieb dieser Wahn innerhalb der Mauern des Klosters streng als Geheimniß bewahrt, und nur räthselhafte Andeutungen der mystischen Sendung wurden außerhalb derselben bekannt.

Lainez beschloß, der Sache auf den Grund zu sehen. Er umwickelte sein linkes Bein mit schmutzigen Lappen, färbte sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit, zog das Gewand eines Bettlers an, und hinkte vor die Klosterpforte. Er ließ sich durch die erste Abweisung nicht abschrecken, sondern verharrte drei Tage und Nächte lang vor der Pforte, klagend und wimmernd um seines Gebrechens willen, bis ihm endlich die Erlaubniß ertheilt wurde, vor der Mutter Johanna zu erscheinen.

„Was wünschest du von mir, mein Freund?“ fragte ihn die Wunderthäterin.

„Heilung durch Auflegung deiner Hände erbitte ich mir von dir.“

„Du irrst, Freund! Ich kann keine Wunder verrichten. Ich selbst bin schwach und sterblich, wie du. Wunder können nur die Unsterblichen verrichten.“

„Mutter Johanna, ich will nicht von hinnen

geben, bevor du mir nicht die Hand auf's Haupt gelegt und mich geheilt. Mein Glaube iſt felſenfeſt. Der Himmel hat dich zum Heil für alle Armen und Betrübten hoch begnadet, das weiß ich, Mutter Johanna, denn alle Herzen ſind deines Lobes voll. Und du wirſt den Heiland wiedergebären, der ſein Reich auf Erden aufrichten und das Werk des göttlichen Erbarmens vollenden wird, von dem uns geweiſſagt worden iſt.“

Die Nonne blickte ihn ſcharf an, ſchwieg eine kleine Weile nnd ſprach endlich zu ihm: „So erhebe dich, und ſei geſund.“

Lainez, welcher das Spiel forttreiben wollte, um ſich zu überzeugen, was der eigentliche Grund ihrer Gaukelei ſei, ſtellte ſich an, als empfinde er die plötzliche Kraft des Wunders, erhob ſich von den Knieen und rief mit erheuchelter Freude: „Iſt es möglich? Ich ſtehe aufrecht, gehe — wie in meiner Jugend, geſund und heil, neue Kraft fühle ich in meinem Leibe. Geprieſen ſeiſt du, Mutter der Bedrängten, geprieſen tauſendmal! Laß mich hingehen und aller Welt das Mirakel verkünden, das du an mir gethan haſt.“

„Bleib!“ rief die Nonne ernſt. — Du biſt kein Bettler, — du warſt nicht krank. Du biſt ein Betrüger, — du hielteſt mich für eine Betrügerin!“

„Mutter Johanna!“ sprach Lainez verlegen, — welches Frevels zeihst du mich? — Mein Herz ist rein und lauter, — ich war krank und du hast mir von meinem Siechthum geholfen!“

„Nein!“ erwiederte Johanna, — „warst du wirklich krank, so hatte ich, ein sündiges Weib, die Kraft nicht, dich zu heilen, die stand allein bei Gott! Aber du hast Gott versucht! Du warst nicht krank! Ich bin wohl zuweilen mit göttlichen Gesichten begnadet, aber nicht mit jener Kraft, die allein des Höchsten ist.“

„Weib! was sprichst du?“ rief Lainez, erbittert und sich vergessend, — „wofür hältst du mich.“

„Du hast dich verrathen“ versetzte Johanna rasch, — „schwöre mir's, daß du krank gewesen, aber hüte dich vor einem Meineid, so wahr du ein Priester unserrs Herrn und Heilands bist!“

„Weib! Weib!“

„Du siehst, ich kenne dich! — Und doch versichere ich dich: Ich sah dich vor heute nie.“

„Wer bist du?“

„Du siehst's!“

„Du bist mehr als du scheinst!“

„Gott allein weiß, wozu er mich berufen will.“

„Ich wills wissen. Beim Himmel, ich weiche nicht aus diesem Gemach, bevor du's gestehst.“

„Gewalt! Gewalt! — Weiche von hinnen!“

„Nein! Nein! — Wer biſt du?“

Mutter Johanna ergriff die Klingelſchnur. „Willſt du zu Schanden werden vor den Kommenden? — Prieſter, wahre dein Anſehen, und gib dich nicht Preis!“

„Du biſt wahnſinnig! Ich ein Prieſter?“

Mutter Johanna zog an der Klingel; — bevor noch die dienenden Swestern herbeieilten, ſprach ſie hohnend: „Ihr habt Euch trefflich geſchminkt, ehrwürdiger Herr; unnöthige Mühe! In Eurem geiſtlichen Gewande hättet Ihr ebenſo leicht, und leichter hier Zutritt gefunden. Alles habt Ihr verdeckt, nur vergaßt Ihr die Tonſur!“

Lainez bebte zuſammen. — Die dienenden Schweſtern eilten herbei. „Dieſer arme Mann verlangt, unſer Kloſter wieder zu verlaſſen.“ Sie winkte ihm zu ſich, und flüſterte ihm zu: „Geht mit Gott, und ſtört die Abgeſchiedenheit unſres Kloſters nicht fürder. — Hieher nach Venedig iſt eine Geſellſchaft gekommen, welche dem Löwen von San Marco ihr altes Recht ſtreitig machen will. — Ihr ſeid einer davon! Geht! —“

Beſchämt, erbittert ſchlich Lainez fort.

Mutter Johanna winkte den Schweſtern, ſie allein zu laſſen.

„O, wann kommſt du endlich, Tag, der mir die Freiheit bringt! Ein Traum von Erwachen! — Ah, und dieſer lange Traum von Gefangenſchaft! — Jammer, Knechtſchaft, Tod bis jetzt! Wenn nur ein einziger Moment der Freiheit wieder, — ach, und wär's ein Moment, der Rache zugleich! — alles, was ich gelitten, in Thränen, in Heuchelei, alles, alles wäre wie nie geweſen! —

„Wodurch leb' ich noch? Durch Treue! Nein! Durch Hoffen auf den Tod! Tod iſt Erwachen! — Ja, erwachen! — — — Miguel! Brouet! — Und nicht einmal zu wiſſen, ob einer von beiden noch lebt! ob ich je einen von beiden wieder ſehe, mich räche, vertilge, mich ausraſen kann! Und dieß Kind unter meinem Herzen?"

Lainez war zu ſehr beunruhigt von dem Erlebniß mit Mutter Johanna, als daß er dem General ſeine Beſorgniß länger hätte verhehlen können. Gerade, daß ſie ihn durchſchaut, beängſtigte ihn. Noch hatte er ſeit Mantua nicht an Loyola geſchrieben, auch davon noch nichts, daß er, deſſen ſchriftlichem Auftrag gemäß, Tiburzio zu Mantua in's Noviziat aufgenommen.

Loyola gerieth, als er den Brief erhielt, in die

größte Bestürzung, nicht wegen der ersten Nachricht, die ihm unbedeutend, — vielleicht eine ärmliche, fruchtlose Nachäfferei seines eigenen Auftretens erschien, sondern wegen der Aufnahme Tiburzio's in den Orden. Er begriff den Zusammenhang nicht, und vermuthete nur, daß irgend ein geheimer Feind den Spuk veranlaßt haben müsse. Er kannte Lainez und fürchtete Alles von dessen Eifersucht. Was war zu beginnen? Sollte er durch einen Machtspruch das Geschehene widerrufen? Nein! er hätte sich selbst vor des klugen Lainez Augen zu einem Thoren gestempelt. Nichts blieb übrig, als: das, was nun einmal geschehen war, zu benützen. Er schrieb deßhalb umgehend an Lainez, redete ihm die Furcht vor der Mutter Johanna aus, die er für eine thörigte aber unschädliche Schwärmerin erklärte, wie man deren in Nonnenklöstern manche finde, hieß alles gut, was mit Tiburzio bisher vorgenommen worden war, befahl aber (um diesen aus Lainez Beobachtung zu entrücken), daß derselbe bloß zum weltlichen Coadjutor befördert werden sollte, da die weltlichen Coadjutoren stets Laien blieben, die von den eigentlichen Mysterien des Ordens nichts erfuhren, und nur eine einjährige Prüfungszeit zu bestehen hatten, so konnte er, ohne die Constitution der Gesellschaft zu umgehen, verordnen, daß Tiburzio

den Reſt der Prüfungszeit erlaſſen erhielt. Lainez ſollte Tiburzio ſo bald als möglich entlaſſen, damit dieſer die — für die Zwecke der Geſellſchaft wichtigen Aufträge des Generals in Deutſchland beſorgen könne.

Mit welcher Ungeduld erwartete Loyola die Antwort auf dieſes Schreiben. Furcht und Liebe, welche beide er ſich ſelbſt nicht geſtand, quälten ihn. Wenn der ſchlaue Lainez dem leichtzubetrügenden Tiburzio ein oder das andere Wort bereits entlockt hätte? Er berief — unter triftigem Vorwand — Lainez augenblicklich nach Rom.

Lainez hatte in Venedig noch vielerlei im Intereſſe des Ordens zu beſorgen; deßhalb zögerte er, dem ſtrengen Befehle des Generals Folge zu leiſten, und kam um acht Tage ſpäter, als Loyola ihn erwartet hatte. Loyola tobte. Er hatte es nicht mehr nöthig, ſeinen Zorn zurückzuhalten; er freute ſich des Anlaſſes, ſeinen Mißmuth Einen entgelten zu laſſen; er konnte ja jetzt endlich, war er nicht unbeſchränkter Herrſcher?

„Was hielt dich zurück?“ fragte er Lainez, als dieſer in Rom eintraf.

„Die Sache der Geſellſchaft, hochwürdigſter Pater General!“

„Wer iſt die Geſellſchaft? Wer vertritt ſie?

Wer hat für sie zu sorgen? Wer ist ihr Haupt, ihre Hand, ihre Seele zugleich?"

„Du, Hochwürdigster!"

„Weißt du noch, Lainez, was du, was Alle beschworen?"

„Ich weiß es: unbedingten blinden Gehorsam!"

„Nun? Du weißt's! Du hast dennoch dawidergehandelt! So erkenne mich! Ich habe — durch Eure eigne freie Wahl das Recht, jeden Widerspenstigen im Zaume zu halten, — ich will's — zur Ehre Gottes, zum Heil unsrer Gesellschaft."

„Hochwürdiger General?"

„Wie? sprichst du noch? — Siehst du nicht, daß ich winke, daß ich dich ausstoßen kann? Wo bist du? Wer, ich? — Sprichst du noch, Lainez? — — Soll ich den Krebs noch weiter fressen lassen? Wer meinem Blicke widerstrebt, ist ein Rebell gegen Gott und mich, und ich muß ihn strafen. — Aber ich will nicht, ich will gnädig sein. — Fort, Ungehorsamer, aus meinen Augen. — Fort! — — — Was? bleibst du noch?"

„Höre mich, General! Höre meine Entschuldigung und du wirst mich nicht verdammen."

„Ich will dich nicht hören, — ich will die Heuchelei nicht hören, die deinen Trotz beschönigen soll.

Verhaßter iſt mir nichts auf Erden als Heuchelei. — — — Keine Entſchuldigung! Ich habe befohlen, du hatteſt zu gehorchen, in derſelben Minute zu gehorchen, als ich befahl, ohne Bedenken, ohne Ueberlegung; das Bedenken, das Ueberlegen iſt Verbrechen. — Hätte ich dir befohlen, deinen Bruder zu erſchlagen, du hätteſt gehorchen müſſen; denn ich habe die Verantwortung für euch Alle.“

„General,“ erwiederte Lainez, nicht ſowohl aus Kleinmüthigkeit als aus Klugheit; denn er wußte wohl, wie unzerbrechlich in ſo kurzer Zeit Loyola's Macht zuſammengewachſen war, — „General, ich erkenne meinen Fehler und bitte in Demuth, es möge mir die ſchwerſte Beſtrafung auferlegt werden.“

Loyola ſann. „Was würdeſt du ſelbſt, wärſt du an meiner Stelle, dir als ſolche auferlegen?“

„Ich würde den Schuldigen ausſchließen von der Gemeinſchaft der Brüder!“

„Nein! Du gehſt zu weit, Lainez! — — Hältſt du mich für einen Tyrannen? In allem, was ich jetzt handle, handelt nicht Loyola, ſondern der Staat, den ich vertrete. Das Geſetz, dem wir alle uns unterwarfen. Bin ich unmenſchlich? Biſt du nicht mein Bruder, den ich liebte wie mein Fleiſch und Blut? — Du haſt gefehlt, aber aus löblichem Beweggrund Lainez, deßhalb ſei deine Strafe gemildert.

— Geh, lerne dich in der Demuth üben, ohne die wir Alle unnütz sind, ohne die unser Werk zersplittert. Entbinde dich selbst deiner höheren Wirksamkeit und diene gleich einem Laienbruder, pflege die Kranken, bettle für die Armen! Und hast du dich wieder in der Selbstverläugnung genügend geübt, dann geh' hin, woher du kamst und verwalte deine Provinz! — Halt! Noch etwas! Du nahmst Tiburzio in die Gesellschaft auf."

— „Nach Eurem Befehl, General!" —

„Wo hast du meinen Brief, der diesen Befehl enthielt?"

„Ich habe ihn — nebst allen — Eure Geschäfte betreffenden Papieren mitgebracht." —

„Sende ihn mir!"

Lainez entfernte sich und sandte dem General den durch Tiburzio überbrachten Brief. Loyola betrachtete ihn, — zerknitterte ihn. Der Brief war verfälscht, die Unterschrift künstlich nachgeahmt. Des Generals Zorn scheuchte alles Grübeln über den Zusammenhang. —

Castilla hatte dem armen Tiburzio diesen Streich gespielt.

Tiburzio wurde als weltlicher Coadjutor in den Orden aufgenommen und machte sich, Loyola's erneuertem Auftrag zufolge, auf den Weg nach Augsburg. Obgleich er nunmehr der Gesellschaft Jesu angehörte, so wurde ihm doch verboten, in den ketzerischen Ländern das Ordenskleid zu tragen; erst, wenn er wieder auf wälschem Boden sei, sollte er in demselben einhergehen dürfen. Das war für ihn, der große Stücke auf diese Auszeichnung hielt, sehr empfindlich; doch Loyola hatte es befohlen — also that er's.

Ueberall, wohin er kam, meinte er, müßten die Leute es ihm ansehen, was er jetzt geworden war, er hätte seine Schuhe, so werthvoll sie ihm in Tyrol waren, gern für ein Schibolet hingegeben, welches ihn als Unteroffizier in der Armee seines großen Generals ausgewiesen. Bald sollte er sich jedoch überzeugen, daß er sich durch ein solches Zeichen die größten Verdrießlichkeiten hätte zuziehen können. Denn er kam unterwegs, je näher er nach Augsburg zog, nicht selten mit Protestanten aus jener Stadt zusammen, welche, wenn er das Gespräch auf Loyola und die Gesellschaft Jesu lenkte, ihren Haß gegen Beide zu erkennen gaben und jedes Mitglied der letztern, was ihnen begegnen würde, zu züchtigen schwuren. Tiburzio vermied es demnach klüglich,

sich als ein solches zu erkennen zu geben und langte ohne Unfälle vor Augsburg an.

Als er nun aber die Thürme der Stadt erblickte, befiel ihn eine große Zaghaftigkeit, welche er vergebens zu überwinden suchte. Sein Gewissen, das, so lang er in Loyola's Nähe war, stets schwieg, machte ihm Vorwürfe; die Erinnerungen an alle Liebe und Treue, die er in der ketzerischen Stadt gefunden hatte, schrieen so laut in ihm, bis sie die Schaam über seinen Undank weckten. Diese Mauern mußten über ihm zusammenstürzen, sobald er durch das Thor geschritten war! Wenn er den alten Pittlinger sah, die fromme Maria, — Juan selbst, — wenn sie ihn auch nicht erkannten, wenn nur er — sie erkannte, wie konnte er entrinnen? Dann mußte er stehen bleiben, als wäre er eingewurzelt, ihre Blicke ertragen — lieber gleich den Tod; jeder Blick ein Vorwurf, eine Sünde, die er begangen!

Lange Zeit kämpfte er mit sich selbst um einen Entschluß; endlich, nachdem seine Scheu, Augsburgs Boden zu betreten, mit der Frist des Ueberlegens gewachsen war, gewann er sich den albernsten ab, den er sich nur abgewinnen konnte. Er beschloß nämlich: wieder umzukehren und geradeweges nach Rom zurückzueilen, ohne die Vorwürfe zu bedenken, welche ihn dort erwarteten. Er überredete sich,

der General würde ihm nicht zürnen, — er konnte nun einmal nicht nach Augsburg hinein, es war, als ob ihn ein böser Geist am Schopfe zurückhalte; denn zu seinen Gewissensscrupeln kam noch die Angst, die Ketzer, deren Haß gegen die Societät Jesu er kennen gelernt, würden es ihm stracks an den Augen absehen, daß er derselben angehöre und ihm ein Märterthum bereiten, für dessen Ueberstehung er nicht genug Heldenmuth in sich fühlte.

Er war also mit sich fertig, wendete Augsburg wieder den Rücken, ohne seinen Fuß innerhalb der Ringmauern gesetzt zu haben und wanderte wieder gen Süden, fest entschlossen, lieber durch den Zorn seines Generals zu sterben, als durch die Fragen seiner Wohlthäterin in Augsburg.

Eine Stunde vor der Stadt war ein Lustort mit einem anmuthigen Hain umpflanzt, wohin die Bürger der Reichsstadt an Sonn- und Feiertagen Ausflüge machten. Das vortreffliche Bier dieser Festtagsstation war weit und breit berühmt. Tiburzio war in früherer Zeit öfters dort gewesen und hatte manches Krüglein versucht, dessen Inhalt, obwohl von Ketzern gebraut, seiner katholischen Kehle doch ohne Nachtheil blieb. — Er war müde, durstig, und konnte sich nicht enthalten, an dem Lustorte zu rasten und sich zu erquicken. Anfangs erschrack er

freilich, als er zu den Fenstern des Hauses heraus manches Ketzergesicht sich neigen sah; doch ermuthigte er sich selbst, zog den Hut tiefer über die Stirne herab, senkte den Kopf, wie ein ächtes Mitglied der Societät Jesu, und setzte sich an einen Tisch im Wäldchen, welcher von allen Gästen, die sich im Hause befanden, unbeachtet blieb. Die schöne Aufwärterin brachte ihm das Krüglein; er legte ihr das Geld auf den Tisch; sie strich es ein und sah ihn an; er senkte das Haupt noch tiefer und verharrte im Schweigen. Sie ging.

Das erste Bier wieder, seitdem er mit Johannes aus Augsburg fortgewandert war! Mit welcher Andacht hob er den zinnernen Deckel, mit welcher Kennermiene verfolgte er das Aufsteigen der zahllosen Perlen vom Grunde des gläsernen Krügleins bis zum Rande! Als ob er ein Paternoster betete! Er hielt sich mit Gewalt vom allzuraschen Genuß zurück, um ihn durch den Vorgenuß zu würzen. Und als er den ersten Schluck gethan, wie eigen war ihm zu Muth! Er konnte den Griff nicht mehr aus der Hand lassen; er hielt das Glas gegen die Sonne, hob den Deckel, ließ ihn sanft wieder niedergleiten, hob ihn wieder und hielt den zweiten Schluck, wollüstig prüfend, lange auf der Zunge. — „Augsburg, schönes Augsburg!“ dachte er, halbumgewandelten

Sinnes, „ich habe dir Unrecht gethan. — Ja, du steckst voll Ketzer; aber sie brauen einen Trank, der die Engel im Himmel zum Weinen und die Menschen auf Erden zur Wonne bringen kann. Du hast viel gesündigt, Augsburg, aber dir wird viel vergeben werden um deines Bieres willen. Was sind alle Weine Spaniens gegen dieses schmerzenlindernde Oel? Der köstlichste Val de Pennas erscheint gegen dich, du durchsichtige braune Milch, wie schlechtes Pech. Du stillst jedes Weh, du gibst Trost und Beruhigung, Stärke und Standhaftigkeit, und gesegnet sei'st du für ewige Zeiten!"

„Herr Jesus! — Tiburzio!" rief ihn Maria an. Tiburzio meinte, er höre einen Engel vom Himmel und schrack dabei zusammen, als wäre er gestorben. „Woher kommst du? Was bringst du? — Von Johannes?"

„Von Johannes? — — Sennora Maria!? — Sowahr ich zehn Finger am Leibe habe. — — Ach, verrathet mich nicht; ich bin's wahrhaftig und ohne ihn ... Gott, wie groß, wie schön seid Ihr seit der Zeit geworden!"

Wie geht es ihm? O, sage, sage! Schon über vier Wochen haben wir keinen Brief von ihm und alle gar große Noth, und wäre heute nicht mein achtzehnter Geburtstag, Vater und Mutter wären

gewiß nicht hier heraus! Lieber, guter Tiburzio, — — ach, seid nicht karg mit Worten; gewiß bringt Ihr Grüße und Brief von ihm!"

„Von wem?"

„Von Johannes?"

„Ach, Ihr macht mich unglücklich für Lebenszeit, Sennora Maria! — Johannes? spracht Ihr nicht von dem? — Wo ist er? Wenn Ihr mit einem unglückseligen Männ Erbarmen habt, so sagt mir's; aber verrathet an Niemand, daß ich hier bin."

„Nein, gewiß nicht! — Johannes? Ich denke: Ihr wißt es besser als ich. Kommt Ihr nicht aus Italien?"

„So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, daher komme ich. — Doch unsern Johannes sah ich dort nicht?"

„Wie? Er ist jetzt in Venedig, bei Signore Marinotto, Ihr kennt ja den Venezianischen Handelsherrn."

„Bei Marinotto? ... Ah, ... ich vergaß, ... Verzeiht, ich war etwas lange in Mantua ... doch weiter ... erzählt von Johannes ..."

„Er kam vor einem halben Jahre zu uns zurück, und wir Alle bedauerten es sehr, daß Ihr nicht mit ihm kamt, denn wir haben Euch herzlich lieb, Herr Tiburzio!"

„Mich lieb? Ach, davon sprecht nicht! Sonst werde ich weich! Nichts davon, süßes Fräulein! Ich verdiene das nicht, ich bin Eurer Liebe unwürdig, ich bin etwas Großes geworden, ach, was weiß ich, ... haltet mich nicht für unmanierlich. . . Aber Johannes?"

„Wir erwarten ihn bald! Er geht von Venedig nach Wien, wo er Geschäfte des Vaters besorgt. Ach, Ihr solltet ihn jetzt kennen. Wie umgewandelt er ist! Ihr wißt, wie wild er sonst war, — jetzt so still, so ernst, so eifrig. Der Vater weint oft über ihn, aber vor Freuden. Sonst widerstrebte er des Vaters Geschäft, jetzt ist er des ganzen Handels Seele. — — Horch! Hört Ihr? Da bringen sie drinnen seine Gesundheit aus!..."

„Sie brechen auf! — Sie kommen! ... Lebt wohl, Sennora! ... O würdet Ihr einst katholisch! ... O mein Juan! ... Mir wird so eng!... Die Luft erstickt mich! — Maria, Maria, wenn Ihr Mitleid habt, so sagt nicht, daß Ihr mich hier gesehn, ... gelobt mir's; sagt, Ihr hättet mit einem Narren gesprochen, nur nicht mit mir. Gott mach Euch glücklich, und ihn und Alle! Denkt an mich! —"

„Wie? Wollt Ihr, nachdem wir Euch so lange nicht gesehen, schon so schnell wieder fort? —"

„Wenn Euch mein Seelenheil erbarmt, so laßt

mich fort. Hier sterb' ich! Ich hab' nur einen Fleck auf der Welt, wo ich leben kann; seht, das wäre traurig, wenn's nicht so nöthig wäre ... Ach, ich weiß nicht, was Alles kommen wird. Gott geb' Euch das Beste! — — Da wein' ich, — — — lebt wohl! Lebt wohl! — —"

Ehe Maria ihn halten konnte, war er fort. Eilig wanderte er, als würde er von Häschern verfolgt. Maria blieb noch eine kleine Weile allein. — „Und wann hab' ich ihn? — — Du guter Gott! Ich bin doch sein!"

„Ihr kennt mich wirklich nicht mehr?"

„In der That, Signore, ich suche in meinen Erinnerungen vergebens nach Euren Zügen."

„Freilich war es Nacht, als wir uns einst sprachen. Doch ich will Eurem Gedächtniß nachhelfen. — Bassano!"

„Bassano?"

„Kurz, — ich bin Guillaume Postel, — derselbe, der Euch vor Bassano das Wort gab, Euch wieder zu sehen. Ich hielt es. Hier bin ich — und will unter Eure Fahne treten, General!"

„Seid mir willkommen, gelehrter Herr! — Woher führt Euch jetzt der Weg?" erwiederte

Loyola mit einem Anſchein von Herzlichkeit, unter welchem er für's erſte die raſche Bitte abwies; denn er wollte den Mann, deſſen Eigenthümlichkeit ihm einſt imponirt hatte, früher kennen lernen. Poſtel bewies ſeinerſeits nicht weniger Klugheit und ſuchte Loyola's innerſte Weſenheit, ſo viel er konnte, zu erforſchen, um zu ſehen, ob er ihn gewinnen machen könne. Loyola warf ſich in ſein alt-bequemſtes Maskenkleid und ſpielte den demüthigen, geiſtig-beſchränkten, religiöſen Schwärmer. Poſtel dagegen hütete ſich, ſeine chimäriſchen Projekte, die er wie ein Kleinod bewahrte, vor dem weitgenannten mächtigen Manne gleich auszulegen und wachte über ſeine ſeltſame Miſchung von Verſtand und Narrheit, von Gelehrſamkeit und Ehrgeiz, mit der Sorgfalt eines Krankenwärters, der einen ſchwächlichen Königsſohn zu behüten hat.

„Die Wiſſenſchaft iſt mein Fluch," ſprach er zu Loyola, „ſie hat mich überall elend gemacht. Ich habe ſie jetzt von mir geſchüttelt; ich will von der Zwangsjacke nichts mehr wiſſen, in welcher wir den Gebrauch unſrer Glieder verlieren. In den Flammenocean des Glaubens ſpring ich frohen Muth's, daß dies feurige Bad alles Irdiſche mir hinweg-ſpüle und das wiedergeborne rein Menſchliche ſich als Göttliches verwerthe."

„Ihr scheint seltsame Schicksale erlebt zu haben.“

„Nichts als Elend durch die Wissenschaft, General! Drum haß' ich sie. Sie hat mich verfolgt, von Abenteuer zu Abenteuer gejagt, und was das scheußlichste ist, mich oft an das Glück verkuppelt, um mich dann so unbarmherziger davon loszureißen. Hört mein Leben! Ich bin im Kirchspiel Barenton in der Diözese von Auranches in der Normandie geboren. Im achten Jahre starben mir die Eltern und ließen mir nichts, als was sie mir nicht mehr nehmen konnten, meinen Instinkt zum Lernen, dabei konnt' ich verhungern. Ich lehrte, selbst noch ein Kind, andrer Leute Kinder und schwör' Euch, General, ich that's nicht um des trocknen Brodes willen allein, es war immer in mir ein Drang, andre nach meinem Modell zu formen, was kann ich dafür? Ich wußte kaum das Abc, ich machte Proselyten für's Abc. — Ihr seht, ich bin aufrichtig, als legte ich Euch meine Beichte ab. — Endlich wurde ich Dorfschulmeister und stand mich so leidlich gut bei diesem gelehrten Amt, daß ich mich bei der Kornerndte als Handlanger verdingen mußte. So nährte mich die Gelehrsamkeit, dabei lernte ich Latein, Griechisch und Hebräisch, und wollte immer mehr lernen; die Jungen wollten's nicht, das war mein Unglück, aber auch mein Glück. Der Herr

von Foreſt, ein braver Edelmann, fand mich, wie ich gerade d'ran war, mit einem Claſſiker in der Hand, in einem Straßengraben zu verhungern. Er nahm mich auf und, da er als des Königs Geſandter nach Conſtantinopel zum Großtürken ging, mit; das war mein Glück, aber auch die Quelle meines Unglücks. Denn immer mehr wollte ich jetzt lernen, wiſſen, in allen Zungen reden; ich lernte Arabiſch, Türkiſch, Chaldäiſch und wollte die Heiden Latein lehren; zum Dank erhielt ich von ihnen die Baſtonade. Nach meiner Zurückkunft ernannte mich der König zum Profeſſor der Sprachen, und die Königin von Navarra zog mich an ihren Hof. Aber die Damen, auf welche ich meine Sprachen fortpflanzen wollte, verläumdeten mich dermaßen, daß ich in Ungnade fiel, und aus Verdruß verließ ich Paris. Als wir uns vor Baſſano trafen, war ich auf der Reiſe nach Wien; aber ich erregte an der dortigen Hochſchule den Neid aller Lehrer, daß ich meines Lebens nicht mehr ſicher war. Seht, das ſind meine Schickſale bis heute! Rechnet dazu ein ewiges inneres Grämen, einen ewigen Verdruß, ſo viel zu wiſſen und ſo wenig gegen das, was ich nicht wußte, die immerwährende Beſchämung, den Ocean des Wiſſens nie ausſchöpfen zu können, und ſo viel ich ſtrebte und forſchte, mich als Stümper in's Grab legen zu müſſen, und trotz

allem Ringen und Abmühen doch umsonst gelebt zu haben! Und immer getrieben zu werden, die Menschen von dem zu überzeugen, wovon ich überzeugt bin, und mich aufzureiben, ohne es dahin zu bringen! ....“

„Ihr spracht in jener Nacht und heute schon von der Religion, Signore, — und irre ich nicht, so spracht Ihr auf eine Weise, welche frommen Christen geziemt, obgleich nicht Jeder Eure Worte so zu deuten weiß, wie sie verstanden sein sollen. — — Ihr wollt in die Gesellschaft Jesu treten, — Ihr kennt sie vielleicht bloß vom Hörensagen; — was haltet Ihr von ihr?“

„Meine Meinung von ihr findet Ihr in dem Entschluß, ihr anzugehören.“

„Versteht mich recht, Signore; — ich freue mich über Euer günstiges Vorurtheil für den Orden; — doch was glaubt Ihr im Orden zu finden? — Gold und Gut, irdische Ehren, Macht, Einfluß? Sucht ihr dieß alles oder eines davon in der Gesellschaft Jesu, dann kehrt um und denkt: sie wäre nicht. Ich ehre Euch, Signore; — ich will aufrichtig gegen Euch sein; ich will Euch sagen, was Ihr bei uns findet: Entbehrung, Armuth, Beschwerlichkeit und Mühsal aller Art, strengen Dienst, Gehorsam und zwar blinden gegen die Oberen,

Missionen nach fernen Ländern, Verfolgungen um des Ordenskleides willen.“

„Noch etwas vergaßet Ihr, General! — Etwas, was alles ausgleicht: Thaten!“

Loyola erwiederte nichts. Dieser Mann konnte, wenn er tüchtig im Zügel gehalten wurde, der Gesellschaft nützlich werden durch Gelehrsamkeit, durch Welterfahrung, durch Weltverachtung, durch Thatendrang und durch die Manie: Proselyten zu machen, — eine Manie, über welche Loyola lächelte. Es war ein Narr, den er vor sich sah, ein Narr trotz aller bombastischen Reden; aber der Narr war zu brauchen. Weßhalb ihn nicht auffassen, dorthin stellen, wo er verwendet werden konnte? —

Postel hatte Loyola's Rede wohlerwogen, er merkte, wofür dieser ihn hielt, er beschloß, in seiner chimärischen Narrheit mit großer Klugheit zu Werke gehend, den General in diesem Wahne zu lassen. Die Macht der Gesellschaft war groß, ihr Einfluß bereits weit verbreitet. Postel schwang sich in Gedanken bereits über Loyola empor, benutzte schon das ganze Institut als Gespann seines Triumphwagens, auf dem er die Welt durchfahren wollte. Er mußte sich — das begriff er — dem Orden ganz hingeben, wenn er ihn in der Folge zu seinem Eigenthume machen wollte.

Loyola reichte ihm die Hand. „Signore, Eurem frommen Wunſche ſoll willfahret werden, wenn Ihr Euch allen ſtrengen Satzungen unſrer Geſellſchaft unterwerfen wollt. Wir haben Prüfungen für die Neophyten, die nicht erlaſſen werden können. Ich bitte Euch, — lieber ein Vierteljahr noch darüber nachzudenken, bevor Ihr den Schritt thut, der für Euer ganzes Leben entſcheidend wird.“

„Ich habe ihn überlegt!“ erwiederte Poſtel; „ich weiß, was ich von Euch, Ihr wißt, was Ihr von mir zu halten habet.“

„Nun denn! ſo ſei's!“

Poſtel wurde nunmehr zu Rom in das Noviziat aufgenommen und verlebte die Prüfungszeit, äußerlich ſtreng alle Verpflichtungen erfüllend, welche ihm auferlegt wurden, während er ſtets ſeinem Plane nachſchwärmte, der ihn und ſeine Narrheit unſterblich machen ſollte. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer hielt er ihn geheim; von einem Tag auf den andern ſich an den ſchwärmeriſchen Vorſtellungen ſeiner einſtigen Größe und Herrlichkeit fortſchleppend. Nur ein einziger Gedanke erfüllte ihn zuweilen mit unangenehmen Empfindungen, von deren Grund er ſich keine Rechenſchaft zu geben vermochte; der Gedanke an das Weib, das er im Wahnſinn zur Theilnehmerin an ſeiner künftigen Berühmtheit zu machen

gelobt hatte, das ihm dazu unentbehrlich war. Die neue Gnadenmutter! — So oft er an sie dachte, rannen die Bilder seines Wahnes undeutlich ineinander; bald sah er in ihr nur das irdische Weib, bald wirklich die göttlich Auserlesene, — bald die Geliebte, bald die Prophetin. Je mehr er dem Gedanken an sie nachhing, desto fester wurde ihm der selbstgeschaffne Wahn zur Ueberzeugung. „Ich bin der Messias!" rief's in ihm! „Sie die Königin der Welt!"

Ein einziger Zwang war ihm während seines musterhaft bestandenen Noviziates sehr peinlich, daß er an Mutter Johanna nicht schreiben, von ihr keine Briefe erhalten konnte. Freilich wußte sie seinen von Narrheit eingegebenen, mit Klugheit ausgeführten Plan, — sie konnte über sein Schicksal nicht beunruhigt sein! - Aber wenn sie, schwach und kränklich, während er sich noch im Noviziat befand, stürbe? Dieser Vorstellung erlag er mehr als einmal! — Sie hatte sich ihm, nachdem er im Kloster Eingang gefunden, als er sie mit der ganzen Glut seiner Schwärmerei umfing, — ergeben! Sein erster Blick hatte in ihr die verheißene neue Eva-Madonna erkannt; sie — in ihrem Elend — an ihm den Befreier! —

Welch ein Leben! Ein Schatten, ein Schein! Vor ſich ſelbſt ſich entſetzen müſſen, jedes Auge ſcheuen, im aufrichtigen Mitleid Ausſpäherei wittern, — Alle täuſchen — ſich ſelbſt nicht täuſchen können! Sich ganz einer einzigen Leidenſchaft hingegeben zu haben, der Rache, und ſtatt ſüßer Befriedigung — nur qualvolleren Durſt zurück zu empfangen! Von Allen geehrt, ein Spott ihrer ſelbſt! Alles gelitten, alle Fehler tauſendfach abgebüßt — und doch keine Rache, und vielleicht nie Rache!

Getrennt von dem Einzigen, der ihr gelobt hatte, ſie aus dem Kerker zu befreien, dem ſie im wilden Taumel des Entzückens an die Bruſt geſunken war, von dem ſie — ein Liebes-, ein Rachepfand unter dem Herzen trug, Monate lang ohne Kunde von ihm! Und von dieſem Einzigen konnte ſie nur deßhalb Treue hoffen, weil ſie wußte, daß ſie ihm unentbehrlich war; ſeine Thorheit allein verbürgte ihr ſeine Treue. Sie verachtete ihn, ſie haßte ihn, denn er hatte ihre Schwäche mißbraucht; ſie haßte das unſchuldige Leben, deſſen Regungen ſie in Schmerzen und Angſt fühlte, als den bald nicht länger zu verheimlichenden Zeugen ihrer Schande, als den Ankläger und Vernichter ihres Rufes, und doch waren Augenblicke, in denen ſie das ungeborne Kind nicht haſſen konnte, in denen ſie heiße Thränen

weinen mußte, so gewaltsam sie auch dieselben zurückdrängen wollte. Lieben müssen! Armes Weib, so tief gesunken, die einst so stolz und übermüthig gewesen, so unauflösbar an einen Thoren angeschmiedet, — in Schande, Verzweiflung, Reizlosigkeit!

Seit einigen Monaten verließ sie, unter dem Vorwande, daß sie wieder göttliche Gesichte habe, ihre Zelle nicht mehr und empfing die besuchenden Schwestern meist im Bette, doch wollte sie durchaus nicht gestehen, daß sie krank sei, obwohl ihr Aussehen die Schwestern heftig beunruhigte. Immer an den Retter dachte sie, und suchte in der Tiefe ihres Jammers Trost bei Gott. Um Befreiung betete sie voll Inbrunst, um Rettung, um Tod; die Stimme der Rache schwieg, das Elend schrie laut genug aus ihr. Alle ihre Nerven waren Tag und Nacht angespannt, immer straffer, — ihr Sein hing an einer einzigen Faser, Hoffnung. Von Stunde zu Stunde erwartete sie, daß die Thüre aufginge, Postel hereinträte, wie ein Magus den Mantel ausbreite und, sie und sein Kind umschlungen haltend, sie hinausschwänge. Nur ein Grab ohne Schande draußen, — ein tiefer Brunnen, eine verschwiegne Lagune! Er muß kommen! Er muß sie retten. Schon naht die Stunde. Barmherziger Gott! Wenn das Kind den ersten Schrei des Entsetzens ausstößt

den ersten Fluch über die Mutter, daß sie's gebar, — ein Posaunenruf! — Alle Lebenden drängen herzu, die Todten wickeln sich in ihre Linnen, steigen aus den Särgen, schaaren sich um ihr Bett, weisen mit Fingern auf das Elend und nennen es Schande! Das Kind wimmert um Nahrung an der welken Brust. Da lächelt es! Kann sie es hassen? Oh! sie soll es ermorden, und — diese blauen Augen, dies rothe Mündchen — das ist ein Engel Gottes, der um Erbarmen für sie betet, — nein, ein Teufel, der sie verräth, — Verrath, Haß, Mord, hallt durch Himmel und Erde. Ein Wurm! Eine Schlange! Sie fühlt sich aufgegeben von Allen, der Schrei des Hohnes summt in ihren Ohren fort, — alles stößt sie aus; sie rafft sich auf, allen gegenüber ist sie selbst noch was. Die Götter, an die sie geglaubt, haben steinerne Herzen. Sie selbst wird zur Göttin. Sie schwebt empor. Tief unter ihr liegt die blüthenlose Erde, überschwemmt von Blut. Ihr Haupt glubt, Feuerflammen umwehen ihre Schläfe. Sie ist die Einzige, die Herrscherin, — eine Schlange unter ihr. Sie setzt ihr die Ferse auf den Kopf, zertritt sie. — —

Todtenstille! Leise, leise ein Stöhnen, dazwischen ein Wimmern, ein Röcheln. — Alle Geschöpfe sind todt. Millionen Leichen liegen tief unten auf Erden,

alle die Hände fromm auf der Bruſt gefaltet, die Augen ſanft geſchloſſen, hoch bis zum Himmel emporgeſchichtet, — zuhöchſt auf allen — die Schlange, die ſie getödtet — nein, nein, das Kind, — welches Kind! — Was geht ſie's an? Das Kind! Das Kind! Die Augen offen, eine Wunde in der Bruſt, aber kein Tropfen Blut rieſelt d'raus hervor. Aber die Wunde redet, ruft immer: „Mutter!"

Mitternacht war vorbei. Mutter Johanna erhob ſich von ihrem Lager und wickelte das Kind in ein Linnen. Sie drückte es an ihr Herz! Da ſtarb es jetzt. Die Mutter wußte es nicht. Das Spiel, das ſie einſt mit dem Wahnſinn getrieben, war Ernſt geworden. Sie war, wofür ſie ſich einſt — mit geſunden Sinnen — ausgegeben. Leiſe ſchlich ſie zur Zelle heraus, durch die Gänge, in den Kloſterhof.

„Still, ſtill, mein Kind, daß du Niemand weckſt. Die da ſchlafen, würden dich tödten, haſſen mich, — dich. Niemand haſt du als mich, die dich liebt!"

Da kam ſie an die Ciſterne, die ihren Abfluß in die Lagunen hatte. Der Mond ſchien auf die weiße Mauer gegenüber.

„Da drüben drückt ſich der Feind an die Wand, er will dich umbringen, mein Kind; — ich ſchütze dich, ich, deine Mutter! Das iſt der garſtige Brouet, der ein Leichenhemd angezogen hat und dich ſchrecken

will. — — Schlaf, ſchlaf! — — Da iſt dein Bett! Pſt! Pſt! wach mir nicht auf. So, meinen Arm drunter! Schlaf, ſchlaf! — — O Gott, o Gott, da ſchleicht er lang und blaß an der Mauer herbei, ſchiebt ſich zuſammen; weh, er ſtreckt den Arm nach uns aus, den himmellangen weißen Arm. Hinein in dein Bett und zugedeckt! —"

Ein Fall! Die Waſſer rauſchen. Der Mond verhüllte ſich.

„Ah! — Fort iſt er; — die Mutter Gottes hat ihn verſcheucht, ich, ich!" — —

„Was da unten ſo rauſcht! Das ſind Athemzüge. Die Glocken klingen. — Strecke den Arm aus dem Bette nicht heraus, — wenn er dich ſieht?!"

„Ruhig, alles ruhig!"

„Ach, nun hab' ich's in Schlaf gebracht; bin ſelber ſchläfrig. — Ich will mich zu Bette legen. — — Wer ruft? — Brouet? Miguel? Vorbei! Vorbei, ihr Teufel! Heller Glanz, Sonnenlicht! — Wilhelm! — Die Augen vergehn mir! Das biſt du, Meſſias! — Biſt noch drinnen in dem feurigen Haus, komm, komm, rette mich!"

Sie ſank zuſammen. Die Glocke ſchlug Eins. Da erwachte ſie. Verzweiflung und Entſetzen ſchüttelten ſie. „Wo bin ich? — Am Rand der Ciſterne! — Traum? Kind? Leben? — Tod! Weh mir! —

Nein! ich wache! Das ist der Klosterhof. Das ist mein Schatten. Ich bin Mutter Johanna, nicht mehr Blanche, nie, nie gewesen. Dort ist die Treppe, dort oben meine Zelle. Wie komm ich hieher? Das ist der Schimmer der ewigen Lampe in der Kirche ...“

Aber der Wahnsinn kam, während sie hastig die Stufen hinanstieg und in ihre Zelle flüchtete, mit neuer Gewalt über sie.

„Wimmert es nicht? Zuckt es nicht? Die Schlange, die Schlange! — — Fort! Fort! Sei zertreten. Der Heiland ruft! Da! Da! Da! Er winkt! Hier bin ich, Herrscher im Sonnenlicht, auf blutigen Wolken schwebend, der Schlange den Kopf zertretend, Siegerin, Herrscherin ...“

Sie sank zu Boden.

Am andern Morgen hatte sie eine lichte Stunde, sah und bedachte, was geschehen war; warf sich zur Erde, zerraufte ihr Haar, tilgte die Spuren, und betete, sich krümmend in ihren Schmerzen, um Wahnsinn, um Wahnsinn. —

Gott schenkte ihn der Unglückseligen, es war ihr einziger Freund. Das Kind, das sie geboren, war wenige Minuten nach der Geburt gestorben. Die Lagunen verschwiegen das Geheimniß.

Ihr Wahnsinn nahm bald eine feste Gestalt an,

er fing alle ihre Leiden im Brennpunkt der Hoffnung auf. Sie war überzeugt, das zu ſein, was ſie, Poſtels Schwärmerei zufolge, zu ſpielen beſchloſſen hatte, — die Sybille der Wiedergeburt. Sie ſah den wiederkommenden Meſſias. Sie zog mit ihm im Triumphwagen über die Erde. Sie weiſſagte von der nahen Zeit der Erfüllung. Die barmherzigen Schweſtern hörten ihre Orakel und ſchrieben ſie nieder; ſie zweifelten keinen Augenblick an der Gottbegnadung der Oberin, deren Viſionen ſie ſchon früher verehrt hatten.

Nur ſelten hatte Mutter Johanna lichte Augenblicke und vernahm von den Schweſtern, was ſie im Wahnſinn geſprochen habe. Dann war ſie wortkarg und legte ihnen über Alles ſtrenges Stillſchweigen auf; — ſehr leicht wurde ihr um's Herz, als ſie aus den niedergeſchriebenen Viſionen erſah, daß ſie Poſtel's Namen nie genannt. In ſolchen lichten Augenblicken verabſchiedete ſie die Schweſtern ſchnell wieder, und lebte von nichts, als von der Hoffnung, daß Poſtel ſie bald befreien, daß ſie — wenn frei — endlich ſterben könne; denn nach dem Tode ſehnte ſie ſich, und oft war ihr während des Wahnſinns, als umfaſſe der Meſſias ſie mit Flammenarmen und ihr Leib ginge auf in der Glut, und die Seele entflöge geſühnt aus den Schlacken, und flöge dem Kinde

zu, — das immer noch lebte, freilich — dort, — immer nach ihr verlangte, das sie ewig an ihr Herz werde drücken können.

Herrschaft und Elend! Die rastlose Thätigkeit, von welcher Loyola sich fortschleifen ließ, damit sein geistiger Blick nicht auf einer Stelle hafte, vermochte nicht, ihn zu zerstreuen. Wohinein er sich warf, überall sah er dasselbe Bild: ein Sohnesherz. Er hatte im Uebermuth der Leidenschaft — ein marmorner Charakter der Weltgeschichte zu werden, — dem Menschlichen Trotz geboten, es verachtet und mit Füßen getreten. Es rächte sich. — Je mehr er darüber sann, so deutlicher erkannte er's: das war die Liebe, die er für Haß gehalten, die er Furcht getauft. Vergebens, daß er sich selbst zu betrügen versucht; es war die Liebe, es blieb die Liebe. Hätte er den Sohn gehabt, er hätte ihm nicht mit einem Blick weh zu thun vermocht; das Göttliche siegt im Menschen. Und doch war er so versteinert, daß er sich selbst das Menschliche nicht zutraute.

Er zählte die Minuten. Was er dann beginnen würde, wenn er Juan habe, kümmerte ihn noch nicht; dafür sollte die Nothwendigkeit sorgen. Sein

innerer Zwieſpalt machte ihn immer mürriſcher gegen Alle, die unter ihm ſtanden. Dabei wuchs von Tag zu Tag ſein Glück und Anſehen. Kein Monat verging, in welchem er nicht Nachrichten von neuen Triumphen des Ordens erhielt. Schon mehrere Fürſten hatten ſich Mitglieder aus der Geſellſchaft Jeſu zu Beichtvätern erleſen; das Regiment der Länder war in ſeiner Gewalt. Xaver breitete den Ruhm des Ordens im fernen Oſten aus. Der Pabſt zog den General in den wichtigſten Angelegenheiten der Kirche zu Rathe. Die Inquiſition knirſchte in ohnmächtiger Wuth, ihre Alleinherrſchaft vernichtet zu ſehen; ihre Autorität war dahin, — vor Loyola's Geſellſchaft beugten ſich Könige und Völker, das heilige Offiz ſchreckte bloß den Pöbel. Selbſt in Frankreich, wo die Anheimelung der Jeſuiten großen Widerſpruch gefunden, ſchien ſich das Glück jetzt der Geſellſchaft zuzuwenden. Loyola ſah's und — konnte ſich nicht freuen. Und unter Allen, über welche der Despot unbeſchränkt herrſchte, kein einziger, dem er ſein Seelenweh anvertrauen durfte, der es ihm tragen helfen konnte!

Hatte Tiburzio ſich auf der Hinreiſe nach Deutſchland aus Gewiſſensſcrupeln nicht allzuſehr geeilt, — ſo hielt er ſich jetzt auch auf der Rückreiſe nach Rom länger, als nöthig geweſen wäre, auf;

denn je näher er an Rom kam, desto mehr Furcht empfand er vor des Generals Zorn, über welchen er sich in seiner früheren Angst so leichtfertig hinausgesetzt hatte. Doch war Loyola die Achse, um welche sich Tiburzio's Leben drehte. Mit schwerem Herzen, aber doch nicht ohne eine gewisse Beruhigung, pochte der Diener denn endlich an der Thüre des Generals.

Loyola saß der Thüre gegenüber. Tiburzio blieb, wortlos vor Schrecken, auf der Schwelle stehen, als er seines Gebieters ansichtig wurde. Loyola, dessen Aeußeres sich von dem Tage an, als er das Dominikanerkloster in Manreza verlassen, fast in keinem Zuge verändert hatte, war während der vier bis fünf Jahre, als Tiburzio ihn nicht gesehen, um ein Dezennium älter geworden; die ganze Gestalt — gebeugt und zusammengekrümmt, das dunkle Haar — gebleicht, die Lebhaftigkeit des Blickes — erloschen, das Antlitz — voll tiefer Furchen, wie Bekümmerniß und Leiden sie ziehen.

„Heiliger Jesus, mein General, wie seht Ihr aus?" rief Tiburzio, alles vergessend. Dieser Anruf weckte den General aus seinem Hinbrüten; er gewann seine Fassung und richtete sich auf; sein Auge suchte, von neuem Feuer durchglüht, nach dem Sohn,

die Zunge vermochte kaum die Frage zu ſtammeln: „Juan?“

Tiburzio ſuchte zitternd nach Worten, die Entſchuldigung ſeiner Zaghaftigkeit und Thorheit einzuleiten.

Der General ſtand vom Stuhle auf und trat ihm, an dem mit Büchern und Schriften bedeckten Tiſch ſich haltend, einige Schritte entgegen. „Juan?“

Tiburzio ſank auf die Kniee.

„Du fandeſt ihn nicht? Du bringſt ihn nicht?“

„Bei allen Heiligen, General, ich bin unſchuldig!“

Loyola ſtarrte zu Boden. Ihm war, als müßte er erſticken.

Allmählig hob ſich ſeine Bruſt höher; er rang einen ſchweren Kampf. Er ſchüttelte bitter lächelnd das Haupt. Er mußte Athem holen wie ein Sterbender. Tiburzio verfolgte, noch immer auf den Knieen vor ihm liegend, jede Bewegung mit ängſtlichen Blicken. Als Loyola es bemerkte, trat er raſch auf ihn zu und rief ſo ernſt, kalt und gleichgültig wie ſonſt: „Weßhalb knie'ſt du? Steh auf! Bin ich Gott? — Ja, wohl nur ein Menſch!“

Er fühlte es durch ſeinen Todesjammer, was es heißt, ein Menſch zu ſein. Bittrer Mißmuth trat über und durchgällte alle ſeine Säfte. Er maß den Knieenden. Der ſoll es büßen. Er mußte den

Grimm auslaſſen, der, in ihm verkerkert, ſonſt ihn ſelbſt verzehrte. Da die heilige Regung der Natur ihm gewaltſam erſtickt wurde, trat die unnatürliche Angewöhnung in ihr Recht. Er grübelte ſchon über einer Weiſe, den Thoren zu peinigen, der ihn betrogen hatte. Bald fand er das paſſende Mittel.

Durch verſtellte Leutſeligkeit und erheuchelten Gleichmuth brachte er Tiburzio in Kürze dahin, daß dieſer, der vor ſeinem Gebieter kein Geheimniß halten konnte, ihm den ganzen pſychologiſchen Prozeß aufdeckte, der in ihm vorgegangen war und ihn bewogen hatte, gerade vor Augsburg umzukehren, — eine Handlung, die er, durch des Generals Lächeln ermuthigt, ſcherzhaft jetzt ſelbſt für den größten Narrenſtreich erklärte, der einem vernünftigen und geſetzten Manne begegnen könnte. Um den dadurch erweckten üblen Eindruck wenigſtens in etwas gut zu machen, erzählte er hierauf, was er von Maria über Johannes erfahren hatte.

Der General verſicherte ihn ſeiner Gewogenheit, legte ihm auf's neue Schweigen auf und entließ ihn dann.

„Ewiger! Es war ein Zweikampf zwiſchen uns; kämpfte dir deine Menſchheit ab, — du ſandteſt keinen Blitz, dich zu verkünden, keine Todten weckteſt du, um gegen mich Zeugniß zu geben, — —

grauſamer rächſt du dich, wirfſt mich in den Staub und ſagſt mir: „„„Das iſt der Fleck! Jeder Bettler, der ein Kind hat, lacht dir in's Antlitz.“““

„Keins! Keins!“

„Doch bin ich noch nicht zertreten! — Mein ganzes Leben gab ich, einzig zu ſein. Ich bin's! Ich bleib's! Nichts empfing ich, als die Exiſtenz, — erworben hab' ich mir das Bewußtſein! Ich hab' eine Welt erſchaffen, organiſch gegliedert, mit meinem Hauch belebt, — frei, unantaſtbar, wie du, Urgeiſt! Keine irdiſche Freude, kein irdiſcher Schmerz reicht mehr an mich heran . . .“

„Schweig, ſchweig! Elendes Herz! Oder ich reiße dich heraus, noch zuckend von dieſem thieriſchen Schmerz! Was nagt ſich durch alle deine Rinden bis in den Kern? Die Welt zu beherrſchen und ſo eines einzigen unbeſtimmten, moluskenartigen Gefühls Knecht ſein müſſen, es nicht in einen Klumpen zuſammendrücken, wegwerfen zu können! In Mark und Bein durchrieſelt von dieſem Hauch von Einſt! Im Rückgrat zuſammengebogen, geſpannt! Im Scheitel durchglüht! In den Sohlen gekitzelt! In der Fläche der Hand durchzuckt! An der Bruſt gereizt, wie von Küſſen eines Weibes! Um ein Kind! — Das iſt meine Kraft!“

„Aber ich will mich nicht ſchämen. Ich will

nicht Kinderspott sein. Ich habe mich in Feuer und Fluth gestählt, ich schnelle, gebeugt, wieder empor. Der Alte bin ich noch, und will's zeigen!"

Loyola suchte sich auf jede mögliche Weise zu betäuben, für die Entbehrung durch Tyrannei schadlos zu halten. Niemand um ihn, den er liebte. Der Eine, den er liebte, — haßte ihn!

„Das Thier Tiburzio!" Aller Grimm Loyola's wandte sich auf diesen. Er sollte leiden, sich krümmen, — zum Schauspiel, zum Labsal!

Unschwer bewirkte er es durch schlaue Ueberredung, daß Tiburzio seinen Wünschen entgegen kam. Tiburzio war schon halb und halb Jesuit. Er sollte es jetzt ganz werden, — nicht bloß weltlicher Coadjutor bleiben, sondern das ganze Noviziat in voller Strenge durchmachen, dann die Gewalt des unbeschränkten Herrschers fühlen. Keine Gelegenheit sollte vorübergehen, bei welcher er den verhaßten Thoren nicht peinigte. Hatte er durch feierlichen Eid das letzte Gelübde abgelegt, dann ihn geistig geknebelt, moralisch gegeißelt bis zum letzten Athemzug!

Tiburzio wurde dahin gebracht, daß er selbst es unabläßig betrieb, die Ehre, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu zu sein, bald völlig zu genießen. Loyola

dehnte das Noviziat auf fünf Jahre aus. Er ließ ihm keinen Kampf und Bußübung nach; er legte ihm grauſame Kaſteiungen auf, — alles zur größeren Ehre Gottes. Vor einem Tiſch voll der leckerſten Schüſſeln, die jeden Tag aufgetragen wurden, mußte der Noviz wochenlang bei Waſſer und Brod faſten. Der General ließ ihm um geringer Vergehungen willen in ſeinem Beiſein die Disciplin geben, bis er unter Geißelhieben ohnmächtig zuſammenſank. Tiburzio ertrug alles mit größerer Standhaftigkeit, als Loyola gehofft hatte.

Die Grauſamkeit entſchädigte den Sohnloſen nicht! Er ſelbſt empfand größere Qualen, als das armſelige Opfer ſeiner Launen; — Unbefriedigtheit, furchtbare innere Leere, Einſamkeit, Hoffnungsloſigkeit, und bei allem der ſtets auf's neue aus der Seele heraus, in die Seele zurückhallende Schrei: „Mein Sohn!“

III.

Während der General im vollen Genuß ſeiner unumſchränkten Herrſchaft elend war, trug Xaver das Banner der Geſellſchaft Jeſu in Aſien von Triumph zu Triumph. Binnen weniger Jahre hatte der gewaltige Mann eine Hierarchie gegründet, die vom Perſiſchen Meerbuſen bis an die Grenzen China's alle Völkerſchaften umſchloß. Was Kriegsheere nicht vermochten, vollbrachte die Begeiſterung.

Mit einem Glöcklein in der Hand von Haus zu Haus gehend hatte der Apoſtel Aſiens ſein ungeheures Miſſionswerk in Goa begonnen. Mit dem Glöcklein die Kinder aus den Häuſern lockend war er durch die Dörfer der Hindus gewandelt, bis ihn eine Schaar von Kleinen umgab, die er das Zeichen des Kreuzes, den Glauben, das Vaterunſer und Avemaria lehrte. Er liebte die Kinder und freuete ſich ihrer Unſchuld. Wie wohl ward ihm um's Herz, wenn ſie zu dem milden Manne hinanhüpften, der ihnen von den Freuden des Paradieſes erzählte, wenn ſie ſich ihm auf den Schooß ſchwangen und in kindiſcher Neugier immer mehr von dem großen, herrlichen Reiche des einzigen Gottes zu

wiſſen begehrten, von den treuen Engeln, die allnächtlich in die Hütten der Armen kommen und alle Thränen trocknen, von der ſchönen heiligen Mutter, die das göttliche Kindlein ſtillt, von dem frommen Mann, der den Tod am Kreuze erlitt, damit alle Leiden von der Erde ausgetilgt und nirgends mehr Feinde ſeien, ſondern überall nur Brüder. Und hatten ſie's vernommen, dann erzählten es die Kinder den Eltern des Abends unter'm Schatten der Banianen, auf dem Raſen voll Opfergras, im Duft der Aſoka, und der Kokila flötete dazwiſchen; der Pfau und der Flamingo ſtanden daneben, als verſtänden ſie die Sprache der Kinder und lauſchten aufmerkſam auf die wunderbaren Kunden. Auf den Stufen, die in die heiligen Waſſer hinabführten, ſaßen die Väter, ernſt und ſinnend, und breiteten die Kunden unter den Freunden in ihren Kaſten aus. Der Brahmine ſtarrte horchend in den goldſtaubgefüllten Kelch des Lotos hinein; war der heilige Mann, der die Trimurti predigte, vom Gipfel des Gottesberges Meru herniedergeſtiegen, den neuen Rama Jeſus zu verkündigen? War dieſer Jeſus — Kama, der Sohn der holdſeligen Maja, auf deren Mantel alle irdiſchen Weſen ſich ſpiegelten? — Der arme Tſchandala jauchzte und weinte vor Hoffnung, daß die vier Yugas vorbei wären, und die Wiedergeburt

aller Weſen ſich vollende, ein neues Hindoſtan erblühe, in welchem auch er die heilige Schnur tragen dürfe, in welchem er den Brahmen, den Kſchetras, den Wiſyas gleich ſei, in welchem ſeine Berührung, ſein Odem die Männer aus reinen Kaſten nicht mehr beflecke. Und viele Hunderte aus allen Stämmen ſtiegen zu heiligen Waſſern hinab, worinnen der Apoſtel ſtand und ſie taufte im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

Hell klingen die ſilbernen Schellen am Knöchel der Tänzerinn. Der Reigen der Mädchen ſchwebt voran, zierliche Arme gehoben, Jubelgeſang; — die Neophyten, ernſte, braune Männer, hintendrein, in ſchneeweiße Linnen gehüllt, tragen das Bild der Gottesmutter, hinter ihnen der Prieſter aus der Geſellſchaft Jeſu, in ſeinem langen ſchwarzen Talar, das Bild des Gekreuzigten emporhebend; ihm zur Seite, portugieſiſche Edle im reichſten Schmuck mit Weihrauchgefäß, mit dem Kelch, mit der Monſtranz, mit den geweihten Kerzen. Die Tempelſtufen ſteigen ſie hinan. Das ſind Felſenſtädte, die ſie betreten, Werke vorſündfluthlicher Geſchlechter. Ungeheure Brücken ſchwingen ſich wie einer Baniane Arme leicht und kühn von Dach zu Dach; — an den Kapitälen, an den Tempelwänden Pflanzen-, Thier-, Menſchen-, Götterwelt in tauſend Symbolen

eingezaubert. D'rinnen vielarmige Götterbilder, hier lieblich, dort scheußlich; Grauen und Wehmuth befällt die Neubekehrten. Ob die Götter sich nicht von den steinernen Sitzen erheben, d'rauf sie seit tausend Jahren mit offnen Augen schlafen? Ob Indra keinen Blitz sendet, weil sie ihn heute verrathen? Ob Schiwa, der Rächer, nicht sein Geschmeide von Todtengebein schüttelt und den weltverderbenden Gluthsturm anfacht, daß Flammen aus allen Ecken, aus allen Wänden seines Tempels herausschlagen und die Entweiher anfassen?

Da winkt der Apostel! Die Glöcklein ertönen. Der Weihrauchsdampf wirbelt hoch empor, Xaver faßt den Sprengel mit geweihtem Wasser und sprengt gegen die vier Wände! Da stürzten, an Seilen herabgerissen, die Bilder von ihren Sitzen, der schlangengekrönte, der dreiäugige, der Dreizackschwinger Schiwa, der sechshäuptige, zwölfarmige Subramanja, die gräßliche Durga mitsammt der Weltkuh, Ganesa mit dem Elephantenhaupt, der Affenfürst Hanuman, die ehernen Bilder der Dewata's alle, die goldnen Gestalten der zehn Verkörperungen Wischnus, — Fisch, Schildkröte, Eber, Mannlöwe, Zwerg, Rama, Hirtenapoll, Riesentödter Krischna, Calci, — der holde Liebesgott selbst, der auf dem Papageienweibchen reitet und

den Fisch im rothen Banner führt, und seine Mutter, die Allmutter alles Erscheinenden, die göttliche Täuschung. Und kein Blitz trifft den neuen Gesetzgeber, keine Flammen brechen hervor, kein Gluthsturm weht. Ein „Herr Gott, dich loben wir" stimmt der Apostel an, und pflanzt das Kreuz in den Tempel; und vor dem Kreuz und dem Bild der jungfräulichen Mutter sinken die Neugetauften, frei athmend auf die Kniee. Der Kokila draußen im heiligen Tempelhain flötet die alten Lieder; der Pfau auf dem Dach der Pilgerherberge blickt wie ein alter Hausgenosse das Schauspiel ruhig an.

Bald erhebt sich in Goa ein Colleg der Gesellschaft Jesu. Portugiesen und Neubekehrte drängen sich zu demselben, bestehen die Prüfungszeit, erlangen die Weihen. Von Ort zu Ort fliegt Xaver's Name wie ein Adler vom Himalaya. Goa wird ihm zu eng. Ueberall wandert er hin, wo Portugal's König Tribut empfängt. Ueberall wachsen die Pflanzschulen der Gesellschaft Jesu empor. Er besteigt ein Schiff; Siegeshoffnung, Triumphesahnung ebnen die Wellen. Stolz fliegt es dahin

im indiſchen Ocean, ſtolz den Mann zu tragen, deſſen Wort Tauſende zur Lehre des Weltheilands bekehrt. Vorüber fliegen Ceylon, die nicobariſchen Inſeln. In den Sund von Malacca biegt es ein, zwiſchen den zahlloſen Eilanden ſteuert es ſicher durch. Wo die Anker ausgeworfen werden, pflanzt der Apoſtel Indiens im fröhlichen Gottvertrauen das Zeichen der Welterlöſung auf; die Völker ſtrömen herbei, horchen ihm das Wort der Begeiſterung von den Lippen ab, das Wort der Sühne, der Liebe. Immer weiter treibt ihn der Geiſt; durch die ſtürmiſche Sunda-See, durch die Flores-See, durch die Banda-See, nach den Amboinen, nach den Molukken. In Amboina, in Baranura, in Ulate, in Ternate predigt er das Wort des Herrn, gewinnt er Herzen, hinterläßt er Chriſten. Wie einſt Dionyſos auf panthergezogenem goldnen Wagen durch Indien zog, ſo immer weiter trägt Xaver, reitend auf dem eiſenbauchigen Seeroſſe, mitten durch die Wunder einer neuen Welt, das Wunderzeichen der alten; ſein Thyrſos iſt das Kreuz, ſein Königsmantel das Ordenskleid, ſein Schild der Name Jeſu, ſein Vermächtniß — die Societät.

Er kehrt zurück nach Malacca, der aufblühenden kräftigen Gemeinde ſich freuend. Eben will er das Schiff beſteigen, welches ihn nach Goa zurücktragen

ſoll; da donnert ein Gruß vom Meere her, — Fahrzeuge ſegeln heran, die Flagge Portugal's wird aufgezogen. Freudengeſchrei auf den Borden. „Hier Portugal! — Glück auf! — Portugal und San Antonio! — Portugal und das heilige Kreuz!“ Portugieſiſche Kauffahrer ſind's, die von Japan kommen. Die Schiffe legen an, das Volk ſteigt aus. Xaver tritt, ſich die Menge überblickend, an's Land zurück.

„Franz Xaver, der Heidenbote! Segen dem großen Miſſionär!“ rufen jauchzend die Matroſen des Schiffs, das ihn getragen. Die Kunde ſeiner Bekehrungsfahrten, ſeiner Thaten fliegt raſch von Mund zu Mund. Er ſteht verwirrt, in Freude, Selbſtbewußtſein, Beſcheidenheit. — Umſonſt will er ſich dem Jubelgeſchrei entziehen. Die Mannſchaft des Japan-Fahrers umringt ihn, ſtürzt ihm zu Füßen, küßt ihm den Saum des Gewandes wie einem Wunderthäter. Unter ihnen ſtand ſcheu ein Mann, in der fremdartigen Tracht ſeiner Heimath, Anſcher, ein Edler aus Japan, dem war das Herz von Xaver's Anblick wunderbar bewegt. Er konnte ſich nicht zurückhalten und näherte ſich dem Apoſtel. Die Seefahrer aus Japan ſprachen für ihn. „Er iſt ein Flüchtling und gab ſich in unſren Schutz; er hat einen Bonzen erſchlagen, der ihm ſein Weib

verführen wollte; nun kann er nirgends Ruhe finden.“ Xaver breitete dem Flüchtling die Arme entgegen. „Kannſt du nirgends Zuflucht finden, — hier haſt du ein Aſyl, fremder Mann! Droben iſt Einer, der dem wahrhaft Reuigen jede Schuld vergibt; das iſt mein ſüßeſtes Bewußtſein, daß ich, der Prieſter des Gottes der Liebe in ſeinem Namen die Sünde löſen darf.“ Der Japaneſe verſtand die Worte nur zur Noth, — (ſo viel er eben von portugieſiſchen Worten während der kurzen Seefahrt auf dem Schiffe erlernt hatte), er ſah dem Apoſtel auf die Lippen, er verſtand die Sprache des milden, tröſtlichen Blickes, er verſtand die brüderlich dargebotene Bruſt. An dieſe ſank er und fühlte Linderung im Herzen; er drückte die mannhafte Rechte, die ſo viele Siege des Kreuzes erfochten; dieſer offne, treue, gläubige Blick gewann ihn ganz und gar. „Dein ſein, — deinen Gott haben wollen, — Gott der Liebe!“ rief er, die wenigen portugieſiſchen Worte, die er kannte, mühſam zuſammenraffend. — Xaver blieb ihm zu liebe länger in Malacca, als er anfänglich beſchloſſen hatte; er gewann ihn lieb, dieſer den Apoſtel, wie einen Vater oder Bruder. In der Lehre Jeſu fand der Flüchtling Troſt, Beruhigung, Glück, Heimath. Xaver ſandte ihn in's Seminar von Goa;

er selbst folgte einige Wochen später; als er dort ankam, fand er den Japanesen schon völlig fest im Glauben und voll Sehnsucht, das Bad der Wiedergeburt zu empfangen. Der Bischof von Goa, Dom Joao Albuquerque vollzog mit ungeheurem Pomp die heilige Handlung.

Xaver findet durch den sichtbaren Segen des Himmels ermuthigt, der allenthalben über seinen Missionen waltete, in Goa nicht lange Rast. Der ungezähmte Ehrgeiz in ihm ist, je mehr er schafft, siegt, triumphirt, zur tiefsinnigen Religiosität geworden, sein ganzes Wesen ist von Gottdurchdrungenheit geläutert, verklärt. Nicht um des irdischen Ruhmes willen zieht er fürder aus, sondern aus Begeisterung, aus fester Ueberzeugung vom himmlischen Ursprung seiner Sendung. Er denkt nicht mehr an den Erfolg, ob er siegen oder unterliegen werde, nur daran, daß er das Reich des Erlösers ausbreite, die Lehre predige, die von den Heiden mit solcher Begeisterung angenommen wird, daß sie wahrhaft göttlich, die einzige sein muß, die in der Seele jedes Menschen ihren Wiederhall findet. Nicht herrschen will er in seinen Eroberungen, nicht unthätig zehren von dem Glanz seiner Thaten; nein, um so ungeduldiger beispringen, wo Gefahr, Noth, Irrthum, Aberglaube, Zersplitterung des

Lebens, Knechtschaft der Seelen ist. Die Bekehrung Anscher's hat den Funken eines ungeheuren Planes in sein Gemüth geworfen: das gewaltige, erst vor kurzem von portugiesischen Seefahrern entdeckte Reich, das unter doppelter Tyrannei, geistlicher und weltlicher, schmachtete, zum christlichen Glauben zu bekehren. Alle, die ihn liebten, riethen ihm von dem gefährlichen Wagstück ab. Aber ihn trieb der Gott in der Brust. So setzte er denn Paul Camerin zum General-Superior von ganz Indien ein, und Antonio Gomez zum Rector des Seminars von Goa, schickte Missionäre an die Küsten der Pescadoren, andre nach Manar, andre nach Ormus, und stieg endlich, begleitet von Cosmo de Torrez, Juan Fernandez und Anscher, nebst dessen beiden gleichfalls getauften japanesischen Dienern, zu Schiff. —

Japan! Reich der tausendjährig gleichförmigen Herrschaft, verbollwerkt durch Alpenwände gegen den Angriff des Oceans und die Eroberungslust des Fremdlings, — die Eisdecken der Berge unterwühlt von ewigen Feuern, zitternd in Erdstößen vor dem Grimm der Natur, das nie gezittert vor feindlichen Fahnen, das nie sich dem Joch eines Eroberers gebeugt; Markstein des Ostens, über dem hinaus

nunmehr die drei Säulen wie Wegweiser in der Wüste des Oceans stehen. Die Schluchten, die überschwemmten Thalgründe, die Felskämme, die Städte durchstreift und behütet, von Jammabos streitbaren, kriegerischen Eremiten, die durch Zauberkraft Kranke heilen und verborgene Verbrecher entdecken. Das Leben, der Geist, der nicht in die Höhe emporschießen darf, unförmlich in's Breite kriechend; denn hier herrscht der eingekörperte Gott, dem die zahllosen Damjasos gehorchen. Eine Hierarchie, wie ein Netz ausgespannt über's ganze Land; der Kubo selbst, der doch über Gut nnd Blut des Volkes schaltet, ist nur der weltliche Verwalter des Dairi, der im tiefen Mysterium verschleiert sitzend, die heilige Lehre der Väter bewahrt, von der Weltseele, der alle Erscheinung entfloß, in die alle Erscheinung wieder einmünden wird; von sieben Göttergeschlechtern, die in ewiger Ruhe, erhaben über alles irdische Regiment im Himmel herrschen, von fünf Göttergeschlechtern, die den Sterblichen befreundet, ihre Schicksale weben und halten, von Amida, dem Vater und Heiland, der in Menschengestalt, büßend, predigend, Zeichen und Wunder wirkend, einst die Erde durchpilgerte, bis er freiwillig der irdischen Hülle sich wieder entkleidete und gen Himmel fuhr; — von

dem Reiche der Seligen, das ewig dauert; von der Hölle der Sünder, zu der sie nicht auf ewig verdammt werden, in der sie nur büßen, bis sie die Stufenreise der Veredlung in neuen Leibern beginnen. Dieß alles vernahm Xaver von Anscher, welcher auf Christi Schutz vertrauend, den Gefahren muthig entgegen ging, die ihn in der verlassenen Heimath erwarten konnten; der Apostel staunte über die Aehnlichkeit so vieler Glaubenslehren in Japan mit christlichen, und sah, freudig hoffend, darin ein Zeichen, daß es ihm gelingen werde das Kreuz in Japan für ewige Zeiten aufzupflanzen.

Er landet in Anscher's Geburtsort Cangoxima. Anscher geht als Herold des Apostels zum Fürsten von Saxuma, und erhält Vergebung seiner Blutschuld. Das hat Xaver's Gebet, das hat der Glaube Christi bewirkt! Kühn zeigt er dem Fürsten ein Muttergottesbild, dieser wirft sich von Madonna's Schönheit bezaubert zu Boden und betet es an. Xaver eilt herbei. Sein begeisterungsglühendes Antlitz, seine Reden gewinnen ihm alle Herzen. Der Fürst erlaubt ihm zu predigen. Die Bonzen widerstreben. Schon will Xaver sich anschicken, das Evangelium zu verkünden, da hinterbringen sie dem Fürsten, daß die portugiesischen Schiffe, die in Can-

goxima gelandet, ihren Weg nach Firando genommen, deſſen Fürſt ſein Todfeind iſt. Nun verbietet der Damjaſo von Saxuma ſeinem Volk bei Todesſtrafe, dem Glauben der Väter abtrünnig zu werden.

Xaver und ſeine Genoſſen wandern flüchtigen Fußes nach Firando, predigen und taufen, Torrez bleibt als Heidenbote zurück, um das begonnene Werk zu vollenden. Xaver zieht weiter nach Macao, nach Facala, nach Amanguchi, durch Wälder und über Bergklippen, durch angeſchwollene Ströme und tiefe Moräſte wieder zurück nach Macao. Er will den Dairi ſehen und ſprechen; da er zu arm iſt, um das übliche Geſchenk zu erlegen, ſo wird er nicht vorgelaſſen, predigt aber vierzehn Tage lang ohne Erlaubniß auf den Straßen.

Auf's neue wendet er ſich nach Amanguchi. Der Fürſt geſtattet ihm das Predigen. Mit heiligem Eifer gibt er ſich an's Werk. Fünfhundert Menſchen aus allen Ständen tauft er in zwei Monaten, ſelbſt einige Bonzen, die vor der einfachen Wahrheit ihre Herzen nicht verſchließen können. Doch die Mehrzahl der Prieſter verläſtert, verfolgt ihn. Er wird als Spion, als Feind des Staats und des Fürſten angeklagt; der letztere ändert ſeine Geſinnungen; umſonſt! Die Macht ſeines Wortes ſiegt.

Binnen kurzem, ja, jemehr die Bonzen wider ihn sind — hat er drei Tausend getauft!

Ein portugiesisches Schiff, das in einem Monat nach China segeln will, kommt im Königreich Bungo an. Xaver vernimmt die Kunde. Sein Geist fliegt allen Gefahren voran. Nach China! Nach China! Wo seit Jahrtausenden keines Europäers Fuß hingekommen, sollen Christi Tempel sich hoch erheben, statt des Drachen sei das Kreuz das Feldzeichen des ungeheuren Kaiserreichs, statt der Tyrannei walte die Liebe; die Mauer stürze in Trümmern, und über die Trümmer wandre der freie Mensch von Westen nach Osten und von Osten nach Westen, und schwebe der Geist Gottes, der die Seele der Menschheit ist. Nichts dünkte Xaver unmöglich; er hoffte auf Gott, drum war er stark und unbeugsam, keine Gelegenheit wollte er verabsäumen. — Er läßt Torrez und Fernandez zurück und geht mit fünf Genossen zu Fuß durch's klippige Land, um das Schiff zu erreichen. Uebermenschliche Tagemärsche. Sein Leib erliegt. Erwattet sinkt er endlich nicht mehr allzuweit von der Küste in der Provinz Fucheo zu Boden, treibt aber die Gefährten an, voranzueilen, um Gama von seinem Vorhaben zu unterrichten und von einer zu frühzeitigen

Abfahrt abzuhalten. Einen Tag lang liegt er allein, ohne Speiſe und Trank, dem Tode nah. Endlich wecken ihn ferne Kanonendonner, jetzt nahe Freudenſalven — aus der Ohnmacht. Mühſam rafft er ſich auf. Ein langer Zug. Gama kommt, die reichſten portugieſiſchen Kaufleute folgen ihm, Alle in ihren beſten Ehrenkleidern. Als ſie ihn ſehen, werfen ſie ſich vor ihm zur Erde. „Heil dem Legaten des heiligen Stuhles! Heil dem Apoſtel Aſiens! Heil! Heil! Heil! —“ Sie heben ihn auf, tragen ihn im prachtvollen Stuhl auf ihren Schultern in's offne Land. Alles Volk ſtrömt zuſammen, das ſeltſame Schauſpiel anſtaunend. Als der König die Kanonenſalven gehört, wähnt er, das Schiff ſeiner Gäſte ſei von Piraten bedroht, und ſchickt an Bord, da hört er den Grund. Ein großer und mächtiger Heiliger iſt da, den der Himmel geſendet, des Königs von Portugal Freund, mächtiger durch ſein Gebet, als viele Könige der Erde durch Scepter und Kronen. — Als der Fürſt von Bungo dieß vernommen, ſchickt er, neugierig den heiligen Mann kennen zu lernen, alſogleich einen Prinzen von Geblüt an Bord und ladet Xaver zu ſich in ſeine Reſidenz. — Königlicher Prunk iſt von den Portugieſen aufgeboten, um den Legaten des heiligen Stuhles würdig zu ehren. Die Scha-

luppe und die beiden Barken, in denen sie vom Gestade den Fluß hinauffahren, sind mit kostbaren chinesischen Teppichen ausgelegt und behangen, deren goldne Franzen von den schäumenden Wogen geküßt werden, ein scharlachnes Zelt erhebt sich über dem Fahrzeug, auf welchem sich Xaver befindet, bunte Fähnlein wallen, Trompeter stehen an den Borden und blasen Siegesfanfaren. Xaver und dreißig angesehene Portugiesen steigen an's Land; geschmückte Musiker mit Flöten, Trompeten und Cymbeln ziehen vor ihnen her, die Portugiesen sind in Sammt und Seide gekleidet, mit goldnen Ketten behangen, funkelnde Edelsteine an den Fingern, in den Agraffen; stolz wie geborne Könige ziehen sie in die Stadt, — Xaver einfach gekleidet in seinem camelottenen Priestergewand, nichts von Schmuck an sich, als die grünsammtene, goldgestickte Stola. Auf dem Platz vor dem königlichen Schloß empfangen fünfhundert Soldaten von der Leibwache des Fürsten die Portugiesen und bringen sie mit kriegerischen Ehren in's Schloß. Der Fürst bewillkommt sie im goldnen Saale, beugt sich vor Xaver als vor einem Abgesandten Gottes und ladet sie zur Tafel. Die Ehrfurcht des Fürsten, die Pracht der Fremdlinge bewegen das Volk. Schaarenweise strömt es zu Xaver, hört seine Predigten, jauchzt ihm zu,

wirft seine Götterbilder in's Feuer und bekennt das Evangelium. Die Bonzen zittern und wüthen vor Neid und Grimm. „Das Volk würde sich empören" flüstern sie dem Fürsten in's Ohr; „die Portugiesen wollen Euch unterjochen," streuen sie unter's Volk; der Fürst wird besorgt, das Volk steht zu Xaver, die Bonzen verlangen ein Religionsgespräch. Es wird gewährt, Xaver selbst dringt darauf. Der vornehmste Theolog von Bungo, Fucarandono, beschwört Himmel und Hölle gegen den fremden Priester, der die vaterländische Hierarchie zu stürzen droht. Beim ersten Religionsgespräch siegt Xaver. Fucarandono bringt zum zweiten dreitausend Bonzen mit, der Fürst, den Portugiesen geneigt, läßt nur vier zu. Auf's neue vernichtet Xaver mit einfacher Klarheit ihre Sophismen. Zum dritten bringt Fucarandono sechs, ja einen aus einer Sekte in Japan. Auf's neue überwindet sie Xaver! Da erlaubt der Fürst, obwohl er selbst im Glauben seiner Väter verharret, feierlich, daß Xaver das Evangelium predigen und taufen dürfe. Indessen rückt die Zeit heran, daß Gama's Schiff die Anker lichten soll. Xaver scheidet, nachdem er die Erde geküßt, auf der Gott sein Wirken gesegnet. Er besteigt den Chinafahrer, — bedeutungsvoller Name, er heißt das heilige Kreuz —

zur Abfahrt. Tauſende von Neubekehrten drängen ſich heran, um ſeine Kleider zu berühren, ſeinen Segen zu empfangen, von ſeinem Munde zu hören, ob er bald wiederkehre.

Eine trübe Ahnung erfaßt den Apoſtel; ihm iſt, als ſähe er ſie nie wieder. In Thränen blickt er gen Himmel und empfiehlt alle dem Höchſten. Dann ſteigt er an Bord und ertheilt, vom Verdecke aus, den Zurückbleibenden ſeinen Segen.

IV.

So hoch ist die Macht der Gesellschaft gestiegen, daß der Pabst (der, um sie fest an seine Interessen zu binden, alle Restrictionen aufgehoben, große Privilegien dazu verliehen) den Mitgliedern der Gesellschaft jetzt nicht mehr befiehlt, sondern den Meister des Ordens bittet, ihm seine Unterthanen zur Verfügung zu stellen. Keine Angelegenheit der Kirche kann fürder betrieben werden, in welcher nicht Jesuiten die offnen oder heimlichen Beweger wären. Das allgemeine Concil wird ausgeschrieben nach Trident. Der Pabst bittet Loyola um zwei bis drei tüchtige Männer aus der Gesellschaft, welche die Interessen des heiligen Stuhles verfechten sollen. Des Generals Herz ist selbst für die Freude des Stolzes zusammengeschrumpft, nur in dumpfen Schlägen pocht der Triumph daran.

Er sendete Lainez und Salmeron, als die gelehrtesten und spitzfindigsten. Die Gegenwart des Ersteren, dessen widerstandslosen Gehorsam, Schmiegsamkeit, Ergebenheit, Buße — und nichts von dem allen aufrichtig, er durchschaute — war ihm verhaßt geworden. Und doch war Lainez der einzige, der

Loyola's Herrſchaftsgeheimniß nachrechnen konnte, nachgerechnet hatte, tauglich das Werk, das der General mit ſoviel Aufopferung begründet, einſt fortzuſetzen. In dieſem einzigen Gedanken an ewige Dauer der Geſellſchaft, an Unſterblichkeit ſeines Namens, fand Loyola noch, wenn auch nicht Troſt, doch Betäubung, eine kleine Entſchädigung für das Elend, das er vor Jedermanns Auge verheimlichte. Er ſuchte deßhalb Lainez wieder für ſich zu gewinnen, ihn, obwohl er ihn haßte, für die Nachfolge in der Herrſchaft zu erziehen. Der Auftrag nach Trident zu reiſen, war ehrenvoll. Lainez wußte dieß zu ſchätzen, vergaß die erlittenen Unbillen und war bemüht, ſich auf ſeiner Sendung glänzende Verdienſte um die Geſellſchaft zu erwerben. Der Dritte, den Loyola zum Arbeiter für das Tridenter Concil erwählte, war Faber, der ſich in Spanien befand, wohin er und Antonio Araos die Königstochter von Portugal auf ihrer Brautreiſe zu Don Philipp, Karl des Fünften Sohn, begleitet hatten, wo beide, — der letztere zum Provinzial Spaniens ernannt, — Collegien und Profeßhäuſer in Valladolid, Gandia, Malaga, Burgos, Sevilla, Murcia, Compoſtella, Oviedo, Cordova, Avila, Barcelona, Salamanca und an noch vielen andern Orten begründet hatten. Der fromme Faber machte ſich augenblicklich, nachdem er des Generals Brief

erhalten hatte, auf den Weg und kam, der fürchterlichsten Sonnenhitze trotzend, mit siechem Leibe nach Rom. Dort vergönnte er sich nicht eher Ruhe, als bis er seinen geliebten Freund, den General, gesehen, einige Worte mit ihm gesprochen. Da erlag der Leib des Getreuen; er fiel in ein hitziges Fieber.

Loyola, von dem Niemand gewußt, daß er Faber schon gesehen und gesprochen hatte, wurde an dessen Sterbebett geholt. Wortlos, finster, stand er daran und starrte den Scheidenden an. Alle Brüder zerflossen in Thränen, denn sie hielten des Generals Zustand für Schmerz. Noch einmal schlug Faber das Auge auf und streckte ihm die heiße Hand entgegen. „Leb' wohl, Bruder, den ich geliebt wie mein Leben," sprach Faber.

Loyola's Herz war kalt und gleichgültig.

Faber hob sich, das Fieber richtete ihn auf. Sein innres Auge ward aufgethan. Er sprach noch: „O, wie wohl ist mir!" — Das fromme Herz hörte auf zu schlagen...

In tiefer Bestürzung knieeten die Brüder rings umher. Jetzt beteten sie für die Seele des Verschiedenen. Ein junger Vater sprach, als das Gebet zu Ende war, unwillkührlich: „Da fuhr ein Heiliger gen Himmel! O, wie viel verlor die Erde an ihm!"

Der General richtete sich empor. Aller Augen waren auf ihn gewendet; wie in Verzückung stand er und rief: „Lasset fahren die irdischen Sorgen, meine Brüder, ich sehe die Herrlichkeit Christi offen. Gnädig blickt er auf uns herab. Er winkt. — Mein Erlöser, mein Gott! — — Spanien! — Ein Fürst wirft den Herzogshut von sich und ergreift unsre Bußgeißel. — Ein neues Mitglied wird uns geistlich geboren, das aufwachsen wird zu einem gewaltigen Pfeiler unsrer Gesellschaft! Gelobt seist du, Herr Jesus Christus, von Ewigkeit zu Ewigkeit, Preis dir!“

Die Väter sprangen dem Zusammensinkenden bei, besprengten ihn mit Liquor und weckten ihn aus der Ohnmacht. — — Gebeugten Hauptes ging er in sein Gemach zurück. Alle Gemüther waren von der Weissagung des Generals erfüllt.

Neun Tage später kam Franz von Borgia, Herzog von Gandia, Grand von Spanien, im fürstlichen Glanz zu Rom an. Aber unter dem Purpur lag ein gebrochnes, von Schmerz fühllos gewordnes Herz. Er that sich des Prunkes ab und warf sich im härenen Gewande dem General zu Füßen, den er um die Aufnahme in den Orden bat. Vergebens waren alle Gegenvorstellungen; des Herzogs Gemüth, in dumpfes Brüten versunken, eckelte vor

allem Irdischen und suchte einzigen Ersatz in den strengen Gelübden der Societät. So ertheilte Loyola ihm denn die Erlaubniß. Franz von Borgia wohnte zu Rom im Ordenshause, besuchte alle heiligen Orte und ging dann nach Spanien zurück, wo er auf dem Schlosse Loyola, des Generals Geburtsstätte, welche später die santa Casa genannt wurde, mit eben solcher Inbrunst verehrte, wie Pilgrimme in Palästina die Krippe, in welcher der Heiland geboren worden war; von dort begab er sich nach Ognata und lebte in dem dortigen Collegium als Jesuit.

Dieser glänzenden Eroberung folgten Ereignisse, welche des Generals Herz wie im Sturm aufforderten, allen Gram, der drinnen eingekerkert lag, d'raus zu verbannen und Freude auf Freude einzulassen. — Freude? — Auf wie lang? —

Der Römische König Ferdinand hatte Le Jay sehr lieb gewonnen und wollte ihm das Bisthum Triest verleihen. Le Jay schrieb, eingedenk des unbedingten Gehorsams, den er dem General geschworen, an diesen, und bat um die Erlaubniß, die geistliche Würde annehmen zu dürfen. „Soll er glücklich sein?" rief Loyola in seiner Einsamkeit, den Brief zerknitternd. „Soll Jeder glücklich sein — nur ich nicht? Keiner!"

Er warf den Brief zu Boden, setzte sich hin

und schrieb an Le Jay: „Geliebter Bruder in Christo! Deinen Brief habe ich erhalten und mich an der Ehre erfreut, die durch Dich unsrer Gesellschaft widerfahren soll. Doch so sehr ich glaube, daß Du die Dir verheißne Würde zum Nutzen der Kirche behaupten würdest, so gebe ich Dir doch zu bedenken, daß Du, bis jetz ein freier Mann, wenn Du sie annimmst, ein Sclave sein wirst, ein Sclave der königlichen Gunst, und, was noch schlimmer ist, ein Sclave der Scholle sogar. Nur zweierlei zu thun ist Dir möglich. Entweder Du hältst Deinen mir und der Gesellschaft geschwornen Eid, der Dich verpflichtet, keine Heimath zu haben und überall hinzugehen, wohin Dich der heilige Vater und die Gesellschaft Jesu senden will, oder Du wählst eine bleibende Heimath und — brichst Deinen Eid. Entweder: Du bist in Christo stolz darauf in einem Staate, der größer ist als alle Staaten der Erde, scheinbar zu gehorchen, aber als Bürger frei zu sein, oder: Du dünkst Dir besser zu handeln, wenn Du das Pallium nimmst und mit dem Anschau der geistlichen Herrschaft nur der Vasall von Fürstenlaunen bist. — Dies schreibe ich Dir, nicht um Dich zu tadeln, der Du stets den höheren Zweck unsrer Gesellschaft richtig erkannt und kräftig gefördert hast, sondern um Deinem Gewissen den richti-

gen Weg zu zeigen; denn wenn Du wieder einſiehſt, daß die Geſellſchaft Jeſu an Ehre alle Ehren, an Macht alle Fürſtenmacht übertrifft, und an Dauer alle Königreiche hinter ſich zurücklaſſen wird, dann halte ich mich für überzeugt, daß Du, der Du in der Geſellſchaft Jeſu dich befindeſt, nicht handeln wirſt, als befändeſt Du Dich nicht in ihr, ſondern daß der Geiſt der Geſellſchaft aus Dir handeln wird. Chriſtus, der Dich in die Geſellſchaft berief, walte über Dir.

Ignatius von Loyola,
der Geſellſchaft Jeſu unwürdiger General."

Le Jay handelte, wie Loyola es erwartet hatte. Der Römiſche König ſchrieb ſelbſt an Loyola und an den Pabſt. Der General freute ſich, daß ſein Wille allmächtig war. Er verwies in ſeiner Antwort den König Ferdinand an Le Jay's eigenen Beſchluß und ſtellte dem Pabſt vor, daß ſie alle geſchworen hätten nur dem heiligen Stuhle zu dienen; der Grund überwog, der Pabſt verwendete ſich ſelbſt bei Ferdinand, Le Jay ſchlug das Bisthum aus. Ein König mußte dem General gehorchen. — — —

Luther war geſtorben. Der Pabſt hielt ein Freudenfeſt; doch bereute er bald ſeinen voreiligen Jubel; denn Karl der Fünfte erlies, um Katholiken und

Protestanten einander näher zu bringen, das Interim, welches beiden gleich unzulänglich schien und gleich verhaßt wurde. Bobadilla war von den Gesinnungen des Pabstes durch den General unterrichtet und erhob in Deutschland in Predigten offnen Kampf gegen des Kaisers Edikt, und zwar mit solcher Derbheit und solchem Ungestüm, daß Karl der Fünfte, ergrimmt über den Trotz der fanatischen Priester, ihn aus seinen Staaten verjagte. Bobadilla floh nach Rom. Loyola lachte, satt von Stolz, daß der Herr zweier Indien vor einem Mitglied der Gesellschaft Jesu zitterte; doch wollte er des Kaisers Grimm nicht offen die Spitze bieten. Deßhalb hielt er heimliche Zwiesprach mit Bobadilla, umarmte ihn wie einen leiblichen Bruder, lobte dessen Verdienste und machte ihm begreiflich, daß er, im Interesse der Societät, sein Betragen öffentlich mißbilligen müsse. Bobadilla tobte, doch begütigte er sich endlich und ließ es sich, im plumpen Stolz, den Kaiser verspottend, gefallen, daß ihn Loyola zum Schein für einige Zeit aus dem Ordenshause verbannte; er konnte damit zufrieden sein, denn der General erhob, bei einer geheimen Zusammenkunft der Vertrautesten, Bobadilla's kriegerischen Eifer und wichtige Verdienste. Der Groll des Kaisers gegen die Jesuiten wurde inzwischen noch durch die Kunde ver-

mehrt, daß Franz von Borgia, ein Grand Spaniens, in den Orden getreten war und daß diesem Beispiele, wie von der Raserei einer Mode ergriffen, viele Herzoge und Grafen und andre Edelleute Spaniens folgten. Da Karl jedoch an dem Orden selbst seinen Zorn nicht üben konnte, ohne von den zahllosen Mitgliedern desselben, die in allen seinen Staaten und im Auslande zerstreut lebten, für einen Feind der römischen Kirche erklärt zu werden, so suchte er die Erniedrigung Borgia's dadurch wett zu machen, daß er den Pabst ersuchte, diesen mit der Kardinalswürde zu bekleiden. Loyola konnte darüber lächeln. Wie ohnmächtig erschien ihm der größte Monarch seiner Zeit, der zu solchen kleinlichen Mitteln seine Zuflucht nahm; der General hatte bloß dasselbe Spiel, welches er mit Le Jay getrieben, zu wiederholen, und war des glücklichen Ausgangs bei dem mit der Welt zerfallenen Borgia, der ja alle irdischen Ehren freiwillig verlassen hatte, um so sichrer. Sein Plan betrog ihn nicht. Der Kaiser konnte seinen Wunsch, da dieser Loyola's Willen zuwider war, so wenig erlangen, als früher König Ferdinand. — Borgia lehnte die Kardinalswürde ab.

Trotz aller dieser Triumphe, zu dem noch der neue kam, daß auf dem Tridentinischen Concil die beiden Jesuiten durch glänzende Beredsamkeit nicht

wenig zu dem Beſchluß beitrugen, kraft deſſen die Lutheraner neben den Pelagianern feierlich als Ketzer erklärt und von Rom geächtet wurden, — trotz der Befriedigung ſeiner Grauſamkeit, trotz aller ſeiner raſtloſen Thätigkeit, die von hundert Seiten her in Anſpruch genommen wurde, verfiel der General immermehr in ein dumpfes Hinbrüten, welches ſeine geiſtigen und leiblichen Kräfte aufzuzehren drohte. So klar er ſich ſelbſt ſeit Jahren geweſen, es war ein Abgrund in ihm, auf deſſen Boden er nicht hinabzublicken, den er nicht auszufüllen vermochte, — ein gräßliches Entbehren, nicht des Gegenſtandes allein, ſondern des Gefühls; — es graute ihm davor; er trat oft aus ſich heraus und ſah ſich ſelbſt, wie jenes koloſſale Steinbild, welches Juan einſt als Gleichniß für ihn gewählt, den ungeheuren Schatten werfend. So viele Jahre lang war er Allen auf Erden untreu geworden, um nur ſeinem furchtbaren Ich treu zu bleiben, — gegen Alle falſch geweſen, um nur ſeinem Ich aufrichtig zu dienen, — und jetzt ſah er, daß dieß ungeheure Ich falſch, treulos alle ſeine Hoffnungen verhöhnte und zu Schanden machte. Da lag der Titane mit zerſchmetterten Gliedern, — das Selbſtvertrauen hinabgeſchleudert, — die ganze Gegenwart beherrſcht durch den einzigen Arm der Vergangenheit. Da lag

er angeſchmiedet an den Karren der trägen Stunden. Mit finſtrer Stirne blickte er zum finſtren Himmel empor, trotzig, verzweifelnd, wieder trotzend.

Es bedurfte gewaltiger Stöße, um ihn aus dieſem langſamen Sterben emporzurütteln, daß er alle Kräfte zuſammenraffte, um den Menſchen zu behaupten, den er aus ſich geſchaffen hatte, als der er noch leben konnte.

Poſtel hatte ſein Noviziat mit eiſerner Ausdauer abſolvirt und war unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten als geiſtlicher Coadjutor in die Geſellſchaft Jeſu aufgenommen worden. Der General glaubte in dem gelehrten Fanatiker, der während der ganzen Zeit des Noviziates die ſchönſten Proben ſeiner Befähigung abgelegt hatte, ein taugliches Werkzeug für die Plane des Ordens gewonnen zu haben.

Am Tage nach der Weihe trat Poſtel, ohne früher anzuklopfen, in des Generals Zimmer. Verſchwunden war von ſeinem Antlitz alle Demuth, die er während des ſtrengen Noviziates behauptet, — an ihre Stelle ein Stolz getreten, der den General verletzte und deſſen Zorn weckte.

„Du kommſt unangemeldet zu mir, mein Bruder?“ ließ er ihn an, — „vergiſſeſt du die Ehrfurcht, die du dem Gebieter ſchuldig biſt?“

Poſtel verſchränkte die Arme und trat dem Zür-

nenden unter die Augen. „Es wäre Zeit, Loyola, daß wir beide endlich die Maske fallen ließen," gab er zur Antwort.

Loyola erstaunte.

„Du starrst mich verwundert an? Ja, es ist Zeit, der Herr ruft und deine Sendung geht zu Ende, Loyola!"

Loyola hielt diese Reden für die Aeußerung einer unschädlichen Narrheit, drehte ihm den Rücken und wandelte, als wäre Postel nicht da, im Zimmer auf und nieder.

„Du verachtest mich als einen Thoren, Loyola! Ich sage dir: Denke bessres von mir; denn bald wirst du dich vor mir beugen, stolzer Mann!" —

„Bist du kein Thor, so bist du ein Rebell, den ich züchtigen werde, wie das Gesetz es will, das du selbst beschworen," rief Loyola ergrimmend.

„Du selbst bist ein Rebell, wenn du also sprichst, und ein Thor, wenn dir die Rede von Herzen kommt, Loyola. Höre mich an."

Loyola setzte sich.

„Steh auf! und gib dem Herrn die Ehre, — wahrlich, du lösest mir noch die Riemen von den Schuhen."

„Ich bin begierig."

„Gott hat mich auserlesen, zwei Dinge auf

Erden zu vollbringen, — und du, Loyola, warst, ohne daß du selbst es gewußt, bis heute mein Vorläufer. Du wähnst mich an dich gebunden? Du selbst bist an mich gefesselt. Ich durchschaue dein ganzes Wesen, wie Gott dich durchschaut. Ich lese jeden Gedanken, jedes Gefühl in dir. Du willst die Welt beherrschen und kannst dich selbst nicht beherrschen, stolzer, armseliger Loyola!"

„Thor!" sprach Loyola. Er fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als wolle er den Wurm, der drinnen nagte, fassen, mit der Faust zerdrücken.

„Schweige, du Knecht deines Ich's, und laß den Geist reden."

„Das geht zu weit! — Heda! Heda!" rief Loyola, den der Zorn übermannte, seine Gewalt, die Kaiser, König und Pabst nicht zu erschüttern vermochten, von eines Thoren Händen besudelt zu wissen. Postel faßte den Hinfälligen an der Brust, drückte ihn auf den Stuhl nieder und verschloß die Thüre. — „Du willst die Welt beherrschen, gesteh's!" raunte er ihm zu, Loyola bebte, — „ich sage dir im Namen des Herrn: „„Du hast nicht für dich, sondern für mich gebaut!""

„So sprich, was willst du?" fragte der General lächelnd.

„Zwei Dinge werden geſchehen und du wirſt ſie mir vollbringen helfen!“

„Nun, welche?“

„Das erſte, wovon geweiſſagt wurde ſeit Jahrhunderten, daß die ſieben Könige von Frankeſtan ſich aufmachen und mit ihren Schwertern wider einander ſchlagen! In Salzburg iſt ein Berg, davor eine Haide, auf der Haide ein Birnbaum, verdorrt ſeit vielen hundert Jahren; wann der Baum wieder Blüthen treibt, wird die Walſerhaide getränkt ſein von Blut, und das Blut wird ſchwellen, und das Blut wird ſtrömen aus den Herzen der ſieben Könige von Frankeſtan. Aber einer wird aufſtehen und ſeinen Schild erheben und die Krone tragen nach der ſiebentägigen Schlacht; der wird die Völker der Erde vereinigen, und es ſoll nur ein Reich und es ſoll nur ein Volk mehr auf Erden ſein. Das iſt das erſte Zeichen.“

„Ich erlaſſe dir das zweite. Du haſt, ſeit wir in Baſſano ſchieden, Fortſchritte in der Narrheit gemacht, armer Schelm!“

Mit dem Stolz eines Gottgeſandten begegnete Poſtel dem verächtlichen Blicke des Generals und erwiederte: „Iſt der auch ein Narr, dem der Herr es gegeben, daß er die Sprachen aller Völker rede?

Iſt der ein Narr, der von Rom bis China ohne Dollmetſch reiſen kann?“

„Ohne Dollmetſch? Warum nicht?! Aber ob dich auch Jemand verſteht, — wäre eine andre Frage.“

„Du ſpotteſt die Heiligen und wirſt ſelbſt zum Spotte werden, ſtolzer Loyola. Tauſende beten dich an, wie Gog und Magog, aber wiſſe: du wirſt dennoch der Spott eines Kindes!“

„Eines Kindes!“ ſchrie Loyola unwillkürlich. — Er ſammelte ſich, zwang ſich zum Lachen und ſprach: „Nun, Prophet, und das zweite Zeichen?“

Poſtel's Auge leuchtete. „Auf die Knice, Loyola!“ rief er und bete den an, vor dem ſich die Völker beugen! Das Weltreich iſt nichts als das Symbol der geiſtlichen Univerſalmonarchie, deren Hauptſtadt das neue Jeruſalem ſein wird. Als Jeſus Chriſtus gen Himmel fuhr, ließ er ſein Erlöſungs-Werk unvollendet; die Friſt iſt verronnen, der Augenblick da, daß er's vollenden wird. Falſche Propheten erhoben ſich, wie in der Schrift verkündigt worden, von allen Seiten; da wurdeſt du geweckt, um als Vorläufer zu dienen. Du haſt gethan, was der Geiſt dir zu thun auferlegt. Tritt ab und handle mit mir jetzt für den, der größer iſt als du! Die Geſellſchaft, die du gegründet, genügt dem Weltzweck

nicht mehr; die Menschheit muß in Waffen wandeln, so will es der Gott. Die Priester müssen Ritter sein, Ritter nicht des alten Christus, den ihr auf's neue gekreuzigt, sondern des neuen, den die neue Eva gebären wird."

„Mensch!" rief Loyola, er empfand eine Regung von Mitleid für den Geisteskranken, — „bedenkst du denn nicht, daß deine Reden dir den Scheiterhaufen rüsten? Du bist ein Mitglied der Societät, ich möchte dich gerne schonen; gib diesen unseligen Wahn auf, verzinse deine Kraft, deine Gelehrsamkeit an die Vernunft und erndte statt Todes und Fluches den Segen der Menschheit!"

„Hältst du mich für einen deines Gleichen, für schwach, wankelmüthig, dem Leibe dienstbar? Ich bin's nicht! An mich kommt der Tod nicht. Ich bin der neue Adam, von dem der neue Christus ausgeben wird. Sieh hier diese Schriften, die der Geist mir in die Feder gesprochen; lies und wandle deinen Sinn."

Loyola empfing die Schriften; sie waren überschrieben: „Les très merveilleuses victoires des femmes du nouveau monde," — „lo prime nove del altro mondo," und „il libro della divina ordinazione."

„Postel! Postel! Ich kann dich vernichten!"

„Du?“ Postel lächelte mitleidig.

„Höre die Warnung, eh' es zu spät ist! — Ich kann dich vernichten, sag' ich dir noch einmal.“

„Du mich vernichten? Mein Beruf kommt von Gott!“

„Wahnsinniger! Siehst du nicht, daß dein Leben auf meiner Zunge schwebt? Doch ich möchte es nicht. Ich möchte dich retten. Kehr' um, sei unser, wie du geschworen hast.“

„Ich schwur, — damit du — mein seiest. Glaubst du: ich weiß deine Geheimnisse nicht? Oder: du könntest mit dieser Hand, von der — weißt du selbst wie bald? — nichts mehr als Staub da sein wird, das Göttliche aufhalten? Sei mein! Nenne die Deinen alle: Ritter des neuen Messias, und dein Name wird neben meinem genannt werden.“

„Hinweg, Versucher!“

„Sei mein! O Schwachkopf, der mich für einen Dämon hält, meine Verkündigung als Chimäre verlacht. Glaubst du nicht, daß die neue Eva schon lebt? Den neuen Messias vielleicht schon unter ihrem Herzen trägt?“

„Sie lebt? Wo?! Sprich — ich befehle dir's im Namen Gottes!“

„Sei mein Knecht! Ich befehle dir's im Namen des neuen Messias!“

„Hinweg! Hinweg!“

„Es iſt geſchehn!“ rief Poſtel ernſt, „geh' in dein Verderben, Thor! Stürze zuſammen in das, was du warſt, in Staub und Aſche. So ſei dein Name verflucht von kommenden Geſchlechtern im Namen des lebendigen Gottes! So ſei deine Stiftung wie die Schlange, die zerſtückt noch fortlebt und doch nicht mehr tödten kann! Sei dein Gedächtniß das Schreckbild der Kinder, die da geboren werden im tauſendjährigen Reich. Lebe, da du den Gott nicht erkannt, der zu dir getreten, leb' ohne Hoffnung; — ſtirb ohne Hoffnung! — Auf ewig ſag' ich mich von dir los! Auf ewig ſagt ſich die Menſchheit, ſagt ſich der Gott von dir los. Ich gehe, ſeinen Auftrag zu vollenden.“

Er verließ ihn. — Loyola wähnte, ſchwer geträumt zu haben, die letzten Worte des Narren wühlten in ſeinem wunden friedloſen Herzen wie ſcharfe Widerhacken. Die Schriften, von Poſtel vergeſſen, die er noch in der Hand hielt, überzeugten ihn, daß der Wahnſinn, den er gehört, Wirklichkeit geweſen, — ach, und in dieſem Wahnſinn ſteckte tödtliche Wahrheit!

Allmählig erholte er ſich von der Betäubung dieſer Eindrücke. Er verſchloß die Bücher in ſeinem Wandſchrein und überlegte, was zu thun ſei. Er hielt ſich für überzeugt, daß der Schwärmer, ſoviel

er ihn kennen gelernt, ſich mit den Worten nicht begnügen, ſondern zur That ſchreiten würde, und daß er, da dieſer Wahnſinn ganz außergewöhnlich ſei, auch einen abergläubiſchen leichtzuverblüffenden Pöbel finden werde, der ſeine Partei ergreifen werde; denn gerade in jener Zeit flogen, von Deutſchland aus, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, gedruckte Sibyllenblätter, welche das Ende des Römiſchen Antichriſts und die Nähe der Wiederkunft des Meſſias verkündigten, der das tauſendjährige Reich aufrichten werde; das nahe Jubeljahr ſchien gläubigen Seelen damit in Verbindung zu ſtehen. — — Doch nein, Poſtel war ihm durch die That weniger gefährlich, als durch den üblen Ruf, den derſelbe, als Mitglied der Geſellſchaft Jeſu, über dieſe verbreiten würde. Er durfte ihn nicht dem Scheiterhaufen überliefern, ſonſt gab er den guten Leumund der ganzen Geſellſchaft preis. Aber ſollte er den gefährlichen Narren frei umherwandeln laſſen? Vor allem mußte er ihn feierlich aus dem Orden ausſtoßen und dann der Inquiſition ausliefern, nicht als Verbrecher, denn als ſolcher konnte er dem Feuertode — einer öffentlichen Beſtrafung nicht entgehen — ſondern eben als — Narren zu lebenslänglichem Kerker!

Raſch an's Werk! Er berief die Brüder und theilte ihnen, ſo viel er durfte, von dem Haupt-

inhalt seines Gespräches mit Postel mit. Alle waren bestürzt und einmüthig der Meinung, der Unwürdige müsse, damit der Ruf des Ordens makellos bleibe, durch mündlichen Ausspruch aller in Rom anwesenden, feierlich in der Kirche Santa Maria de Strada zu versammelnden Väter aus der Gesellschaft Jesu ausgestoßen und dann, wie der General angetragen, der Inquisition überliefert werden.

Aber während sie beriethen, war Postel bereits außerhalb Rom's Mauern, nicht aus Furcht, sondern aus Hast, seine Sendung zu beginnen. Er hatte das Kleid des Ordens, dem er abgesagt, weil dieser sich seinen chimärischen Plänen nicht fügen gewollt, abgelegt, einen langen purpurnen Talar angethan und sich mit allem Schmuck behangen, den er nebst seinem Vermögen vor seinem Eintritt in's Noviziat in einer Ruine vergraben, um in voller Königswürde die neue Eva zu holen. — — —

Des Generals volle Energie erwachte wieder, — er war jetzt ganz der alte; — er begab sich augenblicklich in den Pallast der Inquisition, übergab die Schriften Postel's als Beweise von der Wahrheit seiner Anklage und als Bürgschaft für den Wahnsinn des Angeklagten. Familiaren der Inquisition und, als Kaufleute und Cavaliere verkleidete, Väter von der Gesellschaft Jesu, streiften nach allen Weltgegenden,

um den Fanatiker zu finden und in den Kerker der Inquisition zu schleppen.

Seit Mutter Johanna das war, was sie einst um fruchtloser Pläne willen geheuchelt hatte, genoß sie in ihrem Kloster eine fast abgöttische Verehrung, welche sie in ihren lichten Augenblicken nur benützte, um von den Schwestern ungestörte Einsamkeit zu verlangen.

Dann saß sie, die Unseligste, die Hände gefaltet und dachte an den Befreier. Und ihr einziger Wunsch zauberte dann schnell wieder den milden Wahnsinn herbei, der ihr alle Wunden heilte, die ihr nicht das Schicksal, sondern die Schuld geschlagen, die allein das aus uns macht, was wir dem Schicksal zuschreiben. Dann sah sie die Wände auseinanderweichen und sich umgeben von lichtem Gewölk, sah sich wieder jung und schön und ein Kindlein an ihrer Brust, holdselig lächelnd wie den Knaben Jesus, und aus Sonnenglanz trat der Befreier hervor, neigte sich zu ihr, reichte ihr die Hand und hob sie empor, und es dünkte ihr, sie blicke auf ihre irdische Hülle herab, die als häßliche Mißgestalt verhöhnt, entehrt im Staube lag, — daß ihr davor graute.

Er iſt's! Er iſt's! — Horch! — Hallen nicht die Glocken, den Oſternmorgen einzuläuten? Gebraus wie von Meereswogen. Das ſind die Völker der Erde, die ihm zujauchzen, dem Befreier, dem göttlichen Menſchen. Teufel tödten die Freiheit, Gott, der ſie ſchuf, erweckt ſie vom Tode. Ein Gott! Ein Gott! Singt Hoſianna! Auf Euren Schultern tragt ihn herbei! — Seine Stimme! Freiheit! Freiheit! — — —

Horch! fern! ferner! — „Was iſt's? — Poſaunen! Ruft! Wimmert, betet um Freiheit! um Tod! — Jeder Puls bettelt um Tod, um Freiheit. — — Immer ſtiller! — Nacht! Keine Sonne mehr im All, kein Pulsſchlag, kein Aug.“

„Schweſtern! Schweſtern!“

Die Schweſtern kommen endlich und finden ſie wie todt auf dem Boden ihrer Zelle ausgeſtreckt. Stunden vergehen, ehe ſie wieder zum gräßlichen Bewußtſein des Lebens erwacht. Sie fragt vorſichtig, ob die Schweſtern nichts vernommen, — kein Glockengeläut, kein Stimmengebraus? Die Schweſtern erzählen ihr. Starr blickt ſie die Treuen an, ſtumm winkt ſie ihnen, zu gehn. Jetzt iſt ſelbſt die Macht des Wahnſinns ſtumpf geworden, ſie ſieht alle Dinge wieder, wie ſie wirklich ſind, aber wie durch einen grauen Schleier davon geſchieden. Das letzte Arznei-

mittel hat gegen ihr unheilbares Elend die Kraft verloren. Da kauert sie und versucht zu beten.

Sie wiederholt sich im dumpfen Hinsinnen alles, was sie von den Schwestern gehört. Sie muß es wohl glauben!

Sie sinkt in sich zusammen, die Kraft zu beten schrumpft ihr ein. Das heißt: sich in sein Schicksal ergeben!

Postel, der Einzige, der es — wenn auch im Wahnsinn — aufrichtig mit ihr gemeint, war im Elend! In Sünde und Haß hatte er ihren Schwur empfangen; im Wahnsinn war sie ihm treu geblieben; — sie blieb's auch jetzt! — — —

Postel war trotz seines auffallenden Aeußeren und seiner Tollkühnheit, wie durch ein Wunder, ungefährdet bis nach Venedig gekommen und selbst dort noch einen Tag lang unangefochten geblieben. Bald nach ihm aber trafen die Verfolger ein, die seine Spur gefunden.

Postel überlegte, auf welche Weise er am sichersten Johanna, die der Herr ihm als neue Eva, als Mutter des wiederzugebärenden Messias zugeführt, aus dem Kloster befreien könne; er konnte sich nur schwer entschließen, den Königsschmuck — wenn auch nur für kurze Frist — wieder abzulegen, dennoch mußte er's, um zum Ziele zu gelangen; denn die

Frist, die er ihr gesetzt, war verronnen und keine Zeit mehr zu verlieren, da er alles von Loyola fürchtete, den er nunmehr als den dämonischen Widersacher des göttlichen Erlösungsplanes betrachtete, welcher sich früher in einen Engel des Lichtes gekleidet, um ihn irrezuführen. Er hatte demnach seinen Königsschmuck abgelegt und verborgen, und kam als Bettler vor die Klosterpforte. Aber seinen Schritten eilten die Verfolger nach. Schon wollte er den Glockenring erfassen, um Einlaß zu begehren, als er hinterrücks gepackt, gefesselt, geknebelt wurde. Eine zahllose Menschenmenge wohnte dem Schauspiel bei, — Niemand wußte, in welchem Zusammenhang der verkleidete Bettler mit dem Kloster stünde; aber Alle hatten irgendwie von seinen Ketzereien gehört, wiewohl nichts Gewisses von der eigentlichen mystischen Idee der Messiasverjüngung. Es war am Charsamstag-Abend, und von allen Glocken Venedigs wurde das Osterfest eingeläutet.

In sichrem Gewahrsam wurde Postel nach Rom gebracht, wo sein Urtheil bereits gesprochen war. Lächelnd wie ein Märtyrer, der mit der Ueberzeugung von göttlicher Wahrheit in den Tod geht, und mit stolzem Anstand, als wäre er ein König, der von rebellischen Unterthanen besiegt, von den Treuen baldige Befreiung und herrliche Triumphe hofft,

betrat er die Pforte, welche der Spruch des heiligen Offiziums für immer hinter ihm verſchloß.

Johanna erfuhr die Kunde. Sie wußte, was ſie zu thun hatte. Sie wünſchte nichts mehr als den Tod, und ſuchte ihn um jeden Preis zu gewinnen. Sie hatte ſo Vielen Unheil gebracht, ſie wollte Einem — Heil bringen. Und mit welchem geringen Wagniß, um welchen billigen Preis; — ihr Leben!

Alle Schweſtern täuſchte ſie fort und fort; ihre Geſundheit war ſo ſchwach, daß ihr Wunſch, nach Chioggia zu fahren und einige Monate auf einer Villa dort zuzubringen, Allen begreiflich war. Der Patriarch, der von ihrer Frömmigkeit viel Rühmliches gehört, ertheilte ihr die Diſpens und geſtattete zwei Schweſtern, ſie zu begleiten. Einige Monate lebte ſie dort, bis ſich ihr eine Gelegenheit darbot, die Schweſtern mit Aufträgen an das Kloſter nach Venedig zurückzuſenden.

Frei!

Doch war ſie ſo klug, die Gelegenheit zur Flucht nicht voreilig zu benutzen; ſie wollte die Schweſtern erſt ſicher machen, ſchrieb von Zeit zu Zeit und beſtimmte den Tag, an welchem ſie erwartet werden ſollte. Während dieſer Friſt ſuchte ſie alle Toilettenkünſte wieder hervor, die ſie noch von dem üppigen Paris her kannte, um ſich jünger und ſchöner zu

lügen, als ſie war. Es mißlang. Da verſuchte ſie das Gegentheil, wechſelte die Kleider mit denen einer Zigeunerin, und verließ drei Tage früher, als man ſie in ihrem Kloſter zurück erwartete, die Villa.

Paulus der Dritte war geſtorben, alle Palläſte Rom's waren von Leidenſchaften und Intriguen durchwühlt, die Wahl zur dreifachen Krone regte alle Parteien auf. Die Farneſe wollten ihren Einfluß nicht verlieren und ſuchten deßhalb nach einem ihrem Willen dienſtbaren Geſchöpf, welches ſie als Puppe auf den Thron des Apoſtels ſetzen wollten, um unter deſſen Pallium ſelbſt herrſchen zu können. Dem fünf und ſiebenzigjährigen Caraffa waren die Säfte noch nicht ſo eingetrocknet, daß er nicht nach allen Seiten hin zu wirken verſucht hätte, um die Tiara, nach welcher er ſeit Jahren ſtrebte und die Paulus III. ihm allzulang getragen, endlich zu gewinnen. Die Farneſe hielten ihm zwei Nebenbuhler entgegen, den unbeſcholtnen, ſtrengen, weiſen aber ehrgeizigen Kardinal Marcellus Cervinus, dem ſein Vater Richard, ein berühmter Aſtrolog einſt die Erlangung der päpſtlichen Würde geweiſſagt hatte, und den Kardinal Giammaria de Monte, einen in jeder Beziehung unwürdigen Mann, niedrigen Leidenſchaften ergeben,

leichtfertig, zügellos in Begierden. Das Interregnum währte lange, Rom empfand bitter die Folgen der Herrenlosigkeit, — der Antritt des Pontifikates aber war den ringenden Parteien deßhalb um so wichtiger, da gerade das Jubeljahr seine goldnen Pforten aufschloß, um die Schätze der gläubigen Christenheit aufzunehmen.

Loyola's Selbstgefühl erstarkte im alten Stolz, da er dem eifrigen Ringen der Parteien um eine Gewalt zusah, die ihren Zauber verloren hatte und von der seinigen bereits überflügelt war, — obgleich er sich hütete, dieß auszusprechen. Er sah, wie die Einflüsse des Kaisers und des Königs von Frankreich auf die neue Wahl bald gesucht, bald befürchtet wurden; er nahm es mit Befriedigung auf, daß manch ein stolzer Kardinal in's Professhaus kam und ihn selbst zum stillen Wirken für diesen oder jenen Candidaten aufforderte. Am meisten schmeichelte es ihm, daß Caraffa persönlich ihm aufwartete; aber unangenehmer wurde er überrascht, als derselbe ihn durch unzweideutige Worte an die Zeit erinnerte, da Caraffa bei dem verstorbenen Pabste für ihn gewirkt hatte. Es wurmte ihn, irgend Jemandem verpflichtet zu sein, und nicht aus Dankbarkeit, sondern aus Stolz wollte er denn jetzt alles aufwenden, um in der allgemeinen Meinung durch seine

Geſellſchaft für Caraffa's Wünſche zu wirken und ſich der Verbindlichkeit gegen dieſen zu entledigen. — Deſſenungeachtet ſiegte die farneſiſche Partei; Giammaria de Monte wurde zum Pabſt erwählt und nahm den Namen: Julius der Dritte an. Loyola verbarg ſeinen Grimm darüber, daß ſein Wille nicht durchgedrungen, — ſchon deßhalb — damit er ſich keine Blöße gebe. Er verfügte ſich mit allen in Rom anweſenden Brüdern im feierlichen Zuge zu dem neuen Pabſt, um zu huldigen. Julius der Dritte wußte entweder nicht, daß Loyola gegen ihn gewirkt hatte, oder er gab ſich den Anſchein, es nicht zu wiſſen, weil er deſſen künftigen Einfluß fürchtete und ſich ihn günſtig erhalten wollte. So nahm er denn die Huldigung der Geſellſchaft Jeſu mit freundlicher Herablaſſung an und überreichte dem General eine Bulle, welche alle Rechte und Privilegien der Stiftung bekräftigte.

Seit England durch den Regierungsantritt der Königin Maria wieder zur Annahme der katholiſchen Religion genöthigt worden war, befand Brouet ſich in Rom. Wie ganz anders war er geworden, ſeit er im Dienſte der Geſellſchaft mit Leib und Seele ſich in die brauſenden Wogen der Gegenwart hinein-

gestürzt hatte! Die rastlose Thätigkeit hatte den tödtlichen Trübsinn aus seiner Seele verscheucht, alle Erinnerungen verlöscht, alle Wunden längst geheilt. Ihm selbst unbewußt, war er wieder jung geworden, fühlte wieder frisch, — nicht mehr eignes Weh, eigne Freuden, sondern fremde; darin fand er Kraft, Männlichkeit, Ausdauer, Seelenruhe. Nur eine gewisse Scheu vor einer steten Heimath war ihm geblieben, ein Drang, nie lang an einem Orte zu bleiben, eine Sehnsucht, zu wandern. Der General hatte ihn zum Provinzial von Italien gemacht; er hielt es jedoch in Wälschland nicht lange aus und bat, voll Unterwürfigkeit, aber dringend, nach Frankreich versetzt zu werden. Da Loyola seine Fähigkeiten kannte, so gab er der Bitte nach, zumal, da er daran dachte, Lainez, der ihm wichtiger schien, mit dem Provinzialat von Italien zu bekleiden, und da es ihm wohlberathen dünkte, nach Frankreich, wo die Gesellschaft immer wieder bald offnen und bald geheimen Widerspruch fand, einen gebornen Franzosen zu senden. Brouet machte sich reisefertig und nahm von dem General Abschied, der ihm wichtige Verhaltungsbefehle übertrug und zugleich empfahl, auf Holland ein wachsames Auge zu haben, wo eine sehr ungünstige Stimmung gegen die Jesuiten herrschte.

Am Triumphbogen des Septimius Severus stand

Brouet und betrachtete, bevor er Rom — vielleicht für immer — verließ, die erstaunenswerthen Reste römischer Weltherrschaft.

„Kunst, Geschicklichkeit, Schönheit und Stärke! — Wer nennt Euch nach aber anderthalb Jahrtausenden? Dieß Werk, woran wir bauten, — wird es länger bestehen als die steinernen Triumphe der Kaiser? Menschenwerk! — —

„An Gott liegt alles! Er hält, er wirft in den Staub!"

„Was war ich? — Was bin ich? — Du hast mich emporgehoben aus meiner fürchterlichen Einsamkeit, Allgütiger, spannst die zerschnittenen Ranken meiner Seele wieder an, gabst mir statt einem einzelnen trügerischen Gegenstand — Tausende, die ich umfassen, trösten, zu dir weisen kann, gabst mir mich selbst wieder. Gott, der du allem irdischen Stolz furchtbar warnend aus diesen Trümmern sprichst, — du heilst gebrochne Herzen wieder, gibst ihnen statt des Schreins die Wahrheit, gibst Kraft und das Tröstlichste, den eigentlichen Grund des Lebens, Vertrauen zu dir, — das alles gabst du mir, Ewiger, ich danke dir!"

Er wollte den Platz verlassen; da fühlte er sich am Mantel festgehalten.

„Was willst du von mir, armes Weib? Du bist

im Elend, wie mir dein Aussehen verräth. Hast du kein Obdach? Hast du hier unter freiem Himmel übernachtet? Du zitterst, — vor Frost, — Hunger? — Geh und poche an unserm Hause, und du wirst Unterkunft und Erquickung finden! — Du schüttelst den Kopf? — Bist du siech, daß sich Niemand deiner erbarmen will? Komm, ich will dich hinführen, wo sie dich pflegen werden, als wärst du unsre Schwester!"

„Ich will sterben, ehrwürdiger Vater!"

„Verzweifle nicht; siehst du die Sonne dort emporsteigen? Ihr Glanz, so reich er ist, ist doch nur ein Abglanz des ewigen Herzens, das für dich wie für Alle schlägt. Fasse Lebensmuth, armes Weib! Gottes Gebot ist nicht, daß wir den Tod wünschen, sondern daß wir das Leben tragen."

„Ich hab' es getragen. — Ehrwürdiger Vater, ich möchte Euch gerne beichten, wenn ich hoffen könnte, Eure Vergebung zu erhalten. Aber ich bin so elend, daß ich nichts mehr hoffe, seit der Tod mein letztes Hoffen so lange hinaushält."

„Beichte, Aermste! Wenn alle Menschen grausam und unversöhnlich wären, — aber nicht alle sind's — Gott kennt nur Erbarmen. Entledige dich deiner Last! Noch ist's früh am Tage, kein Zeuge fern und nah, und jeder Fleck der Erde ist

ein Tempel, denn Gott ist auf jedem, und wartet auf die, die ihn suchen.“

„Und die ihn versuchten?“

Brouet stutzte. — — „Wer kann's sagen: er versuche Gott und hätte seine gesunden Sinne!? Wer ihn versucht, thut's im Wahnsinn; aber Gott wird ihm die Binde lösen und dem Sehenden die Arme entgegenbreiten und zurufen: „„„Verkennst du mich noch, armer Blinder? Hier ist ein Herz, das dich nie heißer geliebt, als da du ihm entrinnen wolltest.““““

Das Weib zu seinen Füßen blickte gläubig zu ihm empor.

„Beichte und hättest du die schwerste Sünde begangen, — so wahr ich hier vor dir stehe als Priester Gottes, ich sage dir: sie wird dir vergeben.“

„Brouet!“ stöhnte das Weib.

„Was ist das? — Weib! Weib! Du kennst mich, nennst mich bei'm Namen? Wer bist du?“

„Vergib mir im Namen deines Gottes, wenn du kannst.“

— — — „Blanche!“

Im Grund der Seele erschüttert, verhüllte Brouet sich das Antlitz. Aber der Geist Gottes, der ihn zu neuem Leben geweckt hatte, war mächtig in ihm. Starkmüthig in der großen und über aller irdischer Leidenschaft erhabenen Liebe, die durch ein

Leben voll Schaffen und Wirken ſein eigen geworden war, erhob er ſie ſanft vom Boden, legte ihr ſeine Hand auf's Haupt und ſprach: „Blanche, du biſt nicht mehr, die du warſt, — auch ich ward ein Andrer. Als du jung, ſchön, reich, glücklich warſt, da tratſt du Brouet in den Staub, einen Menſchen, der nichts beſſres verdiente; denn er hatte keinen Gott, hatte ſich ſelbſt nicht. Dieſe Blanche iſt todt. Dieſer Brouet iſt todt. — Was Beide verband, iſt jetzt, als hätte es ſie nie verbunden. — Blicke mich an, bei'm allgütigen Gott, ich will dich mit keinem Vorwurf kränken, ich ſprach's nur, damit du an alles das nicht mehr denkeſt. Du biſt mir ein neues, niegekanntes Weſen, und ich biete dir meine Hand, wie ich ſie Tauſenden biete, die nicht wiſſen, wer ich einſt war, nur, was ich jetzt bin. Hat jener Brouet dich gehaßt, — er hat dich auch geliebt, — es iſt ausgeglichen. Haſt du ihn tödtlich verwundet, — er darf dir nicht fluchen, er muß dir's danken; denn ohne dieſen Tod wäre er nicht zu neuem Leben erwacht. — Ich vergebe dir, Gott vergibt dir! Hoffe auf ihn! Fahr' hin in Frieden!“

Blanche wand ſich zu ſeinen Füßen. „Deine Milde iſt ein Dolch in meiner Bruſt. O wüßteſt du alles, alles ...“

„Ich habe dir vergeben!“

„Ja, du bist hoch empor gestiegen aus deinem Leid, während ich aus meinem Glück immer tiefer und tiefer sank. — Ja, in der ersten Sünde liegen die tausend folgenden. Was Unglück? — Unglück?! — Die Sünde ist das Unglück! Unglück an Unglück, wie in einer Kette, eins aus dem andern, eins im andern — nicht Unglück, — — Schuld! Schuld! — — — Nicht so geh von mir. Ja, du hast mir vergeben. Ich fühle Erleichterung, aber ich kann nicht sterben. Mein Leben ist verpfändet, es gehört nicht mehr mir; ward verkauft im Taumel der Leidenschaft, der Sehnsucht, unterm Schleier der Falschheit; eh' ich's wußte, war die Lüge — Wahrheit geworden; aber Eid ist Eid, und Leben bleibt Leben! Brouet, ich kann nicht sterben! Es jammert Einer im Kerker und ruft nach mir. Ich weiß nicht, was es ist, das mich zu ihm zieht, Liebe nicht, — und doch muß ich zu ihm, damit ich sterben kann; — ich hab' ihn ja elend machen geholfen. — — Brouet, da du ein Priester des Allerbarmers bist, so höre mich, so versprich mir, die Bitte zu erfüllen, bei deinem Seelenfrieden beschwört dich die Friedlose. — Ach, es ist ja so wenig, um was ich bettle, — etwas, das ich einst verabscheut, — nur ein Kerker, in dem ich sterben kann, aber jener Kerker, in dem er liegt, von zwiefacher Nacht umzogen,

Kerkernacht, Wahnsinnsnacht. Ich wollt' ihn befreien! Ich! — Ist das nicht lächerlich? Jahrelang schleich' ich hier zwischen den Trümmern und Leichen herum. — Ihn befreien? Mit diesen markloſen Händen? — Nur noch bei ihm sterben! Denn sieht er, daß ich sterblich bin, — der finstre Engel, der mir das leibliche Auge zudrückt, schließt ihm dann das geistige wieder auf, und seine Kerkermeister werden ihn wieder freigeben, wenn der Grund seiner Strafe — eben der Wahnsinn — getilgt ist!"

„Wen meinst du?"

„Gelobst du mir zuvor, meine letzte Bitte zu erfüllen? Meine letzte, letzte auf Erden, hörst du, Brouet? Missethätern gewährt man drei Tage vor dem Ende ihr Verlangen! Es kostet dich nichts als ein Wort. Und wär's selbst eine Nothlüge, hier ist sie erlaubt, — doch weßhalb Lüge? Du brauchst nichts, als mich anzuklagen . . ."

„In Gottes Namen! — So sprich alles!"

„Gelobt sei Gott! Ja, Gott ist barmherzig! — Ich hoffe wieder! — Brouet, im Staube dankt dir ein armes, von Schuld und Schicksal zertretnes Weib, das endlich sterben darf, und doch wenigstens durch seinen Tod einen Menschen glücklich machen wird. —"

„Erkläre mir, Blanche!"

„Nicht Blanche, — — Mutter Johanna!“ rief ſie, aus heiſrer Kehle triumphirend, — „Gott gab, als ich dich ſah, mir's ein, mich zu entlaſten, — Gott zeigte mir, da ich deinen Mantel faßte, endlich Licht, dieſen Weg! Mutter Johanna bin ich, die neue Eva, die Mitſchuldige des unglücklichen Poſtel, der in den Kerkern der Inquiſition ſchmachtet und in den Feſſeln des Wahnſinns.“

„Unſelige, was haſt du verlangt?“

„Was du halten wirſt, wenn dir dein Eid, deine Prieſterweihe, wenn dir das Unglück heilig iſt. Ich will ja ſo wenig!“

Brouet erkannte, indem er ruhig ihren Worten nachſann, die Macht des Urgöttlichen, das die Nacht des Elends, des Irrthums und der Schuld hell durchdrungen und dieß ſo tief geſunkene Weib geläutert, mit höherer Weihe verklärt hatte, als wenn ſie die Mutter eines neuen Meſſias geworden wäre. Denn das Göttliche iſt am erhabenſten, wenn es im Menſchen als rein Menſchliches ſich offenbart. Hier in Blanche's Herzen waren alle Schranken des Irdiſchen zuſammengefault, welche Pflichten heißen, und aus dem Moder und aus der Verweſung ſtrebte die Pſyche ahnungsreich dem Lande ihres Urſprungs zu.

„Du darfſt nicht wie Andre gemeſſen werden,“ ſprach Brouet erſchüttert; — „was bei Andern

Frevel wäre, — bei dir ist es Tugend. Ja, ich seh's, du kannst nicht länger auf Erden leben, du hast deine Schuld eben durch's Leben gebüßt. Harre, bis ich wiederkomme!"

„Wohin gehst du?" fragte Blanche mit der Würde einer Sterbenden.

„Dich anzuklagen —" erwiederte Brouet, — „damit du durch den Tod — freigesprochen werdest."

„Wann kommst du wieder?"

„Eh' eine Stunde verrinnt. Aber laß uns jetzt Abschied nehmen! Ich komme nicht allein wieder, — das Abschiednehmen würde uns durch die Zeugen vergällt."

„So segne mich — zum Tode ein!"

„Der Herr segnet dich, daß du ewig lebest — in der Liebe! Hier ist der Haß! Dort in der Liebe sterben wir nicht!"

„Ich danke dir; du bist ein wahrer Priester des wahren Gottes; er vergelte dir's!"

Brouet ging. — Mit freudiger Ungeduld erwartete Blanche sein Wiederkommen. Er hielt Wort.

Die Häscher fanden die lang gesuchte Mutter Johanna, von der Postel noch im Kerker sprach, ruhig sitzend am Triumphbogen des Septimius Severus. Sie erblickte Brouet; ihr Auge sagte ihm,

wie ſie ihm danke! Brouet wendete ſich, nachdem er ſie den Häſchern gewieſen, ſchweigend, und wanderte aus Rom fort.

Im Pallaſt der Inquiſition angelangt, ſah Blanche auf's neue, daß Brouet treu und wahr gehandelt hatte. Man betrachtete ſie wie eine Wahnſinnige und geſtattete ihr, — wiewohl ſie eine eigene Zelle bewohnen mußte, — täglich eine Stunde lang im Hofe mit dem wahnſinnigen Poſtel zuſammen zu ſein. Dieſe Vergünſtigung verdankte ſie Brouet's Fürſprache, der dieſelbe durch den General bei der Inquiſition erlangte.

Drei Tage hatte ſie im Gefängniſſe der Inquiſition zugebracht, ohne Poſtel zu ſehen, der von ihrer Ankunft nichts wußte, da er ſeit einiger Zeit ſeine Zelle nicht verließ, wo er ſich damit beſchäftigte, ſeine myſtiſchen Schriften, welche er eingebüßt hatte, aus dem Gedächtniß wieder aufzuſchreiben; denn noch hielt er feſt an dem unglückſeligen Wahn von der durch den neuen Meſſias zu vollendenden Erlöſung, betrachtete ſeine Gefangenſchaft nur als Prüfungszeit und glaubte mit Zuverſicht: Das Thor ſeines Kerkers werde plötzlich aufſpringen und die jubelnde Chriſtenheit werde ihn im Triumph herausholen.

Am dritten Abend befand Blanche ſich wieder

in dem Hofe und erwartete ungeduldig den Unglücklichen. Er kam. Er sah sie.

„Mutter Johanna!“ rief er, voll neuer Zuversicht, auf sie zueilend, „da bist du! Deine Ankunft ist ein Zeichen, daß die Zeit der Herrlichkeit nicht mehr lange ausbleiben wird. — Die in uns beiden wohnende göttliche Kraft hat dich in meinen Kerker geführt. Der Heiland, der aus deinem Schooß entstammen soll, wird mich bald befreien, dieses thörichte Volk, das mich gebunden und geschlagen hat, wird bald auf die Kniee vor seinem Propheten hinsinken und anbeten den, der uns beide unsterblich macht.“

„Unsterblich?“ erwiederte Mutter Johanna. — „Noch immer der alte Wahn“ dachte sie, — und Freude erwärmte ihre erkaltenden Pulse. „Ja Postel, wir werden sterben, um unsere Unsterblichkeit zu erkennen. Siehst du diesen zerstörten Leib? Betrachte ihn noch einmal, denn bald wirst du ihn nicht mehr sehn, — bald ist er Staub.“

„Nein!“ rief Postel wild. — „Wir sterben nicht! Diese zwei Körper sind getaucht in den Brunnen der göttlichen Weisheit und sterben so wenig, als Gold verrostet. — — Sterben! Sterben! Gräßlich! Könnte ich's denken, daß wir sterben — nein, nein! — Ich müßte denken, daß

alles, was ich je gedacht, seit die Stimme des Ewigen mir erklungen, Wahnsinn war!“

„Und wenn du dennoch diesen Leib in Staub zerfallen sähest? Wenn diese Lippen nicht plötzlich, sondern langsam, vor deinen Augen hier, aufhörten sich zu bewegen, wenn diese Hand, die jetzt noch in deiner liegt, — kalt und starr aus ihr glitte, wenn dieser verunstaltete Leib — einst war er schön und üppig — in deinem Arm läge, reglos, wohin immer du ihn wirfst; — wenn in keiner Fingerspitze mehr Leben wäre; wenn ein roher Knecht seinen Spott damit triebe, ihn mißhandelte, hin und herschleifte, aufrechtstellte, niederwürfe, ohne daß eine Faser zuckt? Pfui über das Sein, wenn es bloß dieß Leben wäre! — Beim unsterblichen Gott, du wirst's sehen, befühlen, schaudern, keine Stunde vergeht, daß du nicht diesen Leib, der noch mit dir spricht, als Leiche im Arme hältst.“

„Nein! Nein! Nein! Ich wäre ja wahnsinnig, wenn du wahr sprächst! Ich bin nicht wahnsinnig! Ich bin göttlich und diese thierischen Menschen erkennen mich nur nicht. Wahnsinnig sein! Wär' es denn nicht zum Lachen? — Ich würde wahnsinnig, wenn Sterben — Wahrheit wäre!“

„Nein, du würdest erwachen und Gott erkennen, der das Leben ist!“

„Nie! Nie! Da fühle! Mein Kopf! — Da fühle: mein Herz! Träume ich denn? O, das einzige Glück ist das Bewußtsein: zu leben!“

„Das einzige Glück ist: sterben zu können und einen Gott zu wissen, der dieß Glück schenkt!“

„Du wirst nicht sterben, Heva, Mutter der Lebendigen!“ Du wirst den Heiland wiedergebären, der die Menschheit verjüngt. Stürbst du, — — alles, alles wäre ja Täuschung, — — das alles wäre Verbrechen, alles ein Chaos, nirgends mein Selbst mehr! Nein, du stirbst nicht, so wahr ich dich jetzt in meinen Armen halte, du gebierst den Messias wieder.“

„Ich?“ sprach Mutter Johanna lächelnd, das Haupt müde streckend. —

„O, was bist du kalt!“

„Das ist die Kälte des Todes! — —“

„Nein, nein! Du willst . . . du bist . . . Nein, du wirst nicht sterben . . Warum sprichst du nicht, Gebenedeite? Was ist dir die Stirne, was sind dir die Hände so feucht?“

„Das ist der Todesschweiß!“

„Nein! Nein! — — Mein Geist schwärmt . . . Sterben, das wäre ja zum Lachen. Ich sah Manchen sterben, — doch du wirst nicht sterben! — Bin ich denn ein Anderer, als ich je war? Kannst

denn du eine Andre werden, als wozu Gott dich auserlesen hat? Fühlst du denn den Druck meiner Hand nicht? — Warum erwiederst du ihn nicht? Meine Gedanken drehen sich im Kreise, dein Gesicht wird so seltsam. Seh ich dich auch recht? Deine Züge werden länger. Du bist ganz anders. Warum hebt sich deine Brust so mächtig? — Du stöhnst! Du seufzest! Du athmest so bang. — — —"

„Das ist das Todesröcheln, mein Freund! . . . Falte mir die Hände; sie werden starr . . . Ich möchte beten . . . Ich kann's nur noch mit dem Herzen — — nicht mit Lippen . . . Gott, Gott, sei mir gnädig!"

„Deine Augen starren mich an . . . du lächelst. Verlachst du mich? Hältst du mich für wahnsinnig? Ich bin's nicht! — — Oh, nur nicht wahnsinnig werden, das muß ein Unglück sein. — — — Was siehst du an mir? Was willst du? Deine Lippen spitzen sich, als sprächest du, — — du winkst mir? — — Kannst du nicht sprechen? . . . Ich horche. Wie? . . . Was meinst du? — Ich verstehe dich nicht! Du willst mir was sagen. — Was ist das alles?"

„Der Tod!" stammelte Mutter Johanna . . . „Erwecke ihn, Allgütiger!"

Da sank ihr Haupt an seine Brust.

„Schlafe nicht ein!“ rief Postel mit Entsetzen. — — Nur jetzt, jetzt schlummre nicht! . . . Mutter Johanna! — Sprich doch! — — Schläfst du? — Deine Augen sind ja offen, dein Mund . . . Sprich! Nur ein Wort! Das ist ja nicht der Tod. Das ist ein Schlaf! Wir schlafen Alle. Alle sterben, bis auf dich, bis auf mich. Stürbst du, auch ich müßte ja sterben, ich wäre ein Mensch, ich wäre ein Wahnsinniger. — Johanna! Johanna! — — Rege dich! Dein Arm, dein Haupt, wie Blei! — — Dein Herz klopft ja nicht mehr . . . . O, wenn das wirklich der Tod wäre!“

Er sank über ihrer Leiche zusammen. Lange lag er so, bis ihn die Wächter, welche kamen, um ihn in sein Gefängniß zurückzuführen, weckten und ihn von der Leiche zu trennen versuchten. Er hielt sie aber fest im Arme und rief:

„Was wollt ihr von mir? Wollt ihr mich von der Unsterblichen trennen? — Ich lasse sie nicht! Sie ist mein, wie ich ihr gehöre. Sie schläft. Was stört ihr die süßen Träume? — —“

„Sie ist todt!“ sprach der eine Wächter.

Postel raffte sich auf und lachte. — „Sie todt? die Mutter des neuen Messias todt? O, ihr Thoren! Da seht sie an! Regen sich diese Lippen nicht? Seht ihr nicht, wie ihr Arm sich hebt gegen euch!?

— Kniet vor eurer Königin, Verblendete, vor der Mutter alles Lebens! — Erwache! Strafe sie Lügen! Sprich nur einen einzigen Laut! — — Seht! Steht ihr da! — Merkt auf! An meinen Pulsschlägen zähl ich es ab, — — bis sie wieder spricht ... Horcht!... Johanna! Johanna! — Sieben, Johanna! Hörst du's nicht? — Acht, neun, ... Johanna! Bei dem Messias, der in deinem Schooße schläft, beschwör ich dich ... Alles still ...“

„Genug der Possen!“ sprach der eine Wächter, — „nehmt sie dem Narren und legt sie in die Todtenkammer.“

Mit Gewalt rissen sie die Leiche aus seinen Armen.

Postel stieß einen Schrei aus. Johanna's Leiche wurde fortgeschafft, ihn brachte man in die Zelle zurück.

Sein Wahnsinn war noch nicht ganz entflohen. Am andern Morgen verlangte er ungestüm Johanna zu sehen. Man führte ihn an den Sarg, in dem sie lag. Noch glaubte er's nicht und hielt, zwischen Vernunft und Wahnsinn sich durchschlagend, Wache davor. Aber als am zweiten Tage die Leute kamen und den Deckel auf den Sarg legten, und die Nägel einschlugen, da war jeder Schlag —

ein Schlag in seinen Kopf, und immer gräßlicher verzerrte sich sein Antlitz, je öfter der entsetzliche Schlag sich wiederholte, dessen dumpfer Klang in allen seinen Pulsen nachzitterte.

Und als der letzte geschehen war, da erhob er sich langsam und starrte theilnamslos darauf hin, wie man den Sarg erhob und forttrug. Sein Wahnsinn war gewichen, dumpf in sich hinein sprach er: „Ja, die ist todt! — — Wie hieß sie?“

„Mutter Johanna.“

„Ja so! — Wohin tragt ihr die lange Kiste?“

„Sie aufzuheben, guter Freund!“

„Ist sie gestorben?“ fragte er gleichgültig.

„Jawohl,“ erwiederte der Leichenmann, „warum sollte just sie nicht gestorben sein? Sterben müssen wir Alle!“

Damit trugen sie den Sarg fort.

„Sterben müssen wir Alle,“ sprach Postel, — — „sterben müssen wir Alle! Das ist eine einfältige Rede! — Hm, was ist mir der Kopf so wüst, als hätt' ich lang in die Nacht hinein über unleserlichen Schriften gesessen... Sterben müssen wir Alle. Das ist ein hübscher Spruch! Also werde auch ich sterben, — aber wann? Das ist zum Lachen! — Sterben? Sterben? Was ist das? — Freilich! — Sah ich nicht jemand sterben? — —

O, wie ſchmerzt mich der Kopf ... Ich glaub': ich bin wahnſinnig geweſen!" — — —

Er warf ſich auf ſeine Strohmatte nieder, drückte die Augen zu und ſann. Und immer wieder kam ihm der einfältige Spruch in's Gedächtniß: „Sterben müſſen wir Alle."

Am andern Tage kam der Wächter, ihm das Eſſen zu bringen. Er hielt ihn feſt und fragte ihn: „Sagt, mein Freund, war ich wahnſinnig?"

Der Wächter lächelte und zuckte die Achſeln.

„Sprecht! Sprecht! — War ich denn wahnſinnig?"

„Ihr müßt das ſelbſt am beſten wiſſen," brummte der Wächter.

„Wahnſinnig! — Was iſt das?"

Der Wächter ging; Poſtel blieb allein. Erſt allmählig begriff er, was er geweſen, was er jetzt war. Er ſah die Bücher, die er geſchrieben, und ſchauderte vor ſeinem Wahne. Er hatte Niemand, der ihn in ſeiner Einſamkeit, in ſeinem Grauen vor ſich ſelbſt tröſtete. Da kehrte er wieder zu ſeinen Schriften zurück und ſchwelgte, um von dieſer fürchterlichen Wahrheit der Wirklichkeit ſich zu retten, in den Erinnerungen ſeines majeſtätiſchen Wahnſinns. Das war, da er in ihnen jetzt die Macht des jedem Menſchen angebornen Triebes zum

Göttlichen erkannte, sein einziges Labsal. Je länger er in seiner Einsamkeit war, desto klarer wurde jetzt sein Verstand, desto gewaltiger sein Wille; er maß seine Verhältnisse richtig und errang allmählig die Kraft, sich in sie zu fügen, sie zu tragen. Und so gelangte er endlich dahin, daß er frei wie ein König in seinem Gefängnisse war; denn er hatte statt jener Chimäre sich selbst gewonnen und litt mit Bewußtsein, mit dem Bewußtsein, daß er eine Creatur sei; aber eine Creatur, die, weil das Göttliche sie durchgeistiget, nicht untergehen kann. Gibt es etwas Erhabneres und Heiligeres auf Erden, als den Mann, der, sich selbst im Verhältniß zu Gott erkennend, — mit vollem Bewußtsein sein Schicksal freithätig — wenn auch im Kerker — vollendet?

Das Weib war sein Heiland geworden. *)

Der General versank von Tag zu Tag tiefer in eine jammervolle Fühllosigkeit gegen alles, was ihn von außen berührte, während die Wunde seines

*) Ueber Postel's spätere Schicksale ist zu bemerken: daß er, als nach Paul des IV. Tode (1559) die Gefängnisse der Inquisition vom römischen Volke, das jenes Institut verabscheute, erstürmt wurden, seine Freiheit wieder

Herzens durch Blicke ehrlicher Freunde, durch unabsichtlich gesprochene Worte, die auf sein Verhältniß allenfalls Bezug hatten, ja oft, wenn er über die Straße ging, durch den Anblick eines harmlosen Kindes, das von seinen Eltern geherzt wurde, wieder aufgerissen blutete. Er ward immer schweigsamer und theilnahmsloser, und fand selbst in der schrankenlosen Tyrannei, selbst in der Befriedigung seiner grausamen Launen kein Labsal mehr. Nur zuweilen bei außergewöhnlichen Umständen so in Leid als in Freude zuckte die Lebensflamme flackernd auf, dann war er unbeugsam, unbarmherzig, — außerdem glich er an Leib und Seele einer Versteinerung. Er dachte an Juan. Keine Seele errieth es aus seinen starren Zügen, welch ein grundloses Elend in seinem Herzen wühle, dessen leisesten

---

erlangte; dann wieder nach Paris kam, dort gar bald wieder als Ketzer verdächtigt wurde, an den Hof Ferdinands I. entfloh, in Paris auf's neue Begnadigung erlangte, auf's neue inquirirt — und endlich 1564 in das Kloster St. Martin des champs gebracht wurde, wo er 1581 starb. Seine wunderlichen Schriften werden von Curiositätensammlern um die höchsten Preise angekauft. Nach dem Bibliophilen Jacob (P. Lacroix) wurden seine prime nove dell altro mondo und sein libro della divina ordinazione bei Gaignat für 900 Francs losgeschlagen.

Regungen die Gewaltigen der Erde huldigten. Auch ſein Aeußeres verfiel zuſehends. Er alterte mit jedem Mond um ein Jahr. Tiburzio ſah das alles und durchſchaute den Grund, das Herz blutete ihm, ſo lieb hatte er noch immer den Herrn, deſſen Launen ihn unbarmherzig tyranniſirten; aber er wagte es lange nicht, das freie Wort zu ſprechen, das ihm oft auf der Zunge lag. Er hätte ſo gern ſein Leben hingegeben, wenn er dadurch einen Theil des Grams von Loyola's Seele hätte hinwegnehmen können. Er verſuchte alles, um den General auf andere Gedanken zu bringen; aber immer mehr fühlte er ſeine Unzulänglichkeit, ſo daß er ſich manchen Abend ſtill hinſetzte und weinte. Doch ſo mächtig war die Treue in dieſem natürlichen, einfältigen Gemüth, daß ſie der Schwäche des Verſtandes zu Hülfe kam und ihn zu einem Entſchluſſe trieb, um die Leiden Loyola's zu beendigen, die er nicht länger mitanſehen konnte. Nur wagte er es nicht, obgleich er jeden Tag ſeinen Entſchluß offenbaren wollte, dem mächtigen Gebieter gegenüber zu treten.

Loyola ſuchte, um ſich aus ſeiner Apathie gewaltſam emporzuraffen und vor der Welt nicht als Schwächling dazuſtehen, jede Gelegenheit; aber ſeine zunehmende Kränklichkeit warf ihm mehr als ein

Hinderniß in den Weg. Jemehr er, ſich ermannend, der Welt den Schmerz ſeiner Seele zu verheimlichen ſich bemühte, deſto kränker und ohnmächtiger wurde er, ſo daß er oft wichtige Geſchäfte für lange Zeit zurückdrängen mußte. Er hatte in dumpfer Verzweiflung mit ſich abgeſchloſſen, er hatte ſich in die troſtloſe Ueberzeugung hineingefunden, daß er ſterben müſſe, ohne den Sohn je wiedergeſehen zu haben. Er hoffte nicht mehr darauf. Er zürnte ſich ſelbſt, wenn ihn die leiſeſte Regung eines ſolchen Hoffens beſchleichen wollte. Da er nun nichts mehr auf Erden hoffen konnte, ſehnte er ſich oft recht inbrünſtig nach dem Tode; aber nicht mit jener fröhlichen Zuverſicht: ſeine Lieben drüben wiederzufinden, ſondern mit der vernichtenden Ueberzeugung, daß der Tod alles ausgleiche, daß durch den Tod alles aufhöre. Nichts mehr zu ſein, — er, der das Höchſte geweſen, was ein Menſch werden konnte, nichts mehr zu ſein und doch ein Werk zu hinterlaſſen, welches Jahrhunderte überdauern würde, — der Gedanke, daß ſein Staub Herrſchergewalt ausübe, dieſer Gedanke war für ihn eine Art von Troſt. Freilich welch ein armſeliger Troſt. Dennoch hing er daran mit aller ſeiner unverwüſtlichen Eitelkeit und beſtrebte ſich, wenigſtens ſein Werk vollkommen, ewig zu machen, obgleich

ihn, — bei seiner schwächlichen Gesundheit, — die Regierungssorgen oft peinlich darniederdrückten.

Er hatte vor längerer Zeit durch einen aus Ostindien kommenden Jesuiten — Andrea Fernandez, die Berichte von Xaver's außerordentlichen Fortschritten in Asien erhalten; die Freude daran war seit lange seine erste aufrichtige. Schon öfter hatte er selbst die Feder angesetzt, und ebenso oft seinen Geheimschreiber Polanco beschieden, um dem wackren Xaver zu antworten; immer wieder war entweder Kränklichkeit oder ein wichtiges Geschäft, welches ihn in Anspruch nahm, dazwischengetreten. So war fast ein Jahr seither verronnen und noch lag Xaver's Bericht unbeantwortet. Da schob er endlich alles beiseite und beorderte Polanco, um diesem an Xaver die Danksagung im Namen der Gesellschaft für dessen Verdienste und Verwaltungsbefehle zu diktiren.

Der Geheimschreiber saß und harrte der Worte des Generals, als Tiburzio hereintrat und diesem einen Brief aus Portugal überreichte.

„Von Rodriguez?" fragte Loyola.

Tiburzio zuckte die Achseln.

„Seine Schrift ist es nicht. — Es wird ein neuer Bericht über Indien sein!" sprach Loyola, in einem Anflug von Hoffnung, den verschloßnen

Brief zwiſchen den Fingern drehend, „was gilt die Wette, Xaver hat China gewonnen und das Banner der Geſellſchaft Jeſu weht in dieſem Augenblick auf den Mauern der dreitauſendjährigen Kaiſerſtadt? Horcht auf, meine Brüder! Mein Herz iſt voll Freude, freut Euch mit mir! Xaver's Leben iſt an das meine geknüpft, das er einſt vor dem Dolch eines Meuchelmörders gerettet. So lange er lebt, fühle ich Kraft in mir, einer ganzen Welt Stand zu halten. Lange lebe Xaver!“

Er erbrach den Brief, Tiburzio und Polanco harrten begierig auf die Mittheilungen. Loyola las, der Brief fiel ihm aus den Händen. Seine Lippe wurde blau. Seine Hand zitterte, kalter Schweiß trat auf ſeine Stirne. Er wankte, Tiburzio und Polanco eilten mit dem Ruf: „Hochwürdigſter General, was widerfährt Euch?“ auf ihn zu, um ihn zu ſtützen.

„Xaver iſt todt!“ rief der General.

„Das heilige Kreuz!“

Wie Conſtantin in Wolken das Symbol der Erlöſung geſehen und mit dem feſten Glauben an die Worte: „In dieſem Zeichen wirſt du ſiegen,“ die Feinde überwunden, ſo galt Xaver'n

das „heilige Kreuz“ als Losung; — es war kein blinder Zufall, der ihm gerade dieß Schiff zugeführt, Gott wollte es und gab dem Apostel, wie durch ein sinniges Wortspiel, seinen Entschluß zu erkennen. Und so unerschütterlich war in dem gottgläubigen Xaver diese Ueberzeugung, daß er allen Vorstellungen, allen Hindernissen trotzte, in denen jeder Andre vielleicht gerade den warnenden Finger Gottes erkannt hätte.

Nachdem er in Goa die hierarchischen Geschäfte zum Nutzen der Gesellschaft Jesu bestellt, und Gaspar Barzé zum Viceprovinzial von Indien eingesetzt hatte, ging er am 12. April 1552 auf dem „heiligen Kreuz,“ welches seinem Freunde Jago Vereira, einem reichen portugiesischen Kaufmann gehörte, mit Balthasar Gago, Peter Alcaceva, Franz Gonzalez, Eduard Sylva, Alvarez Pereira de Monte-Mayor und einem jungen im Seminar zu Goa erzogenen Chinesen unter Segel. Alle diese geistlichen Personen theilten mehr oder minder Xaver's lebhafte Hoffnung, China zu bekehren, während die übrige Mannschaft des Schiffes auf Anknüpfung von Handelsverbindungen und großen Gewinn zählte, der durch diese Seefahrt aus dem fabelhaften China, wie aus einem unerschöpflichen Goldbrunnen, geholt werden könne. Wohlauf,

Argonauten! Frisch zu! Winde und Wellen schmiegen sich sanft in die Segel, an die Borde des Schiffes. Da schwimmt es dahin, wie von breiten Tritonenrücken getragen, das heilige Kreuz, goldig schimmert am Bugspriet das erhabene Symbol des Glaubens, und vor ihm her weichen die Fluthen, als wollten sie die grünen Glieder am Sonnenglanz behaglich strecken; die wunderlich-geformten Bewohner des Oceans schießen neugierig aus den Tiefen empor. Auf dem Verdecke stehn die kühnen Männer von der Gesellschaft Jesu, die Krieger ohne Waffen, zum Gebet um den Sieg vereint, in ihrer Mitte Xaver, freudig verklärten Blickes gen Himmel schauend, dessen Bürgschaft er in der Brust trägt. Die andern Alle hoffen auf das Gelingen, — Xaver ist überzeugt, daß er vollenden muß!

In Malacca, wo sie landen, wüthet die Pest. Der Gouverneur, Don Alvarez d'Ataide sieht mit geheimem Neid sie kommen, ungeheuren Gewinn holen. Er widersetzt sich der Weiterfahrt. „Es sei unwürdig, daß ein bloßer Kaufmann, wie Pereira, als Abgesandter zu dem größten Monarchen der Erde gehe.“ Ataide sucht das Unternehmen auf jede Weise zu vereiteln, um heimlich für eigne Hand mit China Handelsverbindungen anzuknüpfen. Er will sich des heiligen Kreuzes bemächtigen, und

schickt rasch vertraute Leute nach der chinesischen Insel Sancian.

Xaver versucht alles, Milde und Strenge, um des eigennützigen Mannes niedre Gesinnung zu verwandeln. Da nichts fruchtet, gebietet er, als Legat des heiligen Vaters, dem Großvikar von Malacca, den Störrigen zu exkommuniciren. Vergebens! Da ruft Xaver: „Und ob du mir eiserne Schranken vorbauest, — öffnest du sie nicht, so trägt Gottes Engel auf seinen Fittigen mich hinüber.“

Eilig besprach er sich mit seinen Vertrauten, Gago, Sylva und Alcaceva, und schickte sie nach Japan, an dem dort begonnenen Missionswerk rüstig weiter zu arbeiten; er selbst begab sich heimlich mit dem jungen chinesischen und einem indischen Neophyten und mit einem Vater von der Gesellschaft Jesu auf das heilige Kreuz und gebot, dem Befehl des hinterlistigen Statthalters zum Trotz, die Anker zu lichten. Die Mannschaft, an die fünfhundert stark, jauchzte ihm zu; — Alle betrachteten ihn wie den Schutzpatron des Schiffes und glaubten fest, seine Gegenwart werde ihnen Segen und reichen Gewinn verschaffen. So stachen sie denn in die See.

Einige Tage segeln sie weiter; — da ist das Schiff festgebannt auf offner See. Windstille. Entsetzen in Aller Herzen. Sie haben kein Trinkwasser

mehr. Knieend flehen Einige Xaver an, sie zu retten. „Wir gehn zu Grunde," jammern andre; andre werfen sich lechzend, stumm auf's Verdeck, mitten in den Sonnenbrand.

„Kleingläubige," ruft Xaver, — „wir werden nicht zu Grunde gehn. Gott verläßt uns nicht!—" Er macht das Zeichen des Kreuzes über einen Kübel voll Seewasser, der vor ihm steht. „Trinkt! Gott gesegne es euch, es wird euch keinen Schaden bringen." — Gläubig nehmen sie seine Worte hin; so groß ist die Macht des rechten Glaubens, daß er das widerspenstige Irdische bändigt. Sie tranken und befanden sich so wohl, als hätten sie das lauterste Quellwasser genossen.

Endlich nach langem Harren und Beten wieder ein günstiger Wind! Auf der Insel Cicheo wird angelegt, Wasser eingeholt. Die Eingebornen strömen in Haufen herbei. Als Xaver wieder in die See sticht, hinterläßt er dort sechzig Christen!

Nach einer Seefahrt von fünfundzwanzig Tagen wirft er Anker vor Sancian, einer kleinen nicht weit von der Provinz Quangtong gelegenen Insel, wo sich portugiesische Kaufleute befinden, deren Familien noch in der Handelsstadt Canton zurückgelassen sind. Sie nehmen den Apostel mit den höchsten Ehrenbezeugungen auf, stellen ihm aber zugleich

das Gefahrvolle ſeines Unternehmens vor und beſchwören ihn, davon abzulaſſen, — Kerker, Folter, Tod würden ſein Loos ſein.

„Und dieß ſollte mich ſchrecken? — Dem allen kann ich trotzen, will ich trotzen, und thun, wozu Gott mich treibt. Gott ſteht für mich, — ſo muß auch ich für ihn ſtehen; — Gott iſt bis heute treu bei mir geblieben, drum muß auch ich ihm treu ſein und bleiben. Gott gab mir das Wort, drum predige ich ſein Wort, bis der letzte Hauch aus meinem Munde fährt.“

Da ſtellen ihm die zaghaften Kaufleute vor, daß ſie Weiber und Kinder noch in Canton haben, deren Sicherheit durch ſein Unternehmen gewiß gefährdet werden würde; ſie beſchwören ihn, es wenigſtens ſo lange aufzuſchieben, bis ſie ihre Geſchäfte vollendet und das ungaſtliche Land mit Weibern und Kindern wieder verlaſſen hätten. Dieſem Grunde vermag der menſchenfreundliche Xaver nicht zu widerſtehen; er verſpricht ihnen, ſo lange zu warten; aber die Ungeduld, die innere Gluth, wohl auch das ungewohnte Klima und die Folgen ſeiner maßloſen Anſtrengungen ziehen ihm ein hitziges Fieber zu, an dem er vierzehn Tage darnieder liegt. Als er wieder geneſ't, benützen die Zaghaften mit aufrichtiger Theilnahme den Umſtand ſeiner Krankheit und

deuten sie ihm als eine neue Warnung Gottes: von seinem verwegenen Beginnen abzustehen. Er aber beharrt jetzt, nachdem er ihren Wünschen Genüge geleistet, nur um so fester auf seinem Entschluß, obgleich die rohen Soldaten und Matrosen auf dem heiligen Kreuz, nachdem die Kaufleute abgereis't, gleichfalls in ihrer Zuversicht wankend werden, ihm Vorwürfe machen, daß er ihre Hoffnungen getäuscht: Sie fangen an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Xaver versagt sich das Nöthigste, damit nur die Bedürfnisse der Andern befriedigt werden. Da erliegt sein Leib zum zweiten Mal einem hitzigen Fieber. Er kann das Schaukeln des Schiffes nicht aushalten und bittet die Mannschaft, man möge ihn an's Land bringen.

Es geschah, das unzufriedne in seinen Erwartungen goldner Schätze hingehaltne Schiffsvolk war froh, ihn, als einen lästigen Zehrer, los zu haben. Das Elend machte sie so thierisch, daß sie um einzelne Bissen geizten, und so unempfindlich für fremdes Leiden, daß sie dem Kranken nicht einmal eine Decke gegen die rauhen Novemberwinde mitgaben, und ihn hülflos im Freien liegen ließen.

So lag er auf dem öden Gestade, treulos verlassen von den Menschen, von der Wuth der Krankheit und der Unbill des Wetters gleich hart bedränat.

— gebeugt, aber nicht aufgegeben, denn selbst durch seine wilden Fieberträume leuchtete das Vertrauen auf den Gott, den er verkündigen wollte; ja darin allein sammelten sich wie in einem Brennpunkt noch einmal alle seine Lebenskräfte.

Ein einziges Herz ward von Mitleid über die Hülflosigkeit des Apostels gerührt, das Herz eines schlichten Mannes, der ihm ein Zelt baute, mit einer Strohmatte ihn zudeckte und am Krankenlager Wache hielt.

Das Siechthum verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Der Pfleger eilte voll Bestürzung auf's Schiff und holte den Feldscherer, der dem Kranken eine Ader öffnete. Doch die Hülfe kam zu spät. Xaver verfiel in Konvulsionen und litt unsägliche Schmerzen, und den bittersten darin, daß er in den Augenblicken, wann die Fieberträume von ihm wichen, seinen Zustand erkannte, einsah, daß er sterben müsse, ohne das Werk zu vollenden, welches der Schlußstein seines Lebens werden sollte. „O, mein Gott!" stöhnte er ergeben, — „du weißt es, warum du's also über mich verhängst; du weißt es, du meinst es treu mit jedem. So will ich denn deinen Kelch mit vollem Bewußtsein leeren, wie bitter er auch ist. Gepriesen seist du, mein gütiger Gott —

du gabst mir's doch, für dich zu schaffen, gepriesen seist du in Ewigkeit!"

Es war eine harte Prüfung vom Herrn, — und da Xaver sie bestand, gab Gott ihm das Glück durch das Elend.

Der zweite December tagte. Der Nordsturm rüttelte an den leichten Stäben des armseligen Binsendaches, unter dem der Kranke lag. Er hob sich, bäumte sich, streckte sich im Fieber. — Er stand im Todestraum mitten in der Kaiserstadt China's. Hohe Pagoden-Thürme mit phantastischen Schnörkeln, niedre Häuserreihen, — Kanäle von zierlichen Gondeln wimmelnd. Auf den Straßen Tausende phantastisch gekleideter Menschen. Bonzen schleichen hin und wieder. Laue Lüfte streifen die Glöcklein an den Thürmen, daß sie hell erklingen. Er tritt in den Kaiserpallast; — da sitzt der Sohn des Himmels, die Sonne des Reichs, der große Vater, auf dem goldnen Thron unter dem diamantenfunkelnden Baldachin. Ringsum im Kreise stehen die Bonzen. Xaver fordert sie zum Kampfe auf. Der Kaiser wirft seinen drachenumwundenen Stab auf den von Goldkies festgestampften Estrich. — Der Kaiser winkt. Tiefes Schweigen, kein Herz im ganzen ungeheuern Ring des Reiches, das nicht hörbar pocht. Da beginnen die Bonzen den Kampf. Trugschluß auf

Trugschluß. Sie lächeln triumphirend. Der Kaiser streichelt, zufrieden mit ihren Sophismen, den weißen Bart. Xaver tritt vor; er wirft sich auf die Kniee, inbrünstig fleht er zu Gott, ihn zu stärken, seine Worte zu Schwertern zu machen. Und wunderbar fühlt er sich erkräftigt, wie nie. Die Worte strömen ihm wie helle Flammen vom Munde; wie Flammen wühlt's in seinem Herzen. Er predigt von Christus, dem eingekörperten Gott, der aus Liebe für die ganze Menschheit am Kreuze gestorben, damit der Tod getödtet und die Hölle für ewig vernichtet sei; er predigt von der Liebe, die ihr ewiges Reich ausbreitet durch alle Völker, daß alle nur eine Sprache, die des Herzens, fürder reden, daß alle Brüder sind. — Da wirft sich der Kaiser auf's Knie und betet an den dreieinigen Gott, und Xaver sinkt nieder und betet ihn an. Die Mauern des Pallastes zerstieben wie Wolken; — aus seiner ewigen Herrlichkeit tritt der Heiland hernieder, die Siegesfahne der Auferstehung schwingend, und reicht seinem Apostel die Hand, der in süßer Betäubung an das heilige Herz sinkt. — Und der Heiland ruft: „Es ist vollbracht!“ — —

Xaver hatte vollendet.

So starb der Sendbote der Gesellschaft Jesu

46. Jahre, im 11. ſeines Aufenthalts im Oſten. Der Kapitän des heiligen Kreuzes ließ die Leiche in einen mit Kalk angefüllten Sarg legen, und brachte ſie nach Goa zurück.

Als man den Sarg eröffnete, ſoll die Leiche noch unverſehrt gefunden worden ſein.

„Xaver todt!“ ſprach Loyola vor ſich hin; dann, plötzlich aufblickend, zu Tiburzio: „Heda!“

„Was befehlt Ihr, hochwürdigſter General?“

„Laß dir eine Schellenkappe machen und ein buntes Wamms anmeſſen. Verſtelle dich nicht!“

„General!“ erwiederte Tiburzio beſtürzt, — „mich däucht, das würde ſich für mich, als einen Profeſſen der Geſellſchaft, nicht ſchicken.“

„Oh, es gibt nur Ein Narrenkleid, — und das paßt Jedem, — der Kleinſte iſt lang genug für den Sarg. — Ein hübſches Prokruſtesbett, — ſchraubt die Größe ein, zerrt die Niedrigkeit auseinander. Weißt du auch, daß du ein Narr biſt, Tiburzio?“

„General...“ ſtammelte Tiburzio, etwas beleidigt, aber doch ängſtlich; denn er merkte allgemach, daß dieſer wilde Humor aus einer tiefen Troſtloſig-

keit ſtammte; deßhalb bemühte er ſich, in die Laune ſeines Herrn, den er jetzt nur um ſo mehr liebte, da er ihn von Tag zu Tag unglücklicher werden ſah, einzugehn. — „Weisheit iſt wohlfeil, man kauft ſie Pfundweiſe. Was alſo natürlicher, als daß Thorheit im Preiſe ſteigt? Und das iſt ein gottgefälliger Wucher.“

„Geh, geh, du langweilſt mich! — — Ah, was für ein Leben. Nirgends ein gewaltiges Unglück, das uns ehrlich am Nacken packt, — überall nur jener hinterliſtige, meuchelmörderiſche Jammer, den wir als Lebensluft einathmen. — Warum leben wir?“

„Einfache Antwort, General! Ich will's Euch definiren. Warum wir leben? Damit wir leben!—“

„Ein Thor könnte aus Langweile darüber vernünftig werden. Erzeuge beſſere Witze, oder ich laſſe dir die Disciplin geben, Tiburzio!“

„Wollte Gott, ich könnte alle Todten lebendig machen, das wäre ein Spaß zum Todtlachen für die Lebendigen, General.“

„Tod! Der Schluß des Rechenexempels! — Mach' das Fenſter auf, Tiburzio. — Da, nimm den Brief, verbrenn' ihn, er riecht nach Leichen. — Laß ſein! — Hier d'rinnen liegt die Leiche, da unter dieſen Rippen. Das iſt ein hübſches Spiel, dieß Verweſen von innen heraus. — — Was machſt du?

Was ſiehſt du mich an? Was willſt du aus mir herausleſen?“

„Nichts, nichts, General!“

„Doch! Ich weiß, was du denkſt: Juan! — Du denkſt: ich denke d'ran. — Du ſollſt dergleichen nicht denken. — Was will Polanco hier?“

„General?“

„Fort mit dir! Du willſt mich belauſchen, du biſt ein Spion!“

Gekränkt über den unverdienten Verdacht, ſchritt der treue Geheimſchreiber traurig aus dem Zimmer. Loyola ſaß in ſeinem Lehnſtuhl und ſtützte den Kopf in die Hände. Tiburzio wagte es nicht ſein Schweigen zu unterbrechen; — aber das Herz ſchlug ihm mächtig und wollte ihm zerſpringen, da er ſeines Herrn völlige Zerfallenheit bemerkte.

„Xaver iſt zu beneiden,“ ſprach Loyola endlich, und in der That war ſein Kummer nur Neid.

„Mein lieber, guter, armer General!“ rief Tiburzio, der das Mitleid nicht länger in ſein Gemüth zurückzupreſſen vermochte.

„Du bemitleideſt mich? Du! Du! Fort mit dir, fort im Augenblick!“

Tiburzio ſchlich aus dem Gemach.

„Eines Thoren Mitleid zu erwecken! Hm, es iſt weit gekommen mit mir. Der Herr der Welt, und

von einem Knecht bemitleidet! — Ah, dieß Kleid: — die Verſtellung iſt alt geworden, ſchleißig, — das eiſenfeſte Unterfutter meines Doppellebens guckt durch: der Schmerz, der an die Haut angewachſen iſt. — Loyola! Loyola! Steig herab von dieſem Herrſcherſtuhl, du wirſt lächerlich, denn du wardſt mitleidswerth. — Bettelmann! Du taugſt nicht mehr zum Herrſchen, denn du biſt zu ohnmächtig, die abgegriffene Maske vor'm Geſicht zu halten. — — Weßhalb auch? Verlohnt ſich's denn der Mühe? — O, wie mir jedes Angeſicht verhaßt iſt, . . . und eins, das ich lieben möchte, kann ich nie mehr finden. — Ich bin zu ſtolz, mich zu überleben. Kein einziges mehr ſehen von dieſen hunderttauſend gleichgültigen, neidiſchen, dummen Geſichtern; allein ſein, in einer dunklen Höhle, nicht mehr geärgert von dieſer verdrießlichen Spiegelfechterei der Hoffnung, mit der uns die Sonne plump jeden Abend und Morgen äfft, — daß wenigſtens kein Auge ſehe, wie Loyola's Leib, vor dem ſie Alle auf den Knieen lagen, ſchmählich langſam zu Staub und Aſche wird.“

Das war nicht der Ausbruch einer augenblicklichen trüben Stimmung, ſondern der Ausbund ſeines Seelenzuſtandes ſeit den letzten Jahren. Immer hatte ſich ſein von der Qual der Liebeleerheit niedergebeugtes Herz durch äußere Umſtände wieder

emporgerichtet, oft freilich nur, wie das wunde Glied ſchnellt, wenn es wider einen Stein geſtoßen; er kannte ſich gut, und erkannte, daß ſeines Lebens Kern für immer angefault war; nur das erkannte er nicht, daß eben in der Qual, mit welcher er ſeine Liebeleerheit empfand, ſich das urgöttliche Daſein der Liebe ſelbſt offenbarte. So war ſeine Geißel eben das Daſein des Heiligſten, deſſen Verluſt er bejammerte.

Seine körperliche Kraft ſchwand mit der geiſtigen. Der Genuß der Tyrannei reizte ſeine verſtumpfenden Nerven nicht mehr. Der letzte Akt ſeines Stolzes, das Urtheil, das er ſich ſelbſt geſprochen, herabzuſteigen von den Höhen des Lebens und in dunkler Verborgenheit zu ſterben, war ſein aufrichtigſter Ernſt. Er fühlte, daß er wenigſtens dafür noch Kraft genug beſitze, und eilte, ſo lange er dieſe noch beſäße, ſeinen Entſchluß zu verwirklichen.

Deßhalb berief er alle Provinziale durch Rundſchreiben nach Rom. Als ſie dort angekommen waren, erließ er ein neues Rundſchreiben an Jeden, folgendes:

„In Chriſto geliebter Bruder!

„Schon bevor ich die Regierung unſrer von Chriſto mir geoffenbarten und von ſeiner Hand ein-

geſetzten Geſellſchaft übernahm, fühlte ich tief meine Unzulänglichkeit und Unwürdigkeit, und weigerte mich, wie ihr Alle wißt, lange der Wahl, die auf mich gefallen war, meine Beiſtimmung zu geben. Dennoch übernahm ich ſie, aus Gehorſam gegen den Willen Gottes, der Brüder und meines Gewiſſensrathes, der es mir befahl. Was ich während meines Regiments für die Geſellſchaft zu thun geſtrebt habe, wißt Ihr Alle; aber keiner von Euch weiß beſſer, als ich ſelbſt, wieviel zu thun mir noch übrig blieb. Ich habe das Mark meines Lebens unſrer Geſellſchaft hingegeben; nun ſteh' ich alt und markloſ da, wie ein dürrer Baum, und glaube nicht, daß je wieder friſche Keime emporſchießen. Das ſag' ich Dir und Allen fürwahr: daß ich mich recht inbrünſtig nach einer baldigen Vereinigung mit Jeſu Chriſto ſehne. Deßhalb höret, was ich Euch Allen hiermit zu wiſſen thue. Ich ſetze mich im Namen des Dreieinen ſelbſt von der Würde ab, die Ihr mir einſt übertruget, damit Ihr ſie einem Kräftigeren vertrauen möget, der mit vollem Leben an dem Werke weiter baue, welches ich gegründet habe. Beim koſtbaren Erlöſungsblute Jeſu Chriſti beſchwöre ich Euch deßhalb, ſehet Euch nach einem tüchtigeren Manne um, welcher die Regierung der Geſellſchaft führe, und vergönnet mir, daß ich mich nach ſo

vielen Jahren der Arbeit und nach so vielen geistlich-weltlichen Sorgen in stille Einsamkeit zurückziehe, und den Rest meiner Tage in Gebet, Betrachtung und Buße hinbringe, auf daß mein Heiland einst mir gnädig sei!"

Dieses Rundschreiben des Generals, der eigenste Ausdruck seines Lebensüberdrusses, versetzte die in Rom versammelten Väter von der Gesellschaft Jesu in die lebhafteste Bestürzung. Die, welche unter ihnen den General aufrichtig bewunderten, und seiner geistigen Ueberlegenheit blind zu huldigen gewohnt waren, waren überzeugt, daß keiner erwählt werden könnte, der ihn nur entfernt erreiche; die Wenigen, welche Loyola zu durchschauen glaubten, waren der Meinung: „Der General halte es mit dieser Entsagung nicht aufrichtig, sondern wolle nur ihre Gesinnungen erforschen und Diejenigen kennen lernen, welchen seine Abdankung willkommen sei. Und bliebe er dann doch in der Würde, so sei von seinem Zorn Alles zu fürchten." Unter der Zahl der letzteren, die durch ihre Klugheit sich täuschen ließen, befand sich auch Lainez; er benützte die Gelegenheit, um dem General seine Ergebenheit unzweideutig zu zeigen. Er ging von einem seiner geistlichen Brüder zum andern, stellte ihnen vor, daß das junge Institut noch immer einer kräftigen Hand und eines erfahr-

nen Kopfes bedürfe, beſonders in ſolchen Zeitläuften, da unter der Herrſchaft des leichtſinnigen, wollüſtigen Julius des Dritten und ſeiner unverſchämten Maitreſſen und männlichen Favoriten die allgemeine Anarchie auch die Geſellſchaft zu zerrütten drohe. Deßhalb müſſe man alles anwenden, um Loyola zu bewegen, daß er die Herrſchaft wieder annehme. Die Provinziale erließen in einer Plenarverſammlung ein demüthiges Schreiben an den General, worin ſie ihm ihre Beſorgniſſe mittheilten und ihn beſchworen, das Regiment! wieder zu übernehmen. Er antwortete dem Abgeordneten, der es ihm überbrachte, entſchieden abſchlägig. Lainez, der hierin eine neue Liſt des Generals zu entdecken wähnte, trieb nun um ſo mehr, und bot alles auf, um den, wie ihm ſchien, erheuchelten Beſchluß rückgängig zu machen. Er ertheilte den Rath, daß jeder Provinzial beſonders zu Loyola gehen und dieſen mündlich ſo lange mit Bitten beſtürmen ſollte, bis er in die Bitte Aller einwillige.

Das geſchah denn, und Loyola gab endlich nach; ſeine Lebensgeiſter wurden durch den kleinen Triumph ſeiner Eitelkeit wieder etwas emporgerüttelt, daß Keiner unter ſo Vielen ſich fand, der ihn erſetzen konnte, daß Jeder trotz ſeiner eigenen Selbſtgefälligkeit, dieß ſogar eingeſtehen mußte! „Die

Armſeligen!“ dachte er, — „iſt es wohl der Mühe werth, über ſolche zu herrſchen!“

Um jedoch den Schein zu vermeiden, als widerſtreite ihre Handlungsweiſe dem von Allen geleiſteten Gelübde des blinden Gehorſams gegen den General, leiteten ſie dieſelbe ſo ein, daß ſie ſich ſeinem Entſagungsbeſchluß unterwarfen, und, ſich demnach als wahlfrei betrachtend, förmlich zur neuen Wahl ſchritten, welche — wie vorauszuſehen, wieder einmüthig auf Loyola fiel.

Zum zweiten Male ſtand er denn jetzt, die Huldigung der Brüder annehmend. Wie ganz anders war ihm zu Muth, als damals, da er die erſte Huldigung empfing. Damals noch ſtrebkräftig, — noch — wenigſtens Mondenlang — ein ganzer Mann voll Selbſtvertrauens, tief ergriffen von der Bedeutung ſeiner ſchrankenloſen Gewalt, — — und jetzt, gebeugt, zerſplittert, gleichgültig gegen die Würde, ja ihr Verächter ſogar, wenn er dieſe ſchale, kernloſe Form ſah, das Poſſenſpiel der Ceremonie, die frommen, ehrgeizigen, dummen, heuchleriſchen Geſichter. Und gezwungen zu ſein, vor ſolchen die innere Zerbröcklung zu übertünchen. — War er früher aus Laune und Leidenſchaft Tyrann, ſo wurde er es jetzt zum zweiten Mal aus Nothwendigkeit. — anders konnte er ſich, konnte er das ungeheure

System nicht mehr zusammen halten, — er war's aus Ueberzeugung und furchtbarer als je!

Aber das Scheinleben, das ihm früher zur andren Natur geworden, wurde ihm tödtlich, da die Idee ermattet war, die ihn sonst mit wunderbarer Spannkraft ausgerüstet hatte. Je mehr Risse Loyola's steinernen Charakter spalteten, desto dichter wurde die hausbackne Natur Tiburzio's, dessen Verstand durch das Herz immer mehr von den Schlacken der Possenhaftigkeit geläutert. Es hatte sich, wenn er die langen Abende und Nächte an des Generals Krankenbette als treuer Wächter saß, das Vorhaben, das ihm seit einiger Zeit, wiewohl dunkel und unbestimmt innewohnte, in fester Gestalt herausgeschieden, und er sah ein, daß für dessen Ausführung keine Zeit mehr zu verlieren war.

„General!" begann er eines Abends, so viel Schlauheit zusammenraffend, als er konnte, — „laßt statt des gelehrten Petronio mich einmal Euren Arzt sein; ich verwette meine Armuth gegen den Schatz der Madonna von Loretto: ich weiß das Mittel, Euch gesund zu machen." — —

„Auch ich weiß es und erwarte es seit Jahren, — ich nehme es gern, so bitter es manchem schmeckt; — aber darnach zu *greifen*, wäre nicht bloß Frevel, sondern Erbärmlichkeit. —"

„Bitter? daß ich nicht wüßte General!“ Er begriff wohl, was Loyla meinte, ſtellte ſich aber, als habe er ihn nicht verſtanden. — „O nein, General, aber etwas umſtändlich iſt das Mittel. — Eine Heerſtraße als Recept und d'rauf Berge, Frühlingsgrün, Vogelſchall, blaue Luft, Menſchen, — kurz: eine Reiſe! Bei meinem kaſtiliſchen Blut, das Mittel iſt probat.“

„Du armer Schelm! Eben vom langen Wandern bin ich ja ſo ſterbensmüde. Meine Krankheit iſt die Mattigkeit.“

„Ach ja, ein böſes Ding. Aber wie vortrefflich ſchläft ſich's nach einem tüchtigen Stück Tagesreiſe. So ein Schlaf aus Ermüdung iſt nicht mit Gold zu bezahlen....“

„Wer übermäßig ermattet iſt, kann grade vor Ermattung nicht einſchlafen! Zum Schlaf ſogar braucht es noch Spannkraft. — Du begreifſt mich nicht, — Niemand begreift mich.“

Tiburzio ließ ſich jedoch nicht irre machen. „Denkt Euch nur General, — welchen anmuthigen Wechſel von Bildern, die Euch zerſtreuen könnten, bietet eine Reiſe! Hier ein altes Schloß, das uns ſo wohnlich und heimelig aus friſchem ſaftigen Waldesgrün hervor anſieht, als wäret Ihr als Junge auf deſſen Zinnen geritten. — Dort eine ſtille

Kapelle, vor der ein alter dicker Franziskaner sitzt, jetzt kramt er aus seinem Bettelsack das Hühnchen, welches ihm die Bauersfrau gebraten; — dort ein Handwerksbursch, der einem Vogel einen Gruß an das Liebchen mitgibt. Dort wieder ein Trupp lustiger Landsknechte, die man in Deutschland die Frommen heißt, — Gott vergeb' ihnen, was können sie dafür, daß sie mit langen Fingern zur Welt kamen? — Ja, das Wandern lob' ich mir, wenn man lange Jahre ruhig zu Hause gesessen hat; es ist eine Art von Soldatenleben. Und gar bei Euch, General! Ihr könnt die ganze Welt durchreisen und findet überall Bekannte, Brüder, Untergebene, — und wer Euch noch nicht kennt, zieht doch den Hut vor Euch, wenn er hört, daß Ihr Loyola seid. — — —"

„Der Gegenstand der Neugier für müßige Tröpfe! Ein erhabenes Loos, ein wichtiger Gewinn!"

„Das mein' ich anders, lieber hochwürdigster Herr! Was? Soll Euch das nicht Freude machen, daß Ihr, wohin Ihr kommt, als wie ein Fürst respektirt werdet? Gott gibt das Glück im Traum, und Wandern ist so gut wie ein Traum. Wenn Ihr zum Beispiel mit Eins einem schmucken Gesellen begegnet, — sein Gesicht fällt Euch auf, ihm das Eurige, — Ihr habt ihn schon wo gesehen. Ihr gebt ihm den Weggruß. — Es ist — — —"

„Juan!“ ſtöhnte Loyola. „Fort! Du biſt mein böſer Geiſt! — — Dein Athemzug beengt mich. — Was hab' ich dir gethan? — — — Was bildeſt du dir ein! — Nichts von ihm! Nichts von den Todten! — —“

„Wie? Er wäre todt?“

„Mir! — Ich ihm! — Geh! Kein Wort davon, oder ich laſſe dir die Disciplin geben. Hältſt du mich ſchon für einen Sterbenden? Für ganz aufgelöſ't, zerbröckelt? Ich bin noch ein Mann!“

Der Gedanke, ſich vor dem geringgeſchätzten weiland Diener verrathen, eine Blöße gezeigt zu haben, machte Loyola geſund. Die Gewalt des Geiſtigen übte wieder für einige Zeit ihr Belebendes auf den ſiechen Leib. Aber Tiburzio hatte es bei ihm verſcherzt. Sein bloßer Anblick war dem General ſchon läſtig. Tiburzio gab ſeinen Plan jedoch nicht auf, ſondern ſtellte ſich ſeinerſeits ganz ruhig, und wollte einige Zeit verſtreichen laſſen, bis er ſeine Bitte anbringen könnte. Der General ging damit um, den verdrießlichen Mahner, der ihm die Wunde ſo ſchonungslos betaſtet hatte, weit von ſich zu entfernen; Indien bot das zuverläſſigſte Exil. Auch Tiburzio's Plan war auf Entfernung von Rom gebaut; aber der General ſollte den Zweck

einer solchen erst dann erfahren, wenn er den Gewinn dicht vor sich sehe. Beide beobachteten sich wechselseits. So gingen einige Wochen vorüber.

Da kam eines Tages Tiburzio zu dem General.

„Du erscheinst wie gerufen," sprach dieser ihn an, „eben wollte ich nach dir senden."

„Ich komme mit einer Bitte, General!"

„Nun?" Loyola nahm eine freundliche Miene an, — „wenn es in meinen Kräften steht, sie dir zu gewähren, will ich es gerne thun, um dir, bevor wir uns für lange trennen, einen Beweis zu geben, wie werth ich deine mir stets bewiesene Ergebenheit schätze."

„Trennen?" rief Tiburzio überrascht.

„Ja, doch nenne mir deine Bitte zuvor..."

„Ich merke!" dachte Tiburzio. — „Ei, wie erwünscht!" — Und kaum fähig, seine Freude zurückzuhalten, sprach er: „Ich wollte Euch bitten... seht, General! Ich bin ein unruhiges Blut... So lieb ich Euch habe und so wohl mir's bei Euch ist, — immer juckt mir's seit einiger Zeit in den Adern wie Versuchung des bösen Feindes; — aber es ist nichts als ein Drang zu reisen. Schon neulich wollte ich Euch bitten; aber — verzeiht: ich stellte es ungeschickt an und Ihr mißdeutetet meine unschuldigen Worte."

„Hm! — Das trifft ſich! — —“ Und in ſich: „Hätt' ich ihm Unrecht gethan? — Nein! — Beſchloſſen bleibt beſchloſſen! Er ſchuf mir eine böſe Stunde. Er mag's büßen. Dieß Geſchlecht wird am ſchlimmſten gezüchtigt, wenn man ihm ſeine Freude gönnt. —“ Dann, mit gleißneriſcher Freundlichkeit ſeinen innerlichen Hohn bedeckend, zu Tiburzio:

„Ja, das trifft ſich, mein guter Tiburzio! — Du willſt reiſen, und ich war eben d'ran, dich rufen zu laſſen, daß du mir einen Auftrag in fernes Land beſtelleſt... So freu' ich mich, daß mein Befehl zugleich dein Wunſch iſt.“

— „Nach Augsburg!“ dachte Tiburzio, — „gewiß nirgends anders hin! — Er will's nur nicht geſtehen, ich bin begierig, welchen Vorwand er nehmen wird. Ach Gott, wüßt' er nur, wie ich ihn liebe; er legte ſich vor mir gewiß keinen Zwang an. —“

„Nämlich: ich habe, da Xaver geſtorben iſt, Wichtiges an den jetzigen Vice-Provinzial von Indien zu beſtellen. Die Depeſchen ſind fertig, und ich kann keinen treueren Boten finden, als dich. — —“

„Gewiß und wahrhaftig nicht,“ betheuerte Tiburzio herzlich; — „Indien!“ Dieß Wort fiel ihm ſchwer auf die Seele. — Doch erholte er ſich raſch.

„Du kommſt mir doch nicht aus! Er ſchickt mich hin, wo der Pfeffer wächſt! — Gut! Gut! Ich will meine Sachen ſchon machen, —“ dachte er, mit Wohlbehagen an ſeiner Liſt. „General,“ ſprach er, — „an eine ſo weite Reiſe hatt' ich freilich nicht gedacht. Indeſſen, da ich weiß, daß Ihr mich braucht, immerhin! Sagt, General, welcher Heilige iſt gut für die Seekrankheit? Denn ohne Schutzpatron möcht' ich's nicht probiren. Nun freilich, das findet ſich zu Schiff; zu dem Alle beten, der wird auch mir den Magen ſtärken. Wo ſoll ich mich einſchiffen? —“

„In Livorno. In anderthalb Monaten ſticht ein portugieſiſches Schiff, das dort vor Anker liegt, in die See, — vielleicht früher; drum iſt es gut, wenn du ſobald als möglich in Livorno eintriffſt, um die Gelegenheit nicht zu verſäumen.“

„Ach, lieber Herr!“

„Du weinſt, und doch glänzt es wie Freude aus deinen Augen, Tiburzio! Was iſt das?“

„Ich weine, daß ich Euch verlaſſen muß; aber ich freue mich ſchon jetzt auf den Tag, wann ich Euch wiederſehen werde. — —“

„Meine Aſche, Tiburzio!“

„Nein, ſo wahr ich auf Gottes Barmherzigkeit

vertraue, – Euch selbst! Bei meiner Treu', — hofft' ich das nicht, so ging ich gar nicht von Euch!" —

„So gehorchst du meinem Befehl? ..."

„Verzeiht, General! Ach ja, — Ihr habt's befohlen!" Trübselig scheinend küßte er ihm die Hand, — sein Herz hüpfte vor ehrlicher Schalkheit über den Doppelsinn seiner Worte. Er ging.

„Er meint es doch aufrichtig mit mir!" sprach Loyola, — „ich hätte ihn nicht durch das Exil belohnen sollen, aus dem er nimmer wiederkehren wird." — Schon wollte er ihm nachrufen und schritt gegen die Thüre zu. Da siegte die Menschenverachtung wieder. „Er aufrichtig? Ist er nicht ein Mensch? Betrügen wir Alle doch uns selbst, — wie könnt' auch nur Einer von Allen sich nicht dadurch rächen wollen, daß er alle Andren betrügt?! — Verdrießlicher Thor! Du hast mich an böse Stunden erinnert. Ich sehe dich nie wieder!"

Als Tiburzio vor dem Thore von Rom stand, warf er jubelnd wie ein Kind den Hut in die Luft. „Das bin ich, General, ich, der alberne Kerl, der Euch ohne Euer Wissen und wider Euren Willen wieder jung machen wird. O, Gott, ist denn nicht auch mein rabenschwarzer Kopf grau geworden wie des Müllers Thier? Ah, pah! wir gehn eben im Tretrad. Aber ich zerschneide jetzt die Stränge und wir

wollen wieder hinten und vorne ausschlagen, wie ein junges Füllen. Und das mein' ich ehrlich, so wahr ich jetzt ein Spitzbube bin. Ich habe noch eine Scharte auszuwetzen. — General, so klug Ihr seid, — Ihr seht mich wieder, und müßt' ich mir die Beine ablaufen. Lieber Gott, erhalt' mir so lang wenigstens die Stumpen davon, bis ich meine Schuldigkeit gethan habe."

Er gelangte nach Livorno, fand das Schiff und lachte sich in's Fäustchen. — „Dießmal nicht, aber gern ein andermal," dachte er; „hab' ich meine Schuldigkeit gethan — warum denn nicht? Ob man in Italien oder in Indien stirbt." Dann setzte er sich hin und schrieb an den General, er habe das Schiff gefunden. Da es aber erst in zwei Monaten absegeln werde, so bitte er um die Erlaubniß, sich in der Lombardei und in Toskana noch einmal ein wenig umzusehen. Als der Brief fort war, machte er sich eilig auf den Weg, kaufte sich von einem Theil des Reisegeldes, das er von Loyola für die Seefahrt erhalten hatte, einen Gaul, und hatte Italien fast ebenso schnell hinter'm Rücken, als der Brief nach Rom an den General besorgt wurde. Eben so hastig durcheilte er Tyrol und stand

bald an der Grenze Baierns. Da kam ihm zum ersten Mal, seit er den Plan ausgebrütet hatte, eine Bedenklichkeit, doch war es keine läppische Furcht vor der Ketzerluft Augsburgs, noch vor der üblen Aufnahme in seines treulos verlassenen Wohlthäters Hause. „Darüber ist Gras gewachsen, und über mich wird ja auch bald Gras wachsen, — weßhalb sollte ich mich also fürchten?“ Alle Gegenstände, ihm noch recht gut von ehedem erinnerlich, sahen ihn jetzt ganz anders an, als damals. Ueberall war Frühlingsgrün, Frühlingsluft; — die Alpen, die Fruchtfelder, die Menschen waren jünger geworden, und sein Herz war so weit, als wäre ein ganzer Frühling drin. — Aber die Bedenklichkeit kam ihm: „Wenn der Vater den Sohn wiederfände, der ihm einst feindlich gegenüber gestanden, wird er ihn nicht seinen vollen Zorn empfinden lassen?“ Er bebte, wenn er an manche finstre Aeußerung dachte, die dem General im Unmuth entschlüpft war. — Und dann: „Ein Protestant in Rom! — Ach, daß Johannes just ein Protestant sein mußte!“

Aber da sah er Johannes im Geist noch als harmlos lächelndes Kind, das er einst auf den Knieen geschaukelt; er konnte sich's kaum vorstellen, daß Johannes ein Mann geworden war; er dachte nicht

mehr daran, welche ernste Entschlossenheit der Jüngling so oft bewiesen hatte, — nur das Kind sah er in ihm, und seine eigne alte Liebe wurde wieder wach. „Er sollt' es wagen — mit aller seiner Macht, — dem Sohne weh zu thun! — Da bin ich noch der Mann; ich steh' für ihn, ich hab' ihn zu verantworten. — — Lieber Gott, wer wird einem Kind ein Leid anthun? Wer kann's? — Und dem Vater bleibt das Kind, selbst wenn's groß geworden, noch immer so klein und heilig wie ein Kind. — Er darf's nur nicht sagen, das ist's ja eben, — sich selbst nicht und mir nicht, denn er ist ein heiliger Mann! Was Haß? Kein Mensch kann hassen. Da bemänteln sie ihre Liebe mit dem Haß, als wenn sie sich der Liebe schämen müßten. Müssen's auch wohl zuweilen. Am Ende, wenn der Haß morsch wird, stückweis abfällt, wie alte Tünche von einem überweißten Heiligenbild, — kommt die Liebe wieder zum Vorschein. Er wird ihm nichts anhaben, — gelt, lieber Gott?"

V.

„Nur stets mit gebührender Klugheit, Freund!“ ermahnte Tiburzio sich selbst. „Und das soll keine Beleidigung für dich sein, der du manche nicht unlöbliche Eigenschaften besitzest. Ohne Klugheit geht alle Tugend in die Brüche!“

In dem letzten katholischen Ort, den er vor Augsburg erreichte, waren die Bewohner der Herberge nicht wenig entzückt, das Ordenskleid der Gesellschaft Jesu zu sehen und überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen. „O, braver Schneider, der du diese Falten nähtest!“ dachte Tiburzio in dankbarer Erinnerung an den geschickten Meister. Aber eben diese Ehrfurcht, die er hier genoß, mahnte ihn zugleich an die Unannehmlichkeiten, welchen ihn der Talar in dem protestantischen Augsburg aussetzen könne, und es fielen ihm alle herben Aeußerungen wieder bei, die er auf seiner ersten Reise nach Augsburg gegen Loyola und die Gesellschaft Jesu hatte hören müssen. Er dachte daher ernsthaft daran, wie er das Auffallende seiner Erscheinung vermeiden könne, — auch durfte ja, — so lag es in ihm beschlossen, Johannes nicht erfahren, daß der Pfleger

ſeiner Kindheit ein Jeſuit geworden ſei, ſonſt ſchwände ſchon von vorneher alles Vertrauen. — Er verſuchte denn, bei den braven katholiſchen Wirthsleuten Erkundigung über die religiöſe Stimmung in Augsburg einzuziehen.

„Die lieben Heiligen wiſſen's, welch' eine gottloſe Stadt dieß Augsburg iſt!“ ſprach die Wirthin ſeufzend, und ihr Mann fügte, ſeine Frau anblickend, hinzu: „Und ich weiß es auch.“ Die Wirthin war eine hübſche Frau, hätte für eine Mutter Gottes gelten können; aus den klaren, ſanften blauen Augen ſprach die Unſchuld ſelbſt.

„Der Himmel gebe es, ehrwürdiger Herr!“ ſprach ſie mit großer Lebhaftigkeit zu Tiburzio, „daß Ihr in Augsburg Seelen gewinnt.“

„Und wenn's auch nur eine einzige wäre,“ meinte Tiburzio.

Die Wirthin ſchlug fromm die Blicke nieder und zog dann ihren Mann bei Seite. „Georg! was meinſt du, wenn wir den ehrwürdigen Vater um irgend ein Amulet bäten?“

„Ja, warum nicht?“ ſprach der Mann, „das könnte uns für Haus, Hof, Viehſtand und Gewiſſen nicht ſchaden; denn in der letzten Zeit ſpielt das Unglück mit uns ganz nichtswürdig. Bald fällt mir ein Pferd, bald biſt du mir krank, bald drückt mich

wochenlang der Alp und bald kommt der Wucherer und will seine Zinsen haben, das kommt davon, weil wir in der Nähe von Ketzerei wohnen, und wenn's so fort geht, können wir bald im Hemd eine Himmelfahrt halten.“

„Der Vater kommt von Rom, — ich sag' dir, Georg, der ist geweiht und angerührt, und gesegnet ist und Segen bringt, was er am Leibe trägt. Wir sollten sehen, daß wir ein heiliges Stück von ihm bekämen.“

„Ja!“ erwiederte der Mann, „aber ein tüchtiges Stück Heiligkeit muß es sein, sonst gibt's nicht aus. — Aber davon verstehst du nichts, Marianne. Laß nur mich machen.“

„Nun, wie willst du's denn anstellen?“

„Still! Ich will's schon am rechten Zipfel anpacken. Morgen haben wir den Segen im Haus oder der Teufel soll mich holen.“

„Heilige Mutter Anna, bist du ein katholischer Christ und kannst so fluchen?“

„Ach was! Hat unsre Wirthschaft die Abzehrung, so muß ich meiner Natur freien Lauf lassen. Dafür kann ich nichts. Du bist freilich viel frömmer als ich, aber was nützt uns deine Frömmigkeit? Hat uns all dein Beten, Weinen und Wallfahrten schon geholfen? Unsere Nachbarin, die Lutherische, lacht

den ganzen Tag und die Wirthschaft wird fett dabei. Da hat man's. Nun, das mit dem Amulet ist ein kluger Einfall."

„Wir wollen den Vater morgen darum bitten, wenn er wieder weiter zieht. Dann erlaß' du ihm die Zeche!"

„Na, ich sage nichts," brummte der Wirth, über einen Gedanken schmunzelnd, der ihm eben in den Sinn kam. „Gib nur acht, du wirst's schon sehen. — Leg dich jetzt zu Bett und setz' ein paar ordentliche Vaterunser d'rauf, daß es geht, wie wir's wünschen.

„Und du?"

„Ich ... hm ... ich hab' heut' Nacht einen Gang zu thun," versetzte der Wirth verlegen, ... „einen nothwendigen Gang ... zu dem Wuchrer, — morgen ist Samstag, da läßt sich mit dem Volk nichts vernünftiges reden ..."

Marianne weinte.

„Was ist dir denn?"

Keine Antwort als Thränen!

„Um Gotteswillen, was hast du denn? Ach, das arme Weib, wie lieb es mich hat! Sei nur getrost, Marianne, dabei ist ja keine Gefahr ..."

„So? Keine Gefahr?" sprach sie, plötzlich aufstehend, „dabei keine Gefahr? O, ich unglückseliges

Weib! Glaubst du denn: ich wüßte von deinen Diebsschlichen nichts. O, was bin ich mit dir gestraft worden! Ist's denn zum ersten Mal? Der arme Wuchrer! Ja, schöner Wuchrer, du Judas! Seine schöne Frau! O, ich weiß alles und sitze zu Hause, und kann vor Weinen nicht schlafen!

Der Mann war sehr betroffen; er versuchte sich zu rechtfertigen, zu entschuldigen, aber es ging nicht... Er war ganz gerührt von der Tugend seiner Frau und gelobte ihr, sich zu bessern. Sie reichte ihm nach einigem Zögern die Hand zur Versöhnung. „Du massives Juwel, du Engel," und eine Menge andrer Schmeichelnamen gab er ihr in der Eile. „Aber das weiß der heilige Michael, daß ich heute Nacht noch hin muß, Marianne, und du wirst mir morgen, wenn du siehst, was ich ausgerichtet habe, gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen.

„Ich will dir in Gottes Namen dießmal glauben; — aber wenn du mich wieder betrögest?"

„Marianne!" betheuerte er sehr ernsthaft, „so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich sage dir nichts, als: du wirst's schon sehen!"

Während Mann und Frau insgeheim sich so besprachen, hatte Tiburzio sich mit einem Knecht unterhalten, der oft nach Augsburg kam und nicht weniges von dem Haß zu erzählen wußte, welchen

die protestantischen Bewohner Augsburgs, hauptsächlich seit Vobadilla gegen das Interim gepredigt, gegen die Gesellschaft Jesu hegten, und er rieth, als ein eifriger Katholik, dem Vater, sich nicht in seinem Ordenshabit dort öffentlich sehen zu lassen.

Tiburzio mußte lächeln, als er sich wieder über einer Anwandlung von Furcht ertappte und dabei an seine erste Reise dachte. „Das kommt aber daher," sagte er sich selbst, verweisend, „wenn man eine Sache ohne die gehörige Klugheit betreibt; denn der Muth allein reicht in vielen Dingen nicht aus. Zum zweiten Mal sollen mir die Hähne auf den Thürmen nicht zum Umkehren krähen, bevor ich nicht das habe, was ich brauche." Indessen war es spät geworden, er klappte mit dem Deckel auf den Krug und bat um ein Bett.

Der Wirth sprang auf und bediente ihn mit so zudringlicher Geschäftigkeit, daß Tiburzio stutzig wurde, und daß ihm eine Menge Geschichten von Räuberpfiffen beifielen, eine Erinnerung, die recht gut in die unsaubre, halbverfallene Wirthschaft paßte, in welcher er sich jetzt befand. Der Wirth leuchtete ihm auf das Zimmer und schickte sich noch an da zu bleiben, als Tiburzio sich bereits des Ordenskleides entledigen wollte.

„Ein schönes Stück Zeuch," meinte er, den

unteren Saum desſelben prüfend in die Hand nehmend, — „und es ſteckt was drinnen.“

„Allerdings,“ ſprach Tiburzio aufmerkſam werdend, „aber wenig Metall, Herr! Wir ſind arme Leute, wir Jeſuiten.“ Er nahm aus der Bruſttaſche Loyola's Depeſchen nach Indien, die er ſtets ſorgſam bewahrte. „Gute Nacht, Herr Wirth.“

„Ich meine,“ ſprach dieſer, ... „nicht was Ihr in den Taſchen habt, ehrwürdiger Vater, ſondern das Zeuch ſelbſt.“

„Das Zeuch?“

„Ja, juſt das Zeuch! So ein Stückchen davon, mein' ich, müßte beſondre Kraft haben, denn es iſt gewiß in Rom geweiht und angerührt. — —

„Hm! Woran merkt Ihr das?“

„Ei, unſereins iſt gut katholiſch; — arg herabgekommen, ehrwürdiger Vater! So ein Stückchen Zeuch von Eurem Habit mit ſeiner Mirakelkraft konnte einem aufhelfen.“

„Was denkt Ihr? ... Verzeiht, Herr Wirth, wenn ich in den Verdacht der Unhöflichkeit gerathe, ich ſage Euch gute Nacht; wahrlich, ich bin ſo ſchläfrig, daß mir die Augen zufallen.“

„Nun ſo ſchlaft denn wohl, ehrwürdiger Herr!“ — erwiederte der Wirth und brummte für ſich:

„Schläfrig? Desto beſſer.“ Dann küßte er dem Vater die Hand und ging.

Tiburzio hatte gleichwohl die letzten Worte gehört. Es wurde ihm bang. „Schläfrig? desto beſſer!“ wiederholte er ſich. „Das iſt ein Schelm! — Allein, was kann er mir anhaben? Mein Geld reicht gerade noch bis Augsburg und, nimmt er's, ſo verſuch ich's ohne Geld. — Ja, wär' ich nur erſt ſchon in Augsburg drinnen.“

Er entkleidete ſich, legte den Ordenshabit über einen Stuhl und ſchob die Schriften Loyola's unter das Kopfkiſſen. Raſch ſprach er ſein kurzes Nachtgebet: „Lieber Herrgott, mach' den General glücklich und erhalte mir mein bischen Verſtand, dann iſt uns allen Dreien geholfen.“ Dann drückte er die Augen zu und ſchlief ein.

Er mochte ungefähr eine halbe Stunde geſchlafen haben, als ihn ein leiſes Knarren der Thüre weckte. Er war jetzt überzeugt, daß der Wirth ein Dieb ſei, wickelte ſich feſt in die Decke, ſprach ein Stoßgebet und drückte die Augen feſt zu, indem er dachte, es ſei das beſte, nichts dergleichen zu thun, ſondern ſich in den Willen Gottes zu ergeben. Indeſſen beruhigte es ihn, daß der Dieb ohne Licht kam, denn er merkte daraus, daß derſelbe wenig Verwegenheit beſitzen müſſe. Um ſo mehr entwickelte

ſich ſein eigener angeborner Muth, und er bewies ihn dadurch, daß er auf eine ſehr vernehmbare Weiſe Athem holte.

„Der ſchläft wie ein Murmelthier!“ ſprach der Wirth, — „Gott ſei Dank. „Was iſt's denn auch, das ich ihm anthue!“

Tiburzio biß ſich hartherzig in die Zunge, damit ihm die Zähne nicht klapperten.

„Er hat mir nicht ein kleines Stückchen geben wollen, ſo hat er ſich's ſelbſt zuzuſchreiben. Marianne iſt gewitzigt, das fromme Weib, und konnte dahinter kommen, hab' ich aber den Habit an, — dann will ich den ſehen, der mir beikommt. D'rin kann man was wagen und noch einen Puff dazu aushalten; das gleitet d'ran ab. Was? laſſen ſich nicht die Könige und Kaiſer in Ordenskleidern begraben, die, Gott weiß, wie ruchlos gelebt haben und darin doch in den Himmel kommen.... Ich thu's!“

Er tappte ſich bis zu dem Stuhl, auf welchem das Kleid lag; da er aber von plumper Beſchaffenheit war, ſo ſtieß er im Dunklen an die hohe Lehne, warf dieſe auf das Bett, ſtolperte und ſtürzte ſelbſt auf den armen Tiburzio, der einen Schrei ausſtieß, und ſich voll Herzensangſt an dem abergläubiſchen Dieb ſelbſt hielt.

„Ehrwürdiger Herr!“ rief der Wirth, .. „ach Gott! ..“

„Jesus, mein Heiland! Ihr drückt mich todt!“

„Das will ich nicht .... Macht mich nicht unglücklich!“

„Drückt mich nicht todt! Steht doch auf! Ich ersticke. Seid doch vernünftig und steht auf. Ich will Euch ja alles geben, was Ihr stehlen wollt.“

„Stehlen? Nein! Ehrwürdiger Vater! Das wäre eine Sünde. Aber tauschen, tauschen!“

„Meinethalben. Aber hebt Euch nur auf. Ihr habt ein ehrliches Gewicht.“

Endlich kamen sie beide in Ordnung, und der Wirth bestand darauf, daß der Ordensmann sein Wort halten solle und bat ihn auf den Knieen, ihn nicht zu verrathen. — „Seht Vater,“ sprach er, „hier ist ein reputirliches Kleid von mir, das ich Euch mitgebracht habe.“

„Das mag sein. — Euer Wort in Ehren! Wäre es nicht so stockfinster hier, so hättet Ihr mir nicht eine Rippe zerquetscht.“

„Was? hab' ich das? — O, Gott, dann werd' ich nicht selig.“

„Laßt mich lieber Athem holen. Ich fange an, Euch zu begreifen, und obwohl ich es ohne Umstände sehr unhöflich von Euch finde, Euren Gast im

Schlafe zu ſtören, ſo bin ich doch bereit, Euren Wunſch zu erfüllen. Morgen früh wollen wir die Kleider wechſeln, und nun, gute Nacht.“

„Morgen früh, ehrwürdiger Herr? — — Laßt uns das Geſchäft doch lieber gleich abmachen, denn ſeinen lieben Segen kann man nicht zeitig genug an den Leib bekommen.“

Zufällig ſtieß Tiburzio, der wieder in's Bette tappen wollte, an des Wirthes Wanſt. — „Nun, Herr! ich dächte: Ihr hättet Euren leiblichen Segen. — — Alſo in Gottes Namen! Gebt mir Eure Kleider, hier habt Ihr das meinige, und Gott laſſe es Euch darin wohl gehen. Gute Nacht zum allerletzten Mal.“

Der Wirth küßte ihm die Hand; Tiburzio wendete ſich im Bette um und hoffte, den Störefried endlich los zu ſein, als er die Thüre wieder knarren hörte. Eben wollte er wieder einſchlafen, als er dicht an ſich die leiſe Bitte hörte: „Ehrwürdiger Vater, gebt mir noch Euren Segen, ſonſt gedeiht mir die Kutte nicht — — —“

Der Wirth that, ſobald er die Stube verlaſſen hatte, ſeelenfroh das mirakelthätige Ordenskleid an, ſein Gewiſſen war beruhigt, und er hoffte, daß nichts, was er mit dem Habit auf dem Leib begehen

würde, Sünde sein könne. Wohlgemuth schlich er sich durch den Garten hinter dem Hause, um seine der frommen Marianne verdächtige nächtliche Wanderung anzutreten. Wie sehr erstaunte er aber, als er sie selbst mit Martin, seinem ketzerischen Nachbar, einem vortrefflichen Burschen, in der Laube einträchtiglich und ohne Glaubenshaß beisammen sitzen sah. — Er verrieth seine Ueberraschung durch einen Schrei, der ihm entfuhr; die Schuldige stürzte vor ihm auf die Knie und flehte: „Mann Gottes, verdammt mich nicht, eh' Ihr mich angehört habt. Ich bin wahrhaftig nicht so zu verdammen, als mein Mann, der mich tagtäglich so übel behandelt, wie kaum ein Türke thun kann. — Denkt nichts übles von mir. Mein Mann geht heute Nacht aus, — und da mir dieß sehr unlöblich scheint, so bat ich den braven Nachbar hier, ihm nachzuschleichen und zu sehen, daß er nichts Sündhaftes unternehme. Gebt mir die Absolution, ehrwürdiger Vater, und sagt mir, was ich zur Buße beten soll."

„Das kommt von der Mirakeleigenschaft meines Ordenskleides," — dachte der Mann, der um nichts besser war, als sein Weib; kein Wunder, daß ihr Hausstand keinen Segen hatte. Da er aber das Vorhaben erfuhr, unterdrückte er seinen Zorn, murmelte einige unverständliche Worte in den Bart,

gab ſeinem Weib den Segen, und machte, daß er fort kam.

Er ging jedoch nicht dorthin, wohin er gewollt hatte, ſondern ſchlich vorſichtig zu Bette, und mit großer Zerknirſchung, das Wunderkleid wie einen koſtbaren Schatz feſt an ſich drückend, harrte er, bis ſein Weib kam.

Sie blieb nicht lang aus; denn auch ihr machte das böſe Gewiſſen Beſchwerden. Das Licht brannte noch. Beide waren, als ſie ſich ſahen, ſehr beſtürzt. Keines wußte, was es zum andern ſagen ſollte, bis die Frau endlich das verdrießliche Schweigen brach und den Mann fragte, warum er — ſeinem Vorſatz zuwider — zu Hauſe geblieben ſei?

„Liebe Frau," erwiederte er nach einigem Zögern, — „ich muß dir's nur geſtehen, .. ich dachte bei mir: die Nacht iſt keines Menſchen Freund, und es wäre geſcheiter, wenn ich das Haus hüte. Das ziemt ſich auch für dich ..." Er brach ab, um ſeinen wunderthätigen Schatz, von deſſen geheimer Kraft er auch in der Zukunft noch manchen Aufſchluß erwartete, nicht zu verrathen.

„Was meinſt du damit?" fuhr die Frau, ſich zornig ſtellend, ihm in die Rede. „Was denkſt du von mir?" Aber ſie unterbrach ſich ſelbſt, um Fragen von ſeiner Seite auszuweichen; denn das

Herz ſchlug ihr mächtig, wenn ſie an den Ordensmann dachte, der um ihr Geheimniß wußte. So ſchliefen ſie denn beide in Sorgen ein, und beeiferten ſich wechſelſeits am andern Morgen, ſich einander gefällig zu beweiſen, Jedes aus Furcht, das Andere möge verfängliche Fragen ſtellen.

Tiburzio ſchlief etwas lange. Als er aufwachte und ſich in die Kleider warf, die ihm ziemlich zu weit waren, fing er an, aus vollem Halſe zu lachen. Aengſtlich ſprangen Wirth und Wirthin, die es gehört, herbei, und fragten, ob ihm was fehle. Er guckte ſie groß an und lachte fort. Die Wirthin eilte, ihm ein vortreffliches Frühſtück zu beſtellen. Der Wirth erſchöpfte ſich in Dankſagungen über das probehältige Kleid. Als Tiburzio ſeine Zeche bezahlen wollte, nahmen die guten Leute ſie nicht an, ſondern ſchätzten es ſich zur Ehre, einen ſo frommen Mann unter ihrem Dache beherbergt zu haben. Tiburzio beſtieg denn ſein Rößlein, welches gleichfalls ein reichliches Frühſtück erhalten hatte, und ſetzte in den weltlichen Kleidern ſeinen Weg nach Augsburg fort.

„Das iſt ein heiliger Mann!“ ſprach die Wirthin, als er hinter dem Zaun wegritt, zu ihrem Manne. „Ach Gott, da fällt mir ein, nun haben wir doch kein Amulet von ihm erhalten? Du ver-

geßlicher, leichtſinniger Mann! Ich will dem Vater nachlaufen . . .“

„Nein, das thu' nicht, Marianne“ unterbrach ſie der Wirth, ſie zurückhaltend. „Ich habe meinen Segen ſchon von ihm erhalten.“

„Was? Wo?“

„Seiner Zeit ſollſt du's ſchon erleben! Für dießmal laß uns unſre Hände in Unſchuld waſchen.“

Tiburzio aber freute ſich des glücklichen Zufalls, der ihm den abergläubiſchen Schelm in den Weg geführt hatte. „Nun will ich den ſehen, der in mir einen Vater von der Geſellſchaft Jeſu erkennen kann!“

Tiburzio hatte mannhaft alle Scheu von ſich abgewieſen, dennoch war er wie betäubt und ſchwindlich, als er vor dem hohen und breiten Thore des Pittlinger'ſchen Hauſes in Augsburg anhielt. Eine rauſchende Muſik ſcholl ihm aus dem Inneren entgegen; als er am Pförtenring zog, und die Glocke ſeine Ankunft verkündete, zeigten ſich eine Menge Geſichter an den Fenſtern, die den lächerlich gekleideten Mann, der ſich vor Herzensfreudigkeit und Bangniß nur mühſam auf dem Gaule aufrecht erhielt, neugierig betrachteten.

Endlich kam der Schaffner des Hauses, begrüßte den Ankömmling, und bat ihn, ohne nach seinem Namen zu fragen, sich's in den unteren Räumen bei den Fremden bequem und gütlich zu machen, denn heute stünden Küche und Keller für jeden Gast frei.

Während dem verkündeten Trompeten und Pauken, daß oben im Prunkzimmer ein Toast ausgebracht werden sollte. — Einige Sekunden lang Stille; dann ein vielstimmiger Freudenruf und helles Gläsergekling, als wollte man Luther und den Pabst zusammen hochleben lassen.

„Sagt, Freund!" fragte Tiburzio, nachdem er abgestiegen, „welch ein Freudenfest begeht man hier im Hause?... Gott segne den Eigner und meinen Eintritt..."

Der Schaffner gab ihm zur Antwort. — „Die Vermählung unsres jungen Herrn Johannes mit Jungfrau Maria, der Tochter vom Hause...."

„Johannes?"

„Kennt Ihr ihn? Ja, das ist der beste Mann seines Alters in ganz Augsburg, und geehrt von Jung und Alt, dabei der bravste Protestant im ganzen deutschen Land..."

„Ei, was Protestant! Bleibt mir damit vom Leibe. Was geht mich's an? Mein Gewächs ist

er, und Gott ſegne ihn! Wo iſt er? daß ich ihm um den Hals falle! Bringt mich zu ihm.“

„Verzeiht, Herr! . . . Ihr ſeid in Reiſekleidern . . .“

„Bei meinem Degenknopf, was geht das Euch an? — Ja ſo!“ Er betrachtete ſich von oben bis unten und lachte unmäßig. — — „Ihr habt Recht, Freund, und ich bin ſehr beſchämt, daß ich Euch unhöflich begegnete. Habt die Güte und bittet den vortrefflichen Junker, ſich für einige Minuten herabzubemühen. — — Ihr habt ganz Recht, wie konnte ich daran denken, in dieſem Aufzuge . . . Seid ſo gütig . . . Meldet ihm einen alten Bekannten . . .“

„Euren Namen, mein Herr!?“

„Auch einen Namen? Den will ich ſelbſt ihm ſagen. Freund, — ſagt ihm nur, es wäre einer unten, den er oft am Bart gezwickt, wie er noch ein ſo ganz kleiner Taugenichts — war . . . Entſchuldigt, daß ich von dem Junker ſo unehrerbietig ſpreche. Was kann ich dafür, daß ich den Schelm auf dem Schooße getragen?“

„Gut, ich will ihn herabführen. — Wollt Ihr nicht einſtweilen in dieſen Saal treten; Ihr findet Geſellſchaft . . .“ Der Schaffner ſtieg die breite Treppe hinan.

„Dieſer Saal! — Ja, daneben, ganz recht, da drinnen lag er, wie das Fräulein um ihn jammerte, daß es erbärmlich anzuhören war. — Guten Tag, ihr Leute! Habt Ihr ein Glas für einen durſtigen Reiſenden frei?“

Er ergriff eines, und brachte den Toaſt aus: „Gottes Segen mit Johannes!“

Eben trank er das Glas aus, als Johannes, in die ſtattliche Ehrentracht der Augsburgiſchen Rathsherrn gekleidet, an die Schwelle trat. Er war jetzt dreiunddreißig Jahre alt, — eine kräftige, gediegene Geſtalt, auf ſeinem wohlgeformten Antlitz waren Verſtand, Entſchloſſenheit, Tüchtigkeit und Herzlichkeit entſchieden ausgeprägt. Tiburzio ſetzte das Glas nieder und wendete ſich erwartungsvoll gegen die Thüre. Er kannte den Pflegling und kannte ihn nicht. Das deutſche Leben hatte die ſpaniſche Eigenthümlichkeit umgeſchmolzen; das dunkle Auge ſprühte nicht mehr unſtät; ein deutſches Herz rief aus der Bruſt des Mannes laut. Er eilte auf den Langvermißten zu. „Ja, du biſt's, mein alter Freund! Tritt ein unter mein Dach. Du kommſt am ſchönſten, am heiligſten Tage meines Lebens!“

Da konnte Tiburzio ſich nicht halten. „Johannes!“ wollte er rufen, aber er vermochte es nicht. Es wurde ihm eng um die Bruſt, die Kniee bebten

ihm. Endlich wurde ihm leicht in Thränen; er hielt den Wiedergefundenen in diesem Augenblick wie seinen leiblichen Sohn umfangen. Erst, als er sich ausgeweint, dachte er daran, daß in Rom ein finstrer alter Mann nicht weinen konnte noch durfte; erst jetzt gingen ihm die Worte: „Am schönsten, am heiligsten Tage meines Lebens" auf.

„Nein!" sprach er, — „den heiligsten hab' ich Euch aufbewahrt."

„Wie, Freund Tiburzio? Was wollt Ihr damit sagen?"

„Ach, was weiß ich? das hört Ihr noch alles. Genießt das Heute erst ganz aus. Wär' ich nicht ein Schelm, wenn ich mein Theil nicht dazu lieferte, daß Ihr auf morgen nichts behaltet? — Vergnügt rieb er sich die Hände, schlug, alles geistlichen Anstandes vergessend, ein Schnippchen und rief: „Ich bin auch noch auf der Welt, um den Menschen Freude zu machen; ja, das bin ich, und wißt Ihr, wo ich das lernte? Im Leiden! O, da könnt' ich Euch Geschichten erzählen. Wie mich die Schurken bei Mantua aufpackten und den Po hinabschwimmen lernten ... Aber, das gehört alles nicht hieher. Hättet Ihr nur den Bart nicht, und sonst das stattliche Ansehen wie ein Sterndeuter, daß ich Euch beim Kopf fassen und abküssen könnte, so aber

muß man Reſpekt vor Euch haben, und dann bin ich ein zu alter Thor, — und mein Stand .... Morgen, morgen, mein vortrefflichſter Junker, —— o, Gott, was für ein Hidalgo! Aber wahrhaftig: ich komme nicht von Euch fort, und Sennora Maria wird recht böſe auf mich ſein, daß ich Euch hier unten halte.“ — —

„Ihr ſollt auch nicht fort! Was wäre mein Ehrentag, hätt' ich Euch nicht dabei? Kommt, kommt mit herauf. Wie werden Alle ſich freuen, Euch wiederzuſehen ....“

Tiburzio räuſperte ſich vor Verlegenheit ... „Ich meine — — Nun, Ihr wißt ja wohl —— Ich verdiente eigentlich wenig Dank — — Bedenkt auch die Unhöflichkeit, wenn ich in meinen Reiſekleidern —— Ihr ſeht, ſie ſind etwas bequem ...“

„Wir wollen ja nicht Eure Kleider, ſondern Euch ſelbſt. Kommt nur!“ und faſt mit Gewalt führte Johannes den Gaſt in den Prunkſaal, wo das Hochzeitsmahl ausgerichtet war.

Neugierig blickten Alle den Fremden an, der in ſeinem lächerlichen Aufzug hereintrat und ſeine Complimente mit eben ſo großer Aengſtlichkeit als Ungeſchicktheit anzubringen bemüht war. Das allgemeine Erſtaunen wuchs, als Johannes ihn an den Ehrenplatz führte zwiſchen Herrn und Frau Pittlinger,

welche ihn anfangs nicht gleich erkannten, dann den schweren aus Silber getriebenen Pokal mit dem edelsten Weine füllte, erhob und den Gruß ausbrachte: „Hoch lebe der treue Pfleger meiner Kindheit, Ehre sei mit ihm und Friede und Freude; hoch lebe Sennor Tiburzio!“

„Hoch! Hoch! Hoch!“ riefen Alle; die Gläser klangen, Trompeten und Pauken vollendeten die Ehrenbezeugung. Tiburzio wurde schwach, so ergriff ihn das Unerwartete. Statt Vorwürfen ein solcher Empfang! Er dünkte sich, da gute Menschen — daß sie Ketzer waren, daran dachte er jetzt nicht — ihm die stattliche Ehre erwiesen, glücklicher als Loyola in aller seiner Herrschaft und Herrlichkeit. Dicke Thränen rollten ihm über die Wangen herab in den Ehrenwein. Er wollte sich erheben, sich bedanken, — umsonst; er sank in den Stuhl zurück und brachte nichts hervor, als das Wort: „Margarita!“

Herr und Frau Pittlinger wurden nicht satt, ihn um seine Geschicke zu fragen; er unterbrach sie in nicht geringer Beklemmung stets wieder, — — erzählte, daß er in Rom einem mächtigen Herrn diene, der ihn als Freund halte, daß er bald wieder nach Rom zurück müsse. Alle Augenblicke war er, da er ihre Herzlichkeit sah, daran, sich zu verrathen; stets erinnerte ihn glücklicherweise irgend

Bayr. Landes Bibl

ein ächtprotestantischer Trinkspruch wieder daran, daß er sich unter lauter Lutherischen befand.

„An Gottes Segen
Ist alles gelegen!“

brachte der Waffenschmied aus, mit einer, alten Herrn erlaubten, Freiheit schalkhaft-bedeutungsvoll das Brautpaar anblickend. Die Fröhlichkeit wurde immer lauter; Tiburzio vergaß alles Ungemach, das er von Loyola's Launen Jahrelang erlitten, es war ihm, als wäre er aus dem gastfreundlichen Hause nie entfernt gewesen; ja, als befände er sich um dreißig Jahre jünger, wieder in Pampeluna als lustiger Kriegsmann bei den Gelagen der Offiziere. Die brave Hausfrau schlug jetzt vor, daß ein frommer christlicher Gesang das Fest beschließen solle, damit der neue Hausstand mit Segen begonnen werde und in Segen bleibe. Und plötzlich verstummte der Lärmen, die Gläser wurden niedergesetzt, die Gäste erhoben sich, und stimmten herzlich andächtig folgendes Lied nach der Weise von Luther, „Eine feste Burg ist unser Gott“ an:

„Herr Jesu Christ, du treuer Hort,
Du wollst stets mit uns walten,
Daß wir dein rein und heilig's Wort
In allen Fall'n behalten.

In Freud' und Traurigkeit
Sei bei uns allezeit.
Hilf uns in Treuen aus,
Bewahr, Herr Christ, das Haus!

Tiburzio, dem die herzerhebende Weise gefiel, sang sie, da er nicht wußte, daß sie auch in den Kirchen der Protestanten gesungen wurde, frohen und freien Muthes mit.

Nach vollendetem Gesang beurlaubten die Hochzeitsgäste sich bei dem Brautpaar und den Eignern des Hauses. Für Tiburzio war das Gastzimmer in besten Stand gesetzt worden. Wie behaglich war ihm zu Muth, als er die schweren damastenen Vorhänge des hohen und breiten Bettes zurückschlug und sich in den Federkissen begrub, er, der in Rom auf harter Strohmatrazze geschlafen. Die holdesten Traumbilder umgauckelten ihn; denn er hatte ein gutes Gewissen, — und hatte manchen Schluck ächten und vortrefflichen Weines gethan.

Sehr spät erwachte er am andern Morgen und fand, daß im Hause alles zu seiner Bequemlichkeit angeordnet war. Recht wie ein reicher Prälat genoß er denn die Wohlhäbigkeit, die ihn rings

umgab, als wäre er nie an ein härteres Leben voll Entbehrungen gewöhnt gewesen. Der Handelsherr und seine Frau behandelten ihn wie einen alten Hausgenossen, und Pittlinger's Bruder, der am andern Tage seinen Staatsbesuch bei den jungen Eheleuten machte, unterhielt sich mit ihm auf die freundlichste und herzlichste Weise, ohne jedoch es vermeiden zu können, daß sein altes Lieblingsthema, die kleinen Ausfälle gegen Spanien, auch wieder zum Vorschein kam. Er erinnerte ihn an vieles, auch an das Begräbniß des ehrlichen Gil. Endlich erschienen Johannes und sein junges Weib. Ein ausgezeichnetes Frühstück, — ein Meisterstück der Hausfrau, vereinigte die guten Leute. Nach Beendigung desselben nahm der Handelsherr seinen Schwiegersohn, um ihn allen bei'm Geschäft angestellten Faktoren und Buchführern feierlich vorzustellen, Maria schmiegte sich an die Mutter; der Waffenschmied lud Tiburzio ein, seine Werkstätte zu besuchen, die sich seither bedeutend vergrößert hatte.

Tiburzio wurde nicht satt, den blanken Vorrath in dem geräumigen Magazin zu betrachten; hier war ein ganzes Arsenal, jedes einzelne Stück mit größter Kunstfertigkeit sauber vollendet, alles mit Geschmack geordnet und zierlich zur Schau aufgestellt. Der Eigenthümer freute sich an der lebhaf-

ten Theilnahme Tiburzio's und sprach: „Wißt Ihr auch, wem ich dieß alles verdanke?“

„Ha, der Erzengel Michael könnte keine bessere Rüstkammer finden, um sich gegen den Drachen zu wappnen — —“

„Das verdanke ich zwei rechtschaffenen Leuten, Herr! — Zuerst Euch. — Ihr habt meinen Arbeitern die spanische Manier beigebracht, und — seht Ihr, was sie darin vorangebracht? Machen sie's in Spanien jetzt auch so nett?“

„Ehre sei mit Spanien allerzeit; aber bei meiner reinen Abkunft, ich glaube: das Geräth hier ist eben so zierlich als das unsre und tüchtiger dabei.“

„Nun, das verstehn wir Deutsche; wir sind keine Chinesen, Freund; wir nehmen gern an und auf, was aus der Fremde Gutes zu uns kommt, — und lassen nicht ab, bis wir's — besser machen. — Dann seht: hier an der Reihe ist die italiänische Manier; ich handle damit stark nach Venedig, und in Venedig selbst kaufen sie's für — ächt venezianische Arbeit. Das verdank' ich meinem braven Sohn, der eine Sache nur einmal anzusehn braucht, so begreift er schon ihr Wesen. Auch hat er mir den Handel nach Wälschland eingerichtet, daß es eine Freude ist. Wie Ihr mich seht, — wißt Ihr,

daß ich jetzt meinen Zweimaster im Hafen von Venedig habe? Ja, das ist ein trefflicher Mann geworden; nennt seinen Namen in Augsburg, und alle Leute werden Euch freundlich begrüßen; sagt, daß Ihr sein Freund seid, und wer ein Ehrenmann ist, behält den Hut nicht länger auf dem Kopf ..."

„Euer Sohn?" fragte Tiburzio, als träume er ... „verzeiht, ich habe ein schwaches Gedächtniß; mich dünkt eben, — wie ich auch d'rüber nachsinne; — — ich hätte früher nie von einem solchen gehört ..."

„Wahrhaftig, das sind wieder einmal spanische Mucken" rief der Waffenschmied lachend. — — „Ihr werdet doch Eure eigne Zucht kennen? Ihr brachtet ihn ja her?"

„Ich? Wen?"

„Ich? Wen? — — Nun, unsren Johannes!"

„Er ist Euer Sohn?"

„Nun freilich!"

Tiburzio schüttelte, unfähig, das auf einmal zu fassen, den Kopf. Der Waffenschmied erklärte ihm den Zusammenhang: „Eigentlich kam ich ganz unverhofft zu ihm; denn Ihr wißt ja, daß mein Bruder ihn in sein Haus nahm und große Stücke auf den Jungen hielt. Mein Bruder und meine Schwägerin hatten nichts anderes im Kopf, als ihn

über kurz oder lang vor dem Rath an Kindesstatt anzunehmen, ihm den Namen Pittlinger zu geben und ihn auch im Testament ganz so zu halten, als wär' er ihr leibliches Kind, denn sie hatten ja ihren Sohn früh verloren, und des kleinen Spaniers Vater.. Gott weiß, wo der liegt und verfault." Tiburzio seufzte. Der Waffenschmied fuhr fort: „Also, das war alles so weit richtig, und mein Bruder hatte den Knaben zum Handelsstand bestimmt; aber Ihr wißt ja selbst, welche liebe Noth wir Alle oft mit ihm hatten, daß er nicht mit einem Trupp Landsknechte auf und davon ging; er hatte zum Handelsstand gar keine Lust, bis das Ereigniß kam, das Ihr ja auch kennt, als der Venezianer wegreis'te. Von da an, kamen meinem Bruder, der ein kluger Mann ist, allerlei Bedenklichkeiten, und mir selbst, denn das Mädchen war ihm so ganz ergeben, als wär' er ihr Schutzengel. Zu Geschwistern taugten die beiden nicht, das Licht ging uns allen auf. Und gar erst, als Ihr mit Johannes in Welschland waret, — heiliger Gott, was stand das arme Mädchen damals aus. Mich wundert's noch heute, daß sie nicht d'raufging. Die Sorgen, der Kummer, davon macht Ihr Euch keine Vorstellung. Sie welkte dahin, daß einem die Augen übergingen, wenn man sie ansah; denn sie

glaubte, da wir so lange keinen Brief mehr von Euch bekamen, — er wäre todt oder hätte sie gar vergessen. Nun endlich, endlich kam er wieder, und ohne Euch. Aber wie ganz anders war er geworden, ernst und gedankenvoll; kein bischen Tollheit von ehedem mehr in ihm. Ihr müßt ihn in Wälschland tüchtig geschult haben. Mit seiner Lust am fahrenden Leben war's aus; er warf sich mit einem solchen Eifer auf alles, was den Handelsstand betrifft, daß er in einem halben Jahre so viel davon wußte, wie der älteste Buchführer. Da hättet Ihr die Freude meines Bruders sehen sollen; er wußt' es Euch gar nicht genug zu Dank, daß Ihr den Jungen so sauber herumgekriegt und auf vernünftige Gedanken gebracht hattet, und wünschte nur, Ihr wäret wieder mit hierher gekommen, um Euch's zu lohnen. Wo stecktet Ihr denn? Ich ärgerte mich damals nicht wenig über Euch, und dachte schon, Ihr wäret Kapuziner geworden; denn an Kuttenzeug hattet Ihr stets Euer wunderliches Behagen. Aber aus Johannes war nichts über Euch herauszubringen. —"

Tiburzio stand Todesangst aus. Zum Glück für ihn fuhr der Waffenschmied fort: „Maria war aber auch eine ganz andere geworden. Nichts mehr von dem kindischen Ungestüm, den sie früher

geäußert hatte; je älter sie ward, je stiller; sie ging wenig aus, und wurde roth und blaß und zitterte, wenn vor Leuten von Johannes die Rede war. Er hinwieder begegnete ihr nicht anders, als wenn sie die Mutter Gottes selbst wäre, — das glaubt Ihr gar nicht; ich meine: er wußte alles, was sie wollte, bevor sie's selber wußte; und, dachte sie es, so hatte er ihr's schon erfüllt. Wenn die Liebe nicht von Gott kam, so kommt gar nichts von Gott. Und hätten die beiden einander Bruder und Schwester bleiben müssen, — es wäre im jüngsten Tage nicht zu verantworten gewesen. Also gab mein Bruder die Idee auf, ihn an Kindesstatt anzunehmen; aber unsern ehrlichen Namen Pittlinger sollte Johannes doch bekommen. Da wurde Rath, daß ich ihn adoptirte und ich that's mit Freuden. Bald darauf machte er mehre Geschäftsreisen, nach Venedig, nach Wien, nach Leipzig, zweimal wieder nach Venedig. Ha, er ist ein tüchtiger Mann geworden! Der Segen Gottes ist mit ihm in unsre Familie eingezogen. Meines Bruders und mein eignes Vermögen hat er durch seine kühnen Spekulationen um's Zehnfache vermehrt. Er ist im Stande, den ganzen Tag vor seinen Büchern zu sitzen, ohne aufzusehen. Aber die Kühnheit seiner Spekulationen wird ihm dabei nicht matt. Woran kein Alter

denkt, das führt er rasch und sicher aus. — Dabei ist er bescheiden und mildthätig gegen Jedermann. — Ihr habt es wohl an seiner Tracht gesehen: — gestern kam er in den großen Rath, drum war's ein doppeltes Fest, und heute überträgt ihm mein Bruder das ganze Geschäft auf seinen Namen; denn mein Bruder ist alt genug, daß er wohl einmal an's Ausrasten und an ruhige Tage denken darf, das Leben noch ein bischen zu genießen. — — Nun seht, Freund, dies alles, wie es so schön und freudig vor Euch ausgebreitet liegt, Glück, Ehren, Zufriedenheit, Liebe und Eintracht, das alles habt — Ihr angestiftet, indem Ihr uns Euer Kauderwelsch und den braven Jungen in's Haus brachtet, und Gott vergelt's Euch. Das sag' ich Euch aber: zum zweiten Mal sollt Ihr uns von Augsburg nicht mehr fortkommen; nein, Ihr bleibt von nun an bei uns bis an den Tod."

Tiburzio war auf einen Stuhl niedergesunken. Reine Freude über das Glück guter Menschen und bittre Wehmuth über sein eigenes Loos ergriffen ihn. Er war gebunden mit den unzerreißbaren Banden des Eides; er hatte keine Heimath; zum ersten Mal fühlte er den Werth der Freiheit, durch den Schmerz der Entbehrung. Da dachte er an seinen Herrn, und vergaß schnell seinen eignen

Schmerz; mild wie Morgensonne durchwärmte ihn der Gedanke, daß er ja frei genug sei, zu handeln. — „Alle Fäden lenkt Gott," sprach er mit inniger Ueberzeugung, tiefbewegt, zu dem Waffenschmied, — „was wir zu thun meinen, thut doch kein Andrer, als Er. Ich bliebe so gerne bei Euch, — doch ich kann's nicht. Das weiß der, der alles wohl gemacht hat, der alles Leid am Ende doch in Freude verkehrt."

Erst eine Viertelstunde vor Tisch konnte Tiburzio seines Johannes habhaft werden. Beide traten in ein trauliches Erkerstübchen. Tiburzio betrachtete sich den ernst-freundlichen Mann, der vor ihm stand; er konnte es noch kaum begreifen, daß der reiche Rathsherr, der bis auf das dunkle Haar und das dunkle Auge so ganz ein ächt-deutsches Gepräge trug, derselbe Johannes sei, den er aus dem Spittel von Manreza zur Taufe getragen hatte. „Daß ein Mensch wirklich so groß und stark werden kann!"

„Nun, Freund Tiburzio," fragte Johannes, „was ist's, das Ihr mir aufheben wolltet? Ihr sprachet gestern so geheimnißvoll von einem noch größeren Glück, das mir bevorstünde. Guter Gott!

Wie kann ich denn hienieden noch glücklicher werden, als ich jetzt schon bin, da ich ein liebes gutes Weib mein nenne?“

„Und rechnet Ihr das für kein Glück, wenn Ihr nicht bloß glücklich seid, — sondern auch glücklich macht? Manchem armen Schelm, der das erste nie wird, muß das zweite wohl genug sein, und wer weiß, was von beiden süßer ist!“

„Es war mein Knabentraum, es ist mein Lebensdrang, lieber Tiburzio! O, könnt' ich Jeden, mit dem mein Schicksal mich zusammenführt, glücklich machen!“

„Ihr seid ein Mann,“ sprach Tiburzio, ablenkend, — „ich bin ein Greis; wir können ehrlich zusammensprechen. Ich möchte nicht mit einer schweren Sorge in's Grab gehen müssen; ja, müssen! Nicht wahr? Ihr sucht die Thorheit auf meinem Antlitz? Ach, es sind viele Furchen d'rauf, in denen sie sich jetzt versteckt hält. — — Wollt Ihr mir was versprechen?“

„Mit Freuden!“

„So haltet mich nicht für ungezogen, wenn ich Euch bitte, um nichts mit Forschen in mich zu dringen, als das, was ich Euch sagen darf.“

„Was werd' ich hören? — Doch ich versprech' es Euch bei meiner Ehre!“

„... Und die ließ noch kein Spanier im Stich, in deſſen Adern uralt-rein-chriſtliches Geblüt rollt. — So wißt: Euer Vater lebt noch!“

„Lebt? — Mein Vater? — — Mein leiblicher Vater?“

„Er lebt!“ bekräftigte Tiburzio, kummervoll aufſeufzend.

„Wo? Wo?“

„Dort, von woher ich komme!“

„Von wo kommſt du? Ach, ſpanne mich nicht auf die Folter! — —“

„Ich werde Euch den Ort nicht nennen, es ſei denn, daß Ihr ſelbſt ihn mit mir aufſuchen wolltet. O, wüßteſt du, mein ſüßer, mein goldner Juan, ... verzeiht, verzeiht, lieber Junker, daß ich Euch mit: Du anſprach ...“

Johannes wurde trübſinnig und ſchwieg lange Zeit; dann ſprach er: „Es iſt mir wie ein Traum! Wohl dacht' ich als Knabe manchmal daran, ich hätte einen leiblichen Vater; doch vergaß ich's, wenn ich den theuren Mann anſah, der mir ſein Liebſtes gab, der mir ein zweiter Vater ward, — — wahrlich, ich lieb' ihn, als hätt' er mich gezeugt; und nun, da du mir ſagſt: „„Der dir das Leben gab, lebt noch,““ bebt mir das Herz, ich weiß nicht zu unterſcheiden, ob vor Wonne oder vor Weh.“

„Armer Vater!“ sprach Tiburzio, durch diese Seelenstimmung des Sohnes entmuthigt, fast trostlos, vor sich hin.

Johannes faßte schweigend seine Hand; da trat Maria herein und eilte auf den Geliebten zu. Sie gingen zu Tisch, — Johannes nachdenklich, Tiburzio schwer gepreßt, Maria mit Verwunderung auf beide blickend.

Dessenungeachtet verzagte Tiburzio nicht. Zwar hatte er seit einigen Tagen nicht Zeit und Gelegenheit gefunden, das abgebrochene Gespräch ungestört wieder aufzunehmen; aber er baute fest auf die heilige Gewalt der Natur und auf seines Johannes edles, treues Gemüth. „Er weiß nicht, wie sein Vater leidet!“ dachte er, — „wüßte er's, — ja dann! — Dürfte ich's ihm nur sagen! — — Und warum nicht? Hier bindet mein Eid mich nicht! Alles, alles kann ich ihm sagen, was ein Sohn von seinem Vater wissen darf, — nur des Vaters Namen nicht!“

Eine andre Besorgniß beängstete aber sein Gewissen, daß er nämlich nicht bloß Loyola's Auftrag bis jetzt nicht erfüllt, sondern diesen sogar ohne Nachricht gelassen. Er wollte ihn nicht täuschen,

wenn er ihm auch den Zweck dieſer Reiſe nach Augsburg nicht mittheilen mochte. — Er mußte ihm ſchreiben, das erforderte ſeine Pflicht. Aber wenn Loyola aus der Ortsüberſchrift auf den Grund der Reiſe riethe? — — Nun, was dann? Er haßte den Sohn nicht, — gewiß nicht! Gott wird für ihn ſchon ſorgen!

So ſchloß er ſich denn eines Abends in ſein Stübchen, und ſchrieb an Loyola einen Brief, der von Entſchuldigungen und Höflichkeiten ſtrotzte, und doch nicht die geringſte Aufklärung enthielt. Er ſchloß auch die Papiere nach Indien bei, und bedauerte in der Beiſchrift, daß er ſie vor der Hand nicht ſelbſt beſorgen könne; — doch wolle er's nach ſeiner Rückkunft nach Rom getreulich thun, wie der General es verfüge. Wann er nach Rom wiederkehre? Er wiſſe ſelbſt nicht, vielleicht — bald! Am Schluſſe drückte er in allerlei hochtrabenden und geſchraubten Redensarten aus, daß er in Deutſchland einen ſchönen Gewinn zu machen hoffe, den er dem General perſönlich bringen werde. Er ſiegelte den Brief, ſchrieb auf den Umſchlag die Adreſſe: „An den hochwürdigſten Vater General der Geſellſchaft Jeſu, Ignatius von Loyola in Rom," und legte ihn auf den Tiſch.

Kaum hatte er dieß Geſchäft beendigt, als an

der Thüre gepocht wurde. Einer ſolchen Höflichkeit ungewohnt, aber nicht wenig darüber erfreut, ſprang er haſtig auf, um aufzuſchließen und vergaß, den Brief wegzuräumen. Johannes trat lächelnd herein. „Ei, Freund Tiburzio, was für geheime Geſchäfte habt Ihr, daß Ihr Euch einſchließt?“

Tiburzio wußte nicht, was er antworten ſollte; unwillkührlich begegnete Johannes Blick der Aufſchrift des Briefes. Als er den Namen: „Loyola“ las, verfinſterte ſich ſeine Stirne.

„Ihr habt hier eine gefährliche Correſpondenz,“ ſprach er warnend, „Tiburzio! um's Himmelswillen, was verbindet Euch mit dem verhaßten General der Jeſuiten, deſſen Namen kein proteſtantiſcher Bewohner dieſer Stadt ohne Abſcheu ausſpricht. Ich ſelbſt war einſt in Rom und ſah ihn, den Unglückſeligen, der, von dem entſetzlichen Wahne der Selbſtvergötterung verfolgt, für die kaum erwachte Menſchheit neue Ketten geſchmiedet hat. Wehe ihm und jenen Armen, die ſeines Wahnes Opfer oder Diener ſind. — Tiburzio, was haſt du mit dieſem furchtbaren Manne zu ſchaffen?“

Dieſer Aufruf erweckte Tiburzio's Seelenkräfte zu ungewöhnlicher Thätigkeit, Klarheit und Beſtimmtheit. Unerſchrocken gab er die Antwort: „Ich bin Euch Aufrichtigkeit ſchuldig, mein geliebter

Johannes. D'rum nochmals: Verſprecht mir bei Eurer Ehre, nichts vor der Zeit zu verrathen, nichts von allem, was ich Euch ſagen werde."

„Ich gab Euch bereits mein Wort, ich ſpiele nicht damit!"

„So wißt — Euch kann ich's vertrauen: Ich bin Jeſuit! — —"

„Heiliger Gott!" rief Johannes. Tiburzio fuhr ſtandhaft fort: „Ja, ich bin's, und bin derſelbe, der ich ſonſt war — — nein, das will ich nicht ſagen, denn vielleicht ward ich beſſer; — aber ſo treu und aufrichtig bin ich noch gegen Euch, gegen Alle. O, könntet Ihr hineinſchauen in dieß alte Herz! Seht Ihr an mir irgend ein Merkmal, das mich ſtempelt und bezeichnet? So wenig an meinem Leib und Kleid, ſo wenig könnt' Ihr eins an meiner Seele finden. Weßhalb alſo dieß Vorurtheil? O, könnt' ich mein Leben hingeben, um den glücklich zu machen, den ich meine. — —"

„Jeſuit!" wiederholte Johannes in dumpfer Betäubung für ſich.

„Auch Euer Vater iſt's — einſt war er ein tapfrer Edelmann — — —"

„Sprich nicht aus! Ich will's nicht hören!.."

„Johannes! — Der Sohn will vom Vater nichts hören! Wäre dein Vater in der Hölle ver-

dammt, du müßteſt zu ihm hinabſteigen, und alle Freuden des Paradieſes dafür aufgeben; das müßteſt du, ſo wahr du an Gott glaubſt. Das ſpricht ein Jeſuit, — merk's wohl! — zu einem Proteſtanten; ein thörichter, armer, alter Mann, zu einem reichen, klugen, glücklichen Mann! — Dein Vater iſt im tiefſten Elend, das ein Menſchenherz irgend empfinden kann; ſtößeſt du ihn zurück, — weil er — Jeſuit iſt?"

„Menſch! Menſch!" rief Johannes, ſich aus Tiburzio's Hand losringend.

„Im Elend, ſag' ich dir! — Im tiefſten, grundloſen Elend, — und du willſt von ihm nichts wiſſen! — —"

„O, was red' ich! — Geh' zu ihm, — ich bin frei, mein eigner Herr, bin reich — nimm alles, was ich habe, häuf' es vor ihm auf, mach' ihn los, — — —"

„Johannes!" ſprach Tiburzio erſchüttert, ernſt und ſtreng, — „ich hätte Euch mir beſſer gedacht! Was wollt Ihr mit Eurem Mammon? Euer Vater warf ihn von ſich. Meint Ihr, die Wunden eines Herzens mit dieſem Gold — da Ihr ſie nicht heilen wollt, — feſt zuzuſtopfen? — Iſt es das einzige, das tiefſte Elend, arm zu ſein? O, noch ein

tieferes gibt's, was kein Monarch, kein Prieſter lindern kann, Gott ſelbſt nicht, — — wenn ein Vater kein Kind haben darf!"

„O, Gott! Was machſt du aus mir? Sprich deutlich!"

„Nun ſo denkt Euch einen Mann, der einen Eid geſchworen hat, Gott allein zu dienen, und in ſchwärmeriſcher Frömmigkeit ſeinem Gott das Liebſte aufopferte, — ſein Kind; der Jahre lang ſich mit dem einen Gedanken tröſtete: er könne mit ſeinem einzelnen, getheilten Herzen leben. Und ſeht ihn nun, alt, ſchwach, ſiech, gebunden von ſeinem Eid, ohne eine einzige Seele, der er vertrauen kann; er möchte gern leben und kann es nicht; er hat ja kein Kind; — er möchte gern ſterben, er kann es nicht; denn er hat ja kein Kind, das ihm einſt die Augen zudrückt. Er darf ihm nicht rufen, er darf es nicht einmal ſeinen vier Wänden vertrauen, daß er es hat, denn ſie könnten es ausplaudern; er darf es ſeinem Gott nicht klagen, denn er hat es ja ſelbſt von ſich losgeriſſen und geopfert. Er kann nichts als ſich darnach ſehnen, und an dem Sehnen Jahre lang ſterben. Er ſelbſt kann ſich nicht retten, Niemand kann's — bis auf ſein Kind, wenn es ihn freiwillig aufſuchen würde, damit der Vater durch ſeinen Anblick wieder geneſe. Wer ſollt' ihn tröſten, wenn

nicht sein Kind, wer ihn aufrichten als sein — Kind? Der alte Mann ist Euer Vater, — ein Jesuit, wie ich, aber doch Euer Vater! Mein Jugendfreund! Wir sind zusammen aufgewachsen. So wahr Gott lebt, er klagte mir nie sein Leid, aber ich weiß es; — hab' ich nicht Augen? So wahr Gott lebt, er weiß es bis heute nicht, daß ich in diesem Augenblick mit seinem Sohne rede. So wahr Gott lebt, dieser Brief an Loyola enthält keine Sylbe von dir.... Ich weiß keine andere Gelegenheit an ihn zu schreiben, als unter Loyola's Adresse. Der General selbst weiß nichts davon. Bin ich ein Scheusal, weil ich aus freiem Antrieb zu dem Sohne ging, um ihm zu sagen, daß sein Vater in Jammer und Noth liegt, oder ein Scheusal, weil ich — ein Jesuit bin? O, ich ward's nicht freiwillig; aber ich bin's nun einmal und so bleib ich's denn, meinem Eide so treu, wie dein armer Vater! — Ja, armer Vater, dein Schwur raubt dir dein Kind, und der Einzige, der dir's wieder geben kann, will's nicht, — weil du ein Jesuit wurdest!"

Der Geist Gottes, der die schlichte Natur, aus der er sprach, in diesen Augenblicken verklärte, traf das Herz des Sohnes und jedes Vorurtheil und jeder Argwohn schwand daraus. Schweigend umarmte Johannes den Alten.

„Wehe dieſem Loyola," rief er endlich, „daß er auch meinen Vater ſo elend machte."

Tiburzio's Herz krampfte ſchmerzhaft zuſammen. Jetzt durfte er ja nichts weiter ſagen. Doch er hoffte inbrünſtig zu Gott. „Verdamme auch dieſen Mann nicht, bevor du ihn gekannt!"

„Ich habe ihn kennen gelernt, ihn bemitleidet und ihn — haſſen müſſen! — Doch was reden wir von Loyola? Was drängt ſich dieſer Loyola ſtets zwiſchen meine heiligſten Gefühle und zertrümmert ſie! — Nichts von ihm! — O, halte mich nicht für fühllos, daß ich nicht weine! — — Was bei Andern in Thränen aufgeht, wird bei mir ein Entſchluß. — Führe mich zum Vater, daß ich ihn, er mich ſehe, mich und mein Weib ſegne, daß ich ihn rette aus den Banden, die Loyola um ihn geſchlungen. Ich ſchwöre dir's bei der heiligen Liebe meines Weibes, ich will nicht raſten, bis er mich, den er ſeit der Geburt nicht ſah, wieder hat; — — zwei Kinder ſtatt einem führe ihm zu."

Tiburzio jauchzte auf, er wußte ſich vor Freude gar nicht zu faſſen. „Und Ihr habt drei Väter ſtatt einem, — den leiblichen zuerſt und dann den braven Herrn Pittlinger, den Gott ſegnen möge, und einen armen Schelm, den Gott jetzt reich

gemacht hat dem Kaiser zum Possen, — das bin ich; ein bischen Vaterrecht an Euch müssen mir die andern zwei schon gönnen. Vielleicht bin ich ein Narr, aber ein glücklicher Narr bin ich. Es lebe der liebe Gott! Der liebe Gott ist mir lieber als alle Heiligen; der liebe Gott ist ein ganzer Mann, auf den man sich verlassen kann. Ja, das wäre mir auch ein sauberer Vater, der einen andern Vater nicht glücklich machen helfe.“

„Lebt mein Vater in Rom?“ fragte Johannes, von nun an ganz in dem Gedanken an die heilige Pflicht lebend. „Wie heißt er? Kennt er meinen Namen? Wann bringst du mich zu ihm?...“

„Nur Geduld! nur Geduld! Ja, er lebt in Rom; — ach, wo Loyola ist, muß er eben auch sein, — das ist recht verdrießlich. Doch macht Euch von dem General keinen gar so schlimmen Begriff. Er wird sich am Ende auch nicht sträuben und Euch den Vater wiedergeben. Aber Eures Vaters Namen sollt Ihr, so wahr wir beide Spanier sind, nicht eher erfahren, als bis er selbst ihn Euch nennt; das ist nun wieder mein Eid, der mich drückt, Gott sei's geklagt! — Euren jetzigen Namen und Aufenthalt weiß er nicht. — — O, was für ein Leben in meinen alten Tagen! Der Mann, mit

dem ich grau geworden bin, soll seinen Sohn wieder haben. Ach, wenn's doch die ganze Welt wüßte und sich mit mir freuen dürfte. Aber beileibe, mein vortrefflichster Junker — verzeiht, ich sündige gegen die Tugend der Höflichkeit, — Ihr seid ja ein Rathsherr: ei, was weiß ich, was kümmert's mich? — — Ja so, — — das wollt' ich dir sagen, mein Goldkind: „Ein Mann, ein Wort!" Du hast mir dein Wort gegeben — (verzeiht, ich bringe das: Ihr! nicht heraus) — über alles, was ich dir sagte, gegen Jedermann zu schweigen. Gut, du bist der Mann dafür. Wir wollen reisen. Ganz Rom soll auf den Beinen sein, wenn wir einziehen. Soll ich nicht stolz auf mein Wickelkind sein? Ich hab's aus der sterbenden Mutter Arm empfangen — — ich will's ..." Ein trüber Gedanke bemeisterte sich plötzlich seiner; es war ihm, als spräche eine Stimme statt seiner ...., „in des sterbenden Vaters Arm zurückgeben ..." „Gott verhüt's" unterbrach er sich, — „wer wird an solche Narrheiten denken? — Dein Vater wird durch deinen Anblick neu aufleben."

„Meine Mutter, meine Mutter!" fragte Johannes schmerzlich.

Tiburzio zerdrückte eine Thräne. — „Die ist ein Engel, und kam in dieser Stunde herab, und

ſtand unſichtbar hinter uns, als dein Herz weich wurde!... Ein andermal von deiner Mutter, Johannes, — heute wollen wir nicht mehr traurig werden; o, was iſt mir das Herz ſo voll.“

„Wir reiſen, ſobald ich kann...“

„Wann, wann?“

„Noch kann ich's nicht beſtimmen, da ja der Zweck Allen hier ein Geheimniß bleiben muß...“

„... und zwar für ewig! Schwört mir's um des Heilands willen!“

„Ich ſchwör' es!“

„Doch meinen Brief? Wie beſorg' ich ihn? — Ach, was ſtell' ich nur an, wenn die Adreſſe hier zu Land ſo verdächtig iſt? Ich möchte meinen alten Freund nicht lang' ohne Nachricht laſſen. Bin ich ihm ja doch der Einzige noch, der es ehrlich mit ihm meint, — — entſchuldigt, Euch vergaß ich Junker! —“

„Seid Ihr denn aber auch ſicher, daß Loyola den Brief nicht unterſchlägt? — —“

„Gewiß nicht! — Und wenn auch? Was läge daran? Wenn er ihn auch läſe — es ſteht ja von Euch nichts d'rin, der Vater weiß ja ſelbſt nichts, und Loyola wird gewiß nicht daraus klug, lieber Johannes, im Unverſtändlichen ſuch' ich Euch ſo gut

meines Gleichen, wie in allen solchen Dingen, wobei es auf Verstand und Herzhaftigkeit ankommt. — —"

„Dann macht aber wenigstens einen Umschlag mit einer andren Adresse darüber — möcht' ich Euch rathen . . ."

„Der Rath ist gut, dafur seid Ihr auch ein Rathsherr! — Seht, wieviel Deutsch ich noch behalten habe, um ein schlechtes Wortspiel zu erzeugen. Wir reisen! Wir reisen! Ich bin eben doch noch zu was nütze gewesen, und der liebe Gott braucht mir dafür nichts gutzuschreiben, denn ich habe hier auf Erden meinen Lohn. Thut er mir im andern Leben ein Uebriges an Glück und Freude, — nun, ich werd's nicht zurückweisen."

Lovola befand sich seit dem Augenblick, als er Tiburzio nach Indien entsendet und während der ganzen Zeit, in welcher er von demselben ohne Nachricht war, in einem ungewohnten Seelenzustande. Zum ersten Male in seinem Leben empfand er — und zwar mit Bewußtsein — allmälig die Qual der Reue; es that ihm Leid, daß er den Treuen in's Exil geschickt; aber er hätte ihn, so sehr er gewünscht hätte, daß er's nicht gethan, um

keinen Preis wieder zurückgerufen, — um sich keine Blöße zu geben.

Der Brief Tiburzio's aus Livorno brachte ihn auf sonderbare Gedanken.

„Nach der Lombardei? Was will er in der Lombardei? — — Ohne meine Erlaubniß, — ja meinem Befehl zuwider! — Knechte umgehen mich schon, als läg' ich auf dem Paradebett! — —

„Nein! Wenn mich je einer liebte, ist er's. — Warum? Was that ich ihm denn Gutes? Er liebt mich aus Thorheit; — wär' er klug, er thät' es nicht, könnt' es nicht. So ging ich von der Thorheit aus, sie hat mich gesäugt; — Thorheit bleibt mir von allen treu zur Seite, — nicht in mir!

„In der Lombardei? — — Heda! Eine Karte!"

Die Karte wird ihm gebracht. Er breitete sie auf dem Tische aus und neigte sich d'rüber. — „So weit mein Auge reicht, alles mein! — — Die Lombardei! — Tyrol! Es ist der gerade Weg."

Sein Geheimschreiber Polanco trat in großer Aufregung herein, „Entschuldigt, hochwürdigster General, daß ich, ohne zuvor zu klopfen, eintrete. Eine wichtige Neuigkeit bringe ich Euch."

Loyola wendete sich kaum. „Was gibts?"

„Der Pabst ist todt!"

„So? Gott sei seiner Seele gnädig! —"

erwiederte Loyola gleichgültig, mit um so größerer Aufmerksamkeit auf der Karte sich umsehend. — — „Augsburg" rief er; den Finger auf den genannten Fleck drückend. — „Augsburg? Daß mein Gedächtniß so schwach wird! Aber, ich irre mich nicht; — das ist die Stadt, von der er einst sprach. — War er nicht dort?" — —

„Hochwürdigster Pater General!" mahnte Polanco, — der Wagen Sr. Eminenz des Kardinals Caraffa hält vor dem Hause. Der Lakai fragte unten, ob Ihr zu sprechen wäret ..."

„Was will er? — — Ich bin nicht bei Laune! — Geht, sagt ihm das. Warum lassen mir diese Menschen nicht Ruhe? — Morgen, übermorgen! ..."

„Soll ich Sr. Eminenz das bestellen?"

„Was willst du? Bist du ein Thor?"

„Ihr befahlt doch! ..."

„Nichts! Was geht es dich an? — Laßt ihn kommen. —"

Der Geheimschreiber ging. „Augsburg!" wiederholte Loyola schwerathmend. „Oh ich werde alt! Mit jedem Tage um ein Jahr älter. Und diese Menschen seh'n's! — Sie sollen's nicht sehen. — — Heda, Polanco! — Polanco, Polanco? — Wo ist er?"

Polanco hörte noch auf der Stiege den Ruf und kehrte schnell gehorsam um.

„Was befehlt Ihr, hochwürdigster General?“

„Ich will Niemand sehen. Ich bin krank. Sagt es dem Kardinal.“

Polanco ging wieder.

„Augsburg! — Nein, es ist nicht wahr! Ich narre mich selbst. Er ist längst todt. In wielfacher Gestalt kann der Tod während so vieler Jahren dem Menschen begegnen! Tiburzio würde es nicht wagen! Könnt' er's!“

Polanco kam wieder und meldete: „Se. Eminenz der Kardinal Marcellus Cervinus frägt unten, ob Ihr zu sprechen seid?“

„Eine Leimspindel!“ rief Loyola. — „Fort mit ihm! Ich will Niemand sehn!“

„Nein, ich bin ein Thor! — Ich soll nichts hoffen, drum will ich nichts hoffen. Ein Knecht der Hoffnung zu sein, um ein Narr der Täuschung zu werden! Was einmal geschah, ist ganz geschehn. — Gott selbst dreht es nicht mehr zurück.“

„Der Herzog Farnese!“ meldete Polanco, wieder eintretend.

Loyola lachte, nicht ohne körperliche Anstrengung. „Sehe ich aus, wie einer, der Päbste erschafft? — Das wüste Gesicht ginge mir ab! —

Nichts von ihm! Bin ich der Kuppler ihrer Intriguen? Sie verunreinigen mein Haus. Ich will Ruhe vor den Narren haben.“

Polanco entfernte sich.

„Können mir alle Könige der Welt meiner Seele Frieden geben? Ja, dann, dann wollt' ich noch einmal mich hineinstürzen in den brausenden Wirbel des Lebens, helfen, retten, niederdrücken, wettmachen. Nicht einmal einen Traum mir vertilgen, der so wonnig, weil so tödtlich, nicht einmal das können sie! Können sie mir nicht helfen, diese ohnmächtigen Götter, so will auch ich ihnen nicht helfen. Nein!“

Bei der Pabstwahl verhielt sich Loyola ganz theilnahmslos; er verwendete seinen Einfluß für keine der um die Tiara ringenden Parteien. Der alte Caraffa erlebte zum zweiten Male den Verdruß, sich übergangen zu sehen; doch dauerte sein Kummer nur kurze Zeit; der neuerwählte Pabst Marcellus II. (der Kardinal Marcellus Cervinus) starb ein und zwanzig Tag nach der Uebernahme seiner Würde. An seiner Stelle wurde denn Caraffa endlich erwählt und nahm den Titel: Paulus der Vierte an. Obwohl Loyola bei dieser Angelegenheit sich

ebenso unthätig bewiesen hatte, wie kurz vorher, so versäumte Paulus der Vierte demungeachtet nicht, dem General mit großer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit zu begegnen, weil er die Wichtigkeit der Gesellschaft Jesu für die Existenz des Römischen Stuhles begriff. Zwar konnten die Jesuiten noch nicht ohne das Pabstthum bestehen, aber das Pabstthum konnte auch ihrer nicht mehr entbehren. Loyola blieb für die Huldigungen seines früheren Nebenbuhlers fühllos; sein ganzes Wesen fühlte nur das langsame Hinsterben in Hoffnungslosigkeit, und seine Untergebenen empfanden die Wirkung davon. Sie wagten nicht das Auge zu erheben, wenn seines wieder einmal aufflammte; runzelte er die Stirne, so zitterten sie. Ein vornehmer Römer, der ein Gesuch an ihn hatte, kam grade zu ihm, als sich im Gemache ein weltlicher Coadjutor der Societät befand, der aus Achtung vor dem eintretenden Edelmann sich von seinem Sitze erhob. Der General, der grade in übler Laune war, wollte den Edelmann demüthigen, und befahl dem Coadjutor sich zu setzen. Dessenungeachtet blieb dieser stehen. „Was ist höher, Adel oder Frömmigkeit?“ ruft Loyola zu dem Coadjutor. „Deine Höflichkeit ist Trotz. Wie du dastehst, einem niedrigen Possenreißer gleich, der den Pöbel mißhandelt und einem

Edelmann den staubigen Schuh küßt! Willst du stehn, — gut, steh' zur Schande da, wie ein Possenreißer, und setze den Stuhl auf deinen Kopf." — Und der Coadjutor wagte keine Widerrede, sondern hielt geduldig die von dem General auferlegte schimpfliche Buße aus.

Durch solche traurige Reizmittel frischte Loyola zuweilen die matte Lebensthätigkeit auf. Um die Stunden auszufüllen, schraubte er sich mit Anstrengung in seine alten Pläne von der Weltherrlichkeit seines Ordens zurück und bemühte sich, demselben einen blendenden äußeren Glanz zu verleihen. Er wollte ein prachtvolles Haus für ein deutsches Colleg in Rom erbauen, und einen noch herrlicheren von Grund auf neuen Pallast für ein italiänisches. Deßhalb berief er den tüchtigen Meister Anton Labaco nach Rom. Auch hatte er außerhalb der Stadt nicht weit von der Kirche San Balbino ein einfaches aber geschmackvolles und trauliches Landhaus zum Lustort für die Väter der Gesellschaft erbauen lassen, wohin er sich öfter begab, und welches er späterhin für immer bewohnte. Labaco kam gerade nach Rom, als ein zwischen Paul dem Vierten und Philipp dem Zweiten von Spanien ausgebrochener Krieg große Theurung und Armuth daselbst veranlaßt hatte. Volanco, der die Besorgung aller

Ausgaben hatte, meldete dem General trübſelig, daß er keine Mittel zum Bau aufzutreiben wiſſe. Loyola vertröſtete ihn auf Gott, und ſchloß ſich mit Lainez und noch einem Pater zum Gebete ein. Noch am ſelben Abend fand Polanco vor dem Thore eine große Summe Geldes, von welcher Niemand wußte, woher ſie gekommen war.

Loyola zog ſich oft wochenlang auf die neue Villa zurück und ſah dort Niemand, damit ſeine Schwäche verborgen bliebe. Allen war er gerade, ſeit er ſo oft unſichtbar wurde, der furchtbare Alte vom Berge; denn, was er aus ſeiner Einſamkeit erließ, war von ſolcher Art, daß alle davor zitterten.

Da kam der Brief von Augsburg.

„Augsburg!“ — Er erbrach, — hieß den Boten ſchleunig das Zimmer verlaſſen, riegelte ſich ein und las.

„Augsburg! Augsburg! — Tiburzio in Augsburg! Ich wußt' es! — Doch er iſt ein Thor, er äfft ſich ſelbſt; er hofft etwas zu finden, was mich glücklich macht. Als ob mich etwas noch glücklich machen könnte. — — —“

„Wenn es doch möglich wäre!? Nein, ich bin zu alt geworden, zu ſteif, als daß ich noch hoffen könnte. Alle Hoffnung iſt Thorheit. Täuſchung vermummt ſich in Hoffnung, damit wir ſie einige

Zeit lang gläubig anbeten ſollen. Das will ich nicht, damit die Schaam, daß ich mich am Rand des Grabes noch täuſchen laſſen konnte, mich nicht noch tiefer erniedrige. Hoffnung mag was Göttliches ſein für den, der noch jung iſt!“

„Ja, ich fühle, daß du biſt, aber du höhnſt mich mit dem, was ich weggeworfen; du trittſt mich mit Füßen, grauſamer Gott! Du willſt mich auch jetzt noch hoffen laſſen, um mich dann recht zu beſchimpfen, weil ich dir die Stirn geboten. Alt, ſiech, ſterbend, zerſtückt, bin ich doch noch, will nicht hoffen!“

Wann war er frömmer, damals, als er glücklich in ſeinem Wahnſinn vor dem Madonnenbild inbrünſtig betete, oder jetzt, da er elend in ſeiner Verſtandesklarheit ſich noch als Einzelnen zu behaupten ſtrebte? Er ſträubte ſich gegen das Hoffen. War das nicht die tiefinnigſte Hoffnung ſelbſt?

Petronio, ſein Arzt, der ihn öfters in der Villa beſuchte, fand ihn meiſt ſehr kränklich, obwohl der General ſich dann ſehr zuſammennahm und alle geiſtige Gewalt aufbot, um vor des Arztes ſcharfſichtigen Augen nicht ſo gar hinfällig zu erſcheinen. Da er überdem auf deſſen Beiſtand gar kein Gewicht zu legen ſchien, ja, über ſein Kränkeln mit erkünſtelter heiterer Laune ſcherzte, ſo gelang es ihm in

der That, Petronio ſo zu täuſchen, daß dieſer Jedem, der ihn um des Generals Befinden fragte, verſicherte: es ſtehe auf's Beſte, und wenn derſelbe zuweilen kränkle, ſo ſei dieß von keiner Bedeutung, ſondern nur natürliche Folge des vorrückenden Alters.

Loyola aber wollte: „Sie ſollen nicht eher inne werden, daß ich ſterblich bin, als bis die ſtummen Lippen meiner Leiche es ihnen ſagen.“

Zu Tiburzio's großem Mißvergnügen verzögerte ſich — durch allerlei Ereigniſſe, welche dazwiſchen kamen, die beſchloßne Reiſe von Woche zu Woche. Es wurde ihm bange, da er von Loyola keine Antwort erhielt; er begann deſſen Zorn zu fürchten. Um ſo mehr drängte er von Tag zu Tag in Johannes, die Abreiſe nicht länger aufzuſchieben.

Endlich traf der erſehnte Zeitpunkt ein. Johannes hatte alle Geſchäfte einem tüchtigen Buchführer übergeben, nahm von ſeinen Pflegeeltern Abſchied und führte ſein junges Weib in die Welt.

Sie reiſ'ten langſam und verweilten mit Behaglichkeit an den Zwiſchenorten, nicht bloß damit Maria's Geſundheit nicht angegriffen würde, ſondern auch damit ſie ſich an Gottes Natur- und Menſchenwelt mit ganzer Seele erfreuen könne. Wie

einem Kinde erſchienen ihr die Wunder der Alpen, die Reize Italiens, die ungewohnten Sitten eines fremdartigen Volkes, die Zauberwerke der Malerei, die prachtvollen Denkmale der Baukunſt in Mailand, Verona, Ferrara, Bologna und Florenz; — wie ein Weſen höherer Art betrachtete ſie den geliebten Gatten, der in Klarheit und Sicherheit ihr die Hieroglyphen des Lebens und der Kunſt deutete. Tiburzio beeiferte ſich mit raſtloſer Geſchäftigkeit Beiden Diener, Reiſemarſchall, Cicerone, kurz: alles zu ſein, was ſie aus ihm machen wollten. In Florenz ließen ſie den altväteriſchen Reiſewagen zurück und kauften für die Reiſe durch die Appeninnen Reitpferde und Maulthiere für das Gepäck. Die eigenthümliche Melancholie der Natur gefiel Marien ſehr, ſie wünſchte, in dieſen abgeſchiedenen Schluchten einige Zeit im Jahre mit ihrem Johannes wohnen zu können.

Bis dahin hatten ſie die Reiſe ohne das geringſte unangenehme Abenteuer zurückgelegt; in den Appeninnen erwartete ſie ein ſolches. Der Maulthiertreiber, welcher der kleinen Karavane zugleich zum Wegweiſer diente, ein durchtriebner Spitzbube, hatte, durch die Freigebigkeit der Reiſenden verführt, beſchloſſen, ſie in eine von der Straße abgelegne Gegend zu führen, wo ihm etliche Kameraden wohnten,

welche nicht im besten Rufe der Ehrlichkeit standen. Im Anfange merkten die Reisenden die Absicht Pippo's nicht, — erst als sie am Abende des zweiten Tages, statt in eine freundliche Herberge, immer tiefer in die Wildniß geriethen und die Pfade sich vor ihren Augen verloren. Tiburzio wurde zuerst auf den Burschen aufmerksam, der bei den an ihn gerichteten Vorwürfen eine immer größere Gleichgültigkeit und eine entschiedenere Frechheit zeigte. Ehe sich's Pippo versah, hatte Tiburzio eine Schlinge gedreht und sie dem verstockten Gesellen geschickt um die Fäuste geworfen, daß dieser sich nicht rühren konnte. Pippo wollte schreien, aber Tiburzio, der ihn an sein Pferd band, drückte ihm die derbe Hand auf den Mund und gab ihm folgenden guten Rath: „Freund, Ihr müßt vernünftig sein, und werdet mir daher die Unhöflichkeit verzeihen, die ich gegen Euch anwende, zumal da Höflichkeit gegen Eures Gleichen — Grobheit gegen rechtschaffne Leute wäre. — Ich will an deiner Ehrlichkeit nicht zweifeln, mein kleiner Galgenvogel, da ich aber keine Gelegenheit habe, sie zu erproben, so möcht' ich auch dir keine Veranlassung geben, uns das Gegentheil zu beweisen. — Sieh, ich mein' es redlicher mit dir, als du mit uns; denn ich werde dir wahrhaftig kein Leid anthun, so lang du so manierlich

biſt, als ein Spitzbube es ſein kann. Wenn du aber Luſt hätteſt, deinen guten Freunden, in deren Geſellſchaft du uns ohne Zweifel bringen wollteſt, zu rufen, damit ſie dir bei uns Geſellſchaft leiſten, ſo ſei überzeugt, daß ich hier noch ein Reſtchen Strick habe, welches für deine Kehle gerade ausreicht. — Was meint Ihr, edler Junker, daß wir jetzt anſtellen?"

„Wir können, wenn ich mich nicht ganz irre, nicht weit von Falterona und Camaldoli ſein, denn mich dünkt, der Treiber hat uns von Florenz auf Umwegen wieder nordoſtwärts geführt. Mein liebes Weib, — daß du es leiden mußt! Doch ſei nur gutes Muthes, ich habe meinen Degen und ein Paar tüchtige Feuergewehre."

„Glaubſt du: ich fürchte mich?" erwiederte Maria lächelnd. Es macht mir Freude, dir's zu zeigen, daß ich nicht furchtſam bin. Wir werden hier im Walde übernachten müſſen. Das iſt alles, und dabei ſehe ich keine Gefahr."

Tiburzio band nun vor allen Dingen den Maulthiertreiber an einen Baum, und wand ihm dann ein ſtarkes wollnes Tuch um den Mund, — „damit er ſich in der Nachtluft nicht erkälte," meinte er, — dann machte er ſich daran und bereitete der lieben Herrin ein weiches Lager von Blättern, über die

er Decken und Mäntel breitete. „Darauf sollt Ihr besser schlafen, als die heilige Genovefa, und ich und mein Freund dort am Baume stehen Schildwache. Wir haben frühen Sonnenaufgang, — sind ja im Sommer. Ihr schlaft einige Stunden und dann finden wir, wenn wir nicht mehr so weit von Camaldoli sind, bei den geistlichen Herren ein Frühstück, an dem Ihr Fastenspeisen kennen lernen sollt. Ich bitte Euch, lieber Junker, verlaßt Euch nur auf mich und legt Euch schlafen. Ueber mich kommt kein Schlaf!“

Johannes war jedoch nicht dazu zu bewegen, und blieb wachend am Laubbette Maria's, die an seiner Seite so sanft und ruhig schlief, als wäre sie daheim im sichren Hause des Vaters. Johannes lehnte ein Gespräch mit Tiburzio ab, um den Schlummer seines Weibes nicht zu stören. Heilige Ruhe rings im Wald. Die Wipfel sausten leise, leise. Der Gefesselte stöhnte zuweilen. — Johannes belauschte ängstlich jedes Geräusch, das etwa ein Käfer auf dem Blatte verursachte. Plötzlich hörte er in seiner Nähe tiefes, schweres Athemholen. — Das war der Gefesselte nicht. — — Er beugte sich über Maria hinüber. — Da lag der gute Tiburzio, der treffliche Wächter, mit halboffnem Munde, und bewies die Unzulänglichkeit seiner Natur.

Die Nacht verstrich ohne Störung. Die ersten Strahlen der Morgensonne brachen durch die dichten Zweige und gaben den Reisenden willkommne Auskunft. Maria erwachte. Die Pferde und Maulthiere wurden wieder gezäumt, — Pippo erhielt statt des Tuchs um den Mund, das ihm abgenommen wurde, einen Strick um den Hals, der ihm fast noch verdrießlicher war, und die Reisenden brachen auf's Gerathewohl wieder auf, um einen Pfad zu suchen.

„Höre, Pippo!" sprach Johannes, — „du siehst, wie übel es dir ergeht und ergehen kann, wenn du uns verrathen willst. Du bist ein armer Schelm, dem's nach ein paar Paoli lüstet. Ich verpfände dir mein Wort, ich will dich nicht angeben, sondern dir soviel in den Kauf geben, daß du zufrieden sein kannst, wenn du uns auf den rechten Weg bringst."

„Ich bitt' Euch, Junker," fiel ihm Tiburzio in's Wort, — „weßhalb fangt Ihr mit dem Schelm wieder an? Nein, ich weiß einen andern Wegweiser, den lieben Gott, der wird uns nicht in der Irre lassen."

Pippo bedachte sich — und schwieg trotzig.

In Gottesnamen verfolgten sie ihre Reise. — —

Sie mochten wohl ein paar Stunden langsam weitergeritten sein, als Johannes mehr als einmal

aufmerksam stille hielt, als erinnere er sich dunkel an gewisse Merkmale. Immer heitrer wurde, je weiter sie ritten, sein Gesicht.

„Was habt Ihr, Junker? Kennt Ihr die Gegend? Ihr seht ja die Felsklumpen wie alte Bekannte an?“ fragte Tiburzio verwundert.

„Binde Pippo auf ein Maulthier, und verhülle ihm die Augen,“ befahl Johannes, seiner Sache gewiß. „Dergleichen zu sehen taugt für solches Gesindel nicht.“ — — Und als Tiburzio den Befehl sorgsam erfüllt, rief er freudig: „Gott hat uns geholfen, Gott sei gepriesen!“

„Wo führt Ihr uns hin?“ fragte Tiburzio erstaunt.

„Geradesweges in das Paradies!“ erwiederte Johannes lächelnd, wollte aber auf keine weitere Frage, auch Mariens, mehr Antwort geben. Nachdem sie noch ungefähr zwei bis drei Stunden weiter gekommen waren, standen sie mit einem Male vor einer aus Trümmern aufgeschichteten Felswand, die jedes Weiterdringen unmöglich zu machen schien.

„Was machen wir nun?“ sprach Tiburzio bestürzt.

„Worauf Johannes heiter: „Wir sind am Ziele! — Laßt uns absteigen; dein Blinder mag auf seinem

Maulthier hier warten, wie er iſt, bis wir ihn holen laſſen, den armen Schelm.“

Mit Erſtaunen ſahen nun Maria und Tiburzio, wie Johannes ſie in eine dunkle Höhle führte. Kopfſchüttelnd tappte Tiburzio ſich weiter, Johannes führte ſeine Maria.

Sie ſtanden vor der Villa Fauſto.

Tiburzio rieb ſich die Augen und rief endlich: „Ja, Herr, das iſt das Paradies!“ — Die Blumen blühten noch, die Waſſer ſprangen, die Vögel ſangen noch wie ehedem. Es war, als ſei zwiſchen damals und jetzt keine Minute verronnen.

Johannes ſchritt mit ſeinem Weibe den Marmortreppen des Schloſſes zu. Da trat aus der Pforte eine hohe, ernſte Frau; drinnen im Saale ſchollen die Lautenklänge der Dienerinnen, aber es waren keine fröhlichen Weiſen, die da wie ſonſt ertönten, ſondern das kunſtloſe Grablied, das jener alte Diener erfunden hatte.

Als Beatrice Johannes und Maria gewahrte, ſtand ſie marmorbleich in ihrer Schönheit, wie eines der herrlichen Götterbilder, welche in dem Portikus und in den Myrthengebüſchen prangten.

Langſam ſchritt ſie die Stufen herab und bot beiden Ankömmlingen die Hand. Maria ſchmiegte

ſich, vor dem ſtarren Auge der bleichen Frau erbangend, an ihren Gatten.

Beatrice ſprach: „Seid willkommen im Thale des Todes!“

„Im Aſyle der Lebendigen!“ erwiederte Johannes; — „edle Dame, dieß iſt mein junges Weib, das ich liebe. Gönnet uns, die wir uns in den Schluchten des Appeninns verirrten, ein Obdach!“

„Johannes!“ ſprach Beatrice ſchmerzvoll; dann das Auge nach Oben wendend: „Vater, deine Verheißung iſt erfüllt. — — Ihr ſeid glücklich!“

„Ich bin's!“ verſetzte Johannes innig, ſein Weib an's Herz drückend. — „Doch ſprecht: Iſt der edle Herzog nicht hier? O, wäre er hier, o, könnt' ich zu ihm.“

„Er iſt hier — ſeit lange! Er verläßt das ſtille Thal nicht mehr.“

„O, ſo führt uns zu ihm! Wie drängt es mein Herz in Treue und Dankbarkeit zu ihm!

Beatrice ging ſchweigend ihren Gäſten voran und führte ſie zu dem Roſenhügel.

„Da ſchläft er!“ ſprach ſie, und ſank auf die Kniee.

Drei Tage blieb Johannes mit Maria und Tiburzio in dem paradieſiſchen Aſyle. Tiburzio meinte:

„Das wäre der Ort, wo sich's angenehm schlafen ließe.“ Pippo wurde durch drei hinausgesendete Diener eine Tagereise weit mit verbundenen Augen zurückgebracht, damit die Villa nicht verrathen werden könne.

Am dritten Tage schieden die Gäste. Beatrice sprach wenig, Maria war ihr lieb geworden wie eine Schwester. Es fiel ihr doppelt schwer, jetzt in der Einsamkeit zu bleiben, zu sterben. Maria bat sie, mit zu ziehen. Beatrice blieb standhaft. „Ich habe ja doch hier Gesellschaft,“ sprach sie; — „die Rosen auf jenem Hügel! —“

Die einsame Herrin gab den Scheidenden einen Diener mit, der ihnen den Weg auf die Heerstraße weisen sollte. Noch einmal umarmte sie dann Maria und drückte Johannes Hand. „Seid glücklich!“ sprach sie leise, und wendete sich rasch, die Stufen hinaneilend.

Johannes führte seine Maria an eine Laube. „Sieh, liebes Weib!“ sprach er, sie innig umschlungen haltend, — hier gewannen wir uns, hier auf diesem Fleck ward ich ein Mann!“

Langsam verließen sie jetzt den Garten; sie standen an der Schwelle des Paradieses und blickten noch einmal hin auf die Villa Fausto. Aus einer Seele riefen Beide, — und es war ein herzliches

Gebet: „Segne ſie, Vater der Liebe!“ Und Beide ſtreckten noch einmal die Arme aus, als wollten ſie die Einſame aus dem Heiligthum ihres Schmerzes herausziehen, in zwei glücklichen Herzen feſt einbürgern.

Beatricens Glück war die Wehmuth.

VI.

Tiburzio klopfte an Loyola's Thüre. — Keine Einladung. Auf's neue pochte er in banger Ungeduld; — noch immer kein freundliches: Herein! Da wußte er ſich nicht mehr zu faſſen. Er drückte entſchloſſen die Thüre auf.

Loyola ſaß in einem Lehnſtuhle, das Bild des Todes. Die Augen tief in den Höhlen, faſt erloſchen, das Antlitz verzerrt, der Leib dürr wie ein Gerippe. Er bemerkte den Kommenden nicht.

„Herr, lieber Herr!“ rief Tiburzio, ihm zu Füßen ſtürzend, auf die abgemagerte, faſt fleiſchloſe, Hand, die ſchlaff über der einen Seitenlehne des Stuhles herabhing, Küſſe drückend. Loyola ſchauerte bei der heftigen Berührung wie im Fieberfroſt zuſammen, blickte ihn matt an, und ſprach heiſer: „Biſt du's?“ —

„O, mein Herr, mein lieber Herr!“ war alles, was Tiburzio aus ſeinem durch den Anblick des Todesſiechen ſchmerzzerriſſenem Herzen hervorbringen konnte.

„Du warſt lange ferne!“ ſprach Loyola weiter, ſich allmälig erholend; — „wo warſt du?... ganz recht, ich beſinne mich, du warſt in Deutſchland..“

Tiburzio wollte ſprechen, Loyola bog ſich haſtig vor, und fuhr fort: „Nichts, nichts ſprich! Ich weiß alles ... Ich will's nicht wieder hören. — — Warum willſt du mich nicht ruhig ſterben laſſen?“ —

„Ihr wißt alles?“ rief Tiburzio ſtaunend, — „wer ſagte es Euch? ... Nein, es iſt unmöglich, — Ihr könnt es nicht wiſſen ...“

„Fühle!“ erwiederte Loyola, — — „Puls, Herz, die ſagen's — — — Ich wußte es, bevor du mich — dich ſelbſt betrogſt. — Wer macht Todte lebendig! Sag' mir's nicht. Ich weiß es, und doch verletzt mich's, es zu hören. — —“

Tiburzio ſchwindelte. „Wußte er's,“ — dachte er, — „weiß er's, und kann ſich nicht freuen? Hätte ich mich ſo lange Zeit wirklich betrogen? — Er ſelbſt ſagt's ja! Wäre das alles nicht Liebe geweſen? — Nein! Ich glaub's nicht, und wenn er's zehnmal ſelbſt ſagt. —“

„Gelt, daß du mich umſonſt betrogen? — Nichts! Keine Hoffnung! — Sei ruhig, ja, du meinſt es vielleicht ehrlich, ſei ruhig; ich habe mir Mühe gegeben, ſie zu verlernen. — Ich bin gefaßt, — aber ich will's von dir nicht hören, daß er wirklich todt iſt, — mir verloren!“

Tiburzio horchte auf. „Steht's ſo?“ Alle Pulſe wallten ihm auf.

„Herr! — —“ er konnte vor Haſt kaum reden, — — „Herr, das iſt nicht wahr!“

Loyola wollte ſich erheben, ſank aber in den Stuhl zurück. Weit auf riß er die Augen, die Stirn runzelte ſich; er ſtreckte den Arm gebieteriſch aus: „Höhnſt du mich? Noch leb' ich! Noch kann ich dich züchtigen, vernichten. Mich höhnen!“

„Kein Hohn, lieber Herr!“

„Fort! Du willſt mich hoffen machen, um mich zu betrügen, dann zu enttäuſchen, — willſt dich am Anblick meiner Ohnmacht weiden. So lang mein Athem weht, hat er die Kraft, dir das Augenlicht erblinden zu machen. — Doch ich mag keine Rache! Geh!“

Tiburzio wich zum Schein nach der Thüre zu und duckte ſich im Schatten. Es war Abend, die Sonne längſt hinabgeſunken, die Dämmerung umſchleierte alle Gegenſtände immer dichter.

„Tiburzio!“

„Herr?“ —

„Schließ das Fenſter auf. Hier iſt es ſo heiß.“

„Ja, das iſt heute ein ſchwüler Abend, wir haben den vorletzten Juli.“

„Wann kamſt du wieder in Rom an?“

„Heute, General, — vor einer halben Stunde!“

„Und eilteſt zu mir auf die Villa heraus? — —

Weßhalb? Was bringſt du mir? — — Tiburzio! Du mußt nicht grauſam ſein. Ich habe dir vielleicht einſt oft weh gethan, — denke jetzt nicht mehr daran, räche dich nicht an mir! Morgen werde ich vielleicht wieder, was ich ſtets hätte bleiben ſollen, — einer, der nicht iſt.“

„Nein, Ihr werdet nicht ſterben. — General! ich, und Euch weh thun?! Ihr habt mich ja nie beleidigt...“

„Bat ich dich um Verzeihung? Was glaubſt du von mir? — — Meinſt du: ich zittre? Ah, mir iſt ſo heiß, alles Blut ſteigt mir nach dem Kopfe. — — Wo biſt du? Ich unterſcheide nichts!“

„Es iſt Nacht geworden, lieber Herr, ſoll ich Licht bringen?“

„Nein, ich will in Nacht ſterben! Kein Auge ſeh' es. Ja, Tiburzio, — das iſt Sterben. Geh! — Bleib! Du ſiehſt mich ja nicht, — — und es iſt mir doch d'rum, jetzt, jetzt, einen Menſchen zu haben, an dem ich mich halte. Gib mir die Hand! — So! O, Tiburzio! Es iſt iſt bitter, ohne Hoffnung zu ſterben, — du ſiehſt's, — bezeuge mir's: daß ich's kann, daß ich noch ein Mann bin. Ich hab' alles niedergerungen. — — Mein Herz!“

„General, lieber, hochwürdigſter General! Hört mich an, zu Euren Füßen kaure ich, wie ein Hund,

der ſich vom Herrn nicht trennen kann. Haltet mich nicht für ſchlechter als ich bin! Kann Euch denn Ein Menſch lieber haben, als ich? — Still, ſtill, eitler Graukopf! Was für vermeßne Reden führſt du, als wenn ein — Sohn den Vater nicht noch lieber haben müßte! Und ſo ſeid Ihr geliebt, General!"

„Geliebt!" Heiſer lachte der General, ungläubig, im Bewußtſein ſeiner lebenslangen Einſamkeit, ſeines einſamen Sterbens.

„Und wenn Euer Sohn noch lebte?"

„Lebte?" rief Loyola. Der Gedanke belebte ihn ſelbſt; — „nein, nein, das iſt vorbei, ich hab' es ja längſt abgemacht."

„Wenn er plötzlich vor Euch träte, und Euch bäte, ihn zu ſegnen?" fuhr Tiburzio fort, ohne darauf zu achten, wie Loyola's Hand in der ſeinigen zitterte. — „Wenn der alte Narr ihn gefunden, ihn mitgebracht hätte?"

„Ja, er lebt!" ſprach Loyola, ſich erhebend, und an's Fenſter tretend. Er ſog die laue Nachtluft in vollen Zügen ein. Vor ſeiner Seele trat aus dem ſternhellen Himmel die Vergangenheit hervor. „Dort! Dort!" ſprach er in fieberhafter Aufregung. — „Der Liebesſtern am dunklen Himmel! Immer größer wird er, eine Sonne; immer näher

und näher ſteigt er hernieder. — Du biſt's, — Jungfräuliche Mutter! — — Umfloſſen von Sonnenglanz, ein ſchimmerndes Sternendiadem auf dem Haupt. An der Bruſt ein neugebornes Kind. Wie es lächelt, — ſtreckt mir die Arme entgegen, — — bewegt die Lippen, — will es mich Vater nennen? Peregrina! Du biſt's, zürnſt nicht, bringſt mir's, — Es gibt einen Gott! — — Mein Kind! Ich hab's!"

Ohnmächtig ſank er zu Boden. Tiburzio brachte ihn auf das Bette. — Allmählig ſtellte ſich ein leichter, erquicklicher Schlummer ein, der die ganze Nacht dauerte. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang, verließ ihn Tiburzio leiſe, ſuchte einen Diener und ſchickte dieſen eilig in die Stadt. Dann ging er wieder an das Bette, und behütete ſeinen Herrn.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang erwachte Loyola, blickte aus heiteren Augen um ſich, fühlte ſich geſtärkt, drückte Tiburzio's Hand und ſprach zu ihm: „Ich hatte einen ſchönen Traum! — Ich ſah mein Kind! Ich hatte es in den Armen. Staunſt du mich an, daß ich dieß ausſpreche? — Gott, den ich in ſeiner Herrlichkeit fühlte, löſt mir das Siegel von den Lippen, und ich fühle mich leicht und wieder jung. — Ja, endlich kann ich's ausſprechen, ich hab' ihn geliebt! Ich lieb' ihn

noch! Ich werde ihn mit diesen irdischen Augen nicht mehr sehen, aber dort hab' ich ihn, hab' ich sie wieder. — Jetzt bin ich davon überzeugt. — Komm, Tiburzio, lege mir deine Hand auf's Herz! — Nicht wahr, auch du hast mich geliebt? Nicht wahr, ich bin nicht so ganz arm?"

„Ihr werdet's sehen, ob ich Euch liebte, — bester, bester Herr! — mit diesen Euren leiblichen Augen werdet Ihr es sehen. — Der alte Possenreißer hat eine Komödie zusammengebracht, bei der den Engeln im Himmel das Herz im Leibe vor Freude aufhüpfen soll. — Ich sagte es Euch schon gestern: Juan lebt und ist hier in Rom, möchte Euch so gerne sehen, und Euren Segen empfangen, — wie? besinnt Ihr Euch nicht mehr drauf, General?"

Loyola fuhr mit der Hand über die Augen, als wische er sich den Traum daraus. — „Gestern? — Gestern war vieles noch anders. Ich war gestern krank, heute bin ich gesund. Ich glaube, glaube an dich, barmherziger, ewiger Gott!"

„So darf ich ihn Euch bringen? — —"

„Juan? — — O, mein Gott!"

Tiburzio verließ ihn für einige Augenblicke. Loyola hob sich im Bette auf und betete: „Herr mein Gott, ich erkenne dich an. Herr mein Gott,

du biſt barmherzig, wie ich's nicht verdiente. — Du läſſeſt mich wieder hoffen, ich bau' auf dich. Du wirſt mich nicht eher ſterben laſſen, nein, dieß Herz wirſt du ſo lang noch ganz erhalten, bis mein Kind daran liegt. — —"

Tiburzio öffnete die Thüre., Johannes und Maria traten herein.

„Johannes und ſein — Weib!" ſprach Tiburzio, ſetzte ſich in einen Winkel und weinte bitterlich.

„Meine Kinder, meine Kinder!" ſchrie Loyola, indem er ihnen haſtig die Arme entgegenſtreckte. „Meine Kinder, meine Kinder!"

„Loyola!" rief Johannes, und warf ſich, überwältigt von der Heiligkeit Gottes, die ihn in dieſem Augenblicke durchdrang, mit Maria vor dem Sterbenden auf die Kniee."

Loyola legte beiden die Hände zum Segen auf die Scheitel. „Ja, du biſt mein Sohn; bald erzähl' ich's deiner Mutter, wie du geworden biſt!" — — Er ſchwieg einige Sekunden lang. Johannes barg das Haupt mit heiliger Ehrfurcht an dem heftig klopfenden Herzen des Sterbenden. Loyola erhob ſich ganz aufrecht im Bette, ſein Auge leuchtete, ſein Antlitz war wie das eines Propheten. „Mein Sohn!" ſprach er feierlich, mit kräftiger Stimme; „ich habe dich zum zweiten Mal für immer wieder

gewonnen! Einſt! Einſt. — — Ich ſterbe; — fluche mir nicht! — Ich ſterbe, aber ich hinterlaſſe ein Vermächtniß, das ſo lange beſtehen wird, als ein Mann mit drei Kronen noch einen der ſieben Hügel beherrſcht. Sieh mich an, mich Sterbenden! Ich wollte der Geſchichte in's Rad greifen und habe nur an ihrem Geſpann gezogen. Ich wollte einen eigenen Staat gründen, einen Staat, der alle einſchließt und beherrſcht, in welchem der heilige Vater ſelbſt nur ein Bürger iſt! — Heute, ſterbend erkenne ich, daß ich nur ein Werkzeug war, daß mein Gebäude nichts iſt, als die innerſte Burg des katholiſchen Glaubens, die neue Form, in welcher der Allmächtige ihn wiedergeboren hat. Darum wird meine Geſellſchaft bleiben, ſo lange ein Ehelo-ſer die dreifache Krone trägt, hundertmal getödtet, ſich hundertmal aus ihrem Blute, aus ihrer Aſche verjüngen. Bis heute wähnt' ich ſtolz: was ich gethan, hätte ich ſelbſt gethan; heute wird mir's klar: ein Größerer that es. Ich hab' gethan, was ich gemußt, — das war mein Wollen! — Fluchſt du mir noch? — — O fluche mir nicht, deine Mutter war ein Engel... Ich ſah ſie, ſie lächelte, — ganz wie einſt, ... o, mein Sohn! mein Sohn... ich ſegne dich!"

Er ſank zurück. Tiburzio ſchluchzte: „Er ſtirbt,

Er ſtirbt. Lieber hochwürdigſter General! . . . Ach, was fange nun ich auf Erden an!“

Loyola hatte den Jammer gehört, — er winkte dem Treuen heran, und legte deſſen Hand in die des Sohnes. Mühſam gewann er die Sprache wieder . . . „Sei frei . . . deines Gelübdes entbunden . . . kraft meiner Würde — — der Orden hat kein Recht mehr an dich . . . bleibt beiſammen . . . du haſt mich geliebt!“

„Vater! Vater!“ ſchrie Johannes, als er ſah, daß Loyola's Bruſt ſich langſam hob, daß der Athem zu ſtocken begann. Loyola ſah ihn nicht mehr, aber fingerte noch auf der Decke nach des Sohnes Hand und Haupt. Johannes ſchmiegte ſich an ihn. Mit letzter Kraft preßte Loyola ihn an's Herz, als fände er in der Berührung Troſt, wolle Leben draus ſaugen. So ihn an ſich haltend, ſprach er noch leiſe: „Gott, ich erkenne dich . . . Biſt Liebe! — — In Allen unüberwindlich . . . ewig! . . .“

Sein Herz hörte auf zu ſchlagen. Es war eine Stunde nach Sonnenaufgang, am letzten Juli eintauſend fünfhundert und ſechs und funfzig.

Die Drei knieeten am Bette. Polanco ſchloß ehrerbietig die Thüre auf, der Pabſt Paulus der Vierte trat herein. Er hatte von Loyola's ſchwerem

Siechthum gehört und war am frühen Morgen gekommen, ihn zu beſuchen. Erſchüttert betrachtete er die Leiche, deren Antlitz wie in Freude verklärt dalag.

„Wann gebiert die Geſchichte einen Zweiten, dem gleich?!“ ſprach er; dann, mit Verwunderung auf Johannes und Maria blickend, zu Polanco: „Wer ſind dieſe, die wie fromme Kinder die Leiche behüten?“ Polanco wußte keinen Beſcheid zu geben.

Tiburzio beugte ſeine Kniee vor dem Pabſt und ſprach: „Heiliger Vater! Des Generals — Neffe.“

Der Heilige.

(1622).

Es hallt in Rom ein Stundenſchlag vom Thurm;
Jenſeits des Weltmeers hallt er mächtig wieder,
Donnernd hindurch den Wogendraus, den Sturm; —
Rings auf dem Erdball weckt er heil'ge Lieder.
Der braune Hindu hullt in weiß Gewand
Andächtig ſich; und an des Teiches Strand
Kniet er und betet auf dem Opfergraſe;
Der Äthiop' ſpornt ſeinen Renner an,
Hoch wirft das Roß den Sand der Wüſtenbahn
Und trägt den Herrn in's Bethaus der Oaſe.
Fern der Chineſe hört den Klang von Rom,
Und treibt die Gondel auf dem blauen Strom,
Das Feſt beginnt in Jeſu Chriſt's Pagode; —
Der in Peru dort hört's im Silberſchacht,
Er klimmt empor aus ſeiner heißen Nacht,
Zum Feſt des Lebens, aus dem ſteten Tode.
Und die da lagern an einſamen Palmen,
Und die dort ruhn unter Savannenhalmen,
Sie werfen haſtig Pfeil und Bogen fort,
Selbſt pfeilſchnell eilend an den heil'gen Ort,
Hell mitzuſingen Jubelpſalmen.
Und wo die Babel ihre Kinder ſaugt,
Und wo die Knechtſchaft Freiheit zeugt, —
Wo die Plejaden ewig ſtille ſteh'n,
Als ſieben Berg' verſteinert anzuſeh'n, —
Und wo die Seine Mordfleck' nicht kann abwaſchen,
Wo der Polack das Schwert als Scepter trägt, —

Wo der Magnat den Bau'r am Pfluge ſchlägt,
Und ſtolz ſich ſchlägt auf ſeine vollen Taſchen, —
Und wo das Volk, des Gottes Schmerzenskind,
Das die Geduld empfing zum Angebind,
Dies deutſche Volk ſich beugt vor Roma's Pfaffen,
Wo Fürſten Roma's Knechte ſind,
Die ſich vom Pabſt weih'n laſſen ihre Waffen, —
Und wo die Dummheit, die nach Ahnen miſt,
Sich feiſt an Gluth von Scheiterhaufen friſt,
Indeß Beabdil weint auf der Alhambra, —
Dort überall ſchallt tief ins Mark der Klang
Der von der Glock' in Rom aufwackend drang,
Indeß im goldnen Haus dampft Myrrh' und Ambra.

Die ehrnen Thore ſind erſchloſſen,
Einſtrömt das Volk in's Tempelhaus,
Von tauſend Kerzen ausgegoſſen,
Wogt ſich das Glanzmeer ſchwellend aus,
Von tauſend Quellen eingemundet,
Umſchlingt es dort das goldne Bild,
Das aufgerichtet ſteht und kundet
Der Menſchheit Loos im blanken Schild.
Von Gold das Fleiſch, das Kleid geſaltet
Aus ſtarrem Silber, ſchwer und rein;
Zum Spott des Lebens ſcheint's geſtaltet
Mit ſeinem Aug' von Edelſtein.
So ſteht's auf dem Altar erhoben,
Und d'runter ſteht ein Sarg voll Staub.
Blind biſt du, trotz dem Auge, droben, —
Du drinnen, trotz den Hymnen, taub! —

Es ſteht ein Prieſter vor'm Altare,
Dem man auf's Wort wohl glauben muß,
Es iſt der Mann mit der Tiare,
Der gibt der Welt den Segensgruß;
Er hebt die Hand, er ſpricht die Worte,
Und Hoſiannah ſingt die Welt, —
„So ſprenge' ich heut' des Grabes Pforte,
Denn die Gewalt des Tod's zerfallt.
Ich bin's, der die Geruſte zimmert,
Die ihr mit Purpur euch behangt, —
Und, wenn die Throne langſt zertrümmert,
Mein Marmorſtuhl bleibt unbedrangt.
So lange meine Kronen halten,
So lang auch halt der ehrne Ring,
Mit dem, — eh ganze Völker ſchalten, —
Ein Mann die Menſchheit mir umfing.
Den Gott als Schwert ſich auserleſen,
Ob auch der Sarg die Aſch' umſchließt,
Er lebt in ſeinem ew'gen Weſen,
Das keiner, der noch lebt, ermißt;
Dort lebt er als ein treuer Beter
Für dieſer Menſchheit ein'gen Bund,
Hier lebt er als ein Wunderthater,
Und ſpricht mit tauſendzüng'gem Mund.
So kund' ich laut, als der Statthalter
Des Herren Jeſu Chriſt's Gebot:
„„Ein Heil'ger iſt und ein Fürwalter,
Der hier im Sarge lieget todt.““ —
Sinkt auf die Knie', betet im Staube,
Und nehmt der Menſchheit Suhnungsgruß,

Und glaubet — selig macht der Glaube: —
Ein Heil'ger iſt Ignazius. —"
Und als der Pabſt das Wort geſprochen,
Da ſchallt der Hymnus himmelan,
Und Hunderttauſend' unterjochen
Sich, freudetrunken all', dem Wahn.
Und, wo geglaubt wird an den Einen,
Der herrſchet in der heil'gen Stadt,
Der, hier zu löſen, dort zu peinen,
Zu binden, Petri Schlüſſel hat, —
Und, wo der Name je erklungen,
Und wo ihn je gehört ein Ohr,
Da jubeln aller Glaub'gen Zungen
Den Hymnus: „Sankt Ignaz!" empor.
Die Kon'ge rufen's in Pallaſten,
Der Bauer ruft es hinter'm Pflug,
Es ſchallt Gebet im Oſt', im Weſten; — —
Doch dumpf dazwiſchen ſchallt ein Fluch.
Und, da die Jubelhymnen tönen,
Wohl hinter'm Altar ſteckt ein Strolch
Im Kleide von des Heil'gen Söhnen,
Der wetzt am Heil'genbild 'nen Dolch.
Wer merkt darauf? — Die Hymnen ſchallen,
So über Land, wie Meere weit.
„Heil'ger Ignaz!" ſo tönts von allen. —
Was nützt ihm die Unſterblichkeit? —
Wie laut der Menſchheit Freiheitsklage,
Wie hell Triumph der Seinen ſpricht, —
Er liegt in ſeinem Sarkophage,
Und höret Klag' und Jubel nicht.

Anathem.

I.

In dieſem königlichen Bett von Stein
Liegt Sankt Ignazens moderndes Gebein!
Ein breiter Fleck, — da iſt der Stein verletzt;
D'ran ward ſeit lang ſo mancher Dolch gewetzt;

Und mancher, der ſich in ein Herz gezwängt,
Iſt hier am Sarg, belorbeert, aufgehängt.
Auch manche Kron' iſt d'rauf, zum Prunk, gelegt; —
Wie viele Kronen doch ein — Todter trägt!

Ein finſtrer Mann ſitzt an dem Marmormal,
Es iſt des Ordens ſtolzer General.
Er wiegt die Kronen. „O, wie hohl und leicht!"
Er prüft die Dolche. „Wie von Blut noch feucht!"

„Was ſeid ihr, Kronen? — Ringe, Glied für Glied, —
Zuſammen — Kette, ſo die Welt umzieht,
Reichsäpfel — Bälle, die mein Hauch umtreibt,
Der Dolch — mein Griffel, der Geſetze ſchreibt. —

„Zeit, bleibe ſteh'n! — Und du, trotz allem Fleh'n,
Trotz allem Trotz, wirſt ſtets im Gleiſe ſtehn,
Menſchengeſchlecht, gefeſſelt, blind, ſtumm, taub! —
Die Staubgebornen bändigt dieſer Staub!"

Er ſprichts. — Ein Hall! Ein Schlag! Da birſt der Stein,
Und aus dem Sarg fliegt ſtaubend das Gebein,
In's Aug' des Stolzen fliegt der Staub wie Spreu,
Daß *der* geblendet wankt in Todesſcheu.

Und an ſein Ohr hallt, — wie der letzte Schlag
Der Uhr, der ſchon anſagt den nahen Tag, —
Ein Schrei, ſo laut; daß er des Tempels Quadern
Loſ't, als wenn Blut durchronn' des Marmors Adern.

„Wer ſchreit?" ſo ruft der General im Groll,
„Biſt du's, o Tod, verlangſt du deinen Zoll?
Uns biſt du unterthan, gewalt'ger Knecht,
Uns bandigſt du dies ſtörriſche Geſchlecht.

„Was willſt du jetzt, daß du mit mächt'gem Schrei
Mich ſelbſt erſchreckſt, den Einz'gen, der da frei?!
Willſt deine Löhnung? — Nimm ein Diadem!" —
Da ſchallt auf's neu der Schrei, ſchallt: „„*Anathem*!""

„Ja, Anathem!" ſtolz ruft's der General,
„Triumphgeſang! So ſchlage, Bannesſtrahl,
Den Wiſſensdurſt, den Freiheitsmuth erſchlage,
Denn dieß Geſchlecht *ward* nur, damit es — *trage*!" —

„„Ja, Anathem!"" ſo ſchallt der Weltſchrei wieder, —
„„Doch Anathem *dir ſelbſt*! — ſtürz bebend nieder,
Weltherrſchaft, winde dich verflucht im Staube;
Dir flucht die Lieb', dich achtet ächter Glaube!""

II.

Und wie des Heil'gen Staub zerfliegt mit allen Winden,
So flieh'n, geächtet, mit dem Kainsmaal
Ignazen's Jünger durch die Welt, ſie finden
Die Freiſtatt nirgend, wo der Sonne Strahl
Nicht Gottes Fluch enthüllt, den ſie mit Prieſterbinden
Verdecken möchten, — oder ſelbſt erblinden! —
Am Fluch des Ordens ſtirbt der letzte General.

Wie Wölfe, die in Trümmern lang gehauſet,
Vor denen lang dem Wanderer gegrauſet,
Entflieh'n vor allgemein entbotner Jagd,
Aus der Ruinen dunklen Schluyfen kreuchen,
Auf freier Ebne windſchnell weiterkeuchen,
Kein Winkel nirgends, — denn es tagt! — —
So flieh'n die Schwarzen, ſchürzend die Gewänder,
Auf blut'gen Spuren durch die Länder,
Und hinterher der Menſchheit Haß. —
Wohin ſie kommen, wo ſie wollen raſten — — —
„Die Schwelle, d'rauf ihr ſieht zu gaſten, —
Sie iſt von Blut, von Thränen naß!
Was wollt ihr an des Konigs Pforte?
Seht ihr den Schatten nicht davor?
In jeder Hand mit einem Morde,
Den ihr gethan, verſperrt er euch das Thor.

Was wollt ihr vor des Bürgers Thüren?
Dem Vater ſeinen Sohn verführen? —
Was wollt ihr in dem ſchlichten Haus?
Ihr ſtahlt die Freiheit einſt daraus.
Was wollt ihr an des Elends Bette?
Ihr warft die Menſchheit, lachend, d'rauf.
Jetzt ſprang der Schlußring, barſt die Kette,
Es hält die Nacht den Tag nicht auf."

Die dunklen Trümmer, d'rin mit ſtolzem Streben
Ihr ſaß't, zu theilen euren Raub, —
Nicht einen Stein davon ſeht ihr noch kleben
Am andern; — lichtvoll, weit und eben
Iſt jetzt die Statt', beſtreut zur Sühn' mit Aſch' und Staub.
Was fleht ihr zu Ignaz? Das Todte bleibet taub,
Scharfhörig aber iſt das Leben.

III.

Sie fliehen hin zur santa casa Alle,
D'rin einſt Ignaz geboren ward;
Neu in der ſilberhellen Halle
Sonnt ſich der Orden, ſein Baſtard,
Den er gezeuget unnatürlich
Mit ſeinem Ich im Rauſch des Siegs; —
Der Baſtard erbte unwillkührlich
Den Lebensdrang des Todeskriegs.

Wie ſchon in immer dichter'n Ringen
Sie, wachſend, jetzt das heil'ge Haus umſchlingen!
Schon zeigt die Hydra ohne Scheu
Die Häupter; ihre alten Waffen tauchen
Sie in das Blut der Menſchheit, brauchen
Mit nerv'gen Fauſten ſie aufs neu'.

Schon wieder wandert mancher Bote,
Doch geht er in des Lammes Vließ;
Schon Leben luat auf's neu' das Todte,
Und ſein Triumph ſcheint ſchon gewiß.

Sie ſtählen ſich am Gluthenfacheln
Vom heiligen Autodafé,
Sie lernen wieder freundlich lacheln,
Und ihre Händ' ſind weiß wie Schnee.

Wer glaubt's der Hand, daß ſie geröthet
Einſt war von Flamme, wie von Blut?
Wann hätte dieſe Hand getödtet,
Die auf des Königs Haupt jetzt ſegnend ruht? —
Doch einen Mord gibt's, der unblutig,
Wie das Meßopfer am Altar; —
Sei du gewaltig, weiſe, muthig,
Du nimmſt den ſichren Dolch dazu nicht wahr. —
Doch, wenn's auch keines Menſchen Blicke ſchauen,
Der Ew'ge ſchaut's, dem ſich kein Herz verſchließt.
Er ſiehts: „Ihr mordet Wahrheit, Lieb', Vertrauen!"
O ſeid gewiß: daß er's euch nicht vergißt!

IV.

(1836).

Die Fackel loht, — doch nicht für Scheiterhaufen,
In Glut des Ich's Herrſchaft — göttlich zu taufen;
Nicht Ketzer brennen, — Klöſter ſteh'n in Flammen,
In Aſche ſinkt des Mönchthum's Burg zuſammen.
Wer knicet noch an des Heil'gen Haus? —
Die Rache ſchaut zum Fenſter ſtolz heraus.

Wie eine Rieſenſchlang' mit Ringelreifen
Wird dieſer Brand die ganze Erd' umſchweifen,
Er wird umfluthen Romas ſieben Hügel.
Iſt euch die Hand lieb, faßt nicht nach 'nem Zügel.
Wollt ihr dem Lava-Strom die Hand entgegenhalten?
Die Hand wird Aſch', — die Lava nicht erkalten.

V.

Des Lebens Buch liegt vor mir aufgeſchlagen.
Ein heil'ges Zeichen glanzt darin wie Sonnen,
Die eine neue Erde übertagen;
Und neue Volker trinken aus dem Brennen.

Ich ſchau' hinein, ich ſuch' nach dem Gedachtniß
Des ſtolzen Ordens d'rin, und ſuch' vergebens.
Die Stimme ſpricht: „Er war des Todes Vermächtniß;
D'rum ſteht er nicht im Buch des Gottheit-Lebens!“

Druckfehler.

Man bittet, die nachstehenden sinnstörenden Druckfehler vor dem Lesen des Buches zu corrigiren und dem Verfasser, welcher während des Druckes vom Druckorte abwesend war, Buchstabenfehler und irrige Interpunktionen, welche in diesem Verzeichnisse nicht angeführt werden, nicht zur Last zu legen.

Im ersten Bande:

Prolog. Seite 3. Stanze 2. Vers 5 lies: blutgemarkte.
„ „ 5. „ 7. „ 6 l. zöast es.

Seite.	Zeile.				
37	13	von oben lies:			sollet.
59	1	v.	o.	l.	der Loyola's.
101	1	„	„	„	deinen Ritter.
117	6	„	u.	„	Lauge.
132	12	„	o.	„	dann.
143	9	„	u.	„	ein für alle mal: Montserrat st. Montserrat.
143	4	„	„	„	Manreza.
148	14	„	o.	„	bis unsere Geleise sich scheiden.
165	8	„	„	„	verwegene.
174	14	„	„	„	Rebleudurre.
264	7	„	u.	„	lernte.
307	13–15	„	o.	„	ein feister Mann, dessen Gesicht ein Aushangeschild schlechter Weine schien, wie seine Rebe ein Asyl für alle guten.
317	10	„	„	„	mit Salamanca.
344	6	„	u.	„	der die eine Faust.
345	10	„	„	„	Ihr sollt mich kennen lernen.

Im zweiten Bande.

3	3	„	v.	„	am Rinn, — Ihr u. s. w.
8	10	„	„	„	eckelten.
10	6	„	„	„	das Aushangeschild.
16	3	„	u.	„	Hm, statt: Ja.
29	1	„	o.	„	Knochen.
29	2	„	„	„	Hebe.
23	9	„	„	„	aber er dreht Euch eine Nase.
25	3	„	„	„	beschamt.
27	4	„	u.	„	am statt: im.
35	14	„	„	„	in den Rosenblattern.
39	6	„	„	„	theilte.

Seite.	Zeile.			
41	8	v.	u.	l. Mordes.
48	3	„	o.	„ bedanken.
60	7	„	„	„ verkandelt zu wissen.
66	3	„	u.	„ allenfalls.
130	8–9	„	„	„ Frau Klaren statt: der Frau Klaren.
149	12–13	„	o.	„ vermeae.
192	6	„	„	„ und den.
195	13	„	u.	„ nurmehr.
228	4	„	„	„ nicht höher.
233	4	„	o.	„ in Loyola's Brust.
238	12	„	u.	„ verwenden.
269	11u.10	„	„	„ und eilte, hinter dessen Rücken ausspuckend und die Faust ballend,
278	12	„	o.	„ aus dem Bett.
280	11	„	u.	„ klaaliche.
280	5	„	„	„ Gerucht.
285	6	„	o.	„ was mich.
286	11	„	„	„ andetet statt entbehrt.
292	7	„	u.	„ hieher st. her.
309	3	„	„	„ nichts mehr.
310	2	„	o.	„ wegen Ketzerei untersucht.
311	4	„	„	„ hatte.
311	6	„	„	„ gekommen wäre.
327	13	„	u.	„ den Anschein.
333	13	„	„	„ Concils.

Im dritten Bande.

8	12	„	o.	„ sanft geläutert.
20	5	„	u.	„ schon wars ein Staat.
22	4	„	o.	„ aufopfernd.
22	10	„	„	„ klug vertheilt.
22	2	„	u.	„ Zellen.
35	9	„	o.	„ hiezu berufen.
55	8	„	„	„ denselben.
61	6	„	„	„ je eine Saule.
62	10	„	„	„ leckten.
67	11	„	u.	„ ewige.
98	13–12	„	„	„ „Wer bist du? Wer ich?
99	3	„	„	„ liebe.
103	12	„	„	„ seiner Wohlthäter in Augsburg.
156	8	„	o.	„ des fanatischen Priesters.

Geschichte
des
deutschen Volkes.

UNIV[illegible]ATS
B[illegible]CK
[illegible]ZIG

89-4-300
2
Mc I 14.11.89
20.95

Uebersichtlicher Inhalt.

			Seite
Erstes Buch.	Die ursprüngliche Volksfreiheit der Deutschen. — Die Entwickelung der christlich-deutschen Weltordnung. — Die Einigung der deutschen Volksstämme im Frankenreiche durch das Königthum	v. unvordenklicher Zeit b. zum J. 768 nach Christi Geb.	3—72
Kapitel	1. Urverfassung der Deutschen. Freie Volksgemeinden in Gauen mit Selbstgesetzgebung und Gesammtburgschaft. — Allgemeine Nationalbewaffnung und Gefolgschaften des Adels. Ursprung		3
	2. Auftreten der Kimbern und Teutonen	v. J. 113 vor Chr. Geb.	10
	3. Die Römer in Deutschland, ihre Eroberungen und ihr Streben ganz Deutschland zu unterwerfen	101 vor Chr. Geb.	10
	4. Errettung des deutschen Volksthums durch die Nationalbewaffnung unter Hermann dem Cherusker	v. J. 58 vor Chr. Geb. bis zum J. 9 nach Christi Geb.	14
	5. Marbod's Streben nach Herrschaft auf dem Grunde der Gefolgschaft. — Zwietracht — der Deutschen Verderben!	nach Christi Geb. Jahr 9.	16
	6. Die Freiheitskämpfe der Bataver unter Claudius Civilis. — Die Bezwingung der Daken	17—89.	22
	7. Kampf des Markomannenbundes gegen die Römer und dessen Ueberwindung. — Die großen Stammbünde, — Alemannen, Franken, Sachsen und Gothen, — ziehen wider das römische Reich	89—170.	25
	8. Beginn der Völkerwanderung von Aufgang her. — Deutsche Stämme in Italien, Spanien, Gallien, Britannien und Afrika. — Attila's Hunnenreich	170—433.	29
	9. Ende des weströmischen Reichs durch den fränkischen Fürsten Odoaker. — Chlodwig, Fürst der Franken, zerstört die letzten Reste römischer Herrschaft in Gallien	476—486.	41
	10. Einigung mehrer deutscher Volksstämme im Frankenreiche durch Chlodwig. Befestigung des neuen Königthums durch die Gefolgschaften. Entwickelung des Lehnwesens und Lehnrechts	486—511	43
	11. Theoderich gründet ein ostgothisches Reich in Italien.	493—526.	48
	12. Untergang des thüringischen und des burgundischen Reiches, der vandalischen Herrschaft in Afrika und des ostgothischen Reiches in Italien	530—553	51
	13. Chlodwigs Geschlecht (die Merowinger) bis auf Chlotar II. Frankens und Herzoge. — Zunehmender Machteinfluß des Adels und der Geistlichkeit	511—613.	54
	14. Einbruch und Herrschaft der Longobarden in Oberitalien (568). — Untergang der westgothischen Herrschaft in Spanien durch die Araber (711). — Avaren und Slaven	568—711.	57
	15. Größere Ausbreitung des Christenthums. Bonifacius. — Die Macht der Hausmeier und die Ohnmacht der letzten Merowinger. Karl Martell (714—741). Aufgang der Merowinger im Frankenreiche. — Pipin, der Kurze, gewählter und gesalbter König der Franken.	687—752.	63

		Jahre nach Christi Geburt.	Seite
Zweites Buch. Die Entwickelung der Selbstständigkeit des deutschen Reiches aus dem Frankenreiche		768 – 1024.	76–142
Kapitel 1.	Karl der Große strebt die Völker des Abendlandes in einem christlichen Reiche zu einigen. Dreißigjähriger Krieg der Sachsen für die Freiheit gegen die Franken. Entstehung der Marken. Verfassung, Reichsstände und Reichstage, Sendgrafen, Heerbann. Keime der neuen Bildung. Das neue römische Kaiserthum (800). Kirche und Staat – zwei gleichlautende Formen der neuen christlichen Weltordnung	768 – 814.	76
2.	Kaiser Ludwig der Fromme. Zunehmen der geistlichen Macht im Staatswesen	814 – 840.	94
3.	Theilung des großen Frankenreiches zu Verdun: in Lothringen, deutsches Reich und Frankreich. König Ludwig der Deutsche (bis 876). König Ludwig der Jüngere (bis 882). Kaiser Karl der Dicke (bis 888). Kaiser Arnulf (bis 899). König Ludwig das Kind. Das Geschlecht Karls des Großen erlischt in Deutschland. Die Erblichkeit der großen Lehen wird Gewohnheitsrecht; die Erblichkeit der Krone, bedingt durch die Anerkennung oder Wahl des Volks und der Reichsstände. Abnahme der freien Landgemeinden bis auf wenige Ueberreste. Herzoge und Pfalzgrafen. Entwickelung der Kirchenverfassung und des kanonischen Rechts; die falschen Dekretalen. Normannen, Slaven, Ungarn. Deutschlands Feinde. Eigenmacht der Großen und Faustrecht	843 – 911.	98
4.	Das alte Recht des Volks, die Könige zu wählen, wird durch die Fürsten vertreten. – Konrad I. (der Franke).	912 – 918.	100
5.	König Heinrich I. (der Sachse). Wiederherstellung des Heerbannes. Erbauung von Schutzburgen und Keime des Ritterthums. Erwachen des kriegerischen Nationalgefühles. Nationalsieg bei Merseburg über die Ungarn	919 – 936.	111
6.	Kaiser Otto I. Erste Ausübung der vier Reichserzämter. Stammfeindschaft der Franken gegen die Sachsen. Beginn der politisch-religiösen Kämpfe gegen die Slaven. Völlige Bezwingung der Ungarn auf dem Lechfeld. – Das Kaiserthum erhebt sich auf's Neue zum Begriff der Weltherrschaft.	936 – 973.	117
7.	Kaiser Otto II. und Kaiser Otto III. Die Idee der kaiserlichen Weltherrschaft dreht sich um Italien und Rom als Mittelpunkt. Die Krone nicht erblich, aber vorzugsweise bei'm Stamme der Kaiser gelassen	973 – 1002.	128
8.	Kaiser Heinrich II. Höheres Emporwachsen der geistlichen Macht und des Städtewesens. Weitere Entwickelung des Ritterthums. Erlöschen des sächsischen Stammes.	1002 – 1024.	134
Drittes Buch. Das Kaiserthum in seiner Blüthe; seine Kämpfe mit der Hierarchie und sein Verfall		1024 – 1273.	143–289
Kapitel 1.	Kaiser Konrad II. (der Salier). Streben nach Herstellung des königlichen Ansehens und der Reichs-Einheit. Gegenbestrebungen der Fürsten und Großen. Die Macht der Herzoge wird erschüttert. Ausbildung des Lehnwesens zu Gunsten der niedern Vasallen	1024 – 1039.	143
2.	Kaiser Heinrich III. Bestrebungen, die Macht der Fürstenhäuser zu schwächen, die königliche Hausmacht zu vergrößern, die Königswürde erblich zu machen. Der Gottesfriede gegen das Faustrecht. Bestrebungen zur Reinigung der Kirche und zu ihrer Einigung mit dem Staate. Das Kaiserthum auf dem höchsten sichtbaren Gipfel des Ansehens und der Macht, die römische Hierarchie unbeachtet desgleichen	1039 – 1056.	151
3.	Jugendzeit des Königs Heinrich IV. Widerstand der Sachsen gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt (zugleich aus der alten Wurzel des Stammhasses gegen die Franken). Der König ruft die Autorität des Papstes für Staatsangelegenheiten und erkennt jene dadurch an.	1056 – 1075.	161
4.	Die römische Hierarchie tritt als Beschützerin der politischen Freiheit auf. Papst Gregor VII. übernimmt selbst die Sorge für die Reinigung der Kirche, setzt den Cölibat ein, eröffnet den Kampf um die Investitur und spricht das vermeintliche Oberrecht der Kirche über alle weltliche Gewalt aus. Das Volk für den König, die Fürsten für den Papst. Gegenkönig Rudolf, Heinrich's IV. Absetzung durch den Papst. Demüthigung in Canossa, Erbe-		

		Jahre nach Christi Geburt.	Seite
	bung und Kaiserkrönung. Die Hierarchie setzt den Kampf fort. Gegenkönig Hermann	1076—1085.	109
Kapitel 5.	Erregung des Abendlandes durch die ersten Kreuzzüge. Eroberung Jerusalems. Gottfried von Bouillon.	1095—1099.	128
„ 6.	Fortsetzung des Kampfes zwischen Hierarchie und Kaiserthum. Ausbildung der Politik der Hierarchie; sie bewaffnet den Sohn gegen den Vater. Der Grundsatz: „der Zweck heiligt das Mittel," zum erstenmal thatsächlich dargethan.	[illegible]	141
„ 7.	Kaiser Heinrich V. — Vermehrung des Investiturstreites. Das salische Kaiserhaus erlischt	1106—1125.	153
„ 8.	Die allgemeine Wahlfreiheit auf einen Ausschuß von zehn Fürsten beschränkt. Lothar (von Sachsen) zum König erwählt. Die wüste Spannung zwischen Franken und Sachsen erneuert sich, damit verzweigt beginnt die zwischen den Hohenstaufen und Welfen	1125—1137.	192
„ 9.	Reichsverfassung. Erblichkeit der großen Lehen. Waffen. Geschlechtsnamen. Das Ganze des Reichsdienstes, ausgedrückt in den sieben Heerschilden	— — — —	184
„ 10.	Kaiser Konrad III. (der Hohenstaufe). Ausbruch des Kampfes zwischen Hohenstaufen und Welfen. Zweiter Kreuzzug	1137—1152.	189
„ 11.	Kaiser Friedrich I., der Rothbart. Streben nach Herstellung des römischen Kaiserthums im vollen alten Umfang. Kämpfe in Italien gegen die Nationalfreiheit und die Hierarchie. Das römische Recht, von den Kaisern begünstigt, um den Begriff der Majestät daraus festzustellen, — für deutsche Volksfreiheit verderblich!	1152—1167.	201
„ 12.	Verbindung des Kaisers mit der Hierarchie und mit der Freiheit Italiens. Sturz der Welfenmacht und Zersplitterung der alten großen Herzogthümer	1167—1183.	211
„ 13.	Ritterschaft und Rittertum in der Blüthe; Emporkommen der ritterlichen Dichtkunst. Dritter Kreuzzug. Stiftung des deutschen Ritterordens (1191)	— — — —	221
„ 14.	Kaiser Heinrich VI. Neuer Anlauf der Welfen gegen die Hohenstaufen. Vergebliches Streben, die Kaiserkrone erblich und das Kaiserthum zur Weltherrschaft zu machen. Die Hierarchie tritt diesem Streben entgegen: „die ganze Erde soll ein Gottesstaat, die Kirche der Mittelpunkt der Einheit sein." Die Hierarchie erreicht den höchsten Gipfel sittlicher Größe durch Innocenz III.	1189—1198.	224
„ 15.	Der Welfe Otto IV. und der Hohenstaufe Philipp — Gegenkönige. Ermordung Philipp's (1208). Der Welfe Otto IV. als Kaiser gegen die römische Kirche; diese erhebt den Hohenstaufen Friedrich II. Reiche Entfaltung der ritterlichen Poesie. Vierter Kreuzzug	1198—1216.	230
„ 16.	Kaiser Friedrich II. Sein Kreuzzug. Er strebt nach erblicher Weltherrschaft auf den Trümmern der römischen Hierarchie. Diese erhebt sich zum Kampf auf Leben und Tod, und zerstört die Ordnung in Deutschland, sinkt aber zugleich von ihrer sittlichen Höhe. Untergang der Staufinger (1254). Gegenkönige: Heinrich (Friedrichs II. Sohn), Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland. Die Wunder. Vehmgericht . . .	1216—1230.	236
„ 17.	Untergang der Hohenstaufen, Verfall des Kaiserthums, Triumph des Papstthums, König Konrad IV. und Konradin. — Gegenkönige: Wilhelm von Holland, Alphons von Kastilien, Richard von Kornwall. Rheinischer Städtebund, Zwischenreich in Deutschland. Herrschaft des Faustrechts. Das Bürgerthum, an Macht wachsend, eine neue Zuflucht der Volksfreiheit und der Schern der neuen Bildung. Höchste Blüthe der ritterlichen Poesie (Wolfram von Eschenbach) und ihre Ausartung. Blüthe der (bürgerlich kirchlichen) bildenden Kunst (besonders der Baukunst, der Kölner Dom gegründet 1228). Selbständigkeit des deutschen Baustyls. Der deutsche Ritterorden in Preußen. Neue Gebietsbestimmungen und Aufkommen großer Kurfürstengeschlechter. — Sammlungen des deutschen Rechts	1230—1273.	250
Viertes Buch.	**Die Ausbildung der Landeshoheit und der landständischen Verfassungen. Das Wachsthum der geistlichen Macht**	1273—1317.	280—377
Kapitel 1.	Kaiser Rudolf I. (von Habsburg). Sieben Kurfürsten üben das Wahlrecht. Gründung der habsburgischen Hausmacht in Oesterreich. Die deutsche Hanse. Der Landfriede.	1273—1291.	280

		Jahre nach Christi Geburt.	Seite
Kapitel 2.	Kaiser Adolf von Nassau. Kaiser Albrecht I. Streben nach Erblichkeit der Krone für das Haus Habsburg.	1291—1308.	270
„ 3.	Die Volksfreiheit in den drei Waldstätten und in Ostfriesland	— — — —	276
„ 4.	Kaiser Heinrich VII. (von Luxemburg) gründet in Böhmen eine luxemburgische Hausmacht und sucht vergeblich die frühere Bedeutung des Kaiserthums wieder herzustellen.	1308—1313.	286
„ 5.	Eifersucht der Geschlechter Habsburg und Wittelsbach. Zwiespältige Königswahl Ludwigs von Baiern und Friedrichs von Oesterreich. Parteiung in ganz Deutschland	1314—1322.	290
„ 6.	Die Kämpfe der Schweizer (Schlacht am Morgarten 1315) und der Dithmarsen (1280—1322) zur Rettung der Volksfreiheit	— — — —	294
„ 7.	Ludwig der Baier durch den Sieg bei Ampfing (1322) allein König der Deutschen. Eingriffe der Hierarchie in die deutsche Reichsangelegenheit. Erster geistiger Kampf gegen ihre Anmaßungen. Frieden und Heil durch deutsche Treue	1322—1328.	298
„ 8.	Kampf Kaiser Ludwigs des Baiern, gegen die Hierarchie und für Deutschlands Selbstständigkeit, unterstützt durch geistige Waffen, und den Beschluß der Kurfürsten zu Renze (1338). Wachsende Bedeutung der Städte, bürgerliche Tüchtigkeit. Die Größe der wittelsbachischen Hausmacht erregt die Besorgniß der Fürsten, und diese unterstützen die Hierarchie gegen den Kaiser, Karl IV. — Gegenkönig	1327—1347.	305
„ 9.	König Günther (von Schwarzburg). Politik Karls IV. zur Auflösung der wittelsbachischen Macht. Der schwarze Tod, die Geißler und die Judenverfolgung.	1348—1349.	312
„ 10.	Emporkommen der landständischen Verfassungen zur Vertretung des Volkes	— — — —	314
„ 11.	Kaiser Karl IV. Wendepunkt der Reichsverfassung durch die goldne Bulle (1356). Die Reichsfürsten werden dadurch aus Reichsbeamten Territorialherren unter kaiserlicher Oberhoheit. Verfall der wittelsbachischen Hausmacht. Wachsthum der luxemburgischen und habsburgischen. Erfindung des Schießpulvers. Der Beginn der Kirchenspaltung offenbart das Verderbniß der Hierarchie. König Wenzeslav (1378). Höchste Blüthe der Hansa. Einungswesen. Gebietserweiterungen der Fürsten. Vereine der Ritterschaft. Bünde der Städte. — Wechselseitige Eifersucht zwischen Fürsten, Adel, Städten und freien Landgemeinden. Freiheitskämpfe der Schweizer (Schlachten bei Sempach 1386, Nafels 1388, am Stoß 1405; Die Appenzeller). — Kampf der schwäbischen Städte	1358—1411.	317
„ 12.	Wachsthum, Blüthe und Verfall der Deutschen-Ordens-Herrschaft in Preußen	1411—1413.	329
„ 13.	König Wenzeslav, König Ruprecht (von der Pfalz), König Jobokus und Kaiser Sigismund. Drei Päpste. Allgemeine Bedürfniß der Kirchenverbesserung. Johann Huß und Hieronymus von Prag. Die Konzilien zu Kostnitz und zu Basel. — Die Hussitenkriege	1378—1437.	331
„ 14.	Kaiser Albrecht II. Kaiser Friedrich III. Türkengefahr. — Das Geschlecht Hohenzollern in Preußen. — Burgunds Wachsthum	1438—1439.	341
„ 15.	Die Volksfreiheit in Graubünden (1396—1471). Erster Zwiespalt zwischen den freien Eidgenossen um Herrschaft. Krieg in der Schweiz. Die Armagnaken. Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs (1444). — Krieg der Fürsten gegen die oberländischen Reichsstädte	1396—1450.	345
„ 16.	Die welsche Politik vereitelt die Hoffnungen auf Glaubensfreiheit und Kirchenverbesserung. Georg von Heimburg u. Aeneas Sylvius. — Die Buchdruckerkunst, — eine Bürgschaft der Freiheit für alle Zeiten	1440—1450.	348
„ 17.	Türkengefahr von außen; Fehden im Reich. Die Fürstengewalt greift immer weiter um sich gegen Adel und Burgerthum. — Ostfriesland verliert die alte Volksfreiheit (1463). — Der deutsche Orden in Preußen wird Polens Vasall. — Eroberung Konstantinopels durch die Türken.	1452—1471.	351
„ 18.	Die Schweizer retten ihre Freiheit vor Herzog Karl von Burgund	1476—1477.	360
„ 19.	Streit um das Erbe Karls von Burgund. — Entstehen des schwäbischen Bundes zur Erhaltung des Landfriedens. Verfall des Ritterthums und neues Soldnerwesen. Streben nach reichsständischer Vertretung der Nation.		

		Jahre nach Christi Geburt.	Seite
	Neue Reichsverfassung und ewiger Landfriede unter Kaiser Maximilian I.	1477—1512.	362
Kapit. 20.	Die schweizerische Eidgenossenschaft der dreizehn Orte trennt sich vom Reichsverband	1499.	369
„ 21.	Die Dithmarsen erretten noch einmal ihre Volksfreiheit	1500.	369
„ 22.	Frankreichs Vergrößerungspläne und Maximilians Kämpfe in Italien	1493—1517.	369
„ 23.	Habsburgs Wachsthum und Streben nach Weltherrschaft.	1496—1517.	371
„ 24.	Die deutschen Bauern versuchen das Joch der Knechtschaft abzuschütteln. — Universitäten. — Kämpfe der Humanisten gegen die geistige und geistliche Tyrannei (Ulrich von Hutten). — Das deutsche Volksthum tritt verjüngt, kräftig und gebildet aus dem Bürgerthum hervor. Blüthenzeit der deutschen Malerei und bildenden Kunst (Albrecht Dürer, Peter Vischer)	1490—1517.	372
Fünftes Buch.	**Die Reformation. Der dreißigjährige Krieg. Der westphälische Friede**	1517—1648.	379—891
Kapitel 1.	Beginn und Annahme der Reformation durch Luther. — Kaiser Karl V.	1517—1522.	378
„ 2.	Das Reichsregiment. — Krieg des Adels gegen die Fürsten unter Sickingen. — Krieg der Bauern um die Freiheit. Spaltung in der Nation	1522—1526.	386
„ 3.	Belagerung Wiens durch die Türken. — Die neue evangelische Kirche. — Verbreitung und sittliche Höhe der Reformation. — Der Name Protestanten kommt auf (1529). Spaltung zwischen Luther und Zwingli. — Lutheraner und Reformirte. — Augsburgische Confession (1530). Schmalkaldischer Bund und Nürnberger Religionsfriede.	1525—1532.	398
„ 4.	Auflösung des schwäbischen Bundes. Die Wiedertäufer. — Heiliger Bund der Katholiken. Tridentiner Kirchenversammlung. — Pläne Karls V., die Macht der Fürsten zu brechen. — Uneinigkeit und Unglück der Protestanten. — Schlacht bei Mühlberg. Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen gefangen	1534—1547.	404
„ 5.	Das „Interim". Kurfürst Moritz von Sachsen gegen Karl V. für den Protestantismus und für die Erhaltung der bestehenden Reichsverfassung und Fürstenmacht. — Frankreich besetzt Metz, Toul und Verdun. — Passauer Vertrag. — Augsburger Religionsfriede mit dem geistlichen Vorbehalt. Schlacht bei Sievershausen. Karl V. dankt ab	1548—1556.	417
„ 6.	Kaiser Ferdinand I. — Neue Befestigung der Hierarchie und Beförderung des spanischen Interesses durch den Jesuitenorden; — Entartung der Reformation. — Verfall deutscher Kunst. Alchymie und Astrologie. — Untergang der Volksfreiheit bei den Dithmarsen (1559). Austilgung der letzten Reste der alten deutschen Volksgerichte durch die „peinliche Halsgerichtsordnung Karls V." — Ausbildung der neuen Reichsverfassung. Kaufmännische Geldmacht. Erstarken der Fürstengewalt	1558—1564.	424
„ 7.	Kaiser Maximilian II. Die religiöse Spaltung der Nation wird immer tiefer. Vergebliche Versuche des Kaisers zur Versöhnung. Letztes Anzucken des Faustrechts in den Grumbachischen Händeln	1564—1576.	432
„ 8.	Abfall der Niederlande von Spanien und Trennung Hollands vom deutschen Reiche	1565—1609.	437
„ 9.	Kaiser Rudolf II. — Plan einer Gegenreformation. Union der Protestanten (1608). Liga der Katholiken (1609). Aufschwung und Uebergewicht der jesuitisch-hierarchischen Partei. Kaiser Matthias (1612)	1576—1618.	444
„ 10.	Ausbruch der Gährung in Böhmen. Kaiser Ferdinand II. in höchster Noth. Die Schlacht am weißen Berge (1620) — plötzlicher Wendepunkt. Auflösung der Union. Vernichtung der Glaubens- und politischen Freiheit in Böhmen. Graf Ernst von Mansfeld, Markgraf Georg Friedrich von Durlach (Schlacht bei Wimpfen; die vierhundert Pforzheimer 1622), Herzog Christian von Braunschweig. Aufstand in Oberösterreich (1626—1627). — Der Streit um Böhmen wird ein allgemein deutscher Krieg. Waffenglück des Kaisers in Oberdeutschland. Baiern erhält die Kurwürde (1623)	1618—1623.	450
„ 11	Einmischung der französischen Politik und der dänischen Waffen. Wallenstein, des Kaisers Oberfeldherr. Schlachten bei Dessau und Lutter (1626). Wallensteins		

		Jahre nach Christi Geburt.	Seite
	Wilkür. Deutscher Bürgermuth in Stralsund. Die Restitutionsedikt (1629). — Der Reichstag zu Regensburg und Wallensteins Absetzung	1629—1630.	467
Capit. 12.	König Gustav Adolf von Schweden tritt für den Protestantismus und die Freiheit in Deutschland auf (1630). — Kleinliche Schwäche der Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen. — Tilly erobert und zerstört Magdeburg (1631). Gustav Adolfs Sieg auf dem Breitenfeld (1631). — Wallenstein wird wieder eingesetzt und Generalissimus der kaiserlichen Armee. Gustav Adolfs Heldentod bei Lützen (1632)	1630—1632.	472
13.	Oxenstierna. Die Schweden führen unter Horn und Bernhard von Weimar den Krieg fort. — Wallensteins Ermordung. Prager Friede. Schweden und die westlichen Reichsstände verbinden sich mit Frankreich. — Kaiser Ferdinand III. Herzog Bernhard von Weimar, Held der Protestanten; die schwedischen Feldherrn Baner, Torstenschn und Wrangel. Verheerung des dreißigjährigen Kriegs in Böhmen	1633—1648.	481
14.	Der westphälische Friede. Veränderung des Gebietsstandes und der Reichsverfassung. Achte Kurwürde. Anerkennung der Trennung Hollands und der Schweiz vom Reichsverbande. Die Reichseinheit völlig zersplittert, jeder Fürst und Reichsstand unumschränkter Herr, das Volk hat fast keine Rechte mehr. Reichstag (in der Folge Städte zu Regensburg), Reichskammergericht und Reichshofrath. — Hauptverfassungsverfall des Reichs (1650). — Folgen des dreißigjährigen Kriegs: Verarmung, Verödung, Verrohung und Entsittlichung des Volkes. Die Hexenprocesse auf dem Gipfel der Furchtbarkeit (Friedrich Spee kämpft zuerst dagegen an). Verfall der deutschen Sprache und bildenden Kunst; Emporkommen der Mystik. — Morgenröthe der Hoffnung durch die Philosophie	1648—1650.	491
Sechstes Buch.	Die Allmacht und das Verderben der Höfe. Die Mündigung des Volkes durch die Literatur. Der Zerfall der alten Reichsverfassung	1650—1740.	502
Capitel 1.	Kaiser Leopold I. Frankreichs feindselige Politik gegen Deutschland. Reichskrieg gegen Frankreich. Der große Kurfürst von Preußen. Friede zu Nymwegen. Die Reunionskammern. Die Türken, auf Frankreichs Betrieb, gegen Oesterreich und vor Wien (1683). Krieg Ludwigs XIV. um das Erbe der Pfalz. Die Verwüstung der Pfalz (1689). Ryswiker Friede (1697); das Elsaß. — französisch. Brandenburg nimmt die Religionsrichtlinie auf . . .	1648—1697.	502
2.	Kur Hannover. Kur Sachsen erhält die Krone Polens. Kurfürst Friedrich von Brandenburg erhebt Preußen zum Königreich (1701). Heranreifen der neuen Weltbildung — Leibniz	1697—1700.	513
3.	Spanischer Erbfolgekrieg. Kaiser Joseph I. Aufstand des Volkes in Baiern für das angestammte Fürstenhaus gegen den Kaiser. Kaiser Karl VI. Friede zu Rastadt und Baden. Lothringen wird französisch. Die pragmatische Sanktion. Das Verderben der Höfe. Friedrich Wilhelm I. von Preußen	1701—1740	519
4.	Die Unterjochung des Volkes und die wechselseitige Entfremdung der Deutschen. Die religiöse Unduldsamkeit in Salzburg (1731). — Innere Bewegung in der evangelischen Kirche	— — — —	528
5.	Friedrich II., der Große, in Preußen, Maria Theresia, in Oesterreich. Friedrich II. erobert Schlesien. Maria Theresia in höchster Noth. Karl Albrecht von Baiern, als Karl VII. deutscher Kaiser. Friede zu Breslau. Karl VII. im Unglück. Franz I., deutscher Kaiser. Zweiter schlesischer Krieg. Friede zu Dresden. Großer Bund der Höfe gegen Preußen. Der siebenjährige Krieg (1756—1763). Der Hubertsburger Friede. Friedrichs des Großen Staatsverbesserungen und die Preßfreiheit in Preußen	1740—1763.	531
6.	Kaiser Joseph II. Aufhebung des Jesuitenordens (1773). Illuminaten und Freimaurer. Einführung der geheimen Polizei in Oesterreich. Erste Theilung Polens (1772). Joseph II. Plane mit Baiern; der russische Einfluß in Deutschland. Joseph II. Reformen zu Gunsten der Humanität im Allgemeinen und des Volkes (gegen Adel		

		Jahre nach Christi Geburt.	Seite
	und Geistlichkeit) insbesondere. Preßfreiheit in Oesterreich. Joseph II. will die österreichischen Niederlande für Baiern vertauschen; dagegen der deutsche Fürstenbund (1785). Aufstand der Belgier. Joseph II. nimmt seine Verordnungen zurück		
Kapitel 7.	Willkürherrschaft der Fürsten und Leiden des Volkes. Die geistige Befreiung desselben beginnt. Neue Grundlage der Erziehung. Kritische Philosophie. Neuer Geist der Geschichtschreibung. Veredlung der Sprache und Wiedererweckung der großen Ideen: Freiheit und Vaterland, durch die Dichter (Klopstock, Göthe und Schiller); des Begriffs der Humanität (Lessing und Herder). Höchste Blüthe der deutschen Musik (Händel, Gluck, Mozart)	1763—1789.	547
„ 8.	Zurücknahme der zeitgemäßfreisinnigen Institutionen in Oesterreich und Preußen unter Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. Die französische Revolution. Bündniß zu Pillnitz. Kaiser Franz II. Ausbruch des Krieges. Eroberung der österreichischen Niederlande durch die Franzosen	1789—1797	570
„ 9.	Bund gegen Frankreich. Krieg gegen das deutsche Reich — zweite und dritte Theilung Polens. Feldzug von 1796. Schlacht bei Neuwied. Rückzug der Deutschen. Friede zu Basel. Die Demarkationslinie. Bonaparte, Obergeneral in Italien. Erzherzog Karl von Oesterreich. Feldzüge von 1796 und 1797. Friede zu Campoformio. Der Rhein, Deutschlands Gränze. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Eröffnung des Kongresses zu Rastadt	1793—1797.	575
„ 10.	Die Franzosen in der Schweiz und in Aegypten. Zweite Koalition gegen Frankreich. Erzherzog Karl führt den Kampf in Deutschland. Ermordung der französischen Gesandten zu Rastadt. Napoleons Rückkehr aus Aegypten. Friede zu Luneville. Reichsdeputationshauptschluß; durchgreifende Veränderung der Reichsverfassung und des Besitzstandes	1799—1801.	594
„ 11.	Napoleon, Kaiser der Franzosen; Franz II., Erbkaiser von Oesterreich 1804. Dritte Koalition. Schlacht bei Austerlitz und Friede zu Preßburg 1805; die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg (Königl.) und von Baden werden souverain. Der Rheinbund unter Napoleons Protektorat; Kaiser Franz II. legt die deutsche Kaiserkrone nieder; Ende des tausendjährigen deutschen Reiches (1806). Geistige Kraft im deutschen Volke. Nährung der öffentlichen Meinung durch die Vervollkommnung des Zeitungswesens. — Die romantische Schule. — Die Naturphilosophie	1804—1808.	598
Siebentes Buch. Das Aufleben des Nationalbewußtseins während Deutschlands tiefer Erniedrigung und der Sieg der Volkskraft. Die Feststellung neuer Staatsformen. Die Richtungen der Gegenwart		1806—1840.	604
Kapitel 1.	Napoleons Willkür über Deutschland. Friedrich Wilhelm III. und Louise. Schlacht bei Jena (1806). Preußens Unglück. Das Kontinentalsystem. Schlacht bei Friedland und Friede zu Tilsit (1807). Das Königreich Westphalen (1807). Preußens moralische Läuterung und neue Kraft durch's Bürgerthum. Die Idee der Nationalbewaffnung erwacht. Stein. Der Tugendbund. Die Turnanstalten	1806—1810.	604
„ 2.	Oesterreichs Aufruf an's deutsche Nationalgefühl. Schlachten bei Aspern und Wagram, und Friede zu Schönbrunn. Schill. Dörnberg und Wilhelm v. Braunschweig	1809.	632
„ 3.	Der Aufstand des Volks in Tyrol	1809.	638
„ 4.	Napoleons Glück und Gewaltherrschaft auf dem höchsten Gipfel. Der Feldzug nach Rußland, Wendepunkt.	1809—1812.	642
„ 5.	Bund zwischen Preußen und Rußland; Aufruf von Kalisch. Preußen gibt das Zeichen zum großen Volkskampf. Blücher. Landwehr und Landsturm in Preußen. Oesterreich erklärt sich gegen Napoleon. Schlachten an der Katzbach, bei Dresden, Kulm, Dennewitz und Wartenburg. Schlacht bei Leipzig	1813.	674
„ 6.	Schlacht bei Hanau (1813). Rheinübergang der Verbündeten und Zug nach Frankreich. Siegreicher Einzug in		

		Jahre nach Christi Geburt.	Seite
	Paris. Napoleon entsagt der Kaiserkrone und begibt sich nach Elba. Friede zu Paris. Eröffnung des Kongresses zu Wien (1814). Napoleons Zurückkunft nach Frankreich. Schlacht bei Waterloo. Napoleon wird nach St. Helena gebracht. Zweiter Pariser Friede (1815).	1814–1815.	699
Kapitel 7.	Der deutsche Bund. Herstellung der neuen Staatsformen.	1815.	699
„ 8.	Die ersten Aufstände. Kämpfe der politischen Parteien. Kongreß zu Karlsbad und Zentraluntersuchungskommission zu Mainz. Schlußakte des deutschen Bundes	1815–1820.	701
„ 9	Kampf um die Erringung der versprochenen landständischen Verfassungen. Stellung der neuen Staatsgewalten zur Kirche. Julirevolution in Frankreich und neueste Kämpfe des konstitutionellen Prinzips	1820.	734
„ 10	Die Stellung der Gegenwart. Der Mittelstand. Der Adel. Das nationale Heerwesen in Preußen. Die Ausbreitung der Humanität. Die Wechselwirkungen des geistigen Lebens, das Ineinandergreifen der Wissenschaften, der Künste und der Industrie. Das religiöse Element und die sittliche Kraft der Nation	— — —	780

Erstes Buch.

1.

„Ja, wir sind eines Herzens, eines Bluts."
Schiller.

In uralten Zeiten, wohl viele Jahrhunderte vor Christi Geburt, erhoben sich rüstige Stämme eines kühnen Hirtenvolkes im Morgenland, und zogen mit Heerden und Waffen aus ihrer Heimath fort. Von dem Gebirge Kaukasus stiegen sie nieder an das schwarze Meer, in welches die gewaltigen Ströme münden, der Don, der Dneper und die Donau; diese zeigten den Wanderern die Wege in die Länder gen Sonnenuntergang und gen Mitternacht. Da kamen ihrer Viele in einen ungeheueren Wald; wohl manche Tagreisen lang zogen sie darin weiter und nach allen Richtungen umher, und konnten sein Ende doch nicht finden. Breite Flüsse durchschnitten die Wildniß, die meisten rollten von Mittag gen Mitternacht. Auch an unermeßliche Sümpfe kamen die Wanderer; darin hauste furchtbar Gewürm, das sie erschlugen. Aus den finstern Bergschluchten sprangen ihnen der riesige Ur und das Elennthier, der Wolf und der Bär entgegen; im Kampf mit solchen Heldenthieren erprobten sie freudig ihre Kraft. Auf den Triften aber, die dem Sonnenlicht offen dalagen, weideten kleine wilde Rosse im hohen Grase; die fingen sie listig und gewandt, schwangen sich drauf und tummelten sie. Welche von den Einwanderern bis an die Meeresküsten drangen, die fanden dort den goldglänzenden Bernstein, den die Wellen bei Nord- oder Westwind ihnen zuwarfen; welche tiefer in Mitten des Landes hinzogen, die entdeckten reiche Salzquellen, deren Fluth sie auf glühende Kohlen gossen, so gewannen sie edle Würze zum Schmaus des erlegten Wildes.

So rauh dies Land war, — dem kernhaften Volke gefiel's. Nichts auf der Welt ging ihm über die Freiheit: in diesen Wäldern und Bergschluchten schien sie ihm am besten geborgen. Und so blieben denn die einzelnen Stämme auf den weiten Länderstrecken als auf ihrem Eigenthum; und jeder einzelne Hausvater baute sich, fern von den Anderen, aus gewaltigen Stämmen schlicht und recht das Haus und umgab den Hofraum mit Pfahlwerk; das war nun sein und der Seinigen unverletzliches Heiligthum und er waltete drin nach alter Sitte wie ein Priester, Richter und Fürst. Solch ein festes Gut, das dem Geschlechte durch Erbschaft der Söhne verblieb, hieß Allod. Im Stamme

der Sueven aber war das ganze Gebiet gemeinsames Eigenthum großer Gemeinden, die sich bei der Bebauung der Landstriche ablösten; das hießen sie Allmende. So lieb war dem fremden Volke von Geschlecht zu Geschlecht die neue Heimath geworden, daß es allmälig die Erinnerung an die ursprüngliche Abkunft ganz und gar verlor und glaubte: es sei eingeboren auf dieser freien Erde. In späteren Tagen ward erzählt: alle Stämme, — so viele und verschiedene ihrer in dem großen Lande vom Rheinstrom bis zur Weichsel und von den Bernsteinküsten bis zu den schimmernden Alpen wohnten — hätten ihren Ursprung von dreien, die von den drei Söhnen des Mannus ausgegangen, den der göttliche Held Thuisko gezeugt, diesen aber habe die deutsche Erde geboren. So waren und blieben also die Männer in allen Gauen sich wechselseits Brüder, und als rechte Brüder gab sie die Gleichheit der Gestalt und gab die Liebe zur Freiheit sie zu erkennen, die in allen Stämmen gleich tief eingewurzelt war.

Riesig, stark und schön waren die Deutschen in alter Zeit: Keuschheit, Einfachheit der Sitten und Freiheit erhielten den Kindern die Kernkraft und Eigenthümlichkeit der Eltern. Wie Riesen blickten sie hoch über andre Menschen hin. Weiß und rein war die Farbe ihrer Haut, in üppiger Fülle floß das goldgelbe Haar, der Mähne des Löwen ähnlich, bei Männern und Frauen hernieder, und aus den großen blauen Augen blickten Muth und edler Freiheitsstolz. Die Kraft des Leibes wurde frühzeitig gestählt, das neugeborne Kind in kaltes Wasser getaucht, das heranwachsende durch jede Leibesübung abgehärtet. Der Knabe ging mit dem Vater auf die Jagd oder warf sich bei Sturm und Wetter in den Strom und rang mit den Wellen. Der Jüngling sprang nackt zwischen nackten Schwertern und Lanzenspitzen einher; solcher Schwerttanz war das einzige Schauspiel, woran das Volk Gefallen fand, und sein Beifall lohnte die Keckſten und Geschicktesten reichlich. War der Jüngling mannbar geworden, dann machten die Edelsten des Stammes in der Volksversammlung ihn wehrhaft. Des Mannes liebste Lust war, mit dem Feinde sich zu messen, oder das riesige Wild zu erlegen. Das Mädchen hingegen lernte Sitte und Zucht bei der keuschen und treuen Mutter; die Jungfrau gab nur dem Tapfersten ihr Herz und nur ein solcher durfte sie freien. Daher stammt eben das Wort »freien«, weil der Mann, der bis dahin unter der Vormundschaft des Hausvaters gestanden, durch die Heirath selbstständig ward. Der Mann brachte dem Weibe zum Brautthum Waffen und Roß, und am Morgen nach der Hochzeit eine gleiche Gabe: die ward des Weibes Vermögen. Vielweiberei war bei den alten Deutschen nicht zu finden, Keuschheit hochgeehrt, die Ehe heilig; Ehebruch wurde für die größte Schande gehalten und als solche bestraft. Denn im Weibe ehrten sie etwas Heiliges und Gottverwandtes: die Frauen hatten die Gabe der Weissagung und waren so treu, daß sie die Gatten selten

überleben mochten. Die Fülle der Kraft galt unsern Vätern so hoch, daß sie kranke Kinder lieber umbrachten, als zu Krüppeln heranwachsen ließen, und daß die Alten, die sich für nichts mehr tüchtig hielten, sich selber den Tod gaben.

Nur der freie Mann war damals im Recht und durfte Waffen führen; Kriegsgefangene, oder Eingeborne, die zur Strafe eines schändlichen Verbrechens oder in der Leidenschaft des Würfelspiels die Freiheit verloren hatten, standen als Leibeigne in des Hausvaters Bann und bebauten das Land, was dem Freien unwürdige Beschäftigung schien. Nur die Freien und Freigelassenen traten zur Neumonds- oder Vollmondszeit unter den heiligen Bäumen zusammen, um des Volkes Wohl zu berathschlagen, Krieg zu beschließen und Recht zu sprechen. Waffengeklirr verkündigte den Beifall, Murren das Gegentheil. Nie scholl auf jenen Malstätten eines Tyrannen Machtwort; eifersüchtig wachten alle Freien, daß Keiner aus edlen Geschlechtern zu gewaltig werde und die Freiheit in Gefahr bringe: erst in späteren Zeiten entstand die Würde eines Königs. In Wehr und Waffen, als ging's zum Kampf, traten sie in die Versammlung und sprachen offen und ehrlich, jeder, wie es ihm um's Herz war. Wenn das Volk in Gefahr und der Krieg beschlossen war, so wählten sie den Tapfersten zum Führer des Heerzugs, hoben ihn jauchzend auf den Schild und begrüßten ihn als Herzog. Dieser ließ dann das Aufgebot ergehen; von Hof zu Hof verkündete es der Heerpfeil, die Wehrmänner schaarten sich, brachen auf und holten die Feldzeichen, die in den heiligen Hainen aufgehoben waren; auf Wagen folgten ihnen die Frauen mit den Kindern. Auf dem Schlachtfeld reihten sich die Männer eines Geschlechts, die Gemeinden, die Gaue, aneinander; hinter den Kriegern die Frauen auf der Wagenburg. Der Angriff begann mit wildfreudigem Kriegsgeschrei und furchtbarem Ungestüm, der Kern war das Fußvolk; die Keckſten davon mischten sich unter die Reiter, hingen sich an die Mähnen der Rosse und stürmten so, wie im Flug, mit voran. Auch zu lebendigen Keilen zusammengedrängt, gingen sie gern in die Schlacht; da weihten sich die Vordersten dem Tode. Sonst verstanden sie in den ältesten Zeiten nichts von den feinen Listen der Kriegskunst: Angriff und Ringen, Mann gegen Mann, galt Alles. Nicht die unwiderstehliche Wuth beim Angriff allein, — auch ihr Anblick selber schreckte den dessen ungewohnten Feind; denn noch größer machte die ohnehin schon riesigen Gestalten ihre Rüstung: als Helm trugen sie die Schädelhaut eines Thieres, woran die Hörner und Ohren stehen geblieben, als Mantel das Fell, dazu einen langen, bemalten Schild, hinter dem der Mann sich bergen konnte; der nervige Arm schwang die Frame, einen Spieß mit gleißender Steinspitze, oder die Art, die Keule, das Messer. Während die Männer fochten, walteten die Frauen wie Schicksalsgöttinnen in der Wagenburg, pflegten die Verwun-

deten, fingen den ermatteten Muth ein, erdolchten die Feigen, die zurückstehen, und, war Alles verloren, so würgten sie ihre Kinder und sich selbst, um der verhaßten Knechtschaft zu entgehen. Siegten die Deutschen, so vertheilten sie die Beute und die Gefangenen untereinander, dann zogen sie heim und opferten einen Theil den Göttern. Mit dem Kriege aber hatte auch des Herzogs ganze Macht ein Ende.

Eine andre Heerfahrt war die auf Abenteuer. Wenn dem Helden die Ruhe des Friedens zu lange währete, oder wenn der Sohn eines Mannes, der im Kampfe sich Ruhm geholt, von Ungeduld glühte, es dem Vater gleich zu thun, so beriefen Der Eine oder der Andre die Rüstigsten des Stammes, daß sie seine Waffenbrüder würden und mit ihm auszögen auf kecke Abenteuer, auf Sieg, Ruhm und Beute. Da schwuren sie ihm, immerdar sein Geleite zu sein, und blieben, wohin er sie führte, wenn's nur ein ehrlich Werk war, in Noth und Tod ihm getreu. Ewige Schande fiel auf den, der seinen Herzog verließ; und fiel dieser im Kampf, so mocht' ihn kein Waffenbruder überleben. Gleichwohl ist aus solcher großer Treue, weil das Geleite den Herzog auch in Friedenszeiten nicht verlassen mochte und von ihm einen Theil der Beute und des eroberten Landes erhielt, dem Volke später die unumschränkte Herrschergewalt über's Haupt gewachsen, welche die ursprüngliche Freiheit erdrückte. Hingegen haben Andere an dieser so fest gehalten, daß sie sich sogar durch den Besitz eines eigenen Gutes schon für allzu gebunden hielten, und lieber als Waldfänge umherschweiften. Die wurden in späteren Tagen, weil sie mit Gewalt nahmen, wonach ihnen gelüstete, kein Recht verlangten und keinem Gesetz sich fügen wollten, für vogelfrei erklärt.

Recht und Gesetz haben sich erst später entwickelt. Wie die Freiheit gegen Feinde von außen durch den Krieg gesichert ward, so war im Lande selbst die einfache Verfassung ihr bestes Bollwerk. Das Volk war sein eigener Herr und auf der Malstatt geschah nichts, als was es wollte. Wie es den Tapfersten für den Krieg zum Heerführer wählte, so im Frieden den Weisesten zum Vorsteher bei den Versammlungen: der war zugleich Priester, wie es der Hausvater bei seinem Geschlechte war. Kein Gericht wurde damals geheim gehalten, alles Recht war öffentlich und mündlich. Der Richter hegte die Ordnung, die ganze Gemeinde der Freien wies das Recht. Wo die Wahrheit nicht durch Zeugen ermittelt werden konnte, blieb der Spruch Gott überlassen und Gottesurtheile entschieden: Männer kämpften, und der Sieg erprobte des Siegers Recht; Frauen und Sklaven bestanden die Feuer- und Wasserprobe. Ueber was gerichtet wurde? Nur über Kränkung des Lebens, der Freiheit und der Ehre oder über einen Eingriff in das Recht des Besitzes, das mit den beiden letzten zusammenhing. Wie gerichtet ward? Zuerst durch die Blutrache, die allen deutschen Stämmen angeboren war, und hernach und außerdem durch das Wehrgeld. Wer Frauen,

Richter, Edle und Freie kränkte, mußte seine Schuld um das Doppelte und Dreifache an Waffen oder Vieh höher büßen, als wer Männer und zumal Sklaven verletzt hatte; ein Weib mehr als ein Mann, und am allermeisten, wer den freien Mann in seinem Allod, oder gar auf der heiligen Malstatte kränkt. Todesstrafe gab's nur für Verräther, die empfingen damals noch den rechten Lohn, der ihnen gebührte, — den Strick; Feiglinge und Schandbuben wurden in Sumpf und Moor geworfen. Kerker gab's nicht: die Leibeigenschaft war als Strafe für gewisse Verbrechen schon bitter genug. Aber keine Strafe geschah auf Befehl des Herzogs oder sonst eines Machthern; jede ward durch die Priester vollzogen, weil das Gesetz etwas Heiliges ist. —

Bei solcher Verfassung erhielten sich lang die alten Sitten und Tugenden, Treu' und Redlichkeit, Gastfreundschaft und Keuschheit, und der freie Muth, der den Tod verachtet. Der Mann lebte nur dem Krieg, und im Frieden nur dem edlen Waidwerk und dem Gelage: da zechte er bei Harfenklang und Gesang aus den Hörnern des Ur's Bier und Meth. Die Frau besorgte indessen das Hauswesen und der Leibeigene den Acker: aus jenen uralten Zeiten schreibt sich's mit her, wie der Bauernstand im deutschen Land immer so gedrückt an Leib und Seele geblieben ist. Schlimm genug war's, daß der Mann beim Trunk kein Maß und beim Würfelspiel kein Ziel kannte: in der Hitze des Trunks und Spiels bedachte sich Keiner, wenn er Alles verloren, sich selber auf den Wurfel zu setzen: verlor er den letzten Wurf, so war er der Sklave dessen, der gewonnen hatte. Auch war beim Trunk der Freund vor seinem besten Freunde nicht sicher und aus jedem Becher wuchs ein Zweikampf heraus.

Sie verehrten einen weisen, allwaltenden Vater, der Alles erschaffen, Welt, Götter und Menschen. Aber nicht in Tempeln beteten sie ihn und seine Söhne, die Götter, an, denn viel zu klein schien ihnen ein enges Haus, um das Unermessliche drin zu fassen. Aus solcher Frömmigkeit hatten sie auch keine Bilder und lernten erst später, von fremden Völkern, dergleichen fertigen. In heiligen Hainen beteten sie, an uralten Bäumen, zur Mutter Erde, zu Sonne und Mond, zum mächtigen Wuotan, zum Donnerer Thor, zum Kriegsgott Tyr, zum Frowe, der Frieden und Fruchtbarkeit gab. Auch an gewaltige Riesen und an weise Zwerge glaubten sie, und an einen Himmel, in den die tapfern Helden aufführen. Der hieß Walhalla, dort war abermals Kampf und Gelage ihre Lust: darum ward der todte Wehrmann in Wehr und Waffen und im schönsten Schmuck auf den Schild gelegt und mit Roß und Hund begraben oder verbrannt. Von der Welt glaubten sie, daß sie einst mit allen Göttern durch einen ungeheuren Brand untergehen würde, nach welchem Allvater einen neuen Himmel und eine neue bessere Erde erschaffe. Eine eigene Priesterkaste hatten sie nicht: die Aeltesten und Weisesten hielten daheim oder auf der Malstatte oder in den Waldheiligthümern für alle Andere die Feste der Götter mit Opfern und

Gelagen, erforschten das Schicksal durch Loose, und segneten Geschlecht, Gemeinde oder Gau.

So lebten unsere Väter, ein freies Volk auf freier Erde. Lange wußten die andern Völker nichts von ihnen. Als sie aber ihr Dasein zu erkennen gaben, erzitterten die stolzen Herrn der Welt.

2.

Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet;
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den grünen Höhen
Folgt auch der tiefe, donnernde Fall.
Schiller.

Das geschah im Jahre 113 vor Christi Geburt. Da ward in der Stadt Rom, deren Herrschaft von Spanien bis Asien und von den Trümmern Karthago's in Afrika bis an die Rhone reichte, die Kunde erzahlt: «in den steirischen Alpen steht ein Volk von Riesen und schüttelt die Waffen: es sind ihrer dreimalhunderttausend mit trotzigen Augen, so blau, wie der welsche Himmel und mit langem Haar, so goldig wie der Schmuck welscher Frauen; Kimbern, d. i. Kämpfer, heißen sie sich selber; weither von Mitternacht, wo es nie Frühling wird, sind sie gekommen, denn das Meer ihr Land verschlungen und jetzt lüstet es sie nach dem schönen Italien.» Da war in Rom große Bestürzung und in Eile führte der Feldherr Carbo ein Heer gegen die Kimbern: er traf sie in Steiermark bei der Stadt Noreja. Sie aber ließen ihm durch Gesandte sagen: «wir sind nicht gekommen, um mit Dir zu streiten; nach dem Lande Gallien wollen wir ziehen, drum laß uns ehrlich Frieden halten und gieb uns Wegweiser.» Der Römer versprach's, doch gab er ihnen falsche Führer und überfiel das fremde Volk in der Nacht, da es schlief; denn er hielt's für das Sicherste, sie in den Alpen aufzureiben. Aber die Kimbern sprangen auf, schnaubten um Rache und erschlugen im Grimm das ganze römische Heer bis auf Wenige; dann zogen sie weiter und kamen in die Schweiz. Dort traten die Gaue der Tiguriner (d. i. der Züricher) und der Tougener (d. i. der Zuger) zu ihnen und Alle zusammen fuhren auf Abenteuer gen Gallien. Bald gewannen sie das ganze Land bis auf die festen Städte; am Niederrhein aber kämpften sie, mit einem andern deutschen Stamm, mit den Teutonen, verbunden, gegen die Belgen. Dort kehrten die Kimbern um und zogen bis zur Stadt Massilia zurück, die jetzt Marseille heißt; da fanden sie ein römisches Heer und verlangten von Silanus, dem Feldherrn, Land in Italien, um darauf zu wohnen, dafür wollten sie den Römern Kriegsdienst thun. Als ihnen Silanus

dies nicht gewöhnte, schlugen sie ihn. Zwei Jahre später vertilgten die Tiguriner ein andres römisches Heer am Genfer See: ein drittes, das Scaurus anführte, überwanden abermals die Kimbern. Mit diesen vereinigten sich jetzt auf's neue die Teutonen, so wie die Ambronen, die an der Rhone saßen, und erschlugen an diesem Strom achtzigtausend Soldaten und vierzigtausend Trossleute der Römer und ihrer Bundesgenossen: alle Verwundete und Gefangene brachten sie um, und die ganze Beute warfen sie, als den Göttern geweiht, in die Rhone: nur zehn entrannen und brachten die Schreckensbotschaft nach Rom. Da war großes Wehklagen und noch größeres Entsetzen in ganz Welschland. Keiner mochte mehr gegen die Deutschen in's Feld ziehen und Jeder glaubte: das Ende der römischen Herrschaft sei da. Die Sieger aber, anstatt jetzt in Welschland einzufallen, fuhren gen Spanien und kämpften dort drei Jahre lang mit den Keltiberiern. Dadurch versäumten sie Alles.

Denn während dieser Zeit war in Rom Marius zum Feldherrn gewählt worden, ein tauber Mann, aber ein Adept der Soldaten. Der hatte ein gewaltiges Heer wegen sich gerüstet und die alte, eiserne Kriegszucht, durch welche die Römer stets siegreich gewesen waren, wieder hergestellt. Als die Kimbern und Teutonen aus Spanien wiederkamen, lagerte er an der Rhone: da trennten sich die Bundesgenossen, um auf verschiedenen Wegen in Italien einzufallen, und die Kimbern zogen in's Tyroler Land, die Teutonen mit den Ambronen gegen Piemont und das Meer zu, die Tiguriner aber hüteten die Alpen. Mit wildem Ungestüm rannten die Teutonen und Ambronen wider das feste Lager des Marius an, und versuchten, die Römer zu offner Feldschlacht draus hervorzulocken: bald aber, des fruchtlosen Harrens müde, verspotteten sie die vermeintliche Feigheit der Feinde und zogen weiter gen Welschland zu, — Marius ihnen nach wie der Wind. Nicht weit von der Stadt Aix in der Provence traf er sie, wie sie im schönen Thalgrund an beiden Ufern eines Flusses Rast hielten, vergnügt und sorglos beim Schmaus und im Bad. Das mußten die Römer, die vor Durst bald verschmachteten, von einem verschanzten Hügel herab ruhig ansehen: so wollt' es der kluge Feldherr Marius, um ihre Wuth gegen die Deutschen auf's Aeußerste zu reizen. Doch endlich hielt's der Troß nicht länger aus und stieg an's Wasser hinab, um zu schöpfen. Da ward er bald mit den Ambronen handgemein. Diese erhoben ihr wildes Kriegsgeheul und hießen ihre Waffen erklirren: die Römer, glühend von Durst und Wuth, schreckte beides nicht. Gleich wächst die Zahl der Streitenden. Schon fechten die Römer mit den Ambronen mitten im Fluß, Blut färbt das Wasser, die Römer trinken gierig daraus und fechten fort. Jetzt treiben sie die Deutschen durch den Fluß an's andere Ufer hinüber und drücken sie endlich an ihre Wagenburg zurück. Wie dort die Weiber die Flucht der Ihrigen erschauen, erschlagen sie, grimmig vor Scham, ihre Männer und setzen zugleich, statt

denselben, den Kampf gegen die Römer fort, bis diese endlich zurückweichen. — In der Nacht aber sammelten sich die Flüchtlinge wieder: grausig scholl und wiederhallte ihr Geschrei. Am andern Tage boten Römer und Deutsche Rast, Keiner mochte schlagen: in der Dämmerung legten sich indessen dreitausend römische Reiter in einen Hinterhalt. Wie nun der Morgen graute, rückte das römische Heer in geschlossenen Reihen langsam die Höhen herunter: die Teutonen ihnen entgegen, stürmten jauchzend heran. Da machen die Römer, wie festgewurzelt, plötzlich Halt, und lassen die Deutschen an Schilde und Schwerter anrennen. In solcher Nähe, Stirn an Stirn, können diese mit ihren gewaltigen Waffen nicht ausholen und auf den glatten Abhängen gleiten sie aus. So groß auch ihre Kampfwuth ist, sie müssen endlich doch weichen: da fallen ihnen die römischen Reiter aus dem Hinterhalt in den Rücken, während Marius mit den Seinigen sie Schritt für Schritt von den Höhen tiefer in's Thal hinabdrängt; ihre Reihen sind gelichtet, die Verwirrung vollendet ihre Niederlage. In Tausenden sinken sie in ihr Blut, nur Wenige entfliehen mit ihrem tiefgebeugten Herzog, dem Teutobod. — Die Weiber auf der Wagenburg wurden gefangen, und beschworen die Römer, ihrer Keuschheit zu schonen; als ihnen dies nicht bewilligt ward, erwürgten sie sich Alle in der Nacht. Im Wald wurde auch Teutobod gefangen und mit dem Beten von der Beute für den Triumphzug aufgespart, alle übrige Beute den Göttern Roms als Dankopfer verbannt.

Indessen waren die Kimbern durch die Tyroler Alpen hinab an die Etsch gezogen, vor ihnen her der römische Feldherr Catulus, flüchtend, mit seinem Heer. An beiden Ufern des Stromes, die er durch eine Brücke verband, verschanzte er sich und bot den Kimbern die Schlacht. Da rissen diese, wie zum Spiel, die stärksten Bäume, mit Wurzeln und Erdreich dran, aus, warfen sie in den Strom, mächtige Felsstücke dazu, und zertrümmerten die Brücke. Catulus floh: sein Heer am jenseitigen Ufer hingegen bot in den Verschanzungen so tapferen Widerstand, daß die Kimbern, als sie es endlich dennoch bezwangen, ihm um des Muthes willen freien Abzug gönnten. Drauf ergossen sich die Schaaren der Sieger über die üppigen Fruchtfelder Welschlands, sonnten sich behaglich unter dem milderen Himmel und tranken sorglos vom süßen welschen Wein. So vergingen ihnen in Wohlleben der Herbst und der Winter, und der Frühling kam, aber ihre Kriegsgesellen, die Teutonen, auf die sie warteten, kamen nicht. — Statt ihrer die Römer, stolz auf den Sieg und auf ihren Imperator, den gewaltigen Marius, und Catulus, voll Ungeduld, die Schmach der Flucht auszutilgen, hatten 52000 Kriegsmänner gegen sie in's Feld geführt. Die Kimbern, die von der Teutonen Untergang nichts wußten, schickten zu Marius und verlangten abermals Land für sich und ihre Brüder. „Die haben schon Land genug!“ rief Marius lachend und hieß ihnen, als sie

ihm Rache drohten, die gefangenen Heeresfürsten der Teutonen in Ketten zur Schau heranführen. Als die Kunde davon in's Lager der Kimbern kam, schwoll jedes Herz von Rache, und Bojorix, der Herzog, der einst im Grimm einen gefangenen Römerfeldherrn erschlagen, weil dieser die Römer als unüberwindlich gepriesen, ritt vor's Lager des Marius und rief um Ort und Zeit der Schlacht hinan. »Uebermorgen, auf den raudischen Feldern bei Vercelli!« bekam er zur Antwort.

Also geschah's. Am Morgen des dritten Tages (es war am 30. Juli des Jahres 101 vor Christi Geburt) standen Kimbern und Römer einander gegenüber, — die Kimbern im ungeheuren Viereck zusammengedrängt, die Vorfechter in den ersten Reihen, durch hohe Schilde gedeckt, hatten sich mit Ketten aneinandergeschlossen, um gemeinsam zu siegen oder zu fallen. Ihre Reiter, 15000 an der Zahl, glichen durch Helmschmuck und Waffen riesigen Greifen mit blitzenden eisernen Zangen. Diese begannen im Frühnebel die Schlacht. Ihre Schwenkung bieten die Römer für Flucht und folgten rasch. Das war's gerade, was die Kimbern gewollt: flink fiel nun ihr Fußvolk den Römern in den Rücken. Schon verzweifelten Marius und Catulus an dem Sieg, doch hielt der Letztere den Sturm der Feinde noch mannhaft aus. Da schwinden plötzlich die Nebel, die Sonne verräth die List der Kimbern und blendet sie, Staubwolken wirbeln ihnen in's Gesicht, und Verwirrung bricht ein. Jene Ketten werden nun ihr Verderben, denn der Sterbende reißt im Falle den noch Kämpfenden mit sich zu Boden und jeder ist gehemmt; die ungewohnte Hitze wirft die Rüstigsten nieder. Jetzt hebt das Morden an und währt den ganzen Tag. Bojorix fällt, um ihn im hohen Haufen sein treues Gefolge; zwei Anführer werden gefangen, zwei andere fassen sich fest an den Händen, legen die Schwerter einer an des andern Brust und durchbohren sich so wechselseits, um doch als Freie zu sterben. 140000 Landsleute waren erschlagen. Als Alles verloren war, fochten die Weiber noch fort und erdrosselten endlich verzweifelnd ihre Kinder und sich selber. Die treuen Hunde vertheidigten noch lange die Wagenburg.

So erlagen diese deutschen Stämme. Daß sie sich getrennt hatten, war der Grund ihres Verderbens. Aber die, so im Krieg gefangen worden waren, verloren in der Sklaverei den Freiheitssinn nicht: Deutsche waren es, die in einem großen Aufstand der Sklaven den römischen Staat an den Rand des Verderbens brachten; und lange Jahre blieb es zu Rom ein Sprichwort: »Kimbrische Schrecken«! — Länger noch ehrte und scheute das römische Volk das deutsche Heldenthum.

3.

....Es prüfe sich, wer seinem
Mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden.
Schiller.

Neun und zwanzig Jahre nach dem Untergang der Kimbern riefen im Lande Gallien die Sequaner, die an der Saone saßen, den Deutschen am Rhein, daß sie kämen und ihnen gegen ihre Nachbarn Hülfe brächten. Alsobald führte der Herzog Ariovist, aus einem edlen Geschlecht der Markomannen, eine Heerfolgschaft von 15000 Deutschen über den Rhein, gewann den Sieg, verlangte den dritten Theil des Landes und lud seine Landsleute, die noch in der Heimath waren, ein, daß sie nachkämen und mit ihm das schöne Gallien gewännen. Da erschraken die Gallier und riefen zum Schutz gegen die Deutschen den römischen Feldherrn Julius Cäsar herbei, von dessen Kriegsruhm alle Lande voll waren. Schneller, als den Galliern später lieb sein mochte, zog dieser heran, und gebot gar trotzig und übermüthig dem Ariovist: er solle fürder weder die Gallier, welche Rom in Schutz genommen habe, irgendwie kränken, noch auf's Neue deutsches Volk herbeirufen. Ariovist verachtete dies Gebot und rüstete sicher gegen den fernen Feind. Da bestellte mancher Mutterssohn im römischen Heer in Todesangst sein Testament, als die Nachricht bekannt ward, es ginge gegen Deutsche in's Feld. Doch Cäsar vertraute auf sein Glück und dies verließ ihn nicht. Da er ausgekundschaftet hatte, daß die Deutschen, durch Prophezeihungen gewarnt, vor Neumond keine Schlacht beginnen wollten, drängte er sie ohne Verzug auf den Wahlplatz: heiß war der Tag, Cäsar siegte, Ariovist floh über den Rhein.

Darnach überwand Cäsar die Belgen, die sich mit den Deutschen, welche über'm Rhein wohnten, verbunden hatten, und, durch Treulosigkeit, die Tenchterer und Usipeter. Dann ging er bei Andernach über den Rhein und wollte die Sikambrer, die an der Sieg saßen, bändigen, aber diese waren tief in's innere Land zurückgewichen, und der Eroberer, so stolz er war, wagte es nicht, die Löwen in der Höhle aufzusuchen, sondern zog bald wieder über den Rhein zurück.

Nicht lange vermochten die Belgen das Joch zu tragen und drei edle Männer gaben sich die Hände, das Volk zu befreien. Da geschah im deutschen Lande der erste Verrath durch den Stamm der Ubier, die zwischen dem Main und der Lahn saßen; diese wandten sich flugs von den Landsleuten ab und dienten den Feinden des Vaterlandes als Bundesgenossen; auch im gewaltigen Stamm der Sueven stiftete die Herrschsucht Einzelner Unewigkeit und verleitete zum Abfall. Dadurch gewann Cäsar sieges Spiel und ging abermals über den Rhein, doch richtete er nicht mehr aus als das erstemal. Hingegen bezwang er in mühvollen Kämpfen die Belgen vollends und machte alles Land bis an den

Rhein den Römern zinsbar. Als er aus Gallien herzog in den Kampf mit seinem Nebenbuhler um die Herrschaft des römischen Reiches, schlugen Deutsche um Sold in fremden Landern seine Schlachten!

Von jenen Tagen an ergoß sich die Gewalt der Römer immer weiter und breiter im deutschen Lande: in den Alpen und bis an die Donau wurden sie Herrn, bauten Städte und Burgen zu Schutz und Trutz, brachten welsche Sitten und welsches Verderbniß, welsches Geld und welsche Götter in's Land. Noch schlimmer aber als die Herrschaft der fremden Zwingherrn war's, daß die Zwietracht der deutschen Stamme gegeneinander immer zunahm, daß der Kriegslustigen immer Mehre die Heimath verließen und mit den römischen Heeren in alle Welt zogen, um sich satt fechten zu konnen. Viele Sohne aus berühmten Geschlechtern kamen damals in die Stadt Rom, als Geißeln, oder um Kriegskunst und feinere Sitten zu lernen: das war den Römern lieb genug und sie hatten die jungen Herzen mit Ehren und Wollüsten, daß sie Freiheit und Vaterland drüber vergessen sollten.

Denn gar lustern sahen die Römer schon lang auf das Land über dem Rhein, das noch frei war: durch die Zwietracht der Deutschen hofften sie um so leichter zu siegen. Und es brach zuerst Drusus, der Stiefsohn des römischen Kaisers Augustus, mit gewaltiger Heereskraft im Lande der Bataver, wo der Rhein mündet, auf, und trug den Krieg den Rheinstrom hinauf bis zu den Sikambern, und wieder hinab bis an's Meer, dort halfen ihm die Friesen wider ihre Nachbarn, die Chauken, kampfen: an der Mündung der Ems baute er eine Burg. Im nächsten Jahre zog er mit Mord und Brand bis an die Weser: dort fand er den tapfern Stamm der Cherusker und hielt es gerathen, umzukehren. An der Lippe aber schlug er, weil er mußte, eine große Schlacht und baute an der Stelle, wo jetzt das Dorf Elsen liegt, das Kastell Aliso. Wohl funfzig Städte und Burgen gründete er am Rhein.

Auch gegen die Chatten zog er, von denen die Hessen ihre Abkunft haben, und selber in die verrufenen Walder der Cheruster drang er endlich ein: was dem machtigen Julius Cäsar nicht gelungen war, das hoffte er zu vollbringen, alles Land, wo deutsch geredet ward, zu entdecken und zu bewältigen. Bis an die Elbe kam er, da erschien ihm plötzlich am Ufer ein riesenhaftes Weib, hob die Hand wider ihn und rief ihm zu: »Wie weit willst Du noch gieh'n? Kehr' um! Denn Ende ist nah'!« Und Drusus kam aber den, der in so vielen Schlachten nie gebebt hatte, er kehrte um: dreißig Tage darnach verlor er durch einen Sturz vom Roß das Leben.

Nach ihm waltete sein Bruder Tiberius tückisch, treulos und grausam am Rhein, — tapfer und klug hingegen der Feldherr Domitius an der Elbe. Nicht lange stand es an, so hießen die Römer alles Land zwischen beiden Strömen eine Provinz ihres Reiches, wiewohl das Land noch nicht völlig bezwungen

war, aber sie hofften es bald ganz zu bewältigen durch Handel und Wandel, durch listige Freundlichkeit. Schon erbauten sie Burgen darin, und setzten Feldherrn als Statthalter ein, die nach römischem Brauch schlichteten und Recht sprachen. Das geschah um die Zeit, da Jesus Christus geboren wurde. »Die deutsche Freiheit ist untergegangen«, dachte stolz der Kaiser zu Rom in seinem Palast, den ihm eine Leibwache aus deutschen Jünglingen behütete: auch mancher Deutsche sogar dachte nicht anders. Aber in den dunklen Hainen traten viele Männer von altem Schrot und Korn zu einander, denen der Muth noch fest stand wie die heiligen Eichen: die tauschten heimlich manches kluge Wort, erkannten nur in Treu' und Einigkeit des Volkes Heil und beriethen die Rettung der Freiheit.

1.

„Es ist ein Feind, vor dem wir Alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns Alle frei."

Schiller.

Von vielen deutschen Jünglingen, die nach Rom gekommen waren, hatte der Kaiser Augustus zwei aus edlen Geschlechtern mit Gunst und Ehren besonders ausgezeichnet, den Marbod aus dem großen und mächtigen Stamm der Sueven, und den Hermann aus dem Stamm der tapfern Cherusker; dieser erhielt das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde; doch, ob er gleich die Sprache der Römer gelernt hatte, — das Rauschen der deutschen Eichen vergaß er in Rom nicht. Auch Marbod gedachte des Vaterlandes, und, da er die Arglist der Römer erkannte, ward ihm das Herz voll von mächtigen Beschlüssen, ihrem Trotz wieder Trotz zu bieten. Da zog er heim und sammelte viele Stämme, die im nördlichen Donaulande wohnten und wollte ein einiges starkes Volk aus ihnen schaffen, an dem die fremde Herrschaft zu Schanden würde. Aber das Beste übersah er dabei: — die Freiheit. Einen gewaltigen Herrscher müsse das Volk haben, der es in Krieg und Frieden zusammenhalte, so meinte er, und in sich selber fühlte er Kraft und Lust genug, ein solcher zu werden. So rief er denn die gesammelten Stämme auf, die sich jetzt Markomannen nannten, und lehrte sie römische Kriegskunst, damit sie durch diese selbst die Römer zu überwinden vermöchten. Im Lande Böhmen baute er sich alsdann eine feste Burg, worin er als Fürst waltete, und bezwang die benachbarten Stämme, daß sie sich dem neuen Reiche anschlossen. Bald wurden die Römer argwöhnisch gegen die wachsende Macht ihres alten Günstlings und stellten ihn zu Rede. Obwohl er sie nun durch erheuchelte Unterwürfigkeit zu täuschen suchte, so erkannten sie doch, wie mit der Macht sein Stolz wuchs und erkannten auch die Gefahr, die von Böhmen her den Ländern südlich vom Donaustrom drohte, welche ihnen unterwürfig waren. Da beschlossen sie, seine

Herrschaft mit einem einzigen Schlage zu vernichten. Darum griffen sie ihn von zwei Seiten her zugleich an: aber sieh, es erhoben sich damals, wie auf ein einzig Losungswort, alle Völker, die zwischen der unteren Donau und dem adriatischen Meere wohnten, gegen ihre Zwingherrn. Als diese nun solche große Gefahr sahen, boten sie schlau dem Marbod Frieden; ihn aber verblendete die Selbstsucht so ganz und gar, daß er, statt die günstige Gelegenheit zu benützen, lieber müßig zusah, wie die Völker, die um ihre Freiheit fochten, von den Zwingherrn auf's Neue überwältigt wurden. So vergaß er, um der eitlen Lust an der Herrschaft willen, die gemeinsame Sache; dafür vergaß ihn selber die Rache nicht.

Um diese Zeit waltete diesseits und jenseits des Rheins als römischer Statthalter Quintilius Varus. Den hassten die Deutschen, die seinen Vorgänger, den Sentius, einen ehrlichen Mann, geliebt hatten: denn Varus nahm ihnen nicht bloß ihr Hab und Gut, sondern hatte sich auch vorgesetzt, ihnen das gute alte Recht aus der Hand zu winden und die theure Sprache der Väter auszudrängen, damit sie, auch wenn sie untereinander redeten, immer dran denken sollten, daß sie nichts weiter mehr seien, als Knechte des römischen Kaisers. Von allen Deutschen empfand Keiner die Unterdrückung mit größerer Scham und mit heißerem Grimm, als jener edle Cheruskerjüngling Hermann, der Sohn Siegmars. Der hatte sein deutsches Herz rein und unverderbt aus Rom heimgebracht, während sein Bruder fort und fort den Römern diente und sogar seinen ehrlichen deutschen Namen für den römischen: »Flavius« aufgab. Nach dessen Sinnesart maß nun Varus, welcher, von Stolz verblendet, die Kraft der Deutschen schon für gebrochen hielt, auch das Dichten und Trachten Hermanns und zog ihn, wie einen ganz Römischgewordenen, sogar in's Vertrauen. Hermann ließ ihn beim Glauben, bis das Werk der Befreiung, das er im Herzen trug, zur Reife gediehen sei. Denn heimlich hatte er indessen die Besten seines Stammes, die er treu und freiherzig erfunden, zusammenberufen, und mit ihnen in stiller heiliger Waldeinsamkeit Rath gepflogen. Alle erkannten, daß für die Deutschen nur dann Heil sei, wenn sie alle Römer, die im Lande saßen, wie böse Raubthiere auf einem einzigen Treibjagen erschlügen. Dazu lud er nun die Brukterer und die Marsen und viele andere Gauvölker ein und alle schlossen mit den Cheruskern eine Eidgenossenschaft auf Noth und Tod; und alle hielten für gut, die stolzen Römer durch erheuchelte Demuth noch eine Weile immer sicherer zu machen; dies Verhalten gelang ihnen. Indessen hatte Hermann eine Jungfrau gesehen, die hieß Thusnelda; keine andre im ganzen Cheruskerland kam ihr gleich an Schönheit des Leibes und der Seele, und mit bittrem Schmerz sah auch sie die Erniedrigung des Volkes: ihr Vater aber, Segest, hielt zu den Römern und hoffte durch deren Beistand sich die Herrschaft über sein Volk zu erringen. Zu dieser

Jungfrau trug Hermann unsägliche Liebe im Herzen, und treuinnig hing Thusnelda an ihm. So ging denn Hermann zu dem alten Segest und freite um die Hand der Jungfrau, und als sie ihm verweigert ward, achtete er in seiner großen Liebe weder der alten Sitte, noch der Gefahr für seine Freiheit, wenn der Vater ihn erzürnte, sondern entführte Thusneldan, und brachte sie heim als sein ehelich Weib. Dafür schwur ihm Segest ewige Rache; und er begann dieselbe damit, daß er, selbst ein Verräther am Vaterland, (denn er wußte von dem Bund der Eidgenossen) den Varus vor Hermann als vor einem Verräther warnte. Doch tauben Ohren predigte er: der römische Feldherr, der den Grund seines Hasses wußte, dünkte sich klüger und verachtete den Rath eines »plumpen Deutschen.« So schlug ihn Gott mit Blindheit, bis die Schale des Gerichts voll war.

In seinem Sommerlager an der Weser saß Varus, als er die Kunde erhielt: ein deutscher Stamm habe sich erhoben und alle Römer, die in seinen Marken wohnten, erschlagen. Also war's verabredet gewesen zwischen den Eidgenossen. Denn Hermann, die Seele des Bundes, hatte zuvor bedacht, daß Varus in solchem Falle nicht säumen werde, mit aller Macht in's Feld zu ziehen. Und so kam's auch. Der Römer beschloß, ohne Verzug aufzubrechen und Rache zu nehmen. Bei'm Abschiedsmahl im Lager waren Hermann und Segest zu Gast und Segest warnte noch einmal. Doch Varus glaubte ihm abermals nicht und gebot vielmehr dem Hermann, daß dieser den Heerbann der Deutschen aufbiete und sie den Römern als Bundesgenossen schleunig zuführe. Dann brach er stolzes Muthes mit drei erprobten Legionen auf und zog in die Berge an der Weser, in die Gegend, wo jetzt Herford und Salzufeln liegen. Nun war die rechte Stunde da. Rasch bot Hermann den Heerbann auf und freudig boten die Eidgenossen ihre Schwerter, die Freiheit zu rächen. Auf wohlbekannten kurzen Wegen führte Hermann sie hinter den Römern her und fiel plötzlich deren Nachhut an. Noch ahnte Varus nicht den ganzen Umfang der Gefahr, und hielt für Uebermuth Einzelner, was Plan und kluge Vorsicht war. Denn schwachen und zerbrechen wollte Hermann die römische Heeresmacht zuerst, um dann die Trümmer desto sicherer zermalmen zu können. Es kamen und schwanden die Rachen wie Schatten der Nacht. Jetzt hier, jetzt dort fiel ein Römer im Engpaß. Die Todten zu zählen, die im Dunkel des Waldes verröchelten, vermochte Varus nicht. Da befahl er, geschlossenen Marsch zu halten; doch war's in der Wildniß unmöglich. Endlich neigte sich der Tag und er gebot dem Heere: Halt zu machen, sich zu verschanzen, so gut es ginge, und zu verbrennen, was von Gepäck überflüssig sei und im Zuge nur hindern könne. Am anderen Tage rückte das Heer, immer von den Deutschen umschwärmt, doch in besserer Ordnung, in der Ebene weiter, die sich an der Werra ausbreitet, und kam in das dichtbewaldete sumpfige Thal, das die Berlebecke durchrinnt,

in die Gegend von Detmold, wo die hohe Teutoburg ragte. Da ward auf einmal jeder Busch lebendig, aus jeder Bergschlucht rasselte es wie viel hundert Schlangen empor, und die uralten Bäume schütteten, wie sonst nach dem Wetter Regentropfen, jetzt Pfeile ohne Zahl auf die Römer herab. Der Himmel wollte auch nicht feiern und half den Deutschen mit Sturm und Regen. Von den Güssen unterwühlt, sank die deutsche Erde unter des Römers Füßen ein; im losen Erdreich schwankend, vom Sturm gerüttelt, stürzten die deutschen Eichen über die Unterdrücker hin und zermalmten sie im Fall. Jetzt nehmen die Deutschen in Waidmannslust sich erst recht die fremden Eber auf's Korn, die ihnen die heilige Erde des Vaterlandes so lange aufgewühlt. Pfeil an Pfeil! Fall an Fall! Schritt für Schritt kämpft der Feind um den Boden, auf dem er steht, um den Weg, um jeden Baum, um jeden Stein, und kommt nicht eher zu Athem, als bis die Nacht hereinbricht. Da läßt Varus abermals Lager schlagen und ermattet sinken die Römer hin; in jedem Augenblick scheucht der Deutschen Kampfgeheul sie aus der kurzen Nachtruh empor. Wie der dritte Tag sich lichtet, entdecken sie erst, wie licht es in ihren Reih'n geworden. Mann an Mann geschlossen, brechen sie auf und kommen auf's offene Land, daß die Senne heißt. Da sehen sie mit Grausen die ganze Macht aller Eidgenossen vor sich entfaltet. Ringsum Deutsche, nirgends ein Ausweg! Für alle Tapferkeit ist nichts mehr feil als der Tod. Jauchzend stürzen jetzt die Eidgenossen in der verzweifelnden Römer starre Reih'n. »Die Freiheit! die Freiheit!« schallt's wie Donner des Himmels den Römern in die Ohren. Wie die Saat unter Hagelschlossen, sinken die Tapfersten unter deutschen Hieben hin. Hermann selbst ist überall: hier ordnet er als Feldherr die Schlacht und ruft: »Drauf, Brüder, drauf!« dort kämpft er mit der Kraft von zehn Mannen, Stirn an Stirn; kein Eidgenosse, der nicht mit ihm um den Preis wetteifert! Des Feindes Schaaren sind zersprengt, nur wenige wilde Haufen ragen noch aus dem Meer der Schlacht empor. Jetzt wird die Flucht allgemein; doch wer sich retten will, rennt wie blind grad' recht in die Spieße der Deutschen. Da faßt den Varus Verzweiflung, und, um sein Unglück nicht als Schmach überleben zu müssen, stürzt er sich in sein Schwert. Nur Wenige von dem ungeheuren Römerheer entrinnen glücklich nach der Feste Aliso; die Meisten liegen auf dem Wahlplatz.

Wer in Gefangenschaft kam, ward entweder den Göttern, zum Dank für die wiedererrungene Freiheit, geopfert oder zu gemeinem Frohndienst in die Gaue der Eidgenossen geschleppt. Am grausamsten rächte das Volk die lang erduldete Fremdherrschaft an den Sachwaltern und Schreibern, die ihm statt des guten alten Rechts das spitzfindige neue aufgedrängt: einem, den es gefangen, riß es die Zunge aus, stopfte ihm die Kehle zu und rief: »Jetzt zisch' einmal, Natter, wenn Du kannst!« —

Das war die große Schlacht im Teutoburger Wald, die geschlagen ward im neunten Jahre nach Christi Geburt. Die Freiheit des deutschen Volkes brachte Hermann seinem treuen Weibe heim; den ewigen Ruhm seines Namens sah ihm Thusnelda auf der Stirn leuchten, da sie dem Helden wieder

am Herzen lag. Dem Marbod aber schickte Hermann das Haupt des Varus, zur Mahnung, daß alle Deutsche nur einen Feind hätten und nur für eine Freiheit kämpfen sollten. Doch Marbod verstand die Aufforderung nicht oder wollte sie nicht verstehen, und sandte den Varuskopf nach Rom. Als dem der Kaiser die Kunde erhielt, daß die drei Legionen gefallen, stieß er in Verzweiflung die Stirn an die Wand seines Palastes und rief aus: »O Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder.« Alles Volk war voll Entsetzens vor den

Deutschen und glaubte mit jedem Tag, sie kämen in ungeheuren Heerschaaren, wie einst die Kimbern und Teutonen, gen Welschland heran. Im Lande Gallien und am Rhein ward zur Nothwehr gerüstet. Grundlose Furcht! Nicht an Eroberung dachten die Sieger; die theure Freiheit erlöst zu haben, war ihnen genug; stolz legten sie die Hände in den Schooß, als sie die Zwingburgen im Lande gebrochen hatten, als bis an den Rhein kein Römer mehr zu schauen war. Hermann allein dachte daran, wie die Freiheit auch für alle künftigen Zeiten bewahrt werden müsse und fand das einzige Mittel in einem steten Bunde der Eidgenossen. Aber die Mißgunst der Edlen, welche für sich selbst die Herrschaft zu erringen hofften, widerstrebte ihm, — vor Allen Segest. Der trug noch immer unversöhnlichen Groll gegen ihn im Herzen, überfiel ihn und schlug ihn in Ketten; das treue Geleite befreite den Helden wieder und übte Wiedervergeltung an dem Verräther.

Als die Römer von dieser Zwietracht vernahmen, wuchs ihnen auf's Neue der Muth und sie beschlossen, die Niederlage des Varus zu rächen und die verlorene Herrschaft wieder zu gewinnen. Große Macht ward gerüstet, und zuerst kam Tiberius, der bald darauf römischer Kaiser ward, — dann Germanikus, der Sohn des Drusus, an den Rhein. Der überfiel die Marsen und die Chatten und legte ihre Gaue wüst. Bald sandte ihm Segest durch einen Vertrauten Botschaft: er, der stets ein Freund der Römer gewesen, werde von dem Volk in seiner Burg belagert, und bat den Germanikus, daß er mit Heeresmacht käme und ihn befreie. Nicht lange ließ der Römer auf sich warten und entsetzte den Verräther. Da wurden in Segests Burg viele edle Frauen gefunden, unter ihnen auch Hermanns Weib, Thusnelda, die ihr Vater den Römern als Gefangene übergab. Sie trug ein Kind des edlen Helden unter'm Herzen; schweigend und thränenlos stand sie in ihrer Würde da, die Hände unter dem Busen gefaltet, und dachte an Hermann. Als dieser von Segests Niederträchtigkeit vernahm, rief er in unsäglichem Schmerz von Gau zu Gau um zwiefache Rache, für die Freiheit des Volkes zuerst, dann für die seines Weibes und seines ungebornen Kindes. Da erhoben sich die Eidgenossen auf's Neue voll Wuth gegen die Römer; Germanikus aber zog stolz und in Siegeshoffnung durch den Teutoburger Wald heran. Darin fand er den Wahlplatz, wo die Legionen gefallen waren, und begrub die weißen Gebeine seiner erschlagenen Landsleute. Hermann erwartete ihn auf einer Haide und bot ihm zwischen Wald und Sumpf die Schlacht; die ward so klug und wild geschlagen, daß die Römer wichen; dann überfiel und bewältigte er rasch das Heer des Cäcina, nur der Ungestüm der Deutschen rettete diesen alten, erfahrnen Kriegsmann vor dem Schicksal des Varus. Um so eifriger dürstete Germanikus nach dem Ruhm: ganz Deutschland römisch zu machen, und bot alle Liste der Kriegskunst auf. An den Meeresküsten fuhr er mit einer Flotte bis hin zur Mündung der

Ems: von dorther drang er itzt ins Land. Da wichen die Cherusker bei Minden hinter die Weser zurück und erwarteten ihn zur Schlacht. Bevor sie begann, sah Hermann seinen Bruder Flavius am andern Ufer des Stromes stehen und rief ihm zu: »O komm herüber zu Deinem freien Volk, mein Bruder: was kämpfst Du in den Reihen der Romer gegen uns? Kennst Du die alten Eichen nicht mehr? Hörst nicht, wie sie Dir Grüße zurauschen aus unsrer Knabenzeit? Wirf hin, o wirf hin die eitlen Ehren, mit denen die Romer die Schmach Deiner Verstümmelung und Knechtschaft vergolden! O wie viel schöner ist's, von freien Brudern geliebt zu sein! Wie viel süßer, auf heimischer Erde als freier Mann zu weilen, denn auf fremder als reicher Sklav zu leben!« Aber Flavius hatte kein Herz für solche Worte mehr. Da gebot Hermann voll Grimm die Schlacht. Am andern Tage ward sie geschlagen, in dem Gau Idistavisus, vom Morgen bis tief in die Nacht. Klug hatte Hermann den Plan erdacht und bestellt, doch die Wuth des Kampfes verdarb das Wohlersonnene. Die Cherusker rannten von den waldigen Hügeln, wo Hermann sie aufgestellt, zu früh in's Thal hinab. Dadurch entstand Verwirrung. Die Romer benutzten sie, drangen von allen Seiten und werden Meister des Schlachtfeldes. Da stürmt Hermann hoch zu Roß wider die Bogenschützen und bahnt sich endlich eine Gasse. Plötzlich stößt er wieder auf eine lebendige Mauer: das sind die romischen Bundesgenossen, die aus Gallien, die aus Tirol und vom Lech. Verwundet, daß das Blut ihm über's Antlitz rinnt und ihn unkenntlich macht, bricht der tapfre Held dennoch durch und gewinnt das Freie. — Wie aber die Romer den Rückzug antraten, stand alles Volk in den Gauen wider sie auf und abermals ward grimmig geschlagen bis tief in die Nacht; die Romer nannten's einen Sieg: doch war's keiner. Darnach fuhren sie auf der Ems in's Meer, da zerspellterte der Sturm ihre Flotte. Ungebeugt durch diesen Verlust, griff Germanicus die Chatten und die Marsen an, legte das Land wüst, und hoffte mehr denn je, Deutschlands Meister zu werden. Der Kaiser in Rom aber sprach ein Wort, das noch wieder zu allen Zeiten als wahr erwiesen hat: »Sichrer als durch fremde Waffen wird die Kraft der Deutschen durch sie selber gebrochen«: und so rief er den Germanikus, auf dessen Macht er längst eifersüchtig gewesen war, zurück und gonnte ihm die Ehre eines Triumphes. Da wurden viele gefangene Edle und die Edelste von allen, Thusnelda, mit Hermanns Söhnlein, das sie in der Gefangenschaft geboren, nach Rom gebracht. Nie erblickte Hermann sie wieder. Ihr Vater Segest aber sah schamlos zu, wie das Weib des Helden, wie seine Landsleute dem elenden Pobel Roms im Triumph zur Schau vorgeführt wurden.

3.

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt, ein unbesiegtes Land,
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?

Uz.

Hermanns einziger Trost war das Vaterland; dem allein lebte er. Aus der Römer Gewalt hatte er es abermals errettet: von einem andern Feinde, den er für nicht minder gefährlich hielt, wollte er es jetzt befreien, von dem bösen Beispiel der Alleinherrschaft eines Fürsten. Das gab Marbod, der von den Alpen bis an die Elbe sein gewaltiges Markomannenreich aufgerichtet hatte und dann eigenwillig herrschte. Zwei tapfre Stämme des Suevenvolkes, die Longobarden und die Semnonen, mochten dies nicht ertragen: drum traten sie aus dem Bunde der Markomannen und reichten den freien Cherusker-Eidgenossen die Hände. Bei diesen aber ergrimmte Hermanns Oheim, Inguiomar, in Eifersucht über den Ruhm und das Ansehen seines Neffen und zog aus Trotz zu den Markomannen. Ueber Beides ward Krieg. — So standen Deutsche wider Deutsche, die einen, Hermanns Eidgenossen, geringer an Macht, aber stärker durch Tugend, für die Erhaltung der Freiheit im deutschen Lande, die andern, Marbods Gefolge, zum Schutz der neuen prunkvollen Herrschergewalt, beide mit gleicher Tapferkeit. Endlich mußte Marbod weichen, und, verzagend an seiner schlechten Sache, schämte er sich nicht, die gemeinsamen Feinde aller Deutschen, die Römer, um Beistand anzuflehen: so tief in der Ehre hatte ihn das schleichende Gift der Herrschsucht verderbt. Da brach ihm plötzlich ein gothischer Jüngling in's Land und gewann seine Burg und seinen Schatz; und Marbod floh in den Schutz der Römer. Den gewährten sie ihm in ihrer Stadt Ravenna. Dort starb er nach achtzehn Jahren: kein freies Herz klagte um ihn.

Hermann, den Cheruskerfürst, traf der Tod in der Blüthe der Kraft: erst sieben und dreißig Jahre zählte er, und zwölf Jahre lang hatte er unermüdlich für die Freiheit des deutschen Volkes gestritten. Ihm, der die Freiheit noch mehr geliebt, als Weib und Kind, ihm ward nachgesagt: »er strebe nach der Alleinherrschaft!« Dies Gerede kam von seinen eigenen Verwandten, die selber darnach trachteten, und unter diesem falschen Vorwand brachten sie ihn meuchlings um: das geschah im Jahr 22 nach Christi Geburt. Das Volk hat den treuen Helden lange nicht vergessen und seine Thaten in Liedern gesungen.

Sechs Jahre nach Hermanns Tod zerbrachen die Friesen und ihre Nachbarn, die Cannefaten, das römische Joch. Der Ruhm der Cherusker aber sank und zerfiel, weil die Edlen in Verblendung nicht abließen, um die Herr-

schaft zu streiten. Endlich holten sie sich gar aus Rom den Sohn des abtrünnigen Arminius, der von dem Lande, wenn er geboren worden, Italicus hieß, und gaben ihm die höchste Macht in die Hand. Doch bald empfanden sie den Fluch der Knechtschaft: da nahmen sie ihm die Gewalt wieder, er aber rief die Longobarden, daß sie ihn auf's Neue einsetzten, und so ward das Volk, das den Hermann geboren hatte, durch die Zwietracht der Parteien mit der Zeit immer ohnmächtiger und den Römern, wie den andern Deutschen verächtlich. Mächtiger behaupten die Chauken und die Chatten, der Name der Marsen aber war verschwunden. Bald wurde auch der der Ampsibarier nicht mehr genannt. Das kam so: Sie baten, als sie von den Chauken vertrieben worden, die Römer um Land, diese aber schlugen es ihnen ab, boten jedoch insgeheim dem Herzog des Volkes, Petelal, der früher den Römern hold gewesen, für ihn selber großes Gebiet, um ihn von den Seinigen abwendig zu machen. Da kam sein deutsches Herz recht an den Tag: denn er wollte lieber getreu mit seinem Volk sterben, als Hab' und Gut für sich allein besitzen; und so führte er es denn von einem Stamm zum andern umher: keiner von allen nahm die landlosen Wanderer auf. Da erlag endlich das ganze Volk, theils durch das Schwert und durch Hunger, theils in Knechtschaft.

Während sich dies im nordwestlichen Deutschland begab, war auch im Donauland nicht Ruhe geblieben. Dort, im Markomannenreich, hatte sich nach Marbods Fall durch Zuthun der Römer die ursprüngliche Verfassung völlig umgewandelt, und aus den Gebieten des Fürsten waren Vasallen geworden, die für treue Dienste Land zu Lehn erhielten. Denen hatten die Römer den Vannius aus dem Stamm der Quaden zum Fürsten gegeben. Damals aber wurden die Hermunduren, vom Hauptstamm der Sueven, gewaltig: die besiegten den Vannius, daß er zu den Römern floh, und breiteten sich dann immer weiter gegen Abend aus. So kamen sie auch in's Land an der Saale zu den heiligen Salzquellen, und wollten diese in Besitz nehmen. Darüber ergrimmten die Chatten, begannen Krieg gegen sie und gelobten, wenn sie siegten, alle Gefangene den Göttern zu opfern. Aber sie unterlagen und nun wurden sie selbst von den Siegern an den Altären geschlachtet. Dem Allem sahen die Römer im Stillen voll Schadenfreude zu: denn der Sicherheit ihres Reiches kam es zu gut, wenn die Deutschen im Wahnsinn gegen sich selber wüteten.

6.

Soll uns die Willkür länger schänden?
Nein! sei der große Wurf gewagt!
Das Blatt, wie bald kann sich's doch wenden!
Seid nur getrost und unverzagt!

Wegel.

»Nero ist todt!« scholl's im Jahre 68 nach Christi Geburt durch die halbe Welt, und da war kein Herz, das nicht aufjauchzt hatte, denn die halbe Welt war 14 Jahre lang so feig gewesen, sich von einem elenden Narren unterdrücken und peinigen zu lassen, weil dieser elende Narr — Kaiser hieß. Kaum, daß der Tyrann recht als Memme gestorben, ward großer Zwiespalt um die Herrschaft des römischen Reiches, das in sich zusammenbrach, seitdem Treu' und Redlichkeit daraus verschwunden waren.

Damals lebte im Lande der Bataver, die zu den Römern von Alters her als Bundesgenossen gestanden, ein Mann Namens Civilis, den sie über eine Abtheilung seiner Landsleute gesetzt, die in ihrem Heere dienten. Er hatte nur ein Auge, sah aber damit besser, als hundert mit zwei, die Noth und Schwach seines Vaterlandes, und wie niederträchtig die geizigen, wollüstigen Römer ihm wütheten. Diese aber erkannten bei Zeiten seines Herzens rothe Lust; drum legten sie ihn und seinen Bruder in Fesseln und ermordeten ihm den letzteren. Ihn selber gaben sie wieder frei: doch er ließ sich Haupthaar und Bart wachsen und that einen Eid: nicht eher wollte er sie scheren, als bis seiner Rache Genüge geschehen. Gesagt, gethan. »Dulden wir's länger, daß sie unsere Knaben zu schändlichem Mißbrauch nach Rom schleppen? — ihr wißt's ja alle, — daß sie unsere Greise zu Soldaten pressen, um schweres Lösegeld zu gewinnen?« so rief er zu seinen Landsleuten und alle sprachen einmüthig: »Nein!« und hoben die Waffen. Da schickte er insgeheim Botschaft an die andern, die in Mainz den Römern dienten, und an die Friesen und Kanninefaten: diese beiden Völker stimmten ihm bei, daß die Fremdherrschaft nicht länger zu ertragen sei und alle zusammen schlugen die Römer. Da ward es auch den Belgen warm um's Herz und den Deutschen über'm rechten Ufer des Rheinstrom's, und die Bataver in Mainz eilten zu ihren Brüdern. Römer oder Romfchgesinnte — es galt den Verbündeten gleich, wenn's an Schlacht und Vertilgung kam.

Im Lande der Brukterer war um jene Zeit eine Jungfrau, vor deren Augen die Zukunft offen lag: die hieß Veleda. Alles deutsche Volk verehrte sie und horchte gläubig auf ihre Worte; sie selber sprach nur mit ihren nächsten Verwandten: diese allein und kein Fremder durften zu dem Thurm kommen,

in dem sie wohnte; der stand in tiefer Waldeinsamkeit an den Wassern der Lippe. Jetzt, als Civilis mit den Batavern den Krieg um die Freiheit begann, weissagte die begeisterte Jungfrau ihm Heil und verkündigte den Untergang der Römer. Auf dies Wort griffen auch die Bructerer und Tenchterer zu den Waffen, und eilten zu den Batavern und alle Verdunkelten stürmten Xanten am Rhein, wo sich die Römer im festen Lager verschanzt hielten.

Während dieser Zeit wurde Vespasianus als römischer Kaiser ausgerufen, und Civilis, der bis dahin, der guten Sache zu Nutzen und Frommen, den Schein beibehalten hatte, als sei er bei dem Zwiespalt um die Kaiserwahl jenem zugethan gewesen, warf jetzt die Maske ab, und es ward offenkundig, daß er nicht für den einen oder den andern fremden Herrn, sondern gegen alle Fremdherrschaft stritt. Immer muthiger setzte er den Krieg fort, immer mehr begünstigte ihn und alle Deutschen, die mit ihm für die Freiheit fochten, das Glück; immer mehre deutsche Völker, die lange zu den Römern gehalten, fielen von diesen ab. Auch die Gallier hoben stolzer den Nacken unter dem Joch und schlos-

sen, um es abzuschütteln, einen Bund mit den siegreichen Deutschen. Xanten ergab sich; und als die Besatzung daraus hervor zog, konnten die Deutschen ihren lang verbissenen Grimm nicht mehr bändigen und erschlugen alle römischen Soldaten. Da glaubte Civilis, sein Gelübde sei geleist, und schnitt sich wieder Bart und Haupthaar; den besten Theil der Beute schickte er der Veleda. Die Koiner allein hatten bis dahin standhaft zu den Römern gehalten: jetzt aber, von den Tenchterern hart gedrängt, schlossen auch sie sich an den Bund der Deutschen.

Diesen und ihrer guten Sache ward jedoch die Vereinigung mit den wetterwendischen Galliern zum Verderben. Denn bald wurden die Gallier unter sich uneins, und als der römische Kaiser Vespasianus den Cerialis, einen erprobten alten Kriegsmann, mit grosser Heeresmacht nach ihrem Lande schickte und dieser bei Trier den Sieg gewann, fielen sie von den Deutschen völlig ab. Am schlechtesten erwiesen sich die Koiner: diese überfielen und erschlugen bei Nacht bundgenössisches Volk von den Friesen und Chauken, da es sorglos beim Schmause sass, und lieferten die Hausfrau und die Schwester des Civilis, die sich in Koln befanden, den Römern aus. Civilis verlor im tiefen Schmerz über diesen Verlust den festen Muth nicht; ja, um so beharrlicher focht er den Freiheitskrieg fort. Bei Xanten sammelte er sein Heer, dann baute er einen Damm im Rhein, damit die Wasser des Stroms weitumher sich ergossen und die Feinde drin untergingen: er selbst und seine Bataver waren ja mit den Fluthen vertraut. So gab er gutes Muth's das Zeichen und trieb die deutschen Volker, keilweis wie einen scharfen Keil, in die sechs Legionen der Feinde. Aber ein Ueberläufer hatte diesen einen Umweg gewiesen, auf dem sie die Deutschen hinterrücks überfielen. Da gab Civilis den Sieg verloren, aber die Hoffnung nicht zugleich. Er durchstach jetzt den Rheindamm, den Drusus einst gebaut hatte: — auf einmal stand alles Niederland bis an die Waal unter Wasser, und nun griff er mit vier Heerhaufen die Römer an; dennoch gewannen diese durch die Kriegskunst ihres Feldherrn und durch Heldenmuth wieder den Sieg: als die Ihrigen flohen, stellte sich ihnen Civilis in den Weg und hielt sie mit Bitten und Ermahnungen auf: endlich ward ihm das Ross unter'm Leib erschossen, da sprang er in den Rhein und gewann schwimmend das Sich're. Binnen kurzer Zeit stand er den Römern wieder schlagfertig gegenüber: ein Treffen zu Schiff geschah im Bataver Land: als der Ausgang desselben unentschieden blieb, zog der unermüdliche Freiheitsheld über die Waal zurück, um neue Plane zu ersinnen und unverziehens auszuführen. Die Römer aber, so tapfer sie kämpften, erkannten, dass offener Krieg für sie keinen glücklichen Ausgang haben könne, so lange Civilis mit seiner eisernen Ausdauer an der Spitze des Bundes stehe, drum wiegelten sie das Volk und die Edlen gegen ihn auf, und bethörten beide durch listige Reden so lang, bis es in seinem Glauben und in seiner Treue zu

Civilis wankend ward. Da mußte der verlaſſene Held dem Erbfeind die Hand zum Vergleich darbieten: er that's (um J. 70), um größeres Unheil von dem Volk abzuwenden.

Auch bei den Bructerern, den Chamaken und den Chatten ſtreuten die Römer mit gleichem Erfolg den Samen der Zwietracht aus und die böſe Saat kannte ſchnell. In dem Krieg, den jene Stämme untereinander erhoben, verblutete ſich faſt alles Volk der Bructerer, und Veleda, die Prophetin, ward von den Römern gefangen.

Darnach war lange Zeit Frieden und in deſſen Schutz blühten die Pflanzſtädte auf, die ſich am Rhein, an der Donau und in dem Lande zwiſchen dieſen beiden Strömen, das den Römern gehörte, gebildet hatten.

Im Ungarland aber, wo damals deutſche Stämme, die Daken, wohnten, erſtand den Römern in Decebalus, dem König der Daken, ein Feind, wie ſie ſeit vielen Jahren keinen furchtbareren gehabt hatten. Einige Jahre lang zahlten ſie ihm Tribut, um mit ihm Frieden zu erhalten: erſt der Kaiſer Trajanus ertrug dieſe Schmach des römiſchen Kriegsruhms nicht mehr, überwand in zwei Feldzügen die Daken, die vergeblich die andern Deutſchen um Beiſtand aufgerufen hatten, und machte das Land im J. 106 zu einer Provinz des römiſchen Reiches. Das war die letzte große Eroberung, welche die Römer den Deutſchen abgerannen: von da an erkannten ſie endlich, daß ſie auf den Schutz ihrer eigenen Provinzen bedacht ſein müßten. Deshalb zogen ſie um dieſe eine große Linie von Verſchanzungen mit Thürmen und Kaſtellen: die begann am linken Ufer der Donau, wo die Altmühl mündet, und zog ſich in's Remsthal in Schwaben hinein, über die Kocher, und über den Main, dann auf dem Taunusgebirge hin, bis gen Ems und das rechte Rheinufer entlang, weiter hinab, bis zum Siebengebirge: die Ueberreſte dieſes Grenzwall's ſind noch heute zu erkennen. Pfahlgraben, Heidengraben, Teufelsmauer nennt ſie das Volk. Ueber dieſe Schanzen hinaus war alles deutſche Land frei.

2.

Jeder ſtark alleine,
Stärker im Vereine!
F. Schlegel.

Bisher hatten ſich die Deutſchen in allen Kriegen gegen die Römer nur gewehrt, um ihr Eigenſtes: die Freiheit, zu erretten oder zu erhalten. Jetzt, da ſie nicht mehr angegriffen wurden, regte ſich ein mächtiger Drang in ihnen, Vergeltung zu üben für ſo viel Falſchheit und Hinterliſt, womit die Römer ihre Väter lange genug umſtrickt hatten. Auch war's der kriegsluſtigen Jugend zu eng und zu ſtill in der Heimath geworden; und überdies, wer von ihnen in den

römischen Städten gewesen war und dort die Pracht und das Wohlleben geschaut hatte, den lüstete es, solcher Herrlichkeit durch Schwertsgewalt theilhaftig zu werden.

Da brachen zuerst die Chatten aus ihrer Heimath auf, und zogen über den Rhein in's Land, das den Römern unterworfen war; auch vom Suevenstamm thaten sich kriegerische Schaaren zusammen und stürmten in's Alpenland; an den Küsten der Nordsee fuhren die Chauken auf vielen Schiffen und machten große Beute in römischen Belgien. An der Donau standen aber plötzlich alle deutsche Völker auf und drangen in Welschland ein; erst vor der Stadt Aquileja fanden sie Widerstand; da wandten sie sich um und zogen sich schlau zurück. Alles dies geschah in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt, als Markus Aurelius römischer Kaiser war. Da zitterten die Römer vor den Donauvölkern, wie einst vor den Kimbern und Cheruskern, und, als auch die Pest von Asien herüber gekommen war und weit und breit würgte, als eine Hungersnoth wüthete, Erdbeben geschahen, und feurige Zeichen am Himmel gesehen wurden, da dachten die Abergläubischen an nichts anderes mehr, als daß die Herrlichkeit des römischen Reichs sich zu Ende neige. Nur der Kaiser verlor den Muth nicht: er verkaufte seinen kostbaren Hausrath und den Schmuck der Kaiserin, um Kriegsvolk zu werben, verwandelte Sklaven und sogar Missethäter in Soldaten und führte nun ein großes Heer gegen die Deutschen in's Donauland. Auf den Rath der Wahrsager ließ er zwei Löwen in die Donau jagen: »die würden den Feinden Verderben bringen!« so glaubten die Soldaten. Lachend sahen am jenseitigen Ufer die Quaden zu, und riefen: »Seht doch, was für große Hunde!« und als die Löwen drüben waren, nahmen jene ihre Keulen und schlugen sie damit todt. Mit Klugheit spannte indessen der Kaiser ein Kriegsnetz über das ganze Donauland, und wo er selber war, gewann er den Sieg. So bezwang er die Markomannen und schlug die Jazygen, (ein Volk von slavischer Abkunft, das mit den Deutschen verbunden war,) auf der Ostseite der Donau. Darnach gedachte er auch das zahlreiche Volk der Quaden zu überwinden: diese aber wichen vor ihm tiefer in's Ungarland zurück und verlockten ihn in eine Wildniß; da sah er sich plötzlich in einem Thale rings von ihnen umstellt und das Heer, das seit fünf Tagen vor Durst fast verschmachtete, sah sich schon für verloren. Nun wie durch ein Wunder ward es gerettet, ein furchtbares Gewitter brach los, erquickte die Römer, daß sie mit zehnfacher Kraft fortkämpften, und verdarb den Quaden ihre Geschosse: in Verwirrung gebracht flohen sie und unterwarfen sich. Als der Friede um harten Preis für die Donauvölker geschlossen war, stellte der Kaiser die Schanzen und Burgen an der Donau wieder her, die Ruhe aber konnt' er nicht wieder herstellen, denn der Hochmuth und die Tyrannei der Römer stachelten die Ueberwundenen immer wieder zu neuen Kam-

ysen. Da ſtarb der Kaiſer (im J. 180) in der Stadt Vindobona, aus welcher ſpäter Wien geworden iſt, und ſein Sohn ſchloß eilig einen ſchmählichen Frieden und zog aus allen Kaſtellen, die über der Reichsgränze hinaus ſtanden, die römiſchen Beſatzungen. So ging dieſer Krieg aus, der nur ein Vorſpiel anderer war, die entſcheidender enden ſollten.

Denn das römiſche Reich war damals geworden wie ein alter Mann, der ſchon den Tod im Leibe trägt, aber ſeine Schwäche noch durch eitlen Putz verhüllet, und, wenn er ſich in ſeiner Rüſtung aufrecht erhält, den Schein ſeiner früheren Stärke noch eine Weile behauptet. Die Deutſchen fingen endlich an, durch Schaden klug zu werden und lernten das Geheimniß kennen, wodurch der buntſcheckige römiſche Staat aller ihrer Jugendkraft bisher obgeſiegt hatte. Da traten die einzelnen Gauvölker vom großen Suevenſtamm zuſammen und ſagten zu einander: »Laßt uns ein einiges Volk werden: wer kann dann gegen uns beſtehen?« Und ſie ſchloſſen einen Bund und nannten ſich untereinander nicht mehr nach den alten Namen der einzelnen Stämme, ſondern alle zuſammen Alemannen. Hierauf zogen ſie aus und ſtiegen trotzig über die Teufelsmauer und kamen in das Land, das den Römern zinsbar war. Da brachen ſie die ſchönen Städte und ſteinen Burgen, die dieſe gebaut hatten, und ſchweiften ſiegreich vom Main an den Rheinſtrom hinauf und im Schwarzwald und am Neckar, auf allen jenen Strecken, die ſpäterhin Schwaben genannt werden ſind. Auch Gallien überſchwemmten ſie, dann fielen ſie ſelber in Welſchland ein und machten ſich überall furchtbar. Faſt zur ſelben Zeit, da der Bund der Alemannen aufſtand, oder nicht viel ſpäter, (ums Jahr 213) erhob ſich am Niederrhein der Bund der Franken, das iſt: der Recken, Freien: das waren dieſelben Stämme, die Hermann einſt zu einer Eidgenoſſenſchaft vereinigt hatte, bis auf die Cheruſker: alle behielten, gleich wie die Alemannen, die alten Sitten und die alte Verfaſſung bei und unternahmen ſpäter Kriegsfahrten nach Gallien und Spanien. Ihnen zunächſt, weiterhin gen Mitternacht, in den Strecken, die bis an die Küſten der Nordſee reichen, verbanden ſich die Friesen und die Chauken mit den Brukterern, Cheruſkern und vielen Andern und nannten ſich jetzt Sachſen: die lauerten den Schiffen der Römer auf, welche das Meer beherrſchten, und gewannen das Land umher. Von den Küſten der Oſtſee aber bis an die des ſchwarzen Meeres wurde der große Bund der Gothen gewaltig, von denen die Sage ging, ſie ſeien aus Schweden gekommen. Die breiteten ſich in vielen Stammgenoſſenſchaften immer weiter aus, boten den Römern im Oſten des großen Reiches die Stirne und fuhren auf Abenteuer gen Griechenland und Aſien: wohin ſie auf ihren Fahrten kamen, brachten ſie den Ruf ihrer Tapferkeit mit, vor welcher kein Widerſtand war.

Das waren die deutſchen Völkerbünde, die von allen Seiten her das

altersschwache römische Reich bedrängten. Damals ist aber auch die uralte deutsche Freiheit schon allmählig in Abnahme gekommen, weil die Eroberer auf ihren Fahrten in fremde Länder den Männern von altedler Abkunft, denen sie folgten, alle Gewalt in die Hand gaben und diese Fürsten hinwieder zwei Drittel des eroberten Landes unter ihre Gefolgschaften zu vertheilen pflegten, um die Tapfersten zu belohnen und in der Treue zu erhalten.

Viele ruhmliche Kriegsthaten sind in jenen Zeiten vollbracht worden: sehr oft haben die Deutschen in großen Schlachten gesiegt, aber auch, wenn sie besiegt wurden, haben sie immer die Furcht der Römer vor deutschen Hieben erhalten und vermehrt. Zu gleicher Zeit von Osten, Norden und Westen stürmten die Völker unablässig gegen das morsche Reich, gleichwie im Frühling, wenn der Schnee auf den Bergen geschmolzen ist, ein Strom mit viel hundert riesigen Armen immer weiter in's offene Land hinein greift, dessen Dämme er durchbrochen hat. So drangen die Markomannen bis tief in Welschland vor, sogar bis gen die Hauptstadt Rom, und der Kaiser Gallienus wußte damals kein andres Mittel mehr, um die Gefahr abzuwenden, als daß er die schöne Tochter ihres Fürsten freite. Am glücklichsten nach langer Zeit kämpfte der tapfere Kaiser Aurelianus gegen die deutschen Völker; aber, sobald er die Augen zugethan, brachen sie auf's Neue in die Provinzen. Auch der Kaiser Probus, der am Rhein und an der Donau die ersten Reben pflanzte, gewann große Siege: und um die Besiegten auch für künftige Zeiten unschädlich zu machen, nahm er viele Kriegslustige aus ihrer Mitte in seinen Sold und vertheilte sie in seine Legionen, viele Andere aber ließ er mit Gewalt in weit entlegene Länder führen, daß sie sich dort ansiedelten. So verpflanzte er auch eine große Anzahl von Franken nach Klein-asien, an die Küsten des schwarzen Meeres: sie aber hielten's nicht aus, so fern vom Vaterland zu leben, sondern erschlugen die Römer, erbeuteten alle Schiffe, die sie in den Häfen fanden, stiegen darauf und fuhren nun aus, um ihre verlorene Heimath zu suchen: an Griechenland und Afrika schifften sie vorbei und, wo sie die Anker auswarfen, vollbrachten sie viel kühne Abenteuer: dann kamen sie in's offene Weltmeer hinaus, fanden die Küsten der Nordsee wieder und begrüßten jauchzend die theure Erde des Vaterlands.

Darnach eroberten die Alemannen das Land am Oberrhein und die Franken das am Niederrhein, und von Mittermacht her kamen neue Völker. Nur dadurch, daß die Deutschen in gewohnter Eifersucht noch immer wider ihre Landsleute stritten, erhielten sich die Römer noch eine Weile: drum nahmen diese immer mehr Deutsche in ihre Legionen auf: sie ahnten in ihrer Verblendung nicht, daß gerade dadurch der Fall des großen Reichs noch mehr beschleunigt würde. So standen vierzigtausend Deutsche (Franken und Gothen) dem Kaiser Konstantinus bei, als dieser gegen Licinius um den Alleinbesitz des Reiches

ſtritt: und doch hatte eben derſelbe Konſtantinus früher die Deutſchen bezwungen und gegen die Beſiegten unmenſchlich gewüthet!

Nach dem Untergang des Licinius (im Jahre 324) erhob Konſtantinus das Chriſtenthum, das ſo lange unterdrückt und verfolgt worden war, zur herrſchenden Religion im römiſchen Reiche. Aber dies war ſchon ſo ganz und gar verderbt, daß es ſelbſt durch die Heiligkeit des Chriſtenthums nicht mehr genesen konnte. Um ſo ſchneller und tiefer faßte dieſes in den ſchlichten Herzen der Deutſchen Wurzel; römiſche Soldaten, die heimliche Chriſten waren, hatten es ſchon früher in die deutſchen Provinzen des römiſchen Reichs verpflanzt, unter den Gothen hatten es gefangene chriſtliche Prieſter verbreitet, welche die Gothen von ihren Siegesfahrten heimgebracht. Andächtig, in heiligen Schauern, horchten viele von den Gothen der neuen wunderbaren Offenbarung, beſſen ſich taufen und erwählten ſich Biſchöfe; einer von dieſen, mit Namen Ulfilas, überſetzte ihnen das Wort Gottes in ihre Sprache, daß jeder ſich daran erquicken könne.

Bald darauf, nachdem Konſtantinus das Chriſtenthum erhöht hatte, verlegte er ſeine Reſidenz aus der Stadt Rom in die Stadt Byzanz am Ufer des ſchwarzen Meeres, welche von nun an nach ſeinem Namen Konſtantinopel genannt wurde. Dadurch waren die Gothen Nachbarn ſeines Hofhalts geworden; denn jener Zweig des Volkes, welcher die Oſtgothen hieß, hatte ſich allmälig zwiſchen den Strömen Don und Dnepr ausgebreitet, vom ſchwarzen Meer bis zur Theiß, der der Weſtgothen aber in den Landern zwiſchen dem Dnepr und der Donau, worin einſt die Daken ſeßhaft geweſen und die heutzutage Podolien, Moldau und Wallachei heißen. Helden aus alten berühmten Geſchlechtern herrſchten als Könige über ſie. Eben ſo edel als tapfer waren die Gothen und beſonders die Weſtgothen für die Künſte des Friedens und für die ſanften Lehren des Chriſtenthums empfänglich: ihre ſittliche Tracht ward auch bei den Römern beliebt; die Kaiſer zu Konſtantinopel wählten aus ihnen eine ritterliche Leibwache, und ſie hielten mit den Römern gute Nachbarſchaft.

Zuletzt waren in den Tagen nach dem Tode des Kaiſers Konſtantinus die Bunde am Rhein immer gewaltiger geworden; beſonders die Alemannen, über welche der König Chnodomar herrſchte, und die Franken. Beide Völker bekriegte Julianus, welcher nachmals Kaiſer ward und vergeblich das Heidenthum im römiſchen Reiche herſtellen wollte. Doch nur wenige Jahre nach ſeinem Tode ſchlug die Flamme, die nur gedämpft, aber nicht ausgelöſcht war, allenthalben ſchon wieder aus der Aſche empor, und die Alemannen gleichwie die Franken behaupteten ſich für immerdar auf dem Boden, um den ſie gekämpft hatten.

8.

Die Saat iſt reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!

Körner.

Zur Zeit, da der Held Hermanarich, der ein Jahrhundert überlebt hatte, als König über die Oſtgothen herrſchte, und Athanarich über jene Stämme der Weſtgothen, die noch Heiden geblieben, (um's Jahr 375), war aus den öden Steppen, die ſich mitten in Aſien ausbreiten, zahlloſes Volk aufgebrochen und unaufhaltſam gegen Abend gezogen: das hieß die Hunnen. Scheußlich und zum Entſetzen waren dieſe Fremdlinge anzuſehen, faſt gar nicht wie Menſchen, klein, aber breit von Schultern, hatten dicke Halſe und eine gelbe Haut, die Geſichter waren voller Narben und gar häßlich durch platte Naſen, wulſtige Lippen, hervorſtehende Backenknochen und ſchießende, kleine, blinzelnde Augen. Sie trugen Thierfelle, das Rauhe nach Außen, und ſaßen den ganzen Tag auf ihren Roſſen, die ſo klein und häßlich, aber auch ſo ſtark wie die Reiter waren, und ſchliefen des Nachts drauf, die Mähne in der Fauſt. Sie aßen rohes Fleiſch, auf dem ſie ſo lange ritten, bis es mürbe geworden, und tranken Blut. Sie waren Meiſter im Pfeilſchießen und warfen, wenn ſie ſchnell wie der Wind auf ihren Gäulen dahin ſprengten, den Feinden, oder den wilden Thieren, die ſie jagten, Schlingen um den Hals. Wie die Männer nie von den Roſſen, ſo kamen ihre Weiber ſelten von den Wagen, die gleich Zelten bedeckt waren: in dieſen beweglichen Häuſern ſtillten ſie die Kinder und verrichteten alle Arbeiten. Dieſe wilden Horden nun kamen, von ihrem Fürſten Balamir geführt, in das Land, das zwiſchen den Strömen Wolga und Don liegt: dort fanden ſie die Alanen, ein freies und kraftiges Volk von deutſcher Abkunft. Auf dieſe warfen ſie ſich mit Ungeſtüm und überwanden ſie in blutigen Schlachten durch ihre Uebermacht, alſo, daß ein Theil der Alanen vor den Siegern an das Gebirge Kaukaſus wich. Die Andern hingegen folgten den Hunnen, und beide vereinigt ſtürzten ſich zuerſt auf die Oſtgothen. Als der 110jährige König Hermanarich die furchtbare Uebermacht ſah und erkannte, daß das Reich verloren ſei, mocht' er nicht länger leben und ſtürzte ſich in ſein Schwert. Umſonſt verſuchte ſein Nachfolger Widerſtand zu leiſten: er fiel in der Schlacht, ſein Schutzem retteten zwei getreue Herzoge zu den Weſtgothen. Da rief König Athanarich dieſe zu den Waffen. Aber die Hunnen zogen auf andern Pfaden, als er ne erwartet hatte, heran, und nun verſchanzte ſich Athanarich in der Eile zwiſchen dem Fluſſe Pruth und der Donau, dann wich er mit ſeinen Getreuen in das Land, das jetzt Siebenbürgen heißt. Dort, in den Bergſchluchten der Karpathen, fand er eine Zufluchtſtätte: aber die chriſtlichen Stämme der Weſtgothen zogen an die Donau und ſchickten ihren Biſchof zu dem Kaiſer Valens, daß dieſer ſie über den Strom ziehen

taſſe und ihnen dies Land gebe, um friedlich darauf zu wohnen. Das ward ihnen auch bewilligt, wofern ſie ihre Waffen nicht mitbrächten; denn die Römer hofften, ſie konnten das tapfere Volk zu Helfern im Kriege machen, ohne daß ſie ihm dafür Sold zu zahlen brauchten; und ſo holten ſie es mit lauter Freude gar fleißig über den Strom. Als ſie nun die ſchönen Frauen und edlen Jungfrauen der Weſtgothen ſahen, wollten ſie, in böſen Gelüſten, dieſe mit Gewalt hinwegnehmen; aber die Männer ergrimmten und ballten den Treuloſen die Fauſte in's Antlitz. Da zogen die Römer, voll Schrekken vor den Helden, von der Donau weg und erſannen neuen Trug, um das Volk zu verderben; ſie trennten es von den Fürſten, die es hergeführt hatten, und luden dieſe in der Stadt Marcianopolis zu einem Gaſtmahl, das zum Todesmahl werden ſollte. Aber das Volk, da es den Verrath witterte, erbrach die Thore der Stadt mit Gewalt und vereinigte ſich mit den Fürſten.

Die Rache für ſolche Niederträchtigkeit blieb den Schändern der Gaſtfreundſchaft nicht lange aus. Schon hatten, während die Römer die Donau, welche die Reichsgränze war, nicht bewachten, die Flüchtlinge der Oſtgothen ohne Widerſtand den Strom überſchritten, als die Weſtgothen, immer grimmiger über den Druck, den ſie erdulden ſollten, die treuloſen Gaſtfreunde ſchlugen und mit einem male erkannten ſich jetzt alle Gothen, die dort im Lande waren, ſogar die Leibwache des Kaiſers, für ihre Brüder und traten zu ihnen. Durch Deutſche, nämlich durch Hulfsvölker der Franken, hofften die Römer über ſie zu ſiegen; die Gothen aber erſchlugen in blutiger Schlacht (i. J. 378) den Kaiſer Valens und ſein Heer.

Als darauf Theodoſius zur Herrſchaft kam, drängte er die fremden Völker wieder über den Donauſtrom zurück; dort wurden die Oſtgothen den Hunnen unterwürfig; ein Theil von den Weſtgothen hingegen verbündete ſich mit den Römern, die Andern aber kämpften in Siebenbürgen untereinander. Da wurde endlich auch der tapfere König Athanarich beſiegt und weil er kein anderes Mittel mehr fand, ſo ging er ſchweren Herzens in den Schutz des römiſchen Kaiſers, der ihn mit ſo hohen Ehren empfing, wie der alte Held ſie verdiente. Die meiſten Weſtgothen blieben von da an als Bundesgenoſſen der Römer in Griechenland feßhaft und gewannen bei denſelben große Aemter und Würden im Heer und im Staat, und ſolches Anſehen, daß man die Gothen ſprüchwörtlich die »Männer«, die Römer ſelbſt aber bloß die »Weiber« im Reiche hieß.

Als der Kaiſer auf dem Todbette lag, theilte er ſein großes Reich unter ſeine 2 jungen Söhne und gab dem einen die Herrſchaft des Morgenlandes, dem andern die des Abendlandes. Das geſchah im Jahre 395 nach Chriſti Geburt. Jeder der beiden Brüder hatte einen Vormund und beide Vormunder ſchalteten und walteten als Miniſter in den Reichen, als wären ſie ſelber die Herren, und bekämpften einander voll Eiferſucht, mit allen erdenk-

lichen Listen. Der in Konstantinopel verachtete gar bald die Gothen und wollte ihnen nicht mehr Geschenke geben, wie sie bisher erhalten hatten: da ergrimmte das tapfere Volk und rief seinen König Alarich, daß er die Unbill räche. Alsbald führte dieser es nach Griechenland und sie zerstörten dort die meisten Städte und nahmen Rache an allen Römern, die sie fanden. Da ward dem Kaiser im Morgenlande vor den gewaltigen Gästen bange und er schloß mit Alarich Frieden. Der Günstling des Kaisers aber faßte einen Plan, um sich der Gothen zu entledigen und zugleich das Abendland zu verderben. So sprach er denn listig zu Alarich: »Siehe, o Held, weit von hier liegt das Land Italien, lieblich wie das Paradies, fruchtbar und reichgesegnet, das ist jetzt von aller Heeresmacht bloß, und Dir preisgegeben, wenn Du es erobern willst; denn der Kaiser des Abendlands ist schwach und sein Minister eben gar fern in Gallien und kämpft dort mit den Franken.« Dies hörte Alarich mit Wohlgefallen, und er führte ohne Verzug (i. J. 400) seine siegreichen Schaaren von Illyrien her gen Welschland. Da floh Honorius, der Kaiser des Abendlands, in eine feste Stadt; aber Stilicho, sein Minister, kehrte eilig aus Gallien zurück und überfiel die Gothen, da sie gerade das Osterfest feierten; besiegen konnte er sie nicht. Alarich aber zog nun wieder gen Illyrien, nicht wie ein Weichender, sondern als ein Drohender, und Abendland und Morgenland, auf deren Grenzscheide er jetzt stand, zitterten vor seiner Macht. Unterdessen brach viel deutsches Kriegsvolk in Welschland ein, und, obwohl es aufgerieben ward, erkannte doch Stilicho bei diesem Anlaß die Gefahr, welche dem Reiche von Norden her drohte, und hielt es für's Sicherste, den Alarich aus einem Feind in einen Freund und Beschützer zu verwandeln. Aber der elende Kaiser des Abendlandes, der nie wußte, was er wollte, und sich bald von diesem, bald von jenem Günstling am Narrenseil führen ließ, hielt den Stilicho wegen des guten Raths für einen Verräther, und wollte, von ohnmächtigem Trotz aufgeblasen, dem Alarich das bewilligte Jahrgeld nicht bezahlen. Da kam der Held denn abermals als Feind und holte sich den Zins vor den Mauern der Stadt Rom, die er belagerte. Dann zog er gen Süden, und nachdem sein Schwager Athaulf ihm von der Donau neues Kriegsvolk zugeführt hatte, verlangte er, im guten Bewußtsein seines Werths, vom Kaiser die römische Provinz Noricum als Eigenthum für sich und sein Volk. Der Kaiser weigerte sich, da zog Alarich auf's Neue vor Rom, setzte einen andern Kaiser Attalus ein und, da er ihm bald mißfiel, setzte er ihn auch wieder ab: dann bot er dem Schwächling Honorius nochmals die Hand zum Frieden. Ohnmächtig schwankte und trotzte dieser noch immer. Da ergrimmte Alarich, erstürmte die stolze Stadt, die elfhundert Jahre lang den Völkern der Erde furchtbar gewesen war und seit 800 Jahren keinen Feind innerhalb ihrer Mauern gesehen hatte. Am 24. August des Jahres 409 nach Christi Geburt zog Alarich als Sieger ein, und entehrte seinen Triumph durch

keine Grauſamkeit, wie es die Römer in den Tagen ihres Ruhms ſo oft gethan. In der Fülle ſeiner Kraft gedachte er jedoch jetzt nicht ſtille zu ſtehen und ſah auf Sicilien und über's Meer hinüber nach Afrika; die wollte er mit Weſtchland in ein einziges groſſes Reich zuſammenſchmelzen und eine deutſche Herrſchaft über Land und Meer ausbreiten. Aber ſchon ſtand der Tod hinter ihm und wies ihm das allernächſte Ziel. Als nun der Held, erſt 34 Jahre alt, (i. J. 410) vom Leben geſchieden war, da trug ihn ſein Volk wehklagend an den Fluſs Buſento, und leitete dieſen ab, und grub in dem trockenen Bette dem König das Grab. In ſeiner Rüſtung, das Schwert in der Hand, und mit einem koſtbaren Schatz, ſenkte es ihn hinab, und, nachdem es ihn mit Erde bedeckt, opferte es die Gefangenen, die bei'm Werke gedient hatten, und trieb den Strom in's verlaſſene Bette zurück, rauſchend ſchoſſen die Wogen über das Grab hin; und alſo erfuhr keine Menſchenſeele die Stätte, wo der todte Held bis zum Tage der Auferſtehung ſchläft.

Während ſich dies in Italien begab, hatten deutſche Stämme, Vandalen, Alanen und Sueven, um den Beſitz Galliens gekämpft, waren, vor der Uebermacht weichend, nach Spanien gekommen, und hatten dies Land mit leichter Mühe ſich unterwürfig gemacht. Mit Grauſen ſah der Kaiſer des Abendlandes, wie ſeine Herrſchaft in Trümmer zerfiel und die Deutſchen in allen Provinzen als Herren, die Römer als Ueberwundene lebten: dennoch war er in ſeiner Ohnmacht zu trotzig und in ſeinem Wankelmuth zu zweideutig, als daſs er mit Athauſf, der nach Alarich's Tode über die Gothen herrſchte, Frieden und Bündniſs geſchloſſen hätte. Dieſen aber liebte des Kaiſers Schweſter Placidia, die in Rom gefangen worden war, und der edlen Jungfrau galt der Held mehr als ihr Bruder und als der Bräutigam, dem ſie verlobt war. So reichte ſie denn dem Gothenkönig am Altare freudig die Hand und zog mit ihm und ſeinem Volke nach Gallien. Dort wollte ſie den Gatten mit dem Bruder verſöhnen, aber all' ihre fromme Müh' vermochte gegen deſſen Schwäche nichts. Da verlieſs Athauſf Gallien, fuhr gen Spanien und eroberte Barcellona; aber bald wurde er meuchlings erſchlagen. König Wallia, welcher nach ſieben Tagen in der Herrſchaft folgte, war den Römern hold, gab Athauſf's Wittwe dem Kaiſer wieder, beſiegte die Alanen und drängte die Sueven und Vandalen in die Berge zurück. Dann verlieſs er Spanien und ſtiftete im Süden Galliens ein neues Reich zwiſchen den Flüſſen Garonne und Loire: Toulouſe wurde die Hauptſtadt.

Bei den Franken wurde damals die Würde und Gewalt des Königthums eingeführt und zum erſten König Faramund erwählt. Dieſer zeugte den Clodio. Der führte eine groſſe Menge des Volkes über den Rhein, eroberte in Gallien das Land bis zum Fluſſe Somme, und hielt in der Stadt Cambray Hof. Der Theil des Volkes, der mit ihm gekommen war, hieſs die ſaliſchen Franken,

die anderen aber, die am Rhein zurückblieben, hießen die Ufer-(ripuarischen) Franken und ihre Könige saßen in Köln.

In Spanien waren indessen die Vandalen gar stolz wieder hervorgetreten und hatten die alte Macht auf's Neue gewonnen, ja sogar vermehret; ihr König Geiserich, klein von Gestalt und mit einem Beine hinkend, war weit und breit wegen seiner Tapferkeit geehrt und wegen seines Jähzorns und seiner grausamen Strenge gefürchtet. Diesen rief Bonifacius, der römische Statthalter in Afrika, der am kaiserlichen Hofe verdächtigt und abgesetzt worden war und sich empört hatte: der Vandalenkönig sollte ihm beistehen und dafür die Hälfte des Landes erhalten. Geiserich kam; alles Volk in Afrika floh vor dem Schrecken seines Namens in die festen Städte; der Statthalter, der die verlorne Gunst am kaiserlichen Hofe bald wieder erlangte, versuchte sowohl Bitten als tapfre Gegenwehr, den Geiserich zu bewegen, daß er das Land wieder verlasse, — alles umsonst! Nicht lange stand es an, so war die römische Herrschaft auch in Afrika durch ein Volk von deutscher Abkunft ausgetilgt. König Geiserich, auf dem Meer ebenso gewaltig wie auf dem festen Land, fuhr dann gen Sicilien, gewann dort viel Land, und eroberte die Inseln Korsika und Sardinien. In Spanien aber herrschten, nachdem die Vandalen es verlassen hatten, die Sueven.

Ungefähr um dieselbe Zeit waren die Deutschen auch des äußersten Landes gen Mitternacht, wo die Römer sonst geherrscht hatten, nämlich Britannien's, Meister geworden. Das vollbrachten zwei kecke Seefahrer vom Stamm der Sachsen, Hengist und Horsa, welche von den britischen Fürsten zum Schutz gegen die Schotten gerufen worden waren; viele Deutsche von den Stämmen der Sachsen, Angeln und Juten folgten ihnen nach.

In einem so ungeheuren Halbkreise der Länder, von den Gränzen Schottland's bis zu den Küsten Afrika's, standen also Deutsche auf den Trümmern der Römerherrschaft und fingen an, sich nach langen Wanderungen des neuen Besitzes in Ruhe zu erfreuen. Da kam unplötzlich ein Sturm von Osten daher, und es fielen die Völker, und wurden vom Odem Gottes umhergetrieben wie welkes Laub.

Zur Zeit, als Valentinianus Kaiser im Abendland hieß, waren den wilden Hunnen viele Völker mit ihren Fürsten unterthan und der Kaiser im Morgenland zahlte ihnen aus Furcht vor ihrem Zorn schweren Zins. Ein mächtiger Kriegsheld herrschte über sie, Attila, der Sohn Munzuch's, klein von Leibesgestalt, aber eisenfest von Willenskraft, einfach von Sitten, gerecht und großmüthig gegen Einzelne, aber erbarmungslos gegen das ganze Menschengeschlecht. Der hatte, nachdem er seinen Bruder Bleda erschlagen, alle Stämme des Volkes, die von den Ufern der rauschenden Wolga bis zum Kern des deutschen Landes zerstreut waren, vereinigt und sann große Dinge, die auf dem Erdkreis geschehen sollten. Denn einstmals, da er im Ungarland saß und Hof

hielt, kam ein Hirt zu ihm und brachte ihm ein Schwert, das er gefunden, wie er die Heerde weidete; da hieß es, dies sei das heilige Kriegsschwert, das lang in der Erde vergraben gewesen, und der König erkannte darin ein Zeichen,

daß er bestimmt sei, die Völker der Erde zu überwinden. Als er es ergriff und gegen Aufgang schwang, zitterte der Kaiser des Morgenlandes auf seinem goldnen Stuhl und schickte ihm Gut und Geld, seine Gunst zu erhalten. Wie er aber einstmals säumig war, den Zins zu entrichten, wälzte Attila den Krieg über die schönen Gefilde Thessaliens hin, die jenem gehörten; wohl siebenzig Städte bezwang er und bedrohte des Kaisers Stadt Konstantinopel; da ließ ihm dieser 2000 Pfund Goldes zu Füßen legen, gab ihm Land an der Donau, so viel er verlangte, und schickte ihm Gesandte, um seinen Grimm zu versöhnen. Alle Länder waren voll Schreckens vor ihm und die Schwachen glaub-

ten, Gott habe ihn als Geißel auserlesen, um die Menschheit für ihre Sünden zu züchtigen; und »Gottes-Geißel« ward er genannt und wird's noch bis auf den heutigen Tag. Er aber dünkte sich selber wie Gott und sah im Geist schon die ganze Erde als sein Eigenthum vor sich aufgethan. »Wer hebt die Hand wider mich auf und wer widersteht mir?« dacht' er im Uebermuth.

Damals hatte Geiserich seine Schwiegertochter, im falschen Verdacht, daß sie ihn vergiften wolle, grausam verstümmeln lassen und ihrem Vater, dem König der Westgothen, schimpflich zurück geschickt. Weil er nun fürchtete, daß sich dieser aus Rache mit den Römern gegen ihn verbünden möchte, so entbot er dem Attila seine Freundschaft und reizte ihn, das Reich der Westgothen zu vernichten. Auch Honoria, die üppige Schwester des abendländischen Kaisers, schickte damals vertraute Botschaft an den Hunnenkönig, und trug ihm ihre Hand an. Bei den Franken endlich stritten zwei Brüder, die Söhne des Königs Chlodio, nach dem Tode ihres Vaters, um die Herrschaft, und während der jüngere bei den Römern um Hilfe warb, rief der ältere den Attila um Beistand an. Da schritt dieser, mit dem Kriegsschwert in der Faust, aus seiner hölzernen Ringburg hervor, und zog aus, um das ganze Abendland zu unterwerfen; darnach wollt' er wieder in's Morgenland gehen, das er im Geist schon als seine sichere Beute sah. Also stürmte er aus Ungarn gen Deutschland; Schaaren von Königen mit ihren Völkern folgten dem Wink seines Auges; da fuhren mit ihm die Ostgothen unter ihren Fürsten Walamir, Theodemir und Widimir, die Völker der Rugier, der Heruler, der Thüringer und der Schoten, und die Gepiden mit ihrem Könige Ardarich. Wo Attila hinkam, riß er die Völker empor und schleppte sie mit sich fort in den Kampf gegen das Abendland; es war ein Heer, wie der Rhein noch kein gleiches gesehen; 700000 Kriegsleute, und alle thaten nur, was der Einzige gebot, den nie ein Mensch hatte lächeln geseh'n. — Schrecken zog vor ihm her und Graus ließ er als seine Spur hinter sich, und wie der Mähende über den Gipfel des Korn's im Scheffel hinstreift, so fuhr die »Gottesgeißel« über die Thürme und Zinnen der Städte und über die Häupter der Menschen. Das war im Jahre des Heils 451, als Attila gegen die Grenzen der Westgothen rückte und an die Loire kam, vor die feste Stadt Orleans; die belagerte er lang. Da war entsetzliche Noth innerhalb der Mauern, und so tapfer diese auch vertheidigt wurden, und so inbrünstig auch die Priester zu Gott um Rettung beteten, — die Stunde des Untergangs schien Allen endlich doch gekommen zu sein. Aber, wenn die Noth am höchsten, ist die Hülf' am nächsten. Während Attila schon die Hand ausstreckte, um die Schlüssel der Stadt Orleans zu empfangen, rückte ein mächtiges Heer, aus Römern, Alanen und Westgothen, von dem tapfern Feldherrn Aëtius angeführt, zum Entsatze heran. Da ließ Attila von Orleans ab und zog auf die Felder bei Chalons, welche die Marne bewässert. Dort stellte ihm Aëtius die

Völker des Abendlandes entgegen; die Westgothen waren ihr Kern, in Allen aber regte sich nur der einzige Trieb, lieber zu sterben, als einem asiatischen Barbaren zu gehorchen, der die eiserne Faust zur Vernichtung der alten Sitten und Bräuche und des theuren Glaubens erhob: je furchtbarer die Uebermacht der Hunnen, um so heißer war die Begeisterung der Völker, die ihnen gegenüber standen. So ward die Schlacht geschlagen um das Schicksal der Welt. Der König der Westgothen sank im Ansturm, von einem Pfeil getroffen, zu Boden: da schrieen sein Sohn und sein Volk um Rache und nahmen sie im Grimm. In hohen Bächen schwoll das Blut rings um die Fechtenden hinan; erst die Nacht that dem Würgen der Völker Einhalt. Da kam dem Hunnenkönig der Gedanke, daß auch er in aller seiner Macht doch nur von Staub sei; und er ließ von Sätteln einen hohen Scheiterhaufen emporrichten, um ihn anzuzünden und sich selbst in die Flammen zu stürzen, wenn's auf's Aeußerste käme. Die ganze Nacht hindurch erhob sein Volk ein fürchterlich Waffengetöse und Kriegsgeheul, damit die Sieger es nicht für überwunden halten sollten. Aëtius, der arglistige Römer, benutzte jedoch den Sieg nicht, weil er besorgte: die Macht der Westgothen würde bei neuen Siegen ihm selber gefährlich werden; darum rieth er ihrem jungen König Thorismund, den sie auf den Schild erhoben hatten, daß er heimzöge in sein Reich und sich gegen seine Brüder der Krone versichere. Mit lachendem Herzen sah Attila die Trennung seiner Feinde, des festen Glaubens: sie würden sich selbst wechselseits vernichten; und so wandte er sich einstweilen nach Italien, um sich dort des Kaisers Schwester Honoria, und, als Mitgift, die Herrschaft des römischen Reiches zu holen. Vor seinem Grimm fiel die feste Stadt Aquileja, nachdem sie ihm lang widerstanden, kein Stein blieb auf dem andern: auch Vicenza, Pavia, Mailand fielen, und allenthalben flohen die Leute aus den Städten und vom offenen Land vor der Geißel Gottes. Die meisten flüchteten sich auf die vielen Inseln in einer Bucht des adriatischen Meeres und siedelten sich um den Rialto herum an; davon hat die Stadt Venedig ihren Ursprung.

Attila hatte indessen am Flusse Mincio, wo dieser in den Po rinnt, sein Lager aufgeschlagen und brütete Verderben über Rom. Da kam aus der Stadt, welche einst die Welt beherrscht und jetzt kein Heer mehr hatte und keinen Muth, der Bischof Leo, ein ehrwürdiger Greis: wehrlos, aber gerüstet mit der Kraft des Herrn, trat er vor den finstern Hunnenkönig, inmitten seiner Heerschaaren, und griff mit Bitten und weisen Reden an sein ergrimmtes Herz. Und siehe: es gelang dem gottbegeisterten Priester, was kein Kriegsheer vermocht hätte, — Rom vor der Geißel Gottes zu retten. Der König brach auf mit allem seinem Volke und kehrte heim gen Ungarland; und, wie vordem der Westen, so zitterte jetzt der Osten auf's Neue vor ihm. Aber nicht lange darnach (i. J. 453) sah der römische Kaiser des Morgenlands im Traum den Bogen Attila's zerbrochen; das war in

derſelben Nacht, in welcher der Hunnenkönig mit der ſchönen Hildegunde Hochzeit hielt; dieſe ſtieß ihm aus Rache den Dolch in's Herz: — ſo erzählt die Sage. Seine Leiche wurde auf einer großen Ebene unter einem prachtvollen ſeidenen Zelte ausgeſtellt; rund herum um daſſelbe jagten, Geheul anſtimmend, die wilden Reiter, das ganze Volk der Hunnen klagte mit geſchornen Häuptern und blutriefenden Geſichtern um den Verluſt, den es erlitten, und pries in Liedern ſeines Königs Heldenthum. In der Nacht ward die Leiche in einen goldenen Sarg gelegt, dieſer in einen ſilbernen, der ſilberne in einen eiſernen gehoben und hinab geſenkt mit Waffen und koſtbarer Beute. Als das Grab geſchloſſen war, erwürgten die Hunnen Alle, die es gegraben: ſo vermodert an unbekanntem Ort die zerbrochene Geißel Gottes. Die Völker Europa's aber athmeten auf, daß die Gefahr der Knechtſchaft an ihnen vorüber gegangen, und die Deutſchen zumal fühlten ſich friſch, wie die Saat nach dem Gewitter. Und alle, die bis dahin, wie bethört, einem einzigen Manne willig gefolgt waren, als ſei der Leib eines Tyrannen von Erz und als könne der Tod ihm nichts anhaben, riſſen ſich nun voll Scham von ihren früheren Bundesgenoſſen und Zwingherren los: in einer Schlacht erſchlugen die Gepiden und Oſtgothen dreißigtauſend Hunnen. Der Reſt des Volkes floh in die Länder gen Aufgang zurück, von wo es hergekommen war.

V.

Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Schiller.

Ein Jahr nach Attila's Tode fiel ſein Beſieger Aëtius, wegen falſchen Verdachts, durch die Hand des Kaiſers. Ein Jahr nach dieſer That verrochelte der gekrönte Meuchelmörder durch die Hand eines Mannes, mit Namen Maximus, dem er die Hausfrau geſchändet hatte. Hierauf zwang dieſer Eudoxien, die Wittwe des Kaiſers, daß ſie ihm ihre Hand reichte und ſeine Gattin ward. Eudoxia aber ſandte, voll Abſcheu, mit dem Mörder Thron und Ehebett zu theilen, zu Geiſerich, dem König der Vandalen, nach Afrika, daß er gen Rom komme und ſie räche. Da war der Meerkönig, (ſo hörte Geiſerich ſich am liebſten nennen) nicht ſäumig, und, ehe das Volk noch die Botſchaft für wahr hielt, daß er in Italien gelandet ſei, zog er ſchon mit ſeinem Kriegsheer über die zerfetzte Leiche des Maximus durch das Thor Rom's. Wohl verſuchte Leo, der fromme Biſchof, auf's Neue die ſanfte Macht der Rede: doch es gelang ihm nur, die Zerſtörung der Gebäude und die Ermordung der Einwohner, nicht aber die Plünderung abzuwehren: zwei volle Wochen hindurch raubten die Vandalen alles, was ſie in Rom an Schätzen und Koſtbarkeiten fanden, und luden die Beute auf Schiffe. Denn Geiſerich wollte Karthago, die feſte Haupt-

ſtadt ſeines Reiches, damit ſchmücken; ſo ward an den Römern aller Frevel gerächt, welchen ihre Urahnen vor 600 Jahren an Karthago verübt hatten. Aber Italien ſelbſt zu beherrſchen, verſchmähte der Vandalenkönig: er ging (i. J. 455) zurück nach Afrika in ſein Reich und ſchleppte die Kaiſerswittwe Eudoxia als Gefangene mit ſich. Als er Rom verlaſſen hatte, wurde dort ein andrer Kriegsheld von deutſcher Abkunft, der Sueve Ricimer, allgewaltig und hob einen Kaiſer um den andern, wie er ſie wollte und brauchte, auf den verächtlichen Thron.

In jenen Tagen war Severinus, ein frommer Mann, in das Land Norikum gekommen, das heutzutage Oeſterreich und Baiern heißt. Der predigte den deutſchen Völkern, die [illegible] wohnten, das Evangelium, tröſtete die wenigen Römer, die noch hinter den Ringmauern der alten Burgen und Städte wohnten, im Graus der Zerſtörung, und half gar treu und mild durch Rath und That, wo er konnte, als ein achter und gerechter Diener des Herrn. Zu dieſem kam in die ſtille Zelle einſt ein deutſcher Jüngling aus dem Stamm der Scyren, Odoaker, der Sohn Erichs, der viele kriegsluſtige Landsleute aus verſchiedenen Stämmen durch's Land Norikum gen Italien führte, wo ſie den

Kaisern um Sold fechten wollten. Wie der fromme Mann den Odoaker sah, der ein Thierfell um die stämmigen Glieder geschlungen hatte, wurde er von Gott erleuchtet und weissagte ihm: »Ziehe hin gen Italien! dort gewinnst Du köstlichen Schmuck für dies rauhe Vließ, und Vielen wirst Du reiche Gaben vertheilen!« Darauf zog Odoaker mit seinen Waffenbrüdern nach Italien und diente dort den Römern um Sold, als Bundesgenosse. Bald wurde er oberster Hauptmann aller deutschen Hilfstruppen und erlangte dadurch großes Ansehen im Reiche. Als nun der Feldherr Orestes den Kaiser Nepos vertrieben und seinen Sohn Romulus Augustus, einen Knaben, wie zum Spott auf den Thron gehoben hatte, verlangte Odoaker von jenem für sich und die Seinigen den dritten Theil des Landes. Orestes schlug die Forderung ab, da erstürmte Odoaker die Stadt Pavia, tödtete den Stolzen und nahm in Ravenna dessen Knaben, den Romulus, gefangen. Zitternd übergab das Kaiserlein die blutbefleckte Krone der Weltherrscher dem Sieger. So endete das römische Reich im Abendland im 476sten Jahre nach Christi Geburt und im 1229sten nach der Erbauung der Stadt Rom. Denn Odoaker'n ekelte des Spieles, das so viele Jahre lang mit dem eitlen Namen der Kaiserwürde und mit dem zerfaserten Purpurmantel getrieben worden war; drum zerschlug er endlich den morschen Thron, und nannte sich selber »König der deutschen Völker in Italien,« das dünkte ihm ehrenvoller, als der Kaisertitel, den die Nationen einst oft genug verflucht, schon lang aber nur noch verachtet hatten. Ein selbstständiges deutsches Reich zu gründen und gewaltig auszubreiten, wie schon Alarich es gewollt hatte, war sein Ziel, und durch kluge Umsicht wie durch Waffengewalt strebte er es zu erreichen. So gewann er von dem Vandalenkönig Sicilien, und den König der Westgothen machte er sich durch Abtretung großer Landstriche, die an dessen Reich grenzten, geneigt.

Damals wohnten in Deutschland selbst die Volksstämme also nebeneinander: In der Mitte Deutschlands, zwischen der Elbe und dem Main, der Donau und dem Harz saß das tapfre Volk der Thüringer, von Königen beherrscht. Ihnen zunächst gegen Mitternacht, an der Elbe, der Weser und der Ems breiteten sich die Sachsen aus: ihre Nachbarn, die Friesen, waren während der ganzen Zeit, da fast alle andern deutschen Völker aus ihren Stammsitzen fortgewandert, immerdar im Küstenland an der Nordsee geblieben. Gegen Mittag von den Thüringen, an der Donau, hausten die Rugier, deren Herrschaft Odoaker gar bald zerstörte. Von den Thüringern aber gegen Aufgang, in den großen Landerstrecken, die durch Auswanderung leer geworden, und an den Küsten der Ostsee und bis an den Oderstrom war ein großes fremdes Volk, das der Slaven, hereingedrungen und hatte sich von dort aus bis nach Schlesien, Mähren und Böhmen hinein ausgebreitet. Am rechten Ufer der Donau, zwischen den Flüssen Ems und Lech, in dem

Lande, das von den Durchzügen der kriegerischen Völker am meisten gelitten hatte, war aus den Resten der alten Boier und vieler deutschen Stämme ein neues kräftiges Volk empor gewachsen, das der Baiern: die hatten zu Nachbarn über'm Lech die Sueven, und an diese reihten sich die mit ihnen verbündeten Alemannen, die im Elsaß und in der Schweiz wohnten; die Burgunder hausten jetzt im Juragebirge und von dort bis an die Rhone. Die Ostgothen hatten seit dem Verfall der Hunnenherrschaft das Land an der Donau von Wien an, bis wo die Theiß in die Donau rinnt, in Besitz und sind später über den Fluß Save weiter hinab gen Südosten gezogen, den römischen Kaisern des Morgenlandes gefürchtete Nachbarn. Ihre Brüder, die Westgothen, hatten inzwischen ihr Reich in Gallien immer mehr vergrößert und es bis nach Spanien hinein weiter ausgedehnt und zuerst von allen Völkern deutscher Abkunft eine Gesetzgebung erhalten.

In Mitten Galliens war um jene Zeit der Rest der Römer durch den Statthalter Syagrius wieder zu Kräften gekommen. Es blühte bei ihnen das Christenthum, durch viele Priester gepflegt, und sie hielten fest an der Reinigkeit des Glaubens wider ihre Nachbarn, die Westgothen, welche den Irrlehren des Arius anhingen. Damals herrschte über einen Theil der salischen Franken der junge Chlodwig, ein Enkel des Königs Merovich, nach welchem das ganze Geschlecht später das der Merovinger genannt worden ist. Diesen Chlodwig trieb ein wilder unbändiger Geist, immer mehr zu besitzen und immer unumschränkter zu herrschen; er hatte eben so viel Scharfsinn und List als Tapferkeit und Unternehmenheit, und obendrein ein so weites Gewissen, daß jedes Mittel sein Ziel fand, von dem er glaubte, daß es zum Ziele führen könne. Um den Syagrius zu überwältigen und die römische Herrschaft in Gallien auszutilgen, verband er sich mit seinen Vettern, den Fürsten der salischen Franken in Cambray: alle standen zu ihm. Da schlug er (im Jahre 486) bei Soissons die Römer, und Syagrius floh zu den Westgothen: als ihn diese aus Furcht dem Sieger ausgeliefert hatten, eroberte Chlodwig alles Land, welches bis dahin noch römisch gewesen war, bis an die Loire. Die Beute vertheilte der König, um die freiheitliebenden Franken sich zu gewinnen, durch's Loos unter Alle, die mit ihm ausgezogen waren; das eroberte Land ließ er gegen Zahlung von Abgaben den Besiegten, so gewann er auch diese durch den Schein der Milde und Mäßigung: und, da er erkannte, welche große Gewalt die Priester über die Herzen des gläubigen Volkes übten, so ehrte er diese ganz besonders. Den Tapfersten seines eigenen Volkes gab er Landgüter zu Lehen, deren Einkünfte ihnen gehören und wofür sie ihm für seine Person stets in Treue folgen sollten, so oft er sie zu Kriegen aufrufe. Aus diesem Keime ist später der stolze und vielästige Baum des Lehnswesens erwachsen.

10.

> Oft lohnt den Mörder der Lorbeerkranz.
>
> Neuffer.

Zehn Jahre nach dem Erlöschen der römischen Herrschaft in Gallien fand Chlodwig, der während dieser Frist seine Herrschaft im Innern befestigt hatte, Gelegenheit, auch die Grenzen seines kleinen Reiches zu erweitern. Sein Vetter Siegebert, der König der Uferfranken, der in Köln Hof hielt, rief ihn um Beistand gegen das zahlreiche und tapfre Volk der Alemannen an, das in das Land am Rhein, vom Neckar bis zur Mündung der Lahn, welches früher die Burgunder bewohnt hatten, eingedrungen war und nun die Grenzen der Franken bedrohte. Mit Freuden zog Chlodwig herbei und vereinigte seine Heeresmacht mit der seines Vetters. Bei Zülpich kam's (i. J. 496) zur Schlacht. Lang wüthete der Kampf. Endlich wichen die Franken, und schon jauchzten die Alemannen vor Siegeslust. Da schrei Chlodwig trotzig und ungestümmig gen Himmel: »Alte Götter, verlaßt ihr die Franken? So hilf uns Du, neuer Gott, Du Gekreuzigter; bist Du so mächtig, wie Deine Priester verkündigen, so bring' uns den Sieg!« Die Streitaxt schwingend wirft er sich dann auf's Neue in den Kampf; sein Volk, von seinem Beispiel entflammt, stürzt ihm nach; der Alemannenkönig fällt, dies Unglück entmuthigt dessen Schaaren, sie weichen und fleh'n zu Chlodwig: »Laß ruh'n Dein Schwert, o Herr, wir sind besiegt und von nun an die Deinigen.« Da gebot Chlodwig, daß der Kampf aufhöre, und die Meisten vom Volk der Alemannen huldigten ihm auf dem Schlachtfeld; viele andre aber zogen in die Bergschluchten Graubündtens. Die sich unterwarfen, behandelte Chlodwig aus kluger Vorsicht gar mild, um sich die Tapfern fortan als treue Bundesgenossen zu erhalten, und ließ ihnen ihre Satzungen, ihre Heerführer und ihre Landstriche im Elsaß, in Schwaben und in der Schweiz; nur ihr neuerworbenes Land vom Neckar bis zum Main und zur Lahn behielt er als königliches Kammergut.

Als er heimgekommen war, entschloß er sich zu einer Handlung, zu welcher ihn seine Hausfrau, die eine Christin war, schon lange beredet, und die er wohl öfters erwogen hatte; er wollte sich durch die Taufe in den Bund der rechtgläubigen Christen aufnehmen lassen. Dadurch hoffte er die Herzen aller katholischen alten Einwohner Galliens um so sichrer für sich zu gewinnen und zugleich ihren Haß gegen seine mächtigen Nachbarn, die ketzerischen Westgothen, immer mehr zu entzünden. Er verrechnete sich nicht; denn für Fürstenmacht geht ein Volk nicht so willig in den Kampf, noch läßt sich's so freudig dafür erschlagen, als wie für den Glauben, in dem es aufgewachsen ist, und kein Krieg wird mit mehr Erbitterung geführt, als der, in welchem es für Gott selbst zu kämpfen wähnt. Die heidnischen Franken aber, die der Kern seiner

Heeresmacht waren, fragte der kluge Chlodwig, bevor er sich taufen ließ: »Wollt ihr mit mir dem Gotte dienen, der uns bei Zülpich den Sieg gab?« Und sie riefen freudig: »Ja, wir wollen's, denn er ist ein starker gewaltiger Gott;« und nun folgten sie ihrem König, als führte er sie zur Schlacht, in die Kirche zu Rheims; dort taufte der eifrige Bischof Remigius den König und dreitausend tapfere Franken. So war Chlodwig nun ein Christ geworden, nämlich von außen, aber nicht inwendig; er gab reiche Spenden an die Kirchen und ehrte die Priester; diese hingegen priesen dafür alles, was er that, und sagten, daß es zur Ehre Gottes geschehe. Doch Lug, Trug und Mord werden nicht zur Tugend, wenn man sie auch zehnmal heilig nennt.

Schon lange hatte Chlodwig lüstern auf das Land der Burgunder hingesehen: »das wär' ein stattlicher Zuwachs für mein Frankenreich!« dachte er oft, und seine Hausfrau bestärkte ihn in solchen Gedanken noch mehr, damit er sie an ihrem Oheim, dem burgundischen König Gundobald rächte, der ihr den Vater erschlagen hatte. Als nun blutige Zwietracht zwischen Gundobald und seinem Bruder ausbrach, zog Chlodwig rasch gegen sie in's Feld, gewann durch Verrätherei eine Schlacht, und zwang den Gundobald, daß er ihm schweren Zins bezahlte und als Vasall unterthänig ward.

Dieser glückliche Erfolg reizte Chlodwig's hochfahrenden Geist zu dem Versuch, sich auch die Westgothen zu unterwerfen. Ihr Land lag, ein reicher Garten, von der Loire bis an's Mittelmeer hin freundlich ausgebreitet; das fehlte dem neuen Reiche grade noch! Bevor er jedoch offenen Krieg gegen das tapfre Volk erhob, wollte er sich des Erfolgs im Voraus versichern: darum nährte er im Stillen gar emsig den Glaubenshaß der unterworfenen katholischen Romer gegen ihre ketzerischen Herrn. Endlich nahm er einen nichtigen Anlaß zum Vorwand und begann die Fehde. Da versuchte Theoderich, der mächtige König der Ostgothen, den Frieden zu vermitteln; denn er hielt's für Frevel, daß ein deutsches Volk das andre zu Sklaven machen wolle, vielmehr sollten alle, wo sie auch wohnten, wie Brüder gleich gewaltig und gleich herrlich sein! Aber der wilde Chlodwig verschloß solchen Mahnungen das Ohr, und rief seine Franken und die Alemannen zum Kampf gegen die Westgothen. »Sollen diese Ketzer noch länger den schönsten Theil Galliens besitzen?« sprach er in Paris zu seinem Volke — »auf mit Gott, ihr Rechtgläubigen! für Gott in's Feld!« Die Edlen jauchzten ihm zu: da gelobte er den Aposteln eine Kirche in Paris zu bauen, wenn er glücklich wiederkehre; der Bischof Remigius segnete das Beginnen und weissagte den Sieg. In Sturmeseile zog nun Chlodwig mit seinem Heere über die Loire und brach im Jahr 507 in's Reich der Westgothen; allenthalben aber schonte er klug die Katholischen. Bei Poitiers erwartete ihn Alarich, der König der Westgothen, mit geringer Macht. Ohne Verzug trieb Chlodwig, um ihn nicht zu Kräften kommen zu lassen, zur Schlacht; da

schritt er durch die Wasser der Vienne und lockte den Alarich aus seiner Verschanzung auf's weite Gefild von Vivonne; dort ward geschlagen. Im Getümmel des Kampfes rannten die beiden Könige wider einander und fochten lang mit furchtbarer Wuth. Endlich riß Chlodwig den Alarich vom Rosse, schlug ihm das Schwert aus der Hand und durchstach den Wehrlosen. Bestürzt floh das Volk, die Franken aber drangen unaufhaltsam weiter im Land, und alle Rechtgläubigen, die darin saßen, empfingen Chlodwig wie ihren Erlöser. Da wurden alle Strecken sein eigen, welche die Leute vom atlantischen Meere bis an die Berge Languedoc's umspannt: die meisten Westgothen aber flüchteten mit dem Sohnlein ihres erschlagenen Königs ins Languedoc, viele andere gingen in die spanischen Provinzen des Reiches. Als nun Theodorich, der Ostgothe, welcher des Waisenkindes Großvater war, von dem Sieg Chlodwigs vernahm, sprach er: »Bis hierher, ihr Franken! und nicht weiter!« und schickte aus Italien ein erprobtes Heer zum Trutz gegen sie und führte für seinen Enkel die Herrschaft. Einen so gewaltigen König wie Theodorich anzugreifen, bedachte sich Chlodwig; überdieß konnte er jetzt mit Behagen auf den erweiterten Umfang seines Reiches hinblicken: fast ganz Gallien war ja sein, und von seiner Macht wurde weit und breit geredet bis gen das Morgenland hin. Der Kaiser in Konstantinopel sandte ihm die Zeichen der Königswürde, den Purpurmantel und das Diadem. Chlodwig that stolz beide an, richtete sich in der Stadt Paris einen prachtvollen Hofhalt ein, nach römischem Muster, mit vielen Aemtern und Schranzen und setzte über alle einen Mann aus edlem Geschlecht als »Hausmeier«, der sollte im Krieg wie im Frieden nach ihm der Erste sein. Zu Schutz und Trutz umgaben ihn die Edlen, die durch ihre Tapferkeit und seine Freigebigkeit zu Hab und Gut, Ansehen und Macht gekommen waren. Sein Volk regierte er mit kluger Vorsicht und ließ dessen altes Gesetz, welches das »salische« genannt worden ist, wieder erheben: aber die alte deutsche Treue, die er in den Stand getreten, richtete sich darum nicht wieder auf.

So hatte er nun die Grundsteine des neuen Frankenreichs gebaut: dennoch wurde er seines Lebens nicht froh; denn es quälte ihn der Gedanke, daß die Vettern seines Stammes, die zu Köln am Rhein, die an der Somme, zu Cambray und zu Mans saßen, noch Könige der Franken hießen und das Reich nach seinem Tode unter sich vertheilen mochten. »Das sollen sie nicht,« schwur er sich zu, und begann vom Baum seines Geschlechtes alle Aeste, einen nach dem andern, abzuhauen. Zuerst verführte er den Sohn des Königs zu Köln, daß jener seinen Vater meuchlings erschlagen ließ: dann räumte er den Mordsohn selbst aus dem Weg, kam mit Heeresmacht an den Rhein, bot dem überraschten Volk der Ostfranken seinen Schutz an, ließ sich huldigen und vereinigte es mit seinem Reich. Hierauf lockte er seinen Vetter, der an der Somme saß, mit dessen Sohn, in seine Gewalt und scher ihnen die Scheitel, daß sie geist-

ich wurden. Wie der Vater drum wehklagte, tröstete ihn der Sohn: »Das grüne Holz treibt frisches Laub.« »So muß ich den Stamm umhauen«, meinte Chlodwig und ließ Beide ermorden. Dann erhob er Krieg gegen seinen Vetter zu Cambray und nahm ihn nebst seinem Bruder gefangen. »Was schändest Du unser Geschlecht, daß Du Dich binden lassest?« fuhr er den Fürsten an und spaltete ihm, wie im Zorn, den Schädel. — »und Du, warum standest Du Deinem Bruder nicht bei?« rief er dem Andern zu, und erschlug ihn wie zur Sühne. Nachdem er nun so blutig gewaltet, besorgte er, daß sich dennoch etwelche Verwandte gerettet hatten, und klagte einstmals in der Versammlung des Volks: »Weh mir, daß der Himmel mir alle Blutsverwandte genommen, und daß ich einsam bin auf Erden!« so hoffte er, daß das Mitleid ihm die verrathen würde, welche ihm etwa entkommen wären: aber Alle, die da waren, schwiegen still. Da athmete er frei auf, weil nun seinen Söhnen das Reich sicher verblieb. Und als er im Jahre 511 zu Paris im Sterben lag, pries er Gott den Herrn, daß er mit dessen Hilfe den Zweck seines Lebens erreicht hatte. Wohl stand sein Werk fest; doch der Fluch seiner Thaten ist seinen Kindern und Kindeskindern furchtbar heimgekommen.

11.

„Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Schiller.

Während Chlodwig mit blutbefleckten Händen das zerstückelte alte Gallien in sein neues Frankenreich zusammenschmolz, gründete ein tapferer, weiser und gerechter König aus deutschem Stamm ein anderes großes Reich. Das war Theodorich, der Fürst der Ostgothen.

Dieser war in Konstantinopel als Geisel erzogen worden, hatte dort die Schwäche des morgenländischen Kaiserthums erkannt, als Jüngling kühne Kriegsfahrten gethan, und, nachdem ihn sein Volk als König ausgerufen, bedrohte er den Kaiser, seinen Nachbar. Aus Besorgniß wies ihn nun dieser nach Italien, wo damals Odoaker herrschte; den sollte er vertreiben und das Land erobern: dadurch gedachte der Hof zu Konstantinopel sich der Ostgothen zu entledigen und zugleich einen Feind durch den andern zu vertilgen. Da fragte Theodorich sein Volk, ob es mit ihm gen Italien ziehen wolle, und als es ihm freudig beistimmte, führte er es im Jahr 489 dahin. Unterwegs erfrischte er es durch Siege auf Siege und nahm den Fürsten der Rugier, welchen Odoaker vertrieben hatte, in seinen Schutz auf. Wie nun die Ostgothen über die Schwelle Italiens traten, zog ihnen Odoaker zürnend entgegen, sich des Besitzes zu erwehren. Aber Theodorich schlug ihn, zuerst am Fluß Isonzo, dann

vor der Stadt Verona, hierauf am Flusse Adda: endlich eroberte er (im Jahre 493) die feste Stadt Ravenna, in welcher Odoaker sich lange vertheidigt hatte, und gelobte dem Besiegten, daß er ihn bei Freiheit und Leben lassen wolle. Weil ihm aber hinterbracht wurde, daß Odoaker ihm heimlich nachstelle, so erschlug er ihn beim Gastmahl.

Bald unterwarf sich nun dem König der Ostgothen ganz Italien, das allzu verderbt, zu ohnmächtig und zu zerrüttet war, als daß es ohne einen gewaltigen Oberherrn hätte bestehen können. Der Kaiser in Konstantinopel, in seiner eignen Schwäche, erkannte dies gar wohl, und sandte dem Sieger die Zeichen der Kaiserwürde: dadurch wollte er ihm schmeicheln und zugleich die Welt glauben machen, daß Theodorich Italien, wie eine Provinz des morgenländischen Reiches, nur zur Verwaltung erhalten habe.

Kaum aber prangte Theodorich im kaiserlichen Purpur, so bewies er auch, daß er zum Herrscher geboren sei, und selbst seine Feinde mußten ihm nachsagen, daß er den edelsten Kaisern, die je regiert hatten, in allen Fürstentugenden gleichzustellen war. Aus den Schutthaufen der Zerstörung wollte er Recht und Ordnung wieder an's Licht der Sonne aufrichten. Dabei sah er mit gleicher Liebe auf die unterwürfig gewordenen Römer wie auf seine siegreichen Ostgothen und behandelte jedes Volk nach dessen eigenthümlicher Sitte. Wohl war's sein Ziel, aus beiden im Lauf der Zeiten ein einiges Volk zu erschaffen; aber nicht durch rasche Gewaltthat, sondern langsam und durch friedliches Verständniß sollte sich eines vom andern das Beste aneignen, d'rum ließ er jedem der beiden Völker seine eigenen Gesetze. Besonders richtete er sein Augenmerk auf die Rechte des Grundbesitzes, (denn durch die Verwirrung in der Eintheilung desselben war Italien verarmt und geschwächt worden,) — sodann auf den Schutz der Sklaven oder Bauern, von deren Fleiß allein der Anbau des verödeten Bodens abhing, (denn die Gothen besaßen nur ein Drittel des Landes als Eigenthum) — und auf die Zucht und Ehre der Frauen, weil er gar wohl erkannte, daß Sittlichkeit die Grundfeste der Stärke eines Staates ist und daß ein Volk, wenn's auch noch so viel Waffenruhm erlangt, doch sicher untergeht, sobald Treue und Scham aus den Familien verschwunden sind. Durch kluge und zugleich milde Anordnungen, die er von den Römern entlehnte, verbesserte er den Staatshaushalt und vermehrte er die Einkünfte; sorgsam pflegte er den Handel. Im Kriegswesen sah er streng darauf, daß an der deutschen Art nichts geändert ward, und kein Römer durfte Waffen tragen; ferner unterhielt er große Waffenfabriken; sodann setzte er in die Provinzen an den Gränzen Männer, welche als tapfer erprobt waren, als Herzoge, um die Feinde in Zucht zu erhalten; auch eine Flotte schuf er zum Schutze der Küsten des Reiches und im Innern des Landes erbaute er feste Burgen. Wissenschaft und Kunst ehrte er hoch, auch wo er sie nur noch in zertrümmerten Ueberresten aus

alter Zeit fand, und die edelsten Männer seiner Tage, welche sie pflegten, galten ihm über Alles. In Glaubenssachen war er duldsam gegen die Bekenner aller Sekten; obgleich er selbst der verketzerten Lehre des Arius anhing, schützte er doch Jedem die Freiheit des Gewissens. Aber ebenso kräftig, als er diese aufrecht hielt, wehrte er auch die Anmaßungen der rechtgläubigen Priester ab, wenn sie die Sicherheit des Staates zu gefährden drohten. Während er in solcher Weise unermüdlich für die Befestigung und Wohlfahrt seines eigenen Reiches sorgte und waltete, vergaß er auch die andern Völker von deutscher Abkunft nicht. Durch Bande der Verschwägerung hing er mit den meisten Fürsten derselben zusammen und benutzte sein Ansehen, gleichwie ein Vater der Könige, zum Schutz der Völker gegen Unrecht und Tyrannei. So erwarb er von den Burgundern, daß sie gegen geringes Lösegeld die gefangenen Ligurier frei gaben; so stellte er sich der Uebermacht der Franken entgegen.

Mit Neid und Eifersucht sah der Kaiser in Konstantinopel, wie die Macht Theoderichs immer höher heranwuchs, und, um dieselbe zu schwächen, suchte er die Feindschaft der Rechtgläubigen gegen die Arianer an und verfolgte diese Sekte im Morgenland: die Flamme des Glaubenshasses wehte bald auch in's Abendland herüber. Da schickte der König den römischen Bischof Johannes gen Konstantinopel, um den Kaiser zu bewegen, daß er von der Verfolgung der Arianer ablasse. Mit ungewöhnlich hohen Ehren wurde Johannes in Konstantinopel empfangen: darüber schöpfte Theoderich Verdacht; und da er inzwischen den geheimen Briefwechsel eines vornehmen Römers mit dem Kaiser des Morgenlandes entdeckte, so hielt er strenges Gericht, ließ den edlen Weltweisen Boëthius und dessen Schwiegervater Symmachus hinrichten und den Bischof Johannes nach der Heimkehr in den Kerker werfen. Als dieser dann starb, riefen alle Katholischen die Rache des Himmels über den König herab. Das war im Jahre 526, und bald darauf schied auch Theoderich von seinem Volk und von der Erde, die seines Ruhmes voll war. Die Glaubenseiferer aber riefen: „Sehet, wie schnell hat Gott diesen tyrannischen Ketzer gerichtet,“ und erzählten eine Fabel, daß ein frommer Einsiedler in einem wunderbaren Gesicht die Seele Theoderichs geschaut habe, wie sie zur ewigen Verdammniß in einen Flammenpfuhl gestürzt worden sei. Das deutsche Volk aber hat das Angedenken des tapfern, weisen und edlen Königs in Liedern immerdar hoch gehalten, und in ewiger Jugendfülle umschwebt ihn die deutsche Heldensage, gleichwie die Braut ihren Bräutigam.

12.

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganze Geschlechter aus.

Schiller.

Nach Theodorichs Tode schwanden die Reiche der deutschen Völker, eines nach dem andern, wie Frühlingsblumen nach kurzer Pracht, dahin. Das der Thüringer zerfiel zuerst. Dort herrschten drei Königssöhne, die das Land unter sich getheilt hatten. Der Eine von ihnen, mit Namen Hermanfried, hatte eine stolze Hausfrau; die deckte ihm einst den Tisch nur halb und sprach zu ihm, als er sie deuter befragte: »Ich dachte: Du liebst das Halbe, weil Du Dich mit der Hälfte des Reiches begnügst; drum deckt' ich Dir den Tisch nur zur Hälfte.« Mit solchen Reden stachelte sie ihn so lang, bis daß er einen seiner Brüder erschlug und die Franken in's Land rief, damit sie ihm auch den andern überwältigen hülfen: dafür versprach er ihnen ein Stück seines Landes. Und sie kamen, standen ihm bei, als er auch den andern Bruder erschlug und verlangten dafür ihren Blutlohn; er aber verweigerte ihn, denn er wollte nun im Lande allein Herr bleiben. Da ergrimmten die Franken und griffen ihn mit Heeresmacht an; zugleich fielen auch die Sachsen, die der Thüringer alte Feinde waren, in's Land, und Hermanfried mußte flüchtig werden. Die Franken aber verlockten ihn mit List, daß er nach Zülpich kam, wo der Friede sollte geschlossen werden. Dort empfing ihr König ihn mit großen Ehren und Gaben; eines Tages aber führte er ihn auf die hohe Stadtmauer und stieß ihn plötzlich hinab, daß er zerschmettert den Geist aufgab. Darnach vereinigten die Franken das Land der Thüringer mit ihrem Reiche: das geschah im Jahr 530.

Bald darauf unterwarfen sie sich auch das Burgundische Reich. Schon bei Lebzeiten Theodorichs, des Ostgothen, hatten die Söhne Chlodwigs es unter dem Vorwand der Blutrache mit Krieg überzogen und Sigmund, den einen von den beiden Brüdern, welche es beherrschten, gefangen, nach Orleans geschleppt und in einen Brunnen gestürzt. Dann griffen sie auch Gundemar, den andern Bruder, an, der seit jener Zeit allein geherrscht hatte, schlugen ihn (im Jahr 534) und verschlossen ihn bis an sein Ende in einer festen Burg. Hierauf eigneten sie sich das Reich zu und theilten es unter sich; dem Volke der Burgunder aber ließen sie, wie dem der Thüringer, die alte Verfassung und die eigenen Gesetze.

In demselben Jahre nahm auch die Herrschaft der Vandalen in Afrika ein Ende. Dort hatte nach dem Tode Geserichs dessen Sohn Hunnmund ein eisern Regiment geführt und durch Grausamkeit alle Herzen von sich abgewandt,

besonders die der Rechtgläubigen, denn er war ein eifriger Arianer. Als er nun gestorben war, stand das Volk gegen seinen Sohn Hilderich auf, einen schwachen Mann, welcher seiner Mutter zu Lieb' die Romer mehr begünstigte, als seine Landsleute. Sein Vetter Gelimer stürzte ihn vom Throne. Dies nahm der morgenländische Kaiser zum Vorwand, um die Vandalen zu bekriegen und schickte seinen tapfern Feldherrn Belisarius mit 15000 Gewaffneten gen Afrika. Das Volk der Vandalen, das in Ueppigkeit und Wollüsten die Kraft der Väter allzubald verloren hatte, hielt dem Angriff nicht Stand, und siegreich zog Belisarius mit seinem Heere in die Hauptstadt Karthago ein. Dann überwand er in offener Feldschlacht den König Gelimer, welcher neue Schaaren gesammelt hatte. Da floh Gelimer einen Berg hinan, die Feinde ihm nach und schiessen ihn an. Drei Monate blieb er dort standhaft in bitterer Noth; endlich aber schickte er zu den Feinden hinaus und bat ihren Hauptmann, der ein Deutscher war, um ein Stück Brot, seinen Hunger zu stillen, um einen Schwamm, seine rothen Augen zu waschen, und um eine Laute, zu welcher er das Lied seines Jammers singe. So auf's Aeußerste gebracht, gab er sich in der Feinde Gewalt. Belisarius führte ihn in silbernen Ketten fort und brachte ihn dem Kaiser nach Konstantinopel. Afrika aber wurde wieder eine Provinz des morgenländischen Reiches.

Inzwischen neigte sich auch die Herrlichkeit des ostgothischen Reiches in Italien, das Theoderich für viele Jahrhunderte gegründet zu haben glaubte, zum Untergang. — Nach seinem Tode hatte seine Tochter Amalasunthe für ihren minderjährigen Sohn die Regierung geführt. Als dieser frühzeitig starb, nahm sie Theodat, den Neffen ihres Gatten, zum Mitregenten an. Diesen verdroß es bald, die Herrschaft mit einer Frau zu theilen und wohl gar unter ihrem Ansehn zu stehn. Darum nahm er sie gefangen, ließ sie auf der Insel eines Sees bewachen und nicht lange darnach, während sie im Bade saß, ermorden. Diesen Frevel zu rächen, kam dem morgenländischen Kaiser als Vorwand gar gelegen, um Italien, das er die ganze Zeit über doch nur wie eine verlorene Erbschaft betrachtet hatte, wieder zu erobern. Er rechnete dabei auf die Uneinigkeit der Gothen und besonders darauf, daß die Italiäner um des Glaubens willen gegen dieselben heimlich Verderben spännen. So sandte er denn im Jahre 535 seinen siegreichen Feldherrn Belisarius nach Italien und reizte überdem auch die Franken zum Krieg gegen Theodat. Dieser aber erwies sich jetzt in der Gefahr schwach und verzagt, und verlor dadurch das Vertrauen seines Volkes. Als nun gar Sicilien und Unteritalien durch seine Schuld in die Gewalt des Belisarius gerathen waren, riefen die Gothen: „Was thun wir länger mit diesem armseligen König?“ und setzten ihn ab und hoben den Vitigis, einen tapfern Kriegsmann, auf den Schild. Der suchte gegen den Erbfeind aller Deutschen die Franken zu gewinnen und gab ihnen Land in der Pro-

venee und in den Alpen und schweres Gold; aber ihre Treue erkauft' er damit nicht. Indessen entwand sich Rom der Gewalt der Gothen, und Belisarius gewann durch Kriegskunst und Einverständniß immer mehr Gebiet: die Franken aber erwiesen sich an beiden Feinden gleich falsch und plünderten für sich selber. Da trugen die Gothen in der Verzweiflung dem gefürchteten Belisarius heimlich die Krone an, um ihn zum Abfall von seinem Kaiser zu verlocken: er stellte sich auch, als ob er sie annehme und nun ließen sie ihn in Ravenna ein. Da warf er plötzlich die Maske ab, nahm den Vitigis in seinem eigenen Schloß gefangen und brachte ihn mit den Edelsten des Volkes und mit dem Schatz der Könige nach Konstantinopel.

Aber das tapfre Volk verzagte noch nicht, es wählte sich den Ildibald zum neuen König und als dieser bei einem Gastmahl erschlagen worden war, erkor es dessen Neffen Totilas, welcher noch jung, aber eben so tapfer als edel und weise war. Jetzt schien das Glück den Gothen noch einmal hold zu werden: Totilas eroberte das offne Land und die meisten Städte wieder, selber Rom und Neapel, und bewies sich mild und gütig gegen die Ueberwundenen: bald hatte er ganz Unteritalien in seine Gewalt gebracht. Da kam Belisarius zurück, gewann Rom auf's Neue, und vertheidigte die Stadt gegen Totilas mit solcher Beharrlichkeit, daß er, als es an Wurfgeschoß mangelte, sogar die schönsten Bildsäulen auf die Belagerer hinabschleudern ließ. Der Kaiser aber wurde mit der Zeit gegen seinen treuen Feldherrn mißtrauisch und rief ihn aus Italien zurück: da eroberte Totilas Rom abermals und gewann Sicilien. Indessen wurde jedoch die Flotte der Gothen geschlagen, und zu Land kam der neue Feldherr Narses, ein tapfrer Eunuch, gegen Totilas, und bot ihm (im J. 552) auf einem Feld am Fuß des Apenninengebirgs die Schlacht. Da wurde der König, der ritterlich kämpfte, tödtlich verwundet und 6000 tapfre Gothen deckten den Wahlplatz.

Auch dies neue Unglück entmuthigte das Volk noch nicht: es hob in Pavia den Helden Teias auf den Schild. Der führte es rasch, und alle Vorsicht der Feinde täuschend, gen Unteritalien hinab, um den großen Schatz zu retten, der in der Festung Cuma lag. Am Fuße des Berges Vesuv, der wie ein König, eine Krone von Flammen auf dem Scheitel tragend, auf die wunderschöne Landschaft und auf's wallende blaue Meer niederschaut, vertheidigte sich der edle Held zwei Monate lang gegen die Feinde. Als ihm diese endlich durch Verrätherei die Flotte wegnahmen, zog er mit seinem Volk einen Berg in der Nähe hinan, welcher der Milchberg hieß. Dahinauf folgten die Feinde den Gothen nicht, aber ein andrer gräßlicher Feind wüthete unter diesen, — der Hunger. »Laßt uns sterben, so wie wir lebten, als Helden!« riefen sie alle in der Nacht. Am frühesten Morgen sprengten sie zu Roß grimmig auf die Feinde hinab, und überfielen diese, bevor sie sich in Reih' und Glied sam-

mein konnten. Dann sprangen sie von den Pferden und drängten sich in Schlachtordnung zusammen; die Feinde thaten desgleichen und nun begann der Kampf. An der Spitze der Gothen, wie der lenkende Gott der Schlacht, stand Teias, hinter seinem ungeheuren Schilde, der ihn ganz deckte, den Speer in der ausgestreckten Hand. Ihn nahmen sich alle Feinde zum Ziel; aber, gleich als wär er von Stein, so fest hielt er aus in freudigem Todesmuth, fing alle Speere und Pfeile mit dem Schilde auf, brach dann plötzlich hervor und erschlug, wen er irgend erreichen konnte. Wenn sein Schild von feindlichen Eisen starrte, gab ihm sein Waffenträger einen frischen, und frisch kämpfte er fort. Endlich traf beim Schildwechseln ein Speer seine ungeschützte Brust: da sank der Held zu Boden und verschied. Die Gothen ließen jedoch von der Schlacht nicht ab, bis die Nacht hereinbrach, und kämpften am andern Tage wieder bis in die sinkende Nacht. Dann entboten sie dem feindlichen Feldherrn dies Wort: »Wir sehen's ein, daß Gott wider uns ist und unsre Kraft zerbricht. D'rum wollen wir aufhören zu kämpfen, aber Deinem Kaiser wollen wir d'rum nicht gehorchen, sondern frei hinziehn zu deutschen Landsleuten und fern von Italien nach unserm eignen Gesetz leben.« Dies bewilligte ihnen der Feind, der die Wuth scheute, welche Verzweiflung der Kraft des Unglücklichen zeigt. Und die Gothen zogen hinauf an den Po; dort aber kamen ihnen die Alemannen zu Hilfe, die über die Alpen in's Land hereingedrungen wären; mit denselben vereinigt, faßten sie wieder frischen Hoffnungsmuth und jene versuchten den Kampf gegen die Sieger, doch durch eine Seuche und in offner Schlacht wurden sie aufgerieben. Die letzten Reste der Gothen, die sich noch immer wehrten, wo sie konnten, erlagen endlich der Uebermacht und wurden nach Konstantinopel geführt. Ein solches Ende nahm dies tapfre Volk, nach einem zwanzigjährigen Kriege, im Jahre 555. Der morgenländische Kaiser setzte hierauf den Narses als Statthalter über Italien.

13.

Gräuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.
Schiller.

Als König Chlodwig gestorben war, hatten seine vier Söhne — nach dem Willen des Vaters — das Frankenreich unter sich getheilt: Theoderich, der älteste von ihnen, erhielt die Herrschaft des Landes am Rhein, welches von nun an Ostfranken hieß, und nahm seinen Sitz in der Stadt Metz; den andern drei Brüdern fiel alles übrige Land zu, welches Westfranken hieß, und es herrschten Chlodomir in Orleans, Childebert in Paris, und Chlotar in Soissons, jeder von diesen frei in seinem eigenen Lande. Aber nicht bloß

das Reich, auch die Treuloſigkeit und Grauſamkeit hatten die Söhne von ihrem Vater geerbt und vererbten ſie weiter auf ihre Kinder und Kindeskinder; und, wie ſie das Land zerſchnitten hatten, ſo zerſtückelten ſie in blinder Raſerei auch ihr eignes Geſchlecht.

Von den Söhnen Chlodwigs überlebte Chlotar, nachdem er ſeine Neffen umgebracht hatte, ſeine vier Brüder und ihre Sproſſen und vereinigte alle Theile des Frankenreiches für wenige Jahre, jedoch nur, um es wieder zu theilen. Und als er in Verzweiflung über viele Blutſchuld (im Jahre 561) geſtorben war, ſaßen ſeine vier Söhne als Könige zu Metz, Paris, Orleans und Soiſſons, und alſobald entbrannte wieder der Bruderkrieg. Denn nach dem Ableben ihres Bruders zu Paris (567) theilten die drei übrigen das Land; aber die Stadt Paris ſollte allen gemeinſchaftlich angehören. Darüber entſtand neuer Zwiſt. Nun hatte Siegebert, der König zu Metz, eine ſchöne ſtolze Hausfrau, Brunhilde, Chilperich aber, der König zu Soiſſons, ihre Schweſter zur Ehe: die ließ er auf Anſtiften ſeiner Buhlerin Fredegunde erwürgen und hob die Geliebte auf den Thron. Hierauf brach er in ſeines Bruders Siegebert Land, und als dieſer durch die Kraft der Deutſchen vom Rhein die Oberhand gewann, dingte er Meuchelmörder, die jenen (576) mit vergifteten Dolchen durchbohrten. Dann brachte er die verwittwete Brunhilde in ſeine Gewalt; ihr Söhnlein Childebert wurde durch einen Treuen vor ſeiner Wuth nach Metz geflüchtet. Die gefangene Brunhilde aber ſah Merowich, der Sohn Chilperichs, und ward von ihrer Schönheit ſo bezaubert, daß er ſie zum Weibe nahm. Als ſein Vater dies hörte, lockte er beide durch Liſt aus der Kirche des heiligen Martin, wo ſie eine Freiſtatt gefunden hatten, und trennte ſie mit Gewalt; Brunhilden ſandte er nach Metz zu ihrem Kinde; ſeinen Sohn wollte er zum Mönch machen. Aber dieſer entfloh und ſammelte ein Heer, um vor der Rache ſeines Vaters und der wüthenden Fredegunde ſicher zu ſein. Durch Hinterliſt ward er überfallen, und bat, wie er keinen Ausweg mehr ſah, einen von ſeinen Getreuen, ihm das Meſſer in's Herz zu ſtoßen, was dieſer auch that. Hierauf ließ Fredegunde auch ihren andern Stiefſohn umbringen und endlich (584) auch ihren Gatten, welcher durch Zufall entdeckt hatte, daß ſie hinter ſeinem Rücken mit einem Andern Buhlſchaft trieb. So war ſie jetzt mit ihrem einzigen Sohne Chlotar II. im Reiche allein, und verwaltete es in deſſen Namen.

Brunhilde hingegen kam, nachdem ihr Sohn Childebert geſtorben war, gleichfalls zur unumſchränkten Gewalt, nach der ſie ſo lang gedürſtet hatte: im Namen ihrer beiden Enkel herrſchte ſie mit furchtbarer Willkühr in Oſtfranken und Burgund. Ueber dies Glück der Todfeindin ergrimmte Fredegunde und begann mit ihrem Sohne Chlotar II. Krieg gegen ſie. Bald freute ſie ſich eines Sieges; aber mitten in ihrer Freude und in ihrem Haß raffte der Tod ſie dahin (598): und kaum war ſie verſchieden, ſo überwanden Brun-

hildens Enkel den Chlotar und nahmen ihm vieles Land. Brunhildens Rache aber war weder durch den Tod ihrer Feindin noch durch das Glück ihrer Enkel gesättigt. Sie hatte so viel Unbill und Elend erlitten, daß ihr Herz von Haß ganz verbittert worden war, und verächtlich kam ihr alles vor, was Mensch hieß: nur eine einzige Leidenschaft hatte sie noch im Greisenalter, die: zu herrschen: dann allem fand sie Ersatz für ihre frühere Unterdrückung und Balsam für so viele Leiden. Als sie gewahrte, daß die Großen des Reichs gegen ihre Tyrannei murrten, lachte sie vor Grimm und hob den Arm, den Trotz zu brechen: an jedem Finger hing ihr ein Mord. Dann kehrte sich ihre Wuth gegen ihre eigenen Enkel und sie stachelte den jüngeren, der ihr zu Willen that, gegen den älteren, welcher seine Selbstständigkeit behaupten wollte. Da ging abermals ein Bruderkrieg an und es geschah'n furchtbare Schlachten; in der letzten (bei Zülpich 612) wurde mit solcher Erbitterung gekämpft, daß die Todten nicht so viel Platz hatten, um zu Boden zu sinken, sondern, eingeklemmt zwischen den Kämpfern, in Reih' und Glied aufrecht mit fort getragen wurden wie Lebendige. Brunhildens jüngerer Enkel siegte; da ließ sie das Söhnlein des älteren an Felsen zerschmettern, ihn selber zum Mönch machen und umbringen. — Den Sieger traf bald darauf, als er nun auch gegen Chlotar II. Krieg begann, das Gericht Gottes, er starb eines schnellen Todes, und auch Brunhildens Stunde schlug. Viele Edle von den Ostfranken, über ihre Tyrannei empört, standen wider sie auf und verbündeten sich mit Chlotar, dem Sohn Fredegundens. Die graue Mörderin floh bangend über den Rhein, ward starke Heeresmacht und kehrte damit voll frischen Muthes zurück, um ihre Feinde zu vertilgen; inzwischen war die Verschwörung der Großen gegen sie reif geworden. Auf den Gefilden bei Chalons stand ihr Heer kampffertig, — so meinte sie. Aber wie sie das Zeichen zur Schlacht gibt, stieben plötzlich alle dichten Haufen, auf deren Schutz sie vertraut, wie Spreu im Wind auseinander; zwei ihrer Urenkel werden ermordet, der dritte verschwindet und kam nie mehr zum Vorschein, der vierte allein wird gerettet. Brunhilde selbst wird vor Chlotars Füße hingeschleppt: der rechnet ihr alle Morde vor, die sie gethan, dann läßt er die Greisin drei Tage lang foltern, hierauf blutriefend, mit zerbrochnen Gliedern, auf einem Kameel zwischen den Reihen des Kriegsvolks hinführen, daß jeder seinen Spott mit ihr trieb, und endlich auf ein wildes Roß binden, das sie zu Tod schleifte. Chlotar, dieses Namens der Zweite, war jetzt (im Jahre 613) Alleinherrscher über alle Franken.

Was hatten nun die Könige durch so viele Frevel gewonnen? Nichts. Wer den Fluch sä't, hoffe nicht Segen zu ernten. Taumelnd vom Dampf des vergossenen Blutes ließen sie die Zügel der Macht aus den Händen gleiten. Die Adeligen, welche von den alten Geschlechtern der früheren Stammhäuptlinge ihre Abkunft hatten, und die Geistlichen im Frankenreiche ergriffen

dieſelben um ſo eifriger und ſtellten ſich den Königen ſteif und drohend gegenüber: denn ſie wußten gar wohl, daß dieſe in ihrer Schwäche nichts mehr ohne ſie vermochten. Und ſo erzwangen ſich die Adeligen die Erblichkeit der Lehen, die früher nur wie ein ehrlicher Vertrag auf Lebenszeit oder noch kürzere Friſt beſtanden hatten: die großen Lehnsträger nahmen ſelber wieder Franken, welche bisher frei geweſen, zu Lehnsleuten auf und verſtärkten ſo ihre Macht. Die Geiſtlichen aber gewannen durch fromme Schenkungen immer mehr Schätze und feſtes Gut, durch Einführung der Wallfahrten, der Reliquienverehrung und der Freiſtätten, welche ſie den Verfolgten in den Kirchen öffneten, immer mehr Anſehen im Volke, und endlich das Recht, ſich die Biſchöfe ſelbſt zu wählen. So rückten die Adeligen und die Geiſtlichen immer enger um die alte Freiheit der Franken heran. Daß dieſe noch nicht völlig zermalmt wurde, hatte das Volk, nachdem es auch die deutſchen Stammtugenden verloren, nur noch ſeiner alten deutſchen Kernkraft zu danken, die das Einzige war, was ihm von allen Trefflichkeiten noch übrig blieb.

II.

.... Das ewig Wirkende bewegt
Uns unbegreiflich, dieſes oder jenes,
Als wie von ohngefähr, zu unſerm Wohl,
Zum Rathe, zur Entſcheidung, zum Vollbringen,
Und wir getragen werden wie an's Ziel.

Göthe.

Nachdem die Herrſchaft der Oſtgothen in Italien ſpurlos untergegangen war, trat dort plötzlich ein andres ſtreitbares Volk von deutſcher Abkunft auf: das waren die **Longobarden**. Die haben, wie in ihren Sagen erzählt wird, in unverdenklichen Zeiten hoch oben in Dänemark gewohnt, ſind einſt in den Tagen bitt'rer Noth auf den Rath einer weiſen Frau ausgezogen, und haben ſich immer tiefer in die Länder gen Mittag hinab verbreitet. Lange Zeit haben ſie nur einzelne Herzoge zu Anführern gehabt und ſich erſt ſpät der Macht eines Königs unterworfen, jedoch ohne daß dadurch an ihrer alten Verfaſſung was geändert ward. Dieſe war ganz und gar kriegeriſch: ihre Herzoge, Hauptleute und Zehntgrafen ſprachen im Frieden auch Recht. Ihre Könige hatten ein ritterlich Geſinde um ſich, in welchem ſelbſt Fürſtenſöhne den Waffendienſt lernten: das war ein ächter Verdienſtadel, aus welchem in der Folge auch ein erblicher geworden iſt.

Zur Zeit, da der Feldherr Narſes gegen den König Totilas Krieg führte, wohnten ſie mit Bewilligung des morgenländiſchen Kaiſers in Ungarn neben dem wilden Volk der Avaren, das aus Aſien herübergekommen war, und

Zustand nächstens zu verändern.« Dieses Bescheids wurden sie nicht froh und gingen mit schweren Herzen heim. Um so froher waren dagegen die adligen Herrn in der Schweiz, wie sie des Königs feindselige Gedanken gegen die freien Männer erkannten: sie zogen voll Uebermuths wider die Stadt Bern und dachten, durch ihre Uebermacht zu siegen. Doch die Berner Bürger rückten ihnen entgegen und schlugen (1298) die stolzen Ritter auf dem Donnerbühel, daß diesen die Hoffahrt verging. Nun ward jedem freien Mann das Herz leichter und der Muth höher gegen die Herrschsucht des Königs. Dieser aber versuchte es mit List, die Waldstätte um ihre Freiheit zu bringen und seinem Hause unterthan zu machen. Er schickte an das Volk in den Waldstätten zwei Herrn mit folgender Botschaft: »Seht wohl zu, ihr guten Manner im Waldgebirg, wie rings um euch her alles Land und alle Vogteien mein Eigen sind! Meine Macht ist so groß, daß ihr derselben nicht widerstehen könnt. Dennoch hab' ich nicht im Sinn, euch um irgend was zu kränken, weder um eure Heerden, noch was sonst euer ist: denn ich weiß wohl, daß ihr arm seid. Vielmehr will ich, als Enkel eurer getreuen Vogte, euch aus aufrichtiger Liebe und zu eurem eignen Nutz und Frommen, auf ewige Zeiten in meinen mächtigen Schutz aufnehmen. Ich weiß auch gar wohl, daß ihr tapfre Männer seid, und darum möchte ich euch gern zu Siegen und hohen Ehren führen, euch durch Beute reich machen und durch Ritterschaft und Leben gar wohl erhob'n.« Hierauf erwiederten die von Uri, Schwyz und Unterwalden: »Wir gedenken's noch gar wohl und werden's auch nie vergessen, was für ein guter Vogt uns König Rudolf gewesen ist; verlangen uns übrigens keinen andern Zustand des Gemeinwesens, als wie's unsern Vätern gut genug gewesen; so lieb ist's uns auch. Das mag uns der König als ein gerechter Herr bestätigen, wie's sein Vater gethan, und uns einen Reichsvogt senden, weil wir lediglich beim Reich bleiben wollen.« Da dachte der König erzurnt: »Wohlan, ihr Bauern, so will ich euch das Reich dermaßen verleiden, daß ihr doch noch lieber dem Hause Habsburg unterthan werden müßt.« Und er schickte ihnen den Hermann Geßler von Brunneck und den Beringer von Landenberg zu Reichsvogten. Das waren habsburgische Dienstleute, gering an Gut, darum voll großer Habsucht, und hofften in den Waldstätten schöne Ernte für sich zu halten, und waren dabei roh und gewaltthätig, daß sie bald verhaßt wurden. Doch eben darauf baute der schlaue Albrecht seinen Plan; denn er dachte: »Wenn das Volk in den Waldstätten durch der Reichsvogte Tyrannei erst zum offnen Aufstand getrieben worden ist, dann gibt es selbst mir den besten Vorwand, es mit Waffengewalt völlig zu unterdrücken, gleich wie mir's in Oesterreich gelang.« Darnach trieben's auch die Vogte im frevelhaften Muthwillen auf's Alleräußerste. Wiewohl kein Reichsvogt bisher in den Waldstätten selbst hatte wohnen dürfen, so baute sich doch der Geßler in Uri einen Zwinghof, und der Landenberger saß in des Königs

Schloß bei Sarnen in Unterwalden. Da schalteten und walteten sie, als wilde Knechte, im Geist ihres Herrn gegen die freien Männer, zugleich als wären sie selber die Herrn, verachteten die Freiheit, traten alles Recht mit Füßen und verhöhnten das biedre treuherzige Volk. Wo sie einen geringen Anlaß oder Vorwand fanden, da ließen sie die freien Männer in finstre Kerker werfen oder gefangen gar aus dem Land führen, was bisher unerhört gewesen war. Auch legten sie schwere Zölle auf die Einfuhr und verboten die Ausfuhr. Die einheimischen Geschlechter, an denen das Volk mit Liebe hing, schimpften sie »Bauernadel«, so daß die jüngeren davon, von falscher Scham berört, lieber Hof- und Herrendienst suchten. Endlich hingen sie, im Uebermuth auf des Königs Wohlgefallen, daß sie ungestraft Alles thun dürften, ohne Scheu ihren bösen Gelüsten nach. Mit großem Kummer sah'n die freien Bauern dies arge Treiben; sie schickten zum König Albrecht und stellten ihm Alles bescheiden vor, empfingen aber weder Hülfe noch Trost. Weil nun kein Bedrängter mehr zu seinem Recht kommen konnte, so ward Jedem die Nothwehr zum letzten heiligen Recht. Und es geschah, daß der Landenberger dem Heinrich an der Halden, einem Mann aus dem Melchthal in Unterwalden, wegen geringer Ursach' ein schönes Joch Ochsen nahm, und sein Knecht, der es hinwegführte, höhnte noch gar den Beraubten also: »Will der Bauer Brot essen, so mag er selbst den Pflug zieh'n;« da kam Arnold, Heinrichs Sohn, in so heftigen Zorn, daß er den Knecht schlug und ihm einen Finger brach; d'rauf entfloh er vor des Vogtes Zorn. Dieser aber ließ, weil ihm der Sohn entkommen war, statt dessen den Vater festnehmen und ohne Erbarmen ihm die Augen ausstechen. Zur selben Zeit saß auch auf der Schwanau im Lowerzer See ein böser Burgvogt; der nahm der Tochter eines Mannes von Art ihre fräuliche Ehre; dafür nahmen ihm ihre Brüder das Leben. So ging's auch dem Junker Wolfenschießen, welcher des Königs Burgvogt auf Roßberg war und der schönen Hausfrau des Konrad von Baumgarten in Alzellen nachstellte. Eines Tages, während ihr Mann draußen im Walde war, kam der Junker in's Haus und befahl der Frau, ihm ein Bad zu rüsten, und wollte ihr Ungebührliches anthun. Aber sie hetzte ihren Eheherrn; der kam mit der Art herein, da der üppige Junker im Bade saß, und segnete ihm das Bad mit einem Hieb, daß ihm der Schädel entzwei sprang.

In dieser schlimmen Zeit fuhr Werner Stauffacher, ein Ehrenmann aus Schwyz, über den See zu einem Freund, den er im Lande Uri hatte; der hieß Walter Fürst und herbergte den flüchtigen Arnold aus dem Melchthal. Diese drei klagten einander über die Noth der Waldstätte und rathschlagten über die Befreiung ihrer Landsleute. Und nachdem Jeder zuvor seine Freunde und Verwandten sorgsam erforscht hatte, kamen sie am Mittwoch vor Martinstag 1307 in stiller Nacht auf das »Grütli«: das ist eine einsame

schickten dem Narses reisige Schaaren, die ihm die Gothen bezwingen halfen. Nicht lang darnach überwand ihr König Alboin das Volk der Heruler und tilgte das der Gepiden aus; Kunimund, den König derselben, erschlug er in einer Schlacht; aus seinem Schädel ließ er sich nach alter Sitte einen Trinkbecher machen und dessen Tochter, die schöne Rosamunde, nahm er zum Weibe. Bald darauf führte das Schicksal ihn und sein Volk auf ein weit größ'res Feld für kühne Thaten. Der tapfere Narses war nämlich — zum Lohn für seine treuen Dienste — vom Hofe zu Konstantinopel abgesetzt worden, und die Kaiserin spottete seiner noch gar: »Bist doch nur ein halber Mann, Narses; d'rum nimm die Spindel, und ich will Dich zum Aufseher der Mädchen machen, wenn sie am Rocken sitzen.« — »Und ich will Dir ein Gespinnst über's Haupt werfen, o Kaiserin, dessen Du bis an Dein Ende nicht mehr ledig wirst,« rief Narses im Grimm und schickte stracks zu den Longobarden: sie möchten herbeikommen und Italien, das ihre Waffen kennen gelernt hatte, für sich selbst unterwerfen. Seine Botschafter brachten ihnen köstliche Früchte, als Wahrzeichen, und jene aus dem Volke, welche mit Ruhm und Beute aus dem Feldzuge wiedergekommen waren, priesen nun ihren Brüdern daheim die Schönheit des Landes und die Milde des Himmels. Da schwoll dem König Alboin das Herz vor Lust: er vertrug sich mit seinen Nachbarn, den Avaren, und überließ ihnen das Land, in welchem die Longobarden 42 Jahre lang gewohnt hatten. Dann lud er die Sachsen, alte Freunde seines Volkes, zur Heerfahrt ein; es kamen ihrer 20000 mit Weib und Kind. Mit diesen vereinigt zogen nun die Longobarden, von Alboin angeführt, im Jahre 568 gen Italien aus und gewannen zuerst das Land, welches von den Flüssen Isonzo, Tagliamento, Piave, Brenta und Etsch durchschnitten wird: darüber setzte Alboin einen Herzog. Dann eroberte er das Land von der Etsch bis zu den hohen Alpen Savoyens. Ueberall flohen die Römer in die festen Städte, nach Ravenna, wo der Statthalter des morgenländischen Kaisers Hof hielt, nach Rom und Genua. Pavia widerstand dem Alboin drei Jahre lang; als er Pavia's trotzige Mauern i. J. 572 endlich gebrochen hatte, machte er es zur Hauptstadt des neuen Reiches, das er allgemach bis an den Tiberfluß ausbreitete. So lag denn, wie Narses gedroht hatte, ein ungeheures Netz von deutschem Kriegsvolk über Italien. Doch nur drei Jahre freute sich Alboin des errungenen Besitzes. Denn, als er einstmals ein herrliches Fest gab und dabei süßen Weins mehr als vonnöthen aus seinem beinernen Becher geschlürft, rief er im Uebermuth seinem Weib Rosamunde und gebot ihr, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Sie trank gehorsam den Wein, aber als grimmiger Haß stieg er ihr zu Haupt, und mit dem Herzblut des Gatten, der ihr den Vater erschlagen, gedachte sie dessen Schädel wieder zu füllen. Und sie verführte Peredeo, einen Mann aus des Königs Gesinde, daß er ihre Blutrache vollstrecke, und band eines Tages, da Alboin nach Tisch der Ruhe pflegte, sein Schwert fest an

die Bettpfosten, dann führte sie den Peredeo in die Kammer. Wie nun Alboin vom Schlaf erwachte und den Mörder sah, griff er nach seinem guten Schwert, und, da er's in der Eile nicht losbinden konnte, wehrte er sich lang mit dem Schemel, bis er endlich erliegen mußte. Rosamunde aber entfloh, weil das Volk ob der Unthat schwer zürnte, mit Helmichis, des Königs Milchbruder, der ihr den bösen Rath gegeben, zu dem Statthalter nach Ravenna. Dieser, dem ihre Schönheit das Herz entzündete, überredete sie, den Helmichis zu tödten, so wolle er die Herrschaft über Ravenna mit ihr theilen. Da reichte sie dem Helmichis Gift; er aber, als er entdeckte, daß er den Tod getrunken, zwang sie die Neige zu leeren. So büßten sie Beide die Schuld; darauf schickte der Statthalter Alboins Tochter und den Peredeo an den Kaiserhof nach Konstantinopel.

Die Longobarden machten nun Kleph, einen tapfren Mann von edlem Stamm, zum König: der breitete ihre Herrschaft in Mitten Italiens aus, bis gen Benevent hinab, und setzte dort einen Grenzherzog mit großer Macht. Als Kleph nach 18 Monaten (im J. 575) ermordet worden, wollte das Volk keinen König mehr wählen, sondern vertheilte die oberste Macht nach alter Sitte an viele Herzoge, die in den großen Städten regierten, und ihre heimische Verfassung wie ihr heimisches Recht im eroberten Lande einführten.

Zehn Jahre lang hatte diese Vielherrschaft der Herzoge gedauert, da gewahrte das Volk voll Sorgen, daß nur Zwietracht, aber kein Segen dabei war, und daß es von der Macht des morgenländischen Kaisers, der noch die Gegenden an der Meeresküste und alles Land gegen Süden innehatte, so wie von dem Reich der Franken eingeschlossen war. Da kam es drauf zurück, daß ein einziger König, der Aller Kräfte vereinigte, es vor jeder Gefahr besser schützen würde, und erwählte (585) Authari, den Sohn Klephs, einen schönen, tapfren und klugen Mann. Der waltete weise im Inneren des Landes und ordnete Recht und Besitz, sicherte die Grenzen und suchte zum Schutz gegen die Franken, welche immerdar in Unfrieden mit den Longobarden lebten, eine Bundgenossenschaft mit den Baiern zu erwerben. Dies Volk hielt seit dem Untergang der Ostgothen zum Reich der Franken, doch war es ihm deswegen nicht zinsbar, sondern blieb selbstständig und wurde von eigenen Fürsten aus dem uralten Geschlecht der Agilolfinger beherrscht. Damals war Garibald ihr Herzog, der hatte eine holdselige Tochter Theodelinde. Um diese ward nun König Authari durch Gesandte, und Garibald sagte sie ihm zu. Da kam Authari selber, den Baiern unbekannt, als sein eigener Botschafter verstellt, zu Garibald und bat um die Gunst, die Braut zu erschauen, damit er ihre Gestalt und ihr Antlitz dem Könige daheim beschreiben könne. Als er sie nun erblickte, überwältigte ihn ihre Schönheit, und er bat um einen Becher Weins aus ihrer schneeweißen Hand. Die Fürstentochter kredenzte ihm denselben und da berührte er, wie er ihn ihr zurück gab, ihre Finger und Wangen. Darüber erschrack die Jungfrau vor Schaam und erzählt' es heimlich ihrer Amme; die aber sagte ihr getröstend: »Gewiß ist's Dein Bräutigam selbst, denn kein Geringerer hätte Solches gewagt, und fürwahr, der Dich berührte, ist wohl werth, ein König und Dein Gatte zu sein.« Wie nun Authari mit den Seinigen wieder vom Hofe fortzog, gaben ihm die Baiern bis zur Gränze des Landes das Geleite: da erhob sich Authari auf seinem Roß, warf seine Streitart in den nächsten Baum, daß sie drin haften blieb, und rief: »Solche Würfe thut Authari.« Daraus erkannten jetzt die Baiern, daß er selbst der König war. Bald darauf erhoben die Franken wiederum Krieg gegen die Longobarden und Garibald mußte jenen als Bundesgenosse beistehen: da entfloh Theodelinde mit ihrem Bruder zu dem Mann ihres Herzens und er hielt stattliche Hochzeit mit ihr auf dem Sardisfeld bei Verona.

Nicht lange freuten sich Beide ihres Glückes: denn Authari ward (591) in Pavia vergiftet. Seine Wittwe hielten die Longobarden so hoch in Lieb' und Ehren, daß sie keine andre zur Königin haben wollten, und baten sie, aus den Edlen einen Gatten zu erkiesen: dem wollten sie dann freudig gehorchen. Sie erkor (592) Agilulf und waltete mit ihm zum Segen des Volks. Da wurden die alten Feindschaften mit den Franken und mit den Avaren ritterlich ausgetragen, da ergaben sich viele feste Städte in Italien, die bisher noch widerstanden hatten, und das Volk legte den arianischen Glauben ab, und nahm den römisch-katholischen an: das war das Werk Theodelindens, die in diesem Glauben erzogen war. Und als sie das Zeitliche gesegnet, ehrte das Volk immer noch ihr Gedächtniß. Zwar vertrieb es trotz aller Liebe ihren Sohn, weil dieser tyrannisch regieren wollte: dafür aber erhob es den Gemahl ihrer Tochter Gundeberg auf den Thron, und nach dessen Tod (636) den Rothari, welchen Gundeberg auf dem Todbette empfohlen hatte. Dieser eroberte die Meeresküste von Genua bis Toskana hin und ließ die alten Gesetze des Volks niederschreiben.

Nach seinem Tode und dem seines Sohns, erkoren die Longobarden Theodelindens Neffen Aribert, der zeugte zwei Söhne, welche das Reich unter sich theilten. Dadurch entbrannte Zwietracht und die mächtigen Herzoge schürten die Flamme. Nicht lange stand es an, so würde Gundebert, der eine König, von Grimoald, dem Herzog von Benevent, meuchlings ermordet, Bertari, der andre König, entfloh, und Grimoald war nun (665) Alleinherrscher aller Longobarden. Damals dehnten die Herzoge ihre Macht immer weiter aus und trotzten darauf, daß sie dem Grimoald geholfen hatten. Die Bischöfe zu Rom hingegen, deren Ansehen so hoch gestiegen war, daß sie als die sichtbaren Oberhäupter der ganzen christlichen Kirche und als heilige Stellvertreter Jesu Christi selbst geehrt wurden, sahen allgemach mit Eifersucht auf die Longobarden, weil diese nach der Herrschaft von ganz Italien trachteten.

Nach Grimoalds Tode (671) kehrte König Bertari aus der Verbannung zurück und regierte gemeinschaftlich mit seinem Sohne: beide hatten viele Kämpfe mit den gewaltigen Herzogen: Bertari's Neffe aber und sein Sohn Aribert II. begannen blutige Fehden gegen dessen Geschlecht und wüteten grausam gegen alle Anhänger desselben. Da entfloh Ansbrand, der einer von den treuesten war, mit seinem Sohne Liutbrand vor Aribert II. in's Baierland und kehrte später mit bairischer Hülfsmacht zurück. Wie nun der Tyrann besorgte, daß er nirgends mehr Sicherheit finden könne, beschloß er, zu den Franken zu flüchten: d'rum nahm er in der Eile so viel Gold, als er schleppen konnte, mit sich, und wollte den Fluß Ticino durchschwimmen: aber das Gewicht des Schatzes zog ihn in den Grund der Fluthen hinab, daß er ertrank. Nun ergriff Ansbrand und drei Monate nach ihm (713) sein Sohn Liutbrand die Herrschaft. Der war ein trefflicher Held und durchschaute klar alle Gebrechen des Reichs. Nicht mehr als

Deutsche — das sah er ein — konnten sich die Longobarden in Italien erhalten: d'rum mußten sie völlig das werden, wozu sie die Zeit auf dem Boden, den sie bewohnten, allmählich gemacht hatte, nämlich Italiener: in diesem Geiste gab er ihnen Gesetze, und ganz Italien wollte er in ein neues Reich wieder vereinigen. Als guter Christ hielt er lang treu an dem Papst, bis ihm dieser selbst endlich die Augen öffnete: da sah er ein, daß Niemand einem solchen Plane mehr zuwider sei, als grade das Oberhaupt der römischen Kirche. So war, als Luitbrand von der Erde schied (744), in Italien ein Brand angestiftet, der bald darnach lichterloh emporschlug: das war der Kampf der Longobardenkönige und der Päpste.

Während dieser Zeit war in Spanien das alte Geschlecht der westgothischen Könige ausgestorben, und die Kaiser zu Konstantinopel hatten die Zwistigkeiten der Fürsten in jenem Lande benutzt, um sich dasselbe wieder zu unterwerfen. Die Zerstörung des Vandalenreichs in Afrika und die Austilgung des ostgothischen Volks gaben ihnen frischen Muth dazu. Bald hatten sie sich wirklich des Küstenlandes im Süden bemeistert und nun versuchten sie, auch in's Innere vorzudringen. Aber Leovigild, welcher damals König der Westgothen war, that ihnen mit Macht Einhalt und stellte sich auch dem Freiheitstrotz des Bergvolkes von Aragon, Biscaya und Navarra muthig entgegen. Der gefährlichste Gegner jedoch, den er lang zu bekämpfen hatte, war der Glaubenshaß. Er selbst war nämlich Arianer, sein ältester Sohn Hermenegild aber wurde, durch seine Gattin und den Bischof von Sevilla bewogen, Katholik und verbündete sich nun mit den katholischen Oströmern und Sueven gegen den Vater. Dieser überwand jedoch ihn und seine Bundesgenossen, ließ den ersteren, welcher von seinem Glauben nicht abtrünnig werden wollte, hinrichten, und verschmolz endlich das Reich der Sueven mit dem seinigen. Dennoch hatte die katholische Lehre im Stillen schon so feste Wurzeln geschlagen, daß nach seinem Tode sein zweiter Sohn Reccared, so wie fast alles Volk und sogar die meisten arianischen Bischöfe, katholisch wurden. Von da an (vom Jahre 590) sind die Fürsten und das Volk in Spanien diesem Glauben zu allen Zeiten in Leben und Tod getreu geblieben, haben ihn, wo sie konnten, mit Feuer und Schwert ausgebreitet und jeden Andersgläubigen als Feind Gottes gehaßt und verfolgt. Das Volk aber hat damals allmählig die deutsche Art und Sitte verloren, die deutsche Sprache ganz und gar vergessen und eine neue geredet, die sich aus der römischen gebildet: zu gleicher Zeit ist die Macht der Könige durch die Großen des Reichs und durch die Geistlichen immer mehr beschränkt worden. Siebenzehn Könige haben von Reccared an geherrscht: der letzte war Roderich, welcher 710 den Thron bestieg. Gegen diesen erhoben sich die Söhne seines Vorfahrs, aus Grimm, daß nicht ihnen die Herrschaft zu Theil geworden, mit ihrem Oheim, dem Erzbischof von Sevilla, und mit dem Grafen Julian,

dessen Tochter Roderich zu Fall gebracht hatte: um an dem König Rache nehmen zu können, verriethen sie ihr Volk. — Damals herrschten in Afrika die Araber, ein kräftiges, schöngebildetes, ritterliches Volk, in geheimen Wissenschaften erfahren, Meister im Dichten und Bauen, schwärmerisch begeistert für ihren Glauben und unwiderstehlich im Krieg. Vor hundert Jahren, da sie noch in ihrem Vaterlande saßen, hatte ihnen der weise und heldenmüthige Prophet Mohammed die Lehre verkündigt: »Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Gesandter!« Darauf waren sie in die Länder gezogen, um in heiligen Kriegen ihren Glauben, welcher Islam, das ist: Unterwerfung, heißt, allgemein zu machen auf der weiten Erde. So waren viele Schaaren von ihnen auch nach Afrika gekommen und hatten es wie im Sturm erobert. Von dort her lud sie nun Graf Julian ein, daß sie nach Spanien hinüber kämen und ihn rächten. Da schifften sie schnell über die schmale Meerenge, welche dies Land von Afrika trennt, und fanden das Volk in Frieden und Reichthum, die Felder und Berge voll Segen. Bei Xeres de la Frontera führte ihnen König Roderich hunderttausend wohlgerüstete Kriegsmänner entgegen; viel geringer war die Macht der Araber, ein Dutzend Christen kam je auf einen einzigen Araber; dennoch errangen die Söhne der Wüste durch ihre Begeisterung und durch die Verrätherei der Verschworenen den Sieg. Eine ganze Woche lang (vom 19. bis zum 26. Juli des Jahres 711) dauerte die Schlacht, — Roderich floh und fand in den Wassern des Stromes Guadalquivir den Tod. Dieser Sieg hat das Schicksal Spaniens entschieden; denn die Araber benützten ihn mit Klugheit und Glück, und ergossen sich weithin über alle Provinzen. Die Christen, welche der lange Frieden schwach und die ungeheure Niederlage muthlos gemacht hatte, unterwarfen sich willig: nur zwei Städte, Sevilla und Merida, widerstanden noch länger, und nur eine kleine Schaar von Glaubenshelden trotzte unbezwinglich in den Gebirgen der Landschaft Asturien den neuen Herren Spaniens und erhielt nach dem Untergang des westgothischen Reiches das Andenken seiner vergangenen Herrlichkeit. Die Araber aber sah'n in ihrem Glück den Willen Gottes, daß sie bestimmt seien, alle Völker des Abendlandes mit dem Säbel in der Faust zum Islam zu bekehren; und so stiegen sie in nordöstlicher Richtung über die hohen Berge der Pyrenäen, welche Gott wie eine ungeheure Grenzmauer zwischen Spanien und Frankreich aufgebaut hat.

Während sich diese Gefahr gegen die Franken vom Süden heranwälzte, standen im Osten an den Grenzen der Baiern die Avaren; die hatten sich von der Donau bis in Böhmen, Mähren und die Lausitz hinein, in Oestreich und Ungarn, bis gen Friaul ausgebreitet. Da wohnten sie in großen Ringen und tummelten einstweilen ihre Rosse, bis die Stunde käme, wann sie dieselben aus den deutschen Strömen und aus dem Quell deutschen Herzbluts tränkten, wie einst die Hunnen gethan, denen sie an Gestalt und Rohheit glichen. Ihnen

zunächst stand ein andres fremdes Volk, die Slaven, in großen Stämmen vertheilt, davon die Wenden an der Ostsee wohnten, die Serben zwischen der Elbe und Saale, die Czechen in Böhmen, die Krainer in Krain und Kärnthen. So war die neue Bildung, welche sich im Herzen Europa's, in Deutschland entwickeln sollte, im Osten von zwei Enden her bedroht.

Im Norden trotzten den christlichen Franken, welche ihr Reich unablässig über alle andern deutschen Völker auszudehnen strebten, die Sachsen, welche noch treu an den Göttern und eben so fest an der Freiheit ihrer Väter hingen, und die Friesen, welche mit Stämmen und Meereswellen um die Scholle stritten, auf der sie frei sein wollten, wie ihre Väter gewesen. Beide trugen so unversöhnlichen Haß gegen alles, was fränkisch hieß, (weil's Herrschaft war,) wie einst die Cheruskr gegen das Wesen und Walten der Römer, und noch viele Jahrhunderte nachher ist dieser heiße Haß der Sachsen so wie der Friesen nicht kühl geworden und ihre heilige Freiheitsliebe nicht völlig erloschen. Die Stammbrüder der Sachsen, welche in dem eroberten England saßen, hatten indessen auch dort die uralte deutsche Gauverfassung eingeführt, deren Grundfesten die Versammlung des Volkes und die Oeffentlichkeit der Rechtspflege waren. Die Macht des Königes, welchen sie nur im Krieg vonnöthen hatten, beschränkten sie gar vorsichtig in Friedenszeiten, damit er sie nicht mißbrauchen konnte. Auch die Sprache und die Sitten ihrer Väter bewahrten sie rein und ungefälscht. In einem so gesunden Grund und Boden gediehen auch die Keime des Christenthums frisch und schön, lange bevor dasselbe in Deutschland selbst Wurzel fassen konnte.

Dies war also die Lage der deutschen Völker in jener Zeit, da aus den Trümmern der alten Welt eine neue aufgebaut werden sollte. Alle zusammen hatten dem wankenden Gebäude den letzten Stoß gegeben: nun da es ganz zusammengestürzt war, hatte bei'm Aufbau der neuen Ordnung jedes von ihnen seinen angewiesenen Platz und wirkte eifrig nach dem Plane des unbekannten großen Meisters, eins dem andern in die Hände, ohne es zu wissen. Während in England gottbegeisterte Männer heranwuchsen, welche später das Evangelium nach Deutschland selbst trugen, standen die Longobarden in Italien gleichsam als wachsame Gränzhüter der deutschen Freiheit gegen die römische Kirche, welche durch die unsichtbare Macht über die Gewissen allmälig auch die weltliche Gewalt zu erringen drohte. Ebenso erbittert kämpften die Sachsen, damit die alte Freiheit nicht erlösche, gegen die Franken: während diese drauf angewiesen waren, alle deutschen Völker allmälig in ein einziges großes Reich zu vereinigen, das mit der Zeit selbstständig gegen alle äußeren Feinde würde, und so wehrten die Franken als Vorkämpfer der übrigen deutschen Völker die Angriffe der Araber auf der einen und die der Avaren auf der andern Seite ab, von denen die ersten dem Abendland einen fremden Glauben, die zweiten die

Barbaren Asiens aufdrängen wollten. In diesen Kämpfen wurde der deutsche Charakter gar tüchtig gestählt.

15.

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Schiller.

Die Lehre Jesu Christi ist damals nicht mehr so lauter gewesen, wie in den Tagen der Apostel und Jünger, weil die Menschen mit der Zeit über die einfache göttliche Wahrheit des Evangeliums gar viel gegrübelt, sie spitzfindig gedeutet und auch mancherlei weltliche Satzungen hinzugethan haben. Denn, wie die alte Ordnung zu Grunde ging und keine neue dafür aufkam, wie Macht und Besitz und Ehren auf der glatten Kugel des Glückes hin und wieder rollten, wie im Drängen und Treiben der Völker keine Tugend mehr galt, da meinten gar viele fromme Seelen voll Grausen vor dem allgemeinen Zwiespalt auf Erden: »es müsse auch in der unsichtbaren Welt ein ungeheurer Kampf sein, der die Menschen mit fortreiße;« und, gleichwie der Himmel ein Reich des Lichtes, der Wahrheit und der Seligkeit sei, so müss' es auch ein Reich der Finsterniß geben, von dem aller Trug ausginge, und der Fürst der Hölle streite mit dem Herrn Christus um die Herrschaft der Welt: keine weltliche Macht schütze vor den Nachstellungen der Hölle; nur die heilige Kirche Jesu Christi allein vermöge dies, und, wer ihren Lehren und Befehlen widerstrebe, der sei dem Widersacher verfallen und auf ewig verdammt.« Also trat die geistliche Gewalt der bloß irdischen gegenüber, und die freiwillige Entbehrung der eitlen Sinnenlust. Denn gar Viele, denen es vor der Unbeständigkeit alles Irdischen ekelte, warfen die vergänglichen Freuden dieser Welt von sich und flüchteten in Klosterzellen oder Einoden, tödteten durch Fasten, Kasteiungen, Armuth, Keuschheit und Demuth die Begierden des Fleisches, wandten sich mit innigster Ergebung einzig dem Himmel zu und hofften, durch eifriges Gebet für die Sünden der Weltkinder Gottes Erbarmen zu erlangen. Dadurch haben nicht bloß die Mönche den Ruf der Heiligkeit erlangt, sondern auch die Geistlichkeit überhaupt hat sich als eine auserwählte Schaar reiner und geweihter Wesen, welche Gottes geheimnißvolle Gaben den Menschen auszuspenden hätten, als geschlossener Stand, immer schärfer aus der großen Gemeinschaft der Laien abgesondert und mit der Zeit völlig eine eigene Verfassung für sich erhalten, gleichwie ein mächtiger Staat. Dies vollbrachten die Päpste zu Rom, welche ihr Ansehen über alle andern Bischöfe des Abendlandes erhoben hatten, weil sie sich die unmittelbaren Nachfolger des Apostels Petrus nannten, dem Christus

die Gewalt zu binden und zu lösen gegeben, und von dem er gesagt hatte: »Auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen.« Also kam's, daß die römische Kirche als Mutter der ganzen Christenheit verehrt wurde. Und, wie eine Mutter nicht bloß am Glück ihrer eigenen Kinder sich erfreut, sondern gar gern auch Waisen zu sich winkt, so streckte sie nach allen Völkern hin ihre Arme aus. Aber im Morgenland wehrten sich die Priester eifersüchtig dagegen, sie als ihr Oberhaupt anzuerkennen, und in Afrika und Spanien wehten die Kriegsfahnen der Araber zu Trutz und Schrecken der ganzen Christenheit. D'rum sah die römische Kirche mit um so größerer Hoffnung auf Frankreich und England, wo ihr Ansehen unbedingt galt, und auf Deutschland.

In Deutschland aber war noch gar viel Heidenthum, wiewohl das Volk in den alten Städten am Rhein schon lange an Christum glaubte, und eifrige Mönche das Evangelium auch nach Schwaben und Baiern, sowie in die Thäler der Schweiz und Tyrol's gebracht hatten. Die Hessen und Thüringer hielten noch fest am Glauben ihrer Väter und horchten noch immer in frommer Treue auf's Rauschen ihrer heiligen Eichen; — die Sachsen haßten und verabscheuten sogar das Christenthum, denn ihre Edlen und Freien besorgten, daß die alte Freiheit und Verfassung untergehen würden, sobald der neue Glaube und dessen Priester in's Land herein kamen, und sie sprachen unter einander: »Laßt uns den Männern nicht trauen, die uns den Gott der Franken bringen wollen, er macht uns zu ihren Knechten.« Und so standen alle Stände bei den Sachsen, die Edlen, die Freien und die Freigelassenen, hartnäckig wider den Christenglauben. Ebenso die Friesen.

Wie nun die Christen in England, welche von Ursprung ja auch Sachsen waren, dies erfuhren, empfanden sie tiefes Mitleid, daß ihre Stammbrüder und so viele andere Deutsche, die noch in der Nacht des Heidenthums wandelten, von Gott für Zeit und Ewigkeit verworfen sein sollten. Da fuhren viele fromme Männer aus England über's Meer und kamen nach Deutschland, um die Lehre Jesu zu verkündigen; und weil die Sachsen und Friesen nichts davon hören wollten, sondern die Bekehrer verhöhnten, mißhandelten und vertrieben, so wanderten diese in andere deutsche Landschaften, wo auch noch Heidenthum war, und trugen die Fackel des Evangeliums von Gau zu Gau. Kein Wald war ihnen zu wild und kein Herz zu trotzig: sie machten das verödete Land urbar und die rauhen Sitten mild, und statt der uralten Freiheit, die nur durch blutige Fehden erhalten worden war, verkündigten sie eine neue christliche Freiheit, welche den Herrn wie den Knecht vor dem Stuhl der göttlichen Gnade gleich stellte. Auch erzählten sie von der jungfräulichen Mutter des Heilands, die jetzt in ewiger Holdseligkeit als Königin der Himmel throne und allen Kreaturen bei ihrem Sohne eine barmherzige Fürsprecherin sei: das gefiel den Deutschen gar wohl, die von Alters her die Frauen wie gottverwandte Wesen

gar hoch in Ehren gehalten hatten. Auch viele seltne Kunden erzählten sie von dem Heldenmuth der Heiligen Gottes, wie diese den Foltern und dem Tode getrotzt hatten, und von den Wundern, welche dieselben bei Lebzeiten und nach dem Tode gewirkt. Zugleich berichteten sie auch von dem heiligen Vater zu Rom, der die Macht habe, alle Sünden hinwegzunehmen, und der die Schlüssel des Himmelreichs in der Hand halte. In dies Himmelreich — so lehrten jene frommen Männer weiter — gingen nach dem Tode alle Christen ein, die bis in den Tod dem rechten Glauben, wie ihn der heilige Vater bewahrte, getreu geblieben, und dies Reich sei weit schöner und herrlicher als Walhalla. Da besannen sich die heidnischen Deutschen, wie schon in ihren uralten deutschen Liedern geweissagt worden sei, daß Walhalla mit allen Göttern einst untergehn und Allvater einen neuen Himmel aufthu'n werde; und sie wurden gläubig und ließen sich taufen.

Der eifrigste von allen jenen frommen Männern, welche das Christenthum in Deutschland ausbreiteten, ist der Mönch Winfried gewesen. Er war zu Kirton in England um's Jahr 680 geboren, und wurde später Bonifacius, d. i. Wohlthater genannt; noch bis zum heutigen Tag heißt er der »Apostel Deutschlands.« Dieser hat besonders in Hessen und Thüringen gepredigt, gar Viele getauft und allenthalben unermüdlich die heidnischen Formen und Bräuche ausgetilgt. So ist er einstmals auch gen Geismar in Niederhessen gekommen, wo eine mächtige, weitschattende Eiche stand, die seit uralten Zeiten dem Donnergotte Thor heilig gewesen; zu diesem Baum wallfahrteten nicht bloß die Heiden, sondern auch die neubekehrten Christen noch immer gar gerne; denn er war ihnen lieb als Vermächtniß ihrer Väter und sie brachten darunter ihren Göttern Opfer und erforschten die Zukunft. Wie nun die Heiden in großer Menge dort versammelt waren, trat Bonifacius unerschrocken mitten unter sie und schlug im Namen Jesu Christi die Axt in die Eiche. Da erwarteten Alle, daß der Donnerer Thor seinen heiligen Baum beschützen und die Frevler zerschmettern werde. Aber Bonifacius und seine frommen Genossen blieben unversehrt und die Eiche stürzte, in vier gleiche Theile zerspalten, zu Boden. Jetzt ergriff alle Heiden ehrfurchtig Grausen vor der Macht des Christengottes, und ihr alter Glaube zerfiel gleich der Eiche. Aus dem Holze derselben aber erbaute Bonifacius ein Kirchlein zu Ehren des Apostelfürsten Petrus. Noch gar viele Kirchen und Kloster hat er in Hessen und Thüringen gestiftet und auch vier Bisthümer eingesetzt; alles mit Bewilligung des Papstes; diesem hatte er einst zu Rom am Grab des heiligen Petrus Treue geschworen und hielt sie sein ganzes Leben lang. D'rum begnügte er sich nicht bloß damit, daß er das Heidenthum ausrottete, sondern er untersuchte als Erzbischof von ganz Deutschland (dazu hatte ihn der Papst gemacht,) in jenen Gegenden, wo das Christenthum schon länger heimisch geworden war, wie z. B. in Baiern, die Glau-

benssatze der Priester, ob diese mit den Lehren der römischen Kirche völlig übereinstimmten; wo er nun fand, daß die Priester davon abwichen, hielt er strenges Gericht über sie und entsetzte sie, als Ketzer, ihrer Würden. So brachte er es mit der Zeit dahin, daß unsre Väter, so wie das Heidenthum bei ihnen ausgetilgt ward, zu gleicher Zeit auch von der römischen Kirche völlig abhängig wurden.

Während die deutschen Völkerschaften durch solche Unterwürfigkeit allmälig zur Einheit im Glauben kamen, ließen die Franken nicht ab, die alte Selbstständigkeit derselben anzugreifen und auszurotten. Nur auf diese gewaltsame Weise konnten die Deutschen damals auch zu einer Einigung ihrer Kräfte gebracht werden, und nur die unumschränkte Herrschaft eines einzigen kühnen und klugen Mannes konnte die Einigung für die Dauer erhalten. Die

Freiheit der einzelnen Völkerschaften mußte leider zu Grunde gehen, damit die Bruderkriege aufhörten, durch welche sich sonst alle aufrieben, damit aus dem Untergang sich ein edleres neues Leben entfalten konnte. Ein starkes deutsches Reich mußte zuerst entstehen, damit ein einiges deutsches Volk drin reif werden konnte für eine andere Freiheit, als die einfache der Väter in ihren wilden Thalschluchten und finstern Wäldern gewesen war, damit es reif werden konnte für die Erkenntniß und den Genuß jener erhabenen Freiheit, die, so fest wie der Himmel auf der Erde, auf dem Bewußtsein ruht: daß alle Menschen eines gleichen Ursprungs, nämlich des göttlichen, und also auch gleich in ihren ewigen Rechten sind.

Als die Macht der fränkischen Könige aus Chlodwigs Stamm durch Mord, Treulosigkeit und Wollüste gebrochen war, als die Sitten des fränkischen Volkes durch das Beispiel seiner Könige vergiftet waren und als die Bischöfe und die Edeln die allgemeine Verwirrung eigennützig vermehrten, — wo wäre da bei den Franken auch nur eine Scholle Erde zu finden gewesen, auf welcher für sie die Himmelspflanze Freiheit hätte gedeihen können?

Das ungerecht vergossene Blut, in welchem der Stamm der Merowinger verfaulte, düngte indessen einen jungen daneben, den Stamm der Pipine. Diese besaßen die Würde der „Hausmeierschaft," welche im Anfang nur eine höfische gewesen, aber mit der Zeit zu einer immer größern Macht im Reiche geworden war; denn, weil die Hausmeier zunächst um die Person der Könige standen, so hatte der Adel sein Augenmerk auf jene gerichtet, damit sie dessen Vorrechte wahren und dessen Ansprüche gegen die Könige selbst verfechten sollten; d'rum erwählte auch der Adel die Hausmeier aus seiner Mitte; er ahnte nicht, daß er sich in denselben seine künftigen Herren heranzog.

Der Erste aus jenem Geschlecht, welcher als Hausmeier mächtig wurde, war Pipin, zubenannt von Landen, ein tapfrer und kluger Mann aus Ostfranken, zur Zeit, als Dagobert, der Sohn Chlotars II., König war. Dieser Pipin hatte von seiner Tochter einen Enkel, welcher auch Pipin hieß, und von Heristall, (das war sein Schloß), den Zunamen führte: der hatte den stolzen Geist seines Großvaters geerbt und erhielt auch dessen Würde, die Hausmeierschaft von Ostfranken.

Damals hatten die Westfranken noch ihre eigenen Hausmeier, welche durch ihr übermüthiges Regiment Krieg und Verwirrung über das Land brachten und so verhaßt wurden, daß die Großen den Pipin von Heristall aus Ostfranken um Hilfe wider ihre Machthaber anriefen. Und als er nun herbeigekommen war, geschah im Jahr 687 an den Wassern der Somme bei'm Dorfe Testri eine große Schlacht zwischen Ostfranken und Westfranken; Pipin gewann den Sieg und durch denselben auch alle Macht in Westfranken.

Nach ihm erhob sein Sohn Karl mit noch größerer Zuversicht das Haupt.

Seine Stiefmutter hatte ihn zu Köln in Haft gehalten, damit die Hausmeierschaft ihrem Enkel verbliebe. Nun wollten es die Westfranken damals nicht länger dulden, von den Ostfranken abhängig zu sein und griffen diese an, und auch die Friesen halfen lustig dazu. Da hörte der junge Karl in seinem Kerker zu Köln von der Bedrängniß seiner Landsleute und entfloh aus der Haft. Wie ihn die Ostfranken erblickten, schaarten sie sich freudig um den Sohn Pipins, und er trug ihnen die Fahne voran gegen ihre Feinde. Obwohl er nicht alsogleich den Sieg errang, verlor er den Muth doch nicht und schlug die Westfranken bald so völlig, daß ihr König in's Land Aquitanien floh, welches zwischen dem Loirestrom und den Bergen der Pyrenäen liegt, dort verband er sich mit dem Herzog, welcher über Aquitanien herrschte, wider den jungen Helden. Doch Karl überwand beide glorreich unfern von Soissons (im Jahr 719), und die Westfranken und Burgunder erkannten ihn nun als Hausmeier. Mit Weisheit benutzte er sein Glück; wohl ließ er sich »Fürsten seiner Ostfranken und Herzog« nennen, doch hütete er sich, die blutige Krone der Merowinger auf seinen Scheitel zu setzen, und gönnte vielmehr den ohnmächtigen Königen die eitle Würde und den leeren Namen; denn er durchschaute die Eifersucht der Großen und wollte diese nicht noch mehr reizen, sondern sie lieber für sich gewinnen, weil er das Volk gegen die Bedrückungen der Großen schirmte und immer fester an sich band. Denn dies hatte den schwachen König, welcher nur noch den Titel der Herrschaft besaß und auf einem öden Meierhof stumpfsinnig von einem Tag zum andern lebte, fast schon völlig vergessen, und wenn es ihn je wieder einmal sah, so konnt' es ihn nur auslachen. Das wußte Karl gar wohl, d'rum zeigte er den Franken ihren König zuweilen, damit sie ihn immer tiefer verachten lernen sollten. Das Volk aber sah den König nur bei der Heerschau, wo, anstatt der alten Volksversammlungen, alle Stände der Franken zusammenkamen, und wo die geistlichen und weltlichen Großen allein, statt des ganzen Volkes, ihre Zustimmung zu den Beschlüssen des Hausmeiers gaben. Dahin kam nun der König auf einem von Ochsen gezogenen Wagen gefahren, ein Knecht ging nach Bauernsitte nebenher und trieb das Gespann. Und wenn der König sich dann auf den Thron setzte, sah er, umwallt von seinen langen Haaren (dem alten Zeichen der Königswürde), blöd' gleich wie ein scheues Kind, rings um sich und sprach einige Worte, die man ihm mühsam eingelernt hatte. Neben einem solchen König nun, der gebeugt und furchtsam saß, als könnt' er sich nicht auf den Füßen erhalten, sah das Volk den Hausmeier, aufrecht, das Kriegsschwert in der Faust, Feuer im Blick, das Siegel der Kraft auf dem Antlitz; das freute das kriegslustige Volk, und ebenso wenig wie um seinen faulen König, kümmerte es sich, in seiner Treu' zum Hausmeier Karl, darum, daß die alte Verfassung unvermerkt völlig umgewandelt worden war. Zumal war die Freiheit der Gerichte geschwunden, seit die Gaugrafen, welche dabei den Vor-

ſitz führten, und die Rechtsbürgen (»Rathinburgen« hießen ſie), welche das Recht wieſen, königliche Beamte waren; daneben gab's auch »Sagibaronen«, das iſt Geſetzerklärer; freilich beſtand noch das uralt-deutſche Wehrgeld, aber nach mannigfacher Abſchätzung der verſchiedenen Stände, die ſich immer ſchroffer gegenüber traten. Der Freien wurden immer weniger: denn Viele aus ihnen, die arm waren, boten ihr Hab' und Gut der Kirche oder den Mächtigen und empfingen's als Leben zurück. Durch dieſe Ausbildung des Lehnweſens konnte Karl das Kriegsweſen leichter überblicken und die Zügel ſeiner Macht ſchärfer anziehen. Auch mußte er's wohl, denn er hatte vollauf zu kämpfen. Da waren die Sachſen und Frieſen, die wehrten ſich gegen die Taufe aus fränkiſchen Händen: da waren die Schwaben und Baiern, die wollten nicht länger zum Reich der Franken gehören. Aber Karl ward nicht müde, die Sachſen und Frieſen zu ſchrecken, und ließ die Baiern und Schwaben nicht höher aufkommen, als bis zur Spitze ſeines Schlachtſchwertes, wenn er's ſchwang. So ward ſein Ruhm aller Orten groß.

Zur ſelben Zeit verdroß es den mächtigen Herzog in Aquitanien, welcher bisher die Grenzen der Chriſtenheit gegen die Araber gehütet hatte, daß er in Abhängigkeit von den Franken leben ſollte, und d'rum verbündet er ſich endlich gegen dieſe mit den Arabern. Doch die unnatürliche Freundſchaft hielt nicht lang feſt. Eh' ſich's der Herzog verſah, kamen die Söhne der Wüſte als ungeladene Gäſte in ſein Land, zertrümmerten ſein Heer, drangen weiter und weiter hinter den Flüchtigen her, zerſtörten die Kirchen und machten es offenkundig, daß ſie das ganze Abendland mit dem Schwert in der Fauſt dem Islam unterwerfen wollten. Da wehklagte das flüchtige Volk auf den Heerſtraßen, da zitterten die friedlichen Bürger in den Städten. Aber Karl vertraute auf ſeinen Gott und auf die Kraft der Deutſchen, und ſo rief er (das war im Jahre 732) ſeine Landsleute, die Oſtfranken, welche noch die deutſche Sprache ihrer Urväter redeten, (die Weſtfranken vergaßen ſie ſchon), und gewohnt waren, den Kampf ſo ruhig an ſich hinaustoben zu laſſen, wie ihre heimiſchen Berge den ſchwellenden Rhein. Die kamen nun, wie ſie hörten: »Für den heiligen Glauben gilt's!« in großen Haufen luſtig heran; auch die Thüringer, die Schwaben, die Baiern bot Karl zum Heerbann auf, und nahm die Weſtfranken dazu und machte aus allen ein einziges Kriegsheer, das ihm gehorchte, wie die Glieder eines Leibes dem Gedanken im Kopfe. Das führte er gegen die Feinde der Chriſtenheit in's Feld, und zog bis in die Landſchaft, die zwiſchen den Städten Tours und Poitiers liegt; dort fand er die Feinde und zeigte ſie ſeinen Schaaren. »Sind ſie mit all' ihrem Stolz nicht von Fleiſch und Blut, wie ihr auch?« ſprach er; »ſeht ſie euch an, ob ihr ſie mit Gottes Hilfe nicht in ihr Blut niederwerfen könnt!« Da ſtanden ſich Chriſten und Araber ſieben Tage lang gegenüber und maßen ſich mit Blicken; am achten endlich (es war an einem Sams-

tag im Oktober) hielten die Araber die Ruh' nicht länger aus und begannen mit Ungestüm die Schlacht. Gleichwie bei'm Brand einer Stadt die Flammen schnell wie Raubvögel hin und wiederschießen, bald hier verschwinden, bald dort wieder emporschlagen, so kämpften die Araber; die Deutschen aber standen mauerfest, und, wenn sie vorrückten, so zerschmetterten sie alles, was ihnen in den Weg kam: Karl selber, der beste Held von allen, ließ sein Schwert wie einen Hammer bis spät in die Nacht auf die heißen Schädel der Araber niedersausen und schmiedete drauf im Schweiß seines Angesichts den Sieg. Davon hieß ihn das Volk Martell, d. h. den »Hammer.« Am andern Morgen wollte er den Kampf fortsetzen, und wartete von Stunde zu Stunde, wann die braunen Kriegsgesellen aus ihren Gezelten hervorbrechen würden; endlich kamen Kundschafter und sagten: »das Lager ist leer, XXXXXX von den Arabern sind erschlagen, die andern in der Nacht entflohen.« Da pries Karl der Hammer den Herrn der Heerschaaren für die Rettung der Christenheit und diese hielt ihn als ihren ersten Ritter hoch in Ehren. Denn wie er den Arabern die Lust genommen, ihren Glauben im Abendland auszubreiten, so ließ er nicht ab, die Sachsen und Friesen mit dem Schwert zu dem seinigen zu bekehren. So waltete er mit starker Faust, und, indem er die Macht des Frankenreichs befestigte, sicherte er zugleich die seines Geschlechts. Seine Landsleute, die Ostfranken, ehrten ihn schon ganz als ihren Fürsten; die Westfranken beherrschte er noch durch das Schattenspiel ihrer Könige. Als er aber fühlte, daß seine Kraft abnehme und daß seine Sterbestunde herannahe, rief er die Großen zusammen, und vertheilte mit ihrer Zustimmung, als wär' er König, das Reich unter seine drei Söhne. Dem ältesten, Karlmann, gab er Ostfranken, Schwaben und Thüringen, dem jüngeren, Pipin, Westfranken, Burgund und die Provence, seinem jüngsten Sohne Grifo einiges Land, das zwischen beiden in der Mitte lag.

Wie nun der theure Held zu seinen Vätern heimgegangen (das war im 9ten Jahre nach seinem glorreichen Sieg über die Araber, im Jahre 741), theilten seine beiden ältesten Söhne das Reich abermals und schlossen den jüngsten aus. Darüber erhob dessen Mutter Krieg, doch mit Unglück für sich und ihn; auch die Herzoge von Aquitanien und von Baiern konnten den zwei tapfren Brüdern nicht Widerpart halten; eben so fruchtlos kämpften die Sachsen und Schwaben gegen sie. Bald darauf ging Karlmann zu seinem Bruder Pipin und sprach zu ihm: »Mich ekelt's der eitlen Freuden dieser Welt; nimm Du, mein Bruder, mir die Last der Regierung von den Schultern, ich will nach Rom wallfahren und in einer Klosterzelle meine Sünden büßen.« Wie gesagt, so gethan; und also war Pipin jetzt Alleinherrscher. Der hieß von seiner Leibesgestalt »der Kurze«, war aber so stark, daß er einst einem Löwen mit einem Schwertieb den Kopf abschlug. Noch stärker war er durch Klugheit, im Krieg wie im Frieden. Dadurch bracht' er's dahin, die Aussaat seiner Väter zu ernten:

denn nicht bloß die Macht, auch das Hab und Gut der Merowinger war schon sein eigen, es fehlte ihm nichts mehr als ihre Krone. Aber bevor er auch diese gewann, erweckte ihm sein Stiefbruder Grifo gar viele Feinde und Kriege. Der zog von einem Volk zum andern umher und trieb sie alle, die Sachsen und Friesen, die Baiern und Schwaben, zum Kampf gegen Pipin und die Franken. Was wollte Grifo gegen die Uebermacht ausrichten? —, Nur Unglück brachte er, wohin er kam; dennoch verschmähte er stolz die Gnade seines Bruders, und verlangte einzig sein gutes Recht. Dafür kämpfend fand er endlich in einer Alpenschlucht den Tod.

Um diese Zeit war der Papst Zacharias in großer Noth durch die Longobarden und konnte sich ihrer Uebermacht kaum erwehren. Denn sie wollten's nicht dulden, daß die römische Kirche eine andere Gewalt erlange als lediglich die geistliche, und ihr König Aistulf, welcher die Römer haßte, demüthigte den Papst auf's allertiefste. Aber je größer die Gefahr, um so weniger wollte dieser das Ziel aufgeben, welchem all' seine Vorfahren mit erstaunlicher Ausdauer nachgetrachtet hatten, nämlich: alle Völker durch den Glauben zu einigen und über alle zu herrschen. In der härtesten Bedrängniß richtete nun der Papst das Auge auf Pipin und die Franken, daß sie ihn erretten möchten; Pipin aber erkannte: »Jetzt ist der günstige Augenblick für mich selbst gekommen«; und rasch benützte er ihn. So schickte er denn zu dem Papst, als zu dem höchsten Richter der Gewissen, und ließ ihn fragen: »Sprich, o Vater der Christenheit, und ertheile uns Rath: ist es vor Gott und den Menschen recht, daß ein Mann die Königswürde habe, welcher nie als König gehandelt hat, oder gebührt sie dem, der sein Volk durch Rath und That groß gemacht?« Der Papst verstand den Sinn dieser Frage gar wohl, d'rum besann er sich nicht lange auf die Antwort und ließ dem Pipin wieder sagen: »Nur der soll die Krone tragen, welcher sie verdient.« Als Pipin dies gehört, berief er einen Reichstag in der Stadt Soissons; da kamen die geistlichen und weltlichen Großen des Reiches und das Volk zusammen und erfuhren die Antwort des Stellvertreters Jesu Christi. »Das ist des Himmels Stimme!« riefen sie alle, und hoben Pipin empor, trugen ihn dreimal feierlich herum und setzten ihn dann auf den Thron der Merowinger. Pipin aber kniete in der Medarduskirche vor'm Altare nieder, und Bonifacius, als Gesandter des Papstes, salbte ihn im Namen Gottes zum Könige der Franken. D'rauf wanderte der letzte Merowinger aus seinem öden Meierhof in ein Kloster; dort schnitten ihm die Mönche sein langes Haar ab und hielten ihn bis an sein Ende als Gefangenen. So stürzte im Jahr des Heils 752 die Herrschaft zusammen, welche Chlodwig vor 266 Jahren für seine Enkel auf Blut gegründet hatte, und ein neues Königthum erstand, das nicht mehr wie uranfänglich bloß auf freier Volkswahl, oder, wie später, auf dem vom Volk geduldeten Erbrecht, sondern vorzugsweise auf Gottes Gnade

gestellt und dadurch verpflichtet war, die Kirche als höchste geistliche Macht anzuerkennen; diese aber heiligte es hinwieder in den Gewissen des Volks als höchste weltliche Macht.

Ein Jahr war vergangen nach Pipin's Erhöhung, da kam, wie er eben zu Thionville von einem Sieg über die Sachsen ausruhte, ein Bote zu ihm, und meldete ihm einen hohen Gast. Dieser war Stephanus, dieses Namens der Zweite, welcher nach dem Tode des Zacharias zum Papst erwählt worden war. In äußerster Noth vor den Longobarden hatte er sich auf den Weg gemacht und war im Winter aus Italien nach Frankreich gekommen, um das Herz Pipin's zu bewegen. Karl, dessen Sohn, geleitete ihn nach Pontion; dort trat der geistliche Fürst der katholischen Christenheit, ein kranker Greis, im härnen Gewand, Asche auf dem Scheitel, vor den König, warf sich vor ihm zur Erde und flehte ihn an, daß er, als ein getreuer Sohn, seine heilige Mutter, die Kirche, welche ihn erhöht und gesalbt, in ihren Nöthen nicht verlasse und sie von tiefer Schmach errette. Pipin gelobte es, und alle Franken schwuren voll Freude; dann führten der König, die Großen und das Volk den Papst mit großer Pracht gen Paris. Zu St. Denys brachte Stephanus II. den Winter zu, setzte dort dem König nochmals die Krone auf's Haupt, und machte ihn zum Patricius von Rom und zum Schirmvogt der Kirche. Pipin hielt treulich seinen Eid. Zuerst mahnte er den Longobardenkönig in Güte, der Kirche zu geben, was der Kirche sei; als aber derselbe nicht d'rauf achtete, kam Pipin als Schirmvogt mit seinen Franken durch die Pässe der Alpen in's Longobardenland, drang rasch und unaufhaltsam voran und schloß den Feind der Kirche in der festen Stadt Pavia ein. Da redete der weise Papst nochmals zum Frieden: Aistulf nahm ihn an und beschwur mit allen Herzogen seines Volkes, daß er die Oberherrschaft der Franken und den neuen römischen Staat anerkennen wolle, dessen unsichtbarer Regent der heilige Petrus sei, gleichwie der Papst unter'm Schutz der Franken fortan der sichtbare. Dies geschah im Jahr 754, in welchem Bonifacius bei den heidnischen Friesen den Märtyrertod fand.

Kaum war jedoch Pipin aus Italien heimgekehrt, so brach Aistulf den Eid und zog in Grimm aus, den neu erstandenen römischen Staat zu zertrümmern. Bald stand er vor Rom und belagerte den Papst in dieser seiner Hauptstadt. Da schickte Stephanus abermals zu Pipin und dieser kam wieder und bezwang die Longobarden: Aistulf mußte nun das »Exarchat«, (das ist: alles Gebiet an den Küsten des adriatischen Meeres, welches einst der Statthalter des morgenländischen Kaisers besessen,) mit gar vielen herrlichen Städten abtreten; dies übergab Pipin dem heiligen Petrus als ewiges Eigenthum, und es wurde der Grund und Anfang des Kirchenstaates; so war das geistliche Oberhaupt der Christenheit nun auch ein weltlicher Fürst. Bald darauf (756) starb Aistulf; im nächsten Jahr wurde Desiderius König der Longobarden. Der Papst

aber dachte nun eifrig daran, die Macht dieser seiner Nachbarn immer mehr zu schwächen. D'rum brachte er's dahin, daß der Herzog von Spoleto für sich selbst mit den Franken ein Bündniß schloß. Darüber ergrimmte Desiderius, weigerte sich, die Städte Bologna, Imola, Osimo und Ancona zu räumen, und begann Krieg gegen die longobardischen Herzoge, welche dem Papst anhingen; Pipin vermittelte jedoch mit großer Klugheit den Frieden.

Während er sich in solcher Weise mit der Kirche vertrug, war er zugleich bedacht, in seinem eigenen großen Reiche die unumschränkte Herrschaft immer mehr zu befestigen. Deshalb strebte er mit Eifer, daß die Herzoge der deutschen Völker, welche zu den Franken hielten, nicht mehr selbstständig bleiben, sondern seine Lehnsleute werden sollten. Mit seinem Neffen, dem jungen Herzog Thassilo in Baiern, machte er den Anfang: er führte ihn in die Versammlung der fränkischen Großen, als wäre Thassilo nur ihresgleichen, und übergab ihm die Regierung Baierns wie ein Gnadengeschenk: dafür zwang er ihn jedoch, ihm und seinem Geschlecht auf die Reliquien furchtbare Eide der Treue zu schwören. Den Herzog in Aquitanien wollte Pipin gänzlich unterwerfen, um dies Land in eine Provinz des Frankenreichs zu verwandeln. Unter einem nichtigen Vorwand begann er den Krieg und zwang auch den Thassilo kraft jener Eide zum Heerbann. Diesem Der schien's eines deutschen Fürsten unwürdig, einem Gewalthaber zur Unterdrückung beizustehen; d'rum verließ er den Heerzug und lud dadurch schwere Verantwortlichkeit auf sein Haupt. Gleichwohl wurde Aquitanien nach 9 Jahren (768) völlig unterworfen, der Herzog flüchtig, und bald darauf ermordet.

Pipin aber freute sich am Abend seines Lebens, daß er das Werk seiner Väter gekrönt und das Ziel, welches er sich selber vorgesetzt, erreicht hatte. In solchem Wohlbehagen versammelte er die Großen des Reiches um sein Krankenbette, zeigte ihnen seine zwei Söhne Karl und Karlmann und sprach: »Seht diese Beiden, die ich zeugte und denen ich meinen Geist, meine Kraft und meine Liebe vererbte; befindet ihr sie würdig, das Reich zu verwalten, so erwäget, ob ihr sie nach meinem Tode zu Königen haben wollet.« Und Alle sagten: »Wir wollen's, o Herr!« Durch jene Frage hatte Pipin offenkund gegeben, daß er das urdeutsche Recht des Volkes: sich seine Könige frei zu wählen, anerkannte, und daß dies Recht durch die lange Gewohnheit einer eigenwilligen Vererbung nun und nimmer entkräftet werden konnte. Und er theilte also mit Bewilligung der Großen (die damals gleichsam das ganze Volk vertraten) das Frankenreich unter seine beiden Söhne und gab dem Karl das Ostland und dem Karlmann das Westland. Dann starb er, im Jahre 768 nach Christi Geburt.

Zweites Buch.

1.

....Wie die Wolken zieh'n
Tief unter'm Band der Sonne, also ziehen
Auf unter'm Kaiser alle Ordensnebel,
Und ewig strahlt der Glanz der Majestät.

Immermann.

Drei Jahre lang blieb die Herrschaft des Frankenreichs zwischen den Söhnen Pipins getheilt, und es war Zwietracht unter ihnen auf Anstiften und zur Herzenslust der Großen, welche dabei zu gewinnen hofften. Als nun Karlmann im Jahr 771 gestorben war, gedachte seine Wittwe dieses Zwistes und floh, weil sie von ihrem Schwager Karl Gewalt gegen ihre Kinder fürchtete, mit diesen und von wenigen Treuen begleitet zu Desiderius, dem König der Longobarden. Da riefen die geistlichen und weltlichen Großen in Karlmanns Reich dessen Bruder Karl als ihren König aus. So kam das ganze große Frankenreich wieder unter einen einzigen Herrn.

In Karl war der Geist seiner Väter, daß er das Werk, welches sie klug und tapfer begonnen hatten, vollendete, und die Macht der Kirche war mit ihm, welche dem Zweck seines ganzen Lebens das Siegel der göttlichen Weihe aufdrückte. Sein Zweck aber war die Einigung aller Völker des Abendlandes zu einem christlichen Reich. Diesen Zweck verfolgte er mit eisernem Willen, und zermalmend fährt er über jeden, der ihm in den Weg trat; diesem Zweck schlachtete er das Theuerste der Völker, die Freiheit, als Opfer. Für's deutsche Volk aber ward er der Schöpfer einer neuen Zeit, und er machte es zum Mittelpunkt, von welchem die übrigen Völker, gleichwie von der Sonne, Licht, Wärme und Leben empfangen sollten.

Das erste Werk, welches ihm gelang, war die Vereinigung des longobardischen Reiches mit dem fränkischen; dadurch legte er den ersten Grund zu seiner späteren Herrlichkeit. Der Anlaß dazu war folgender: Desiderius, der König der Longobarden, hegte großen Groll gegen Karl: denn dieser hatte die Tochter des Desiderius, mit der er vermählt gewesen war, auf dringende Mahnungen des Papstes verstoßen und ihrem Vater zurückgeschickt. Als nun die

Wittwe Karlmanns zu Deſiderius geflohen war, lag dieſer aus Rachſucht dem Papſt Hadrianus an, Karlmanns Söhne zu Königen der Franken zu ſalben; und weil Hadrianus aus Freundſchaft für Karl ſich deſſen weigerte, bedrängte Deſiderius das Gebiet der Kirche. Da ſandte Hadrianus zu König Karl und forderte ihn auf, dieſe geiſtliche Mutter, welche um ſeinetwillen leide, zu ſchirmen und zu rächen. Nicht lange ließ ſich Karl dazu bitten; ihn trieb nicht bloß die Pflicht der Schirmvogtei; — er wußte auch, daß ſeine Feinde bei Deſiderius gut aufgenommen und im Groll beſtärkt wurden; das wollt' er dieſem vergelten, und als Preis der Rache erfaß ſich der junge Held die Krone der Longobarden. Alſo brach er im Jahre 773 mit zwei Heeren in ihr Land und ſtand, als wär' er aus der Erde gewachſen, plötzlich vor ihnen. Da kam nach dem erſten Angriff unſäglicher Schrecken über ſie, und ſie flohen, ſo ſchnell ſie konnten; Deſiderius warf ſich in ſeine feſte Stadt Pavia, ſein Sohn Adelgis vertheidigte ſich (mit Karlmanns Wittwe und Kindern) in Verona. Nun baute Karl rings um die ſteinernen Mauern Pavia's — eiſerne aus ſeinem Kriegsvolk, daß Deſiderius in ſeiner Hauptſtadt wie in einem Kerker ſaß: dann trug Karl ſein Schwert weiter durch's Longobardenland, und es wurde unter den Ferſen ſeines Heeres kein eigen. Alle Städte öffneten ihm ihre Thore, und aus Verona führte er ſeines Bruders Hausfrau und Kinder heraus und wies ſie nach Frankenland, wo ſie in Vergeſſenheit ſtarben; Adelgis aber war ihm entronnen. So zog Karl, als ob ein Engel vor ihm herflöge und ihm den Weg bahnte, unaufhaltſam in Welſchland weiter und kam (im Jahr 774) zum erſtenmal nach Rom. Dort feierte er das Oſterfeſt, beſtätigte der Kirche den Schenkungsbrief, welchen ihr ſein Vater Pipin gegeben hatte, und legte einen neuen über großes Gebiet feierlich auf St. Peters Reliquie. Dann kehrte er vor die Mauern Pavia's zurück, ſein Werk zu vollenden. Durch Hungersnoth und Seuche bedrängt, widerſtand ihm die Stadt nicht länger mehr, und Deſiderius ergab ſich ſeiner Gewalt: Karl ſandte ihn nach Frankreich, wo er in einer Kloſterzelle ſtarb. So war jetzt, nach des Königs Sturz, das ganze Reich bis auf das Herzogthum Benevent in Karls Gewalt und Karl vereinigte es mit dem ſeinigen und nannte ſich von jetzt an »König der Franken und Longobarden.« Später (776) hat Adelgis mit Hilfe des Herzogs von Friaul die Selbſtſtändigkeit des Landes wieder zu erringen verſucht, aber nur dies ausgerichtet, daß Karl die alte Verfaſſung der Longobarden in Trümmer ſchlug und dem Lande die fränkiſche gab. Da iſt es in Grafſchaften zertheilt, da iſt der Zwang des Heerbanns, da ſind die Reichsverſammlungen und Schöffengerichte eingeführt worden, wie bei den Franken; ihr heimiſches Recht aber hat Karl den Longobarden gelaſſen und ein großer Theil Oberitaliens hat von ihnen den Namen Lombardei bis auf den heutigen Tag behalten. Um die Herrſchaft Unteritaliens haben die mächtigen Herzoge von Benevent ſich noch

lange gegen Karl gewehrt und doch endlich seine Oberlehnsherrlichkeit anerkennen müssen.

Inzwischen hatte Karl jenen Hauptzweck seines Lebens nicht aus dem Auge verloren, wozu gehörte: die Sachsen im Glauben, wie in der Verfassung mit den übrigen Deutschen zu einigen, auf daß alle Deutsche fortan nur Glieder eines Leibes wären. Aber das edle Volk der Sachsen vertheidigte seinen alten Glauben unerschüttert um der heiligen alten Freiheit willen, und hat für alle Zeiten ein Beispiel gegeben, was ein Volk kann, wenn es nur will. Es theilte sich, in vier großen Stämmen, von der Elbe bis gen den Niederrhein aus und von den Mündungen der Ems und Weser bis zu den Grenzen der Hessen und Thüringer; zwischen dem Rhein und der Weser saßen die Westphalen, von hohem Strom bis an den Harz und den Diemelfluß die Engern, an der Saale und Elbe hinauf bis zur Trave die Ostphalen, und in Holstein die Nordalbingier. Diese alle lebten noch nach der uralten deutschen Verfassung, in drei Ständen (nämlich: Edle, Freie und Freigelassene) und erkannten nur im Krieg das Ansehen von Herzogen an. Aber die Edlen wollten gar gerne ein Uebergewicht über die blos Freien erringen, und die Tapfersten unter jenen versammelten große Gesellschaften um sich und brachen oft auf Abenteuer in das Land der verhaßten Franken ein. Dafür mußte das ganze Volk mithüßen. Schon im Jahr vor dem Kriege gegen die Longobarden (772) war Karl gegen die Sachsen im Feld gezogen, und zwar so unvermuthet, daß sie dem Ueberfall nicht widerstehen konnten. Da mußte ihre starke Feste Eresburg an der Diemel (in der Gegend, wo heutzutage Stadtberg liegt) das Thor öffnen und Karl legte zum Trotz wider sie fränkisch Kriegsvolk hinein; ihr Heiligthum, die Irmensäule, wurde zerstört. Bis an die Weser kam der siegreiche Karl, dort friedete er mit ihnen, daß sie ihm Geißeln gaben. Aber wie er aus ihrem Lande wieder fortgezogen war, ergrimmten sie vor Scham, daß er so leichten Kaufs sollte gewonnen haben, und wählten sich tapfre Heerführer zum Kampf um die Freiheit. Die Obersten von diesen waren Albion bei den Ostphalen und Wittekind bei den Westphalen. Dann brachen sie ins Land der Hessen ein und drangen bis gen Fritzlar nicht weit von Kassel. Wie aber Karl aus Italien wiederkehrte, sandte er vier Heerhaufen aus, welche die Sachsen zurückdrängten; dann zog er selber (im J. 775) gegen sie ins Feld, von Worms aus über Siegburg und Eresburg bis gen Brunsberg (nicht weit von Höxter) an der Weser; von dort aus verfolgte er sie bis an den Ockerfluß. Da gaben viele von den Ostphalen, und als er durchs Bückeburgische zurückzog, gaben auch viele von den Engern den Geißeln, und zwei Anführer: Hessi und Brunn ließen sich taufen; auch die Westphalen waren indessen in einer Schlacht bei Lübbecke an der Werre unterlegen. Aber schon im nächsten Jahre, während Karl abermals in Italien war, um den Herzog von Friaul zu bekämpfen, rief Wittekind das

Volk wieder auf, die theure Freiheit zu rächen. Da eroberten die Sachsen ihre Eresburg wieder und bedrängten den Königs Feste Siegburg mit Macht. Kaum vernahm's Karl, so zog er, schnell wie immer, heran; sie aber wichen klug zurück. Karl jedoch hielt sich an die, welche er friedlich auf ihren Höfen fand, und ließ diesen die Wahl, ob sie die Wassertaufe oder die Blutttaufe von ihm haben wollten. So bedrängt nahmen ihrer Viele das Christenthum an und gaben Geisseln. Hierauf stellte Karl die Eresburg wieder her, erbaute Karlstadt am Ursprung der Lippe, zu Paderborn eine Kirche, und sich selbst ebendort eine königliche Pfalz: dadurch wollte er den Sachsen zeigen, daß er ohne Bang schon als Herr im Lande wohne. Nach Paderborn berief er auch im nächsten Jahre (777) den Reichstag und lud die Sachsen darauf: sie sollten in Frieden kommen und denselben beschwören. Da kamen viele Edle mit ihren Gefolgschaften, verbürgten den Frieden mit Hab und Gut, Freiheit und Leben, und nahmen die Taufe. Nur Wittekind kam nicht. Der konnt' es in der Luft der Knechtschaft nicht aushalten, drum war er zu seinem Schwager, dem Dänenkönig, geflohen, das treue Herz voller Beschlüsse, wie er seine Landsleute wieder den fremden Machthern zur Eintracht bringe. Denn wenn sie nicht alle treu zusammenhielten, fürchtete er, daß sie endlich doch der Uebergewalt erliegen würden.

Auf jenen Reichstag zu Paderborn war auch ein Fürst der Araber gekommen, der zu Saragossa in Spanien herrschte: der hatte viel von Karls Macht und Heldenthum gehört und flehte um seinen Beistand gegen den Fürsten zu Cordova. Karl erkannte darin einen Fingerzeig Gottes, daß er, wie sein großer Ahnherr Karl »der Hammer« gethan, gegen die Ungläubigen aufziehen und den heiligen Glauben in Spanien ausbreiten solle, weil dies eines christlichen Königs erste Pflicht sei. Also zog er aus Sachsen fort, bot alle Deutschen, die zu seinem Reich gehörten, wie auch die Longobarden zum Heerbann auf, und führte denselben (im J. 778) gen Spanien in den heiligen Krieg. In zwei große Arme theilte er den Strom seines Heeres: der eine schlang sich im Osten zwischen den Abhängen der Berge und dem mittelländischen Meere um's Land hinein; der andere wälzte sich von Westen her über die Höhen der Pyrenäen hin und brauste durch deren einsame Thalschluchten. Und es eroberte Karl die Städte Pampeluna, Huesca und Saragossa und alsbald huldigte ihm alles Land bis an den Ebrofluß; hierauf verwandelte er die Landschaft Catalonien in eine Grenzmark des christlichen Frankenreichs gegen die Ungläubigen. Kaum hatte er, wie im Flug gesiegt, so kehrte er wie im Flug gen Deutschland heim; aber die Nachhut seines Heeres gerieth in der engen Schlucht bei Roncevalles in einen Hinterhalt der wilden, freiheitstrotzigen Basken, und diese erschlugen viele berühmte Helden Karls, mit dem besten von allen, dem Markgrafen Roland, von dessen wunderbaren Waffen und Thaten allerlei viele Lieder gesungen wurden.

Während nun König Karl in Spanien focht, war durch ganz Sachsenland auf einmal die Kunde geflogen: »der Wittekind ist wieder da!« Und der Wittekind flog wie ein Adler hinterdrein von Hof zu Hof und rief: »Rach' und Freiheit, Landsleute! Wer geht mit in's Frankenland?« Da sprangen sie von ihren Herden auf, schüttelten den Eid, welchen sie dem fremden Herrn geschworen, wie ein Joch von sich ab, und folgten dem Wittekind, wie die Wolken dem Sturm. Alle Burgen Karls und alle Kirchen bis Deutz am Rhein warfen sie nieder; dann zogen sie den Strom hinauf bis Coblenz, und erschlugen, der Rache vollauf zu thun, so viele Franken, als sie konnten, besonders die Priester. Wie Karl es erfuhr, schickte er eilig seine Schaaren gegen sie, aber die Freiheitsrächer waren derweil schon wieder an der Lahn hinauf heimgekehrt; nur wenige Haufen wurden von den Franken an der Eder erreicht und zermalmt. Wie nun Karl sah, daß er immerfort gleichsam mit unsichtbaren Feinden zu kämpfen hatte, welche sein Siegeswerk, so oft er den Rücken wandte, wieder einrissen, so bestand er erst recht hartnäckig auf der völligen Ausführung seines Plans. D'rum kam er im andern Jahr (779) selbst und trotzte den Sachsen Frieden und Geißeln ab. Im nächsten Jahr bezwang er dann den Bardengau, der zwischen der Weser und der Elbe lag, setzte Priester in's Land, baute Gotteshäuser und Klöster, und gebot den Sachsen, daß sie der Kirche den Zehnten geben sollten, wie er's auch in seinen andern Ländern eingeführt hatte. Wohl ergrimmten die freien Sachsen darüber, aber, da des Königs Hand schwer auf ihnen lag, mußten sie ihren Grimm verbergen. Da wähnte Karl in freudigem Stolz: nun hätte er sie endlich doch unterjocht, und fuhr sorglos gen Rom. Dort taufte ihm der Papst Hadrianus seinen Sohn, welcher den Namen Pipin und die Herrschaft über das Königreich Italien erhielt; seinen andren Sohn Ludwig setzte er als König über Aquitanien; sein ältester Sohn Karl aber zog allenthalben mit dem Vater und focht dessen Schlachten mit.

Die Sachsen schliefen indessen nicht. Wie einst Hermann und die Cherusker die stolzen Römer getäuscht hatten, so machte jetzt Wittekind mit seinen Sachsen den König sicher, daß dieser dem Volke dessen eigene Edlen zu Grafen über die Gaue gab, und es (782) sogar zum Heerbann wider das slavische Volk der Sorben aufbot, welches zwischen der Elbe und der Saale saß und in Thüringen eingebrochen war. Die Sachsen kamen auch in Wehr und Waffen; aber plötzlich kehrten sie sich gegen die Franken um, denen sie helfen sollten, und schlugen sie an der Weser auf dem Süntelberg. Da schwur der König, es den Sachsen zu gedenken, und kam mit ungeheurer Heeresmacht. Nicht mehr wie Feinde, sondern wie Sklaven, die sich empört hatten, behandelte er sie in seinem Zorn; er legte ihr Land wüst, und ließ an einem Tag 4500 gefangene Sachsen zu Verden, wo die Aller in die Weser rinnt, enthaupten. Das ist ein ewiger Schandflecken auf seinem Angedenken; seht: zu solchen Unthaten kann

auch einen großen Mann der Besitz unbeschränkter Macht und das Bewußtsein verführen, daß er Niemanden auf Erden Rechenschaft zu geben brauche! Aber die Seele des Sachsenvolkes hatte er nicht tödten können: darin, gleichwie in einem Tabernakel, war die heilige Freiheit geborgen, — und auch der Wittekind lebte noch. Ehe ein Jahr vergangen war, stand ganz Sachsenland in lichterlohem Kampf, wie nie zuvor, und der Wittekind, wie der Geist der Rache, an der Spitze des Landsturms. Auch die Friesen, die es immer mit den Sachsen gehalten hatten, erhoben sich jetzt wieder; doch erlagen sie bald. Bei Detmold geschah nun (im J. 783) eine furchtbare Schlacht zwischen Karl und den Sachsen, doch ohne andern Erfolg, als daß Karl nach Paderborn zurückkehrte, um neue Schaaren aus Frankenland herbei zu ziehen. Mit diesen verstärkt, wandte er sich jetzt zum zweitenmal gegen die Sachsen, traf sie bei m Schlachtverderberg an der Hase und besiegte ihr Heldenthum durch seine Kriegskunst und Uebermacht. Dennoch unterwarf sich das Volk ihm noch nicht, sondern focht zwei Jahre lang muthig um die Freiheit fort, während Karl unablässig das Land mit Feuer und Schwert verwüstete. Endlich erkannte er, daß er mit seiner ganzen Königsmacht gegen die unversiegbare Kraft, welche ein Volk von der Freiheit empfängt, nichts Besseres vermöge, als: wie ein Henker zu würgen, und nun stand er von dem Vorsatz ab, den milde Lehre Jesu Christi durch Menschenopfer einzuführen. Darum behandelte er jetzt die, so sich ihm unterworfen hatten, sanfter und gnädiger, schrieb einen Tag zu Paderborn aus, und gab den Sachsen ein Gesetz, welches in vielen Stücken klug erdacht und heilsam war, aber den Zweck dadurch verfehlte, daß die Strafen, durch deren Androhung Karl die Einführung des Christenthums und die Ehrfurcht dafür sichern wollte, zu streng waren: besonders erbitterte die Sachsen das Gebot, daß sie der christlichen Kirche (zum Unterhalt der Priester) den Zehnten geben sollten: diesen hielt Karl für eine heilige Pflicht, aber die Sachsen sahen nichts weiter darin als einen Tribut, den sie ihren Ueberwindern entrichten müßten. Gleichwohl waren sie jetzt für einen offenen Kampf allzuerschöpft: darum ließen sie das Harte über sich ergehen, um wenigstens ungestört ihre Kräfte wieder sammeln zu können. Von Paderborn aus schickte Karl auch zu dem Wittekind in den Bardengau und lud ihn zu einem Friedensgespräch zu sich; dafür versprach er ihm freies Geleit und gab ihm Geiseln zu dessen Bürgschaft. Und so kam der edle Held (im J. 785) zu Karl nach Attigny und freute sich, den Mann von Angesicht zu sehen, gegen welchen er so lang gekämpft hatte: Karl aber empfing ihn mit hohen Ehren und sprach zu ihm von der Lehre des Heils so weise und eindringlich, daß Wittekinds Herz von der göttlichen Kraft derselben überwältigt ward. Da nahm er die Taufe an und Karl ward sein Pathe; gar viele Edle, auch Albion, thaten desgleichen, und viele Freie, die zu allen Zeiten auf den Wittekind, als ihr Vorbild, geschaut, ahmten auch jetzt sein Beispiel nach und wurden Christen. — Wären

und aber hat von da an nicht mehr gegen die Franken gefochten, weil er sah, daß das Schicksal seines Volkes erfüllet sei. Nachmals ist von seiner Bekehrung die Sage aufgekommen, daß er in der stillen Woche als Bettler verkleidet in Karls Lager gegangen sei und am Ostertage, da der Priester während der Messe die Hostie erhob, in derselben ein lebendiges Kindlein von himmlischer Schönheit erblickt habe; und nach der Messe sei er erkannt und vor den König geführt worden, dem er das Wunder erzählt. Darauf habe er sich taufen lassen und auch die andern Herzoge der Sachsen bewegt, daß sie den Krieg aufgaben. — Anders hat Rathod, der Fürst der Friesen, gethan: der ließ sich, auch als sein Volk unterlag, doch nicht taufen und ging lieber in die Verbannung. Seit dieser Zeit hat das Christenthum im Sachsenland tiefer Wurzel zu fassen ange-

fangen, und es sind Kirchen, Bisthümer und Klöster gegründet worden, damit der Trotz der freien Herzen durch die Lehren der Priester leise und unmerklich zum Gehorsam niedergebeugt würde. Aber das Volk vergaß dabei seine Freiheit noch nicht, ob auch die Edlen Volk und Freiheit aufgegeben hatten, um in ungestörten Besitz ihrer Güter bleiben zu können.

Bald darauf unterwarf Karl auch die Baiern, die den Franken schon lange zinsbar gewesen waren und sich nun hatten unabhängig machen wollen. Auch eine Verschwörung im Innern des Reiches erstickte er schnell. Dann fuhr er abermals nach Rom zu seinem Freunde, dem Papst Hadrianus, und zwang (787) den Arichis, Herzog von Benevent, einen Eidam des Desiderius, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen. Damals bangte auch dem andern Eidam des Desiderius, dem Baierherzog Thassilo, vor dem Zorn Karls, weil er sich als freier Fürst unabhängig vom Frankenreiche behaupten und dem König nicht als Oberlehnherrn gehorchen, noch den Heerbann leisten wollte: darum schickte er jetzt Gesandte an den Papst, um durch diesen des Königs Versöhnung zu gewinnen. Aber der König wollte sie ihm nur dann gewähren, wenn Thassilo auf den Reichstag nach Worms käme, und dort die Eide der Treue erneuere, welche er schon in jungen Jahren dem König Pipin hatte schwören müssen. Ueber dies Gebot erwachte jedoch Thassilo's fürstlicher Stolz wieder und er kam nicht gen Worms. Solche Verhöhnung der Königsmacht wollte Karl — schon um das schlimme Beispiel zu ersticken — mit allem Nachdruck rächen, und zog mit drei Heeren in's Baierland. Wie nun Thassilo sich rings umstellt und nirgends mehr einen Ausweg sah, übergab er, seinen Schmerz und Grimm verbergend, dem König sein bis dahin unabhängiges Herzogthum und empfing es von diesem als ein Lehen zurück. Hierauf ging der König nach Ingelheim am Rhein in seine Pfalz, und Thassilo voll Scham zu seiner stolzen Hausfrau heim; diese schalt ihn verächtlich wegen der großen Schwäche, die er bewiesen, da raffte er sich wieder auf, verbündete sich heimlich mit den Sachsen und Schwaben, und rief seine Nachbarn, die heidnischen Avaren, zu Hilfe. Aber des Königs Aug' und Ohr war überall. Wie Thassilo schon zum Kampf rüstete, lud ihn Karl (im Jahr 788) plötzlich auf's Marfeld nach Ingelheim. Hoffend, den Mächtigen durch erheuchelte Ehrfurcht abermals zu täuschen, kommt er. Da läßt ihn der König greifen und stellt ihn waffenlos vor die Großen des Reichs: vergeblich sucht' er sich zu vertheidigen; seine Baiern selber zeugen wider ihn. Nun bekennt er, vom Schicksal zermalmt, seine Schuld, und die Richter sprechen ihm das Todesurtheil. Der König aber will Gnade walten lassen für Recht und stellt ihm selber die Wahl der Strafe frei. Da bitten der gebeugte Fürst, daß er in ein Kloster gethan würde, um seine Schmach in Vergessenheit begraben zu können. Also geschah's. Aber auch seine Hausfrau und seine Kinder mußten sein Geschick theilen. So konnte Karl jetzt endlich das in's Werk setzen, wormach er schon lange

getrachtet hatte; er vereinigte nämlich Baiern völlig mit dem Frankenreiche; kein Herzog sollte mehr in dem Lande herrschen, sondern ein Graf als Beamter des Königs es verwalten.

Im nächsten Jahre breitete Karl den Ruhm seiner Waffen auch über der Elbe bei den heidnischen Wetzen aus und zwang sie zu Eid und Geisteln. Dann tastete er eine Weile und sann über die Ausdehnung des Reichs und die Verbreitung des Christenthums in jenen Ländern, welche von Baierland gegen Aufgang lagen. Dort schweiften die Erbfeinde der Deutschen und der Schrecken aller Christen, die wilden Avaren, von ihren Ringburgen aus, in welchen seit den Hunnenzeiten gar große Schätze zu Hauf lagen, weit umher; schnell wie der Blitz, waren sie bald hier, bald dort; heut überwunden und verschwunden, standen sie morgen wieder sengend und brennend mitten im Christenland. Dies wollte Karl nicht länger dulden, und so bot er zum erstenmal alle Deutschen, auch die Sachsen und Friesen, zum gemeinsamen Heerbann auf und führte sie (im J. 791) von Regensburg, wo sie sich versammelt hatten, zu Ehren Christi und deutschen Heldenthums gegen die Avaren an den Ufern der Donau hinab. In drei Massen theilte er das Heer; die Ostfranken, Thüringer und Sachsen ließ er am linken Ufer des Stroms hinziehen, die Westfranken, Schwaben und Baiern führte er das rechte entlang, die Friesen aber fuhren zu Schiff zwischen beiden in der Mitte. Am Ennsflusse, welcher die Grenze zwischen den Baiern und Avaren machte, hielt das Heer Rast. Da kam gute Botschaft, daß Pipin, des Königs Sohn, der von Italien her gegen die Avaren ausgezogen war, sie furchtbar geschlagen habe. Karl betrachtete dies als ein glückliches Vorzeichen, daß Gott mit seinen Streitern sei. Nun betete das Heer drei Tage lang; dann überschritt es die Grenzen des Avarenlandes. Voll Schrecken floh das wilde Volk. Die Deutschen stürmten hinter ihnen her, zerstörten die Ringburgen und fanden d'rin die ungeheuern Schätze. Bis an den Raabfluß in Ungarn kamen sie und machten alles Land bis dorthin zu einem Theil des Frankenreichs; darnach zogen sie heim mit kostbarer Beute und mit vielen Gefangenen. Die Avaren aber, so schnell Karl sie auch besiegt hatte, gaben sich noch nicht für verloren und warteten, in ihre Steppen zurückgezogen, bis der König wieder ferne war.

Damals kam schweres Herzeleid über Karl durch seinen unehelichen Sohn Pipin, welcher sich mit mehren Großen verschworen hatte, den Vater und die Brüder zu ermorden. Aber das böse Vorhaben wurde entdeckt; im Kloster Prüm büßte es der ungerathene Sohn. Ueber dem Kummer vergaß jedoch Karl seine Pläne und das Wohl seiner Völker so wenig wie in den Kriegen; er faßte in jenen Tagen einen Plan, der ein rechtes Zeugniß giebt, wie tief er die Einigung Deutschlands im Herzen trug. Die Donau wollte er mit dem Rhein durch einen Kanal zwischen der Altmühl und der Rednitz verbinden und

so dem Lande vom Morgenland bis zur Nordsee eine neue Straße anweisen, den Deutschen zu Nutzen und Frommen. Mit Eifer begann er dies Werk und mit Beharrlichkeit setzte er es fort; aber die Ungunst der Witterung unterbrach den Fortgang und neue Kriege verhinderten die Vollendung.

Denn die Sachsen waren wieder aufgestanden, ingrimmig, daß sie, wie pflichtige Knechte, in seinen Ländern des Königs Schlachten schlagen sollten, und hatten die christlichen Priester ermordet oder verjagt. Auch bedrängten die Araber das Gebiet der Franken in Spanien. Wie nun der König sein Heer aus Baiern zurückzog, um die Franke in der Ferne zu bändigen, brachen auch die Avaren aus ihren öden Steppen wieder hervor und begannen ihr altes Wesen. In solcher Bedrängniß entfaltete Karl die ganze Kraft seines Charakters. Gen Spanien sandte er tapfre Grafen, welche die Furcht vor seiner Macht wiederherstellten, und später focht sein Sohn Ludwig dort siegreich gegen die Ungläubigen. Gegen die Sachsen zog er selbst (794) über den Main, (sein Sohn Karl über Köln,) und stellte die Ruhe her. Um ihnen fortan näher zu sein, und sich, so bald sie sich regten, mit ganzer Macht auf sie werfen und sie erdrücken zu können, schlug er seinen Hofhalt zu Aachen auf, welches er der warmen Quellen wegen liebte, und machte es zum Mittelpunkt seines großen Reiches. Einen wunderherrlichen Dom zu Ehren der heiligen Maria und einen prachtvollen Pallast ließ er von welschen Meistern dort bauen und richtete seinen Hof mit großem Prunk ein. Dorthin kamen zu ihm Gesandte Leo's III., welcher nach Hadrians Tode (im J. 795) den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, und brachten ihm die Schlüssel zu St. Peters Grab mit dem Banner der Stadt Rom. Auch Tudun, ein mächtiger Häuptling der Avaren, kam nach Aachen, ward ein Christ und huldigte dem größten König der Christenheit.

Bald darauf vollendete Karl die völlige Zerstörung der avarischen Herrschaft; dies vollbrachten sein Sohn Pipin (796), der tapfere Graf Gerold, welcher Baiern verwaltete, und Erich, der Herzog von Friaul. Und als die Mehrzahl des wilden Volkes durch's Schwert aufgerieben, der Rest über die Wasser der Theiß zurückgescheucht war, nannte Karl das ganze Land, wo es gehaust hatte, die avarische Mark und es wurde die Ostmark des Reiches; er versetzte vieles Volk aus Baiern, Sachsen und Franken dahin und übergab dem Bischof von Salzburg die geistliche Obhut und einem Grafen die weltliche. Und die neue Ostmark gedieh und wurde späterhin »Oesterreich« genannt, und ist zu allen Zeiten das feste Bollwerk der Deutschen gegen den Andrang asiatischer Barbaren gewesen.

Inzwischen waren die Sachsen nicht müßig geblieben und hatten durch ihre Angriffe den König auf's Neue gereizt, ihre gänzliche Unterdrückung zu versuchen. So kriegte er wieder 5 Jahre lang mit ihnen, schlug sie öfters, verwüstete ihr Land und verpflanzte ihrer gar Viele nach Franken, (ausgerissen aus

der heimischen Erde würde ihre Freiheit bald verwelken, also hoffte er,) viele Franken versetzte er dafür nach Sachsen. Auch gab er ihnen im J. 797 ein neues mildres Gesetz auf den Grund ihrer einheimischen alten. Darin gebot er ihnen abermals jenem Heerbann zu folgen, die Kirchen zu ehren, und Wittwen und Waisen nicht zu kränken. Aber sie rasteten immer noch nicht. Nun, erschöpft, ohne gewaltige Heerführer, Niemand zu Bundesgenossen, als ihre Wälder und Ströme, trauten sie für die Freiheit dem weisen, kriegserfahrenen König, dessen Macht von Jahr zu Jahr also wuchs, daß die Fürsten der entlegensten Länder ihm Botschafter und Geschenke sandten, um ihm ihre Hochachtung zu bezeigen und seine Freundschaft zu erhalten.

In solcher Herrlichkeit saß Karl im Jahre 799 zu Paderborn, und empfing Siegesnachrichten aus seinen Ländern. Da kam zu ihm der Papst Leo III., als Flüchtling vor vielen Römern, welche ihn großer Vergehen angeklagt und grausam mißhandelt hatten: von Karl, als dem Schirmherrn der Kirche, verlangte er jetzt Schutz und Gerechtigkeit. Karl gelobte sie ihm: »er selbst wolle nach Rom kommen, um zu untersuchen und Gericht zu halten.« Damals sprach er noch außerdem manches Wort im Vertrauen mit dem Papst und bereitete im Stillen ein Werk vor, dessen Glanz bald darauf alle Völker des Abendlandes blendete. Als nun der Papst mit großem Gefolge von Bischofen und Grafen gen Rom wiedergekommen und fast wie ein Heiliger empfangen worden war, folgte ihm der König gar bald, und setzte sich in der Peterskirche auf den Richterstuhl, des Papstes Sache zu untersuchen. Da sprachen alle Geistlichen, welche dazu versammelt waren: »Das Haupt der Kirche dürfen die Glieder nicht richten.« Leo aber bestieg den Stuhl Petri und beschwor auf's Evangelium seine Unschuld.

Bald darauf war der König abermals in der Peterskirche zu schauen. Er feierte Weihnachten und kniete im Betstuhl, versunken in Andacht und in Gedanken an die Herrlichkeit des nächsten Augenblicks. Und wie er sich wieder erhob, — siehe, da schritt vom Altare der Papst, die Kaiserkrone in den Händen tragend, auf ihn zu, salbte ihn und setzte ihm die Krone auf's Haupt. Jubelnd rief alles Volk: »Karolus Augustus! von Gott gekrönter, frommer, großer, friedebringender Kaiser von Rom! Langes Leben sei ihm und Sieg!« Und der Papst fiel vor dem neuen Kaiser nieder und verehrte ihn als den höchsten Herrn der katholischen Christenheit. Das war im Jahre des Heils 800, und in Aachen, nachdem Odoaker das altrömische Kaiserreich zernichtet hatte. So entstand das neue deutsch-römische Kaiserthum. Mit ohnmächtigem Verdruß vernahmen davon die Kaiser in Konstantinopel, welche sich bis dahin noch immer als Erben des abendländischen Kaiserthums betrachtet hatten: ihrer leeren Titeln war jetzt für immer jeder Anspruch genommen, und sie hießen bei allen Völkern nunmehr die »griechischen« Kaiser.

Die deutsch-römische Kaiserwürde aber galt mehr als ein bloß von Menschen übertragenes Amt, sie galt als unmittelbar von Gott stammend, und das Haupt des Kaisers umgab der geheimnisvolle Glanz der Majestät, wovon die freien Deutschen bis dahin nichts gewußt hatten. Durch unbedingten Gehorsam sollten sie dieselbe kennen lernen. Der Kaiser glaubte, nur Gott allein, der ihn als allerhöchsten irdischen Herrn eingesetzt, Rechenschaft schuldig zu sein: d'rum geb' er jeden, der seinen Plänen und Beschlüssen widerstrebte, oder sich an seiner gleichsam geheiligten Person vergriff, der Frevels an Gott selbst: das hieß nun »Majestätsverbrechen« und wurde so hart bestraft, wie früher in den Tagen der Zweiten Verrath an Volk und Vaterland. Und kraft dieser göttlichen Verehrung dünkte sich der Kaiser auch als ursprünglichen Herrn

alles Grunds und Bodens, also daß jeder Besitz nur gleichsam als »Lehn« von seiner Gnade ausging und abhängig blieb. Damit sich aber Niemand solcher Abhängigkeit entziehen könne, beeidigte sich Karl von Allen, die über 20 Jahre alt waren, einen Huldigungseid schwören. So war nun das deutsche Volk, das doch durch freie Wahl den König erhoben, auf einmal gleichsam in Unterthanen verwandelt worden. Aber auch die Kirche mit ihrem Oberhaupt stand damals unter dem Kaiser, und der Papst war damals nicht mehr, als der erste Bischof im neuen heiligen römischen Reich; diese Unterwürfigkeit hatte Leo durch seinen Kniefall in der Peterskirche ausgedrückt und Karl im Bewußtsein seiner Kraft angenommen. So eifrig dieser, aus Frömmigkeit und Gewohnheit, die Geistlichen, als Bekenner und Lehrer, als Erzieher und Bildner des Volks, ehrte und an Ansehn und Gütern begünstigte, eben so streng wachte er doch darüber, daß sie der kaiserlichen Machtvollkommenheit nicht gefährlich wurden, daß sie sich von allzuspitzfindigen Grübeleien über die Geheimnisse Gottes fern hielten, und daß sie dem Volk durch Sittenreinheit ein gutes Beispiel geben sollten. Er selbst wählte die Bischöfe, berief deren Versammlungen, und wohnte denselben als Vorsitzer bei.

Daß nun dies neue Kaiserthum, bei so erhabenen Begriffen von seiner Bedeutung, nicht zur furchtbarsten Tyrannei ausartete, davor schützte damals blos Karls Charakter das deutsche Volk. Karl wollte aufrichtig dessen Bestes, obgleich er die Freiheit der Stämme unterdrückte, um sie zur Einigung zu bringen, in welcher er einzig und allein ihr Heil sah. Dennoch achtete er die Formen der alten Verfassungen: er sammelte die alten deutschen Volksrechte, hieß jene, welche bis zu seiner Zeit nur von Mund zu Mund fortgepflanzt waren, niederschreiben, und suchte sie zu verbessern. Wenn er neue Gesetze gab, so berief er die *Stände* zu einem *Reichstag* auf's *Maifeld* (wo die *Heerschau* gehalten wurde) und gebot auch den *Freien*, dahin zu kommen (dreimal im Jahr sollten sie in der Volksversammlung erscheinen); dann trug er die Gesetze vor, und erst durch die Zustimmung des *Volks* (d. i. der Freien) und der *Reichsstände* (d. i. der höheren Beamten, weltlichen wie geistlichen,) wurden sie *gültig*. Der Hauptzweck der Gesetze aber, welche er gab, war: die Kriegsmacht unerschütterlich zu machen, die öffentliche Sicherheit und die Sittenzucht herzustellen und zu erhalten, die Ehrfurcht vor der Religion und ihren Dienern allgemeiner auszubreiten, Handel und Gewerbe zur Blüthe zu bringen, und endlich die Verwaltung des Reichs.

Vorzüglich wichtig war es für Karl, zu allen Zeiten ein wohlgerüstetes Heer zur Hand zu haben; darum waren seine Gesetze über den »Heerbann« sehr streng. Jeder Freie, welcher vier Morgen Landes besaß, mußte sich nämlich auf seine Kosten mit Waffen, Kleidern und Lebensmitteln auf drei Monate zum Kriege des Königs rüsten und in's Feld ziehn, wenn dieser es gebot; die,

welche gar kein liegendes Gut besaßen, mußten je zu fünf zusammenstehen und gemeinschaftlich aus ihrer fahrenden Habe den fehlenden Mann lösen. Wer dawider handelte, wurde an seiner fahrenden Habe gebüßt, wer das Heer verließ, mit dem Tode bestraft. Weil nun Karl fast Jahr für Jahr in den entlegensten Ländern Kriege zu führen hatte (zu welchen er übrigens auch seine Lehnsleute und eine eigene Söldnerschaar heranzog), so wurde der strenge Heerbann den Freien eine unerträgliche Last, und Grund und Boden verödete bei der Entfernung der rüstigsten Männer. Die Grafen, welche den Heerbann auszuschreiben hatten, mißbrauchten ihre Gewalt gar häufig zu ihrem eigenen Vortheil und plagten durch ihre Willkühr die Freien oft so lang, bis diese verarmten und ihr Gut den Unterdrückern zu Lehn übergaben, weil sie dann von ihren neuen Herrn günstiger behandelt wurden, oder gar als Eigenthum, weil sie nach dem Verlust der Freiheit nicht mehr zum Kriegsdienst gezwungen werden konnten. Um nun die Freien gegen die Beamtenwillkühr zu schützen, ernannte Karl »Sendboten«, welche alljährlich durch einen gewissen Bezirk reisen, und in jedem Vierteljahr eine Volksversammlung halten, die Mißbräuche einsehen und abstellen und dem Reichstag über den Zustand des Landes getreu berichten sollten. Solcher Sendboten waren für jeden Bezirk zwei bestellt, ein geistlicher und ein weltlicher. Dadurch erhielt das Volk auch bei der Rechtspflege einen Rückhalt, weil jeder, der sich im Recht gekränkt glaubte, sich an die Sendboten wenden konnte. Das Gericht in den Gauen war also bestellt: der Graf oder sein Stellvertreter saß im Gau demselben vor, ihm zur Seite die Schöffen, nie weniger als 7) freie Männer, welche, statt der früheren Rachinburgen, unter der Aufsicht des Sendgrafen frei gewählt wurden; die wiesen das Recht und sprachen das Urtheil; der Graf vollzog es. Wo der König selbst zu Gericht saß, umgaben ihn die weltlichen und geistlichen Großen statt der Schöffen; an ihn oder seinen Stellvertreter, den »Pfalzgrafen«, ging die letzte Berufung in Rechtssachen. Dreimal im Jahr hielt der Graf ein »ungebotenes Ding«; außerdem gab es gebotene, zu welchen die Partheien vorgeladen wurden. Und weil der Graf gleichsam im Namen des Königs, als höchsten Richters, dawar, so richtete er unter »Königsbann«; kam der Beklagte auf die dritte Ladung nicht, so verfiel sein Gut dem »Königsbann.« Auch der »Blutbann« (die Todesstrafe) wurde damals eingeführt, und außerdem manche Leibesstrafen, zugleich aber auch das Recht des Königs, zu begnadigen; das Recht der Selbsthilfe wurde abgeschafft. Dagegen bestand noch das Wehrgeld; denn der Begriff von der Nothwendigkeit eines Schadenersatzes wurzelte gar tief im deutschen Rechtsgefühl. Als Beweismittel galten noch immer der Zweikampf, das Gottesurtheil und der Eid, der wurde (schon seit den Merowingern) noch durch »Eideshelfer« verstärkt, welche schwuren, daß sie an die Wahrhaftigkeit des Schwörenden glaubten. In den kleineren Bezirken der Gaue

richteten »Centenare« grade so wie die Grafen in allen Sachen, welche nicht das Leben, die Freiheit oder das Grundeigenthum angingen. Damals ist auch das kirchen- kanonische Recht in Deutschland allmählig aufgekommen, besonders in Beziehung auf Ehen und auf Testamente.

Mit bewundrungswürdiger Geistekraft und warmer Liebe strebte Karl, das deutsche Volk zu bilden. Die Grundlagen der Bildung betrachtete er nicht bloß die Religion, die bürgerliche Ordnung durch Gesetze und die Sittlichkeit, sondern auch den Wohlstand, und als Grundlagen dessen suchte er wieder die Landwirthschaft, den Handel und die Gewerbe herzustellen. In der Landwirthschaft ging er selbst (auf seinen Meierhöfen) mit dem besten Beispiel voran, und gab auch weise Gesetze, um sie wieder zur Blüthe zu bringen. Dem Handel zog er, nachdem der Ackerbau in Baiern unterdrücken war, eine Landstraße von Norden mitten durch Deutschland bis an die Donau hinab; die führte über Bardewik, Magdeburg, Erfurt und Forchheim bis Regensburg. Allenthalben baute er dem Kaufmann Brücken und hielt ihm Märkte und Wege sicher. Gute Münze schuf er und schuf gleiches Maß. Von Allem, was der Boden des deutschen Landes oder der Gewerbfleiß hervorbrachte, gab er die Ausfuhr frei; nur verbot er in schweren Zeiten die der Lebensmittel und zu allen Zeiten die der Waffen; auch die Einfuhr beförderte er nicht. Da kamen bald gar viele Kaufleute aus den Ländern der Slaven und Griechen mit ihren Waaren nach Deutschland, und immer lebhafter wurde der Verkehr. In den alten Städten, in des Königs Pfalzen und Meiereien, in den Höfen der Bischöfe wurde auch schon die Gewerbthätigkeit mehr heran; aber die Handwerker waren, wie auch die Bauern, noch Hörige, oder wenigstens von den großen Herrschaften abhängig.

Wie ein Vater für die Erziehung seiner Kinder, also sorgte Karl für die des Volks. Dazu verwandte er die Klöster, und sah streng darauf, daß sie in ihren Klöstern Schulen anlegten und daselbst mit Eifer verfahren. Viele geschickte Meister im Schreiben, Rechnen und Singen hat er aus Italien kommen, um das Volk zu unterweisen, dessen einzige Kunst bis jetzt der Krieg gewesen war. Durch seine eigene Leidenschaft gab er demselben ein schönes Vorbild. Nach so vielen Siegen, in so großer Macht und Herrlichkeit, war's ihm die höchste Freude, in alten Schriften zu lesen, wie auch gelehrte Männer um sich zu versammeln und im vertraulichen Gespräch ihres Rathes zu genießen. Am höchsten von allen diesen ehrte er den Alkuin, einen angelsächsischen Mönch von edlem Geist und sanftem Herzen, welchem er nebst den wichtigsten geistlichen Geschäften auch die Leitung des Schulwesens anvertraute. Neben Alkuin waren ihm auch Eginhart, sein Geheimschreiber, (welcher seine Lebensgeschichte aufgezeichnet hat,) und die gelehrten Männer: Petrus von Pisa und Paulus Diakonus, ein Longobarde, gar lieb und werth. Auch die schönen Künste, deren deutsche Pflege er in Italien kennen gelernt hatte, suchte er in

Deutschland heimisch zu machen, besonders die Baukunst. — Aber — Eins vor Allem ist's, wodurch er sein deutsches Herz recht kund gab, — die Liebe, mit welcher er die deutsche Sprache pflegte, dies theure Erbgut des Volks! Wie eine zarte Pflanze richtete er sie vom blutgedüngten Boden auf, und wartete ihrer als sorgsamer, treuer Gärtner, daß sie im Lauf der Zeiten zum starken vielästigen Baum heranwuchs und mächtig rauschte, wie die heiligen Eichen. Und wie sich unsre Väter einstens um diese, zu Gebet und Opfer, zu Gericht und Berathung gemeinsamen Wohls, versammelt hatten, so fanden sich die Deutschen, nachdem Karls ungeheures Reich wieder zerfallen war und grause Verwirrung herumtrab, aus allen Gegenden an dem edlen, kerngesunden Stamm der Sprache wieder als Brüder zusammen, als neugeborenes, selbstständiges Volk. Deutsch sollten die Priester lehren und predigen, gebot Karl: — die deutschen Heldenlieder ließ er sammeln, und, indem er die freien Laute der deutschen Sprache festbannte in die Schrift, wie die Seele in den Leib, griff er werkthätig in die Zukunft hinein und bereitete so vor, daß die deutsche Schrift dereinst die deutsche Freiheit vom Tod erwecken könne.

So schaute Karl als Kaiser für das Volk, dem er entstammt war, unerschütterlich wurzelnd im Vaterland, mit erhabenem Geist dessen Größe und Herrlichkeit wollend, durch die Kraft seines Willens alles mit sich fortreißend. So gelang es ihm auch, das Werk der Einigung Deutschlands, das er so blutig begonnen und dreißig Jahre lang fortgeführt hatte, unblutig zu enden. Als höchster Herr erkannte er da und bezeugte es aller Welt, daß nicht die Furcht eines Volks, sondern daß allein der Vertrag es sei, worauf ein Fürst sicher stehe. Und so lud er die Sachsen im Jahr 803 auf einen Tag zu Selz und schlug ihnen vor, sie sollten sich friedlich mit dem Frankenreiche vereinigen. Weder ihre Gesetze, noch die Freiheit der Rechtspflege wolle er antasten, noch sie mit Steuern und Zins beschweren, sondern in Allem den Franken, wie deren leidliche Brüder, gleichstellen: also versprach er ihnen, dafür sollten sie auch den Glauben und den König der Franken annehmen und seine Bischöfe und Grafen erkennen, welche sie lehren und schützen würden: nur ihre — Volksversammlungen sollten sie nicht mehr halten! Da mochten sich die Sachsen wohl besinnen, ob sie sich nach mehr als 30 Jahren des Kirchenkrieges auf solche Bedingungen einigen sollten. Aber die Adeligen unter ihnen wollten endlich wieder in den ruhigen Besitz ihrer großen Güter kommen, und erwogen, daß die bloß gemeinen Freien das Meiste zu verlieren hätten: so brachten sie es dahin, daß der Friede geschlossen ward. Da wurde das Sachsenland in Bisthümer und Grafschaften getheilt und auch der Zehnten an die Kirche geboten. Dennoch scheute der mächtige Kaiser noch immer den Freiheitsgeist der Sachsen und verpflanzte im nächsten Jahre eine große Menge des Volks (über [illegible], Männer, Weiber und Kinder,) vom heimathlichen Boden nach Flandern und in's Frankenland am Rhein.

Nun war es seine Absicht, auch die slavischen Völker zu unterwerfen, zu Ehristen zu machen, und ihre Länder, welche ja in alten Zeiten von Deutschen bewohnt worden waren, dem deutschen Reiche einzuverleiben. Schon lange hatte er mit den slavischen Wilzen gekämpft, welche die Deutschen hassten und keine Gemeinschaft mit ihnen haben wollten, ja, sie wohl gar gern zunichte gemacht hätten. Nun die Obotriten hielten zu Karl und waren dafür bei allen andern Slaven übel angesehen; Karl aber hatte ihnen, weil sie ihm gegen die Sachsen treu beigestanden, das Land über der Elbe gegeben, woraus er die Sachsen vertrieb, — das heißt heut zu Tage Mekleuburg. Die Wilzen hatte er schon im Jahre 789 zur Huldigung gebracht, und bändigte sie später (812) abermals. Die Czechen konnte er nicht überwältigen: die bargen sich vor ihm in den böhmischen Wäldern. In den Jahren 805 und 806 besiegte Karl, des Kaisers Sohn, die Sorben (zwischen der Saale und der Elbe) und zwang sie, seinem Vater zu huldigen und Geißeln zu geben; da wurden wider sie zwei Grenzburgen erbaut, aus welchen nachmals die Städte Halle und Magdeburg entstanden sind, und Karl schuf die sorbische Mark.

Sein Hauptaugenmerk mußte er jedoch auf den Norden richten, von woher dem deutschen Reiche durch verwegene Seefahrer aus deutschem Blut Gefahr drohte. Das waren die Danen (welche auch »Normannen« hießen). Die hatten es unmerkbar mit den Sachsen gehalten und trieben jetzt den Franken als Feinde. Konig Godfried, ein gewaltiger Held, führte sie zu Abenteuern und vermaß sich gar: er wolle nach Aachen kommen und dort mit dem Schwert den Kaiser aus seiner Pfalz herausjagen. Als aber Karl, des Kaisers Sohn, ihm (808) entgegen gegangen war und dessen Bundesgenossen geschlagen hatte, zog sich der Dänenkönig zurück in sein Land, und warf an dem nördlichen Ufer des Eiderflusses von der Nordsee bis zur Ostsee hin, einen Grenzwall auf, der hieß das Danewerk; Karl aber ließ ihm eine Trutzburg hinbauen. Nicht lange darnach sprangen jedoch die kecken Seefahrer plötzlich bei den Friesen wieder an's Land, schlugen sie und erzwangen sich Tribut. Da zog Karl gegen sie in's Feld und kam bis an die Weser: dort empfing er die Nachricht: der Dänenkönig sei todt: einer aus seinem Gefolge hatte ihn erschlagen. Von da an (811) hielten die kriegslustigen Männer des Nordens mit den Franken Frieden, doch nur so lange als Karl lebte.

Am Abend seiner Tage sah man den Kaiser endlich in Ruhe in seiner schönen Pfalz zu Aachen, konnte an seinem Werke vollenden, was noch der Vollendung ermangelte, und konnte der Fülle seiner Herrlichkeit genießen. Die höchste Warde in der Christenheit hatte er auch mit der höchsten Pracht umgeben und schonen Hof gehalten, wie jener der alten Kaiser gewesen war. Gar viele hohe Würdenträger waren da zu schauen, und zuvörderst der Erzkapellan, welcher des Königs Beichtvater war und alle geistlichen Geschäfte so wie das Archiv unter

sich hatte: dann der Kanzler, welcher die Urkunden ausfertigte, — der Oberhofmeister, welcher der Dienerschaft vorstand, und der Oberstkammerer mit den Kammerherrn, — der Marschall, welcher die Pflege der kaiserlichen Rosse, der Oberstjägermeister, welcher das Waidwerk, der Seneschall, welcher die Tafel und die Reisegeschäfte besorgte; der Pfalzgraf mit seinen Räthen pflegte das Hofgericht. Das war ein herrlicher Anblick, wenn alle diese Würdenträger in kostbaren Festkleidern den Kaiser umstanden. Aber er überstrahlte sie Alle; denn hoch von Gestalt war er, gewaltig von Gliedern, die Augen voll Glut, die Stirn voll Majestät: sein ehrwürdiges graues Haupt deckte die goldne Krone, von Gold und Edelsteinen flammte sein Kaisermantel, funkelte sein Schwert. Mit solchem Prunk umgab er sich aber nicht aus thörichter Eitelkeit, und nicht für gewöhnlich, sondern nur bei feierlichen Gelegenheiten, um dem Volke und den Gesandten fremder Könige, welche der Ruhm seiner Thaten sogar aus dem fernen Morgenlande herbeigelockt hatte, die Erhabenheit der Kaiserwürde deutlich auszudrücken. Für sich selbst hingegen liebte er nichts mehr als Einfachheit: gewöhnlich trug er Kleider nach vaterländischem Schnitt, von Linnen, das ihm seine Hausfrau oder seine Töchter selbst gesponnen, lange Beinkleider, mit seidenem Band umschnürt, — im Winter ein schlichtes Wams von Otterfell, darüber den Mantel, dazu immerdar das Schwert. Im Genuß der Speisen und Getränke war er mäßig: bei Nacht unterbrach er gar oft seinen Schlaf, um entweder seines irdischen Reichs zu gedenken, oder zu dem himmlischen emporzublicken. Bis in sein Alter liebte er jede Art von Leibesübung, Reiten, Jagen und besonders Schwimmen, worin es ihm Keiner zuvorthat. Erst in den vier letzten Jahren seines Lebens kam Siechthum öfters an seinen festgebauten Leib: das hatte er aber weniger vom Alter, als vom Gram. Denn einsam war er allmalig in aller Herrlichkeit geworden, die liebsten Freunde seines Herzens, zumal sein theurer Alkuin, waren ihm gestorben und seine zwei tapfern Söhne Pipin und Karl hatte er bald nacheinander (810 und 811) in's Grab gelegt.

Und der Gedanke an die Vergänglichkeit aller irdischen Hoheit erschütterte den frommen alten Kaiser gar sehr und oft erwog er mit schwerem Herzen, ob das mühsam vollendete Werk seines ganzen Lebens nach seinem Tode wohl Bestand haben würde? Da berief er im J. 813 die Großen des Reichs alle gen Aachen in seine Pfalz, zu ihnen seinen einzigen noch lebenden rechtmäßigen Sohn Ludwig aus Aquitanien her, stellte ihnen denselben vor und ermahnte sie, ihm fortan treu zu gehorchen. Am andern Tage führte er, im vollen Kaiserschmuck angethan, seinen Sohn in die Kirche, wo jene abermals versammelt waren, und legte ihm alle Pflichten eines Kaisers in rührenden Worten an's Herz: dann hieß er ihn die Kaiserkrone vom Altare nehmen und sich selbst auf's Haupt setzen. Darin sollte er und sollte die Welt erkennen, daß sie von keines sterblichen Menschen Hand verliehen werden könne, sondern daß der Kaiser sie

von Gott allein habe. Dann schied er in tiefer Wehmuth von seinem Sohn, welcher in sein Königreich Aquitanien zurückreiste. Bald darauf (zu Anfang des nächsten Jahres, 814) wurde er krank und fühlte die Nähe seines Endes. Und am achten Tage der Krankheit (dem 28. des Januars) gesegnete er sich wie einer, der sich zur Reise bereitet, mit dem Zeichen des Kreuzes, faltete die Hände und gab mit den Worten des Erlösers: »In Deine Hände befehle ich meinen Geist!« seine Seele dem Schöpfer zurück, im zwei und siebenzigsten Jahre seines Lebens. Da war große Bestürzung im ganzen Reiche, wie wenn die festen Säulen der Ordnung jetzt zusammenbrechen müßten; die Armen und Bedrückten wehklagten um ihn, daß sie in ihm ihren Vater verloren, und alle stillen Tugenden seines Wandels, seine Milde und Barmherzigkeit zumal, kamen nun an den Tag. Die Leiche wurde kostbar balsamirt, im vollen Kaiserschmuck angethan, auf einen gold'nen Stuhl aufrecht gesetzt und auf diesem hinabgesenkt in die Gruft der Liebfrauenkirche zu Aachen, welche er erbaut hatte. Dort saß nun Kaiser Karl, als wäre er noch lebendig, im golddurchwirkten Mantel, mit der Krone auf dem Haupte, goldne Schuhe an den Füßen, das Schwert und die Pilgertasche um die Lenden, Schild und Scepter zu seinen Seiten. Dann ward das Gewölbe mit Spezereien erfüllt und verschlossen. Sein Ruhm blieb auf Erden unvergessen, und mit Recht haben ihn alle Völker »den Großen« genannt.

2.

Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Das vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter.

Göthe.

Voll guten Willens ergriff Karls des Großen Sohn, Ludwig, die Herrschaft. Aber mit dem guten Willen allein ist eines Fürsten Pflicht und Amt noch nicht erfüllt. Verstand muß er dazu haben, immer das Rechte zu erkennen, und Kraft, es durchzuführen. Grade diese beiden Eigenschaften aber gingen dem Sohne Karls des Großen ab; und so ward Ludwigs Milde zur Schwäche, und diese Schwäche dem Volk wie ihm selbst zum Verderben.

Als er zu regieren anfing, erschrack er, wie ihm von allen Seiten das Nothgeschrei des Volks zu Ohren scholl. Da kamen viele Klagen, wie untreu die Beamten bis jetzt gewaltet hatten. So wenig also hatte sogar ein gewaltiger Herrscher das Volk vor der Willkühr der Großen schützen können; — wie viel weniger konnt' es ein Schwächling! Dennoch strengte Ludwig im Anfang all' seine Kräfte an; er schickte Männer, die er für rechtschaffen hielt, als Sendboten in alle Marken des Reichs, um den Unterdrückten zu ihrem Recht zu helfen, und denen, die durch List oder Gewalt ihre liegenden Güter und ihre Freiheit an den Adel oder an die Geistlichkeit verloren hatten, beide wiederzuschaffen;

auch gab er den Edelingen und Freien der Sachsen ihre Erbgüter wieder, welche ihnen sein Vater genommen hatte. Ueberdies sicherte er die Grenzen des Reichs gegen die slavischen Völker und gegen die Basken, und zwang den Herzog von Benevent, auf's Neue zu huldigen und Zins zu geben.

Ueber Italien herrschte damals Ludwigs Neffe Bernhard, der Sohn Pipins, unter Oberhoheit des Frankenreichs, und zu Rom, nach dem Ableben Leo's, der Papst Stephan IV. Dieser hieß, als er den Stuhl seiner Vorfahren bestieg, sein Volk dem Kaiser schwören, und kam im Jahr 816 selber zu ihm nach Deutschland, um ihm zu huldigen. Da gewahrte er mit großen Freuden Ludwigs Frömmigkeit und Demuth, und beredete ihn, daß er sich die Kaiserkrone, die er sich einst selbst vom Altare genommen, nun von der Hand des Papstes aufsetzen ließe. Dies geschah auch wirklich zu Rheims im Jahre 816. Von der Zeit an ergab sich Ludwig immer mehr dem Einfluß der Geistlichkeit, besonders seit er zu Aachen auf wunderbare Weise aus Todesgefahr errettet worden war. Bald darnach nun (J. 817) theilte er das Reich unter seine 3 Söhne also: — Lothar, dem ältesten, gab er den Kaisertitel und nahm ihn zum Reichsgehülfen, dem Pipin verlieh er die Herrschaft über Aquitanien, und dem Ludwig die über Baiern und über die avarischen und slavischen Länder. Dadurch schuf er jedoch überall Mißvergnügen, am meisten aber in Italien. Dort stellten die Bischöfe und Großen dem König Bernhard vor, wie arg ihn sein Oheim, der Kaiser, bei der Theilung übervortheilt habe, und reizten ihn, sich von dem Frankenreich unabhängig zu machen. Aber bevor noch Bernhard zu solchem Endzweck seine Heeresmacht gesammelt hatte, zog Ludwig schon gegen ihn aus, und nun verließen plötzlich die Welschen zaghaft ihren König. Da warf sich dieser in vollem Vertrauen seinem Oheim zu Füßen und gab sich dessen Gnade heim. Aber Irmengard, die Kaiserin, wollte Italien einem von ihren Söhnen verschaffen, und lag ihrem schwachen Gemahl an, daß er seinen Neffen blenden ließ. Als dieser nun drei Tage nach dem Verlust des Augenlichts an den Folgen der Mißhandlung (818) starb, hatte Ludwig nicht mehr Ruh noch Rast, und, wie auch die Kaiserin bald darauf verschied, zitterte er verzweiflungsvoll vor dem Strafgericht Gottes. Da schenkte er mit vollen Händen an die Kirche und an die Armen, um Gottes Barmherzigkeit für seine arge That zu erwerben. Seinem Sohn Lothar aber gab er das Reich Italien, welches der verstorbene Bernhard gehabt hatte. Eben durch diesen Lothar ist er nachmals schwer gekränkt worden, denn keine Kreuze und kein Talbot schützen vor der Rache: an einem unlösbaren Bande reißt der Schuldige selbst sie immer näher zu sich heran.

So hülfreich nun der verwittwete Kaiser war, so widerstand er doch den Reizen nicht, und hielt gar bald Rundschau über die schönsten Frauen seines Reiches. Am heißen gefiel ihm Judith, die Tochter des Welf, aus einem edlen alten Geschlecht, das in Schwaben und Baiern gar reich an Gütern war. Und er nahm

Judith zur Gattin. Diese hatte ihn bald so fest in Liebe gefangen, daß er ihr thöricht alles zu Willen that; nur an ihr und an der Geistlichkeit hingen all' seine Gedanken, und darüber vergaß er völlig sein Reich. Da merkten die Völker, die an den Grenzen wohnten, daß Karls des Großen Schwert in der Scheide roste, und sie stürmten von allen Seiten her wider das Reich: — die Bretonen verweigerten den Zins, die Normannen kreuzten an den Küsten Flanderns, im Süden schweiften die Araber mit Mord und Brand durch die spanische Mark, und im Osten wuchs der slavische Fürst Ludwit gewaltig; der schlug drei fränkische Heere, welche wider ihn über den Savefluß ausgezogen waren, und hielt vier Jahre lang in seiner Felsenburg, bis er endlich durch Meuchelmord erlag. In gleicher Zeit unterdrückten und mißhandelten daheim die Grafen und Edlen das Volk, raften das Land an sich, trieben Zölle für sich selber ein, schlugen eigne Münze, und thaten, als wären sie die Herren und kein König und Kaiser mehr über ihnen. Bei solcher Willkühr kam jeder drauf, sich selber Recht zu schaffen: da ward das Land voll Raub und wilder Gewalt, und niemand mehr sicher weder unterwegs noch daheim. Zu allem dem kam noch Hungers- und Wassersnoth. Der Kaiser aber griff nicht zum Schwert, sondern suchte den Zorn Gottes durch Buße und Gebet zu versöhnen. Ja, er vermehrte noch die Verwirrung, indem er aus Liebe zu seinem Sohn Karl, welchen ihm Judith im Jahre 823 geboren hatte, die Theilung, welche er zwischen seinen drei Söhnen aus erster Ehe gemacht, im Jahre 829 umstieß, um auch seinem Liebling Karl ein Reich zu schaffen. Da ergrimmten die drei Brüder Lothar, Pipin und Ludwig um ihr Recht, vergaßen, daß der, welcher sie krumm kränken wollte, ihr Vater sei, und zogen als Feinde wider ihn aus: das Volk entsetzte sich über den Frevel, aber die Großen frohlockten im Stillen. Und es geschah im Jahr 830 das Unerhörte, daß das Heer den Kaiser plötzlich verließ, und der Vater in Gefangenschaft seiner drei Söhne kam. Diese verstießen ihre Stiefmutter, die Kaiserin, in ein Kloster, und Lothar, der nächtlicherweile von ihnen, übergab seinen Vater den Geistlichen, welche ihn überreden sollten, dem Reiche zu entsagen und Mönch zu werden. Aber die Geistlichen gedachten, wie er ihnen immer ganz und gar ergeben gewesen war und es auch künftig sein werde; drum bewegten sie die Herzen der zwei andern Brüder, Pipins und Ludwigs, und das Mitleid des Volkes für den Kaiser, und also kam dieser wieder auf den Thron. Da verbannte er den Lothar von seinem Antlitz nach Italien und gönnte ihm wohl dieß Reich, doch nicht mehr den Kaisertitel; aber der Neid hatte ihn nicht klug gemacht und die Liebe zu seinem jüngsten Sohne Karl verleitete ihn bald zu neuer Ungerechtigkeit gegen Pipin und Ludwig; er theilte ihre Reiche, um Karl ausstatten zu können. Darüber vereinigten sich nun Pipin und Ludwig abermals wieder mit Lothar (833), und der Papst, Gregor IV., heiligte den Bund. Bei Colmar erwarteten die drei feindlichen Söhne ihren Vater, den

Kaiser Ludwig: dieser aber stand mit seinem Heer bei Worms: dorthin kam der Papst zu ihm und beredete ihn, sich den Söhnen zu unterwerfen: zugleich wichen alle seine Krieger treulos von ihm, bis auf wenige, welche noch Ehr' und Gewissen hatten: zu diesen sprach er in seinem bittren Herzleid: »Warum harret ihr aus bei mir aufgegebnem alten Mann? O geht zu den Glücklichen, damit euch die Treue nicht verderbe!« Darauf ging er selbst zu seinen Söhnen hinüber und sie nahmen ihn wieder gefangen: das geschah auf einem Feld im Elsaß, nicht weit von Thann, das heißt das »Lügenfeld« zum ewigen Andenken der Untreu. Darauf führte der ruchlose Lothar seinen Vater nach Soissons und verschloß ihn

in einem Kloster. Dort drängten sich, auf Lothars Geheiß, viele Geistliche an den tiefgebeugten Kaiser und bestürmten bei Tag und bei Nacht sein schwaches Gewissen und seinen schwachen Verstand so lange, bis daß er endlich zer-

kurſcht nach ſeines Sohnes Willen that. Im Gewand eines Büßers ſchritt er in die Kirche, und las dort, auf einem härenen Sack knieend, unter heißen Thränen ein Verzeichniß ſeiner Sünden vor allem Volke ab. Hierauf ward er der Waffen entkleidet, und ſo glaubte Lothar, daß er nach altem Brauch der Franken auch zur Herrſchaft fortan unfähig ſei, und verlangte, daß er ſich das Haupt ſcheren laſſe und ein Mönch werde. Da flammte die Scham in dem geſchändeten Kaiſer noch einmal auf, und die Liebe zu ſeinem Sohne Karl, um deſſen willen er dies Alles gelitten hatte, gab ihm Kraft, ſich des Anſinnens zu wehren. Auch fürchteten ſeine zwei andren Söhne, Ludwig und Pipin, daß ihr Bruder Lothar, wenn auch dies Aeußerſte vollbracht ſei, die Alleinherrſchaft ergreifen möchte; denn ſie kannten ſein treuloſes Gemüth. Drum kamen ſie jetzt zur Rettung ihres Vaters, und das Volk, über Lothars Frevel empört, ſtand ihnen bei. So wurde der alte Kaiſer abermals befreit und Herr im Reich. Doch ſein erſtes Geſchäft war, es wieder zu theilen; nur daran dachte der thörichte Greis, nicht an die Nöthe des Reichs durch die Normannen und Araber, nicht an die Unterdrückung des Volks durch eben die treuloſen Landgrafen, welche es vor der Willkühr der Grafen ſchützen ſollten, nicht daran dachte er, wie die Geiſtlichkeit, deren Güter er von Abgaben befreit, und der er eigene Gerichtsbarkeit gegeben hatte, ſchon ſo hoch emporgewachſen war, daß der Arm der weltlichen Macht ſie nicht mehr erreichen konnte; für alles dies gab ſie ihm nichts als den Beinamen des »Frommen«! Als aber ſein Sohn Pipin geſtorben war, wollte der alte Kaiſer, von ſeiner Gemahlin verführt, zwiſchen Lothar, dem er Alles verziehen hatte, und ſeinem Liebling Karl theilen; Pipins Söhne ſollten ausgeſchloſſen ſein und Ludwig blos Baiern behalten. Aber die Aquitaner erhoben ſich für den Sohn ihres todten Königs Pipin und Ludwig zog (840) gegen ſeinen Vater in's Feld. Da ward der alte Kaiſer plötzlich krank, und ſtarb auf einer Inſel im Rhein, Ingelheim gegenüber, ſo erbärmlich, wie er gelebt hatte; im Irrthum glaubte er den »böſen Feind« vor ſeinem Todbett zu ſehen und wollte ihn verſcheuchen. Er konnte es nicht. Der böſe Feind aber war die Zwietracht; die goß an ſeiner Leiche den Fluch der Ohnmacht über ſein Geſchlecht aus, dafür, daß es Land und Leute grad nur wie einen Blutacker zerſtückelte.

3.

. . . Das Band der Länder iſt gehoben,
Und die alten Formen ſtürzen ein.

Schiller.

Nach dem Tode Ludwigs des Frommen kam die Treuloſigkeit Lothars erſt recht an den Tag und deſſen Bruder Karl erkannte, daß Lothar es mit ihm eben ſo falſch meine wie mit ſeinem andern Bruder Ludwig, welcher der »Deutſche« hieß, und daß Lothar, weil er den Kaiſertitel führte, auch alle

Länder weiland Karls des Großen für sich vereinigen wolle. Darum verbanden sich nun die Brüder Karl und Ludwig gegen Lothar, dieser aber schloß mit seinem Neffen, dem jungen Pipin von Aquitanien, Bundfreundschaft. So standen sich die Könige eines Bluts feindlich gegenüber. Und es geschah im Jahre 841 bei Fontenay im Lande Burgund eine große Schlacht; da haben vierzigtausend Menschen für die bösen Gelüste der Könige ihr Leben lassen müssen; Lothar aber floh nach Deutschland, welches Ludwig behauptete, um ihn in seinem eigenen Reich zu verderben. Zum Deckmantel seiner Bosheit mißbrauchte Lothar die Freiheitsliebe des Sachsenvolks und erklärte, daß alle Adligen dort im Lande keine Güter mehr haben, aber die Freien und Freigelassenen, welche zu Zeiten des Kaisers Karl meistens hörige Leute geworden waren, ihre alten Rechte jetzt wieder bekommen sollten. In heller Freude erhob sich nun das Volk und es ward ein großer Bund geschlossen, der der »Stellinger« (d. i. der Wiederherstellter der Freiheit). Diese jagten lustig die Edlen mitsamt den christlichen Priestern zum Lande hinaus. Darüber zürnten aber die Bischöfe und der Adel dem Lothar, weil er es mit dem Volke (d. h. mit den Freien) halte, allenthalben und wichen von seiner Partei (842) zu seinen Brüdern Ludwig und Karl. Diese beiden kamen mit ihren Heeren bei Straßburg zusammen und es standen die Deutschen, welche dem Ludwig folgten, am rechten Ufer des Rheinstroms, die aus Westfranken, welche es mit Karl hielten, am linken, und die Fürsten und Völker schwuren sich wechselseits einen Bundeseid zum Kampf gegen den Kaiser Lothar. Wie nun dieser einsah, daß er allein einer solchen vereinigten Macht nicht widerstehen könne, suchte er Frieden mit ihnen, und um diesen zu erhalten, verließ und verrieth jetzt der falsche ehrlose Mann das Sachsenvolk. Nun brach König Ludwig gegen dasselbe auf, und flugs zogen zahllose Herren vom Adel freudig mit ihm, um das Volk zu unterdrücken. Leider gelang's auch ihrer Uebermacht; und wie! Ueber anderthalbhundert von den Stellingern wurden hingerichtet, zahllose Andere grausam verstümmelt; so büßten sie's, daß sie, auf ein Fürstenwort vertrauend, ihre alte Freiheit verfochten hatten. Nun erst friedeten Ludwig und Karl mit Lothar und alle drei Brüder schlossen (im Jahre 843) in der Stadt Verdun unter einander einen Theilungsvertrag. Da vereinigte Ludwig alle Länder diesseits des Rheinstroms, wo deutsch geredet ward, (dazu auch jenseits desselben die Städte Mainz, Speier und Worms), und zwar als ein eigenes, selbstherrliches Königreich. Die Länder jenseits des Rheins, das Niederland, Burgund und Italien empfing Lothar; dazu behielt er die Kaiserwürde. Alles westfränkische Land, das hinter Lothars Reich lag, fiel dem Karl zu, (welcher den Beinamen des »Kahlen« hatte,) und sein Reich wurde später Frankreich genannt. Und die Brüder machten aus, daß jedes der drei Reiche vom andern unabhängig sein sollte, aber wenn ein Feind von außen das eine bedrohen würde, soll-

ten die andern Beiden es treulich beschützen. So ist aus der verdorrten Blüte des weiland großen Frankenreichs jetzt plötzlich das deutsche Reich, wie eine reifende Frucht, hervorgekommen; und die Deutschen haben sich nun von den Westfranken (oder Franzosen), welche in Sprache und Sitte schon längst wahre Deutsche mehr hatten, völlig geschieden, als wären sie nie eines Stammes mit ihnen gewesen.

So hatten denn die drei Fürsten das Reich getheilt: aber es blühte ihnen für die Dauer kein Heil daraus; auf Jedem von ihnen lag ja der Fluch des Bruderkrieges. Den Lothar und Ludwig verfolgte noch dazu die Rache für ihren Frevel am Vater: wie sollten die Schwerter, die wider sein Leben gezückt waren, Ruhm und Sieg erfechten, die Hände, die nach seinem grauen Scheitel gegriffen hatten, Völker segnen und Gerechtigkeit aufrecht halten? Wo Lothar ging und stand, sah er schaudernd das Antlitz seines alten Vaters, bleich vor Gram, die Lippen noch immer zur Verzeihung geöffnet, welche ihm Lothar stets mit Undank gelohnt hatte! Keine ruhige Stunde ließ ihm das böse Gewissen und alle Kraft zehrt es ihm auf; mit der Kraft aber schwand auch sein kaiserlich Ansehen zum Schatten ein. Indessen hausten die Normannen lustig in seinem Reich. Diese, unbändig in wilder Freiheitslust, hatten es daheim vor der steigenden Macht des Königthums und Christenthums nicht mehr ausgehalten, waren in immer größerer Zahl auf kleinen Schiffen fortgezogen und hatten sich eine neue Heimath auf der freien deutschen See gegründet. Da war jetzt der Mast ihre heilige Eiche, da war das Segel ihr Dach, das Ruder ihr Pflug und das Schwert ihr Spaten: auf dieser neuen Heimath umherschwimmend, trugen sie den Haß gegen das Christenthum an die deutschen und französischen Küsten und fuhren von den Mündungen der Ströme hinauf in's tiefe Land, zerstörten die Klöster, erschlugen das Volk und nahmen mit, was sie fanden. Da wurden sie bald so gefürchtet, wie die Wetter des Himmels, gegen welche des Menschen Hand auch nichts ausrichten kann. — Im Süden wurden zu gleicher Zeit die Araber immer verwegener, drangen in Frankreich ein, schifften nach Welschland hinüber und drohten von Sicilien aus dem Papst gen Rom hinauf. In solchen schweren Bedrängnissen des Reiches theilte Lothar dasselbe (855) unter seine drei Söhne also, daß Ludwig Italien und die Kaiserwürde, Lothar II. das Land zwischen dem Rhein, der Maas und der Schelde, das nach ihm Lotharingien (Lothringen) hieß, und Karl Burgund erhielt. Dann floh der alte Lothar in's Kloster Prüm in der Eifel und hoffte dort Ruhe zu finden. Aber der innere Richter schlüpfte mit ihm in die Clausur hinein und brach ihm den Stab. Verzweifelnd starb der sündhafte Kaiser in der Zelle noch im selben Jahre. Wo aber der Stamm faul ist, da grünen auch die Zweige nicht lang. So ging's seinen drei Söhnen: keiner von ihnen war werth ein König zu sein; thatenlos und schmachvoll verwelkte Lothars Geschlecht mit Ludwig (als Kaiser dem Zweiten) im Jahre 875.

Auch Ludwig »der Deutsche« ward in Sorgen und Herzeleid grau. Ihm und dem deutschen Volk ließen die slavischen Völkerschaften keine Ruh, die Nachbarn der Deutschen gegen Aufgang von der Ostsee bis nach Kärnthen und Krain hinab. Ebenso verderbliche Kriege erwuchsen Ludwig dem Deutschen aus der Herrschsucht seines Bruders, Karls des Kahlen, welcher nach dem Tode Lothars II. (869) die Herrschaft von Lothringen ergriffen hatte, und nach dem Tode Ludwigs II. (875) auch die Kaiserkrone erhaschte. Und weil die Kriege der Fürsten fast ganz mit »Gefolgen« von Lehnsleuten geführt wurden, erlosch auch die Kraft des Heerbanns der Freien, welcher der Schutz des Reichs gegen auswärtige Feinde gewesen war. Zu dem Allem mußte Ludwig der Deutsche im Alter durch seine eigenen Kinder eben solchen Kummer erfahren, wie er selbst ihn einst seinem Vater gemacht. Um nun die Zwietracht seiner drei Söhne zu vertilgen, theilte er 872 das deutsche Reich unter sie und zerrüttete es dadurch noch mehr. Lebensmüde und in der trostlosen Ueberzeugung, daß all' sein Kämpfen fruchtlos gewesen, starb er 876 in seiner Pfalz zu Frankfurt am Main, wo er gegen seinen Bruder Karl den Kahlen in Waffen stand. Da traten seine Söhne im Saalfeldt am Nordgau zusammen und theilten das deutsche Reich abermals, Karlmann nahm Baiern, Kärnthen und Mähren, Ludwig (der »Jüngere« zubenannt) Ostfranken, Sachsen, Thüringen und Friesland, Karl Schwaben vom Main bis zu den Alpen. Aber der ländergierige Karl der Kahle wollte das schöne Deutschland seinen Neffen nicht gönnen. Da zog Ludwig der Jüngere an den Rhein und schlug mit zwar geringer Heereskraft (aber deutsche Schwerthiebe fielen da wie Wetter auf die Franzosen) die zahllosen Schaaren seines treulosen Oheims bei Andernach. Bald darauf starb dieser (877), und Ludwig der Jüngere brachte nun Lothringen wieder zu Deutschland. Doch schon 882 starb auch er, zwei Jahre nach dem Tod seines Bruders Karlmann (880), und nun vereinigte Ludwigs des Deutschen letzter Sohn, Karl, (der »Dicke« zubenannt) alle deutschen Länder wieder.

Während dieser Zeit war in Deutschland das königliche Ansehen tief gesunken und die Macht der Großen um so höher gestiegen. Die Grafen und Vögte machten nämlich ihre Beamtenwürde erblich und betrachteten die Landestheile, über welche sie gesetzt waren, wie ihr Eigenthum. Weil nun die königlichen Sendboten wider die Anmaßungen der Großen nichts mehr ausrichteten, ja sogar oft auch mit denselben gemeinschaftliche Sache machten und doch eine starke Hand noth that, um die Anfälle der Feinde Deutschlands abzuwehren, kamen damals die Stammherzogthümer allmälig wieder auf: und zuerst haben die Sachsen einen eingebornen Herzog bekommen, den Ludolf aus dem Geschlecht des Helden Wittekind, dann (ums Jahr 847) erhielten auch die Thüringer, und die Lothringer Herzoge. Und diese Herzoge wurden nun die natürlichen Vertreter der einzelnen deutschen Völkerschaften, aus deren Mitte sie hervorgin-

gen, und bewahrten, wie unabhängige Fürſten, gar eiferſüchtig die alten Ehren und Vorrechte je ihrer Volkerſchaften gegen andere. Dadurch iſt aber auch zugleich die alte deutſche Gauverfaſſung allmälig zu Grund gegangen und der Anfang gemacht worden, daß das Reich ſpäter in viele Erbgebiete (»Territorien«) zerfiel, — in ſolche, über welche einzelne geiſtliche, oder weltliche Herrn (Biſchofe und Aebte, Grafen und Edelinge) eine bleibende Landesherrlichkeit gewannen, und ſolche, welche von der Gewalt der Grafen ganz losgekommen waren, ihre eignen Vogte hatten, und »Reichsvogteien« hießen (wie z. B. gewiſſe königliche Pfalzen). Dabei hat nun das Adelsweſen unvermerkt eine andere Geſtalt bekommen. Die Edelinge aus alten Zeiten waren entweder erbliche Herzoge, Landgrafen, Markgrafen geworden, — oder »Herren«, wenn ſie nicht unter der Gewalt von jenen ſtanden und ihr eigen Stück Land mit eigenen Leuten hatten, — oder »Ritter«, welche hauptſachlich den Kriegsdienſt betrieben und in der Kriegslehre einen Erſatz für die alte Freiheit fanden. Die Ritter waren nun entweder freie Grundeigenthümer und nur dem »König und dem Reich zum Kriegsdienſt verpflichtet oder »Lehnsmannen« (d. i. perſonlich frei, aber einem Herrn, von dem ſie irgend ein Gut oder Recht zu Lehn trugen, zu gewiſſen Kriegsdienſten pflichtig,) oder »Dienſtmannen«, dieſe mußten ihrem Herrn allen und jeden Dienſt, im Krieg wie zu Hof, leiſten. Und die Herrn und Ritter bauten ſich in jenen Zeiten des wilden Fauſtrechts immer mehr feſte Burgen im Land, und fingen an, ſich unter ſtrengen Geſetzen als ein beſondrer Stand zuſammen zu thun. So haben ſich alſo von den Freien der alten Zeit nur gar Wenige in »Landgemeinden«, (am meiſten noch in der Schweiz und in Weſtphalen), oder als Burger in den alten Städten erhalten; denn die Handwerker in den Königspfalzen und Biſchofeſitzen waren noch immer großentheils hörige Leute; am allerſchlimmſten ging's dem Bauernſtand, da doch die Landwirthſchaft die rechte Grundlage aller Landeswohlfahrt ſein ſoll: die deutſchen Bauern gehörten damals meiſtens gleichſam zum Grund und Boden der Gutsbeſitzer, wie die Frucht, die drauf wuchs und wie das Vieh, das drauf weidete, und wurden, leider Gottes, auch nicht anders behandelt. Zur größten Macht über Güter und Gemüther kam die Geiſtlichkeit, weil ſie einträchtig blieb, während ſich die weltliche Macht ſo vielfach vertheilte. Der Papſt, als Haupt der Geiſtlichkeit, erhielt damals eine neue Stütze ſeines Anſehens durch eine Sammlung von »Dekretalen« (d. i. Satzungen aus den älteſten Zeiten des Chriſtenthums), welche die Grundlehre enthielten, daß er nicht blos über allen weltlichen Fürſten, ſondern auch über den Kirchenverſammlungen ſtehe, kurz, daß alles, was er beſchließe und ſage, unantaſtlich, und daß er der allerhöchſte irdiſche Richter ſei. Dieſe Dekretalen waren aber nicht wirklich ſo alt, als ſie ausgegeben wurden, ſondern das Machwerk eines Geiſtlichen zu Mainz, Benedikt Levita, zwiſchen 830 und 845. Damals lag der Aberglaube über den

rohen Sitten, wie schwere Nebel im Herbst auf dem Stoppelfeld. Da lenkte ein frommer Mönch von Corvei, Paschasius Radbert, die Blicke des deutschen Volks von den Gräueln auf Erden gen Himmel empor und schloß ihnen in schwärmerischer Verzückung die Geheimnisse desselben auf. Nun suchte sich jeder Bedrängte unter der zahllosen Schaar von Heiligen seinen Schutzpatron, und hing an diesem, wie das Kind am Vater; gleichwie aber der Mond über allen Sternen, so leuchtete die reine gnadenreiche jungfräuliche Mutter des Heilands über allen Heiligen und alle irdische Sehnsucht strebte mächtig zu ihr hinauf. Der Erzbischof von Mainz hingegen, Rhabanus Maurus, ein Schüler des gelehrten Alkuin, hat dieser hingebungsvollen Begeisterung des Gemüthes die Kühnheit der forschenden Vernunft entgegengestellt. Er und der Mönch Otfried von Weißenburg haben sich auch der deutschen Sprache mit treuer Liebe angenommen und sie mit der Religion in eine innige Verbindung gebracht. Und gleichwie Fruchtbäume und Reben an schützenden Mauern großgezogen werden, so pflegten die Mönche Wissenschaften und Künste im traulichen Gottesfrieden der Klöster.

Karl »der Dicke« bekam, bald nachdem er Herr von ganz Deutschland (bis auf Kärnthen) geworden war, auch alle übrigen Länder, welche Karl der Große einst vereinigt hatte, Italien mit der Kaiserkrone und Frankreich (im Jahre 884), wo das Volk den letzten Enkel Karls des Kahlen, Karl (mit dem Zunamen des »Einfältigen«), nicht zum König haben wollte; aber die Franche-Comté und Provence, das Languedoc, die Gebiete von Chalons und Maçon in Burgund, Vienne und Lyon hatte Boso, ein mächtiger Graf, im Jahre 879 von Frankreich abgerissen und ein eigenes Königreich draus gemacht, welches das burgundische oder arelatische hieß. — So viele Länder bedurften nach so schweren Zeiten eines weisen und kräftigen Herrn; aber Karl der Dicke besaß von allen Eigenschaften, die ein König haben soll, keine einzige und wurde gar bald bei Feinden wie Freunden gleich verächtlich. Als im Jahr 882 die Normannen den Rhein und die Mosel hinauf gekommen waren, hatten sich gar viele edle deutsche Kriegsmänner mit ihren Lehnsleuten aufgemacht, um das Vaterland von den nimmersatten Feinden zu befreien, und Karl der Dicke führte sie bis an die Maas. Dort trieben sie die Normannen so in die Enge, daß diese dem Verderben nicht mehr entrinnen konnten. Da bot Karl den Feinden plötzlich den Frieden an, wenn sie ihm versprechen wollten, sich taufen zu lassen und nicht wiederzukommen. Wohl versprachen sie dies gern, um aus der Noth zu kommen, an's Halten dachten sie freilich nicht; ihrem König Gottfried gab Karl noch obendrein viel Land bei den mannhaften Friesen zum Lehn. Bald graute ihm jedoch vor dem gefährlichen Vasallen, und nun ließ er ihn meuchlings erschlagen. Da schrieen die Normannen um Rache und rotten (886), in zwei Heere getheilt, Verderben drohend, heran, — das eine Heer an den Rhein, das

andere an die Seine, dort belagerte es Paris. Jenen, die am Rhein standen, warf sich ein tapfrer fränkischer Graf aus dem Geschlecht der Babenberger entgegen und hielt sie auf; der Stadt Paris, welche der tapfre Graf Odo vertheidigte, eilte Karl der Dicke selbst zu Hülfe. Aber was für eine Hülfe brachte er der edlen Stadt? Er gab den Normannen 700 Pfund Silber, damit sie abzögen, und lud sie ein, in Burgund zu überwintern, dadurch gedachte er zugleich die Burgunder zu züchtigen, welche einer solchen Memme von König wie Karl nicht huldigen wollten. Nicht glücklicher war Karl in Italien gewesen; dort behaupteten die Vasallen die großen Lehen wie ihr Eigenthum und achteten seiner Kaiserwürde nicht mehr als Schall und Wind, weil nicht die Würde den Mann, sondern nur der Mann die Würde macht. So kam's dahin, daß der Papst den kleinen Fürsten Italiens das Kaiserthum gleich wie ein Lehen verlieh.

So unwürdig wie als Fürst war Karl der Dicke auch als Mensch: er hielt sich für vom Teufel besessen, und er war's auch, nämlich vom Teufel des Argwohns. Böse Zwischenträger flüsterten ihm zu, seine schöne Hausfrau hege sündhafte Liebe zu seinem Kanzler, dem Erzbischof von Vercelli, welcher das Reich für ihn verwaltet hatte, und Karl war schamlos genug, seine Gattin öffentlich der Treulosigkeit anzuklagen. Aber die edle Frau erwies ihre Unschuld durch ein Gottesurtheil, unversehrt schritt sie über glühende Pflugscharen. Der Kanzler hingegen ging nun zu dem Herzog Arnulf, der als freier Mann in Kärnthen auf der Moosburg saß, und erzählte ihm, wie auch er beim Kaiser verläumdet worden und in Gefahr sei. Dieser Arnulf war ein unrechtmäßiger Sohn Karlmanns, des Bruders Karls des Dicken, schön und stark von Leib, hoher Gedanken voll, der einzige vom Geschlecht Karls des Großen, welcher für die Würde des Kaiserthums und die Ehre Deutschlands noch ein Herz hatte. Zürnend erhob er sich jetzt, mit ihm alle Deutschen, bis auf die Schwaben, und erwogen, daß in dem uralten Recht des deutschen Volks, sich den König zu wählen, natürlicherweise auch das Recht begriffen war: einen untauglichen König abzusetzen. Drum hielten die Deutschen (im Jahre 887) zu Tribur am Rhein einen Reichstag und riefen: »Karl der Dicke ist nicht werth, unsere Krone zu tragen!« Also setzten sie ihn ab und wählten statt seiner den Arnulf zu ihrem König. Wohl zog Karl wider diesen zu Feld, aber alle Großen wandten sich mit Verachtung von ihm; da that Karl, weil es mußte, auf die Herrschaft Verzicht und bat sich von Arnulf nur einige Güter in Schwaben aus. Dort starb er schon im nächsten Jahr (888) und zwar, wie es heißt, von seinen eigenen Leuten erwürgt.

Mit scharfen Blicken erkannte Arnulf die Gebrechen und Gefahren des Reiches, mit Muth und Ausdauer suchte er abzuhelfen: aber die Aufgabe, welche er zu lösen hatte, war für die Kraft eines einzigen Mannes zu groß und die Dauer seines Lebens dafür zu kurz. Im Nordwesten standen die Norman-

nen, im Osten die Slaven, drohend wider Deutschland. In Italien stritten die Herzoge von Spoleto und von Friaul um die Kaiserkrone. In Frankreich war die Herrschaft vom Geschlecht Karls des Großen genommen worden und in der Hand des Grafen Odo von Paris; im Niederburgund herrschte Ludwig, der Sohn Boso's, als König, im Hochburgund (das umfaßte Savoyen und die Schweiz) Graf Rudolf unabhängig und voller Lust nach Lothringen. Allüberall sollte nun Arnulf zugleich zugegen sein, die Ehre der Krone retten, die Verwirrung lösen, die Ordnung herstellen; und doch war die Kraft des deutschen Heerbanns erloschen, — die weltlichen Großen sowohl unter sich, als auch gar oft mit der Geistlichkeit im Streit, und nicht geneigt, die Macht des Königs zu unterstützen. Aber, wenn auch von allen Seiten so in Anspruch genommen und zugleich gehemmt, rang Arnulf mit ungebeugtem Muth nach dem Ziele. Dem Grafen Odo von Paris gebot er, ihm als Kaiser zu huldigen; Odo that's; dafür bestätigte Arnulf ihm klug die Königswürde Frankreichs. Indem er sich so den Rücken gedeckt hielt, konnte er auch daran denken, Lothringen mit dem deutschen Reiche zu vereinigen.

Im Jahre 891 brachen die Normannen wieder ein und erschlugen ein deutsches Heer. Rasch zog ihnen Arnulf zur Rache entgegen. An der Dyle, bei Löwen, hatten sie sich verschanzt und lachten die deutschen Reiter aus. »Nun denn, Landsleute, zu Fuß, Mann wider Mann!« ruft Arnulf den Seinigen zu, springt vom Roß und faßt die Fahne, alle Deutschen ihm nach; so rennen sie, zu Fuß fechtend, gegen die Normannen an, erstürmen deren festes Lager, erobern ihre Fahnen, saen viel tausend Feindesleichen auf den blutigen Plan und treiben die Flüchtigen in den Strom. Da sahen die von den Normannen, welche am Leben blieben, es dem Vater Rhein an, daß er müde sei, fremde Siegeszeichen in's Meer hinaus zu tragen, und die verwegenen Freibeuter ließen von nun an die deutschen Küsten in Ruhe und bedrängten dafür die französischen.

Nach diesem glorreichen Sieg bekämpfte Arnulf die widerspenstigen Großen in Deutschland und nahm dem Thüringer Herzog, der aus dem Geschlecht der Babenberger stammte, das Herzogthum. Dann wandte er sich gegen die Slaven. Bei diesen hatte der mächtige Fürst Zwentibold seit dem Jahre 871 ein Reich gegründet, welches von der Morawa bis gen Gran reichte und das »großmährische« hieß. Arnulf selbst hatte den Zwentibold früher begünstigt und ihm, nachdem sich derselbe hatte taufen lassen, (890) sogar das Herzogthum Böhmen zu Lehen gegeben, um durch dies Band der Treue den Mächtigen in Frieden zu halten. Aber Zwentibold konnte als Slave seinen heißen Volkshaß gegen die Deutschen nicht ersticken und barg ihn tückisch bis zu gelegener Zeit. Je mehr der deutsche König nachgab, um so stolzer wurde der Slavenfürst, weil er Arnulfs schwierige Lage wohl erkannte; endlich wies er so-

gar dessen Gesandte zurück und trat offen mit dem Plan hervor, sich der deutschen Oberherrschaft zu entledigen. Nun bot auch Arnulf alle Kräfte auf; aber, überall gehindert, griff er verblendet zu einem unseligen Mittel, das dem deutschen Volk viel Blut gekostet hat. Er rief nämlich (im J. 892) einem kriegerischen Reitervolk von finnischer Abkunft, das fernher aus den weiten Steppen, durch welche die Wolga hinrauscht, in das Land gekommen war, wo früher die Hunnen und später die Avaren gehaust hatten: — das waren die Ungarn (oder wie sie sich selber nannten: Magyaren), klein von Gestalt, braun von Farbe, häßlich von Angesicht, scheußlich roh von Sitten; diese sollten ihm den Uebermuth Zwentibolds beugen und die Macht der Slaven zertrümmern helfen. Während nun Arnulf selbst mit einem Heere verwüstend in das großmährische Reich einbricht, fliegen seine grausigen Bundesgenossen in hellen Haufen heran, sengen und brennen, rauben und morden darin nach Herzenslust. Tapfer widersteht Zwentibold den Deutschen; bald zieht er sich listig in Wälder und Bergschluchten zurück, bald stürzt er wild wie ein Wolf draus hervor und zerfleischt die Glieder des deutschen Heeres. Da stehn plötzlich die Böhmen wider ihn auf, und nun verläßt ihn sein Muth. Wohin er sich wendet, ist alles Wüste; und so muß er denn endlich (im J. 894) mit den Deutschen Frieden schließen. Doch diese Demüthigung nagte wie ein Wurm an seinem Herzen; er stieh vor'm Aug' der Welt in's Dunkel eines Klosters, und starb darin noch im selben Jahr. Seine Söhne aber herrschten in Zwietracht, welche die Ungarn rasch und so trefflich benützten, daß endlich das ganze großmährische Reich ihre Beute ward.

Inzwischen hatte Arnulf auch Italiens und der Kaiserkrone nicht vergessen und war (schon 893) über die Alpen gezogen; damals richtete er nichts aus und mußte nach Deutschland wiederkehren, aber den Muth gab er darum noch nicht auf, und fuhr im Jahre 895 abermals nach Italien. Diesmal ging er geradaus auf Rom los, wohin ihn der Papst Formosus gerufen hatte, weil die Anhänger des verstorbenen Herzogs von Spoleto denselben arg bedrängten. Rom aber verschloß den Deutschen die Thore, und die Italiäner höhnten sie von den Mauern herab. Das schoß den Schwaben und Franken wie Feuer in's Blut; wüthend stürmten sie die Mauern hinan, schlugen die Stadtthore ein, zogen kämpfend durch alle Straßen und befreiten den Papst; dieser setzte die Kaiserkrone auf Arnulfs Haupt (896). Aber dessen Kraft war bereits zur Neige gegangen. Krank kehrte er nach Deutschland zurück und starb schon im Jahre 899 zu Oettingen in Baiern.

Kaum ruhte seine Leiche im Stift Sankt Emmeran zu Regensburg, so brach grausenhafte Verwirrung über Deutschland herein. Da kamen die Großen des Reiches (im J. 900) zu Forchheim zusammen und rathschlagten, was nun in so schwerer Zeit zu beginnen sei. Denn Ludwig, der einzige rechtmäßige

Sohn Arnulfs, war noch ein Kind von 6 Jahren und das Reich brauchte einen Mann. Trotz dem wählten sie nach langem Bedenken, aus alter Ehrfurcht vor dem Geschlecht Karls des Großen und aus langer Gewohnheit oder Erbfolge, das Kind zu ihrem Herrn und König und bestellten als dessen Vormünder den strengen und listigen Hatto, Erzbischof zu Mainz, und den gewaltigen Otto, Herzog von Sachsen. In Lothringen herrschte ein unebenbürtiger Sohn Arnulfs, Zwentibold, welcher den mächtigen Großen des Landes ein gar ungnädiger Herr war. Dafür hafften sie ihn und, als er einst im Zorn den Erzbischof von Trier geschlagen hatte, empörten sie sich alle gegen ihn und lieferten ihm (im J. 900) eine Schlacht an der Maas, in welcher er fiel. Statt seiner behauptete sich Rainer, welcher früher sein vertrauter Rath gewesen war, als Herzog in Lothringen.

Damals war die deutsche Erde voller Gräuel und die deutsche Treue schien davon verschwunden; das hatten die Großen auf dem Gewissen, welche in ihrer wechselseitigen Eifersucht den Frieden brachen; der junge König vermochte ihre Eigenmacht nicht zu bändigen. Die allergrimmigste Fehde wurde in Ostfranken geführt. Dies war das Land, wo der größte Theil der alten Rheinfranken saß: es erstreckte sich am Mittelrhein hin, bis gen Sachsen und Thüringen und bis zum Schwarzwald, am Main bis zum Westerwald und zum Spessart, und jenseits des Rheins umfing es die Gebiete der Städte Mainz, Worms und Speier. Nun waren in Ostfranken damals zwei Geschlechter an Land und Leuten vor allen mächtig, im östlichen Theile des Landes das babenbergische, im westlichen Theil das sogenannte salische. Diese stritten in großer Wuth mit einander und der edle Graf Adelbert von Babenberg, welcher an den salischen Grafen zwei erschlagene Brüder zu rächen hatte, vertrieb (903) Rudolph, den stolzen Bischof zu Würzburg, und tödtete (906) dessen Bruder Konrad, den ältesten von den salischen Grafen, in einer Schlacht bei Fritzlar. Da klagten die Söhne und die Brüder Konrads bei Ludwig dem Kind, welcher ihr Vetter war, um Rache, und der König ließ ein Reichsheer wider Adelbert von Babenberg rüsten; dies belagerte den Grafen in seinem festen Schloß Theraffa nicht weit von Würzburg. Aber Adelbert vertheidigte sich unerschrocken, und trotzte aller Uebermacht; um ihn nun zu verderben, ersann Hatto, der Erzbischof von Mainz, eine böse List. Er ritt zum Babenberger in's Schloß und versprach ihm, daß er ihn mit dem König versöhnen wolle, doch müsse der Graf selber zu diesem in's Lager kommen, um seine Aufrichtigkeit kund zu geben, er, (der Erzbischof) wolle ihn sicher wieder in sein Schloß heimgeleiten, darauf gab er dem Grafen sein Wort. Da öffnete dieser das Thor und ritt mit dem Erzbischof gen das Lager des Königs. Aber kaum waren Beide unterwegs, so klagte der Erzbischof plötzlich über Hunger und begehrte einen Morgenimbiß, den er noch kurz vorher verschmäht hatte. Arglos führte ihn der Graf nochmals

ins Schloß zurück und herbergte ihn als seinen Gast gar gut; dann ritten sie wieder fort in's Lager des Königs. Kaum aber war der Graf dort angekommen, so wurde er gefangen gesetzt; voll guten Vertrauens mahnte er den Erzbischof an sein Wort: »daß er ihn frei auf seine Burg zurückbringen wollte.« Der böse Hatto aber lachte laut auf und sprach: »Mein Wort hielt ich dir auch; einmal bracht' ich dich sicher heim; für's zweitemal war's nicht gemeint.« Also spielte er mit der Heiligkeit des Worts; darüber entsetzte sich das deutsche Volk und verfluchte Hatto's Andenken auf ewige Zeiten. Die Großen aber sprachen dem Babenberger das Leben ab, weil er den Landfrieden gebrochen, und er wurde enthauptet (906).

Während Deutschland durch solche Fehden zerrüttet ward, brachen die Ungarn, welche den Deutschen gegen die Slaven geholfen hatten, jetzt als Feinde in jene deutschen Länder, welche ihnen zunächst lagen, in die Ostmark und Baiern ein und ergossen sich in den Thälern Kärnthens. Daraus läßt sich recht erkennen, daß ein Volk verloren ist, wenn es sich je auf fremde Hülfe verläßt. Es war aber ein edler Herzog im Baierland, Luitpold, der Ahnherr des Hauses Wittelsbach: der verwaltete auch den Nordgau als Markgraf gegen die Slaven und die Ostmark, und baute dort am Flusse Enns eine Grenzburg gegen die Ungarn. Aber lachend sprengten diese wilden Reiter dran vorbei und schossen sich, wie im Flug, die Bauern vom Feld, die Krieger von den Mauern herab: Männer, Weiber und Kinder fingen sie, wo sie sie fanden, koppelten sie an den Haaren zusammen und trieben sie wie Heerden in's Ungarland heim. Rückte ein deutscher Heerhaufen in Reih' und Glied zu regelrechtem Kampf gegen sie aus, so stoben sie plötzlich auseinander; und hieß es: »Gott sei Dank, sie sind fort,« so waren sie schon wieder da, den Deutschen im Rücken. Nur im Gräuel der Zerstörung war den Ungarn warm und wohl, wenn sie die Bärte ins Blut der Deutschen tauchten, oder wenn sie in Gotteshäuser und Klöster die Brandfackeln warfen, daß die Flammen hoch aufwirbelten. Da dachten viele fromme Leute in ihrer Verzagtheit: »So will die Hand des Herrn das deutsche Volk für die Frevel seiner Fürsten treffen und will es ausrotten bis auf die letzte Wurzel?« Und viele Andere riefen jammernd: »Wehe dem Land, dessen König ein Kind ist!« und legten verzweifelnd die Hände in den Schooß. Aber der edle Luitpold schwang jetzt (im J. 907) sein Schwert, dessen Schneide schon die Normannen verkostet hatten, und rief ein großes Heer zu den Waffen; dies führte er an der Donau hinab, auf ein weites Schlachtfeld, nicht weit von Preßburg, und bot den Ungarn die Schlacht. Da sank der theure Held, von ihren Pfeilen getroffen, und starb einen seligen Tod, den Opfertod für's deutsche Volk, mit ihm viele Grafen und edle Herrn, auch tapfre Bischöfe und Aebte, welche mitausgezogen waren. Wie der junge König, der bei der Ennsburg auf Luitpold harrte, das große Unglück vernahm,

floh er in Eil, kaum schnell genug vor den Rossen der Ungarn. Denn diese brachen jetzt mit dreifacher Lust in's deutsche Land, das ihnen nun schutzlos offen lag, und streiften mit Mord und Brand zuerst durch Baiern, dann im nächsten Jahr durch Franken und Thüringen, (da fiel der tapfre Herzog von Thüringen), hierauf (909) durch Schwaben und (910) durchs Frankenland am Rhein und viele von ihnen schwammen sogar über den Rheinstrom und holten sich Beute am andern Ufer. Da ward alles Volk in deutschen Landen immer muthloser und glaubte: Gott habe seine Deutschen wirklich verlassen; niemand wollte mehr gegen die Ungarn ins Feld ziehen. In solchem Jammer starb der König im Jahr 911, noch nicht 18 Jahre alt, ohne Erbeserben; mit ihm erloschen Karls des Großen Geschlecht in Deutschland.

4.

. . . Frei durch die Gnade Gottes
Ist Deutschlands Krone und die freie Wahl
Der Deutschen überträgt sie. . .
. . .

Grabbe.

So mußten die Deutschen denn jetzt wieder auf ihr uraltes Recht zurückkommen, nämlich: sich selbst einen König zu wählen. Aber nicht mehr das ganze Volk wählte, sondern die Fürsten, das ist: die mächtigen eingebornen Herzoge der verschiedenen deutschen Volksstämme erkoren sich den König aus ihrer Mitte, weil sie erkannten, daß sie vereinzelt gegen die Feinde Deutschlands nichts ausrichteten; und weil ein König durch ihren freien Willen erhöht wurde, so war's natürlich, daß sie als freie Glieder des Reiches auch ihre Rechte dabei wahrten, so wie die alte Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit je ihres Volksstammes. Es waren damals vier deutsche Hauptvolksstämme, die Franken, die Sachsen (mit den Friesen und Thüringern), die Schwaben und die Baiern: diese alle traten zusammen und ihre Herzoge und Großen beschlossen endlich in der Reichsversammlung: jenem aus ihrer Mitte die Herrschaft zu übergeben, welcher die größte Macht habe, um das Reich am besten zu schützen. Da wurde die deutsche Krone dem alten Sachsenherzog Otto angetragen. Doch Otto sprach zu den Fürsten, welche ihm die Wahl verkündigten: „Ich stehe schon mit einem Fuß im Grab, das Reich aber braucht einen starken Arm. Drum wählet statt meiner Konrad, den Herzog der Franken; der ist mächtig am Rhein und am Main, tapfer und mild, gerecht und weise und wird das Reich redlich schützen.“ Auf solchen treuen Rath wählten sie (im J. 912) den Konrad von Franken zum König, einen Sohn jenes Grafen Konrad, welchen Adelbert von Babenberg 906 bei Fritzlar erschlagen hatte.

Mit treuem Muth wollte König Konrad Deutschland aus Noth und Schmach wieder aufrichten. Deßhalb beschloß er, vor allen Dingen das An-

sehen des Königthums herzustellen, um die Kräfte des Reiches gegen dessen Feinde zu vereinigen; nur in der Einheit Deutschlands war Rettung und Heil. Nun war aber das schöne und große Lothringen, welches alle deutschen Länder am linken Ufer des Rheinstroms vom Elsaß bis Westfriesland umfaßte, von dem deutschen Reich abtrünnig geworden; und es lag dem König vor allen Stücken am Herzen, es damit wieder zu vereinigen. Aber der Herzog Rainer in Lothringen war allzumächtig und in zwei Feldzügen erreichte Konrad nicht mehr, als, daß wenigstens das Elsaß, das Westrich und Utrecht wieder zu Deutschland kamen. — Bald darnach brach die Eifersucht zwischen den Sachsen und den Franken aus. Denn als der Sachsenherzog Otto gestorben war, folgte ihm sein Sohn Heinrich in der herzoglichen Würde; den liebte jeder Sachse wie seinen Augapfel, weil Heinrich große Thaten wider die Slaven vollbracht hatte. Aber eben dieser Ruhm und jene Liebe machten die Franken besorgt, daß Heinrich dem König am Ende wohl gar zu mächtig werden möchte, und sie lagen diesem an, den großen Besitz Heinrichs zu schmälern und ihm wenigstens Thüringen zu nehmen, welches er auch innehatte. Diesem Rathe folgte der König und ließ dem Sachsenherzog zwar seine Erbgüter, aber viele Lehen nahm er ihm, welche sein Vater Otto vom Reiche gehabt hatte, und übergab Thüringen einem Grafen mit Namen Burckhard. Darüber ergrimmte der Herzog Heinrich, zumal wie er hörte, daß jener Rath von dem listigen alten Hatto von Mainz gekommen war. Alsogleich warf er sich nun auf die Güter und Einkünfte, welche das Erzstift Mainz in Sachsen und Thüringen hatte, dann trieb er den Grafen Burckhard aus Thüringen. Nun sandte König Konrad seinen Bruder Eberhard wider Heinrich aus, und dieser ließ ihn herankommen bis zur Eresburg; dort schlug er ihn. Der König selbst richtete auch nichts wider ihn aus und mußte endlich froh sein, daß ein Waffenstillstand zu Stande kam. — Zur selben Zeit war auch in Schwaben Unfrieden; dort walteten zwei Grafen Erchanger und Berthold, die mit Konrad verschwägert waren, als königliche Kammerboten (d. i. als Aufseher der königlichen Güter). Sie hatten eine Fehde mit dem Bischof von Kostnitz und bedrängten ihn hart; der König aber hielt es mit dem Bischof, wie mit allen Geistlichen, um an ihnen einen Widerhalt gegen die Uebermacht der weltlichen Großen zu haben. Also berief er (916) einen Reichstag und sprach die Acht des Reiches über die zwei Kammerboten, weil sie den Landfrieden gebrochen hatten, und als sie bald darnach gefangen wurden, ließ er sie, ohne Rücksicht auf seine Verschwägerung mit ihnen, enthaupten. Hierauf machte er Schwaben wieder zu einem Herzogthum und verlieh es dem tapfren Grafen Burckhard. — Nun wandte er sich gegen Baiern, um den trotzigen Herzog Arnulf zu beugen, den Sohn des edlen Luitpold. Dieser Arnulf hätte Baiern gern als König beherrscht; nun aber mußte er vor dem König mit Weib und Kind zu den Ungarn fliehen und reizte

sie, daß sie abermals in's Reich einbrachen, durch Baiern und Schwaben bis über den Rhein. Mit tiefem Kummer sah König Konrad die Verwüstung und wie er keinen Heerbann gegen die Feinde mehr aufbringen konnte, sondern die Kraft seines ganzen Lebens im Kampf gegen die Fürsten hatte vergeuden müssen. Schwer verwundet war er aus Baiern wieder gekommen; wie er nun zu Limburg an der Lahn im Sterben lag, dachte er noch immer nur an die Rettung des Vaterlandes, und bat seinen Bruder Eberhard: »Eins versprich mir, damit ich ruhiger sterben kann: trachte du nicht nach der Krone, sondern wende alles an, damit sie dem Sachsenherzog Heinrich zu Theil werde: der allein ist gewaltig genug, Deutschland zu retten, mög' ihm Gott dazu helfen!« Als ihm Eberhard gelobt hatte, dies zu thun, starb König Konrad leichteren Herzens (im Jahre 918).

8.

... Heinrich, Perle deutschen Ritterthumes,
Der Heerbannsmuth, Volkssitten heim gebracht,
Der treu die Schwellen seines Heiligthumes
Mit feuersprühndem Cherubschwert bewacht!

A. L. Follen.

Eberhard hielt auf gut deutsch sein Wort; er trug die Reichskleinodien (Krone und Mantel, Schwert und Armringe) gen Fritzlar und berief die Fürsten und Edlen der deutschen Völkerschaften zur Königswahl. Und sie kamen, bis auf die Herzoge von Schwaben und Baiern, welche daran dachten, ihre Länder vom Reiche zu trennen, und bis auf Heinrich den Herzog von Sachsen. Auf diesen lenkte Eberhard die Wahl und die Fürsten erkoren denselben im Jahre 919 zum deutschen König. Heinrich saß (wie in Sagen erzählt wird) eben im Harzgebirg am Vogelherd, seiner Lust des Vogelfangs pflegend, als ihm die Botschaft kam. Ohne langes Bedenken nahm er die Krone an, denn, die Hand auf's Herz, getraute er sich wohl das deutsche Reich zu schützen. Weil er nun die Krone am Vogelherd empfangen haben soll, hat er den Beinamen des Vogelstellers erhalten.

Das deutsche Volk freute sich, wie es seines neuen Königs ansichtig ward; denn er war ein Mann so recht nach des Volks Herzen, groß und stark, majestätisch anzuschauen, voller Weisheit und Milde dazu. Nach der Wahl wollte der Erzbischof von Mainz ihn salben und krönen, doch Heinrich dankte fein dafür; die Geistlichkeit legte ihm dies als Bescheidenheit aus, aber er hat es aus Klugheit gethan, um ihr nichts verdanken zu müssen. Sein erst Geschäft war, die Fürsten des Reichs zur Anerkennung des königlichen Ansehens zu bringen: er begann's mit dem tapfern Schwabenherzog Burkhard, welcher

gegen ihn schon gerüstet hatte. Und nicht blos die Furcht vor Heinrichs Macht, sondern dessen Weisheit und Milde zugleich bewegten den Schwaben so mächtig, daß er das Schwert in die Scheide stieß und freudig huldigte. So geschah's auch (920) dem Baierherzog Arnulf. Der kam aus seiner festen Stadt Regensburg heraus, wo er sich verschanzt hatte, und erkannte den König als obersten Lehnsherrn: Heinrich aber gab ihm das Recht, daß er in Baiern die Bischöfe nach eignem Belieben wählen und mit Ring und Stab einsetzen durfte. Dessen war der Herzog gar froh: denn dies war ein Königsrecht. Der König aber hatte wohl ermessen, wie nöthig ihm, um des Vaterlandes willen, der Beistand der Herzoge sei und außerdem achtete er sie als freie deutsche Männer, drum that er ihnen, unbeschadet des königlichen Ansehns, viel zu Gefallen. Bald darnach (924) vereinigte er auch Lothringen, das sich von Frankreich

wieder abgewandt hatte, mit dem deutschen Reich und gab dem Herzog Giselbert seine Tochter zur Hausfrau; zum Pfalzgrafen in Lothringen ernannte er den Frankenherzog Eberhard. Von da an kam die Pfalzgrafenwürde als Reichsamt immer mehr auf. Es hatte aber ein Pfalzgraf drauf zu achten, daß der Herzog nichts wider des Königs Vortheil that, hatte auch die Krongüter zu überwachen und den Königsbann zu pflegen (d. i. das peinliche Recht und die Gerichtsbarkeit über Alle, welche durch des Königs Gnade von dem Bann der Herzoge und Grafen befreit waren) in des Königs Namen und wenn dieser ferne war. Um die Eintracht zu festigen, begünstigte der König die Franken auf alle Weise und gab nach Burkhards Tode das Herzogthum Schwaben dem Grafen Hermann, einem Vetter des Eberhard. Und um wegen Lothringens die Freundschaft mit Burgund zu erhalten, trat er dem burgundischen König ein Stück Landes in der Schweiz ab, welches früher zu Schwaben gehört hatte; dafür erhielt er von Burgund die sogenannte »heilige Lanze«, welche für dieselbe gehalten wurde, womit Christus am Kreuze durchstochen worden war; diese wurde von jetzt an ein Reichskleinod.

Während dieser Zeit waren die Ungarn abermals auf Beute in's deutsche Land ausgeritten, und viele böse Gesellen von ihnen hatten Baiern mit Mord und Brand heimgesucht, zahlreiche andre Haufen Thüringen und Sachsen. Da geschah's im Jahre 924, daß König Heinrich der Vogelsteller im Harz einen gewaltigen Geier fing, nämlich einen der mächtigsten von den Ungarfürsten; das erschreckene Ungarvolk bot ihm für denselben ungeheures Lösegeld. Aber Heinrich wies Gold und Gut zurück und sprach zu den Ungarn: »Euren Fürsten will ich euch wohl wieder geben; aber dafür sollt ihr meinem Lande den Frieden geben und einlich halten, neun Jahre lang.« Das versprachen sie und empfingen für diese Frist ihren Zins wie vor und eh'. Sein Plan aber war: während dieser Zeit das deutsche Volk von Grund aus wieder stark und wehrhaft zu machen, damit es nach Ablauf der Frist die langerduldete Schmach rächen und seine Selbstständigkeit glorreich herstellen könne. In den unglückseligen Tagen der inneren Fehden war nämlich der allgemeine Heerbann allmählig abgekommen, weil die Kriege nur von den Dienstleuten der Großen ausgefochten wurden. Den Heerbann wieder herzustellen, war jetzt Heinrichs erste Sorge; da mußte Jeder, der über 13 Jahre alt war, den Waffendienst lernen und die Waffen tragen, und alle freien Landbesitzer, nicht blos die Dienstleute, mußten auf des Königs Gebot binnen 3 Tagen erscheinen; auf Ausbleiben oder Widerspenstigkeit setzte er den Tod; denn jetzt galt's: »Einer für Alle, Alle für's Vaterland!« Sodann veränderte Heinrich die bisherige Kriegskunst der Deutschen. Ihre Stärke war nämlich bis dahin vornämlich das Fußvolk gewesen; dies konnte jedoch mit seinen ungeheuren Schlachtschwertern, mit seinen schweren Spießen und Streithämmern den pfeilschnellen

ungarischen Reitern nichts anhaben. Drum übte Heinrich sein Volk im Reiterdienst und ordnete Kampfspiele zu Roß an, damit es gewandt würde und sich mit den Ungarn messen könne; zugleich spornte er dabei durch sein eignes Beispiel das Ehrgefühl der Ritter, daß einer den andern an Geschicklichkeit übertreffen wollte; aus diesen Kampfspielen sind später die »Turniere« entstanden. Sodann änderte der weise König die alte deutsche Schlachtordnung, daß die Heerhaufen nicht mehr im dichten Keil, sondern in gestreckten Linien sich aufstellten; so konnten sie wie eine lange Mauer die ganze Macht der Feinde aufhalten und sicherten sich zugleich vor einem Ueberfall von hinterrücks. Ferner baute der König viele zerstörte Schutzburgen wieder auf und neue dazu, besonders an der Saale und Elbe; da wuchsen Merseburg, Meißen und Quedlinburg stolz und herrlich heran. Und den Dienstleuten gebot er, daß je der neunte von ihnen um die Flecken und Weiler, die bisher im offnen Lande lagen, Mauern, Wälle und Thürme aufbauen helfen und Gräben drum ziehen sollte, damit sie in Kriegszeiten sichre Zufluchtsorte würden, alle Vorrathskammern und Lebensmittel sollten drin sein und alle Gauversammlungen und Märkte darin gehalten werden. Solche Orte hießen »Burgwarten«, und er setzte bewaffnete Männer zur Vertheidigung hinein; daraus sind gar bald viele deutsche Städte geworden, in denen nachher das deutsche Bürgerthum die Volksfreiheit wieder erhoben hat und durch dieselbe groß geworden ist.

So rüstete König Heinrich das deutsche Volk zum Rettungs- und Rache-Kampf gegen die Ungarn, und um es im Krieg einstweilen auch zu üben und zugleich die Grenzen zu sichern, führte er es gegen die slavischen Völkerschaften, welche über der Elbe und Saale von der Ostsee bis nach Böhmen hinein wohnten. Sie waren noch immer dem Heidenthum ihrer Väter treu und hatten es stets gern mit den Ungarn gehalten, wenn diese in Sachsen und Thüringen eingebrochen waren; denn sie hassten die Deutschen als ihre Feinde und Unterdrücker. Neunen 5 Jahren nun (von 927 — 931) bezwang das deutsche Volk die Heveller, die an der Havel wohnten, und eroberte ihre Hauptstadt Brennabor (Brandenburg), dann die Daleminzier (in Meissen), die Böhmen, die Redarier und Obotriten, und es huldigten die Landschaften Brandenburg und Meißen, Lausitz und Böhmen dem deutschen Reich. Zum Schutz und Trutz wider die Slaven errichtete Heinrich Marken und bestellte Grafen darüber. Aber dabei rastete er noch nicht und sah weiter hinauf nach Norden, denn die Normannen hatten ihre Flotten an die friesischen Küsten gesandt. Ungesäumt brachen die Deutschen dafür in Dänemark, die Heimath der Normannen, ein, da ging das deutsche Heldenthum glorreich über den Dänen auf. Nicht lang konnten sich diese wehren, sondern mußten den Deutschen Zins geben, und dem Christenthum Grund und Boden lassen. Das Land von der Eider bis

Schleswig hinauf ward des deutschen Reichs; zum Schutz richtete König Heinrich die Mark Schleswig ein.

Unter solchen Kämpfen war das letzte von den neun Jahren verflossen, binnen welcher die Ungarn Frieden gehalten hatten; doch klopfte Heinrichs Herz jetzt der Stunde der Entscheidung entgegen. Und als nun im Jahre 933 die Gesandten derselben wieder vor den König kamen und ihren Zins wie sonst

holen wollten, da rief er ihnen vor Zorn glühend zu: »Die Zeit der Schmach ist aus! Bisher gaben wir euch Geld; jetzt will euch das deutsche Volk mit Eisen ausbezahlen.« Und zum räudiger Hund ward ihnen zum Schimpf vor die Füße geworfen, (so erzählt die Sage). Wüthend gingen die Ungarn von dannen. Doch bald kamen sie wieder, wie zahllose Raubvögel in zwei Ge-

schwadern herangeflogen. Auf das eine Heer machten zwei sächsische Grafen Jagd und sprengten es bei Sondershausen auseinander; das andere größere schwärmte an der Saale bis Merseburg hin und legte sich dort vor eine Burg, worin des Königs Schwester und Schwäger waren. Da zog der König mit dem Reichsheer von der Riether Haide gen Keuschberg und stellte es dort in Schlachtreih. Und wie es des andern Tags (9ten September 933) mit aufgehobenen Waffen im Morgenroth dastand, ritt der fromme König an Allen vorbei und rief ihnen zu: »Wohlauf, deutsches Volk! Mit Gott wird's gelingen!« Und Alle sah'n mit hellen Freuden auf's Reichsbanner; da stand der Erzengel Michael drauf, wie er den Drachen schlug. Beim Eisleb brach die Schlacht los. »Kyrieleison« war der Deutschen Losung; »Hui!« brüllten die Ungarn und flogen heran und stürzten zurück und sprengten wieder heran; alles umsonst; wie aus Eisen gegossen standen die Deutschen. Als aber die Ungarn wichen, fingen die Deutschen an, sich zu rühren, und machten ihr Meisterstück; da ward vor Waffengeklirr und Gestöhn von Sterbenden das Wörtlein Gnade nicht gehört, aber wie Donner scholl's über das Feld: »Deutschland für immer!« Da schweifte manch ein ledig Roggaros über den Plan und suchte unter den Todtenhaufen seinen Herrn; viele andre flogen wie Pfeile dahin und dahin, die ungarischen Reiter drauf duckten sich tief an die Mähnen hinab, daß kein deutscher Streich sie gewahr werde; doch es nützte ihnen nichts. Erst in der Nacht machten die fleißigen Deutschen Feierabend: Lager, Fahnen und aller von den Ungarn zusammengeschleppte Raub waren ihr Preis, der schönste Fund aber, den sie machten, waren die gefangenen Christen, welche sie der Bande entledigten. Jauchzend riefen sie auf dem Schlachtfeld dem König zu: »Hoch, Vater des Vaterlandes!« und er dankte in tiefinniger Andacht dem großen Vater droben für Deutschlands Befreiung. Nur noch drei Jahre lebte er nach diesem glorreichen Tag zum Segen der Ordnung und des Rechts, und war der Stolz aller Deutschen, die er in Ein' und Ruhm wieder zu Brüdern gemacht.

Vier Söhne hatte er, — den einen, Thankmar, von seiner ersten Hausfrau, welche schon Nonne gewesen war, drum wurde derselbe nicht als rechtmäßiger Sohn anerkannt, — die drei andern, Otto, Heinrich und Bruno, von seiner zweiten Frau, der frommen Mathilde, welche von dem Geschlecht des Helden Wittekind abstammte. Von diesen dreien wurde Bruno geistlich, also blieben nur Otto und Heinrich, welche den Thron zu besteigen berechtigt waren; der König liebte beide gleich und beide hätte er gerne bedacht. Aber noch mehr als seine Kinder liebte er das deutsche Reich und wollte dessen Kräfte durch keine Trennung schwächen, wie es die Könige vor ihm so oft gethan hatten. Also empfahl er auf dem Todbette den Fürsten nochmals seinen Sohn Otto, welchen sie selbst schon früher zu seinem Nachfolger gewählt hatten,

als König. Darnach starb er am 2ten Juli 936 in der güldnen Au zu Memleben an der Unstrut und wurde in seiner liebwerthen Stadt Quedlinburg begraben.

Reizvoll Anget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Klopstock.

Alsobald huldigten die Fürsten und edlen Herrn dem Königssohn Otto; von ihnen begleitet brach dieser von Quedlinburg auf und fuhr nach Aachen. Dort erneuerten die Herzoge von Baiern, Schwaben, Franken und Lothringen mit den andern Großen des Reichs in einer Halle neben dem Dom am 8ten August 936 die Wahl und schwuren dem Otto Treue und Lehnspflicht. Dann schritten sie mit ihm in den Dom, wo die Geistlichkeit und das Volk versammelt waren. Und der Erzbischof Hildibert von Mainz, als erster Kirchenfürst von Deutschland und als Erzkanzler, nahte dem jungen König mit der Inful auf dem Haupt und dem Hirtenstab in der Hand, führte ihn in Mitten des Doms, zeigte ihn allem Volk und sprach: »Seht hier Otto, welchen Gott zum König ausersah, weiland Herr Heinrich dazu empfahl und die Fürsten des Reiches erkoren haben. Gefällt euch die Wahl, so erhebe jeder von euch seine rechte Hand!« Da hob das Volk frohlockend die Hände auf und nun führte der Erzbischof den König zum Altare, wo die Reichskleinodien lagen. Er umgürtete ihn mit dem Schwert Kaiser Karls des Großen und sprach zu ihm: »Nimm und führ' es den Feinden Christi zum Schrecken, der Christenheit zum Heil.« Dann that er ihm den Kaisermantel und die Armringe an mit den Worten: »Bleibe, in den heiligen Glauben gehüllt, getreu bis in den Tod und erhalte den Frieden.« Hierauf legte er ihm das Scepter und den Stab in die Hände, salbte ihn mit dem geweihten Oele und sprach dazu: »Herrsche recht als Vater über deine Unterthanen, schütze die Diener Gottes, die Wittwen und die Waisen; das Oel der Barmherzigkeit gehe dir nimmer aus!« Nach diesem setzte er mit Hülfe der Erzbischöfe von Köln und Trier dem König die Krone auf's Haupt und alle drei führten ihn zwischen zwei Marmorsäulen auf den Thron hinan; dort erblickte ihn alles Volk im vollen Glanz der Majestät. Er aber dachte, während das Hochamt gesungen wurde, an Karl den Großen, welcher unten in der Gruft des Doms auf seinem goldnen Stuhle saß, und schwur sich's zu, dessen Reich wieder herzustellen. Nach Beendigung des Gottesdienstes zog der König mit allen Fürsten, Grafen und Edlen, Bischöfen und Aebten in den kaiserlichen Palast und setzte sich an einen Marmortisch; da ward das Krönungsmahl vor ihm aufgetragen und die Herzoge bedienten ihn dabei, der von Franken als Truchseß, der von Schwaben als Mundschenk,

der von Baiern als Marschall und der von Lothringen als Kämmerer. Von dieser Zeit schreiben sich des Reichs vier Erzämter her, wodurch die höchste Herrlichkeit des Königs über alle Fürsten ausgedrückt ist, welche ihn aus ihrer Mitte erwählt haben, da er zuvor ihres Gleichen gewesen war.

Bald zeigte Otto dem deutschen Volk durch die That, daß er die Krone verdiente. In Böhmen hatte damals der wilde Herzog Boleslav seinen Bruder, den Herzog Wenzeslav, welcher ein frommer Christ war, an der Pforte der Peterskirche zu Prag erschlagen und weigerte die Huldigung. Da rüstete Otto als Oberlehnsherr Böhmens gegen den Brudermörder und sandte einen tapfern Mann, den Hermann Billung, das Gericht zu vollstrecken. Dieser kam mit einem Heer kampfrüstiger Sachsen, schlug den Boleslav und zwang ihn, daß er die Lehnspflicht erneuerte und Zins gab. — Bald darauf hielt der König das königliche Ansehen auch in Baiern aufrecht. Dort war Herzog Arnulf (937) gestorben und die drei Söhne desselben wollten das Land von dem König nicht zu Lehn haben, sondern es unabhängig behaupten. Da kam Otto plötzlich nach Baiern, sprach sie des Landes verlustig, und übergab es seinem Oheim Berthold, einem treuen Mann, welcher bis dahin Markgraf an der Etsch gewesen war. Während dieser Zeit aber waren die Ungarn wieder in Sachsen eingebrochen. Schnell zog nun Otto aus Baiern gegen sie heran, schlug sie, kehrte nach Baiern zurück, bezwang (938) die drei Brüder und verbannte Eberhard, den trotzigsten von ihnen, nach Schwaben: einen andern aber, den Arnulf, machte er zum Pfalzgrafen, und zu Regensburg, in der alten Hauptstadt Baierns, setzte er als seinen besondern Stellvertreter einen »Burggrafen« ein, damit durch diesen die Willkühr des Pfalzgrafen eben so in Schranken gehalten werde, wie die des Herzogs durch jenen.

Indessen war die Eifersucht der Franken und der Sachsen wieder erwacht. Die Franken hatten's noch nicht vergessen, daß das Reich von ihnen ausgegangen war, zu dessen Gedeihen der König ja auf fränkischer Erde gekrönt ward, und nun mußten sie es mit ansehen, wie die Sachsen durch die Gunst des Königs täglich an Ehre, Gütern und Macht zunahmen. Von allen Franken verdroß dies am meisten ihren Herzog Eberhard, und weil er sich auch noch für seine Person übervortheilt glaubte, hatte er schon 936 den Landfrieden gebrochen und auf eigne Faust eine Fehde erhoben. Dafür büßte der König ihn um schweres Geld und dessen Kriegsgesellen dadurch, daß sie zum Schimpf Hunde tragen mußten. Wie nun der König in Baiern war, erneuerte Eberhard mit seinen Freunden die Fehde und reizte auch Thankmar, des Königs Halbbruder, welcher um den Verlust seiner väterlichen Erbschaft und besonders deßhalb grollte, weil der König dem gewaltigen Markgrafen Gero die Grafschaft Merseburg zu Lehen gegeben hatte. So hielten jetzt Eberhard und Thankmar in der Rache treu zusammen und erhoben offnen Krieg im Sachsenland.

Und Eberhard fing des Königs jüngeren Bruder, Heinrich, und brachte ihn nach Franken; Thankmar zog an die Diemel, eroberte die Eresburg und setzte sich dann fest. Als Otto davon Kunde bekam, mahnte er seinen Halbbruder zuerst in Lieb' und Güte mit Bitten, dann mit Drohungen zum Frieden. Als aber auch diese nichts fruchteten, zog er wider ihn zu Feld und schnell eroberte sein Heer die Eresburg. Thankmar flüchtete in die Kirche. Aber, wie er am Altare stand, flog ein Spieß durch's Fenster und traf ihn, daß er zur Stelle hinsank und den Geist aufgab. Eberhard verlor darüber zwar den Muth nicht, wohl aber sein deutsches Herz, das er einst so schön kundgegeben hatte, und trachtete im Stillen selbst nach der Krone. Er verführte den jungen Bruder des Königs, Heinrich, welchen er noch in Gefangenschaft hatte, und reizte ihn zur Empörung. Um aber den König einstweilen sicher zu machen, gab ihm Eberhard den jungen Heinrich aus der Gefangenschaft zurück, und dieser verstellte sein böses Trachten gar schlau und legte nebst dem Erzbischof Friedrich von Mainz, der heimlich zu ihm hielt, Fürbitte für Eberhard ein, daß Otto ihn wieder zu Gnaden aufnahm. Nun reifte die Verschwörung erst recht, und Giselbert, der Herzog von Lothringen, ein Bruder des Erzbischofs Friedrich von Mainz, trat in den Bund; in Lothringen wollte sich alle Feinde Otto's versammeln und den Krieg zu dessen Sturz erheben. Das thaten sie im Frühjahr 939 und riefen nun auch den König von Frankreich zur Hülfe herbei, dafür sollte dieser das Land Lothringen erhalten. So machte die thörichte Herrschsucht deutsche Fürsten Ehr' und Treu' und Vaterland vergessen. König Otto aber war damals in großer Noth und Gefahr, und weder seine Tapferkeit noch sein Großmuth vermochte die trotzigen Herzen seiner Widersacher zu überwinden. Wie aber seine Bedrängniß am höchsten war und er dennoch nicht wankte, sprang das Glück, wie ein Löwe, ihm plötzlich bei und zerriß alle Netze seiner Feinde. Das geschah (im Jahr 939) also: Es lagen Eberhard und Giselbert bei Andernach am Rhein und wollten hinüber steuern; die meisten von ihren Kriegsleuten waren schon am andern Ufer. Die zwei Herzoge aber saßen noch auf dem schönen Feld beim Brettspiel und freuten sich der vielen Beute, welche sie sich aus des Königs Erblanden geholt. Da stürmten auf einmal der Schwabenherzog Hermann und zwei fränkische Grafen, welche dem König getreu waren, Udo von der Wetterau und Konrad vom Oberlahngau, genannt der Kurzbold, auf die zwei Herzoge heran, und es fiel Eberhard im Gefechte, Giselbert aber ertrank im Rhein (939). Als der junge Heinrich dies vernahm, floh er zum König von Frankreich; Otto aber benützte rasch sein Glück, drang in Frankreich ein und drängte den König, bis dieser um Frieden bat. Da unterwarf sich ganz Lothringen dem siegreichen Otto und dieser übte Gnade gegen Alle, welche sich an ihm vergangen hatten. Heinrich war jedoch von seiner Herrschsucht noch nicht genesen und spann bald nachher (941) mit vielen

mißvergnügten sächsischen Grafen, welchen des Königs Regiment zu streng war, eine neue Verschwörung an; sie wollten Otto zu Quedlinburg, wenn er dort das heilige Osterfest beging, ermorden und Heinrich sollte dann die Krone erhalten. Gerade noch zu rechter Zeit entdeckte Otto den ruchlosen Plan und richtete die Verschwornen. Heinrich selbst entkam jedoch und schweifte flüchtig umher; endlich fand er Herberg und Schutz. Endlich kam er reuevoll nach Sachsen zurück und warf sich dem König zu Füßen; mild wie immer verzieh ihm dieser auch jetzt; ja er übergab ihm später (945) sogar das Herzogthum Baiern, als dieß nach dem Tode Bertholds ledig wurde. Von da an blieb Heinrich seinem Bruder endlich getreu, aber seine Ränke konnte er doch nicht lassen und stiftete dadurch noch gar viele böse Händel. Nachdem nun die schlimme Zeit verübet war, gab Otto dem fränkischen Grafen Konrad, dem Rothen zubenannt, der Burggraf zu Worms war, das Herzogthum Franken und verheirathete ihn mit seiner Tochter; später (943) gab er demselben auch das Herzogthum Lothringen. Schwaben verlieh er nach dem Tode des Herzogs Hermann seinem Sohne Ludolf, welcher die Tochter Hermanns zur Hausfrau erhalten hatte. Sein Stammherzogthum Sachsen aber, welches er bisher selbst verwaltet hatte, übertrug er dem tapfern Hermann Billung, welcher auch mit ihm verwandt war. So suchte er durch Bande des Bluts die Treue der Herzoge mit der Königsmacht zu verknüpfen, damit die Kraft des deutschen Reiches nicht mehr durch Zwiste im Innern schändlich zersplittert würde, sondern allen äußeren Feinden furchtbar sei.

Gleichwie Karl der Große, welchen Otto stets zum Vorbild nahm, die Bekehrung der Sachsen und ihre Verschmelzung mit allen übrigen Deutschen erstrebt hatte, also trachtete Otto sein ganzes Leben hindurch nach dem Ruhm, die Slaven zu Christen und zu Deutschen zu machen. Das war ein ungerechtes Werk, wiewohl Otto es für ein gottgefälliges hielt: denn keinem Fürsten der Welt gibt Gott das Recht, ein Volk zu unterdrücken. Und gleichwie die ungerechte Absicht verwerflich war, so war auch die Ausführung schändlich. Wider die Slaven focht nämlich der Markgraf Gero, welcher ein gewaltiger Kriegsmann aber roh und grausam war und die Slaven wie Hunde ansah, die nur durch die Peitsche in Treue zu halten seien. So hat er einmal dreißig ihrer Fürsten zu einem Gastmahl laden, und während sie sorglos zechten, überfallen und ermorden lassen. Darnach hat Gero (940) alle Wenden bis an den Oderfluß unterworfen, daß sie Zins geben mußten. Und Otto stiftete die Bisthümer Magdeburg und Havelberg. Aber durch die Unmenschlichkeit der deutschen Christen wurden die unterdrückten Slaven erst recht verlockt und heimtückisch.

Auch die nördlichen Nachbarn des Reichs, die kriegerischen Dänen, empfanden Otto's Arm. Ueber diese herrschte König Harald, mit dem Zuna-

men »Blauzahn«; der hatte die Mark Schleswig, welche König Heinrich gestiftet, (um's Jahr 948) erobert und mit Mord und Brand verwüstet. Da ist Otto wider die Dänen ausgezogen, über das »Dannewirk« gestiegen und hat sein Heer siegreich bis zur äußersten Spitze Jütlands hinaufgeführt. Dort warf er, zum Wahrzeichen, daß nun das Meer seinem Sieg Grenzen setze, seinen Speer in die Wogen hinab: davon heißt der Meerbusen dort der »Ottensund.« Nach einer Schlacht bei Schleswig bat Harald »Blauzahn« endlich um den Frieden und erhielt ihn unter der Bedingung, daß er sich taufen ließ und sein Reich Dänemark dem deutschen König zu Lehen übergab. »Da stiftete Otto drei Bisthümer in Jütland zur Bekehrung des Volks; denn die Religion war ihm ein heiliger Ernst, wenn er auch in der Wahl der Mittel zum Zweck nach der Ansicht seiner Zeit oft irrte. Aber der gute Zweck soll nie ein schlechtes Mittel heiligen.

Durch so viele kühne Thaten hatte Otto, da er erst 38 Jahre zählte, das Ansehen der deutschen Königswürde und die Grenzen des Reiches weit ausgebreitet; mit freudigem Stolz sah das deutsche Volk auf ihn, wie er es bei allen andern Völkern zu hohem Ruhm brachte. Die Franken kamen wieder zu Ansehen; der Heerbann hielt sie fest zusammen, und der Stern der Ehre leuchtete ihnen zu kühnen Thaten. Auch die Geistlichkeit hielt den König Otto gar hoch, weil er nicht blos den Glauben durch Schwertesmacht ausbreitete, sondern auch die Kirche durch reiche Gaben und kostbare Rechte trefflich versorgte. In den Städten wuchs indessen das Bürgerthum still und unbeachtet, aber kräftig heran, dem ersten Morgenschimmer der neuen Freiheit begrüßt. So war im Innern des Landes ein schönes Einverständniß zwischen allen Ständen, und hochoben auf der Spitze der Ordnung stand der König, gerecht, kühn, fromm, mild und weise, das deutsche Herz voll stolzer Hoffnungen auf noch größere Herrlichkeit.

Damals lebte in Italien ein treuloser Tyrann, Berenger, Markgraf zu Ivrea. Dieser hatte Lothar, den jungen König von Italien, vergiftet und dessen Wittwe, die schöne Adelheid, welche von Geburt eine Königstochter aus Burgund war, gefangen genommen, weil sie sich weigerte, seinen Sohn Adalbert zum Mann zu nehmen. In dem finstern Thurm eines Schlosses am Garda-See hielt er sie verschlossen. Da saß sie vier Monden lang in ihrem Leid, und betete inbrünstig zu Gott, daß er ihr einen Retter sende. Ihr getreuer Kaplan brach endlich heimlich ein Loch in die Mauer des Thurms und grub einen Gang in der Erde in's Freie: auf diesem flüchtete er die schöne Wittwe und brachte sie glücklich bis an den See bei Mantua, wo sie ein Fischer von Almosen pflegte: von dort kam sie auf das feste Schloß Canossa, das auf einem hohen Felsen stand, um welchen ringsher Wasser floß. Azzo, der Herr des Schlosses, nahm sie mit Freuden auf und vertheidigte sie

getreulich gegen Berengar, als dieser grimmig heranzog und das Schloß belagerte. Nun hatte Adelheid gar viel von dem Ruhm des deutschen Königs Otto vernommen, drum sandte sie jetzt zu ihm und bat ihn, er möge als christlicher Ritter ihre fräuliche Ehre rächen: dafür bot sie ihm ihre Hand und das Reich Italien. Wie Otto, welcher Wittwer war, diese Kunde vernahm, rief er alle Freien und Treuen zusammen und ermahnte sie, ihm zum Schutz der bedrängten Unschuld beizustehn. Das war deutschen Herzen ein lieber Klang: schnell ritt ein edles Heer mit dem König, seinem Sohn Ludolf und seinem Bruder, dem Baierherzog Heinrich, im J. 951 gen Welschland. Als sie herankamen, floh Berengar voll Schrecken von den Mauern des Schlosses Canossa hinweg, während die Stadt Pavia sich dem deutschen König mit Freuden ergab. Alsobald huldigte ihm das Reich Italien, wo seit Arnulf kein Deutscher mehr als König oder Kaiser geherrscht hatte. Die schöne Adelheid aber zog nun ihrem deutschen Ritter entgegen und gab ihm als seine Hausfrau die Hand. Zu Pavia wurde die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert und es strahlte die Kraft des Königs wie Sonnenglanz und wie Mondenschimmer leuchtete die Holdseligkeit der Königin.

Im nächsten Jahre beschloß Otto, mit Adelheid nach Deutschland zurückzukehren: doch zuvor übergab er dem Herzog Konrad von Franken und Lothringen die Vertheidigung des welschen Reichs gegen den Berengar. Und es gelang der klugen Rede Konrads, daß Berengar beschloß, dem König nach Deutschland zu folgen, und sich zu unterwerfen: denn Konrad hatte ihm versprochen, sich bei dem König für ihn zu verwenden, daß er in Ehren und Gnaden aufgenommen würde. Wie aber Berengar zu dem König nach Deutschland kam, hatten Adelheid, welche ihr Leid noch nicht vergessen konnte, und der Baierherzog Heinrich, welcher der schönen Frau gerne schmeichelte, des Königs Herz also eingenommen, daß er den Berengar drei Tage lang ungehört warten ließ. Darob zürnte Konrad dem Könige schwer und trug es ihm nach, obgleich Berengar nachher auf einem Reichstag zu Augsburg das Reich Italien zu Lehn erhielt. Aber die Marken Verona und Aquileja bekam Herzog Heinrich von Baiern.

Diesem war sein wackrer Neffe Ludolf schon lang ein Stein im Weg gewesen, denn er fürchtete, daß der tapfre Königssohn einst die Krone erhalten werde; und er hatte Zwist mit ihm, welchen der König zu Gunsten des Baierherzogs vertrug. Dadurch fühlte sich Ludolf hart gekränkt, und wie er sah, daß seine stolze Stiefmutter mit dem ränkevollen Oheim wider ihn sei, verband er sich mit dem Herzog Konrad: alle Fürsten und Edlen, welche den Herzog Heinrich schon längst im Stillen haßten, schlossen sich an diese Beiden, zumal Arnulf, der Pfalzgraf in Baiern, welcher den Gedanken nicht ertragen mochte, daß sein uraltherrliches Geschlecht, die Nachkommenschaft Luitpolds,

in Baiern eingeboren, durch den sächsischen Heinrich von der Herrschaft in Baiern verdrängt bleiben sollte! Bald kam die Empörung zum Ausbruch, in welcher viel Blut vergossen ward: so oft auch zum Frieden geredet wurde, trat der böse Heinrich mit Stachelworten zwischen das Herz seines Bruders, des Königs, und die der Fürsten, daß die Versöhnung immer gehindert ward. Endlich kam's dahin, daß sich Ludolf und der Pfalzgraf in Regensburg vertheidigten. Konrad aber floh gen Lothringen und rief, von seinem Zorn gegen den König und Heinrich von Baiern verblendet, die Ungarn zu Hülfe: diese zogen eilig heran und sengten und würgten bis Frankreich. Der König aber brach rächend in Baiern ein. Jetzt erst kam Konrad zur Besinnung, erkannte schaudernd, welchen Frevel er am ganzen Vaterland begangen, und unterwarf sich. Bald darauf wurde der Pfalzgraf bei einem Ausfall aus Regensburg erschlagen: Ludolf floh in sein Herzogthum Schwaben zurück, Regensburg kam in des Königs Gewalt und der Aufstand wurde unterdrückt. Nun nahm der König dem Herzog Konrad Lothringen und theilte dies Land, doch ließ er jenem, um seiner Reue willen, gnädig das Herzogthum Franken. Und als Ludolf sich seinem Vater reumüthig zu Füßen warf, verzieh dieser auch ihm von Herzen: doch nahm er ihm das Herzogthum Schwaben ab und gab es einem getreuen Mann, Burkhard, dem Eidam seines Bruders Heinrich.

Kaum war (im J. 954) der Friede zur Freude aller Wohlgesinnten geschlossen, so kamen im nächsten Jahre die Ungarn aus Frankreich zurück in's Baierland, und drohten übermüthig, daß ihre Rosse die deutschen Ströme austrinken sollten. Zahlloses Volk, es wird erzählt, daß ihrer 100,000 gewesen (rohe gegen Baiern heran und legte sich an den Lech vor Augsburg. In dieser Stadt war der Bischof Ulrich, ein gar frommer und muthiger Mann; der machte die Augsburger wehrhaft und stärkte sie im Vertrauen auf Gott. Wie nun die Ungarn eines Morgens zu den Mauern aufschauten und sie von lauter Harnischen und Schwertern leuchten sahen, ward ihnen plötzlich Botschaft, daß der König mit dem deutschen Heerbann wider sie auf's Lechfeld herangezogen sei: das breitet sich zwischen dem Lech und der Wertach zehn Wegstunden lang aus. Da mochten die Ungarn vor Kampflust nicht länger vor Augsburg liegen bleiben und ritten dem König entgegen an den Lech. Schnell zogen nun auch die Augsburger mit dem Bischof Ulrich zu dem Heerbann hinaus. Der König theilte denselben in acht Haufen: drei davon waren lauter Baiern, die führte Graf Eberhard von Sempt und Ebersberg an (weil der Herzog Heinrich krank lag), den vierten Haufen bildeten die Franken, an ihrer Spitze stand Herzog Konrad, der voll Schaam über seinen Verrath war und vor Begier brannte, ihn durch einen ehrlichen Tod in der Schlacht zu büßen: der fünfte Haufe bestand aus den edelsten Kampfhelden des ganzen Heeres, der König selbst war ihr Vorfechter und vor ihm her flog der Erzengel Michael,

wie vor seinem Vater bei Merseburg: den sechsten und siebenten Haufen bildeten die Schwaben mit ihrem Herzog Burkhard und den achten die Böhmen: — alle diese Völker schwuren sich untereinander Treu' und Hülfe wie leibliche Brüder. Das war am 9ten August 955. Wie nun die Ungarn das deutsche Heer in Schlachtordnung erblickten, schwammen sie voll Ungeduld auf ihren Rossen durch den Lech an's linke Ufer: dort umringten sie die Schlachtordnung der Deutschen und warfen sich plötzlich mit wildem Geheul auf die Böhmen. Diese hielten den Pfeilregen nicht lange aus, flohen und überließen voll Schrecken den Ungarn den Troß. Da brachen die Sieger schnell auch auf die Schwaben los, welche sich mannhaft wehrten, aber endlich dennoch weichen mußten. Wie der König diese große Gefahr sah, winkte er dem Herzog Konrad von Franken: wie ein gereizter Löwe sprang dieser den Ungarn entgegen, warf sie zurück, befreite alle Deutschen, welche sie gefangen hatten, und brachte sie dem König. Am andern Morgen, (es war der Festtag des heiligen Laurentius,) betete der König inbrünstig zu Gott und gelobte, wenn Christus ihm die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes überwinden helfe, dem heiligen Laurentius ein Bisthum in Merseburg zu stiften. Dann las der Bischof Ulrich dem Heer die Messe und reichte dem knieenden König den Leib des Herrn. Wie sich Otto wieder erhoben, sprach er zu den Deutschen: »Seht um euch! Zahllos sind die Haufen der Heiden, aber mit uns ist der mächtigste Helfer, Christus mit seinen Schaaren. So laßt uns aushalten und lieber sterben, als weichen. Doch wozu viel Worte? Statt der Zunge rede das Schwert!« Hoch zu Roß, den Schild am Arm, die heilige Lanze schwingend, sprengt er jetzt, im Glanz der Morgensonne, seinen Deutschen voran. Nun beginnt die Schlacht. Unwiderstehlich rückt das deutsche Heer, Mann an Mann, gegen die Ungarn heran; vor deutscher Einigkeit und deutscher Begeisterung wird ihr blinder Ungestüm zu Schanden. Schon weichen sie auseinander; um so heißer wird ihre Wuth; viele deutsche Helden müssen sie büßen. Da sinken Graf Theobald, (der Bruder des Bischofs Ulrich) und sein Vetter Reginald; Herzog Konrad von Franken löf't sich in der Hitze den Helm los, da trifft ihn ein Pfeil in die Kehle, und so löf't ihn der Tod von seiner Schuld. Wie nun die Ungar-Haufen zersprengt werden, schreiten die Deutschen über die, welche noch widerstehn wollen, zermalmend hinweg. Jetzt wird die Verwirrung der Ungarn allgemein, ihr Entsetzen wächst; die weite Ebene wimmelt von Flüchtlingen; die Deutschen über sie herein, wie der Zorn Gottes! Heulend sprengen die Ungarn in den Lech, aber der ist gut deutsch und läßt weder Rosse noch Reiter los; Leichen füllen das Flußbett, die blutgefärbten Wasser schwellen über. So wird das übermüthige Volk vernichtet: nur Wenige entrinnen dem heißen Tag. Noch am Abend zieht Otto mit dem Bischof Ulrich glorreich in Augsburg ein und dankt

dem Herrn für Deutschlands Befreiung. — Am andern Tage ritt er auf's Schlachtfeld hinaus, seine Todten zu zählen; da fand er Konrads Leiche und weinte um den tapfern Mann. Dann zog er über den Lech und ließ allerorten in Baiern gebieten, auf die Flüchtigen zu fahnden. Wo sie sich blicken ließen, schlug sie das erbitterte Baiervolk wie Wölfe todt; drei gefangene Ungarfürsten ließ Herzog Heinrich vor dem Ostenthor in Regensburg aufhängen. Nur sieben Männer von den hunderttausend, die gekommen waren, sollen die Botschaft der Niederlage nach Ungarn heimgebracht haben. Darnach hielt Herzog Heinrich zu Regensburg ein strenges Gericht über alle Verräther des Vaterlandes, welche sie herbeigerufen, der Bischof von Salzburg wurde geblendet und der von Aquileja entmannt. Das war des Baierherzogs letztes Werk auf Erden; er starb noch im selben Jahr. Die Ungarn aber wagten sich seit der Zeit nicht weiter vor Kis bis zu ihrer Grenzfestung, welche die Eisenburg hieß; diese stand gar trutzig auf einem Felsen am rechten Donauufer, auf der Stelle, wo nachher das stattliche Kloster Mölk erbaut worden ist.

Indessen hatten sich die Wenden um ihre Freiheit wieder erhoben und den Sachsenherzog Hermann Billung hart bedrängt. Schnell zog Otto, der allüberall war, wo das Reich seiner bedurfte, in ihr Land und lagerte am Fluß Dossa, wo dieser in die Havel rinnt; da umgingen ihn die Obotriten und Ukern mit andern slavischen Völkern und schlossen ihn ein, daß er in große Gefahr kam; obendrein schlichen sich zwei böse Gäste, Hungersnoth und Seuche, in sein Heer. Grad noch zur rechten Zeit kam der Schrecken aller Slaven, der Markgraf Gero, herbei, und schlug die Feinde am 16ten October desselben Jahres, in welchem Deutschland der Ungarn ledig geworden; ihr Fürst Stoinef kam auf der Flucht um. Aber die Kriege der Deutschen mit den Slaven hatten damit noch kein Ende. Später 958 und 959 hat Gero den Polenherzog Mieſiko bezwungen.

Während dieser Zeit hatte Berengar in Italien, welches er vom deutschen Reich zu Lehn trug, seines Lehneides spottend, — mit unerträglicher Willkühr und Grausamkeit gewaltet; er wähnte sich sicher, weil König Otto mit den Ungarn und Wenden zu kämpfen hatte. Da riefen die welschen Fürsten dessen Hülfe an. Und Otto übergab seinem Sohne Ludolf ein wohlgerüstetes Heer, daß er sich die Herrschaft der Lombardei erkampfe. Wie nun der Königssohn dahin kam, thaten sich ihm alle Herzen und Städte auf und Berengar hatte bald nirgends mehr einen Zufluchtsort. Durch Verrätherei ward er sogar dem tapfren Ludolf überliefert, aber dieser ließ ihn schwören: sich dem König Otto wieder zu unterwerfen und gab ihn dann großmüthig frei; auch über Adalbert gewann Ludolf den Sieg. — Doch bald darauf starb er (957) jähen Todes, und die Welschen sagten, Berengar habe ihn vergiften lassen.

Dieser aber fiel jetzt frohlockend sogar in den römischen Kirchenstaat ein. Da beschloß König Otto, auf die vielen Bitten des Papstes und der Großen Italiens, selbst nach Italien zu kommen, um den Berengar zu züchtigen, Ordnung und Gerechtigkeit herzustellen, und das Kaiserthum endlich mit dem deutschen Königthum zu vereinigen, wie Karl der Große, Otto's ruhmreiches Vorbild, es gethan. Darum berief er im Jahre 961 die deutschen Fürsten auf einen Reichstag zu Worms und sie billigten seinen Vorsatz und wählten seinen Sohn, den siebenjährigen Otto, welchen er ihnen vorgeschlagen hatte, zu ihrem Könige; dann zog er mit ihm nach Aachen zum Fest der Pfingsten, dort wurde der Knabe gekrönt. Hierauf brach der König mit einem großen Heere, und von seiner Gemahlin Adelheid begleitet, von Deutschland auf und fuhr gen Welschland, in voller Pracht und Herrlichkeit, wie es der Würde eines Königs der Deutschen geziemte. So kam er nach Pavia. In Mailand erklärten alle geistlichen und weltlichen Fürsten den Berengar und sein ganzes Geschlecht, als verflucht, für ewige Zeiten der Herrschaft unwürdig und erwählten den Otto zum König. Dann holten sie diesen nach Mailand. Der Erzbischof dieser Stadt salbte ihn und setzte ihm die »eiserne Krone« der Lombarden auf; die war von Gold und hieß also von einem eisernen Reif im Innern, welcher aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet worden. Als König von Lombardien zog nun Otto im Januar des nächsten Jahres (962) nach Rom. Dort wallten ihm der Senat, die Ritter und das Volk, seinen Ruhm lobsingend, zum goldnen Thore heraus entgegen, und er ritt auf einem weißen Roß zum Vatikan und stieg die Stufen zur St. Peterskirche hinan. Vor ihren silbernen Pforten schwur er, daß er die römische Kirche immerdar schirmen werde, wie Kaiser Karl es gethan. Am andern Tage (dem Fest Mariä Lichtmeß) salbte ihn der Papst Johannes XII. in der Peterskirche zum Kaiser und setzte ihm die Krone auf. Zahlloses Volk aus den verschiedensten Ländern der Christenheit jauchzte ihm zu und alle Großen Roms beschwuren ihm auf die Reliquien St. Peters ihre Treue. Otto wollte aber nicht bloß dem Namen nach Kaiser sein, sondern waltete auch als solcher in Italien. Da wurden die ersten Grundsteine der freien städtischen Verfassungen gelegt, besonders aber ließ sich's der Kaiser angelegen sein, sowohl sein Verhältniß zu dem Papst, als auch das des Papstes zu den Römern festzustellen. Doch bald mußte er erfahren, daß die Römer das Kaiserthum nur als eine leere Würde ohne Macht betrachteten und ihre Selbstständigkeit der Fremdherrschaft nicht aufopfern wollten. Mit Strenge trat er denn als oberster Richter mitten unter die Römer, und sie beugten ihre stolzen Nacken; aber so oft er wieder ferne war, richteten sie sich grimmig empor und stritten an der deutschen Oberherrschaft. Die Deutschen nannten dies Wankelmuth und schalten die Welschen untreu; doch das ist der Fluch jeder Fremdherrschaft, daß sie rings um die unvertilgbaren Wurzeln des edlen Frei-

heitsdranges das Unkraut der Heimtücke großzieht. Der Kaiser aber bändigte die Widersacher seines Ansehens, endlich (964) bekam er auch den ruhlosen Störenfried Berengar in seine Gewalt und ließ ihn nach Deutschland auf die feste Babenburg bringen, wo derselbe starb. Otto selbst ging im nächsten Jahre dorthin zurück. Dort hatte indessen Markgraf Gero (964) die Slaven in der Niederlausitz unterworfen, aber in der Schlacht seinen einzigen Sohn verloren, für dessen künftige Hoheit er sein langes Leben hindurch so tapfer gekämpft; dies Herzleid hatte er jetzt zum Lohn für seine Unmenschlichkeit gegen die Slaven. Verzweifelnd pilgerte der narbenvolle Greis nach Rom, legte sein Schwert auf den Altar St. Peters, that Buße, zog auf der Heimkehr zu St. Gallen ein Mönchsgewand an und starb (965) in der Heimath.

Während nun der Kaiser in Deutschland war, hatte Adalbert, der Sohn Berengar's, in Italien den Kampf alsogleich erneuert; zur selben Zeit stritten in Rom die mächtigen Adelsgeschlechter um die Herrschaft, daß große Verwirrung war. Da schickte der Kaiser zuerst den Herzog Burkhard von Schwaben nach Italien: dann kam er selbst (966) hin und hielt ein furchtbar Gericht über Alle, welche das kaiserliche Ansehen keck verachtet hatten. Erschrocken huldigten ihm die Fürsten von Benevent und Capua; der Kaiser aber trachtete nun auch darnach, das untere Italien, welches bis dahin noch unter der Oberherrschaft der griechischen Kaiser gestanden, zu gewinnen, damit das römische Kaiserthum in der ganzen Fülle der alten Macht und Herrschaft wieder aufblühe. Er hoffte, dieß friedlich in's Werk zu setzen. Drum berief er seinen Sohn Otto II. nach Rom, ließ ihn von dem Papst zum Kaiser krönen, und warb für ihn um Theophanien, die Stieftochter des griechischen Kaisers Nikephoros. Durch diese Vermählung gedachte er die Landschaften Unteritaliens von den Griechen als Brautschatz der Prinzessin zu erhalten. Aber Nikephoros war voll thörichten Dünkels und betrachtete sich selbst als einzigen rechtmäßigen Erben des römischen Kaiserthums so wie des ganzen Reichs Italien, den deutschen König hingegen blos als einen Räuber jener Würde und dieses Landes. Also mißhandelte er dessen Gesandte, schlug ihm die Prinzessin Theophania ab und verbündete sich heimlich mit Adalbert. Da gab Otto in Unteritalien durch Waffenthaten kund, daß sich der deutsche Name nicht ungestraft schimpfen lasse, am wenigsten von einem so entnervten und verderbten Volk, wie die Griechen waren. Bald darnach (969) wurde Nikephoros zu Konstantinopel ermordet; sein Nachfolger, Johannes Tzimiskes, welcher den Frieden suchte, sandte Theophanien als Braut des jungen Otto II. nach Italien und Otto I. ließ nun den Griechen die Landschaften Apulien und Calabrien bis auf Benevent und Capua.

Mit großer Pracht wurde die Hochzeit Otto's II. (972) mit Theophanien zu Rom gehalten. Dann kehrten die beiden Kaiser, Vater und Sohn, nach Deutschland zurück und begingen das heilige Osterfest (973) zu Quedlin-

burg. Da saß Otto I. in seiner Pfalz, welche, auf lieblicher Anhöhe ragend, auf die wogenden Waldwipfel des Harzes weithin schaute; rings um den alten Kaiser saßen sein Sohn Otto II., die edlen Frauen Adelheid und Theophania, die Herzoge von Sachsen, Schwaben, Franken, Baiern, Lothringen, Polen und Böhmen, nebst vielen Markgrafen, Grafen und edlen Herrn, dazu alle geistlichen Fürsten des Reichs, und Gesandte kamen herbei aus Ungarn und Griechenland, Rußland und Bulgarenland, aus Dänemark und Italien, brachten Geschenke und suchten die Bundfreundschaft des mächtigen Kaisers, dessen Ruhm wie Windesweh'n über die Erde ging. Also genoß er mit vollem Behagen das höchste irdische Glück, daß er, zufrieden mit sich selber, sein Lebenswerk überschauen konnte. Denn in Deutschland war Friede und Einigkeit, Wohlfahrt und Segen bei großem Waffenruhm, und es war für die andern Länder Europa's das, was das gesunde hochklopfende Herz für die Glieder eines Leibes ist. Nach jenem Osterfest zog Otto I. nach Merseburg, und von dort in die güldene Au, nach Memleben, wo sein Vater Heinrich gestorben war. Dort verschied auch er, sanft und ruhig, 973, seines Alters im 61sten Jahr.

7.

..... Wie oft schon zog das deutsche Heer,
Erles'ne Männer, schmucke Jünglinge,
Des Vaterlandes Stolz, der Ihren Wonne,
Die Alpen nieder, um auf Welschlands Ebnen
Dahin zu schwinden wie das Sommergras!

Uhland.

Otto II. war bei dem Tode seines Vaters noch nicht 20 Jahre alt; da bestätigten ihn die deutschen Fürsten und Edlen in der Würde. Strotzend von Kraft, voller Sehnsucht nach Ruhm, strebte er vom deutschen Boden fort, nach Welschland hin, um Calabrien und Apulien wie einen Brautschatz seiner Gemahlin an sich zu bringen; bis Sicilien hinüber sollte der kaiserliche Reichsadler seine Flügel ausbreiten; dieß hatte der junge Kaiser im Sinn. Aber vielfache Fehden hielten ihn wider Willen noch länger in Deutschland zurück.

In Baiern war nämlich nach dem Tode Heinrichs dessen Sohn, welcher den Namen seines Vaters und dessen Herrschsucht geerbt hatte, zum Herzogthum gekommen; und wie sein Vater auf den tapfern Ludolf, so war er auf Ludolfs Sohn, Otto, eifersüchtig, welcher das Herzogthum Schwaben besaß. Weil nun der Kaiser diesen wider ihn begünstigte, so warb Herzog Heinrich von Baiern bei den Polen, Böhmen und Dänen um Hilfe und wollte offenen Krieg beginnen, um Baiern vom deutschen Reich loszureißen. Da standen gleich alle Baiern zu ihm und mochte wohl mancher im Stillen hoffen, daß ihr eingeborenes liebwerthes Herzoggeschlecht (das der Schyren) wieder zum Regiment

käme. Aber der Kaiser bekam (975) den Baierherzog in seine Gewalt und schlug die Böhmen, daß sie demüthig die Oberhoheit des deutschen Reichs wieder anerkannten; schnell wie der Blitz war er gleich drauf in Schleswig und zwang auch den Dänenkönig, Huldigung und Zins zu erneuern. Indessen war Heinrich aus seiner Haft entronnen, kam nach Baiern und ließ sich in aller Eil durch den Bischof von Freising in Regensburg zum König der Deutschen krönen. Aber der ächte König kam ebenso geschwind in's Baierland, fing ihn in Passau, schlug ihm mit dem Schwert den angemaßten Scepter aus der Faust, und ließ ihn nach Utrecht in sichere Haft führen; das Herzogthum Baiern gab er dann seinem Vetter Otto, dem Schwabenherzog.

Zur selben Zeit gelüstete es den König von Frankreich und dessen Bruder nach dem Besitz Lothringens, und die Franzosen kamen unversehens gen Aachen. Dort stand der Reichsadler auf dem Schloß nach Sachsen zugekehrt; den drehten die Franzosen um, daß er jetzt nach Frankreich hinsah, als säße dort der Herr, welchem Lothringen gehöre: drauf kehrten sie heim, als hätten sie was Großes gethan. Aber der Kaiser kam geschwind hinterdrein bis Paris, und steckte die Vorstädte in Brand, daß sich die Franzosen den rechten Herrn Lothringens beim Licht besehen konnten. Nicht lange darnach (980) kam der König von Frankreich an den Fluß Chair zu Otto II. und schwur diesem einen Eid, daß Lothringen nun deutsch bleiben sollte. Und es blieb's auch von damals an, 700 Jahre lang.

Nun aber hielt Otto II. es in der Heimath nicht länger mehr aus; ruhmdürstend ritt er noch in demselben Jahre mit seiner Gemahlin und vielen Fürsten nach Italien. Damals kämpften in Rom zwei Partheien um die Herrschaft und setzten nach Willkühr die Päpste ein und ab. Die eine Parthei wollte die Selbstständigkeit des römischen Staats wiederherstellen; an der Spitze derselben stand ein gewisser Crescentius, welcher alles, was deutsch war, grimmig haßte. Die andere Parthei aber hielt es mit dem Kaiser. An diesem Streit nahmen alle adligen Geschlechter mit furchtbarer Wuth Theil. Als Otto II. nach Rom kam, hatte die kaiserliche Parthei dort eben gesiegt; ungeduldig zog er nun mit einem stattlichen Heer von Schwaben, Franken und Baiern in die Landschaften Apulien und Kalabrien hinab. Wo er nur den Fuß hinsetzte, kam ihm das Glück entgegen, und lustig, als wär' es nur Kinderspiel, eroberte er die Städte Salerno und Tarent. Indessen hatten die Griechen die Araber von der Insel Sicilien herübergerufen; freudig eilte der junge Kaiser diesen entgegen und gewann im ersten Treffen wieder den Sieg. Nun aber verblendete ihn das Glück so ganz und gar, daß er sich durch eine verstellte Flucht der Feinde täuschen ließ; da wurde das deutsche Heer bei Basantello, nicht weit von Tarent, (982) überfallen und fast völlig erschlagen, Kaiser Otto II. selbst entrann mit genauer Noth an's Ufer des Meeres; dort ritt er mit dem Schwabenherzog und

wenigen Treuen auf und ab und sah ringsumher nach Rettung; feindliche Reiter waren ihm dicht auf den Fersen. Endlich gewahrte er ein griechisches Schiff und spornte sein Roß in's Meer, schwamm an Bord und kam unentdeckt glücklich bis gen Ressano. So hatte er Leben und Freiheit gerettet; aber ein tödtlicher Gram zehrte an ihm, daß er so viele tapfre Deutsche verloren und den Ruhm der deutschen Waffen noch dazu, der jetzt den feigen Griechen zum Gespött sein sollte. — Zur selben Zeit waren auch viele Sachsen durch die Slaven erschlagen worden, welche von jenen nicht länger wie »Hunde« mißhandelt sein wollten; aber die Slaven unterlagen zuletzt doch wieder.

Im Frühjahr 983 kamen die deutschen Fürsten zu dem Kaiser nach Verona auf den Reichstag, rissen die Schwerter aus den Scheiden und riefen: »Frisch auf, o Kaiser! Führ' uns hinab gegen die Griechen und Heiden; wir wollen mit ihnen Rechnung halten.« Da blühte des Kaisers Hoffnung wieder frisch auf; und er rüstete mit Macht. Zuvor aber bestellte er des deutschen Reichs Geschäfte und verlieh die erledigten Herzogthümer Franken, Schwaben und Baiern. Damals war auch die Markgrafschaft Oesterreich zu Lehn erledigt; um diese warb Leopold, ein edler Graf im Donaugau, vom Geschlecht der Babenberger, beim Kaiser, indem er ihm einen zerbrochnen Bogen vorwies, welcher einst Otto I. gehört hatte. Denn vor vielen Jahren hatte Leopold, damals noch ein Jüngling, den Kaiser Otto I. ganz allein auf der Jagd getroffen, wie sich derselbe eines angeschossenen Ebers nicht erwehren konnte, weil ihm der Bogen zerbrach. Da hatte Leopold den wüthenden Keiler erlegt und vom Kaiser den zerbrochenen Bogen erhalten, daß er ihn als Wahrzeichen vorweise, »wenn ein Reichslehn erledigt sei.« Also gab Otto II., um dies Versprechen seines Vaters zu erfüllen, jetzt dem Babenberger die Markgrafschaft Oesterreich. Und Leopold verwaltete sie als rechter Grenzhüter des deutschen Reichs, brach die stolzen Thürme der Eisenburg, worin die Ungarn dem deutschen Lande noch Trotz boten, und jagte diese bis über's Kahlengebirg, daß das Land Oesterreich endlich wieder deutsch ward, wie einst in uralten Zeiten, und auch deutsch blieb. — Wie nun der Kaiser das Reich so besorgt hatte, empfahl er, in trüber Ahnung, den deutschen Fürsten als Reichsständen seinen Sohn Otto, ein dreijähriges Kind, zu seinem Nachfolger; und, als sie dazu ihre Zustimmung gaben, vertraute er ihn dem Erzbischof von Köln zur Erziehung. Dann zog er nach Rom, um den Kampf auf's Neue nach Unteritalien zu tragen. Aber der Tod trat ihm in den Weg und zerbrach ihm Schwert und Herz (983).

Gerade hatten die Erzbischöfe von Mainz und Ravenna das Kind Otto III. zu Aachen gesalbt, als dort die Todesbotschaft anlangte. Schnell kam jetzt Herzog Heinrich aus seiner Haft hervor und nahm das Königskind als dessen nächster Blutsverwandter in seine Obhut; das that er nur, um unter einem so schönen Vorwand selbst herrschen zu können; durch diese Herrschsucht hat er

viel Zank und Streit über Deutschland gebracht, und davon den Beinamen des „Zänkers“ erhalten. Gleich waren auch die Slaven bei der Hand, um während der Partheiung das harte Joch der Knechtschaft abzuschütteln. Aber der Schwabenherzog Konrad und besonders der Erzbischof Willigis von Mainz hielten treu zu dem Königskind und zwangen (984) Heinrich den Zänker, daß er es seiner Mutter Theophania und seiner Großmutter Adelheid zur Erziehung übergab. Heinrich mußte froh sein, daß er sein verlornes Herzogthum Baiern wiederbekam: aber das Herzogthum Kärnthen wurde davon getrennt; das bekam Hezilo aus dem babenbergischen Geblüt, welcher bis dahin Baiern gehabt hatte.

Otto III. wuchs indessen bei den Frauen stattlich heran und lernte von ihnen griechische und welsche Sprache und Sitten und von dem geliebten Adt

Gerbert gar viel in den Wissenschaften. Dabei war er frühzeitig voll ritterlichen Muths und voll Lust zu Abenteuern. Schon als Kind von 6 Jahren zog er (986) gegen die Wenden mit in's Feld; wider diese ist abermals 9 Jahre lang Krieg geführt worden. Aber bei gar vielen Trefflichkeiten ward dem jungen König das Allerbeste fremd, das Vaterland, und wie er kaum das Jünglingsalter erreicht hatte, begehrte er mit noch viel heftigerer Sehnsucht als weiland sein Vater nach Welschland. Indessen hatte Crescentius zu Rom fast völlig wie ein unumschränkter Herr regiert. Da riefen die Römer den jungen König (996) herbei und er kam mit großer Freude und setzte, weil die deutschen Könige das Recht hatten, die Päpste zu wählen, einen deutschen Geistlichen (seinen Vetter), als Papst ein, welcher den Namen Gregor V. annahm. Dieser krönte ihn zum Kaiser und legte für den überwundenen Crescentius ein Fürwort ein, als Otto III. denselben verbannen wollte.

Nachdem nun Otto III. die Ordnung in Rom hergestellt hatte, ging er nach Deutschland zurück. Kaum war er jedoch dort angelangt, so rief der wilde Crescentius zu dem römischen Volk: »Schlaft ihr, Männer von Rom? Unsere Urväter haben einst die ganze Welt beherrscht, und wir sollen jetzt einen Fremden, einen rohen Barbaren aus jenem Volk, das einst den Römern um Sold diente, über uns als Herrn anerkennen? Pfui! wer will's dulden?« So entzündete er den Stolz des römischen Volkes und brachte es ganz auf seine Seite; dann vertrieb er den deutschen Papst, ließ einen schlauen Calabresen statt dessen erheben und wollte die Stadt Rom ganz vom abendländischen Kaiserthum trennen und sie lieber dem griechischen unterwerfen. Kaum hatte Otto III. dieß vernommen, so rückte er (998) mit Heeresmacht vor Rom, drang ein, und belagerte den Crescentius in einem starken Thurm, welcher später die Engelsburg genannt worden ist. Als sich der Trotzige nach langem Widerstand ergab, sprach der Kaiser ihm das Urtheil und ließ ihn nebst zwölf Andern enthaupten. Dann stellte er Ruhe und Ordnung wieder her und setzte seinen Lehrer Gerbert (unter dem Namen Sylvester II.) auf den Stuhl Sankt Peters. Je länger er aber in der Stadt Rom zwischen den Trümmern der alten Herrlichkeit wandelte, um so heftiger ward seine Liebe zu ihr und er faßte den Entschluß, für immer in Rom zu bleiben und es wieder zum Mittelpunkt der Weltherrschaft zu machen.

Als frommer Christ wallfahrte er indessen mit vielen vornehmen Römern, die er mitgenommen, nach Polen, wo der heilige Adalbert, Bischof von Prag, begraben lag, welchen die heidnischen Preußen erschlagen hatten, wie er ihnen das Evangelium predigte; und stiftete dem Märtyrer zu Ehren ein Erzbisthum zu Gnesen. Dann zog er durch die Gaue des Sachsenlandes an den Rhein, und zeigte den Römern, wie ganz anders Deutschland geworden war seit der Zeit, da Hermann den Varus im Teutoburger Wald geschlagen. Dann fuhr er gen Aachen und hielt dort einen Reichstag. Da wandelte ihn die Begierde

an, das Grab Karls des Großen zu eröffnen. Nachdem nun das Gewölbe erbrochen worden war, fand er jenen noch unverwest auf seinem Throne aufrecht sitzend, das Scepter in der Hand, den Heerschild des deutschen Reichs zur Seite, als bewache er dies noch im Tod, das majestätische Antlitz finster, als zürne er seinem jungen Nachfahr, daß er um Italiens willen sein deutsches Vaterland vergessen habe. Nachts darauf soll ihm, wie das Volk sich erzählte, Karl der Große erschienen sein und seinen nahen Tod geweissagt haben.

Voll stolzer Hoffnungen ging Otto III. hierauf (im J. 1000) von Aachen wieder nach Rom und erfuhr dort alsogleich den Wankelmuth der Italiener. Die römische Adelspartei, welche in der Stadt Tivoli wohnte, hatte nämlich während seiner Abwesenheit den kaiserlichen Statthalter daselbst erschlagen, konnte sich aber Otto's III. nicht erwehren, bat deßhalb um Gnade und empfing sie auch. Darüber zürnten jedoch die Feinde dieser Partei in Rom dem Kaiser,

erhoben dort einen Aufstand gegen ihn, und belagerten ihn in seinem eigenen Palast drei Tage lang, so daß weder Speise noch Trank zu ihm kam. Jetzt endlich erkannte Otto III., daß diese Treulosigkeit der Römer für ihn eine gerechte Züchtigung war, weil er sein Vaterland bisher geringer gehalten als die Fremde, und wie die Römer seinen Palast stürmten, trat er voll bittern Schmerzes auf die Zinne und rief zu ihnen hinab: »So lohnt ihr mir all' meine Liebe, daß ich um eurer willen meine treuen Deutschen, mein eigen Fleisch und Blut, von mir warf, und blos euch angehören und den Namen eurer Herrschaft wieder glorreich ausbreiten wollte bis an die äußersten Grenzen der Erde?« Dennoch mußte er vor den Römern heimlich entfliehen. Wie er aber außerhalb der Mauern in Sicherheit war, fürchteten die Römer seinen Zorn, veränderten plötzlich ihren Sinn und baten um Gnade. Doch auch des Kaisers Herz war dadurch völlig umgewandelt und er rief seine Deutschen zur Rache auf. Zu spät! Die welsche Luft war ihm schon zu Gift geworden. So mußte er denn auf fremder Erde, (1002) 22 Jahr alt, sterben; in deutscher Erde wollt' er wenigstens ruhen. Die Deutschen trugen seine Leiche aus Italien fort; die Italiener aber verfolgten sie bis an die Grenze; so vergalten sie ihm noch nach dem Tod seine blinde Liebe.

8.

... Noch regt sich mit Ahnerschauung
Der vaterländ'sche Geist.

Körner.

Otto's III. Ahnen hatten eifrig dahin getrachtet, die Einheit Deutschland's durch die Macht des Königthums zu festigen und das Reich für ihr Geschlecht erblich zu machen. Nachdem nun Otto III. gestorben war, ohne Kinder zu hinterlassen, trat sowohl der alte Freiheitsdrang der einzelnen deutschen Volkerschaften, als auch das gute alte Wahlrecht wieder in voller Kraft hervor.

Drei Fürsten bewarben sich damals um die Krone, nämlich Heinrich, Herzog von Baiern, (der Sohn Heinrichs des Zänkers, also ein Urenkel Heinrichs des Vogelstellers,) sodann Hermann von Schwaben (aus fränkischem Geblüt), und der tapfre Markgraf Eckhard von Meißen. Den ersten von diesen begünstigten die Geistlichen, besonders der Erzbischof Willigis von Mainz, vor den andern beiden; denn Heinrich war freigebig und demüthig gegen die Kirche. Außerdem kam es ihm zu statten, daß er bei Gelegenheit, wie die Leiche Otto's III. durch Baiern getragen wurde, die Reichskleinodien in seine Gewalt gebracht hatte. Bald befreite ihn der Tod von seinem mächtigen Nebenbuhler Eckhard und nachdem ihn Viele von den sächsischen Großen zu Werla zum

König erkoren hatten, kam er, — dem Schwabenherzog Hermann zum Trotz, welcher ihm den Weg verlegen wollte, — glücklich nach Mainz: dort krönte und salbte ihn der Erzbischof Willigis (am 11. Juni 1002); und im nächsten Jahre unterwarf sich dann Hermann von Schwaben. Bevor sich jedoch Heinrich zu Aachen auf den Stuhl Karls des Großen setzen durfte und dadurch allgemein als der zweite deutsche König seines Namens anerkannt werden konnte, mußte er den Thüringern eine herkömmliche Abgabe erlassen, und den Sachsen, so wie den Lothringern feierlich beschwören, daß er ihre alten einheimischen Rechte und Gesetze nicht antasten wollte. Diese Bedingungen nun, welche die deutschen Völkerschaften dem König machten, bevor sie ihn als solchen anerkannten, sind die ersten Spuren der »Wahlkapitulation«, durch welche in nachfolgenden Zeiten die königliche Macht heilsam eingeschränkt worden ist, damit die Einheit Deutschlands nicht auf Kosten der Freiheit erhalten werde. Gleichwie nun die Fürsten als Reichsstände dem König gegenüber die Selbstständigkeit und die Rechte ihrer Völkerschaften bewahrten, so war's natürlich, daß sie selbst in ihren eigenen Ländern durch die Landstände, als Vertreter der untergebenen Völkerschaft, in Schranken gehalten wurden, denn dieser stand nach uralter deutscher Sitte ebenso das Recht zu sich, die Herzoge zu wählen, wie die Herzoge das Recht der Königswahl ausübten.“ Dies sah auch König Heinrich II. ein und sprach's in klaren Worten aus. Bevor er nämlich König geworden war, hatte er dem Markgrafen Hezilo von Schweinfurt das Herzogthum Baiern versprochen; als ihn nun nach seiner Erhebung Hezilo an dies Versprechen mahnte, gab er demselben folgende Antwort: »Die Baiern haben das Recht sich ihren Herzog selbst zu wählen und der König darf ihnen keinen geben ohne Gutheißung der Stände im Land.« Und so verlieh er Baiern seinem Schwager, dem Grafen Heinrich von Luxemburg. Darüber ergrimmte Hezilo und verbündete sich gegen den König mit dessen Bruder Bruno, mit dem grausamen Polenherzog Boleslav und mit Ernst, dem Sohn des Markgrafen von Oesterreich. Das Kriegsglück war jedoch mit König Heinrich II.; Markgraf Hezilo mußte flüchtig wandeln und sich endlich unterwerfen; da ließ ihn der König (1004) gefangen nehmen und hielt ihn auf dem festen Schloß Giebichenstein bei Halle ein Jahr lang in Haft. Aber der Polenherzog setzte den Kampf mit größerem Glück Jahre lang fort, bis er endlich 1013 die Oberherrschaft des deutschen Königs anerkannte; dafür gab ihm dieser noch weit mehr Land zu Lehn, als er bisher inne gehabt hatte. Der Krieg zwischen den Polen und Deutschen wurde jedoch mit großer Erbitterung fortgeführt; erst im Jahre 1018 kam zu Bautzen ein aufrichtiger Frieden zu Stande.

Während dieser Zeit zeigte sich auch im Westen des Reiches, besonders in Lothringen, die Lust der Fürsten, nicht bloß ihre Würden erblich, sondern auch sich vom Königthum unabhängig zu machen, wogegen Otto I. und seine

beiden Nachfolgern das Königthum dadurch gesichert hatten, daß sie die Herzogthümer solchen Männern verliehen, deren Treue zum Königshause durch Bande des Bluts oder der Verschwägerung fest gehalten wurde. Nun suchten aber die Fürsten auch die Grafen, welche doch eigentlich eben so gut königliche Beamte waren, wie sie selbst, und alle freien großen Herrn, ihrer Macht zu unterwerfen. Dies hatte zur Folge, daß nun auch die Grafen ihre Würden erblich zu machen strebten; ebenso die Ritter ihre Lehen. Die Einführung der Erblichkeit der kleineren Lehen verursachte in der Folge die Schwächung und Auflösung der Herzogsgewalt.

Zu gleicher Zeit eiferten die weltlichen Großen gegen die Macht der Geistlichen, welche nicht bloß der Frömmigkeit der Könige aus dem sächsischen Hause immer mehr Güter und Vorrechte zu verdanken hatten, sondern auch durch die Strenge, mit welcher sie auf den Kirchenversammlungen die Sittenzucht bewachten, endlich durch die Einführung der »Ohrenbeichte« so wie des »Kirchenbanns« und des »Interdikts« einen bis dahin unerhörten Einfluß gewonnen hatten. Denn durch die Ohrenbeichte hatten sie den Schlüssel zu den Gewissen in der Hand, und lasen darin die allerverborgensten Gedanken. Und, wen sie in den Bann thaten, der war von der Gemeinschaft aller Christen und von Gottes Gnade ausgeschlossen so lang bis er die Vergebung der Kirche erlangte; ein Land, auf welchem das Interdikt lag, war in der Meinung der Welt wie von Gott verflucht, da durfte kein Gottesdienst gehalten, kein Sakrament ausgespendet werden, da waren alle Lebendigen unselig und die Todten mußten in ungeweihter Erde begraben werden. Das war für die Gemüther der Menschen bei weitem furchtbarer als alle Macht der irdischen Gewalthaber, und diese, welche sonst oft vor keinem heiligen Recht der Menschen Scheu trugen, zitterten vor dem Fluch der Kirche; so wurde diese dadurch der Schutz und Schirm der Unterdrückten. Auch war es noch immer einzig und allein die Geistlichkeit, welche die Wissenschaften und Künste in Schulen, Schriften und Werken pflegte; besonders zeichneten sich die Benediktiner-Mönche dadurch aus, daß sie die deutsche Sprache durch Uebersetzungen der heiligen Schriften ausbildeten; das Kloster Sankt-Gallen that sich darin vor allen rühmlich hervor. Von den Künsten wurden vornehmlich die Musik und die Baukunst im Dienste der Religion gepflegt; damals wurden viele Kirchen, welche noch heutzutage stehen, zu bauen begonnen, und zwar im sogenannten Halbkreisbogenstyl; zu solchen Bauwerken steuerten alle Klassen des Volkes mit frommer Begeisterung bei; denn tiefinnerlichst hatte die christliche Religiosität alle durchdrungen und alle menschlichen Vorstellungen, das Volksleben, die Jahrs- und Tageszeiten sogar, und die Feste hatten durch den Einfluß des Christenthums und der Kirche eine tiefere Bedeutung erhalten. Dies alles ist unter der Herrschaft der Könige aus dem sächsischen Volksstamm zu Stande gekommen, welcher doch einst

der Einführung des Christenthums in Deutschland am längsten und heftigsten widerstanden hatte. Zu gleicher Zeit strebten die einzelnen deutschen Völkerschaften empor, eine vor der andern, ja sogar eine wider die andere. Das war eine heftige Eifersucht, wie schon einst in den Römerzeiten, und sie entsprang, wie damals, aus dem edlen Freiheitstrieb, der allen Deutschen angeboren ist; doch brachte sie den verschiedenen deutschen Völkerschaften jetzt keinen solchen Schaden mehr, wie damals, weil diese in den Tagen gemeinsamer Noth gelernt hatten, sich zur rechten Stunde doch immer wieder als treue Brüder aneinander zu schließen für die Ehre und Herrlichkeit ihres großen theuren Vaterlandes. Vielmehr diente diese Eifersucht jetzt dazu, daß jede Völkerschaft ihre Eigenthümlichkeit immer kräftiger ausbildete. Und weil jede dieß that, so mußte natürlich auch das ganze deutsche Volk dadurch allmählig von Neuem stark werden, gleichwie der ganze Leib nur dann recht tüchtig wird, wenn sich jedes einzelne Glied von früh auf frei regen und ausbilden konnte.

Diesem Freiheitsdrang nun, der sich in jeder einzelnen Völkerschaft mächtig regte, war das Trachten der Herzoge, Grafen und andern großen Herrn nach Erblichkeit der Reichslehn und nach Vergrößerung ihrer Macht eben so gefährlich wie dem Königthum, welches da war, um die Einheit Deutschlands kräftig aufrecht zu halten, wofür König Heinrich I. so wie seine Nachkommen, (besonders Otto I.) so eifrig gestrebt hatten. Jener Gefahr zum Trotz war jedoch die deutsche Volksfreiheit bereits trefflich geborgen. Sie hatte sich ja eine neue Zufluchtsstätte auserwählt, nämlich das edle Bürgerthum, welches unter den deutschen Königen aus sächsischem Stamm in den Städten heraufgewachsen und zu Kräften gekommen war. Denn wie die Freien hinter den festen Mauern nebeneinander wohnten, war das Bewußtsein in ihnen wieder erwacht, daß nur treue Eintracht sie und die Freiheit wider jede Unbill schützen könne. Drum bildeten sie Gemeinden und schufen sich dafür ein gutes Bollwerk: die Verfassung. Freudig sahn sie zu den Königen, als Schirmherrn der jungen Bürgerfreiheit hinan, und die Könige erkannten es auch gar wohl, daß ihr eignes Ansehn in freien Bürgern den besten Schutz gegen die gefährlichen Bestrebungen der Fürsten und des Adels habe. Darum gaben sie den Städten mit Freuden viele kostbare Freibriefe, sprachen sie von der Gerichtsbarkeit ihrer frühern geistlichen oder weltlichen Herrn los und untergaben sie unmittelbar der kaiserlichen. Den Stamm der Bürgerschaft bildeten jene wehrhaften freien Männer, welche zuerst zur Vertheidigung der Städte in dieselben gekommen waren; die hießen auch »Königsleute«, und in der Folge »Altbürger« oder »Geschlechter«. Und die Bürger erwählten aus ihrer eigenen Mitte einen »Schultheiß«, welcher die niedere Gerichtsbarkeit übte. Für den Blutbann und die Heerführung war im Anfang noch ein »Reichs-

vogt« da, welchen die Könige einsetzten: in der Folge übertrugen diese dessen Amt gleichfalls dem Schultheißen. Die erste Beschäftigung der freien Bürger in den Städten war der Handel, durch diesen gelangten sie schnell zu großer Wohlhabenheit; je größer diese, um so mehr durften sie sich zutrauen. Lange hielten es die Deutschen, wie seit uralteſten Zeiten, eines freien Mannes für unwürdig, irgend ein Gewerbe zu treiben, womit sich bisher nur unfreie Leute beschäftigt hatten. Mit der Zeit aber schwand auch dies thörigte Vorurtheil und sie erkannten, daß der Gewerbfleiß, als Grundlage des Besitzes, eben so ehrenwerth sei wie das Eigenthum von Grund und Boden, worauf die Freiheit früher gefußt hatte. Gleichwie nur die »Geschlechter« fest zusammenhielten, so bildeten in der Folge auch die Handwerker unter sich Genossenschaften (Zünfte); dieser Drang, sich zu vereinigen, ist ein gar edler, uralter Zug im deutschen Wesen und sollte die Deutschen zu allen Zeiten mahnen: ächter Brüderlichkeit untereinander treu zu bleiben. Wie sie sich aber einmal mit den Gewerben zu beschäftigen angefangen hatten, regte sich auch gar bald der erfinderische Geist, welcher im deutschen Volkscharakter bisher unterm Waffengetöse geschlummert hatte. Mit derselben Ausdauer, mit welcher ihre Urväter einst tagelang in den finstern Wäldern dem Wild oder den Feinden der Freiheit nachgejagt hatten, lagen sie nun, der Freiheit im Schutz des Rechts genießend, wichtigen Erfindungen ob. Unterm segenvollen Sonnenschein gesetzlicher Freiheit gediehen die Künste, welche bis dahin ausschließlich von den Geistlichen gepflegt worden waren, allmählig auch im Schooße des Bürgerthums; es athmete aus ihnen derselbe religiöse Geist, welcher sie in Deutschland eingepflanzt hatte. Bei allem Fleiß in Handel und Gewerben und bei aller steigenden Wohlhabenheit vergaßen jedoch die Bürger ihre alte Liebe: die Waffen, nicht, denn alte Lieb' roſtet ja nie; und so war's ihre beste Lust, sich für die Tage der Noth im Waffendienst zu üben. So kamen nun im Bürgerthum alle alten Trefflichkeiten des deutschen Charakters, Treu' im Handel und Wandel, Ehrbarkeit in der Familie, Rechtsgefühl, Gastfreundschaft, Muth und edler Freiheitsstolz, wie neugeboren, zum Vorschein.

Auf eine andere Art zeigten sich die Grundzüge des deutschen Charakters im Ritterthum, das wie ein üppiger Baum in voller Pracht seine Krone reich an Blüten zu entfalten begann. Die Liebe zu Abenteuern, die seit uralten Zeiten in des deutschen Mannes Brust nie erloschen war, brach jetzt erst recht an den Tag hervor, seit statt der alten Freiheit fast bloß die Ehre galt: da stürmte der begeisterte Ritter jeder Gefahr entgegen, und die größte war ihm die liebste, um den Preis vor seines Gleichen zu erringen. Gleichwie einst die Gefolgschaften ihren Herzogen treu in Noth und Tod nachgezogen waren, so ging jetzt dem Ritter neben der Ehre die Treu' gegen seinen Lehensherrn über alles: (das kam vom Lehnswesen her, welches einzig auf dem Fundament der Treue beruhte:) ja

und die Treue war ihm zugleich die allerhöchste Ehre. Aber nicht bloß seinem Lehnsherrn bewahrte er solche Treue bis in den Tod, sondern in schwärmerischer Begeisterung auch dem heiligen Glauben und der Frauenliebe. Schon unsre Urväter hatten ja die Frauen gleich höheren Wesen verehrt, den Rittern erschienen sie nun recht wie lichte Engel, rein und makellos nach dem Vorbild der Himmelskönigin Maria, und erfüllten die Nacht des irdischen Lebens mit hehrem Glanz. Drum gingen die deutschen Ritter für die Ehre der Frauen mit Freuden in den Tod.

In diesem Zustand einer neuen Entwicklung fand König Heinrich II. das deutsche Volk. Es war eine Entwicklung aller Grundstoffe des Nationalcharakters, es war ein Kampf der Vielherrschaft mit der wiedergebornen Freiheit, und der Einzelnen um ihre Selbstständigkeit, es war zugleich ein Hinstreben der Freien zum Königthum, als zum Mittelpunkt aller nationalen Einheit, so wie ein Drang der Machthaber, sich davon zu entfernen, endlich war's eine empfindliche Spannung zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Alle diese Gegensätze hätte König Heinrich II., sanft von Herzen, wie er war, gern friedlich ausgeglichen. Doch eben darin irrte er sich sehr. Denn kein Fürst, sei er auch noch so mächtig, vermag die Entwicklung eines Volkes aufzuhalten oder eigenwillig zu lenken; aus jedem Volke wirkt dessen eigner urmächtiger Geist frei und unwiderstehlich und führt es durch alle Hindernisse und Nöthe auf jene Stelle hin, die es in der Menschheit einnehmen soll: einzig darin liegt das Verdienst großer Könige, daß sie den Geist des Volkes richtig erkennen und dessen Gebote treu vollstrecken. König Heinrich II. aber trachtete kurzsichtig nur dahin, das Streben einer jeden Parthei zu begünstigen; so hoffte er alle im Frieden zu vereinigen; gerade dadurch forderte er jedoch den Unfrieden sein ganzes Leben lang und verwickelte sich in Widersprüche. Von diesem Grundsatz geleitet, begünstigte er das Streben der einzelnen deutschen Völkerschaften nach Wahrung ihrer Selbstständigkeit und ihrer Rechte, ebenso aber auch das der Fürsten nach Erblichkeit und Unumschränktheit. Und dennoch versuchte er in Kärnthen das königliche Recht festzuhalten: die Herzogswürden als Beamtenstellen zu vergeben. Aus wahrer Herzensfrömmigkeit demüthigte er sich vor den Geistlichen, welche doch die Nebenbuhler der Fürsten waren: so warf er sich einst in Frankfurt am Main vor den Bischöfen zu Boden, um von ihnen die Erlaubniß zu erlangen, daß er zu Bamberg ein Bisthum stiften dürfe. Und dennoch leistete er einst, ebenfalls aus Frömmigkeit, dem Domkapitel zu Trier kräftig und unbeugsam Widerstand, als dieses, um seiner Gemahlin Kunigunde wohlgefällig zu werden, ihren Bruder Adalbert zum Erzbischof gewählt hatte, welchen er noch allzujung und zur Würde unfähig befand; darüber ward im Reich ein großer Zwiespalt, welcher Jahre lang dauerte, und er entsetzte darüber sogar seinen andern Schwager, den Baierherzog Heinrich, des Herzogthums, weil derselbe dem Adalbert beistand. Mit aller Macht wollte er, gleich seinen Vorfahren,

das königliche Ansehen in der sturmvollen Zeit aufrecht halten; und, je eifriger er dafür kämpfte, um so weniger gelang es ihm doch. So rieb er sich im Kampf gegen lauter augenblickliche Verlegenheiten auf.

Indessen gaben's die Italiener immer deutlicher zu erkennen, daß sie nicht länger von den Deutschen abhangig sein mochten, sondern sich als selbstständiges Volk behaupten wollten. Gleich nach dem Hinscheiden Otto's III. hatten sie den Markgrafen Harduin von Ivrea zu ihrem König gewählt. Aber die italienischen Bischofe waren gegen ihn und riefen (1004) den König Heinrich II., der als Freund und Beschützer der Geistlichkeit bekannt war, aus Deutschland herbei, empfingen ihn mit großen Freuden und krönten ihn in der Stadt Pavia als König Italiens. In der Nacht nach dem Krönungstag standen jedoch die Bürger Pavia's gegen die wenigen Deutschen auf, welche beim König in der Stadt waren, und stürmten Heinrichs Palast, daß er sich durch einen Sprung durch's Fenster retten mußte: die Deutschen um ihn deckten ihn fechtend mit ihren Herzen, bis die, welche draußen im Lager waren, zum Kampf und zur Rache herbeisprangen. Ein so schlimmer Willkomm verleidete ihm Welschland, und er zog alsobald wieder nach Deutschland heim. Als er aber fort war, mißachteten die Italiener sein königliches Ansehen erst recht und Harduin waltete nun auf's Neue als Herrscher bis zum Jahr 1013. Eben so lang blieb auch der Kaiserthron ledig: denn bei den Volkern stand die Meinung fest, daß das deutsche Königthum die Grundlage der Kaiserwürde sei. In Rom aber übte die Parthei des Patriciers Johannes, (eines Sohns des hingerichteten Crescentius) großen Einfluß und bedrängte den Papst Benedikt VIII., bis dieser den deutschen König um Schutz anrief. Mit größerer Macht, als das erstemal, kam nun Heinrich II. 1013 nach Italien, verschwächte den Harduin in ein festes Schloß und zog 1014 nach Rom, wo ihn der Papst zum Kaiser krönte. Schon nach acht Tagen ließ jedoch auch das römische Volk seinem Haß gegen die Fremden freien Lauf und der Kaiser kehrte abermals nach Deutschland zurück, ohne sein Ansehen in Italien befestigt zu haben. Da begann Harduin in Italien das alte Spiel auf's Neue; doch bald siegte ihm die deutsche Parthei ob; siech und am Glück verzweifelnd ward Harduin ein Mönch im Kloster Fruttuaria und starb darin im Jahr 1015. Sechs Jahre darnach entschloß sich Kaiser Heinrich (abermals auf Bitten des Papstes) zu einem dritten Heerzug nach Italien, um die Griechen in Unteritalien zu bekämpfen, wo diese, im Verein mit den Arabern (oder Sarazenen), über die Nachkommen der Longobarden gewaltig geworden waren und die Besitzungen des Papstes bedrohten. Er focht mit Glück, eroberte mehrere Städte in Apulien und bestellte treue Männer als Statthalter. Kurz vorher waren Normannen als Wallfahrer nach Unteritalien gekommen und hatten den longobardischen Fürsten daselbst gegen die Griechen und Sarazenen tapfer geholfen; ihre Landes-

leute saßen jetzt in Frankreich, in einer Landschaft am Meerufer, welche noch heutzutage von ihnen die Normandie heißt; diese besaßen sie seit dem Jahre 912, da ihr Herzog Rollo Christ geworden war, in der Taufe den Namen Robert und die Tochter des Königs von Frankreich zur Gattin erhalten hatte. Als nun Kaiser Heinrich durch Seuchen gezwungen ward, mit seinem Heer den Rückzug nach Deutschland anzutreten, übertrug er's den Normannen, den Kampf fortzuführen und ließ ihnen einiges Land in Unteritalien.

In der Zeit zwischen der zweiten und der dritten Heerfahrt nach Italien (1018) schloß Kaiser Heinrich II. mit dem König Rudolf III., seinem Oheim von mütterlicher Seite, welcher Hochburgund nebst Helvetien beherrschte, einen Vertrag, kraft dessen dies Reich nach Rudolfs Tod mit Deutschland vereinigt werden sollte. Aber früher als Rudolf starb Kaiser Heinrich (im Jahr 1024), ohne Kinder zu hinterlassen, — der letzte Zweig des glorreichen sächsischen Stammes, welcher über 100 Jahre lang die deutsche Krone getragen hatte; (127 Jahre nach seinem Tode wurde Heinrich II. von der dankbaren römischen Kirche heilig gesprochen.)

Voll gespannter Erwartung sahen jetzt Geistliche und Laien, Fürsten und Freie in deutschen Landen vor sich. Da das Reich plötzlich ohne Oberhaupt und die Entwicklung so vieler neuer Verhältnisse im vollen Drange war, sahen sie ein, daß grade jetzt ein kräftiger König als Mittelpunkt der Einheit noth that. Dies Bewußtsein der National-Einheit durchbrach wie Sonnenglanz alle Verwirrung der Partheien. Die fromme Kaiserswittwe Kunigunde aber bewahrte indessen die Reichskleinodien, bis das Volk den rechten Mann gefunden habe, der sie tragen sollte.

Da zogen in der achten Woche nach Kaiser Heinrichs Abscheiden (im September 1024) die deutschen Völkerschaften mit ihren Fürsten und Edlen an den grünen Rhein, und lagerten sich an seinen beiden Ufern bei Lörzweil, zwischen Mainz und Oppenheim, wo der Königsstuhl auf fränkischer Erde stand, um sich einen König zu wählen, und steckten die wallenden Banner auf ihre Zelte. Auf dem linken Ufer lagen die Ober- und Niederlothringer, die von der Mosel und von der Maas herbeigekommen waren, — auf der Ebene am rechten die Sachsen (mit den Böhmen und den andern slavischen Völkerschaften, welche zum deutschen Reich gehörten), die Franken, Schwaben, Baiern und Kärnthner. Oppenheim gegenüber stand damals ein Ort Kamba, welchen später die Wasser des Rheins hinweggeschwemmt haben; dort pflegten die Fürsten des Raths. Und nach langem Bedenken fanden sie zwei Männer von altadliger fränkischer Abkunft als die Würdigsten; beide hießen Konrad und waren Urenkel jenes Herzogs Konrad, welcher in der Schlacht auf dem Lechfeld für's Vaterland gefallen war; der ältere von beiden saß als ein hochfreier Mann auf seiner Feste Limburg

(zwiſchen Speier und Worms); der jüngere Konrad lebte als Herzog von Franken in Worms. Für den älteren Konrad ſtimmten die meiſten Fürſten und Geiſtlichen; denn ſein Muth, ſeine Klugheit und ſeine Rechtſchaffenheit waren allgemein bekannt. Dem jüngeren Konrad war das Volk beſonders hold, und die Lothringer hatten ihn gern zum König erhoben, damit der Aeltere nicht die Krone erhalte, welchem ſie abgeneigt waren, weil er ſie früher hart befehdet hatte. Wie nun der ältere Konrad wahrnahm, daß ſo lange keine Einigung zur Wahl zu Stande kam, trat er zu ſeinem Vetter, dem jüngeren Konrad, und ſprach: »Auf uns beide iſt die Wahl gefallen; drum ziemt es uns vor allen, einträchtig zu ſein. So denk' ich, daß keiner von uns die Wahl des Andern hindern ſoll, vielmehr jeder treu und redlich dem, welchen die Fürſten erküren, ſeine Stimme gebe.« Dies verſprach ihm der Jüngere mit Handſchlag und Friedenskuß; ſtolzfreudig ſahen die Fürſten ringsum das edle Vorbild der Eintracht. Nun ſtand der Erzbiſchof Aribo von Mainz auf und gab ſeine Stimme dem älteren Konrad, alle geiſtlichen Fürſten desgleichen; der jüngere Konrad rief, zuerſt von allen weltlichen Fürſten, ſeinen Vetter zum König aus. Froh faßte ihn dieſer an der Hand und hieß ihn neben ſich ſetzen; nun folgten auch alle weltlichen Fürſten dem Beiſpiel des jüngeren Konrad, ſelbſt die Lothringer; — laut jauchzten die deutſchen Volkerſchaften, ſo viele und verſchiedene ihrer da waren, der Eintracht ihrer Fürſten zu, und im Sturm der Begeiſterung ward manche alte Eiferſucht vergeſſen. Da trat die edle Kaiſerwitwe Kunigunde in den Kreis und übergab die Zeichen der Königswürde, die ſie bis zu dieſem Augenblick getreulich bewahrt hatte, dem neuen König. Nun brach dieſer mit den Fürſten auf, und ritt gen Mainz: mit hellem Liederſchall zogen die Volkerſchaften beide Ufer des Rheinſtroms entlang. Als aber der König im Dom zu Mainz ſtand und der Krönung harrte, ermahnte ihn der Erzbiſchof, daß er zuvor ſeinen Feinden vergebe. Mit frohem Herzen übte Konrad alſobald der Könige ſchönſtes und heiligſtes Recht, das der Gnade. So alles irdiſchen Grolls ledig, als ſtünd' er vor Gott, empfing er dann die Krone auf ſein reines Haupt, und die Gnade erhöhte den Glanz ſeiner Majeſtät.

Drittes Buch.

I.

Erst gilt's, den Mittelpunkt auch zu erstreiten!

Rückert.

Das Band der National-Einheit zu befestigen, war Konrads II. eifriges Bestreben; dafür, dachte er, sei er König, und darum wollte er das königliche Ansehen wieder in voller Macht herstellen, zugleich aber auch Recht und Ordnung, ohne welche das Königthum für's Volk todt und unfruchtbar ist. Mit klarer Umsicht erkannte er, in welchen Theilen des Reiches die Eintracht noch nicht gedeihen wollte: dies war in Ober- und Niederlothringen wegen jenes alten persönlichen Grolls gegen Konrad, und besonders in Sachsen, wo sich das Volk in seinem Stolz, (weil aus seinem Stamm 5 deutsche Könige hervorgegangen waren,) und in alter Eifersucht mit den Franken maß. Ueberdies lauerte an der einen Gränze des Reichs der König von Frankreich, welchem das schöne Lothringen in's Auge stach; auf der andern Gränze stand, auf sein blankes Schwert gestützt, der stolze Polenfürst Boleslav Chobri, welcher den Königstitel angenommen hatte, und blickte lüstern auf die zum deutschen Reich gehörigen slavischen Länder, deren Bewohner, noch immer gar hart gedrückt, den Deutschen nur ungern und voll heimlichen Grolls gehorchten. In Italien hielten nur die Bischöfe zur deutschen Parthei: die weltlichen Großen hingegen wollten die Krone lieber auf's Haupt eines Franzosen setzen, nämlich des Grafen von Poitiers (Sohns des Herzogs Wilhelm von Aquitanien), um nur ja nicht die Deutschen in's Land zu bekommen. In Burgund endlich stürmten die Stände, weil König Rudolf III. das Reich, ohne sie um ihre Einwilligung zu fragen, grad' als wär's sein festes Erbgut, an Heinrich II. abgetreten hatte: nun wollte der charakterlose Rudolf selbst diesen Vertrag nicht mehr halten und gab vor, daß derselbe durch den Tod des Kaisers ungültig geworden sei.

Den deutschen König aber schreckten alle Schwierigkeiten seiner Lage nicht; ja: nur um so höher und stärker wuchs ihm der Muth, Deutschlands Einheit herzustellen, und dadurch Frieden und Ordnung, Glück und Ruhm.

Zu diesem Zwecke reiste er, nachdem er in Aachen auf dem Throne Karls des Großen das Reich bestellt und Recht gesprochen hatte, ein halbes Jahr lang durch die Länder Sachsen, Thüringen, Ostfranken, Baiern und Schwaben, forschte überall fleißig nach den Gebrechen der Verwaltung und übte strenge Gerechtigkeit. Dadurch erwarb er sich das Vertrauen und die Liebe des deutschen Volkes; denn Gerechtigkeit und Freiheit gehören so innig zusammen, daß ein König, welcher bei seinem Volk von Grund aus die Gerechtigkeit schützen will, auch dessen Freiheit schützen muß gegen Alle, die es darum kränken wollen. Wie nun Konrad II. die drückende Eigenmacht der großen Herren erkannte, war er eifrig bemüht, dieselbe einzuschränken und unschädlich zu machen. Dadurch aber erleichterte er nicht blos die Lage der niederen Lehensträger und der Freien, sondern machte diese zugleich zu eifrigen Anhängern des Königthums. Dies aber war damals in Deutschland etwas Höheres und Edleres als eine bloße Willkürherrschaft, (so weit ließ es auch der uralte Freiheitsdrang in deutschen Herzen gar nicht kommen); es war der Inbegriff aller Herrlichkeit des ganzen Volkes, es war der Mittelpunkt der Nationaleinheit.

Schon in demselben Jahr, da Konrad II. das Reich durchreis't hatte, war sein Ansehen so hoch gestiegen, daß die mißgünstigen Herzoge von Ober- und Nieder-Lothringen zu ihm nach Aachen kamen und sich ihm unterwarfen. Aber auch die Ansprüche des deutschen Reiches auf Burgund wollte Konrad durchaus nicht aufgeben. Es war in den Burgundern (ob sie gleich nicht mehr die deutsche Sprache redeten) noch immer so viel urdeutsches Wesen in Sitten und Gesetzen, daß es ihnen gar wohl anstand, sich brüderlich an die Deutschen anzuschließen: überdies gedachte Konrad der alten Lehensherrlichkeit, welche weiland das ostfränkische Reich über Burgund geübt hatte. Drum sprach er: „kraft des Vertrags Rudolfs III. mit Heinrich II. gehört Burgund jetzt dem deutschen Reich: vor diesem höchsten Recht sind alle Erbansprüche der Verwandten Rudolfs null und nichtig.“ Aber heftig widersprachen ihm darüber diese Letzteren, nämlich der Graf Odo von Champagne (ein Sohn von Rudolfs zweiter Schwester) und der Herzog Ernst von Schwaben, ein edler Held voll hoher Gedanken. Er war Rudolfs Enkel von dessen dritter Schwester, der Sohn der tugendhaften und weisen Gisela, welche weit und breit als die Zierde aller deutschen Frauen gepriesen ward. Mit ihr hatte sich (nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Schwabenherzogs,) Konrad, noch bevor er König wurde, vermählt: so war Herzog Ernst dessen Stiefsohn geworden.

Bevor nun König Konrad II. das Recht des Reichs auf Burgund bis zur Entscheidung durchfechten wollte, hielt er's für wichtig, zuerst die Krone Italiens und die Kaiserwürde zu gewinnen. Da versöhnte die edle Gisela ihren Sohn Ernst mit ihrem Gatten und dieser gab ihm die große Reichsabtei Kempten zu Lehn. Dann fuhr er im Jahr 1026 mit dem Reichsheer gen Italien, sein

Stiefsohn Ernst mit ihm. Zu Mailand empfing Konrad II. die eiserne Krone, und in Rom (1027) aus der Hand des Papstes Johann XIX. am Osterfest die kaiserliche. Zwei Könige standen dabei, der Schwächling Rudolf von Burgund und der gewaltige Knut von Dänemark; mit dem letzteren schloß Konrad ein Freundschaftsbündniß, und, um dasselbe dauernd zu befestigen, überließ er ihm die Mark Schleswig, welche einst zum Schutz des deutschen Reiches gegen die Einfälle der heidnischen Dänen eingerichtet, nun aber unnöthig geworden war, weil die Dänen seither das Christenthum angenommen hatten und sich friedlich in ihrem Lande hielten. — Kurze Zeit nach der Kaiserkrönung entbrannte der alte Haß der Römer gegen die Deutschen um geringer Ursach willen lichterloh. Da brach bei den Deutschen eine solche Kampfwuth los, daß den Welschen vor Grauen das Blut in den Adern fror; vor dieser »deutschen Wuth« hielt's auch der tapferste Welsche nicht aus. Als sich nun die Römer besiegt gaben, forderte der Kaiser sie vor seinen Richterstuhl; barfuß, nackte Schwerter am Halse tragend, wie Missethäter, mußten sie vor ihn kommen und schwere Buße thun. Hierauf zog er nach Unteritalien und stellte das kaiserliche Ansehen auch dort wieder her. Da unterwarfen sich ihm die Fürsten von Benevent und Capua, nebst vielen Städten, und er bestätigte den Normannen den Besitz der Landstriche, welche sie eingenommen hatten. Seit dieser Zeit (1027) blieben die Normannen in Unteritalien und breiteten ihre Herrschaft daselbst gar bald weit aus.

Indessen war Herzog Ernst von Schwaben auf Geheiß seines Stiefvaters, des Kaisers, aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt, um dort Frieden und Ordnung zu bewachen. Aber nicht an diese Pflicht dachte er, sondern einzig an sein Erbrecht auf Burgund; und im stolzen Vertrauen auf seinen Muth und seine große Macht wollte er Alles dransetzen, um es zu behaupten. Mit seinen vielen Vasallen stürmte er denn in's Elsaß und brach in's burgundische Reich. Von einer alten Feste aus, die bei Zürich stand, befehdete er die reichen Stifter St. Gallen und Reichenau. Wer irgend von den Fürsten und großen Herren dem strengen Kaiser abhold war, hielt offen oder insgeheim zu Ernst von Schwaben. Offen thaten's der Graf Werner von Kyburg, sein liebster Freund, und der Graf Welf, einer seiner gewaltigsten Vasallen, reichbegütert im Baier- und Schwabenland, aus demselben uralten Geschlecht, von welchem Judith, die zweite Gemahlin des Kaisers Ludwig des Frommen, entstammt war; dieser Welf verwüstete das Gebiet des Bischofs von Augsburg, welcher sich bei dem Kaiser in Welschland befand. Insgeheim waren besonders Herzog Friedrich von Oberlothringen und der jüngere Konrad (der Frankenherzog) dem Ernst von Schwaben zugethan. Auf die erste Kunde des Aufstands eilte der Kaiser nach Deutschland. Noch auf der Gränze sprach er den Welf aller Lehen verlustig, dann berief er seinen Stiefsohn Ernst vor ein offnes Gericht, und fuhr nach

Regensburg: dort wählten die Landstände Baierns, dessen Herzog (der Schwager weiland Kaiser Heinrichs II.) gestorben war, an dessen Stelle den minderjährigen Sohn Konrads zum Herzog. Hierauf berief er (1027) einen Reichstag und lud seinen Stiefsohn dahin zur Rechenschaft, und zwar nach Ulm in Schwaben: denn es war ein uralt Recht, daß kein Fürst anderswo gerichtet werden dürfe, als auf seinem heimischen Boden. Mit allen seinen Vasallen und auf seine Macht trotzend erschien Ernst vor dem Kaiser; er hatte nicht Lust, sich seines Anspruchs zu begeben, sondern dachte bloß zu unterhandeln; drum ermunterte er seine Vasallen: »Wohlauf, ihr meine Mannen! Jetzt bezeugt mir die alte Schwabentreu, und wahrlich: reich will ich euch vergelten!« Aber unerwartet gaben sie ihm diese Antwort: »Gegen jedermann, o Herzog, sind wir Dir treu und zu jedem ehrlichen Werk, nur nicht gegen den Kaiser, denn freie Männer sind wir, der Freiheit höchster Schirmherr ist aber der Kaiser. Wollten wir also ihn aufgeben, so verlören wir ja die Freiheit, und diese gibt kein Ehrenmann auf bis in den Tod.« Hierauf verließen ihn Alle bis auf seinen Freund Werner von Kyburg: da mußte er sich dem Kaiser auf Gnad' und Ungnad' unterwerfen: dieser ließ ihn als Gefangenen auf die Burg Giebichenstein an der Saale bringen. Hierauf hielt er Gericht über Ernsts Anhänger. Graf Welf mußte für allen Schaden Genugthuung geben, und das Land meiden. Die festen Schlösser der Andern fielen, eins nach dem andern, gar rasch: nur die Kyburg vertheidigte der treue Werner drei Monden lang, bis er endlich dennoch d'raus entfliehen mußte.

Indessen richtete Kaiser Konrad sein Auge auch wieder auf Burgund. Gisela, die edle Kaiserin, vollbrachte durch kluge Rede eine Uebereinkunft ihres Oheims Rudolf mit ihrem Gatten, daß Rudolf schwur: der Kaiser und sein Sohn sollten Burgund erhalten. Hierauf nahm der Kaiser dem jüngeren Konrad (wegen des Einverständnisses mit Ernst) das Herzogthum Franken; doch gab er es ihm später wieder, und von da an war ihm dieser mit fester Treue zugethan. Dann empfahl er den versammelten Fürsten zu Aachen (1028) seinen elfjährigen Sohn Heinrich zum König und sie erwählten ihn. Der Erzbischof von Köln setzte dem Knaben die deutsche Krone auf.

Mittlerweile hatte der Kaiser auch die Gränzen des Reiches gegen Aufgang nicht außer Acht gelassen, welche von den Polen und Ungarn bedroht wurden. Ueber die Letztern herrschte damals König Stephan, welcher das Christenthum angenommen und in seinem Lande eingeführt hatte; über die Ersteren Miecislav (ein Sohn des Boleslav Chobri), welcher die angränzenden slavischen Länder, die zum deutschen Reiche gehörten, so furchtbar bedrängte, daß die Luitizischen Slaven (1028) des Kaisers Hilfe anriefen. Schnell war dieser bereit; bevor er jedoch gegen den Polenkönig in's Feld zog, versöhnte er sich, durch die Bitten seiner geliebten Hausfrau bewegt, mit seinem Stiefsohn und gab ihm, aus

kluger Vorsicht zwar nicht Schwaben oder gar Burgund, wohl aber die Anwartschaft auf die Herzogswürde Baierns. Dann brach er gegen Mieciślav auf und drang durch die Lausitz bis Bautzen vor, worin die Polen lagen. Diese vertheidigten sich mit solcher Tapferkeit, daß sich Konrad einstweilen nach Sachsen zurückziehen mußte. Dafür brach er gegen die Ungarn auf, welche mit dem Markgrafen von Oesterreich Krieg hatten; da zog auch der junge Brzetislav, der Sohn des Herzogs Ulrich von Böhmen, freudig mit seinen Mannen herbei, um sich in Ungarn Waffenruhm zu holen und drang siegreich bis gen Gran. Aber sein Vater, ein Freund des Königs Stephan, rief ihn zürnend zurück, und Stephan selbst zog, sobald er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, ein Heer zusammen; so geschah's, daß der Kaiser das seinige zurückführen mußte. Während dieser Zeit war der Polenfürst Mieciślav über die Elbe gekommen und hauste mit furchtbarer Grausamkeit in den Ländern zwischen jenem Fluß und der Saale. Dies forderte strenge Rache und der Kaiser schickte sich dazu an.

Um aber die Kraft des Reichs zu vervollständigen, erledigte er seinen Stiefsohn Ernst endlich der Haft, nahm ihn in Gnaden auf und gab ihm auf einem Reichstag zu Ingelheim (1030) das Herzogthum Schwaben wieder, jedoch unter der Bedingung, daß Ernst sich eidlich lossage vom Grafen Werner von Kyburg, welchen der Kaiser als Urheber der Empörung betrachtete, und daß er denselben als Feind des Reichs aus Schwaben austreibe und vertilge. Aber Ernst gedachte der großen Treue, mit welcher Werner zu ihm gehalten, damals wie ihn alle seine Mannen verlassen hatten, und lieber wollt' er jetzt Land, Hab' und Gut aufgeben, als seinen Freund. So ging er vom Reichstag hinweg. Da sprach der Kaiser: »Gerechtigkeit muß vor allem besteh'n,« erklärte ihn des Herzogthums Schwaben für immerdar verlustig, und ächtete ihn als einen Feind des Reichs; Schwaben gab er Ernst's jüngerem Bruder Hermann. Auf des Kaisers Geheiß riefen die Bischöfe auch noch den Kirchenbann über Ernst aus. Nun war diesem der Werner nochmal so lieb als Land und Leute, als Mutter und Bruder, und keiner der beiden wich mehr vom Andern. Nur einen einzigen Willen hatten diese zwei Freunde, wie oft ein einzig Brot. Da kamen sie, beide vogelfrei, zu des Kaisers Feind, dem Grafen Odo von Champagne, und flehten ihn um Beistand an; aber Odo wies sie unedel von seiner Thüre fort. Nun zogen sie, von aller Welt verlassen, in den Schwarzwald; da stand auf einem Felsen ein einsames Schloß, der Falkenstein; d'rin lebten sie wie zwei Löwen in finstrer Höhle; weil jedermann wider sie war, zogen sie wider jedermann aus, um wenigstens von einem Tag auf den andern nicht verhungern zu müssen. Aber der Bischof von Kostnitz, welcher das Schwabenland für den jungen Hermann verwaltete, hatte den Klostervogt von Reichenau, den Grafen Mangold, ausgesandt, auf die zwei geäch-

teten Freunde zu fahnden; und Mangold fing ihnen die beſten Roſſe von der Weide weg. Da gaben ſich die zwei Freunde die Hand drauf, lieber im ehrlichen Kampf zu ſterben, als länger wie Räuber zu leben, und ſtürzten aus dem dunkeln Wald auf ein lichtes Feld hervor, wo Graf Maingold vieles Kriegs-

volk wider ſie heran geführt hatte. Voller Verzweiflung fochten ſie, und ſtarben (1030 am 17ten Auguſt) Einer für den Andern, treu wie ſie gelebt hatten. Von dieſer Freundestreu bis in den Tod iſt im deutſchen Volk viele hundert Jahre lang Wunderbares erzählt und geſungen worden, wie noch heutzutag im Volksbuch zu leſen iſt; walte Gott, daß für alle Zeiten ſolche Treu' in deutſchen Herzen zu finden ſei!

Bald darauf ſchloß der junge König Heinrich mit den Ungarn, gegen welche er den Krieg fortgeführt hatte, Frieden, und ſein Vater, der Kaiſer, beſtätigte

denſelben. Nun wendete ſich Konrad mit voller Kraft gegen den Polenfürſten und ſchlug ihn. Mieciſlav flehte um Frieden, mußte die Oberlauſitz abtreten und flüchtete dann vor ſeinem eigenen herrſchſüchtigen Bruder zu ſeinem Freunde, dem Böhmenherzog Ulrich. Da wollt' ihn dieſer falſche ſchandbare Mann dem Kaiſer ausliefern, um ſich dadurch bei dem Mächtigen beliebt zu machen. »Das ſei mir fern!« rief Konrad, als er den Antrag vernahm, voll Verachtung, »ich will den Feind nicht vom Feinde kaufen;« ſo wies er als deutſcher Mann das niederträchtige Anerbieten von der Hand und ließ das böſe Beiſpiel des Verraths nicht als Peſt in's deutſche Vaterland eindringen. Bald darauf wurde der Bruder des Mieciſlav vom Volk erſchlagen und dieſer erlangte nun die Herrſchaft wieder; da unterwarf er ſich dem Kaiſer mit aufrichtigem Herzen und entſagte dem Königstitel, den er bisher geführt; Konrad aber drittheilte nun (1032) Polen, damit es dem deutſchen Reiche nicht mehr gefährlich ſei.

In demſelben Jahre ſtarb König Rudolf III. von Burgund. Alſogleich erhob jetzt Graf Odo von Champagne ſeine Erbanſprüche und rüſtete mit vielen Großen, um Burgund an ſich zu reißen. Der Kaiſer lag damals gerade gegen die aufrühreriſchen Luitizen zu Feld, brach aber ſchnell auf, kam nach Straßburg und drang noch im Winter in Burgund ein. Da kamen die meiſten Stände dieſes Reichs zu Peterlingen zuſammen, wählten ihn frei, (um ihr altes Volksrecht zu behaupten) und krönten ihn zum König. Weil aber Graf Odo noch immer heftig widerſtand, ſo brach der Kaiſer in deſſen Land und drängte es ſchwer mit Kriegsgewalt. Da kam Graf Odo beſorgt zu ihm und gelobte ihm feſt, Burgund zu verlaſſen. Doch that er's nicht. Nun zog der Kaiſer (1034) das Reichsheer wider ihn zuſammen; da erſchrack der Graf und wich aus Burgund. So gewann alſo der Kaiſer nach ſo vielen Schwierigkeiten durch ſeine Beharrlichkeit Burgund endlich doch für's deutſche Reich. Er ließ den Burgundern ihre eigene Verfaſſung; ihre Stände, (welche auch die »arelatiſchen« hießen) kamen jedoch ſtets auf den deutſchen Reichstag.

Im nächſten Jahre brachte Konrad II. die Ueberwindung der Luitiziſchen Slaven zu Stande, welche vom Chriſtenthum abtrünnig geworden waren und ein Bild des Heilands verhöhnt hatten. Dies entflammte den Glaubenseifer der Deutſchen bis zur blinden Wuth und in ſolcher hauſten ſie unmenſchlich im ſlaviſchen Lande, bis das Volk unterlag.

Während dieſer Zeit war in Italien ſchwerer Zwieſpalt zwiſchen den Großen und ihren Vaſallen ausgebrochen. Das kam ſo: Der ſtolze Erzbiſchof Heribert von Mailand, welcher in Lombardien das meiſte Anſehen genoß, hatte einem ſeiner Vaſallen nach Laune und Willkühr deſſen Lehngut genommen; da waren plötzlich alle niederen Vaſallen grollend aufgeſtanden und hatten die Erblichkeit ihrer langbeſeſſenen Lehen für ihre Familien gefordert; nun riefen ſie den Kaiſer

als obersten Schirmherrn der Gerechtigkeit an. Heribert trotzte darauf, daß Konrad seinem Ansehn und Einfluß die Krone Italiens zu verdanken hatte. Der Kaiser aber ließ sich durch diese Rücksicht durchaus nicht abhalten, die niederen Vasallen in Schutz zu nehmen, was ihm nicht blos (wegen der alten Gewohnheit) recht und billig schien, sondern auch obendrein sein Vortheil war. Darum zog er, als er (1037) nach Italien gekommen war, den Erzbischof zur Rechenschaft. Stolz weigerte ihm dieser den Gehorsam: da ließ der Kaiser mitten in der Versammlung Hand an den Trotzigen legen und ihn gefangen nehmen. Heftig erschraken alle Fürsten über diese Kühnheit, als wäre sie ein Frevel an der Kirche. Aber der Kaiser wankte nicht und griff durch, denn er wußte, daß er in seinem guten Recht war. Weil nämlich damals die Kirche noch unter dem Staate stand, hing die Verleihung aller kirchlichen Würden und also auch die Entsetzung von denselben von dem König und Kaiser als dem Oberhaupte des Staates ab. Bald darauf entfloh der Erzbischof durch List aus seiner Haft nach Mailand, wo die Bürger ihn frohlockend aufnahmen. Standhaft vertheidigten sie ihn gegen den Kaiser, als dieser mit dem Reichsheer vor ihren Mauern lag, so zwar, daß Konrad nach Ablauf eines Monats die Hoffnung aufgab, Mailand erstürmen zu können. Noch im Lager aber (am 28. Mai 1037) verkündigte er ein wichtiges Gesetz zum Schutz der niederen Vasallen, dieses Inhalts: „Jeder niedre Vasall soll fortan von Rechtswegen den erblichen Besitz seiner Lehengüter haben und kein Lehnsherr darf sie ihm nach Willkühr nehmen, außer wenn der Vasall sie durch ein Verbrechen verwirkt; aber auch dann muß der Vasall zuvor von seines Gleichen gerichtet werden, und wenn dabei Unrecht geschieht, der soll weiter gehn an den Kaiser." Durch dieses Gesetz, welches bald auch für Deutschland galt, stellte also der Kaiser die niedren Vasallen den freien Eigenthümern von Grund und Boden gleich und machte die ersteren, so wie die gemeinen Freien, zu Freunden des königlichen Ansehens: zugleich wurde dadurch die übermäßige Macht der Fürsten und Großen (als Lehnsherrn der niedern Vasallen) zerstückelt, daß sie dem Königthum nicht mehr so gefährlich werden konnten. So fest hielt Kaiser Konrad II. immerdar seinen Zweck im Auge: die Macht des Staates durch die des Königthums zu befestigen; in keinem Sturm und Kampf vergaß er's. Aus diesem Grund begünstigte er auch die Bischöfe, um in diesen gleichfalls eine Stütze wider die gefährliche Macht der weltlichen Großen, besonders der Herzoge, zu haben, zog die Herzogthümer Franken, Baiern und Schwaben für sein Haus ein und gab die zwei letzteren, so wie das Reich Burgund seinem Sohn, dem jungen König Heinrich, zur Verwaltung. Dagegen begünstigte er die Markgrafen in den Gränzländern des Reichs, damit sie es treu gegen jeden Feind von außen vertheidigten.

So kühn er aber in Italien waltete, um so weniger vermochte er den glü-

benden Volkshaß der Italiener gegen die Deutschen auszulöschen; allenthalben mußte er dort kämpfen. Er hatte den stolzen Erzbischof entsetzt, dafür wollte ihn nun dieser seine verachtete Macht wieder fühlen lassen und dem Grafen Odo von Champagne das Reich Italien verschaffen. Dieser blieb jedoch (1037) in einer Schlacht wider den Herzog von Lothringen. Hierauf entsetzte der Kaiser (1038) in Apulien den Fürsten von Capua, welcher tyrannisch gewaltet hatte, belehnte den Normannen-Fürsten Rainulf mit der Grafschaft Aversa und stellte Recht und Ordnung auch in Unteritalien wieder her. Krank kehrte er hierauf nach Deutschland zurück und starb im nächsten Jahre (1039) zu Utrecht. Seine Leiche nahm der Dom zu Speier auf, welchen er gegründet hatte; seine hohen Pläne erbte sein Sohn Heinrich.

2.

Hochauf in edler Reinheit
Gedeih', o deutsche Saat!
Zu Ruhm und Segen Einheit
Umschlinge Kirch' und Staat!
Auf daß der Kirche Hochhut
Das Recht des Volkes schütze,
Auf daß der Staat, der freie,
Des Glaubens Freiheit stütze!
Deutschland, das eine, ganze,—
Nicht immer war's ein Traum!
Wer brach im Mittagsglanze
Die Krone von dem Baum?

In der Fülle der Mannskraft stieg Heinrich (der dritte deutsche König dieses Namens) auf den Thron. In Gottesfurcht und Tugend hatte ihn seine edle Mutter Gisela auferzogen und gleichmäßig seinen Geist durch viele Kenntnisse gebildet; davon war die allerwichtigste gewiß die der alten heimischen Gesetze und Rechte der verschiedenen deutschen Völkerschaften; daraus sollte ein deutsches Fürstenherz schon früh die rechte Lebensnahrung gewinnen! Sein Vater Konrad, klug und unbeugsam, hatte ihm den Weg der Macht gebahnt; weise, kühn, unaufhaltsam schritt nun er darauf weiter. »Deutschland über Alles!« dies war sein Ziel, und das Königthum machte er, wie Keiner vor ihm, zur Grundfest, auf welcher sich das deutsche Reich, ehrfurchtgebietend wie ein erhabener Dom, weithinleuchtend über alle andern christlichen Völker erheben sollte.

Als er die Regierung antrat, fand er die Macht der Herzoge tief erschüttert in Folge der Maßregeln, welche sein Vater Konrad II. mit großer Beharrlichkeit gehandhabt hatte. Er selbst dachte nun an nichts Geringeres, als: jene

Macht völlig auszutilgen. Da nun die Herzoge, ihrer bisherigen Stellung nach (nämlich als Mittelmänner zwischen dem König und dem Volk), oft beiden gleich gefährlich und eben so oft geneigt waren, nach unten hin zu drücken, wenn sie selber von oben her beschränkt wurden, so wäre die Aufhebung ihrer Würde für's Volk allerdings von Nutzen gewesen, jedoch nur dann, wenn ein gerechter König, welcher die Freiheit des Volkes achtete, für diese eine neue Gewährleistung gab: denn ursprünglich waren ja die Herzoge die Vertreter ihrer Völkerschaften, aus denen sie entstammten, und sollten also eigentlich die Freiheit und Selbstständigkeit derselben bewahren. Aber Macht bei einem Einzigen und Freiheit für Alle vertragen sich nicht lang: das zeigte sich selbst bei Heinrich III., so sehr er auch sonst Gerechtigkeit und feste Ordnung aufrecht zu erhalten strebte. Denn auch in ihm erwachte (wie schon in den Kaisern aus sächsischem Geblüt) die Lust, die Herrschaft über das deutsche Reich als eine erbliche an sein Geschlecht zu bringen. Gleichwohl erkannte auch er (wie jene Kaiser) die uralte Berechtigung des Volkes: sich den König frei zu wählen, gar wohl: (darum hatten ja die deutschen Könige bisher bei ihren Lebzeiten ihre Söhne den Fürsten zur Wahl empfohlen, so auch sein Vater Konrad selbst). Nun war nach altem deutschem Rechtsbegriff nur der freie Grund- und Landbesitz eines freien Mannes (das »Allod«) für dessen Mannsstamm erblich; wollte also ein deutscher König das deutsche Reich an sein Geschlecht vererben, so mußte er vor allem dasselbe gleichsam zu seinem Allod machen. Darum war es also für den König wichtig, die erledigten Herzogthümer nicht auf's Neue zu verleihen, sondern sie, eins nach dem andern, als wie Güter des Hauses verwalten zu lassen, damit der König selbst dadurch ihr Besitzer würde. Dahin ging nun, wenigstens im Anfang seiner Regierung, sein Trachten, und die günstige Gelegenheit ermunterte ihn dazu; denn alle deutschen Herzogthümer bis auf Sachsen und Lothringen waren damals durch den Tod der Besitzer erledigt und also unmittelbar in des Königs Gewalt.

Gleich wie sein Vater Konrad, so richtete auch König Heinrich III. sein Augenmerk auf die Länder Böhmen, Ungarn und Polen, und strebte mit Macht, die Herrlichkeit des deutschen Reiches darüber auszubreiten. In Böhmen herrschte damals der kühne Brzetislav: dieser gedachte des vielen Unglücks, welches Polen lange genug über Böhmen gebracht hatte. Um es zu rächen, war er (1039) nach Polen gezogen, hatte Krakau zerstört, Posen verheert und aus Gnesen den Leichnam des heiligen Adalbert mit großen Schätzen nach Prag gebracht. Dabei hatte er es jedoch versäumt, dem König der Deutschen die Huldigung zu leisten. Darüber zürnte ihm Heinrich, noch mehr jedoch über die Gewaltthat, welche Brzetislav, als Vasall des deutschen Reichs, gegen ein Land geübt hatte, das gleichfalls unter deutscher Oberhoheit stand. Drum zog er nun das Reichsschwert gegen den Brzetislav und trug den Krieg in's Böh-

menland, — anfangs mit wenig Glück, dafür aber mit um so größerer Behartlichkeit, so daß Brzetislav endlich (im Jahre 1042) von allen Seiten hart bedrängt, nach Regensburg kam und dem deutschen Reiche huldigte. Von da an blieb ihm der kühne Herzog auch treu. — Während dieser Zeit hatten die Ungarn ihren König Peter, welcher nach Stephan's Tod 1038 auf den Thron erhoben worden war, wegen seiner Zügellosigkeit und Tyrannei verjagt (1041) und statt seiner den Aba erhöht, welcher das Heidenthum wieder herstellen wollte. Peter floh zu seinem Schwager, dem Markgrafen von Oesterreich, und flehte auch die Hülfe des Königs Heinrich III. an. Dieser versprach sie ihm. Während jedoch Heinrich den Trotz der Großen in Burgund und Lothringen bändigte, verwüstete der wilde Aba Oesterreich und jenen Theil des damals noch großen Herzogthums Kärnthen, welcher später die Steiermark geheißen worden ist. Eilig zog König Heinrich (1042) zur Rache heran, zerstörte Haimburg, eroberte Preßburg, überwand die Ungarn in offener Feldschlacht, verwüstete alles Land bis an den Gransluß und setzte statt des Aba einen andern Ungarfürsten ein. Kaum war jedoch Heinrich zurückgekehrt, so verjagten die Ungarn jenen Fürsten, und Aba schickte nun zu Heinrich III., welcher gerade in Goslar Hof hielt, um von ihm den Frieden zu erhalten. Da bewogen Peter und dessen Freunde, der Böhmenherzog und der Markgraf von Oesterreich, den König Heinrich, daß er (im J. 1043) abermals gen Ungarn fuhr. Diesmal zwang er den Aba, alles Land vom Leithafluß bis an den Kahlenberg an Deutschland abzutreten; dafür und für große Schatzung und Geißeln gab er ihm den Frieden; über das neu gewonnene Gränzland setzte er hierauf einen eigenen Markgrafen, doch schon nach zwei Jahren vereinigte er es mit der Markgrafschaft Oesterreich. Nun ließ Aba seinen verbissenen Grimm über seine Demüthigung an den Ungarn selbst aus, so daß viele aus ihnen seine Tyrannei nicht länger ertragen konnten und auf's Neue den König der Deutschen herbeiriefen. Heinrich kam abermals (1044), jedoch mit geringer Heeresmacht, und verfolgte den Aba: dieser hatte sich schlau bis an die feste Stadt Raab zurückgezogen; und plötzlich rückte er jetzt mit einem bei weitem größeren Heer bis Menfö auf die Deutschen los, welche den Fluß und Sümpfe hinter sich hatten. »Nun hab' ich sie in der Falle: sie entkommen mir nicht!« frohlockt Aba. Verrechnet! Ist die Anzahl der Deutschen gering, ist ihr Muth dafür um so größer. Ihr König sprengt vor ihnen her, stürmt wider die Ungarn, so viel ihrer sind, und läßt sein Schwert nicht rasten, als bis sie, nach tapferem Widerstand, ihre Fahnen hinwerfen und fliehen. Da ward solch' ein blutig Werk auf dem Schlachtfeld gethan, daß dies noch viel hundert Jahre lang nach dem Sieg der Deutschen »Vestnemti« benannt worden ist. Hierauf eroberte Heinrich III. Raab und gab in Stuhlweißenburg den Ungarn den vertriebenen Peter wieder zum König. Den Aba erschlugen seine eigenen Landsleute auf der Flucht. Im

nächsten Jahr (1043) kam dann Peter zu Heinrich III., schwor ihm Treue und übergab Ungarn dem deutschen Reich: als Lehen empfing er's zurück. So standen also die Ungarn jetzt unter der Oberherrlichkeit der Deutschen, die ihnen vor 113 Jahren noch Tribut gezahlt hatten! Zwar währte dieser Lehensverband nicht lang: dafür ist aber der Geist deutscher Verfassung in's Ungarvolk eingedrungen, denn sie hatten ein deutsches Gesetz (das baierische) angenommen.

Während dieser Kriegsfahrten nach Ungarn war in Lothringen und Burgund immerwährende Unruhe, und auch in Schwaben und Baiern Verwirrung, — eine Folge der Rechtlosigkeit, und diese hatte wieder darin ihren Grund, daß die oberrichterliche Gewalt der Herzoge fehlte; während der König, bei seinen vielen und schnellen Fahrten durch's Reich, sich der Gerechtigkeit auch nicht überall in Person annehmen konnte. Da bedrückte nun jeder, welcher die Macht in Händen hatte, den Schwächeren und jeder suchte sich durch eigene Kraft zu helfen. Von Alters her lag im deutschen Charakter der starke Trieb: kein Unrecht zu dulden, vielmehr Gleiches mit Gleichem zu vergelten; die wilde Sitte der Blutrache lebte noch in den Zweikämpfen fort. Zu dieser Verwirrung durch's Fehdewesen und Faustrecht kamen nun auch noch Mißwachs und eine furchtbare Hungersnoth. Da berief der König, voll Kummer um's Vaterland, (1043) die geistlichen und weltlichen großen Herrn nach Regensburg, trat in ihre Mitte und sprach: »Wahrlich, das ist Gottes Hand, die schwer auf den deutschen Landen liegt. Warum? Weil ihr den Frieden draußen versäumt habt. Drum laßt uns Gott versöhnen, dadurch, daß wir selbst uns mit unsern Feinden versöhnen, auf daß Friede und Segen wieder einziehe in's theure Vaterland! Ich selber vergebe jedem, der die Hand wider mich erhob, von Herzen, und so vergebe auch jeder von euch seinem Feind, um Gottes Gnade willen!« Diese Worte und dies Beispiel bewegten alle Herzen, und es wurde ein allgemeiner Landfriede aufgerichtet, welcher der »Gottesfriede« hieß. Dadurch wurde der Selbsthülfe und dem Fehdewesen kräftig Einhalt gethan; denn, wer den Gottesfrieden frevelhaft brach, mußte nicht blos vor dem weltlichen Gericht hart büßen, sondern lud auch den Fluch der Kirche auf sich, welcher die Gemüther tiefer erschreckte als jede irdische Strafe und Noth. Im Morgenroth dieses Gottesfriedens freute nun der König froh Herzens die edle Agnes von Poitiers, die Tochter des frommen und gelehrten Herzogs Wilhelm von Aquitanien, und hielt in der Pfalz zu Ingelheim mit ihr Hochzeit.

Da er sich nun überzeugt hatte, daß sein Trachten nach völliger Aufhebung der herzoglichen Würden und Einziehung der Herzogthümer für sein Geschlecht der Aufrechthaltung der Gerechtigkeit und des Friedens, mithin auch der Wohlfahrt der deutschen Volkerschaften, nachtheilig sei, so gab er dasselbe auf und fing an, die Herzogthümer wieder an Fürsten zu verleihen: (schon im Jahr 1042 hatte er Baiern an den Grafen Heinrich von Luxemburg vergeben). Doch

zu ihrer früheren allzugroßen Macht wollte er die Herzoge keineswegs wieder aufkommen lassen: nur Beamte des Königs sollten sie sein und die Herzogthümer nur Preise für geleistete treue Dienste; auf diese neue Art suchte er denn jetzt das Königthum zu stützen, ein Zweck, den er nie vergaß. Dadurch aber schuf er sich unter den Fürsten viele Feinde, wenn auch wenige offne, um so mehr heimliche. So theilte er nach dem Tode des Herzogs Gozelo I. von Lothringen (1044) dies Land unter dessen beide Söhne, und setzte den älteren, Gottfried (den »Bärtigen« zubenannt) über Oberlothringen, den jüngeren Gozelo II. über Niederlothringen. Dadurch glaubte sich Gottfried der Bärtige, ein kühner, trutziger Held, schwer gekränkt und erhob offnen Aufstand gegen den König: zu gleicher Zeit begann auch der Graf Reinhold von Hochburgund eine Fehde. Aber rasch war der gewaltige König zur Hand, brach Gottfrieds Burg Bockelheim (unfern von Kreuznach) und drang in Burgund. Da unterwarf sich ihm Gottfried zu Solothurn (1045): der König ließ ihn auf den hohen Giebichenstein gefangen setzen, nahm ihm das Herzogthum und gab es ihm erst 1046 wieder. — Das Herzogthum Schwaben gab er (1045) seinem Treuen, dem Pfalzgrafen am Rhein, Otto, die Pfalzgrafschaft am Rhein dessen Bruder Heinrich; das Herzogthum Kärnthen erhielt (1047) der reiche und mächtige Graf Welf, (der Sohn jenes Welf, welchen Konrad II. einst des Landes verwiesen,) dessen Treue er sich durch diese Verleihung zu sichern suchte, doch wurden zur Verminderung seiner Macht verschiedene wichtige Marken von Kärnthen abgerissen und selbstständig. Baiern verlieh er nach Heinrichs von Luxemburg Tod an Otto von Schweinfurt (1048), dann an Konrad von Zähringen (1049), endlich, nachdem er diesen (1053) wegen eines Zwistes mit dem Bischof von Regensburg willkührlich entsetzt hatte, (1053) sogar an eine Frau (was bis dahin unerhört gewesen), an seine Gemahlin Agnes. Nur den Sachsenherzog Bernhard wagte er nicht anzutasten, denn dessen Macht und Ansehen wurzelten allzufest im kernhaften Sachsenvolk, das seine Selbstständigkeit fort und fort mit Eifersucht gegen die Franken behauptete. Daraus ist klar, wie stark ein angestammter Fürst sein kann, wenn er treu zu seinen Landsleuten halten will! Um aber Bernhards allzugroße Macht einzuschränken, setzte der König Ludwig den Bärtigen, einen unbekannten Mann, welcher als Pilger nach Thüringen gekommen war, zum Grafen über dies Land: dieser Ludwig der Bärtige ist der Ahnherr der späteren Landgrafen von Thüringen. Mit solcher Beharrlichkeit verfolgte Heinrich III. seine Pläne gegen die Herzoge, um das Königthum über alle bisherigen Beschränkungen zu erheben. Dennoch täuschte er sich, so weise er war. Er wollte zu Gunsten einer festen Ordnung die Willkühr brechen und dachte nicht daran, daß er selbst nach bloßer Willkühr zugleich auch an den Grundpfeilern einer Verfassung rüttelte, welche volksthümlich geworden war. Er selbst trachtete darnach, die deutsche Krone als erblich auf sein Ge-

schlecht zu bringen und beschützte die andern Vasallen fest in ihrem Erbrecht. Um so weniger konnten es ihm seine unmittelbaren Vasallen, die Fürsten, vergeben, daß er gegen sie allein einen entgegengesetzten Grundsatz befolgte.

Außerdem erfüllte ein anderes hohes Streben sein kühnes Herz. Er wollte das Christenthum gleichreich ausbreiten, aber zugleich auch die Kirche aus ihrer furchtbaren Verderbniß erretten und in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder erheben; denn bei all seinem hohen Streben war er so ganz und gar von ächter Gottesfurcht durchdrungen, daß er (im Geist seiner Zeit) nie die Krone auf sein Haupt setzte, wenn er sich nicht vorher durch die Beichte seiner Sünden entladen hatte. Für die Ausbreitung des Christenthums im deutschen Norden bei den slavischen Völkern, die an der Ostsee wohnten, und bei den Schweden und Norwegern arbeitete besonders der Erzbischof Adalbert von Bremen mit unermüdlichem Eifer, im treuen Einverständniß mit dem slavischen Fürsten Gottschalk und mit dem König von Dänemark. Da steuerten unerschrockene Glaubensboten bis nach dem fernen Island und nach Grönland hinauf und brachten den ewigen Frühling des göttlichen Wortes auf die glänzenden Eisfelder. Dabei leitete jedoch den Adalbert von Bremen auch das Streben nach weltlicher Größe: er wollte die Macht seines Erzbisthums erweitern, sein Bremen sollte für Deutschland das werden, was Rom für Italien war, und er selbst nichts Geringeres als ein selbstständiger Patriarch des Nordens, dem alle Kirchen dort untergeben würden.

Für die Kirchenverbesserung wollte der König selbst sorgen und zwar von Grund auf. Drum sah er in Deutschland auf die Erziehung junger Männer zum Priesterstande. Indem er nun zu diesem Zweck die Klosterschulen mit großer Sorgfalt pflegte, kamen dabei auch Wissenschaften und Künste zu allgemeinem Nutz und Frommen recht in Flor: da schrieben viele tüchtige Männer emsig die Geschichte ihrer Zeit, unter diesen zeichneten sich vor allen Wippo, der Kapellan weiland Kaiser Konrads II., und Hermann, der Lahme, von Geburt ein Graf von Veringen, aus.

Anders mußte der König in Italien eingreifen, um die Kirchenverbesserung herzustellen; dort mußte er mit aller Strenge seine nüchterliche Gewalt handhaben, und mit der Reinigung des Papstthums mußte er beginnen. Der päpstliche Stuhl war nämlich im Lauf der Zeiten ein bloßes Spielwerk für die Partheien des römischen Adels geworden und diese hoben nach Willkühr, wie ihr Vortheil es erheischte, ihre Günstlinge darauf, unbekümmert, ob diese durch Sittenreinheit und Tugenden würdig waren, das Oberhaupt der Kirche zu sein, oder nicht. Wie das Haupt, so die Glieder: — Verderbniß war überall. Alle geistlichen Würden von der höchsten bis zur untersten wurden verkauft und hatten sogar ihre bestimmten Preise: dieses Verfahren hieß die Simonie und war nicht blos in Italien, sondern auch in Deutschland bis dahin

allgemein ging und gebe. War's nun ein Wunder, daß alle Zucht und Ehrbarkeit zu Grunde ging, wo die Bestechung für erlaubt gehalten und die Erpressung schamlos geübt wurde? Da mußten die Gemüther der Gläubigen alle Ehrfurcht vor den Priestern verlieren, und mit der Ehrfurcht vor diesen verloren sie auch die vor dem Glauben selbst, welchen dieselben predigten. Ja, es war damals so weit gekommen, daß drei Männer zu gleicher Zeit sich Päpste nannten, da doch die Kirche nur ein unfehlbares Oberhaupt haben sollte: jeder von diesen Dreien verfluchte den andern und die Bischöfe selbst wußten nicht mehr, welcher der rechtmäßige sei. Da richteten sich die Blicke jedes Frommen auf den König der Deutschen, daß dieser die furchtbare Verwirrung löse. Er kam nach Italien (1046), voll Begeisterung für die Würde der Kirche, fest und unbeugsam im Bewußtsein seines guten Rechts und seiner heiligen Pflicht. Schmeichelnd empfing ihn der reiche und gewaltige Bonifacius, Markgraf von Toskana, einer von den vielen welschen Fürsten, welche den schmachvollen, aber einträglichen Handel mit geistlichen Würden trieben; kein Kirchengut war ihm heilig. Heinrichs Scharfblick durchschaute dieses Mannes falsche Freundlichkeit und er nahm sich vor, dessen gefährliche Macht zu zerbrechen. Doch für jetzt hatte er nur das Heil der Kirche im Auge, drum hielt er zu Pavia eine Versammlung deutscher, welscher und französischer Bischöfe. Da erschien der eine von den drei Päpsten, Gregor VI., und bekannte reumüthig, daß er durch Bestechung zu seiner Würde gekommen und deren unwürdig sei. Darum mußte er sich zu Sutri selbst von derselben absetzen; die beiden andern Päpste wurden in ihrer Abwesenheit gleichfalls entsetzt. Hierauf zog Heinrich III. nach Rom; da schwuren ihm die Römer, daß sie nie ohne Erlaubniß der deutschen Könige einen Papst wählen wollten; das war ein altes Recht der deutschen Könige und von den Römern schon oft bekräftigt worden. Heinrich ernannte denn jetzt einen neuen Papst, und zwar war's ein Deutscher, der Erzbischof Suidger von Bamberg, welchen er zu der höchsten geistlichen Würde in der katholischen Christenheit erhob: dieser gab sich den Namen Clemens II. und krönte den König zum römischen Kaiser. Als solcher strebte nun Heinrich III. mit Weisheit, Kraft und Beharrlichkeit nach dem hohen Ziel: die Einheit des Staates und der Kirche festzustellen. Und durch die deutsche Geistlichkeit hoffte Heinrich die Wiedergeburt der Kirche zu vollbringen.

Während nun der neue Papst in Rom mit ächt apostolischem Eifer für die Verbesserung der Kirche arbeitete, war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, um auch dort die Simonie abzustellen. Er hatte den abgesetzten Papst Gregor VI. mit sich genommen, welchem sein Schüler Hildebrand dahin folgte. Dieser Hildebrand war ein Priester von großen Geistesgaben und von erstaunlicher Willenskraft, welcher die Kirche so stolz liebte wie ein Bräutigam seine

Braut; darum war ihm der Gedanke einer Einheit der Kirche und des Staates unerträglich, denn er sah darin nur eine schmachvolle Dienstbarkeit der Kirche unter der weltlichen Macht, und schwur es sich und ihr zu, sie für Jahrtausende vom Staate loszureißen. All seine Gedanken hingen an der Ausführung dieses kühnen Plan's und sein ganzes Leben setzte er dafür ein.

Indessen mochten die Welschen, diese alten Feinde der deutschen Herrschaft, es nicht ertragen, daß nun auch noch die römische Kirche, welche bisher für die Mutter der ganzen Christenheit gegolten hatte, vom deutschen Reich abhängig sein sollte: doch grollten und untergruben sie nur im Stillen, denn des Kaisers Macht war zu groß und vor seiner Beharrlichkeit zerstob jeder Widerstand. Als Papst Clemens II. schon im ersten Jahr seiner Erhebung starb, erwählte Kaiser Heinrich abermals einen Deutschen, den Bischof von Bauren, zum Papst. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Rom starb jedoch auch dieser (1048): und nun verbreitete sich das Gerücht: die Welschen hätten ihn vergiftet: da scheute sich jeder deutsche Bischof, den päpstlichen Stuhl zu besteigen: jeder glaubte, den Meuchelmord dahinter lauern zu sehen. Nur mit Mühe gelang es dem Kaiser, welcher nicht haarsbreit nachgeben wollte, daß sein Verwandter, der Bischof Bruno von Toul, welchen er zum Papst ernannte, diese Würde annahm. In Begleitung Hildebrands, welcher bis dahin im Kloster Cluny streng nach der Ordensregel gelebt hatte, ging nun Bruno nach Rom, und zwar nicht in vollen Prunk und Glanz seiner Würde, sondern demüthig im Pilgergewand. In Rom aber begab sich Bruno vor dem Volke und der Geistlichkeit freiwillig der Würde, »weil nicht diese beiden, sondern der Kaiser sie ihm übertragen hatte,« und forderte sie zu einer neuen freien Wahl auf. Das thaten sie mit Freuden, und wählten nun abermals ihn zum Papst. Unter dem Namen Leo's IX. bestieg er den päpstlichen Stuhl und arbeitete eifrig für die Kirchenverbesserung, indem er sowohl die Simonie auf's Strengste untersagte, als auch allenthalben die verfallene Sittenzucht der Geistlichen herzustellen suchte.

Gewaltiger als irgend einer seiner Vorfahren stand indessen Kaiser Heinrich III. im deutschen Reiche da, so stolz und sicher in seiner kühn errungenen höchsten Machtvollkommenheit, daß er sein Trachten nach Vererbung der Krone bereits offen kund gab. Als ihm nämlich 1050 ein Söhnlein geboren worden war, konnten sogar die sächsischen Fürsten, die ihm doch wegen seiner Härte gegen sie heimlich grollten, nicht anders, als: das noch ungetaufte Kind für seinen Nachfolger anzuerkennen. Es empfing den Namen Heinrich und ward im dritten Jahr seines Alters als Vierter dieses Namens zu Aachen gekrönt. Dennoch schreckte Heinrich's ganze Macht den kühnen Herzog Gottfried von Lothringen nicht. Eben so trotzten ihm die Ungarn, welche ihren aufgedrungenen König Peter (schon 1046) verjagt und geblendet und statt sei-

ner den Andreas auf den Thron erhoben hatten: ihre Unabhängigkeit wollten sie wieder erringen. Zürnend entsetzte der Kaiser den Herzog Gottfried seiner Würde und vertrieb ihn: und als er sich auf's Neue erhob, schleuderte der Papst, auf des Kaisers Betrieb, (1050) den Bannfluch auf ihn. Da unterwarf sich Gottfried endlich und erhielt wohl Gnade, aber das Herzogthum Lothringen nicht wieder: seinen Haß verschloß er bis auf gelegnere Zeit fest in der Brust. — Gegen die Ungarn aber mußte der Kaiser bis zum Jahre 1052 ohne Entscheidung kämpfen, bis der Papst endlich zwischen dem Kaiser und dem Ungarkönig den Frieden vermittelte. Doch erst 1056 konnte derselbe in's Werk gesetzt werden. Aber vom Lehnsverband mit dem deutschen Reich war Ungarn jetzt frei.

Während dieser Zeit hatten sich die Normannen, bald Soldkrieger, bald Räuber, immer keck auf jedes Abenteuer und lustig zugleich, in Unteritalien gar gewaltig ausgebreitet und selbst das Gebiet der Kirche nicht verschont: umsonst warf der Papst über sie den Bann: das erschreckte sie nicht. Da erbat sich der Papst vom Kaiser deutsche Kriegsleute und zog an deren Spitze gegen die unbändigen Söhne des Nordens in's Feld. Aber sie gewannen (1053) den Sieg und bekamen den Papst in ihre Gewalt. Wie er nun, der höchste Herr über alle Gewissen, als Gefangener in der Mitte roher Sieger stand, warfen sich diese plötzlich demüthig vor ihn hin, küßten ihm die Füße und flehten um Lösung vom Bann. Der Papst ertheilte sie ihnen und belehnte sie überdieß (wiewohl er kein Recht dazu hatte) mit allem Land, welches sie in Unteritalien schon erobert hatten und dort so wie auf der Insel Sicilien noch erobern würden. Da wurden sie aus seinen Feinden zu seinen Freunden und blieben fortan die treuen Beschützer des päpstlichen Stuhls. Schon im nächsten Jahre (1054) starb der Papst Leo IX. und der Kaiser ernannte nun — der Parthei Hildebrands zum Trotz (welcher das Recht der römischen Geistlichkeit zur Wahl eines Papstes behaupten wollte) — auf einer Kirchenversammlung zu Mainz abermals einen Deutschen, den Bischof von Eichstädt, zum Papst, welcher sich Viktor II. nannte. Mit ihm fuhr er gen Welschland. Dort fand er seinen alten unbeugsamen Feind, Gottfried von Lothringen, welchen er schon völlig vernichtet zu haben wähnte, froh und stolz in neuer Macht und Herrlichkeit. Der reiche Markgraf Bonifacius von Toscana war nämlich ermordet worden, und seine Witwe Beatrix hatte dem Gottfried ihre Hand gereicht. Wohl ließ er dem Kaiser mit vielen schönen Worten seine Treue betheuern, aber er selbst vermied dessen Angesicht. Da war der Kaiser voll Grimms und verhehlte ihn nicht. Aber kühn trat Beatrix vor den Gewaltigen hin, vor dem Alle erzitterten, und sprach: »Du zürnst mir. Doch warum? Als Freie gab ich nach meines Herzens Wahl einem freien Mann meine Hand, meinem verwaisten Haus einen Beschützer: wer auf Erden hat das Recht, mich drüber zur Rechenschaft zu zie-

ben? – Da konnte der Kaiser nicht anders, als den Gottfried von dem Verbrechen der Untreue loszusprechen; aber aus Vorsicht entzog er dem Sohn der Beatrix aus erster Ehe alle Lehen, um Gottfrieds gefährliche Macht wenigstens etwas zu beschränken, und dessen Gattin nebst ihrer Tochter Mathilde führte er, gleichsam als Geisel, mit sich nach Deutschland, wo sein persönliches Auftreten dringend nothwendig geworden war.

Während seiner Abwesenheit war nämlich dort allenthalben Fehde entbrannt. Nach dem Tode des treuen Brzetislav hatte dessen Nachfolger, Herzog Spitignew, alle Deutschen aus Böhmen vertrieben; die lutizischen Slaven waren gegen die Sachsen aufgestanden; die Sachsen verbargen ihren Groll über des Kaisers strenges Walten nicht länger und überdieß lag ihr Herzog Bernhard im Zwist mit dem allzusehr begünstigten und hochfahrenden Erzbischof Adalbert von Bremen; eben so klagten die Baiern; der Bischof von Regensburg und Herzog Welf von Kärnthen hatten sich empört; in Lothringen war Herzog Gottfried wieder eingefallen und bekämpfte mit dem Grafen Balduin von Flandern den Herzog von Niederlothringen; der König von Frankreich endlich machte Ansprüche auf dies Land. Aber kaum erschien der Kaiser wieder in Deutschland, so stellte er mit gewaltiger Faust Frieden und Ordnung wieder her und das Glück schmiegte sich augenblicklich, wie ein gezähmter Löwe, zu den Füßen des Gewaltigen. Herzog Welf starb, (sein reiches Erbgut fiel an Welf, den Sohn seines Schwagers Azzo von Este); der Bischof von Regensburg wurde gefangen; Gottfried und Balduin mußten den Sieg lassen; den Sachsen zum Trotz endlich schlug der Kaiser seinen Hofhalt zu Goslar auf, um sie für sein Schwert in der Nähe zu haben, wenn sie die Häupter allzuhoch erhoben. So hielt er die Einheit des Reichs kräftig zusammen, und um dessen Würde auch gegen die Ansprüche eines trotzigen Nachbars zu behaupten, ging er nach Ivoi, zur Zwiesprach mit dem König von Frankreich. Da hob dieser das vermeintliche alte Recht Frankreichs auf Lothringen in vielen Worten hervor; darauf rief ihm aber der Kaiser voll edlen Zorns zu: »Deutsch ist's und deutsch, bei Gott! soll's bleiben! Wohlan, auf ein Gottesurtheil! Als König der Deutschen kämpf' ich mit Dir, Mann gegen Mann, um Deutschlands Recht; mein Sieg wird's erweisen!« Da bangte dem König von Frankreich vor des Kaisers Schwert und er entfloh zu seiner großen Schmach noch in derselben Nacht.

So stand jetzt Heinrich stolz auf dem Gipfel seiner Macht und glaubte, gleichwie er den Landfrieden aufrecht hielt, (sein schönstes Werk!) so auch die unumschränkte Macht des Königthums und die Einheit von Staat und Kirche für alle Zeiten befestigt zu haben. Da vernahm er, daß die Lutizier die Sachsen geschlagen hatten. Diese unerwartete Nachricht erfüllte ihn mit solchem Grimm und Kummer, daß er auf den Tod krank ward. Da empfahl er seinen unmündigen Sohn noch eilig dem Papst, versöhnte sich mit Gottfried

und starb 1056, erst 38 Jahr alt, allzufrüh für des deutschen Reiches Ruhm und Herrlichkeit, zu Borfeld im Harzgebirg, nicht weit von Blankenburg. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so wankte sein Werk schon in den Grundfesten: in Italien aber lebte der Mann, der bereits die Hand ausstreckte, um es völlig niederzureißen. Im Dom zu Speier ward Kaiser Heinrich III. beigesetzt, einer der gewaltigsten Herrn, die je über die deutsche Erde schritten.

3.

Gewaltherrschaft ward nie bei uns geduldet.
Schiller.

Kaiser Heinrich III. hatte die Macht des Königthums so hoch emporgebracht, daß ein Schritt weiter davon schon zur Tyrannei führen mußte. Darum war die Unzufriedenheit der Herzoge und Grafen, welche seinen eisernen Arm am schwersten gefühlt hatten, bei seinem Tode reif: sie wollten nicht länger willkührlich behandelt und zugleich an der Unterdrückung des Volks gehindert sein: eilfertig gürteten sie sich jetzt die Schwerter um die Hüften, um den günstigen Augenblick nicht zu versäumen. Denn der neue König, Heinrich IV., war ein sechsjähriges Kind, und die Regierung des Reiches befand sich in den Händen seiner Mutter Agnes, einer Frau, welche zwar hohe Tugenden und Klugheit, nicht aber jene feste Entschiedenheit der Willenskraft besaß, welche in einer so schwierigen Lage, so vielen trotzigen Fürsten gegenüber, zur Erhaltung der Ordnung durchaus nöthig war. Von allen Fürsten waren die sächsischen am meisten erbittert, und zwar nicht ohne Grund. Sie sprachen jetzt zum Sachsenvolk, in dessen Herzen der Trieb nach Freiheit noch eben so mächtig war, wie zu Zeiten Karls des Großen, also: »Nehmt euch bei Zeiten vor diesem Königskind in Acht: das hat fränkisch Blut in den Adern, und treibt's noch weiter als sein Vater; denn Art läßt nicht von Art. War doch die Sachsenfreiheit den Franken immerdar ein Stein im Weg!« Als nun zur selben Zeit Otto, der Stiefbruder des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von der Nordmark, ein wilder verwegener Mann, einen Aufstand begann, weil er sich in seinem Recht gekränkt glaubte, verhießen ihm die sächsischen Fürsten ihren Beistand, und wollten den jungen König erwerben. Otto ward jedoch gar bald in einem Gefechte erschlagen; da gaben auch jene ihren Plan auf.

Bekümmert erkannte die Kaiserin die schwierige Lage und beschloß, den Großen Länder zu verleihen, um sich dadurch ihrer Treue zu versichern. So hatte sie Schwaben an den Grafen Rudolf von Rheinfelden, Kärnthen an den Grafen Berthold von Zähringen gegeben, und nun verlieh sie das Herzogthum Baiern einem der reichsten und mächtigsten sächsischen Fürsten, dem tapfern Grafen Otto von Nordheim. Aber sie erreichte ihre Absicht keineswegs. Die deutschen

Fürsten bemerkten nämlich mit Eifersucht und Neid, daß der Bischof von Augsburg großen Einfluß auf die Kaiserin und die Regierung hatte; um nun dies Verhältniß aufzulösen, verläumdeten sie den guten Ruf der Kaiserin, so daß diese die Achtung und folglich auch die Liebe des Volkes verlor. Das war den Fürsten jedoch nicht genug; sie verschworen sich sogar, ihr den jungen Heinrich IV. zu rauben, um in dessen Namen selbst die Herrschaft ergreifen zu können. Dazu besprachen sich heimlich der Erzbischof Anno von Köln, ein Mann von strenger Sittenzucht und großem Eifer gegen die schrankenlose Macht des Königthums, der Baierherzog Otto von Nordheim und Graf Ekbert von Braunschweig, ein Vetter des Königs; der Erzbischof von Mainz und viele Andre wußten um den Plan. Als nun die Kaiserin mit ihrem Sohn das Pfingstfest auf der Insel des heiligen Suidger (heutzutag Kaiserswerth genannt, bei Neuß) beging, kamen die verschwornen Fürsten den Rhein daher gefahren und der Erzbischof Anno beredete den jungen Heinrich, ein gar herrliches Schiff anzuschauen, das er eigens mit großer Kunst habe erbauen lassen. Da stieg der Königsknabe an der Hand Anno's auf das Schiff; augenblicklich griffen jetzt die Knechte zu den Rudern und trieben es mitten in den Strom hinein. Der junge Heinrich glaubte, es sollte ihm was Ungebührliches geschehn, und sprang beherzt in den Rhein — Graf Ekbert ihm eilig nach und holte ihn heraus. Voll Jammers stand die edle Kaiserin, voll Zorns das Volk rings an den Ufern des Rheins und verfluchte die Fürsten, besonders den Anno. Dieser aber brachte den jungen Heinrich sicher nach Köln. Gleichwohl bangte ihm heimlich vor dem Volk, noch mehr aber vor jenen Fürsten, welche nicht mit ihm verschworen waren. Um nun seine Gewaltthat zu beschönigen, gab er vor, daß er der Mutter ihren Sohn nur deshalb genommen habe, damit derselbe besser erzogen werde, und erließ zugleich das Gesetz, daß stets jener Bischof, in dessen Sprengel sich das Königskind befände, die Geschäfte des Reichs besorgen sollte. Er hatte aber kein Recht, ein Gesetz zu geben: das stand einzig und allein dem deutschen Reichstag zu, welcher anstatt der uralten deutschen Volksversammlung da war. Ueberdies umging Anno auch dies Gesetz: denn er ließ den jungen König nicht aus seinen Händen, noch aus jenen seiner Mitverschwornen. Heinrich IV. aber, welcher von Natur sehr leidenschaftlich war, fühlte seine Abhängigkeit schmerzlich und warf deswegen einen heftigen Haß auf den strengen Anno.

Als Anno dies bemerkte, sah er sich klüglich nach einem Theilnehmer an der Vormundschaft um, welcher den üblen Eindruck mildern könne. Niemand schien ihm dazu so tauglich, wie der Erzbischof Adalbert von Bremen, welcher sich durch sein gewandtes Wesen gar bald in das volle Vertrauen des Knaben einzuschmeicheln verstand, es jedoch gewissenlos mißbrauchte. Denn, statt die heftigen Leidenschaften und den Eigensinn desselben zu zügeln, that er ihm Alles zu Willen und umgab ihn stets mit Vergnügungen jeder Art; dadurch suchte er

sich ihm unentbehrlich zu machen. Ueberdies prägte er ihm noch den Grundsatz ein: »ein König darf Alles thun, *weil* er König ist.« Solche Worte der Verführung hörte der junge Heinrich lieber, als manche ernste Anno's, welcher die königliche Gewalt zu Gunsten der Großen zu beschränken gehofft hatte. Und so wuchs der junge König, von elenden Schmeichlern umgeben, in Lüsten und Ausschweifungen heran, ohne Achtung vor der Tugend, ohne jenen inneren Kern der Sittlichkeit, wodurch der Mensch allein stark wird, und im Glück wie im Unglück seine Würde behaupten kann. Weh über die, welche ein junges Fürstenherz verführten! Auf ihre Rechnung schreibt der ewige Richter jeden Fluch des Volks über Tyrannei. Bald zeigte sich auch, in welchen traurigen Zustand die schlechte Regierung das Reich gebracht hatte. Die Reichsgüter wurden schamlos verschleudert: der Landfrieden, für welchen Konrad II. und Heinrich III. so unermüdlich gewirkt hatten, war dahin, auf's Neue erhob sich die furchtbare Selbsthülfe, und die Großen, welche das königliche Ansehen keck verachteten, unterdrückten das Volk, wo sie konnten. Adalbert von Bremen aber benahm sich im Gefühl seines ausschließlichen Einflusses von Tag zu Tag übermüthiger, als wäre er selbst der König. So machte er bald das Maaß des Hasses gegen sich voll. Um so mehr suchte er sich bei dem jungen König festzusetzen und den strengen Anno ganz und gar auszudrängen. Drum ließ er (1065) Heinrich IV. zu Worms wehrhaft machen; dadurch wurde derselbe nach uralter deutscher Sitte mündig; doch kümmerte er sich nur um seine bösen Lüste, nicht um die Geschäfte des Reichs. Diese besorgte Adalbert jetzt erst recht nach seiner Willkür; sein thörigter Ehrgeiz hatte ihn so verblendet, daß er nicht blos all' seine früheren Tugenden, sondern auch seine Klugheit noch dazu verlor und keinen Schritt seiner Feinde beobachtete.

Anno von Köln stand an der Spitze derselben, und die Herzoge von Baiern und Schwaben schlossen sich fest an ihn; alle drei arbeiteten längst im Stillen an einem Plan zur Umänderung des Regiments. Indessen schwelgte der junge König mit seinen zuchtlosen Genossen zu Goslar in rasender Verblendung leichtsinnig fort. Auf einmal weigerten sich nun die sächsischen Fürsten ihm Lebensmittel zu liefern; (die Könige hatten nämlich damals noch immer keine festen Hofsitze, sondern pflegten von einer Stadt oder Pfalz zur andern im Reich umherzuziehen, und da, wo sie jedesmal Hof hielten, wurden sie entweder von den Einkünften ihrer Pfalz oder von den Gaben der geistlichen und weltlichen Herrn unterhalten.) Der Aufenthalt zu Goslar ward nun dem König, so wie dem Erzbischof Adalbert bald lästig; plötzlich scheuchte jedoch beide die Nachricht empor, daß die Fürsten einen Reichstag nach Tribur berufen hätten. Der König ritt (1066) mit dem Adalbert von Bremen dahin; da sprachen alle versammelten Fürsten zu ihm: »Entscheide Dich, o König: was willst Du lieber lassen, Deinen bösen Rathgeber Adalbert oder die Krone?« Ueber solchen Ernst erschrack der König

und suchte Zeit zu gewinnen: er wollte auf Adalberts Rath mit den Reichskleinodien heimlich entfliehen. Aber sein Vorsatz wurde verrathen, der Pfalz mit Wachen umstellt, Adalbert von seinen ergrimmten Feinden verhöhnt und schmählich vom Hof verjagt. Mit genauer Noth konnte er sich in sein Erzstift retten. Nun brach die Rache der sächsischen Fürsten (besonders des Herzogs Otto und seiner Söhne, welche den stolzen Adalbert schon lang unversöhnlich hassten,) furchtbar über ihn los. Sie verwüsteten sein Erzstift mit Raub, Mord und Brand und nahmen ihm all' seine Güter, daß er plötzlich arm wie ein Bettler dastand. Zur selben Zeit wurde auch das große Werk, das er noch in besseren Tagen begründet hatte, nämlich die Bekehrung der Slaven, zerstört. Die Tyrannei der Bekehrer hatte die Slaven bis zur furchtbarsten Wuth gereizt: drum erschlugen sie den frommen Fürsten Gottschalk, verwüsteten Stormarn, brachen Hamburg und Schleswig und stellten jauchzend das Heidenthum und ihre alte Unabhängigkeit von den Deutschen wieder her.

Der junge König, — von frühester Kindheit auf zum Theil gedrückt, aber noch mehr verwöhnt, und noch vor Kurzem in seinem zügellosen Walten so völlig unumschränkt, — hegte nun einen immer heftigeren Haß gegen die Fürsten: jede Unbill, die ihm je von ihnen widerfahren war, brannte ihm auf's Herz. Da raffte er sich aus dem Pfuhl seiner Ausschweifungen empor und brütete Rache. Von solcher Leidenschaft verblendet, dachte er nicht daran, die Würde des Königthums aufrecht zu erhalten, sondern blos daran: eine unumschränkte Macht zu gewinnen, um die Fürsten, deren Widerstand ihm unerträglich war, völlig zu unterdrücken. Auf's glühendste haßte er vor Allen die Sachsen; ihnen zum Trotz baute er nun immer mehr feste Schlösser in ihrem Lande, um sie dadurch im Zaum zu halten. Sie empörten sich, er bezwang sie mit Waffengewalt; unauslöschlich glimmte dafür ihr Haß unter der Asche. Bald kam die Gährung zum Ausbruch.

Die Fürsten hatten auf Betrieb Anno's den König gezwungen, sich mit seiner verlobten Braut, Bertha (der Tochter des Markgrafen von Susa) zu vermählen. Die Liebe dieser edlen Frau sollte ihn, wie Anno hoffte, von seinen wilden Ausschweifungen abhalten. Unwillig hatte er sich dem Zwang gefügt und die Vermählung war 1066 zu Tribur gefeiert worden. Aber wie ein Blinder mißkannte er die Tugenden und die Liebe seiner Gattin, fühllos vor Zorn stieß er sie von sich und wollte um jeden Preis von ihr geschieden werden. Er wandte sich deshalb an den Erzbischof Siegfried von Mainz, und bat diesen, ihm dazu behülflich zu sein: dafür versprach er jenem hinwieder: die Thüringer zu zwingen, daß sie dem Erzstift Mainz den Zehnten entrichteten; (dies hatte schon Bonifacius bei der Bekehrung der Thüringer so angeordnet, aber das Erzstift Mainz hatte den Zehnten nie erhalten können.) Siegfried von Mainz war unter dieser Bedingung bereit, den Wunsch des Königs zu erfüllen, und redete ihm

auf einer Fürstenversammlung zu Worms das Wort. Nichts fehlte mehr als die Bestätigung des Papstes. Aber als dessen Gesandter kam (1069) der fromme und strenge Bischof Petrus Damiani nach Frankfurt am Main, wo die deutschen Fürsten versammelt waren, und sprach also zu dem König: „Gott verhüte, daß Du eine Handlung begehst, welche eines Christen und gar eines Königs so unwürdig ist: denn ein König soll an Sitte und Zucht Allen voranleuchten, wie ein reiner Stern, nicht aber sie durch sein böses Beispiel vergiften. Darum warnt Dich jetzt die Kirche als treubesorgte Mutter. Gehorchst Du ihr aber nicht, so wisse, daß der heilige Vater einem König, welcher so unchristlich handelt, nie die Weihe zur Kaiserwürde ertheilen wird.“ Auf diese Worte des päpstlichen Gesandten hin baten und ermahnten alle Fürsten den König, den Gedanken an die Ehescheidung aufzugeben, damit die Majestät nicht entwürdigt und die mächtige Verwandtschaft seiner Gemahlin nicht zur Rache gereizt würde. Der König verbarg seinen Zorn in falscher Demuth und erwiederte scheinbar gelassen: „Wohlan, so will ich meine Bürde tragen!“ Eilig ging er jedoch nach Sachsen, um den Anblick seiner Gemahlin zu meiden; sie aber folgte ihm in herzlicher Treue dahin. Als er sie nun, nach langem Widerstreben, endlich wiedersah, da drang ihm ihr stiller Gram tief in's Herz, und die Augen gingen ihm auf über die große Lieb' und Treue, womit sie alle Kränkungen verzieh und vergaß. Und er nahm sie später als seine Hausfrau auf; sie gewann seine Achtung und sein Vertrauen, gebar ihm Kinder und theilte später all' sein Unglück getreu bis an ihren Tod.

Noch bevor jedoch diese Versöhnung Heinrich's IV. mit seiner Gemahlin zu Stande kam, sahen die Großen zu ihrem Erstaunen plötzlich den Adalbert von Bremen wieder am Hof erscheinen und sich mit der vollen Gunst des Königs brüsten. Mit falscher Freundlichkeit kam er seinen Todfeinden entgegen, das Herz voll Rache, den Kopf voll Pläne, sie alle zu verderben (besonders die Sachsen), und reizte heimlich des Königs Zorn gegen sie noch heftiger. Da kam (1070) ein gewisser Egino, ein Mensch, der im übelsten Leumund stand, vor den König, wies ihm ein Schwert und sprach dazu mit frecher Stirne: „Sieh, mit diesem Schwert sollt' ich Dich ermorden, o Herr! Und weißt Du, wer mich dazu gedungen? Otto von Nordheim, der Baierherzog.“ Voll heftigen Zorns entbot der König den Angeklagten nach Mainz vor die Fürsten zum Gericht. Otto läugnete den angemutheten Frevel; da befahl ihm der König, nach Goslar zu kommen und dort mit dem Egino auf ein Gottesurtheil zu kämpfen. Dessen weigerte sich Otto, weil ihm der König nicht freies Geleit zusichern wollte, und ritt mit seinen Getreuen in's Sachsenland. Da berief der König die sächsischen Großen, um über den Herzog Otto zu richten, und da derselbe unter jenen viele Feinde hatte, so ward er des Herzogthums Baiern für verlustig erklärt. Darüber entstand jetzt eine furchtbare Fehde zwischen dem

König und Otto, welchem Magnus, der Sohn des Sachsenherzogs Ordulf, eifrig beistand. Der König aber belehnte Otto's Eidam, Welf, mit Baiern; und Welf verstieß um eitle Königsgunst schamlos seine Hausfrau und schickte sie ihrem Vater zurück. Immer dichter zogen sich jetzt die Wetterwolken des Kriegs zusammen. Schon stand der König, zur Schlacht bereit, dem Otto und Magnus gegenüber; da überredete Graf Eberhard von Nellenburg jene beiden, sich der Gnade des Königs zu übergeben. Sie thaten's vertrauensvoll, Heinrich IV. aber hielt sie gefangen; es kam ihm gerade gelegen, den Magnus in seiner Gewalt zu haben, denn da dessen Vater gestorben war, wollte er das Herzogthum Sachsen ihm und seinem Stamm, den Billungen, nehmen. Da schwelgte auch der greise Adalbert, schon am Rande des Grabes, noch in voller Freude an der Demüthigung seiner Todfeinde. Schon im nächsten Jahre (1072) starb er und kein Auge weinte um ihn, denn das Andenken an alle seine früheren Verdienste hatte der gewissenlose Eigennutz, womit er des Königs junges Herz verderbt, völlig ausgelöscht. Eine schlimme Saat ließ er im deutschen Reich zurück, Treulosigkeit und Aufruhr, Mißtrauen und Willkür.

Nun ergriff Anno wieder das Regiment; jedoch schon nach einem Jahre zog er sich zurück, wofür er sein hohes Alter zum Vorwand nahm; — er sah die unsägliche Verwirrung allerorten emporschlagen und wollte den Tag der Entscheidung nicht erleben. Dem König aber wuchs dafür der trotzige Muth mit jedem Tage höher; je mehr Gefahren sich rings um ihn thürmten, grad' um so hartnäckiger trachtete er, seine Feinde zu zerschmettern und eine schrankenlose Herrschaft aufzuschlagen. Mißtrauisch beobachtete er die Herzoge von Schwaben und Kärnthen, wie sie ihrerseits auch ihn. Kaum brachte es seine fromme Mutter Agnes dahin, daß er sich mit Rudolf von Schwaben noch friedlich vertrug; dem Berthold von Zähringen hingegen nahm er das Herzogthum Kärnthen ohne Untersuchung und Vertheidigung und verlieh es dem Grafen Markward von Eppenstein. Am schwersten drückte er aus Herzenslust die Sachsen und Thüringer, und zwar nicht blos die widerspenstigen Großen, sondern auch das edle freiheitsstolze Volk, das sich derselben annahm. Immer mehr feste Burgen baute er dort, deren Besatzungen das Volk übermüthig mißhandelten; die Thüringer insonderheit wurden so lange gequält, bis daß sie endlich dem Erzstift Mainz den Zehnten entrichteten; aber Siegfried von Mainz wurde dem König deswegen doch nicht treu. Ja, um's bis auf's Aeußerste zu treiben, bot der König ein Heer auf, angeblich gegen die Polen, und schloß sogar ein heimliches Bündniß mit den Dänen zur Verknechtung der Sachsen. Durch die Verhöhnung aller ihrer Rechte trieb er sie bis zum Aeußersten. Es blieb ihnen nichts mehr übrig, als Gewalt durch Gewalt abzutreiben.

Plötzlich standen ihrer sechszigtausend zum Schutz der Freiheit in Wehr und Waffen da. Dennoch wollten sie diese wider ihren König nicht erheben, ohne

ihn zuvor noch einmal getreu, aber ernst ermahnt zu haben: und sie sprachen also zu ihm: »Du hast uns gegen die Polen aufgeboten, o Herr! Laß uns daheim, damit wir uns gegen unsere bösen Nachbarn, die Luitzen, vertheidigen können. Mit starken Burgen hast Du uns rings umfangen: brich sie bei Zeiten, und gib unsern Fürsten ihr Hab' und Gut wieder, das Du ihnen wider alle Gerechtigkeit nahmst. Bessere Deinen Wandel und wirf Deine Schmeichler und Müßiggänger, die unser Land aussaugen, von Dir, wie schmutziges Gewürm, das frech an Deinem Königsmantel hinaufkriecht und ihn befleckt. Herrsche nicht nach blinder Willkür, sondern zieh' die Fürsten zu Rath, wie Dir's gebührt. Dann wollen wir, freie Männer, Dich von Herzen als unsern Herrn und König ehren. Doch fährst Du fort, jedes Recht mit Füßen zu treten, — dann sei Kampf wider Dich!« Aber der König achtete nicht auf diese Worte und hob leichtsinnig das Schwert: »sie stehen mir im Weg,« dachte er in seinem Uebermuth, »so mögen sie fallen.« Er bedachte nicht, daß ein König, welcher das Schwert frevelnd gegen sein Volk erhebt, zugleich auch alle heiligen Bande ihrer Treue damit durchhaut. Da kamen die Sachsen mit großer Macht gen Goslar heran, wo er Hof hielt. Nun sah er doch ein, daß sie es ernstlich meinten, und flüchtete eilig mit seinen Getreuen und mit seinem Schatz in die feste Harzburg, die er sich erbaut hatte. Aber wie sein Schatten kamen sie hinter ihm her und verlangten ihr Recht. Grimmig erkannte er, daß er gegen die Uebermacht nichts vermochte; dennoch wollte er nicht nachgeben. Drum hielt er's für keine Schande zu fliehen; drei Tage irrte er im dunkeln Wald umher, bis er endlich nach Eschwege und Hersfeld kam. Dort versammelten sich die deutschen Fürsten wegen des Kriegs gegen Polen. Um seinen Plan durchzusetzen, schien ihm nun kein Mittel zu gering. Er gab den gefangenen Sachsenherzog Magnus frei, warf sich den Fürsten zu Füßen und rief zu ihnen: »Laßt diese Schmach nicht über mich ergehen, daß die Sachsen euren König, den ihr selbst erwählt habt, verhöhnen! Duldet ihr's, so seid ihr selbst verhöhnt!« Da bedachten sie die Würde der königlichen Majestät und boten ihm die Hand zur Rettung. Nun begab er sich eilig an den Rhein, um zu rüsten, und warb durch's ganze Reich auf und ab Kriegshülfe gegen die Sachsen; indessen verbanden sich jedoch diese mit den Thüringern und begannen die Burgen des Königs in ihrem Lande zu stürmen. Da warb Heinrich IV. selber bei den Luitzen gegen sie; aber die Sachsen boten diesen noch mehr Werbgeld, so daß die Luitzen unter sich uneins wurden.

Indessen gewann Heinrich IV. die Hülfe des Dänenkönigs und dieser zog mit vielem Volk heran; aber die Dänen weigerten sich, ihre Schwerter zur Unterdrückung der Sachsen zu heben. Nun wandte sich Heinrich an die Erzbischöfe von Mainz und Köln, so wie an mehrere geistliche und weltliche Fürsten, auf daß sie mit den Sachsen einen Frieden zu Stande brächten. Zu Gerstungen kamen die Fürsten mit diesen zusammen (1073), aber statt den Frieden zu be-

stellen, vereinigten sie sich plötzlich mit denselben dahin, daß sie Heinrich IV., als der deutschen Krone unwürdig, absetzen und statt seiner einen neuen König wählen wollten. So wuchs ihm die Gefahr über's Haupt. Da trat auch noch ein gewisser Reginger auf, welchen Heinrich's Feinde gedungen hatten, und verkündete schamlos folgende Lüge: »Auf des Königs Geheiß sollte ich die Herzoge von Schwaben und Kärnthen ermorden.« Voll Scham und Zorn über diese falsche Anklage, forderte der König den Schwabenherzog Rudolf zum Zweikampf: — doch Rudolf weigerte sich dessen: ein getreuer Mann, Ulrich von Kosheim, wollte für den König fechten; aber Rudolf verweigerte abermals den Kampf. Heinrich IV. war damals schon so tief in der Meinung des Volkes gesunken, daß es ihn der Schandthat wirklich fähig hielt; so rächte sich an ihm die Macht der öffentlichen Meinung, welche er übermüthig verachtet hatte. Schon wollten die Fürsten sich in Mainz zu einer neuen Wahl vereinigen. Er eilte ihnen nach und gelobte ihnen Besserung. Sie glaubten's nicht. Da ward er in Ladenburg (bei Worms) todkrank. Mit Ungeduld warteten sie auf seinen letzten Athemzug. Aber zu ihrem Verdruß genas er und beschloß, voll neuer Lebenskraft, durchaus nicht nachzugeben. Da fand er beim deutschen Bürgerthum warme Treue. Die Bürger von Worms zogen ihm stattlich gerüstet entgegen, zeigten ihm ihre blanken Schwerter und riefen freudig: »Dir zu Schutz schwingen wir sie; sei Du auch unser Schutz gegen der Fürsten und des Adels Gewalt!« Aehnlich thaten die Bürger in vielen andern Städten, und freuten sich, daß sie jetzt nach alter deutscher Sitte ihre Freiheit durch das Recht, Waffen zu tragen, aller Welt kundgeben konnten. Als nun auch der falsche Ankläger Reginger bald darauf im Wahnsinn starb, sprach das Volk: »Den traf Gottes Hand für die Lüge am König!«

Trotz dem sah Heinrich IV. mit blutendem Herzen endlich ein, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als nachzugeben, und so schloß er (1074) zu Gerstungen mit den Sachsen einen Frieden ab, worin er ihnen gestattete, seine Burgen in ihrem Lande niederzureißen.

Dieser glückliche Erfolg verführte jedoch das Sachsenvolk zum Uebermuth. Jauchzend brach es Heinrichs stolze Zwingburgen, und als es vor die stattliche Harzburg kam, deren Erhaltung dem König besonders am Herzen lag, ließ es, trunken von Glück und Stolz, keinen Stein auf dem andern, zerstörte das Kloster und verbrannte die Kirche, welche innerhalb der Ringmauern standen, ja selbst die Reliquien der Heiligen und die Gruft verschonte es nicht, es riß die Gebeine des Bruders und Sohnes des Königs aus den Särgen und streute sie ringsumher. Als die Fürsten von dieser Gewaltthat des Volkes vernahmen, erschracken sie heftig und ließen dem König sagen, daß dies ohne ihr Wissen und Wollen geschehen sei. Er aber schwur Rache und that im Sturm der Leidenschaft einen Schritt, der ihn noch bitter reuen sollte. Er rief nämlich gegen die Sachsen

die Hülfe des Papstes an. Dadurch gestattete er also einem Fremden die oberrichterliche Entscheidung im deutschen Vaterlande.

Zum Glück für Heinrich IV. waren Herzog Rudolf von Schwaben und mehrere andere Fürsten über die Sachsen erzürnt, weil diese ohne ihre Beistimmung zu Gerstungen Frieden gemacht hatten, und schlossen sich nun an die Partei des Königs. Dieser benutzte sein Glück und rüstete so gewaltig, daß die Sachsen voll Besorgniß Gesandte an ihn schickten, um sich bedingungsweise zu unterwerfen. Heinrich IV. verlangte jedoch durchaus unbedingte Unterwerfung, und zersplitterte zu gleicher Zeit die Kraft der Sächsen, indem er mit großer Schlauheit viele von ihren Großen auf seine Seite brachte. Als er nun seinen Plan reif glaubte, führte er plötzlich ein ungeheures Heer an die Unstrut wider die Sachsen. Da ward (1075) bei Hohenburg eine furchtbare Schlacht geschlagen: 8000 Sachsen und 5000 Königliche blieben todt auf dem Plan. Auf flüchtigen Rossen entrannen die sächsischen Fürsten in gute Sicherheit; da schrie das Volk entrüstet: »Sie reizten uns zum Aufstand, und jetzt verlassen sie uns!« Die Fürsten schickten indessen bangend Gesandtschaften an den König und versuchten zugleich eifrig, das Volk wieder für sich zu gewinnen; Alles umsonst. Es blieb ihnen endlich nichts mehr übrig, als sich dem König zu unterwerfen. Da vermittelten der Herzog von Lothringen und die Bischöfe von Mainz, Salzburg, Würzburg und Augsburg den Frieden und sicherten den sächsischen Fürsten in des Königs Namen zu, daß sie an Leib und Leben, Ehr' und Freiheit nicht gekränkt werden sollten; hierauf gaben sie sich in des Königs Gewalt. So stand dieser plötzlich am Ziel seiner Wünsche; nach der tiefsten Demüthigung hatte ihn das Glück rasch auf die höchste Höhe emporgehoben und seine Macht war jetzt fast unumschränkt. Aber sein allerschlimmster Feind war noch nicht bezwungen, nämlich die unbändige Leidenschaft in der eignen Brust. Diese ließ ihm nicht Rast noch Ruh', bis daß er sein Wort brach, den sächsischen Großen ihre Güter nahm und sie selbst gefangen weit fort vom lieben Sachsenlande hinführen ließ, nach Schwaben, Baiern und Franken, Welschland und Burgund. Dann baute er seine Burgen wieder auf und seine Beamten drückten die Sachsen und Thüringer furchtbarer als je. So wollte er jetzt seine Macht zur Tyrannei mißbrauchen.

8.

.... „Alles ird'sche Regiment sei Lehen
Des höchsten, göttlichen! Von diesem leite
Der Kön'ge Scepter erst sein wahres Recht
Und seine Würde ab!"

Immermann.

Seit dem Jahre 1073 saß der kühne und kluge Hildebrand, unter dem Namen: Gregor VII., auf dem päpstlichen Stuhl. Bis dahin hatte er als

Rathgeber seiner Vorfahren nur im Stillen gewirkt. Jetzt, da er selbst die dreifache Krone auf dem Scheitel trug, trat er mit seinem Plane offen hervor. Mannichfache Schicksale und Erfahrungen hatten seinen Charakter gestählt: drum schreckte ihn kein Hinderniß; er wollte lieber untergehen, als sein beschlossenes Werk aufgeben. Er hatte die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche zu erringen gestrebt. Wie er aber jetzt mit rechtem Adlerblick die Schwäche des Königthums erkannte, begnügte er sich nicht mit jenem Plane mehr, und wollte der Kirche nicht blos die Freiheit, sondern auch die Herrschaft erkämpfen. Er dachte darüber also: »Was sind denn diese Könige der Erde mehr als Geschöpfe Gottes? All' ihre Kronen haben sie blos von seiner Gnade. Jesus Christus aber hat die Kirche auf Erden eingesetzt und den Papst als seinen Stellvertreter, und hat ihm die Schlüsselgewalt über alle Lebendigen gegeben. Weil nun die ganze Erde ein Werk aus Gottes Hand, so beherrscht sie der Papst als Gottes Statthalter. Folglich kann kein irdischer Mann ein Reich nach göttlichem Recht besitzen, wenn ihn der Papst nicht damit belehnt hat. Gleichwie der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, so hat also auch der Kaiser seine Würde und Gewalt erst vom Papst, der ihm die Krone aufsetzt. Darum kann nach göttlichem Recht weder das römische Volk noch der Kaiser (wie bisher) einen Priester zum Papst wählen, sondern es bestimmt diesen der heilige Geist selbst, welcher einen besonderen Ausschuß von Erzpriestern (»Kardinälen«) dazu erleuchtet. Nur dem Papst, als obersten Herrn des Gottesreiches, welches den ganzen Erdkreis umfaßt, steht mithin die Besetzung aller geistlichen Würden darin zu, nicht dem Kaiser oder König. Den Papst kann auch Niemand richten und absetzen, selbst keine Kirchenversammlung, das wär' ja eine Sünde gegen den heiligen Geist, welcher ihn eingesetzt hat. Wer sich also gegen den Papst auflehnt, empört sich gegen Gott selbst, und wie Gott die Frevler ohne Unterschied des Standes richtet, gleichviel ob Könige oder Bettler, so darf's auch der Papst.« Dies waren die Grundsätze, von denen Gregor VII. ausging, als er die völlige Unabhängigkeit der geistlichen Macht von der weltlichen und die Herrschaft der Kirche (die »Hierarchie«) erringen wollte.

Um nun diesen großen Plan in's Werk zu setzen, ergriff Gregor VII. drei Mittel. Das erste war die Abschaffung der Simonie (d. i. des Verkaufs der geistlichen Würden); dies war vor Allem nöthig, um die Reinheit und sittliche Würde der Kirche wieder herzustellen, damit die geistlichen Aemter nur an die Edelsten und Tüchtigsten kämen. Das zweite Mittel bestand darin, die Investitur (d. i. das Recht der Einsetzung der Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab und ihrer Belehnung mit Kirchengütern) den Laien zu nehmen. Nun aber hatte das Recht der Investitur bisher der König geübt, weil er allein als Oberhaupt des Staates liegende Güter, als Theile des Reichs, zu Lehn ertheilen konnte; die Weihe zum geistlichen Amt hingegen hatte das Oberhaupt

der Kirche den Bischöfen gegeben, jedoch bisher erst nach geschehener Investitur. Wurde nun die Investitur den Laien genommen, so standen die Bischöfe und Aebte nicht blos in ihren geistlichen Verrichtungen, sondern überhaupt völlig unter dem Papst und waren unbedingt an dessen Interesse gebunden; überdies wurden die Staatsgüter durch die Verlehnung aus der Hand des Papstes in Kirchengüter umgewandelt, und dadurch auch die weltliche Herrschaft des Papstes immer fester begründet. Das dritte Mittel endlich, welches Gregor VII. anwendete, setzte dem stolzen Gebäude der Hierarchie die Krone auf. Es war das Gebot des Cölibat's, d. i. daß alle Geistlichen sollen ehelos leben sollten. Dadurch beabsichtigte Gregor, daß die Priester, gleich den Mönchen, gänzlich losgerissen von aller Gemeinschaft mit den Laien, sich nicht mehr als Mitglieder des Staates, sondern blos als Glieder der Kirche fühlen, und als abgeschlossene geistliche Macht, sich dem Staat gegenüber stellen sollten, um ihre gemeinsamen Ansprüche gegen denselben auf Leben und Tod zu vertheidigen. Aber das Gebot des Cölibat's erregte bei den Geistlichen selbst einen furchtbaren Widerstand: die meisten von ihnen hatten Frauen und Kinder und riefen laut: „Das Gebot der Ehelosigkeit ist wider die menschliche Natur, wider den Geist Jesu Christi, wider die Aussprüche der heiligen Schrift, wider die Gewohnheit eines ganzen Jahrtausends.“ Aber keine Vorstellung, kein Flehen, kein Trotz vermochte Gregor VII. zu machen: er wußte, daß er die zahllose Schaar der Mönche für sich hatte, und mit eiserner Willenskraft griff er durch. Es war der Geist der Zeit, der aus seinem Munde redete, wie rollende Donner, daß die Völker glaubten, sie hörten das Wort des richtenden Gottes selbst, welcher die feste Burg der Kirche als einen Zufluchtsort der Freiheit wider die Gewaltherrschaft gegründet habe.

Es war im Jahre 1076, als die Gesandten, welche Heinrich IV. an den Papst geschickt hatte, ihm folgenden Brief desselben brachten: „Der König soll nach Rom kommen, um sich dort über die Verbrechen zu rechtfertigen, deren er angeklagt ist; denn er übt das Recht der Investitur mit Ring und Stab wie vor und eh', und befleckt sich mit der Simonie; kommt er aber nicht, so trifft ihn der Bann.“ Ergrimmt sprach Heinrich IV.: „Soll der König der Deutschen aus Welschland Befehle annehmen? Nimmermehr! Uns steht das uralte Recht zu, den Papst zu wählen, also dürfen wir ihn auch absetzen, sobald er sich wider uns auflehnt.“ Und er versammelte die deutschen Bischofe in Worms; dort setzten diese auf sein Geheiß den Papst ab. Aber Gregor VII., welcher den Zustand in Deutschland kannte, baute fest auf die Zwietracht zwischen dem König und den Großen des Reichs und sprach jetzt den Bann über Heinrich IV., als Feind der Kirche. Er that noch mehr, er entband alle Deutschen des Eids der Treue zu ihrem König und setzte diesen ab. Dies Recht aber stand Niemanden als einzig dem Willen des ganzen deutschen

Volkes zu, wenn es den König, welchen es durch freie Wahl erhoben hatte, der Krone unwürdig befand. Die Feinde des Königs frohlockten. Bald war in Sachsen eine mächtige Verschwörung gegen ihn reif. Nun traten denn die Herzoge Rudolf von Schwaben, Berthold von Kärnthen und Welf von Baiern zusammen und beriefen die sämmtlichen deutschen Fürsten zu einem Reichstag nach Trebur (1076); dahin kamen auch zwei Gesandte Gregor's VII. und saßen der Versammlung vor. Und die Fürsten sprachen ungescheut aus: »Der Papst hat das Recht, den deutschen König abzusetzen:« so opferten sie, von ihrem Haß verblendet, gewissenlos das Entscheidungsrecht des ganzen deutschen Volks auf. Umsonst verschwendete Heinrich IV. Bitten und Drohungen an sie; schon bereiteten sie sich zur Wahl eines neuen Königs. Kaum erlangte Heinrich noch einen Aufschub von ihnen. Sie sprachen: »der Papst möge zur Entscheidung auf einen Reichs- und Kirchentag nach Augsburg kommen. Hast Du, o König, Dich nicht binnen Jahresfrist vom Bann gelöst, so bist Du der Krone verlustig. Bis dahin sollst Du jedoch kein Zeichen der königlichen Würde tragen, noch königliche Gewalt ausüben. Handelst Du Dem zuwider, so wissen wir auch ohne des Papstes Entscheidung, wie wir zum Besten des Reichs handeln sollen.«

So bitter kam's dem König heim, daß er sich vor einem Jahr im Glück nicht hatte mäßigen können. Gebannt, ohne Krone, verlassen, gedemüthigt, stand er jetzt da, gefoltert von ohnmächtigem Grimm und von der Furcht, daß auch die Hoffnung verloren sei, sobald der Papst zu seinen Feinden nach Deutschland kame. Da wich der Sinn für Deutschlands Ehre von ihm, nur seine Schlauheit nicht, — ein armseliger Ersatz für die allzufrüh verlorene sittliche Würde. Um das Aeußerste abzuwenden, lag ihm jetzt Alles daran, daß er vom Kirchenbann ledig werde. Da zog er (1076) im strengen Winter durch Burgund über Genf und den Mont Cenis nach Italien, um den Papst zur Lösung vom Bann zu bewegen, nur wenige Treue folgten ihm, darunter das allertreueste Wesen, das er auf Erden besaß, seine Hausfrau Bertha mit ihrem Sohn; die scheute weder Sturm noch Frost, noch die Gefahr der Wege und wich nicht von seiner Seite. So kam er, allen Nachstellungen seiner Feinde zum Trotz, glücklich nach Vercelli hinab. Als nun die Lombarden, welche dem Papst abhold waren, ihn so unerwartet in ihrer Mitte sahen, hofften sie, daß er sich an ihre Spitze stellen werde, aber Heinrich IV. traute ihnen nicht. Gregor VII. wollte nach Mantua reisen, als er jedoch die Kunde von Heinrich's Ankunft erhielt, schlug er eilig den Rückweg ein, und begab sich auf die feste Felsenburg Canossa: diese gehörte der reichsten Erbin in ganz Italien, der frommen Markgräfin Mathilde (einer Tochter des Markgrafen Bonifacius und seiner kühnen Gattin Beatrix), welche voll Bewunderung vor Gregor's VII. erhabenem Geist, ihr ganzes Leben dem Dienst der Kirche weihte.

Nun schickte Heinrich IV. zu Gregor VII. nach Canossa, um eine Versöh-

nung zu erwirken. Hartnäckig verweigerte anfänglich Gregor jeden Vergleich mit Heinrich IV., als einem von der Kirche Verfluchten. Endlich beschied er ihn vor sich: da kam Heinrich IV. im Januar (1077) vor's Thor von Canossa und bat demüthig, daß es ihm aufgethan werde. Als er nun eingelassen worden, fiel das Thor hinter ihm zu, aber der Papst wollte ihm noch kein Gehör geben. Da mußte nun der König der Deutschen, bei der strengen Kälte, drei Tage lang im Schloßhofe warten, barfuß und im wollenen Büßergewande, er, welcher

mit blinder Leidenschaft nach unumschränkter Macht gestrebt hatte, jetzt ärmer, als ein Bettler, gefangen und verflucht! Am 28. Januar erlöst'te ihn Gregor auf Bitten der Markgräfin Mathilde vom Bann, jedoch nur unter der Bedingung, »daß er schwöre, den Spruch seiner Richter, nämlich des Papstes und der Reichsversammlung, in Geduld zu erwarten und sich demselben zu unter-

werfen.« Dem tiefgebeugten Heinrich war jedes Mittel recht, und er gelobte Alles, was Gregor verlangte.

Als die Kunde von dieser unerhörten Demüthigung in Lombardien und Deutschland erscholl, zürnten die Lombarden dem König heftig, daß er ihrem Feinde, dem Papst, nachgegeben habe. Das deutsche Volk war entrüstet über die Unbill, die ihm selbst in der Person des Königs widerfahren, und so groß auch die fromme Ehrfurcht vor dem geistlichen Oberhaupte der Christenheit war, so hob sich doch in den schlichten Herzen des deutschen Volks der edle Freiheitstrotz gegen das fremde Machtgebot. Die deutschen Fürsten hingegen waren bestürzt und unschlüßig, was nun zu beginnen sei; sie wollten und konnten nicht mehr zurücktreten; um ihrer eigenen Sicherheit willen mußten sie einen neuen König haben, und doch fühlten sie, daß das Recht nicht mehr auf ihrer Seite war. Also traten sie (im März 1077) in Forchheim zusammen, gestatteten den Gesandten des Papstes, ein Wort mitzusprechen und ließen sich's gefallen, daß diese folgendes Gesetz vorschrieben: »Die Wahl der Bischöfe soll fortan in Deutschland nicht mehr vom König abhängig sein und die Investitur unentgeltlich geschehen. Die deutsche Krone aber soll nicht mehr durch Erbrecht vom Vater auf den Sohn kommen, sondern lediglich freier Wahl vorbehalten sein.« So ließen sich die Deutschen ihr uraltes, heimisches Recht von Fremden als Gesetz auferlegen! Nun kürten sie Rudolf den Schwabenherzog zum König und dieser beschwor jene Bedingungen. Aber das Volk in den meisten Städten wollte ihn nicht anerkennen und hielt standhaft an Heinrich IV.

Diesen hatte indessen die erlittene Demüthigung zu neuem Muth aufgestachelt. Als er nun die Wahl Rudolf's erfuhr, beschloß er, um die Krone auf Leben und Tod zu kämpfen. Freudig erhoben sich jetzt die Lombarden für ihn, und als er nach Deutschland wieder kam, empfingen ihn die Bürger mit Jubel; auch viele von den Fürsten traten, voll Scham, daß sie Deutschland verlaugnet hatten, zu ihm, ebenso manche andre, welche seine wachsende Macht fürchteten. Vorsichtig zog sich Rudolf nach Sachsen zurück; Heinrich aber entsetzte ihn, so wie die Herzoge Welf und Berthold, und zwar zu Ulm auf schwäbischer Erde, weil alle drei Schwaben waren. Da entbrannte in Deutschland ein furchtbarer Zwiespalt um das Recht der beiden Gegenkönige, Heinrich IV. und Rudolf, Gräuel war in allen geistlichen und weltlichen Dingen, alle Zucht und Sitte verfiel und alle Ordnung ward zertrümmert. Vergeblich berief der Papst beide Könige, wie zwei ungetreue Knechte, vor sich zur Rechenschaft; keiner wollte Gregor's Befugniß dazu anerkennen, und das Sachsenvolk schrie, voll gesunden Sinns für deutsche Ehre: »Weh über Dich, o Gregor, daß Du auf deutscher Erde Unfrieden gesät!« Gregor aber spähte vorsichtig, welchem der beiden Könige das Glück günstig sei. Als er nun erfuhr, daß Rudolf gesiegt habe, sandte er ihm eine Krone, worauf die stolze Inschrift stand: »Kraft

göttlichen Rechts gab St. Petrus die Krone dem Rudolf.“ Dadurch wollte er kund geben, daß Rudolf das deutsche Reich nur als Lehn vom päpstlichen Stuhl habe.

Nun erkannte Heinrich IV., daß die Königsmacht nicht in der Gunst der Fürsten, sondern einzig in der Freiheit des Volks wurzele. Weil die freien Bürger größtentheils für ihn waren, so wandte er sich jetzt auch an die freien Bauern (in Franken) und gab ihnen ritterliche Waffen zur Anerkennung ihrer Freiheit. Da kam's endlich (am 7. August 1078) bei Mellrichstadt an der Streu zur Schlacht, doch ohne Entscheidung; die Herzoge Welf und Berthold aber besiegten am selben Tage die Bauern-Landwehr am Neckar und ließen ihrem Zorn auf die Bauern, daß diese Ritterwaffen getragen, mit scheußlicher Grausamkeit freien Lauf.

Unerschrocken setzte Heinrich IV. den Kampf gegen seine Feinde fort. Er verlieh das Herzogthum Schwaben erblich seinem Getreuen, dem Grafen Friedrich von Büren, welcher sich auf einem hohen Berg der schwäbischen Alp das stattliche Schloß Hohenstaufen gebaut hatte, und vermählte ihn mit seiner schönen Tochter Agnes. Dann ließ er auf zwei Kirchentagen, zu Mainz und in Lombardien, Gregor VII. absetzen und den Erzbischof Wibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III. zum Papst ausrufen. Hierauf zog er an den Elsterfluß und bot dem Rudolf (am 15. Oktober 1080) abermals die Schlacht. Da gewann zwar Otto von Nordheim den Sieg, aber Rudolf, der Gegenkönig, fiel. Gottfried von Bouillon, damals Markgraf von Antwerpen, ein frommer Held von hohen Tugenden und dem König allzeit getreu, hatte dem Rudolf im Gefecht mit dem Schwert die rechte Hand abgehauen. Sterbend betrachtete Rudolf seine blutige Rechte und sprach dabei, daß alle Bischöfe, die um ihn standen, ein Grauen ankam: „Das ist die Hand, die ich aufhob, als ich Heinrich IV. Treue schwur! Nun muß ich fort von Reich und Leben. Auf euch, die ihr mich soweit gebracht, falle die Verantwortung!“ Erschüttert erkannte das Volk in Rudolfs Tod ein Gottesurtheil. Aber Otto von Nordheim, der jetzt selbst nach der Krone trachtete, und der gewaltige Gregor VII. gaben nicht nach, und der Letztere ermahnte die Deutschen eifrig, sich einen neuen König zu erwählen, welcher der Kirche treu und gehorsam sei.

Heinrich IV. war indessen in der Schule der Erfahrung ein ganz andrer Mann geworden, als wozu er in der Schule seiner eigennützigen Erzieher herangebildet worden war. Er sah ein, daß Gregor VII. nicht seine Person allein, sondern das Königthum und die Selbstständigkeit der deutschen Nation bekriegte. Drum beschloß er kühn, seinen Gegner in dessen eigner Heimath aufzusuchen und zu bekämpfen. Gerade damals war Gregor's VII. mächtige Freundin, die Markgräfin Mathilde, durch die kaiserliche Partei hart bedrängt, und auf die Hülfe der Normannen in Unteritalien konnte Gregor nicht fest rechnen. Das wußte Heinrich IV. und so zog er gegen Rom. Dreimal belagerte er diese Stadt,

beim viertenmale (1084) eroberte er sie endlich und bot jetzt dem Papst die Hand zur Versöhnung, damit er ihm die Kaiserkrone aufsetzen wolle. Aber Gregor, auch im Unglück muthig und standhaft, gab ihm zur Antwort: »Nimmermehr. Frevel ist's, einen Verfluchten zu salben und zu weihen! Lieber leid' ich den Tod, als daß ich solch Unrecht thu'!« Da ließ Heinrich IV. den Clemens III. feierlich als Papst anerkennen und empfing aus dessen Hand die Kaiserkrone. Hierauf schloß er den Papst in der Engelsburg ein und belagerte ihn, bis daß die Normannen zu Gregor's Befreiung heranstürmten. Da sah sich der Kaiser gezwungen, Rom zu verlassen. Nun aber hauf'ten die wilden Normannen so übel in der Stadt, daß die Römer sich zum Kampf gegen sie erhoben; da ließ der Normannenfürst Robert Rom in Brand stecken.

Gregor aber traute den Römern nicht mehr und entfloh nach Salerno; dort schleuderte er auf's Neue den Bannfluch über Heinrich IV. Weder Alter noch Unglück vermochten die feste Willenskraft Gregor's zu erschüttern. Er blieb sich selbst und seinem Werk getreu bis in den Tod. Und als er zu Salerno in seiner Verbannung schwer erkrankte, erledigte er, kraft der Gewalt zu binden und zu lösen, alle Gebannten vom Kirchenfluch, nur Heinrich IV. und den Gegenpapst Clemens III. nicht; hierauf nahm er sämmtlichen Bischöfen, die um sein Todtenbette standen, Wort und Handgelobniß d'rauf ab, daß sie jene Beiden nie vom Bann erledigen sollten, außer wenn sie ihre Würden niedergelegt und sich der Kirche völlig unterworfen hätten. Sterbend sprach er noch aus tiefster Ueberzeugung: »Ich liebte Gerechtigkeit und haßte Gottlosigkeit; drum sterb' ich in Verbannung.« So schied sein kühner, hochgewaltiger Geist am 25. Mai 1085 ungebeugt und beharrlich vom irdischen Leben. Sein ungeheures Werk aber, die Herrschaft der römischen Kirche, überlebte ihn.

Während Heinrich IV. sich in Welschland befand, hatten seine Feinde in Deutschland anstatt Rudolf's (1081) den Grafen Hermann von Luxemburg als neuen Gegenkönig erhoben. Das war ein reicher und tapfrer Herr; demungeachtet vermochte er dem Kaiser nicht die Spitze zu bieten. Denn obwohl auf Heinrich der Fluch der Kirche und der Haß aller Mächtigen lag und obwohl die päpstlichen Gesandten allenthalben das Volk gegen ihn aufwiegelten, so kämpfte er doch mit eben so großer Klugheit und Beharrlichkeit, um die geschändete Majestät wieder zu Ehren zu bringen, und das deutsche Volk ließ sich von den fremden Lehren nicht so leicht verführen; es empfand die böse Folge derselben, das unsägliche Elend, das durch den Bürgerkrieg über's Vaterland kam. Wie nun aber die fremden Lehren durch zahllose Schriften vertheidigt wurden, entstand jetzt noch ein andrer Kampf. Mit altem deutschem Freimuth erhoben sich nämlich viele fromme und gelehrte Männer und ergriffen dieselben Waffen, deren sich die päpstliche Partei gegen den Kaiser bediente, nämlich das Wort und die Schrift, um Deutschlands Unabhängigkeit gegen die fremde Bevor-

mundung zu vertheidigen. Das war der erste große geistige Kampf, der in deutschen Landen um die Freiheit der Gewissen, der Meinungen und aller Rechte, welche dem Menschen angeboren sind, gekämpft ward. Er befestigte eine wichtige Grundlage der Freiheit, die öffentliche Meinung. Dem Kaiser kam dies zu Gunsten, noch mehr aber der Tod Otto's von Nordheim (1082) und des Erzbischofs von Mainz (1084). Hermann von Luxemburg hingegen verlor gar bald alles Ansehn, — das Volk nannte ihn spottweise nur den „Knoblauchskönig.“ Vor Scham und Unlust, länger ein König ohne Reich und blos das Werkzeug einer Partei zu sein, that Hermann endlich (1087) die Krone vom Haupt und unterwarf sich der Gnade des Kaisers, der ihm seine Güter wiedergab. Rasch hob nun Markgraf Eckbert die weggeworfene Krone auf und stellte sich dem Kaiser gegenüber; doch schon im Jahre 1089 fiel er durch Meuchelmord. Nach so vielen Kämpfen ward das Glück jetzt endlich Heinrich IV. wieder hold. Die sächsischen Fürsten, Herzog Magnus an ihrer Spitze, wandten sich zu ihm: treu wie Gold war ihm Friedrich der Hohenstaufe: Lothringen, Franken und Kärnthen erkannten ihn an, selbst der alte Welf schien zur Versöhnung geneigt, wenn Heinrich ihm das Herzogthum Baiern wiedergäbe.

Als der neue Papst, Urban II., erfuhr, daß der Kaiser auf deutscher Erde wieder zu Kräften kommt, erneuerte er den Bannfluch über ihn, beschloß alle Feinde desselben auf welschem Boden zu vereinigen, und überredete die verwittwete Markgräfin Mathilde, welche damals schon 43 Jahre zählte, daß sie dem achtzehnjährigen Welf, dem Sohn des Baierherzogs Welf, Herz und Hand anbot. Den jungen Welf lüstete es nach ihrem ungeheuern Gut, drum führte er sie (1089) zum Altar; er wußte jedoch nicht, daß sie all' ihr Hab' und Gut bereits heimlich der römischen Kirche vermacht hatte. Als nun Kaiser Heinrich IV. die Absicht des Papstes merkte, fuhr er (1090) eilig gen Welschland, um die Macht seiner Feinde zu zertrümmern. Aber in Welschland kehrte ihm das Glück, seit seiner Demüthigung in Canossa, hohnisch den Rücken. Drei Jahre lang kämpfte er mit verlorner Müh' gegen die Markgräfin Mathilde, ihre zahlreichen festen Schlösser trotzten seinem Grimm. In einer Schlacht verlor er gar seine Fahne; die ward im Triumph nach Canossa gebracht.

Dem Papst und seiner Partei genügte jedoch das neue Unglück des Kaisers nicht, sie suchten eine Stelle im Herzen des Kaisers, wo er noch nicht verwundet worden war, und fanden eine solche gar bald. Heinrich IV. hatte zwei Söhne, Konrad und Heinrich; von diesen war Konrad, der ältere, schön von Leib, fromm und sanft von Herzen. Sein Vater hatte ihn schon 1087 zum deutschen König wählen und krönen lassen, und übertrug ihm nun, da er Welschland verließ, die Verwaltung dieses Reichs. Diesem Konrad sprachen jetzt die Priester eifrig in's Gewissen, daß er einen großen Frevel begehe, wenn er einem Gebannten, ob's auch sein Vater sei, Treue halte; um seines Seelenheiles willen also solle

er ihn verlassen und dem Papste gehorsamen, dafür werde ihm dereinst im Himmel ein reicher Lohn, aber auch schon hier auf Erden wolle ihm die Kirche vergelten, und ihm die Krone Italiens geben, unabhängig von seinem Vater. Da ließ sich der fromme Konrad verführen, verrieth seinen Vater und ward (1093) zu Monza als König von Italien gekrönt; hierauf schwur er dem Papst Gehorsam, und nun brachte ihm (1095) der reiche Normannenherzog Roger, welcher über Sicilien herrschte, seine schöne Tochter als Braut. Als der Vater dies vernahm, stemmte er in Verzweiflung sein Schwert auf und wollte darüber rennen; mit Mühe hielten ihn seine Freunde zurück. Aber die Kraft seines Lebens, Muth, Hoffnung und Freude waren dahin. Er ging in ein einsames Schloß in Lombardien, warf den Kaiserschmuck von sich und brütete über seinem Schmerz. So lag er lang', wie todt für alle Welt.

Da rief ihn plötzlich der alte Welf an: »Wach' auf, Heinrich, ich bin da: laß uns Deinen Feinden Trutz bieten!« Wie aus einem schweren Traum erhob sich der Kaiser aus seinem Gram und erfuhr, was geschehen sei. Der junge Welf hatte nämlich entdeckt, daß seine Hausfrau Mathilde ihr vieles Land und reiches Gut der römischen Kirche vermacht; d'rauf hatte er sich von ihr scheiden lassen, und nun war der alte Welf aus Deutschland zum Kaiser gekommen und forderte denselben auf, die Markgrafin Mathilde zum Widerruf des Testaments und zur Uebergutwortung ihrer Besitzungen an seinen Sohn zu zwingen. Dafür warben die beiden Welfen, der alte wie der junge, dem Kaiser in Deutschland eifrig Freunde. Das that ihm auch Noth, denn manche Treuen waren ihm einstweilen gestorben. Aber weder in Welschland noch in Deutschland hatte er für die Dauer mehr Glück.

5.

Fern über Meer und Lande von Libans Zederhöh'n
Erklang am Abendstrande ein wunderbar Getön:
„Gott will's!" so scholl's im Volke; da flog die Kreuzesfahn'
Und Wolke zog auf Wolke zum heil'gen Grab heran.

A. L. Follen.

Um diese Zeit erscholl im ganzen christlichen Abendland die Kunde: »Das heilige Grab, worin der Leib Christi lag, ist in der Gewalt der seldschuckischen Türken: das ist ein wildes, räuberisches Volk, welches an den falschen Propheten Mohammed glaubt, die frommen Wallfahrer verfolgt und mordet und die Heiligthümer schändet.« Und es kam ein Pilger aus dem gelobten Lande zurück, Petrus von Amiens, genannt der Einsiedler; der war so hager, wie der leibhaftige Tod, aber seine Augen leuchteten aus tiefen Höhlen, wie Feuerflammen. Auf einem Esel zog er durch die Länder der Christenheit, in der einen Hand ein Bild des gekreuzigten Heilands und in der andern einen Brief vom Patriarchen Jerusalems an die Könige und Fürsten und alle Männer des Abendlands, die Waffen trugen, daß sie auszögen, um das heilige Grab aus der Gewalt der Türken zu befreien. Wo Petrus von Amiens hinkam, erzählte er mit lauter

Stimme die Leiden der Christen im gelobten Land und sprach: »Christus, der Herr, ist mir erschienen und hat zu mir geredet: ›Wohlauf, Petrus, richte aus, was Du begannst, und ich werde mit Dir sein, denn die Stunde ist gekommen, daß mein Tempel gereinigt werde.‹« Da übermannte in jener harten Zeit voll Raub, Mord, Fehde und wilder Gewalt alle Herzen ein mächtiger Drang. Jung und Alt, Mann und Weib, Reich und Arm, Adel und Knechte standen auf, um in's gelobte Land zu ziehen, zum Krieg gegen die Ungläubigen. Wer mit Blutschuld oder sonst Sünden beladen war, hoffte durch heiligen Kampf oder Märtyrertod Gottes Gnade zu erwerben; wer daheim nicht Ruhm, noch Schätze gewinnen konnte, dachte sie im Morgenland zu finden; die hörigen Leute, welche von ihren Herrn gedrückt wurden, hofften dort durch edles Waffentragen Freie zu werden.

Dieser allgemeinen Bewegung bemeisterte sich nun der Papst, Urbanus II. Er berief (1095) eine große Kirchenversammlung nach Clermont. Da waren 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Aebte, und Laien ohne Zahl. Mit begeisterter Rede forderte er das Volk zur Befreiung des heiligen Grabes auf. Und es horchte, hingerissen, in Thränen und mit Seufzern, und rief wie aus einem Munde: »Gott will's! Gott will's!« Da heftete sich Jeder ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter und machte sich zur kriegerischen Wallfahrt bereit, welche davon der »Kreuzzug« hieß. Da schenkte mancher reiche Herr all' sein Hab' und Gut an Kirchen und Kloster und wollte kein Eigenthum mehr haben, als das Schwert zu Christi Ehren. Es war, als ob ein heiliger Wahnsinn alle Gemüther ergriffen hätte, daß Niemand mehr an Haus, Hof und Vaterland, Aeltern und Kinder dachte, Jedermann nur an's ferne Morgenland.

Bald hatten sich viele Haufen gemeinen Volks gesammelt, ohne rechte Waffen, wie ohne Zucht und Ordnung, und folgten einem Abenteurer, Walter, zubenannt der »Habenichts«, und dem Petrus von Amiens aus Frankreich gen Deutschland. Da sahen die Deutschen anfangs mit Erstaunen auf sie und konnten, so fromm sie selber waren, doch das Treiben der wilden Haufen nicht begreifen. In der Raserei ihres blinden Eifers zertrümmerten diese jede Schranke. Die Reichthümer der Juden reizte ihre Habsucht; da schrien sie in roher Wuth: »Verflucht ist dies Volk, das den Heiland gekreuzigt! drum Rache an den Juden für Christi Blut!« Und sie erschlugen die Juden in Deutschland unter grausamen Martern, wo sie dieselben fanden. Als sie aber weiter hinab kamen, in die Länder gen Aufgang, mußten sie diesen Frevel sowie ihre Zuchtlosigkeit büßen und wurden allenthalben wie Straßenräuber erschlagen.

Indessen hatte jene religiöse Begeisterung allmählig auch die deutschen Herzen durchdrungen, und zugleich erwachte in ihnen der Trieb nach kühnen Abenteuern, wie er schon in unsern Urvätern gewesen, mit voller Macht. Da schaarte sich (im Jahre 1096) ein zahlreiches Heer von Kreuzfahrern, wohlgerüstet und

in guter Zucht, rings um den frommen Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen: mit ihm zogen seine Brüder Balduin und Eustach, sein Neffe Balduin, Robert von Flandern und Raimund von St. Gilles. Auch die Normannen Boemund (der Fürst von Tarent) und sein Neffe Tankred, ein Held voll ritterlicher Tugenden, nebst vielen Männern des kriegerischen Volkes vereinigten sich mit jenen. So stand fast eine halbe Million Menschen in Wehr und Waffen, alle von einem einzigen Gedanken durchdrungen, alle im festen Vertrauen, daß Gott ihnen den Sieg geben werde. So zogen sie in die Länder gen Aufgang. Da zitterte der griechische Kaiser in Konstantinopel für seinen eignen Thron, doch vergebens wandte er List und Gewalt gegen die Kreuzfahrer an. Sie erreichten glücklich Kleinasien und kamen nach Joppe und Gaza: aber Seuchen, Hungersnoth und das Schwert der Türken hatten ihre Reihen so gelichtet, daß ihrer nur noch 21,000 am Leben waren. Dennoch vollbrachten sie hohe Kriegsthaten zum Erstaunen der Welt. Sie eroberten die festen Städte Edessa und (1098) Antiochien. Diese behielt Boemund von Tarent als Sitz eines eignen Fürstenthums. Die Uebrigen zogen weiter gen Mittag und erblickten nach vielen Gefahren endlich von einem Berge herab die Zinnen Jerusalems. Da stürzten sie zu Boden, küßten die heilige Erde und weinten vor Freuden. Klein war ihre Zahl, aber die Kraft des Glaubens verdoppelte ihren Muth und begeisterte sie, Alles zu wagen; weder die festen Thürme und ragenden Zinnen, von denen die blitzenden Geschosse der Türken niederzischten, schreckten sie, noch der Mangel an Heergeräth, noch Hunger und Durst. »Zum Sturm, zum Sturm!« rufen sie voll Ungeduld und mit furchtbarem Ungestüm toben sie wider die Mauern. Mit gleicher Tapferkeit vertheidigen sich jedoch die Türken; da regnet es Pfeile und Flammen auf die Häupter der Kreuzfahrer herab. Aus vielen Wunden blutend, von Flammen umleckt, fechten sie fort. Wohl sinkt hie und da schon ein tapfrer Held vor Ermattung hin. — Da zeigt sich plötzlich auf dem Oelberg ein hoher Ritter in schneeweißer, leuchtender Rüstung; der winkt ihnen nach der heiligen Stadt hin. »Ein Cherub mit flammendem Schwert, den uns Gott zum Mitstreiter gesandt!« rufen sie begeistert und jauchzend sprengen sie abermals gegen die Mauern heran. Nun ist kein Halt mehr vor ihnen, vor ihrem Anprall gehn die Thore in Trümmer. Tankred der Normanne und Robert von Flandern stürmen in die Stadt, Gottfried von Bouillon fliegt wie ein Adler die Zinne hinan und pflanzt die Kreuzesfahne auf. — So ward Jerusalem von den Christen wieder gewonnen am 15. Juni des Jahres 1099 nach Christi Geburt. Darauf erkoren die Kreuzfahrer ihren Feldherrn, den frommen Helden Gottfried von Bouillon, zum König von Jerusalem. Er aber sprach demüthig: »Das verhüte Gott, daß ich eine irdische Krone trage, wo mein Heiland mit Dornen gekrönt worden ist;« und nannte sich blos »Schirmvogt des heiligen Grabes«. Das dünkte ihm die höchste Ehre.

8.

Herabzusteigen von der Wünsche Gipfel,
Des Lebens höchstem Ziele zu entsagen,
Und wie ein Aar, gebrochnen Fittiches,
Zum Himmel aufzublicken. — o es ist
Ein großer Schmerz und nicht entehret hier
Den Mann die Thräne.

Uhland.

Während dieser große Kampf der abendländischen Fürsten und Völker im Morgenland geschah, war Kaiser Heinrich IV. (1097) aus Italien nach Deutschland wiedergekehrt und hoffte, endlich dort Ruhe, Frieden und Ordnung herstellen zu können. Denn nicht blos die Gedanken und Leidenschaften der Parteien waren jetzt hauptsächlich auf den Kreuzzug gerichtet, sondern auch die Kräfte zum Bürgerkrieg waren durch den Abzug so vieler streitbarer Männer geschwächt. Das viele Unglück hatte den Kaiser vor der Zeit alt gemacht und tief gebeugt, aber zugleich auch seinen Charakter geläutert: seine unbändigen Leidenschaften und sein gewissenloses Streben nach Gewaltherrschaft waren dahin; alle edlen Eigenschaften seines Charakters hingegen, welche durch schlechte Erziehung und Schmeichelei lang' unterdrückt gewesen waren, kamen jetzt immer heller an's Sonnenlicht. Nicht mehr nach Tyrannei strebte er, sondern seine Königspflicht hatte er erkannt und einsehen gelernt, daß das Königthum wankt, wenn es nicht auf die Grundlage sittlicher Würde gestellt ist. Ohne Stolz und eitlen Prunk, mild und leutselig gegen seine Freunde, großmüthig gegen seine Feinde, durchreiste er sein Reich und nahm sich allenthalben der Armen und Unterdrückten an; so stellte er die verfolgten Juden unter seinen besondern Schutz und erlaubte denjenigen von ihnen, welche durch die wüthenden Eiferer gewaltthätig zur Annahme des Christenthums gezwungen worden waren, den Glauben ihrer Väter wieder frei zu bekennen: da kam die Vorstellung auf: die Juden gehörten mit Leib und Gut dem Reich als »Kammerknechte« des Kaisers. — Sodann suchte er klug die Zahl seiner Freunde und Anhänger zu mehren. Den alten Welf belehnte er auf's Neue mit dem Herzogthum Baiern und zwar erblich. Schwaben behielt sein getreuer Hohenstaufe. Berthold von Zähringen aber bekam (im Jahre 1097) seine Grafschaft im Breisgau wieder und dazu die Reichsvogtei über alles Land von Zürich bis an die Grenze Burgunds. Lothringen gab der Kaiser später (1110 nach dem Tode Gottfrieds von Bouillon) dem Grafen Heinrich von Lüneburg, welcher früher sein Feind gewesen war. Die Thronfolge aber bestellte er also, daß die deutschen Fürsten auf einem Gericht zu Köln (1098) den Konrad wegen seiner Untreu' absetzten und den andern Sohn des Kaisers, Heinrich, als Fünften dieses Namens zum König er-

koren. Dieser schwur seinem Vater, daß er, so lang' dieser am Leben sei, nicht nach der Krone trachten wolle. Konrad erkannte jammernd zu spät, daß er verführt und dies mißbraucht worden war; vor Gram und Reue brach ihm zu Florenz (1101) das Herz.

Inzwischen war der Papst Urbanus II. gestorben und über seinem Grabe ging die Hoffnung auf, daß endlich Friede würde zwischen der weltlichen und geistlichen Macht. Aber gar bald schleuderte der neue Papst, Paschalis II., ein Schüler Gregors VII., abermals den Kirchenbann auf den Kaiser und entflammte alle Herzen zum Kampf gegen ihn. Da glaubten seine Feinde, ein Recht zu haben, ihrem Haß wieder vollen Lauf zu lassen; mit Verläumdung, Schmach und Hohn übergossen sie sein ergrauendes Haupt. Zugleich drängten sich viele Schmeichler und Ohrenbläser an seinen Sohn, Heinrich V., und flüsterten ihm zu: »Dein Vater ist im Bann und verflucht; greife Du nach der Krone! Warum willst Du zögern?« Schon lang' hatte Heinrich V. mit stillem Grimm die Entwürdigung und Schwäche des Königthums betrachtet; er traute sich's zu und beschloß, es hoch über jegliche Anmaßung wieder emporzurichten. Voll Willenskraft und Verschlagenheit, aber ohne Gewissen, bebte er selbst vor dem Verbrechen nicht zurück, um nur zum Ziele zu kommen. Wie er nun die bösen Anschläge der Feinde seines Vaters und des Königthums merkte, verstellte er all' seine Pläne gar meisterlich, und je mehr ihm geschmeichelt ward, um so demüthiger zeigte er sich, daß ihn Alle für ein lenksames Werkzeug hielten. Wie gezwungen und aus Gehorsam gegen die Kirche, gab er ihren Aufforderungen und Bitten endlich nach, als er's an der Zeit glaubte, und fiel dann (1104) offen von seinem Vater ab. Da gab ihm Paschalis II. im Namen des Apostels Petrus seinen Segen und verhieß ihm Nachlaß aller seiner Sünden, nicht blos hier auf Erden, sondern auch dereinst vor Gottes Richterstuhl am jüngsten Tag. Alle Rechte und Pflichten waren nun frevelhaft zerrissen und der ruchlose Krieg eines Sohnes gegen seinen Vater begann: augenblicklich schlossen sich alle Mißvergnügten an den Sohn, dessen Glück im Aufgang war, während der Glücksstern des alten Kaisers unterging: sie schauderten vor der Gemeinschaft mit einem Eidbrüchigen nicht. Heinrich V. aber hüllte sich noch immerfort scheinheilig in den Deckmantel der Gottesfurcht und sprach: »Mit Freuden will ich die Krone niederlegen, sobald mein Vater sich mit der heiligen Kirche versöhnt.« Indessen nahm er seine Schwester Agnes (deren Gatte, der treue Friedrich von Hohenstaufen, gestorben war), nebst ihren zwei Söhnen in seine Gewalt. Umsonst wollte der Kaiser, tieferschüttert, mit seinem Sohn unterhandeln. Heinrich V. wies jeden Vorschlag zurück, so lang' sein Vater im Banne sei. Da rüstete der Kaiser endlich gegen ihn, um die Ehre der deutschen Krone zu vertheidigen, und abermals waren's jetzt die edlen Bürger, die, über das Unrecht entrüstet, dem Gekränkten ihre Hülfe anboten. Am Regenfluß in Baiern

stießen die Heere des Vaters und des Sohnes auf einander (1105). Da erschrack der Sohn, wie er sah, daß sein alter Vater doch noch so manche Freunde hatte. Aber er war auf der Bahn des Verbrechens schon soweit gegangen, daß er nicht mehr zurück konnte. Da suchte er, ein Meister in allen Listen, dem Vater die Freunde abwendig zu machen, ging zu dem Markgrafen Leopold von Oesterreich und versprach diesem die Hand seiner schönen Schwester Agnes. Um diesen Preis verließ der Markgraf in bedauernswerther Schwäche den alten Kaiser; hierauf ließ Heinrich V. seinem Vater, als ob er ihn wahrte, sagen: die Fürsten hätten sich gegen ihn verschworen. Dadurch brach er ihm allen Muth und alle Hoffnung. Wie betäubt entzaum der alte Kaiser von seinem Heer hinweg nach Böhmen, wo ihn der Herzog mit Ehrfurcht vor seinem Unglück empfing. Von dort floh er gen Mainz. Da ward ihm abermals die deutsche Bürgertreue zum Labsal im tiefen Leid. »Bau' nur fest auf uns,« riefen die Mainzer ihm zu, »wir verlassen dich nimmermehr!« Also thaten auch die andern Städte am Rhein und boten ihm 20,000 gewaffnete Männer zum Schutz. Aber der ungetreue Sohn gewann Speier durch eine Kriegslist. Da floh der Vater nach Köln. Als er aber erfuhr, daß zu Mainz ein Reichstag gehalten werden sollte und zwar im Beisein der päpstlichen Gesandten, ermannte er sich wieder und wollte mit Heeresmacht dahin zurückkehren.

Sein Sohn erschrack und versuchte nun wieder eine böse List. Er ging ihm nach Koblenz entgegen. Wie der Kaiser dort seiner ansichtig ward, fiel er ihm zu Füßen und sprach flehend: »Wenn mich Gott für meine Sünden züchtigen will, o so bedenke doch Du, mein Sohn, beim Heil Deiner Seele die Ehre Deines Namens. Heinrich! Heinrich! kein göttliches Gebot gibt's, das dem Sohn das Schwert der Rache gegen den Vater in die Hand legt!« Da rief der Sohn in falscher Demuth weinend: »Verzeih' mir, was ich that. Treu will ich Dir ja als guter Sohn gehorchen, nur löse Dich vom Fluch der Kirche!« Der tiefgebeugte Kaiser versprach's, der Sohn aber beredete ihn heimtückisch, daß er im vollen Vertrauen sein Heer entließ und mit ihm nach Mainz zog. Als sie nun nach Bingen kamen, sprach der Sohn: »Höre, mein Vater: Mir ist Botschaft gekommen, daß Dich der Erzbischof Ruthard in Mainz nicht aufnehmen will, weil Du noch gebannt bist, und ich wage es nicht, Dich in die Mitte Deiner Feinde zu führen. Drum laß uns auf's feste Schloß Böckelheim ziehn, dort begehe das heilige Weihnachtsfest und ich will indessen für Dich getreulich zu Frieden und Versöhnung schlichten.« »Gott sei Zeuge und Richter zwischen Dir und mir,« warnte ihn sein Vater mit schwerem Herzen. Frech betheuerte ihm jedoch der Sohn nochmals seine Treue. Aber kaum war Heinrich IV. in Böckelheim, so fiel das Fallthor hinter ihm nieder und er war gefangen. Bald trat nun ein Bote des jungen Königs zu ihm und forderte trutzig die Reichskleinodien von ihm, Krone, Scepter, Kreuz und Lanze. Da schickte der Kaiser,

um ſein Leben zu retten, in die Burg Hammerſtein, wo ſie verwahrt lagen, ließ ſie überantworten, und verlangte nun, nach Mainz gebracht zu werden, wo die Fürſten verſammelt waren. Sein Sohn aber, welcher einen Aufſtand der Mainzer Bürgerſchaft beſorgte, ließ ihn ſchnell als Gefangenen nach Ingelheim bringen. Dorthin kam dann auch er mit den Fürſten und dem Geſandten des Papſtes

und zwang ſeinen Vater abzudanken; keine Bitte, keine Thräne deſſelben rührte ſein ſteinernes Herz. Da übergab ihm der alte Kaiſer ſein Reich und all' ſein Erbgut, und Heinrich V. zog nun (im Januar 1106) nach Mainz und ließ dort ſeine Wahl erneuern. Stolz ermahnte ihn da der Erzbiſchof von Mainz:

»Beschütze die Kirche, auf daß es Dir nicht einst wie Deinem Vater ergehe!« Doch dem jungen König lachte das Herz vor Verachtung und er dachte: »Bald werf' ich die Maske der Demuth ab und all' ihr Uebermüthigen sollt mich in meiner wahren Gestalt kennen lernen!«

Indessen hatten den alten Kaiser seine Getreuen gewarnt, daß er eiligst von Ingelheim flüchten möge, sonst ging's an sein Leben. Drum entfloh er nach Köln und von dort nach Lüttich, wo ihn der Bischof Otbert mit Ehrfurcht aufnahm. Allenthalben rüsteten jetzt die deutschen Bürger für den unglücklichen Vater gegen den ruchlosen Sohn. Dieser aber zog mit gezücktem Schwert gegen seinen Vater in's Feld. Schon führte er sein Heer zu einer Entscheidungsschlacht gegen Aachen heran. Siehe, da trat plötzlich des alten Kaisers treuer Kämmerer Erchenbold vor den gerüsteten König, legte ihm Heinrich's IV. goldenen Stirnreif und Schwert zu Füßen und sprach: »Das war das Einzige, was Dein Vater noch auf Erden besaß. Gott gnade seiner Seele! Sein Herz ist gebrochen. Seine letzten Worte waren an Dich: Du mögest es seine Freunde nicht entgelten lassen, daß sie ihm im Unglück treu waren, und mögest seinen Leib in der Gruft zu Speier bestatten, wo sein Vater und sein Großvater ruh'n.« Indessen hatte der Bischof Otbert die Leiche Heinrich's IV., welcher am 7. August 1106 in Lüttich gestorben war, daselbst begraben lassen; aber die Bischöfe von der päpstlichen Partei sprachen: »Er starb im Kirchenbann und ein Gebannter darf nicht in geweihter Erde ruh'n.« So mußte die kaiserliche Leiche wieder ausgegraben werden, und ward nach Speier gebracht; aber der dortige Bischof ließ sie nicht in den Dom tragen, sondern 5 Jahre lang außerhalb desselben in einer ungeweihten Kapelle hinstellen. So gönnte dem unglücklichen Kaiser der Grimm seiner Feinde auch im Grabe die Ruhe nicht, welche er im Leben nie gefunden hatte!

7.

Der Herrscher Thaten richtet und weckt ihr Erklingen.

Anastasius Grün.

Als nun Heinrich V. unbestritten des Reiches Herr war, beschloß er, die Würde und Macht des Königthums in vollen Glanz wieder aufzurichten. Aber vorsichtig verbarg er seine Absicht noch, versicherte den Papst Paschalis II., daß er ihm wie seinem Vater gehorchen wolle, und lud ihn ein, zu einer Kirchenversammlung nach Deutschland zu kommen, damit der lange Kampf um die Rechte des Königthums und der Kirche friedlich beendigt würde. Bald vernahm jedoch der Papst, daß Heinrich V., dem Verbot der Investitur zum Trotz, die Bischöfe mit Ring und Stab belehnte: da erkannte er des Königs geheimes Trachten, scheute sich, nach Deutschland zu kommen, und begab sich (1107) nach Frankreich: zu Chalons hielt er eine Kirchenversammlung. Auf dieser erschienen, von Heinrich V. hingesandt, der Erzbischof von Trier und der

stolze Welf von Baiern mit vielen Bischöfen und edlen Herrn in stattlicher Pracht und sprachen: »Unser König verlangt nichts, als was bei uns Deutschen von Alters her Brauch und Recht ist. Die Geistlichkeit hat freie Wahl: aber, wen sie erwählte, den belehnt der König durch Ring und Stab mit den Reichsgütern, und dafür muß ihm der Neuerwählte wie jeder andre Lehnsträger Treue schwören und als Unterthan huldigen.« Als nun der Papst auf seiner Gegenforderung beharrte, riefen die deutschen Gesandten: »Wohlan, so soll das Schwert entscheiden, aber nicht hier, sondern in Rom.« Nun ging der Papst nach Troyes, verbot dort auf's Neue dem König die Investitur und setzte ihm eine Frist, daß er auf Jahr und Tag zur Beilegung des Streites nach Rom käme.

Heinrich V. verschob dies jedoch bis in's dritte Jahr. Er wollte nämlich die erschütterte Macht des Königthums in Deutschland erst wieder herstellen, um dann in Italien mit vollem Nachdruck auftreten zu können. Nach dem Tode des Herzogs Magnus, des Letzten vom Mannsstamm Hermann Billungs (1106), hatte er das Herzogthum Sachsen dem Grafen Lothar von Supplinburg gegeben: die nordsächsische Mark (d. i. Brandenburg) ließ er dem Grafengeschlecht von Stade erblich. Nun bändigte er die unruhigen Großen in Lothringen und bald erkannten die Fürsten allerorten mit Schrecken, wie meisterhaft Heinrich V. sie bisher überlistet, und ihre Herrschsucht nur als Werkzeug gebraucht hatte. Auch die Oberherrschaft des Reichs über die slavischen Länder wollte Heinrich V. wieder herstellen. Schon Herzog Magnus hatte Heinrich, den Sohn des ermordeten Obotritenfürsten Gottschalk, in seine Herrschaft wieder eingesetzt, welche vom Strand der Ostsee bis an die Wasser der Oder und Havel reichte. Nun bekämpfte König Heinrich V. die Böhmen, Polen und Ungarn, aber ohne großes Glück: denn er erreichte nur dies, daß die Böhmen dem Reich wieder zinspflichtig wurden. Gleichwohl hatten die deutschen Fürsten dabei seine Kühnheit und Festigkeit kennen gelernt, und, überrascht, ja wie betäubt, wagten sie es jetzt nicht, ihm die Stirne zu bieten.

Da beschloß er endlich (1110), seine Romfahrt zu thun, um die kaiserliche Krone zu erhalten, den Frieden in Italien herzustellen und den langen Kampf mit der Kirche wegen der Investitur zu beendigen, aber als Sieger. Er versicherte sich deshalb der Treue der deutschen Fürsten und rüstete dann ein ungeheures Heer: dreißigtausend Ritter zogen mit ihm, die Knechte und das Fußvolk ungezählt: auch manche rechtskundige Männer nahm er mit sich, welche seine Ansprüche gegen die Kirche mit den Waffen des Geistes vertheidigen sollten. Kaum hatte er den Fuß auf welschen Boden gesetzt, so gab er gleich kund, weßhalb er gekommen sei. Die Stadt Novara wollte ihm widerstehen: — da winkte er den Vollstreckern seiner Rache und sie ging in lichten Flammen auf. Auf den ronkalischen Feldern bei Piacenza schlug er Lager und musterte nach

deutschem Königsbrauch das Reichsheer. Voll Schrecken vor seiner Macht schickten ihm alle Städte Lombardiens, bis auf Mailand, kostbare Geschenke, und alle Fürsten kamen mit ihren Kriegsleuten zu ihm, nur die mächtige Markgrafin Mathilde kam nicht; vergeblich suchte der König diese beharrliche Freundin der römischen Kirche für sich zu gewinnen; vorsichtig zog sie sich zurück, aber auch Heinrich war so klug, ihr den Besitz ihrer Länder zu bestätigen. Langsam rückte er hierauf mit seinem Heer gen Rom heran, zerstörte die trotzige Stadt Arezzo und schickte nun seinen Kanzler, den Grafen Adalbert von Saarbrück, einen klugen und in Staatsgeschäften geschickten Mann, als Gesandten an den Papst. Dieser befand sich damals in großer Bedrängniß, blieb jedoch standhaft bei seinen Anforderungen, und wollte das Recht der Investitur dem König durchaus nicht zurückgeben. Da sprachen Heinrich's V. Gesandte: »Seit 300 Jahren haben die deutschen Könige dies Recht geübt, und von 63 Päpsten hat kein einziger es geläugnet. Gab' es aber der König jetzt auf, so käme ja alles Reichsgut an die Kirche und das Ansehn des Königs ginge völlig zu Grunde, zum größten Schaden des Reichs. Wollten jedoch die Geistlichen mit der weltlichen Macht nichts mehr zu schaffen haben, dann würden sich auch die Laien nicht mehr mit geistlichen Sachen zu befassen brauchen.« Da erwiderte der Papst, wie durch plötzliche Eingebung Gottes: »Die Geistlichen sollen sich auch nicht mit weltlichen Dingen befassen, das ist gegen den Geist ihrer Einsetzung. Zehnten und Opfer sollen ihnen genug sein. Die Kirche will ja blos ihre ursprüngliche Freiheit und Reinheit und Würde wieder haben!« Ueber diese unerwartete Wendung der Sache war der König hocherfreut und sprach: »Wohlan, die soll sie erhalten, wenn sie dem Reiche alle jene Güter zurückgibt, welche sie durch fromme Schenkungen der Könige erhalten hat, die Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften und Vogteien, die Städte und Festen, Höfe und Dörfer und Ritterlehen des Reichs, die Münze, die Märkte und Zölle, kurz alles, was man »Regalien« heißt: — dann will ich gern eidlich auf das Recht der Investitur Verzicht leisten, und frei, ohne Einmischung der weltlichen Macht, soll die Geistlichkeit die Bischöfe und Aebte erwählen.« Damit war der Papst völlig einverstanden, weil ihm damals kein anderes Mittel zum Zweck blieb, und gelobte dem König, ihn zum Kaiser zu krönen. Heinrich V. setzte aber vorsichtig noch die Bedingung dazu, daß sowohl die deutschen Reichsfürsten, als auch sämmtliche Mitglieder der Kirche zu dem Vertrag ihre Einwilligung geben sollten. Hierauf zog er nach Rom und begab sich in die Peterskirche, wo der Vertrag erfüllt und die Kaiserkrönung vollzogen werden sollte. Als nun der Papst den versammelten Bischofen und Aebten gebot, alle Reichsgüter dem König zurückzugeben und sich fürder blos mit geistlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, riefen sie, überrascht und erzürnt: »Das darf der Papst nicht gebieten; das ist Ketzerei.« Der schlaue König aber, welcher ihren

Widerspruch vorausgesehen hatte, drang fest darauf, daß die Kaiserkrönung dessenungeachtet vollzogen werde; denn er für seine Person, — (so sagte er) wolle ja der Kirche nichts nehmen. Der Papst zögerte jedoch, ihn zum Kaiser zu krönen; da ließ Heinrich V. ihn und die Kardinäle mit Kriegsvolk umstellen und gefangen wegführen. Voll Wuth erhoben nun die Römer noch in der Nacht einen Aufstand, und am andern Morgen entbrannte ein offner Kampf; dafür übte der König grimmige Rache an ihnen; das Morden währte drei Tage lang; den Papst und die Kardinäle ließ er in feste Schlösser bringen und dort streng bewachen. Standhaft weigerte sich indessen der Papst noch zwei Monate lang, den König zu krönen. Erst als die Römer, von den Deutschen immerfort auf's Furchtbarste bedrängt, schon verzweifelten, gab er um ihrer willen endlich jammernd nach und schloß mit Heinrich V. (1111) folgenden Vertrag: »Das Recht, die Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab zu belehnen, sei wieder des Kaisers, und erst nach ihrer Belehnung darf die kirchliche Weihe erfolgen. Dagegen soll der Kaiser den Papst und die Kardinäle freilassen und der Kirche jedoch unbeschadet der Wohlfahrt des Reichs) Gehorsam leisten. Der Papst aber wird ihn krönen und schwört, ihn niemals mit dem Bann zu belegen.« Als dies beschworen war, gab Heinrich V. den Papst frei, und Paschalis II. krönte ihn dann zum römischen Kaiser. Stolz und froh zog nun Heinrich V. als Sieger nach Deutschland heim und ließ dort die Leiche seines Vaters, von welcher der Papst den Bannfluch weggenommen hatte, in der Gruft zu Speier feierlich bestatten, gleichwie zum Beweis seines Triumphs über den Papst. Diesem machte indessen die zürnende Geistlichkeit die heftigsten Vorwürfe über seine Nachgiebigkeit und drang so lang' in ihn, bis er endlich den Vertrag, »als einen erzwungenen,« widerrief und den Kaiser durch den Erzbischof Guido von Vienne in den Bann thun ließ.

Heinrich V. arbeitete indessen in Deutschland mit Kraft und rücksichtsloser Strenge an der Befestigung der königlichen Macht. Zu diesem Zwecke suchte er unter jedem Vorwand Reichsgüter an sich zu bringen, und, um die Fürsten demüthigen zu können, warb er klug um die Liebe der Bürger. So bestätigte er den Wormsern wegen ihrer Treue für seinen Vater all' ihre Rechte und die Bürger von Speier befreite er von dem sogenannten »Buthteil« (das war eine Abgabe zum Zeichen der alten Leibeigenschaft); dafür sollten sie den Gedächtnißtag seines Vaters mit feierlichem Gottesdienst und Almosengeben begehen: so suchte er zugleich das Andenken seines früheren Frevels zu verwischen. Als er jedoch, nach dem Erlöschen des Mannsstammes der Grafen von Weimar, deren Güter zum Reich zog, kam der verborgene Groll der großen Herrn über seine Gewaltherrschaft zum Ausbruch. Die mächtigen Grafen von Groitzsch und Ballenstädt, welche von weiblicher Seite mit jenem erloschenen Geschlecht verwandt waren, und viele mißvergnügte Fürsten, unter welchen auch der

Pfalzgraf Siegfried am Rhein, der Landgraf Ludwig von Thüringen (zubenannt der »Springer«) und der Herzog Lothar von Sachsen, — verschworen sich gegen den Kaiser und an ihre Spitze stellte sich dessen früherer Kanzler Adalbert, welchen er zum Erzbischof von Mainz gemacht hatte: der hielt es jetzt eifrig mit der Kirche, welche nun abermals mit den deutschen Fürsten gemeinsame Sache gegen das Königthum machte. Die Nachricht, daß Heinrich V. in den Bann gethan sei, gab allen seinen Feinden neuen Muth. Kräftig begegnete er ihnen und sein tapfrer Feldhauptmann, Graf Hoyer von Mansfeld, gewann ihm (1113) bei Warnstädt, nicht weit von Quedlinburg, den Sieg. Da mußten sich die Trotzigen durch schweres Geld von Heinrich's Zorn erlösen, und als er im nächsten Jahre mit Mathilde, der Königstochter von England, Hochzeit hielt, kam auch der Sachsenherzog Lothar im Bußgewand zu ihm und unterwarf sich. Aber der Kaiser traute seinen überwundenen Feinden nicht und ließ plötzlich Ludwig den Springer, welcher ihm verdächtig war, gefangen nehmen. Finstern Blicks beobachtete er den Haß, der allerorten im Reich gegen ihn entbrannte. Um so grimmiger übte er seine Macht und drückte die geistlichen und weltlichen Fürsten, bis sie endlich, zur Wuth gereizt, Gewalt mit Gewalt abtrieben. Da ward auch der Glaubenseifer des Volks gegen ihn gehetzt und so jedes Band der Treue zerrissen. Der Kaiser aber ächtete die sächsischen Fürsten und zog wider sie in's Feld. Am Welfesholz bei Mansfeld kam's (1115) zur Schlacht. Davon wird dies erzählt: Dort ist ein Stein, der beim Gewitter ganz weich wird; in diesen Stein hat Graf Hoyer von Mansfeld, des Kaisers Feldhauptmann, vor der Schlacht seine Hand eingedrückt und sich des Worts vermessen: »So wahr ich in den Stein greife, so gewiß gewinn' ich den Sieg.« Aber der jüngere Graf Wipprecht von Groitzsch hat ihm den Speer in die Brust gestoßen, daß er den Geist aufgab, und die Sachsen gewannen den Sieg.

Auf die Nachricht von dem Mißgeschick des Kaisers sprachen die Fürsten, welche bisher noch auf seiner Seite gewesen waren: »alle Fürsten haben nur eine gemeinsame Sache,« und fielen von Heinrich V. ab: nur die zwei Brüder von Hohenstaufen, Friedrich und Konrad (seine Neffen), den Herzog Welf und gar wenige Andre blieben ihm treu. Nun ward auch der Bannfluch über ihn ohne Scheu offen in Deutschland ausgerufen. Dennoch wollt' er nicht weichen und wanken. Als er aber nach Mainz kam, stürmten dort Ritter, Geistliche und Bürger seinen Palast und zwangen ihn, den Erzbischof Adalbert freizugeben, welchen er lange Zeit gefangen gehalten hatte. Nun zeigte Adalbert allem Volk sein blasses abgehagertes Angesicht, und erzählte, wie ihn der Kaiser 3 Jahre lang durch Hunger und andre Pein im Kerker gemartert habe; wie sein böser Geist reizte er, wo er hinkam, Alle zu Heinrich's V. Verderben auf.

Indessen war die reiche Markgräfin Mathilde gestorben (1115) und der Kaiser wollte nach Italien ziehen, um ihre Güter mit dem Reich zu vereinigen.

Vorher aber stellte er das Herzogthum Ostfranken wieder her, welches bisher in viele Grafschaften zersplittert gewesen war, deren meiste die Bischöfe von Würzburg besaßen. (Das Land Rheinfranken war eine Kammerprovinz der Kaiser aus dem fränkischen Hause, und an des Königs Stelle waltete dort der mächtige Pfalzgraf bei Rhein.) Weil nun der Bischof von Würzburg von Heinrich V. auch abfiel, gab dieser Franken als Herzogthum seinem getreuen Neffen, dem Konrad von Hohenstaufen. Diesem und dessen Bruder Friedrich übertrug er auch die Verwaltung des Reichs. Hierauf fuhr er mit Heeresmacht gen Welschland. Ohne Widerspruch des Papstes bemächtigte er sich der reichen Erbschaft Mathildens. Aber der Papst weigerte sich standhaft, ihn vom Bann zu lösen, und flüchtete sich, als Heinrich gen Rom herankam, nach Benevent. Bald darauf starb Paschalis II. (1118) und schnell erwählten nun die Römer den Gelasius II. zum Papst, welcher den Bannfluch erneuerte.

Inzwischen litt das arme Vaterland alle Gräuel des Bürgerkriegs, denn der unversöhnliche Adalbert von Mainz wollte nicht ruhen, als bis der Kaiser vernichtet sei, und die Fürsten nicht eher, als bis sie die Erblichkeit der großen Lehen (ihrer Länder) auch gesetzlich errungen hätten. Stolz ließen sie dem Kaiser sagen: »Er solle eilig auf einem Fürstentag zu Worms erscheinen und sich rechtfertigen; sonst wollten sie ihm die Krone nehmen.« Er kam auch, und zwar in Waffen, um sie zu zerschmettern; doch bald überzeugte er sich, daß er damit nichts auszurichten vermochte. Als aber nach dem Tode des Gelasius II. Guido von Vienne, welcher unter dem Namen Calixt II. zum Papst gewählt worden, auf einer Kirchenversammlung zu Rheims in Frankreich (1119) sowohl den Bannfluch, als das Verbot der Investitur erneuerte, fiel es den Fürsten endlich wie Schuppen von den Augen und sie erkannten, daß sie die Lehen, welche sie von der Kirche trugen, verlieren müßten, wenn die Kirche selbst gar keine Reichsgüter mehr haben sollte; daß sie aber durch ihre Verbindung mit der Kirche gegen das Königthum die deutsche Nationalität selbst in Gefahr brachten, erkannten sie, von Selbstsucht geblendet, nicht. Viele von den Fürsten, worunter auch Lothar von Sachsen, sohnten sich nun mit dem Kaiser wieder aus; nur Adalbert von Mainz nicht. Klug lenkte Heinrich V. alsogleich ein, bat zu Gunsten des Bischofs von Würzburg das Herzogthum Franken wieder auf und gab ihm die vielen fränkischen Grafschaften wieder; zur Entschädigung machte er den Konrad von Hohenstaufen zum Markgrafen von Tuscana und Herzog von Ravenna. Indessen fachte Adalbert von Mainz unermüdlich die Flammen des Bürgerkriegs an; alle Ordnung war zertrümmert, alles Recht wurde mit Füßen getreten.

Da jammerte es die Fürsten endlich des armen Vaterlandes und sie beschlossen, die Ursach' alles Elends, den Kampf des Königs und der Kirche,

nicht länger zu dulden. Also verordneten sie im Jahre 1121 zu Würzburg einen allgemeinen Reichsfrieden und setzten den Tod darauf, wer ihn bräche. Und wegen des Streits um die Investitur geboten sie, daß er durch unparteiische Fürsten geschlichtet würde, ohne der Würde des Reichs etwas zu vergeben. Zu Worms kam denn endlich (1122) der Friede zwischen Kaiser und Papst in folgender Weise zu Stande: »Der Kaiser übertrug das Recht der Investitur dem Papst, gestattete ferner, daß die Wahl der Bischöfe und Aebte fortan einzig und allein der Geistlichkeit, ohne irgend Einmischung der weltlichen Macht, verbliebe, und versprach, Geistlichen und Laien alle mit Unrecht entrissenen Güter zurückzugeben. Dagegen sprach ihn der Papst vom Bann los und gab ihm das Recht, daß die Bischöfe und Aebte in des Kaisers Gegenwart erwählt werden und die Erwählten von ihm die Belehnung über die Reichsgüter durch den Scepter erhalten sollten, und zwar in Deutschland, bevor sie die Weihe empfingen, in Italien nachher.« Dieser Vertrag hieß das »Wormser Konkordat.« So hatte nun, nach 30 Jahren des Bürgerkriegs, der Kaiser, was des Kaisers, und die Kirche, was der Kirche war. Aber gewonnen hatte eigentlich doch nur die Kirche dabei; denn sie war jetzt unabhängig von der weltlichen Macht und hielt auch fort und fort die Grundsätze fest, welche Gregor VII. aufgestellt hatte, nämlich: daß sie über aller weltlichen Macht stehe.

Heinrich V. fühlte dies tief und trachtete nun um so eifriger mit der vollen Kraft seines gewaltigen Willens und mit der ganzen Schlauheit seines scharfen Geistes, die Macht der Fürsten zu brechen, die alte Hoheit des Königthums, so wie Frieden und Ordnung im Vaterlande herzustellen. Dennoch konnten ihm allenthalben die Fürsten Trotz bieten; so gewaltig waren sie schon geworden; — dies war die endliche Folge jenes Strebens Heinrich's IV., das Königthum in eine bloße Gewaltherrschaft zu verwandeln; seinem Sohn, Heinrich V., aber fehlte, um das Gute zu erwirken, sittliche Würde, die jeder König vor Allem haben muß; weil er selbst keine Treue besaß, war er gegen Jedermann stets voll finstren Argwohns; drum war Jedermann auch wider ihn. Das bittre Bewußtsein, sein ganzes Leben lang fruchtlos gerungen zu haben und im Gefühl seiner Kraft doch ohnmächtig zu sein, war zugleich die gerechte Strafe für seinen Frevel am Vater. Auch sollte er keine Aeltern freude genießen; kinderlos mußte er sterben. Er verschied zu Utrecht 1125, erst im 44. Jahre seines Alters, und mit ihm erlosch das Geschlecht der fränkischen (oder »salischen«) Kaiser, welche das deutsche Reich 100 Jahre lang beherrscht und mit Kraft und Beharrlichkeit für die Einheit Deutschlands durch's Königthum, für die Unabhängigkeit des Staates gekämpft hatten: an dem Bund der deutschen Fürsten mit einer fremden Macht, dem Papstthum, scheiterten sie!

8.

..... Braut
Des Reiches Aar vor Zorn so auf, daß er
Ergriffen! Papst des Kaisers Lehensherr?
Grabbe.

Weil nun wieder das alte Wahlrecht in seiner ursprünglichen Kraft galt, zogen die deutschen Fürsten mit den zahlreichen Gefolgen ihrer Lehnsmannen im August 1125 gen Mainz an den Rhein und setzten auf den Betrieb des Erzbischofs Adalbert von Mainz und zweier päpstlichen Gesandten, welche sich dazu eingefunden hatten, aus den vier Hauptvölkern, den Baiern, Schwaben, Sachsen und Franken einen Wahlausschuß von 10 Fürsten zusammen; mit solcher Willkür ward die allgemeine Wahlfreiheit beschränkt! Hierauf wurden von jenen 10 Wählern drei Fürsten zur Wahl vorgeschlagen, den Schwabenherzog Friedrich von Hohenstaufen, (diesem und seinem Bruder Konrad hatte Heinrich V., ihr Oheim, sein ganzes Erbgut vermacht,) sodann Leopold, Markgraf von Oesterreich (aus dem hochherrlichen Geschlecht der Babenberger, Heinrichs V. Schwager, und Lothar, der Sachsenherzog. Leopold und Lothar verzichteten vor der Wahl auf die Würde, um so sicherer hoffte nun Friedrich sie zu erhalten. Aber Adalbert trug seinen Haß gegen Heinrich V. auch auf den Hohenstaufen über und ließ seine bösen Ränke spielen. Da ward plötzlich Lothar mit offener Gewalt zum König ausgerufen und am 30. August, als wie durch eine rechtmäßige Wahl erhoben, anerkannt. Zuvor aber mußte er schwören: die Bischofs- und Abtwahlen unbedingt freizugeben, ja selbst gar nicht dabei zugegen zu sein und die Neugewählten erst nach empfangener kirchlicher Weihe mit dem Scepter zu belehnen: — alles dem Wormser Konkordat zuwider. Und Lothar schwur's wirklich, so gab er durch unrühmliche Schwäche das Recht der Krone gegen die Kirche auf! Ja noch mehr that er: — er ließ sich von den Bischöfen und Aebten nicht einmal huldigen, und bat den Papst durch eine Gesandtschaft um Bestätigung seiner Würde, als ob irgend wer sonst als das deutsche Volk sie zu vergeben hätte! — Honorius II., welcher damals Papst war, hatte indessen bereits die Erbschaft der Markgräfin Mathilde an sich gezogen.

Tief entrüstet und voll edler Scham für die Ehre des Vaterlands sah Friedrich von Hohenstaufen dem unwürdigen Treiben des neuen Königs eine Weile zu; dieser hingegen, in seiner Schwäche voll Eifersucht und Furcht, belauerte die große Macht der Hohenstaufen und trachtete sie zu zerstückeln. Da gab er zu Regensburg (1125) ein Gesetz, daß Reichsgüter, welche durch Aechtung ihren Lehnsbesitzer verfallen seien, nicht zum Eigenthum des königlichen Hauses, sondern zum Fiskus des Reichs gezogen werden sollten, und nun ver-

derte er von den Hohenstaufen alle jene Reichsgüter zurück, welche Heinrich V. mit seinem Hausgut vereinigt hatte, und welche die Hohenstaufen nun als solches erblich besaßen. Als Friedrich von Hohenstaufen dies verweigerte, erklärte Lothar ihn und seinen Bruder Konrad, welcher von einer Wallfahrt aus dem Morgenlande heimgekommen war, für Feinde des Reichs und beschloß den Krieg gegen beide. Um seine Macht zu verstärken, gab Lothar dem Herzog Konrad von Zähringen ein Stück von Burgund, und dem Herzog Heinrich (mit dem Beinamen des »Stolzen«, vom Geschlechte der Welfen) seine einzige Tochter Gertrud, so wie bald darauf zu dem Herzogthum Baiern, welches er schon besaß, auch noch Sachsen. Da wuchs die Macht der Welfen, den Hohenstaufen zum Trotz, gar furchtbar heran und ihre Besitzungen (freie Stammgüter sowohl als Lehen) reichten von den Küsten der Nordsee bis an die des Mittelmeers. Aber auch die zwei kühnen Brüder von Hohenstaufen hatten indessen gerüstet und gar viele Edle und manche Städte waren auf ihrer Seite. Da wurde bald ganz Deutschland in zwei Parteien zerrissen, und viel Elend durch Krieg und Gewalt überall. Konrad von Hohenstaufen aber, der hochstrebende Mann, wollte das böse Spiel mit einem Schlag beendigen und griff dem schwachen König nach der Krone. Zu seiner Rechtfertigung behauptete er: »Wir, die Staufen, erbten Heinrich's V. Gut; und das Königsgut gab uns ein Erbrecht auf die Krone!« »Nimmermehr!« riefen die Fürsten, »das ist gegen die Freiheit Aller, gegen uraltes deutsches Recht!« Und Lothar warf des Reiches Acht über Konrad: vier Erzbischöfe belegten ihn mit dem Kirchenfluch. Da zog Konrad (1128) kühnen Muthes nach Welschland und gewann von dort eiserne Krone; sein Bruder Friedrich setzte den Kampf in Deutschland fort. Aber bald brach der Volkshaß der Italiener gegen die Deutschen los und der Papst that den Konrad in den Bann. Auch in Deutschland wankte das Glück der Hohenstaufen, ihr Muth aber stand fest.

Bald darnach (1130) starb Honorius II., und es wurden durch den Zwiespalt der Kardinäle zwei Päpste erwählt, Anaklet II. und Innocentius II., von denen jeder der rechtmäßige zu sein behauptete. Da begab sich Innocentius II. (1131) nach Lothar und forderte dort den Lothar, als bereitwilligen Diener der Kirche, zum Beistand auf, indem er ihm zugleich auf Wiedererlangung der großen Erbschaft Mathildens Hoffnung gab. Der fügsame Lothar erkannte Innocentius II. als rechtmäßigen Papst an, und zog im Jahre 1133 nach Italien. Dort benahm er sich jedoch eben so unkräftig wie in Deutschland, und die Welschen spotteten seiner Ohnmacht. Die Partei Anaklet's verwehrte ihm trotzig den Einlaß in die Peterskirche und er konnte ihn nicht erzwingen: in aller Eile mußte ihn Innocentius II. in einer andern Kirche zum Kaiser krönen. Als hierauf die Erbschaft der Gräfin Mathilde zur Sprache kam, verweigerte Innocentius jetzt hartnäckig die Herausgabe der dazu gehörigen Allode. Da vergaß Lothar

die erhabene Würde des Kaiserthums, das keinen irdischen Mann über sich haben soll, und nahm jene Güter vom Papst zu Lehn: für 100 Mark Silbers jährlich ward der Kaiser des Papstes Dienstmann; das stellten die Römer zu seinem Schimpf und Spott in einem Bilde dar. Ruhmlos kehrte er dann in großer Eile nach Deutschland zurück.

Dort lagen noch immer die Hohenstaufen mit den Welfen im heftigen Streit. Erst nach zwei Jahren (1135) vertrugen sich Beide in Frieden mit dem Kaiser, und dieser sprach die Hohenstaufen von der Reichsacht los, (da wurden sie auch vom Kirchenbann erledigt,) gab ihnen ihre Lehen wieder, und dem tapfern Konrad das Reichsbanner in die Hand, daß er's dem deutschen Volk in die Schlachten vorantrage, als der Erste nach dem Kaiser. Alle Fürsten hielten die zwei Brüder von Hohenstaufen in großen Ehren, weil sie ein Herz für Deutschlands Ehre hatten, während Lothar sie preisgab. Dennoch war, trotz der Schwäche des Kaisers, die Furcht vor deutscher Kernkraft so groß, daß die slavischen Nachbarn das Reich nicht anzutasten wagten. Die Welschen hingegen, welche des Kaisers Ohnmacht in der Nähe beschaut hatten, trachteten darnach, die deutsche Oberherrschaft völlig abzuschütteln.

Da geschah's, daß der griechische Kaiser und Innocentius II. den Kaiser aufforderten, den grausamen Normannenfürsten Roger II. von Sicilien zu bekämpfen, welchem der Gegenpapst Anaklet II. den Königstitel gegeben hatte. Mit großer Heeresmacht zog Lothar im Jahre 1136 abermals nach Italien. Da kam die deutsche Tapferkeit auch dort wieder hoch zu Ehren; Roger mußte aus Unteritalien nach Sicilien hinüberfliehen, auch Anaklet unterlag. Nun aber forderte Innocentius II., wie er sich im unbeschränkten Besitz seiner Macht sah, die Oberlehnherrschaft über das Land Apulien; darüber kam's fast zum Streit zwischen ihm und dem Kaiser, und dieser entschloß sich endlich, sie mit dem Papst zu theilen: zu dessen Anzeichen hielten beide, Kaiser und Papst, die Fahne, indem sie den Fürsten Rainulf mit Apulien belehnten. Nun aber wollten die Deutschen nicht länger in Welschland bleiben, denn die durch's Reichsgesetz für die Romfahrt festgesetzte Zeit war herum, und so mußte der Kaiser plötzlich Italien verlassen. Auf der Heimkehr nach Deutschland starb er im Dorfe Breitenwang, das im bairischen Hochland liegt, — im Jahre 1137.

9.

Die Zeit macht nicht die Geister,
Der Geist macht seine Zeit.

Oehlenschläger.

In jenen Zeiten hatte sich die alte Gauverfassung Deutschlands völlig aufgelöst und dessen einzelne Theile waren nun gleichsam zu Staaten geworden,

über welche die Herzoge nicht mehr als bloße Beamte des Königs, sondern in der That schon als erbliche Landesherrn herrschten, jedoch mit Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit des Königs, von welchem sie ihre Länder sinnbildlich durch Ueberreichung einer Fahne empfingen: das hieß »Fahnenlehn.« Ebenso (bald darauf) die Markgrafen, deren Macht immer höher heranwuchs und sich von der Obermacht der Herzoge lochrang. Besonders gewaltig wurden damals die slavischen Marken, die nordsächsische Mark (Brandenburg) unter dem askanischen oder anhaltischen Geschlecht, und die Ostmark (Lausitz) unter dem Geschlecht Wettin, und beide, so wie auch Kärnthen, wurden nun allmählig zu deutschen Ländern. Thüringen war als eine eigene Landgrafschaft von Sachsen unabhängig geworden unter dem Geschlecht Ludwigs des Springers. Die Markgrafschaft Oesterreich ward unter den ritterlichen Fürsten des Babenbergischen Hauses vergrößert und stark. Weil nun die Gauverfassung zertrümmert war, so befestigten die in den Gauen angesessenen Grafen ihre Gewalt, welche auch meistens schon erblich geworden, auf ihre liegenden Güter (denn sie hatten die Gerichtsbarkeit über ihre Hintersassen) und benannten sich nach ihrem bedeutendsten Gut oder nach ihrer wichtigsten Burg. Aehnlich thaten die Ritter und benannten sich nach der Burg, auf der sie Lehnsdienste hatten, oder nach ihren Aemtern. Ebenso die südischen Geschlechter, diese benannten sich entweder nach den Straßen, worin ihre Erbhäuser standen, oder nach diesen selbst. So kamen in Deutschland die Geschlechtsnamen beim hohen und niedern Adel auf: — beim Bürgerstand erst später. — Gleichzeitig wurden auch die Wappen, als Abzeichen der adeligen Geschlechter, immer mehr eingeführt.

Das Verhältniß des Königs und der Fürsten war damals folgendes. Dem König blieb zur Aufrechthaltung seiner Oberherrlichkeit über die Fürsten noch ein Mittel, nämlich die Reichsacht. Nur auf Reichstagen und nur mit Beistimmung der Reichsstände, nämlich der Fürsten, durfte der König Reichsgesetze geben. Ebenso war auch die Willkür der Fürsten eingeschränkt, nach dem uralten Recht der deutschen Völkerschaften: sich ihre Gesetze selbst zu geben; für die Fürsten, als unmittelbare Landesherrn, waren fortwährend die Landtage und Landstände das, was die Reichstage und sie selbst als Reichsstände für den König waren. Gleichwie sie dem König die Dienste der vier Reichs-Erzämter thaten, so bestellten sie selbst auch einen Hofstaat aus ihren Dienstmannen und hatten ihren Kämmerer, Schenken, Marschall und Truchseß. Das Reich hatte drei Erzkanzler, für Deutschland den Erzbischof von Mainz, für Welschland den von Köln und für's arelatische Reich (d. i. Burgund) den von Trier. Die Kanzler der Fürsten waren ihre Hofkapellane. — Die Einkünfte des Königs bestanden aus dem Ertrag seiner Kammergüter und aus dem der Reichsgüter (besonders

der Forste und Bergwerke), der Gefälle von vielen Reichsrechten (z. B. des Münzrechts, der Reichszölle, des Schutzgelds, welches die Juden entrichten mußten, u. m. a.), endlich aus der Königssteuer (welche die Fürsten und Kirchen in Kriegszeiten bezahlten, die ersten, wenn sie selbst nicht in den Krieg mitziehen konnten, die zweiten, weil sie keine Leute dazu gaben), so wie aus den Abgaben der Reichsvogteien. Ebenso bezogen die Fürsten, als Landesherrn, ihre Einkünfte aus ihren Kammergütern, aus den Gefällen solcher Rechte, die sie vom Reiche zu Lehn trugen, (wie der Münze, der Zölle u. s. w.) und aus der ordentlichen allgemeinen Grundsteuer („Landbede"), welche die freien Grundbesitzer bezahlen mußten: Lehnsmannen und Dienstmannen waren davon befreit, ebenso die Geistlichkeit; von außerordentlichen Steuern („Nothbede") war die letztere jedoch nicht ausgenommen. — Die Regierungsgeschäfte des Königs umfaßten vorzüglich die Rechtspflege und die Aufrechthaltung der bürgerlichen Ordnung durch den Landfrieden. Die weltlichen Landesherrn regierten selbst (in ihrer Abwesenheit ihre Burggrafen oder „Waldboten"); in geistlichen Landern übten die „Vögte" oder „Vicedome" mit ausgedehnter Macht die Regierung, die oberrichterliche Gewalt und die Kriegshauptmannschaft, — in den freien Gemeinden, die unmittelbar unter dem König oder Landesherrn standen, waltete ein Vogt, welchen dieser bestellte. Ueberhaupt aber war die ganze Verwaltung des Reichs höchst einfach, schlicht und recht; da gab's noch keine unzählige Schaar von Beamten; jeder einzelne Mann mußte mit ganzer Kraft für sich selber sorgen.

Die ganze Bevölkerung Deutschlands hatte sich in Stände scharf abgeschieden. Den ersten Stand bildeten die *Fürsten*, die vom König ein Fahnenlehen hatten, und die *Höchstfreien*. Nur aus diesen konnte der König gewählt werden. Den zweiten Stand machten die *Mittelfreien* aus, und die *Dienstmannen*; beide zusammen bildeten den Stand der *Ritterschaft*. Der dritte Stand war der der „Gebauten," dazu gehörten die *freien Landsassen*, welche unmittelbar unter dem Reiche standen, die *Hofleute*, welche persönlich frei waren, aber herrschaftliche Höfe in Pacht hatten, und endlich die *eigenen* (unfreien) *Leute*. Dem ähnlich waren die Stände in den Städten abgesondert, in ritterliche Geschlechter, in freie Geschlechter, welche Handel trieben, und in Handwerker, die zum Zeichen ihrer früheren Unfreiheit noch manche Abgaben leisten mußten. Durchgängig war also noch immer ein größeres oder geringeres Maaß von *Freiheit* das Merkzeichen der Unterscheidung und Ehre. Aber der Begriff der Freiheit bestand damals nicht mehr in ursprünglicher Reinheit, sondern war ganz eigenthümlich verändert worden durch die Vorstellung, daß der Lehndienst, zu Krieg oder Hof, bei geistlichen oder weltlichen Fürsten (das hieß „Vasallenschaft" und „Ministerialität"), *adle*, also

daß der Dienst jetzt als ein Recht und eine Würde angesehen wurde. Das Ganze des Reichsdienstes war in den sogenannten »sieben Heerschilden« also ausgedrückt: den ersten Heerschild (hieß es) hebt der König, den zweiten heben die geistlichen Fürsten, weil sie nur von König und Reich Lehn tragen, — den dritten die weltlichen Fürsten (die kamen nach den geistlichen, weil sie von diesen Lehn haben können, aber nicht umgekehrt), den vierten die Grafen und freien Herrn, (weil sie, wiewohl den Fürsten an Geburt gleich, doch von diesen Lehn haben können); — und das ist der hohe Adel. Den fünften heben die Mittelfreien (weil sie Freie zu ihren Mannen haben können), den sechsten heben diese Mannen der Mittelfreien (weil sie nicht wieder Mannen haben können), den siebenten endlich heben die Freien von ehelicher Geburt.' So war das Lehnwesen im Verhältniß zum Reichsdienst abgestuft und die eigentliche ächte Freiheit stand auf der untersten Staffel der Rangordnung. Aber schon war das Bürgerthum zum Schutz derselben eine Macht geworden, welche in den folgenden Zeiten einen wichtigeren Ausschlag geben sollte, als es bisher konnte, da noch immer das unbewegliche Vermögen die Hauptgrundfeste war, — schon damals entstanden die Stadtrechte, und die Städte begannen, Auswärtige als »Pfahlbürger« (oder »Ausburger«) in ihr Weichbild aufzunehmen und vergrößerten so ihre Macht, wie durch den Handel ihren Reichthum. Auf dem armen Bauernstand lastete noch die traurige Leibeigenheit. Doch schon wirkte das edle Burgerthum allmählig auf die Auflösung der Hörigkeit: denn es galt als Recht: »Wer die Luft der Freiheit athmet, der wird frei,« das will sagen: der Leibeigene, welcher sich Jahr und Tag in einer freien Gemeinde aufhielt, ohne daß sein Herr ihn heimforderte, ward dadurch frei.

Der Geist der alten Volksfreiheit lebte am kräftigsten in der Gerichtsverfassung: drum soll ein Volk sein altes Recht und seine alte Gerichtsverfassung stets als treubares Kleinod mit rechter Lieb' und Treue bewachen. Noch galten die uralt-deutschen Grundsätze, daß jeder freie Mann im Volk am Finden des Rechts eben so Theil haben soll, wie an der Gesetzgebung, daß Jeder, vom Fürsten bis zum Bauern herab, nur von seines Gleichen gerichtet werden darf, endlich, daß das Gericht mündlich und öffentlich sein muß. Der »Gerichtsbann«, das ist das Recht, ein Gericht zu hegen, war zwar ein Recht des Königs, der die höchste und allgemeine Gerichtsbarkeit hatte, oder eines Fürsten, oder einer Grundherrschaft, aber deswegen noch keineswegs zugleich eine Befugniß zum Urtheilspruch selbst: der stand den Schöffen zu. Im Fürstengericht war der König Richter, die Fürsten seine Schöffen. Die bürgerliche Gerichtsbarkeit überließ der König den Fürsten (als Landesherrn) für immerdar als ihr eignes Recht, die peinliche dagegen (den »Königsbann« und den »Blutbann«) noch damals nur zu Lehn. Weil nun bei der Auflösung der alten Gauverfassung die Theile des Reichs besondere Herrenländer gewor-

den, so gab's auch keine Gaugerichte mehr, sondern Landgerichte. Auf solchen Strecken aber, welche unmittelbar unter'm Reich selbst standen, zumal in Westphalen, hießen die Gerichte jetzt Freigerichte und die Richter unter Königs Bann Freigrafen. Noch immer ward ein ordentlich Gericht dreimal im Jahr gehalten, öffentlich vor dem versammelten Volk auf den Malstätten, ein außerordentliches nur vor den Schöffen, die das Urtheil fanden.

Dem Staat stand die Geistlichkeit schroff gegenüber, als eine eigene Macht, welche aber, weil sie sich als die höchste betrachtete, zugleich scharf in das Leben des Staates eingriff. Zum Unglück des Vaterlands mischten sich Fremde, nämlich die päpstlichen Gesandten, nicht blos in's deutsche Kirchenwesen, sondern auch in die innersten Angelegenheiten des deutschen Reichs und Volks. Ueberdies wollten gar viele Klöster nicht den Bischöfen, sondern einzig dem Papst untergeben sein, der dadurch immer freiere Hand bekam. Seine Hauptmacht waren die Mönche. Die Bischöfe walteten längst nicht mehr blos als Seelenhirten, sondern völlig wie Fürsten. Und, was noch wichtiger war, die Geistlichkeit übte auch eine eigene richterliche Gewalt durch ihre »Sendgerichte,« wozu nicht blos »Sendschöffen« bestellt waren, sondern sogar »Sendzeugen« als geistliche Aufseher und Ankläger: da wurden solche Vergehen gerichtet, welche zugleich gegen die Gebote Gottes oder die der Kirche waren, wie Gotteslästerung, Meineid, Ehesangelegenheiten, Wucher und dergleichen. Dadurch wurde zwar die Sittlichkeit beaufsichtigt, jedoch auf Kosten der Freiheit im Privatleben. Die Geistlichkeit selbst aber vernachlässigte zu gleicher Zeit die guten Sitten immer mehr; dazu verführte sie der Besitz ihres großen Reichthums und ihrer ausschließlichen Herrschaft über Geist und Gewissen: allerorten wurden Klagen ruchbar über den Verfall der Kirchenzucht.

Dies hinderte jedoch nicht, daß die religiöse Bildung der Deutschen sich immer herrlicher entfaltete: das Leben, die Wissenschaft und die bildende Kunst hatten vom katholischen Glauben Geist, Gestalt und Farbe angenommen. Am allerdeutlichsten zeigte sich dies in der Baukunst. Es kam eine eigenthümliche Bauart auf, welche man gemeiniglich die »gothische« nennt, eigentlich aber die »deutsche« heißen sollte, weil sich in derselben die ganze Tiefe des deutschen Gemüthes kund gibt. Die Grundform der Kirchen von dieser Bauart war das heilige Zeichen der Erlösung, das Kreuz: das Innere derselben sah aus wie der deutsche Urwald, in welchem unsre Ahnen einst zum Allvater gebetet: die Säulen ragten gleich himmelhohen mächtigen Bäumen empor, deren Kronen sich zum steinernen Laubgewölbe verschlangen: die hohen schmalen Fenster waren wie Gebüsche von wunderbaren Blumen, durch deren bunte Kelche ein Licht der Verklärung wie aus Gottes Himmel hereinschimmerte, (das brachte die Glasmalerei hervor.)

Bis zur Zeit Gregors VII. und der Kreuzzüge stand der deutsche Geist fast gänzlich unter der Vormundschaft der römischen Kirche, und das unbedingte Anse-

ben derſelben wurzelte tief in der öffentlichen Meinung. Als nun aber die Kirche die Alleinherrſchaft erringen wollte und dadurch den erſten Anſtoß zu einem geiſtigen Kampf gab, faßte ſich der deutſche Geiſt auf für die edle Freiheit des Forſchens und Glaubens, und die deutſche Sprache bemächtigte ſich der Schrift zum Schutz der Freiheit gegen fremde Anmaßung.

Alſo zeigte ſich ein merkwürdiger Gegenſatz zwiſchen dem unbedingten Glauben und der Geiſtesfreiheit, gleichwie andrerſeits auch zwiſchen der mönchiſchen Weltentſagung und der üppigen Freiheit des Sinnenlebens, endlich zwiſchen dem religiös kriegeriſchen Drang, welcher die Deutſchen nach den weiten Fernen des Morgenlands hinlockte, und dem Trieb des Bürgerthums, das, feſt wurzelnd in heimiſcher Erde, alle Freiheit rings um ſich her an ſich zog, als tüchtiger Kern der perſönlichen Freiheit.

Mitten im Kampf dieſer Gegenſätze ward plötzlich, anfangs leiſe, dann immer lauter, ein wunderbares Rauſchen vernommen, wie wenn mächtige Wogen unter der Eisdecke eines Stromes dahinſchießen, auf welcher der goldene Sonnenſchein als Königsmantel des Frühlings ausgebreitet liegt; und gleichwie durch alle Stimme, welche der Frühling als ſeine Herolde ausſendet, ſchon Vöglein hinfliegen und mit ſüßem Liederſchall die neue Freudenzeit einläuten, ſo klang damals der Ruf der Dichtkunſt über die deutſche Erde hin. Da wurden die Mähren von den großen Schlachten der deutſchen Volksſtämme und von den gewaltigen Helden alter Zeiten im Volke wieder lebendig: daneben ward mit heller Jugendluſt von werther Frauenhuld geſungen und von Allem, was das Menſchenherz erfreut.

Das war die Zeit, in welcher jeder Einzelne (der einzelne Menſch ſowohl, als jede einzelne Anſtalt und Körperſchaft) ſcharf aus der ganzen Maſſe hervortrat und ſich zu behaupten ſuchte, während das Papſtthum durch die Herrſchaft über Alle auch alle Verſchiedenheiten auszugleichen ſtrebte: da ſollte auch der Begriff eines deutſchen Volksthums verſchwinden, und die Deutſchen ſollten blos römiſch-katholiſche Chriſten werden, wie ihr König, der erſte der Chriſtenheit, blos ein Vaſall der Kirche. In dieſem Zeitpunkt trat das Geſchlecht der Hohenſtaufen auf, um den Kampf für die Freiheit fortzuführen, welchen die Kaiſer aus dem fränkiſchen Hauſe nur aus Nothwehr begonnen hatten. Der Geiſt des ganzen deutſchen Volkes war's, der ſich voll edelen Stolzes in den Hohenſtaufen hoch empor richtete.

10.

— — Hie Waiblinger, die Welfen!
Wo, deutſches Volk, biſt du! — —

Nach dem Tode Lothar's beſtieg deſſen Tochtermann, Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern und Sachſen, welcher die Reichskleinodien in ſeiner Gewalt

hatte, mit Zuversicht, zum König erwählt zu werden. Aber gar viele von den Fürsten, so wie auch der Papst, fürchteten Heinrich's allzu große Macht. Und so ward Konrad von Hohenstaufen, welcher bei den Meisten und zumal bei den Geistlichen beliebt war, durch eine Parteiwahl zu Koblenz eiligst zum König erhoben und von einem Gesandten des Papstes zu Aachen gekrönt. Bald huldigten ihm jedoch auch jene deutschen Fürsten, welche bei der Wahl gefehlt hatten, bis auf Heinrich den Stolzen; und auch dieser überlieferte ihm die Reichskleinodien, in der Hoffnung, von Konrad III. dafür in seinen Landen und Rechten bestätigt zu werden.

Aber Konrad III. ließ sich vom alten Parteihaß hinreißen, und beschloß, Heinrich den Stolzen und das ganze Geschlecht der Welfen zu unterdrücken. Um jedoch einen Schein des Rechts zum Vorwand zu haben, that er den Spruch: »Kein Fürst soll zwei Herzogthümer zugleich besitzen,« und nun forderte er von Heinrich: dieser solle entweder Baiern oder Sachsen abtreten. Als Heinrich sich dessen weigerte, sprach Konrad III. zu Würzburg eigenmächtig über ihn »wegen Ungehorsams gegen König und Reich« die Acht aus und gab das Herzogthum Sachsen dem tapfern Markgrafen Albrecht von Brandenburg (mit dem Zunamen »der Bare«). Heinrich setzte sich zur Wehre: da nahm ihm Konrad auch noch das Herzogthum Baiern und gab es seinem Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold V. von Oesterreich. Von Stund an verließ Heinrich den Stolzen das Glück, und in Jahr und Tag war all seine Macht dahin, daß er mit gar wenigen Leuten nach Sachsen flüchten mußte. Dort aber, im Herz der Heldenmacht, erhob sich der unverzagte Mann gar schnell wieder, eroberte das Land und vertrieb Albrecht den Baren daraus. Doch mitten aus seinen Hoffnungen raffte ihn plötzlich der Tod dahin (1139). Er hinterließ einen zehnjährigen Sohn Heinrich, mit dem Zunamen des »Löwen.« Für diesen erhob sich jetzt sein Oheim, der Herzog Welf von Altorf, und führte in Baiern und Schwaben den Kampf gegen die Hohenstaufen fort, während in Sachsen Heinrich's Verwandten für dessen Rechten treugemuth stritten. So ward das Vaterland abermals mit allem Elend des Kriegs erfüllt durch die Eifersucht der zwei großen Geschlechter. Und es geschah im Jahre 1140 bei der Stadt Weinsberg in Schwaben eine große Schlacht zwischen König Konrad III. und dem Welf von Altorf. Da erhob dessen Kriegsvolk das Kampfgeschrei: »Hie Welf!« und das des Königs hinwieder: »Hie Waiblingen!« (so hieß nämlich die Partei der Hohenstaufen von deren Burg Waiblingen) und lange Jahre erhallten von dem Tage an jene zwei Losungen zum grimmigen Parteikampf in Deutschland und Welschland. Der Welf von Altorf aber mußte damals dem König das Feld lassen; da konnte sich auch Weinsberg, das den Welfen ergeben war, vor König Konrad nicht länger halten, aber die Weiber von Weinsberg erlangten von ihm die Gnade, sie mit sich nehmen zu dürfen,

was sie auf den Schultern tragen konnten. Und sieh: als das Thor aufgethan ward, trat Welf's Hausfrau heraus hervor und ihr folgten alle Frauen von

Neuenberg, jedweder ihren Gatten als theuerstes Gut auf den Schultern tragend. Da rief Herzog Friedrich, des Königs Bruder, bei dem seltsamen Anblick, voll Zorn: »Edel Weiberlist! Soll die gelten?« Aber Konrad, über der Frauen Klugheit und Treue erfreut, sprach: »Ich gab ihnen mein Wort, und ein Königswort muß heilig sein,« und ließ sie mit ihren Männern frei von hinnen ziehn.

Mit großer Erbitterung ward hierauf der Parteikampf zwischen den Hohenstaufen und Welfen fortgekämpft, und als der Babenberger Leopold, Baierns

neuer Herzog, im Jahre 1141 starb, verlieh Konrad Baiern an dessen Bruder, den Markgrafen Heinrich (zubenannt »Jasomirgott«). Dieser aber freite, mit Konrad's III. Bewilligung, die Wittwe Heinrich's des Stolzen (Heinrich's des Löwen Mutter). Dadurch wurde der Anfang zu einer Versöhnung gemacht und dann weiter beschlossen: Heinrich Jasomirgott sollte Baiern behalten, der junge Heinrich der Löwe Sachsen wieder bekommen, Albrecht der Bär dagegen, zur Entschädigung für dessen Abtretung, die Mark Brandenburg fortan als ein eigenes Fahnenlehn haben, unabhängig von Sachsen und mit größerer Ausdehnung als bisher. Aber der Welf von Altorf sprach, als er davon hörte: »Dieser Vertrag ist ein Unrecht wider meinen Neffen und mich selbst, als seinen Erben; ich will's nicht leiden.« Und trotzig setzte er den Kampf gegen Heinrich Jasomirgott von Baiern fort. Wer litt aber beim Parteihaß der Fürsten am allermeisten? Das Volk. Ja, es war g'rade, als gäb's gar kein deutsches Volk mehr, das seinen eignen Willen habe, sondern blos Kriegsknechte der Fürsten.

Nur an den Meeresküsten gen Norden und in den stillen Thälern der Schweiz, die Gott der Freiheit als Zufluchtsstätte aufgethan hat, gab das Volk noch sein Leben und Streben kund. Es saß ein mächtiger Graf in Holstein, der hatte von den heidnischen Slaven viel Land in Wagrien erobert und lud das rüstige Volk aus dem Niederland, welches die alte Freiheit immerdar gerne lieb pflegte, freundlich ein, sich drauf niederzulassen. Da kam es herbei, und brachte deutschen Fleißtrieb und Fleiß sowie deutsche Bildung mit. Und wo die Wasser der Trave und der Wakenitz zusammenrinnen, wuchs nun (1142) die Stadt Lübeck heran, welche gar bald ein wichtiger Handelsplatz ward. Kurz vorher hatten in Ostfriesland, wo die uralte Gauverfassung unbeachtet und ungestört fortbestand, die Groninger ihre Freiheit gegen den Bischof von Utrecht mannhaft vertheidigt, und davon nicht abgelassen, obgleich sie den Krieg verloren, auch später ihre uralte freie Verfassung mit den Waffen in der Hand behauptet. Eben so haben (1163) die handfesten Dithmarsen gethan und sind fünf Jahre lang völlig frei geblieben nach gutem alten Recht, und wiewohl der Löwe sie 1148 bezwang, haben sie doch ihren stolzen Freiheitssinn behalten. In die edle Schweiz aber war um jene Zeit (1139) ein kühner Mann aus Welschland gekommen, Arnold von Brescia; der war voll Feuereifer für die alte Reinheit der Christuslehre und für die Freiheit, und predigte sie in Zürich; dort fand seine Lehre offne Herzen. Nun gab's drei wilde Kantone, Schwyz, Uri und Unterwalden; die hatten Gemeinden freier Bauern unter dem Schutz des Abts zu Einsiedeln. Der kränkte sie um ihr Recht, die freien Bauern aber wollten's nicht dulden. Und wie der Abt sie durch in den Bann that und des Reiches Acht über sie rief, kümmerten sich die

Bauern nicht d'rum und bewahrten getreu den Keim der alten Freiheit, die in der Schweiz nachher gar schön und herrlich emporgewachsen ist. Zur selben Zeit kam auch über das Volk im Südwesten Deutschlands die liebliche Hoffnung der Freiheit. Denn es ward wieder ein Kreuzzug gepredigt, um die christliche Herrschaft im Morgenlande zu schützen, welche die Ungläubigen damals hart bedrängten: der Abt Bernhard von Clairvaux, ein Mann von ausgezeichneter Frommigkeit und Staatsklugheit, unverdrossen rührig für die Unabhängigkeit der Kirche und der Rede gewaltig, betrieb in des Papstes Namen den Kreuzzug auf's eifrigste. Er schrieb den Deutschen: »Warum mordet ihr euch wie wahnsinnig im gottlosen Bürgerkrieg? Auf, zum heiligen Kampf, in dem ihr Vergebung der Sünden, hohen Ruhm und das ewige Leben gewinnet!« Da erhob sich das Volk in Schwaben und Franken, Baiern und Lothringen, voll Hoffnung, daß es in der Ferne und im heiligen Kampf mancher schweren Lasten ledig würde. König Konrad III. aber besann sich lange, den Kreuzzug mitzumachen und meinte, er habe mit Herstellung der Ordnung daheim genug zu schaffen. Endlich überredete ihn der begeisterte Bernhard zu Speier (1147), daß er tief ergriffen und weinend ausrief: »Ja, ich erkenne Gottes Wohlthaten und will gegen meinen Heiland nicht undankbar sein.« Und er nahm das Kreuz, mit ihm nahmen es sein Neffe Friedrich und viele Fürsten, Markgrafen, Bischöfe und edle Herrn, auch der Welf von Altorf. 70,000 Gewaffnete und zahllose Pilger ohne Waffen zogen damals in's heilige Land; die verlassene Heimath ruhte indessen eine Zeitlang von den vielen Fehden aus. Aber der Kreuzzug nahm durch Krankheiten und Mißgeschick, sowie durch die Zwietracht der streitbaren Pilger, ein unrühmliches Ende. Mit einem geringen Häuflein kehrte König Konrad heim, ohne im Morgenlande etwas ausgerichtet zu haben. Der Welf von Altorf aber, welchen er dort hoch geehrt hatte, verband sich auf der Heimfahrt aus altem Groll mit Roger von Sicilien, dem Feind des Reiches. —

Inzwischen hatten auch die sächsischen Fürsten, welche in Deutschland zurückgeblieben waren, für den Glauben die Waffen ergriffen, um ihre heidnischen Nachbarn, die Slaven in Mekleburg und Pommern, zu bekriegen, und bedrängten dieselben, bis sie gelobten: Christen zu werden. Die Niederrheiner und Friesen aber waren auf der Nordsee hinausgesteuert in's atlantische Meer, und als sie (1147) vor die Stadt Lissabon in Portugal kamen, wo der Fluß Tajo in's Meer strömt, hatten sie gesehen, wie der christliche König Alfons von Kastilien die ungläubigen Araber, welche in der Stadt waren, belagerte: da dachten sie: »Auch hier gibt's einen Kampf gegen die Ungläubigen, der vor Christus ein gleiches Verdienst ist, wie jener im gelobten Lande.« Also

halfen ſie den Chriſten die Stadt erobern und kehrten dann mit großer Beute heim.

Als nun aber König Konrad III. nach Deutſchland zurückkam, brannte der Bürgerkrieg bereits wieder lichterloh; der Welf hatte die Flammen angeblaſen und der junge Heinrich der Löwe wollte ſein Baiern wieder haben. — Da konnte es des Königs junger Neffe, der edle Schwabenherzog Friedrich, nicht länger mit anſehn, daß Deutſchlands Kraft ſich ſo frevelhaft zerſplittern ſollte, und bewegte ſeines Oheims Herz zur Nachgiebigkeit, daß eine Verſöhnung mit den Welfen zu Stande kam. Nun wollte König Konrad eine Romfahrt thun; da ſtarb er plötzlich zu Bamberg im Jahre 1152, nachdem er noch vorher ſeinen Neffen Friedrich den deutſchen Fürſten zum Nachfolger empfohlen hatte.

11.

„Romas Kaiſerkrone ruht
Auf meinem Haupt; — —
Was ſie bedeutet, will ich ſein!“

Grabbe.

Zu Frankfurt am Main ward Herzog Friedrich von Schwaben durch einſtimmige Wahl der Fürſten am 5. März 1152 zum deutſchen König erhoben; fünf Tage darnach krönte ihn der Erzbiſchof Arnold von Köln in Aachen. Friedrich I war damals 30 Jahre alt. Wer ihn anſah in ſeiner tüchtigen Kraft und edlen Schönheit, mit den blauen Augen voll Ernſt und Milde, mit dem blonden Haar, dieſem alten Merkzeichen des deutſchen Abſtamms, mit dem Ausdruck der Hoheit auf der Stirn und in der Haltung, — der mußte es laut geſtehen: „Ja, das iſt ein ächter Deutſcher und auch ein ächter König.“ Und, gleich wie von Anſehen, ſo war Friedrich auch von Geiſtesgaben und Sitten edel und ächt deutſch, — einfach, großmüthig, voll Achtung vor der Heiligkeit des Geſetzes und der Religion, aber zugleich voll des feſten Willens, der Kirche keine Eingriffe in das Reich zu geſtatten.

Er begann ſeine Herrſchaft glorreich damit, daß er auf einem Reichstag zu Merſeburg (1152) zwiſchen zwei Königsſöhnen aus Dänemark, welche um die Krone ſtritten, entſchied, alſo, daß Dänemark fortan vom deutſchen Reich zu Lehn abhängig ſein ſollte. Dann wollte er, edler als ſein Oheim Konrad III., welcher ſeinem Parteihaß die Wohlfahrt des Vaterlandes geopfert hatte, Deutſchlands Glück auf der heiligen Grundfeſte der Verſöhnung aufbauen; wenn

Deutschland einig ist, — dachte er — bleibt's das Herz der Christenheit. Seine Mutter Judith war aus welfischem Geblüt, und er war sowohl mit Heinrich dem Löwen, welcher das Herzogthum Baiern wieder verlangte, als auch mit Heinrich Jasomirgott, dem Babenberger, welcher es noch besaß, verwandt, d'rum hoffte er, daß es ihm gelingen würde, zwischen Beiden Frieden zu stiften. Aber Heinrich Jasomirgott erschien auf keine Vorladung zu Fürstentagen, so daß ihn der König des Landes verlustig sprechen mußte. Dieser Spruch wurde jedoch nicht vollstreckt, denn das Reich bedurfte damals des Beistandes beider Fürsten wegen Italiens: auch gab Friedrich noch immer die Hoffnung nicht auf, sie zu versöhnen.

In Italien waren damals drei verschiedenartige Mächte in Bewegung. In Oberitalien (oder Lombardien) hatten nämlich während des Kampfes der Kaiser mit den Päpsten, die Städte ihre Unabhängigkeit von der Obergewalt der Bischöfe und weltlichen großen Herrn errungen und ihre innere Freiheit ausgebildet, so daß ein Stadtrath aus der Bürger Mitte die Verwaltung übte und aus seiner eigenen Mitte Bürgermeister wählte. Auch hatten sie sich allmählig alle Regalien, als da sind: Münze, Zolle und dergleichen, angeeignet. Dies Glück ihrer jungen Freiheit verführte aber viele von ihnen zum Uebermuth und die Mächtigeren suchten sich auf Kosten der Schwächeren zu vergrößern; so zerriß verderbliche Zwietracht ihr edles Streben. Da kamen Männer aus der Stadt Lodi in Lombardien zum König Friedrich, und begehrten Hülfe gegen die Gewalt der Stadt Mailand, weil diese ihre Freiheit zur Unterjochung anderer Städte mißbrauchte. Als aber Friedrich den Mailändern gebot, der Stadt Lodi Genugthuung zu geben, zerrissen sie seinen Brief. — In Rom hatte zur selben Zeit der kühne Arnold von Brescia, welcher aus der Schweiz zurückgekehrt war, die Grundpfeiler der Hierarchie erschüttert; denn er predigte dort also: „Die Kirche Christi ist in Grund und Boden verderbt, und wodurch? Blos dadurch, daß sie sich mit weltlicher Macht und Schätzen besaßt. Das Irdische hat sie vom Himmel ganz und gar abgezogen und doch sprach ja Christus einst: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ D'rum fort mit ihrer irdischen Macht, auf daß die Kirche wieder rein und heilig werde. Du aber, o ewige Roma, gedenke Deines alten Ruhms! Wer gab ihn Dir einst? Weder ein Papst, noch ein Kaiser, sondern einzig die Freiheit. Willst Du also wieder groß und herrlich werden, wie einst, da Du die Welt beherrschtest, so kehre zur heiligen Freiheit zurück: die allein hilft.“ Durch solche Lehren mächtig bewegt, hatte das römische Volk die alte Verfassung aus den Tagen der Freiheit seiner Urväter wieder aufgerichtet, einen Senat, zwei Bürgermeister, einen Ritterstand und Tribunen, als Vertreter der Volksrechte, wie vor Alters. Der Papst aber verdammte den Arnold von Brescia als Ketzer und

hoffte von den Deutschen Hülfe; dennoch traute er diesen nicht recht. — In Unteritalien endlich hatten die Normannenfürsten eine unbeschränkte Gewaltherrschaft aufgethan und alle Freiheit erdrückt. Darüber kamen Klagen an König Friedrich. — So war's nun damals in Italien beschaffen, als er zur Heerfahrt dahin aufbrach. Er beschloß, das römisch-deutsche Kaiserthum im vollen Umfang und in ganzer Herrlichkeit wieder herzustellen, wie Karl der Große es gegründet hatte: ja noch mehr: es sollte völlig wie zur Zeit des Kaisers Konstantinus sein, und ganz Italien nur ein Theil des großen Ganzen: — Irrthümer, unhistorisch in ihrer Begründung, das ursprünglich deutsche, beste Recht durch römisches vernichtend, mit Blut dängend Deutschland und Italien, stellenweise nur großartig durch Thatkraft und romantische Elemente.

Sobald der Papst jenes Trachten erkannte, rüstete er sich zum Kampf dagegen: denn er sah wohl ein, daß dadurch die ganze weltliche Macht der Kirche bedroht sei. Mit wem aber sollte sich die Kirche wider den kühnen Gegner verbünden? Mit der öffentlichen Meinung, kraft deren die Kirche für die Beschützerin der Freiheit galt. Diese vereinigte jetzt das Interesse des Papstthums mit dem der lombardischen Städte, und es nannte sich jetzt die päpstliche Partei die guelfische, die deutsch-königliche dagegen hieß in Welschland die ghibellinische (das ist so viel wie: waiblingische, nach italienischer Redeweise).

Im Jahre 1154 kam König Friedrich, welchen die Welschen von der Farbe seines Bartes »Barbarossa« (d. i. den Rothbart) nannten, mit einem stattlichen Heer nach Italien, richtete auf dem ronkalischen Feld seinen Schild zur Heerschau auf, saß zu Gericht und hörte die Klagen der lombardischen Städte wider Mailand. Aber er erkannte auch, daß seine Macht jener Mailands nicht gewachsen sei. D'rum vermied er, es schon jetzt anzugreifen und kehrte seine Strenge einstweilen gegen andere, minder mächtige Städte. So eroberte und zerstörte er Tortona. In Pavia, welches zu seiner Partei hielt, empfing er hierauf die eiserne Krone als König von Italien. Dann zog er gen Rom heran, um sich von dem Papst Hadrianus IV. zum Kaiser krönen zu lassen. Aber Hadrianus mißtraute dem König und den Deutschen noch immer, und verlangte zum Zeichen aufrichtiger Freundschaft, daß der König, als Schirmvogt der Kirche, die Auslieferung Arnold's von Brescia bewirke, welcher aus Rom flüchtig geworden war und sich im Schutz einiger kampanischer Grafen befand. Da opferte der König, welcher über Arnold's Streben wahrscheinlich falsch berichtet war, dem Papst den Mann des Volkes auf, und eilig ließ nun dieser den edlen Arnold vor's Thor von Rom hinausführen, dort als Ketzer verbrennen und seine Asche in die Wasser der Tiber streuen: zu spät eilte das Volk zur Rettung herbei. Hadrianus aber mißtraute dem König noch immer, bis endlich beide persönlich zusammentrafen und sich verständigten. Hierauf schickten die

Römer Abgeordnete an den König und schrieben ihm als Bedingung des Einlasses in ihre Stadt und der Krönung, vor: »er müsse zuvor geloben, alle ihre alten und neuen Rechte und Freiheiten zu beschützen und außerdem 5000 Pfund Silber zu zahlen.« Dies kleideten die Gesandten in höchst prahlerische Worte. Zürnend erwiederte ihnen Friedrich: »Nicht um von euch Gesetze zu empfangen, sondern sie euch zu geben, kam ich hierher.« Hierauf ließ er, nach dem Rath des Papstes, die Peterskirche in der Nacht mit Deutschen besetzen, zog in die Stadt und wurde am 18. Juni 1155 von Hadrianus IV. zum Kaiser gekrönt; darauf kehrte er in sein Lager vor der Stadt zurück. Wie nun dort die Deutschen waffenlos beim Freudengelage sitzen, stürmen plötzlich die Römer heran, voll Grimm, daß die Krönung doch ohne ihre Zustimmung geschehen sei, und morden, wen sie finden. Da sprengt der Kaiser auf sie ein, aber sie lassen nicht ab. Hochauf schwillt rings um ihn die Schlacht. Schon ist sein Roß erstochen, schon sinkt er: da springt Heinrich der Löwe heran, deckt ihn, ficht ihn heraus und wird nicht matt, ob ihm auch das Blut aus den Wunden rieselt. Wohl tausend Römer zahlten da mit dem Leben den Ueberfall, und jene, so am Leben blieben, wußten jetzt, mit welcher Münze die Deutschen das Kaiserthum kaufen.

Nun wollte der Kaiser nach Unteritalien ziehen, und die Empörung des Reichs auch dort bethätigen. Aber Seuchen drängten sein Heer; da zog er hinauf gen Spoleto, züchtigte dessen Trotz und trat den Rückzug nach Deutschland an, das Gericht über Mailand sich für eine zweite Heerfahrt aufsparend. In Lombardien lernte er abermals den glühenden Volkshaß gegen die Fremdherrschaft kennen. Die Bewohner Verona's, im Bund mit Mailand, wollten ihn verderben, da er mit seinem Heer auf einer Schiffbrücke über die Etsch zog. Aber er entging ihrer Tücke; und nun hofften sie ihn in einem Engpaß, durch welchen er kommen mußte, zu fangen oder zu demüthigen. Da zog sich ein schmaler Pfad zwischen dem jähen Abgrund, aus dem die Wellen der Etsch heraufrauschten, und dem steilen Felsen. Auf demselben stand die Burg des Ritters Alberich von Verona; darin war viel Kriegsvolk, welches auf die Deutschen mächtige Steine herabschleuderte. Nun dachte Alberich die Deutschen sicher in der Falle zu haben, und verlangte vom Kaiser 500 Pfund Silber, sowie auf jeden deutschen Ritter einen Panzer und ein Roß, für den freien Durchzug. Da rief der Kaiser dem jungen Otto von Wittelsbach (von dem alten baierischen Geschlecht der Scheyern) zu: »An Euch ist's, Otto, diese Schmach zu rächen!« Das ließ sich der Wittelsbacher nicht zweimal sagen, nahm 200 kühne Männer mit sich und klimmte mit ihnen einen steilen Felsen hinan, der sich hinter der Burg erhob. Jauchzend entfaltete er, als sie oben standen, das Reichsbanner, das er allezeit vorantrug. Nun waren die Veroneser in der Falle. Ihrer 500 fielen, und die am Leben blieben,

ließ den Kaiser als Friedensbrecher hinrichten. So kam er siegreich nach Deutschland.

Dort begann er alsogleich mit durchgreifender Strenge Frieden und Recht herzustellen. Und das that noth, denn während seiner Abwesenheit hatten sich die Mächtigen alles erlaubt. Viele adlige Herrn lebten blos vom „Stegreif“, d. h. vom Raub. Auf ihren Burgen lauerten sie auf die Wandrer, die des Weges kamen, besonders auf reiche Kaufleute, welche mit Waaren vorbeizogen, und überfielen sie, oder warfen ihre persönlichen Feinde nieder und hielten sie so lang gefangen, bis sich diese um schweres Geld loskauften. Je mehr die Macht und der Reichthum der Städte wuchs, um so verhaßter wurden diese dem niedern Adel; aber nicht blos das Volk, auch die Fürsten bedrohte er.

So wird vom Landgrafen Ludwig von Thüringen erzählt, daß seine Vasallen das Volk so hart gedrückt haben, bis der Landgraf selbst wegen seiner Rachgierigkeit gegen die Edelleute beim Volk ganz verhaßt geworden war. Einsmals hatte sich nun der Landgraf auf der Jagd im Thüringerwald verirrt und war zu einem Schmied in Ruhl gekommen, der ihn nicht kannte und ihn über Nacht beherbergte. Da hörte der Landgraf, wie der Schmied bei jedem Schlag auf den Amboß des Landgrafen Verhöhnung schalt und rief: »Landgraf Ludwig,

werde hart!« und allen Unfug der Edelleute kund gab. Der Landgraf merkte sich Alles, und als er am andern Morgen von dannen ritt, war er harten Sinns gegen den Adel geworden, aber um so milder gegen das Volk. Das hieß ihn den eisernen Landgrafen, weil ihn der Schmied im Feuer der Wahrheit gehärtet. Und er zog die Edelleute zur Rechenschaft; wie sie aber ihm Trutz boten, spannte er sie, je vier und vier, vor einen Pflug, zum Gedenkzeichen, daß sie dem Volke schuld desgleichen gethan; davon hieß das Feld, worauf sie den Pflug zogen, der Adelacker. So wie dieser Landgraf, kamen auch andre Fürsten zur

Erkenntniß über den Adel und bauten Städte oder begünstigten sie, um in treuen Bürgern ein Gegengewicht gegen den Adel zu haben. Vor des Kaisers strenger Rechtspflege schützte aber selber die Fürsten ihr Rang nicht: so verdammte er den Pfalzgrafen vom Rhein als Friedensbrecher zur Strafe des Hundertagens. Sehr viele Raubschlösser am Rheinstrom wurden damals zerstört. Hierauf zog Friedrich Burgund wieder fester in den Reichsverband, indem er sich mit der schönen Beatrix, der Erbin der großen Freigrafschaft in Burgund, vermählte, und mehrte zugleich die Macht seines Hauses. Dann vollendete er die Versöhnung zwischen Heinrich dem Löwen von Sachsen und Heinrich Jasomirgott von Baiern auf einem Reichstag zu Regensburg (1156) also: Heinrich Jasomirgott gab das Herzogthum Baiern dem Kaiser zurück mit sieben Fahnen, und dieser belehnte nun Heinrich den Löwen damit; aber mittelst zweier Fahnen von den sieben erhielt der Jasomirgott die Mark Oesterreich und die Mark ob der Ens, welche bis dahin zu Baiern gehört hatte; aus beiden schuf nun der Kaiser das neue Herzogthum Oesterreich, unabhängig von Baiern, vorbehalten und erblich beim Geschlecht der Babenberger nach der Erstgeburt, und zwar nicht blos für den Mannsstamm, sondern auch für die weibliche Nachkommenschaft; und die Herzoge von Oesterreich sollten ihre Lehen hoch zu Roß auf ihrem eignen Grund und Boden empfangen und als des Reiches Schild dem Kaiser zur rechten Seite sitzen. Der neue Herzog von Oesterreich hat in der Stadt Wien, nachdem sie aus den Trümmern der römischen Vindobona längst wiederhergestellt worden, seinen Hofhalt aufgeschlagen. Heinrich der Löwe dagegen hat in Baiern die Stadt München gegründet, welche schnell aufblühte.

Indem das Reich so im Innern durch Gerechtigkeit wieder erstarkte, gewann es auch nach Außen zu wieder Ruhm und Glanz und der römisch-deutsche Kaiser Friedrich, der Höchste in diesem Reich, sah Könige als seine Vasallen um sich, die von Böhmen, Polen und Dänemark.

Nur Italien grollte und trotzte. Die Mailänder bauten Tortona aus dem Schutt wieder auf und unterwarfen sich die ghibellinisch gesinnten Städte Pavia und Lodi. Hadrianus IV. aber besorgte mit Grund den Verlust aller weltlichen Herrschaft der Kirche, wenn der Kaiser ganz Italiens Herr sei; darum schloß er sich fester an die Freiheitssache der lombardischen Städte und an die Normannen, und belehnte eigenwillig den Normannenfürsten Wilhelm mit Sicilien, Capua, Salerno und Amalfi. Das nahm der Kaiser ihm übel. Noch größer aber ward die Spannung zwischen Beiden, als im Jahre 1157 zwei Kardinäle zum Kaiser kamen und diesem einen Brief des Papstes brachten, worin geschrieben stand, daß Friedrich die Kaiserkrone als ein »beneficium« vom Papst habe. Dies Wort beneficium bedeutete nämlich sowohl: »Wohlthat« als »Lehen«, und die Deutschen glaubten, daß der Papst das letztere darunter gemeint habe. Das rief auch Roland, der eine der beiden Kardinäle, laut

aus: „Von wen hat denn der Kaiser das Reich, als vom Papst?“ Da riß des Kaisers Freund, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, voll Wuth das Schwert aus der Scheide und hätte dem Kardinal das Haupt entzweigehauen, wenn der Kaiser selbst nicht Ruhe gebot. Die zwei Kardinäle aber mußten am andern Morgen in aller Früh' von dannen ziehn. Alles deutsche Volk war nur eines Herzens und Sinns gegen solche fremde Anmaßung: auch die deutschen Bischöfe, vom Kaiser hoch geehrt und beschützt, standen fest für die Ehre des Vaterlands, die in der Majestät des Kaisers gekränkt sei. Da nun auch Mailands Trotz gegen das kaiserliche Ansehn alle Gränzen überstieg, wollte Friedrich der Rothbart die Heerfahrt gen Italien nicht länger mehr aufschieben.

Er kam im Jahre 1158 mit vielen Fürsten und einem zahlreichen Heer dahin, berief Mailands Gesandte und hörte ihre Entschuldigungen. Da er sie nichtig befand, sprach er die Reichsacht über Mailand aus, und umschloß es mit seinem Heer. Nach vier Wochen ergab es sich ihm. Da mußten die Mailänder schwere Schatzung zahlen, die von ihnen zerstörten Städte Como und Lodi wieder herstellen, die Regalien, welche sie an sich gezogen, zurückgeben, Treue schwören und Geißeln geben. Hierauf hielt Kaiser Friedrich einen Reichstag auf den ronkalischen Feldern, um den vielfach verworrenen Zustand Italiens nach Recht und Gesetz zu ordnen. Und es kamen dort an den Ufern des Flusses Po nicht blos die Grafen, Ritter und Edelleute, nebst den Bischöfen und Aebten, sondern auch Bürgermeister, Richter und Abgeordnete aus den Städten zusammen; dazu hatte der Kaiser auch die vier größten Rechtsgelehrten jener Zeit berufen, auf daß nach lombardischem und nach römischem Recht geurtheilt würde. Da haben nun jene vier Rechtsgelehrten aus dem römischen Recht den Rechtsbegriff der Majestät als einer durchaus unbeschränkten Herrschergewalt entwickelt und von da an hat sich das römische Recht immer tiefer in Deutschland verbreitet und unser gutes heimisches Recht immermehr erstickt. Auf dem ronkalischen Reichstag wurden dem Kaiser folgende Rechte in Italien zugesprochen: das Recht, alle Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften zu vergeben, sodann zur Heeresfolge aufzurufen, so wie alle Lieferungen für sich und das Heer zu beziehen, ferner alle Münze, Zölle und Gefalle (kurz alle Regalien) zu erheben; und das Recht, die städtischen Obrigkeiten mit Beistimmung des Volks zu ernennen. Endlich sollte ein allgemeiner Landfrieden aufrecht erhalten werden, und alles Volk in Italien, Fürsten, Edle, Vasallen und Bürger, jene Beschlüsse beschwören. Damals griff der Kaiser auch die alte Streitfrage zwischen den Kaisern und Päpsten um die Erbschaft der Markgräfin Mathilde wieder auf und gab die Güter derselben aus kaiserlicher Machtvollkommenheit dem Welf von Altorf zu Lehn, um diesen alten Feind der Hohenstaufen für sich zu gewinnen. Darüber aber entbrannte der Zorn des Papstes: er schloß ein Bündniß mit dem Normannenkönig Wilhelm

von Sicilien, ermunterte die guelfisch gesinnten Städte Lombardiens und reizte die deutsche Geistlichkeit gegen Friedrich. Alsogleich wuchs den Mailändern der Muth; sie vertrieben des Kaisers Abgeordnete und sagten's laut: daß sie ihm den Eid nicht halten wollten. Dies Beispiel entflammte allerorten den Volkshaß gegen die Deutschen auf's Neue. Vergeblich sprach der Kaiser 1159 die Reichsacht über Mailand: es spottete darüber und plünderte seinen Schatz im Schlosse Trezzo. Eben so reizte die Stadt Crema des Kaisers Wuth. Da zog er vor ihre Mauern und wich nicht von der Stelle, bis Crema sich nach sieben Monaten ergab. Es ward zerstört.

Kurz vorher war Hadrianus IV. gestorben; rasch erwählte nun die dem Kaiser abholde Partei den Kardinal Roland unter dem Namen Alexander III. zum Papst. Die kaiserliche Partei aber wählte Victor IV. und der Kaiser erkannte denselben in einer von ihm berufenen Kirchenversammlung an, indem er sprach: »Wie nur Ein Gott im Himmel der wahre, so soll nur Ein Kaiser und soll nur Ein Papst auf Erden sein.« Aber Alexander III., ein Mann von durchgreifender Entschlossenheit, that den Kaiser in den Bann, und die Mailänder standen mit offnem Trotz für ihn. Da zog der Kaiser (1161) mit dem Reichsheer vor Mailands Mauern, that die Krone vom Haupt ab, und schwur in seinem Zorn, sie nicht eher wieder aufzusetzen, als bis er Mailands Mauern der Erde gleich gemacht habe. Zwei Jahre widerstanden ihm die Mailänder mit festem Muth; aber sie entehrten diesen, indem sie, vom Haß zur Verzweiflung getrieben, sogar Meuchelmord am Kaiser versuchten. Am 6. März 1162 mußten sie sich endlich ergeben. Bleich und abgehagert von furchtbarer Noth, kamen sie zum Kaiser heraus, brachten ihm die Schlüssel der Stadt und deren Heiligthum, das Carroccio (das war ein Wagen mit einem hohen Mastbaum, auf dessen Spitze sich ein Kreuz und das Bild des heiligen Ambrosius befand). Demüthig mußten sie im Regen harren, während der Kaiser an reicher Tafel saß. Und als er endlich in Mitten seiner Großen auf dem Thron erschien, stießen die Besiegten in die Posaunen, und senkten den Mastbaum des Carroccio: es ward zertrümmert wie Mailands Größe. Nun berief der Kaiser einen lombardischen Reichstag nach Pavia zum Gericht. Dort ward die Zerstörung Mailands beschlossen: die feindlichen Städte, die es durch seinen Uebermuth gereizt hatte, vollbrachten mit Freuden gar eilig dies Werk. Mailands Mauern, Thürme und Paläste wurden der Erde gleich gemacht: der Kaiser zog über die Trümmer in die Stadt, gebot den Bürgern, sich anderswo anzusiedeln, und setzte nun seine Krone wieder auf's Haupt. Dann traf sein Gericht auch die andern ihm feindlichen Städte, und über ganz Welschland ging der Schrecken vor seinem Ansehen. Drauf kehrte Friedrich nach Deutschland heim. Aber den Freiheitssinn der lombardischen Städte hatte er nicht zerstören können. Dieser wuchs alsobald wieder in voller Kraft empor; und die deutschen Vögte, welche er über sie gesetzt, reizten

sie durch Unterdrückung und rohe Gewaltthätigkeit auf's Aeußerste, so daß Venedig, Padua, Verona, Vicenza und Treviso einen Bund zum Schutz gegen solche Willkür schlossen.

Während Friedrich's Abwesenheit waren indessen in Deutschland neue Fehden ausgebrochen. Die Bürger von Mainz hatten (1160) ihren Erzbischof Arnold erschlagen, welcher die Bürgerfreiheit zu beugen getrachtet; in Schwaben bekämpften der Herzog Friedrich und der Pfalzgraf Hugo von Tübingen den jungen Welf; — Pfalzgraf Konrad und Ludwig der Eiserne von Thüringen befehdeten das Erzstift Köln. Wie nun der Kaiser nach Deutschland zurückkam, stellte er alsogleich Recht und Frieden mit großer Strenge wieder her. Damals ward auch der Grund gelegt, daß das schöne Schlesien, bis dahin ein Theil Polens, aus einem slavischen Lande ein deutsches wurde. Mittlerweile war der Gegenpapst Victor IV. gestorben (1164) und der Kaiser wollte nun des Friedens wegen den Alexander III. als rechtmäßigen Papst anerkennen; aber schon war auf Betrieb des Erzbischofs Rainald von Köln ein neuer Papst Paschalis III. gewählt worden und nun entschied sich auch der Kaiser für denselben. Auf Rainald's Betrieb schworen die deutschen Fürsten zu Würzburg (1165) dem Paschalis III. zu. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, welche dem Alexander III. standhaft getreu blieben, wurden dafür später in die Reichsacht gethan.

Aber in Italien entschied sich die öffentliche Meinung für den muthigen Alexander III., weil er als Freund und Beschützer der lombardischen Städtefreiheit betrachtet wurde. Da zog der Kaiser (1166) abermals nach Italien, um zuerst seinen großen Gegner Alexander III. zu besiegen: dann würden ihm, so hoffte er, auch die lombardischen Städte nicht länger widerstehen. Aber Alexander, eben so kühn als Friedrich, vertheidigte die Unabhängigkeit des Papstthums mit der ganzen Kraft seines Geistes und Willens, warf den Bann auf den Kaiser und auf Paschalis III. und entband Friedrich's Unterthanen von den Eiden ihrer Treue. Während nun der Kaiser gegen ihn nach Rom zog, schlossen auch die Städte Cremona, Brescia, Bergamo, Mantua und mehrere andere am 7. April 1167 einen festen Bund: alles Unrecht, das vom Kaiser oder seinen Vögten käme, abzuwehren, und nahmen sich der heimathlosen Mailänder an. Da erstanden Mailand und Tortona aus ihren Trümmern, und weinend vor Freuden betraten die Bewohner den theuren Boden wieder. Friedrich aber belagerte Ancona, und die Erzbischöfe, Christian von Mainz und Rainald von Köln, zwei gewaltige streitbare Herrn, schlugen mit geringer Macht ein zahlreiches Heer der Romer. Nun zog der Kaiser gen Rom, wo sich Alexander III. befand, eroberte die Peterskirche und ließ diesem, welcher sich in die innere

Stadt zurückzog, sagen: »lege Deine Würde ab, dann soll auch Paschalis desgleichen thun, und eine neue Wahl mag hierauf entscheiden.« Aber der starkmüthige Alexander erwiederte drauf: »Den Papst kann nur Gott selber richten, kein Geschöpf aus Staub,« und floh lieber aus Rom, als daß er Unwürdiges gethan oder erduldet hätte. Hierauf führte nun der Kaiser (1167) den Paschalis feierlich in Rom ein und dünkte sich fest in seinem Glück und unüberwindlich in seiner Macht. Doch plötzlich brach der Tod wie ein gewappneter Feind in sein Heer, und mähte rechts und links Herzoge und Grafen, Bischöfe und Laien. Da starb auch Rainald von Köln und der einzige Sohn des Welf von Altorf. »Das ist Gottes Gericht über den Rothbart, weil er Hand an die Kirche gelegt!« schrie alles Volk in Welschland. So mußte der Kaiser mitten im Sieg vor der Seuche flüchtig werden. Er zog nach Lombardien hinauf und rief die Reichsacht über alle Städte, bis auf Lodi und Cremona, aus. Jene aber traten nun in einen einzigen großen Bund und beschwuren sich's untereinander: die fremden Herrenknechte zu verjagen, ohne Beistimmung Aller keinen Krieg zu beginnen oder Frieden zu schließen, und sich wechselseits getreulich beizustehn. Mit ihrer vereinigten Macht umgarnten sie nun den Kaiser, daß er nur mit genauer Noth, ja wie ein Flüchtling, nach Deutschland entkam. So tief war er plötzlich vom höchsten Gipfel des Glückes und der Macht herabgestürzt. Kaum war er fern, so verjagten die Lombarden die fremden Vögte und Besatzungen und bauten ihm zum Trutz in der Ebene zwischen Pavia und Asti eine starke Festung, welche sie ihrem Freund und Beschützer, Alexander III. zu Ehren Alessandria nannten.

13.

Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste.

Lessing.

Während Kaiser Friedrich der Rothbart in Italien gegen die Alleinherrschaft der Kirche kämpfte, aber ohne Erfolg, weil er zugleich gegen die welsche Volksfreiheit stritt, hatte Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachsen, im Norden Deutschlands das slavische Volksthum bekriegt und dem Christenthum mit dem Schwert Bahn gebrochen. Er war klug, kühn und streng, aller Ungerechtigkeit feind, gewaltig von Willen, eisenfest an Beharrlichkeit. Selten sind in Deutschland zwei solche Männer neben einander gewesen, wie der Löwe und der Rothbart, jeder an der Spitze eines reichen hochgeehrten Geschlechts, jeder mit ungeheurer Macht. Wie die zwei Verfechter Deutschlands standen sie da,

der Löwe im Norden, der Rothbart im Süden, jeder mit blitzendem Schwert. Nichts fehlte dem Löwen, um seinem Vetter, dem Rothbart, in allen Stücken zu gleichen, als die schimmernde Krone auf dem Haupt; und wohl strebte er auch darnach, sich im Norden ein eigenes Reich zu gründen. Er erzwang sich von seinem Vasallen, dem Grafen von Holstein, den Besitz des wichtigen Handelsplatzes Lübeck, gab Lübeck Stadtrecht, Markt-, Münz- und Zollrecht dazu. Der Kaiser, der ihn gar hoch in Ehren hielt, verlieh ihm das königliche Recht: jenseits der Elbe Bisthümer zu gründen und die Bischöfe zu belehnen. So war der Löwe im deutschen Norden auf dem Gipfel der Macht, alle benachbarten deutschen Fürsten beneideten ihn, seine Vasallen fürchteten, die Geistlichen haßten ihn im Stillen, weil er, wiewohl er viele Kirchen und Kloster reich begabte, die Bischöfe blos wie seine Diener behandelte. D'rum geschah's im Jahre 1166, während der Kaiser in Welschland war, daß viele Bischofe, Fürsten, Grafen und edle Herrn im deutschen Norden einen Bund gegen den Löwen schlossen. Von allen Seiten brachen sie in seine Länder; aber recht wie ein Löwe sprang er ihnen entgegen, daß sie vor seinem Grimm allenthalben flohen; Blut und Flammen ließ er als Spuren seiner Schritte zurück, und seinen Feinden zum Trotz stellte er in seiner Stadt Braunschweig einen ehernen Löwen mit offenem Rachen auf. Mit diesem Verdruß mußten die Besiegten es leiden, als ihnen der Kaiser (1168) zu Würzburg den Frieden gebot. Um so stolzer ward nun der Löwe: er festigte seine Herrschaft im Norden immer mehr und waltete darin wie völlig unabhängig von Kaiser und Reich.

Inzwischen lebte sein Oheim, der kinderlose alte Welf, in Saus und Braus, bei Spiel und Gesang, auf seinen Gütern in Baiern und Schwaben. Jedermann war sein Gast, und durch's Thor, zu dem die Gäste einzogen, flog des Wirthes Gold hinaus. D'rum schrieb der alte Welf an seinen Neffen, den Löwen, welcher all' sein Gut erben sollte, daß er ihm dafür von seinen Schätzen schicken möge. Aber der Löwe kargte damit und grollte sogar über seines Oheims Verschwendung. Um desto freigebiger war der Kaiser gegen den alten Welf: dafür gab ihm dieser die reichen Güter seines Hauses in Italien und Deutschland. Heinrich der Löwe sah's mit tiefem Neid, und von Stund' an ward sein Herz gegen den Kaiser kalt. Dieser aber vergrößerte damals die Macht seines Hauses immer mehr: sein erstgeborner Sohn Heinrich wurde zum deutschen König erwählt, seinen andern Söhnen gab er Herzogthümer, Grafschaften und vieles Land. Da zog der Löwe (1171) in seinem Mißmuth in's gelobte Land, um das heilige Grab zu verehren. Zwölfhundert stattlich gerüstete Ritter begleiteten ihn und allerorten ward ihm große Ehre erwiesen, gleich wie einem König. (Von dieser Fahrt ist in spätern Zeiten viel Wunderbares erzählt und gesungen worden, wie er in Asien einen Löwen von einem Drachen errettet, worauf ihm der Löwe getreulich wie

ein Freund nachgefolgt sei, über's Meer und bis in die Heimath zur Stadt Braunschweig, und nachmals auch sein Grab behütet habe.) Als aber Herzog Heinrich nach Jahresfrist wieder zu Hause war, gebar ihm seine Gattin Mathilde, die Tochter des Königs Heinrich's II. von England, einen Sohn. Nun schmerzte ihn der Verlust des Welfischen Erbes erst recht tief und er grollte dem Kaiser immer mehr, denn er hatte auch erfahren, daß dieser indessen schon für den Fall, daß er nicht mehr wieder käme, über seine Herzogthümer habe verfügen wollen.

Indessen war der Gegenpapst Paschalis III. gestorben, aber die Kirchenspaltung dauerte fort; denn Alexanders III. Gegner erwählten alsogleich einen neuen Gegenpapst, Calixtus III., welchen der Kaiser anerkannte. Alexander III. aber behauptete seine Stellung dem Kaiser gegenüber mit Ruhe, Weisheit und Würde und wollte von den Ansprüchen der Kirche eben so wenig das Geringste aufgeben, als dieselben ungerecht überschreiten. Als der griechische Kaiser Manuel Komnenos den Zwiespalt zwischen Friedrich dem Rothbart und der Kirche zu seinen Gunsten benützen wollte und den Papst anging, statt Friedrich's ihn selbst zum römischen Kaiser zu krönen, wies ihn Alexander mit diesen Worten zurück: »Der Nachfolger des heiligen Petrus soll den Frieden suchen, nicht den Krieg.« Friedrich seinerseits hatte indessen weder seinen hohen Begriff vom römisch-deutschen Kaiserthum, noch seinen Plan, Italien mit demselben zu verschmelzen, aufgegeben. Da er nun auch binnen sechs Jahren den inneren Zustand Deutschlands fest geordnet und die Macht seines Hauses so stark gemacht hatte, daß er wohl hoffen durfte, in Italien mit Nachdruck auftreten zu können, beschloß er eine neue Heerfahrt dahin. Die Eifersucht der lombardischen Städte auf einander kam ihm dabei zu statten. D'rum schickte er seinen Freund, den Erzbischof Christian von Mainz, dahin voraus. Dieser kriegerische Prälat zog gen Genua und machte mit dem Streitkolben in der Faust seinem Kaiser offne Bahn. Bald folgte ihm Friedrich mit dem Reichsheer, in welchem sich auch Heinrich der Löwe, wiewohl unwilligen Herzens, befand. Mehrere Städte ergaben sich dem Kaiser, Asti ward erobert, Susa den Flammen geopfert. Um so standhafter wehrte sich Alessandria; die neuen Burger vertheidigten ihre Freiheit mit bewundrungswürdiger Tapferkeit. Vergeblich stürmte der Kaiser den ganzen Winter hindurch gegen die festen Mauern: er mußte endlich eilig von dannen ziehen, denn schon rückten die Lombarden von allen Seiten wider ihn zur Schlacht heran. Noch zur guten Stunde ward da (1175) ein Waffenstillstand vermittelt und der Kaiser sagte: »Drei redliche Schiedsrichter von jeder Partei sollen den langen Zwist austragen. Ihrem Ausspruch will auch ich mich unterwerfen, jedoch unbeschadet der Würde und der Rechte des Reichs.« Er wollte aufrichtig eine Versöhnung auf dem Grund des Rechts und Gesetzes: dennoch sah er gar bald, daß ihm nur eine Entscheidung durch Waffengewalt übrig blieb: denn

es ward ihm mehr zugemuthet, als er mit Ehren zugestehen konnte. Aber schon hatte er im festen Vertrauen, daß die Versöhnung zu Stande kommen würde, den größten Theil des Reichsheeres entlassen; so war auch der Löwe nach Deutschland zurückgekehrt; und nun stand der Kaiser mit allzugeringer Kraft den plötzlich neuerhobenen Anmaßungen gegenüber. Da berief er eilig den Löwen wieder zu sich, auf dessen Kraft und Treue er am meisten baute. Aber der Löwe wollte nun seinen Stolz und Groll den Kaiser fühlen lassen und weigerte sich zu kommen. Der Kaiser konnt' es nicht glauben und lud ihn zu einer Zwiesprach ein. "Da kamen (1176) der Löwe und der Kaiser zu Partenkirch im bairischen Hochland zusammen und der Kaiser sprach: "Stets hielt ich

Dich hoch vor allen Fürsten Deutschlands, o Heinrich; nicht blos durch Deinen Eid, auch durch die Bande des Bluts bist Du ja mein. O verlaß mich in dieser Stunde nicht! Deutschlands Ehre steht auf dem Spiel!« Aber der Löwe dachte an Welf's verlorne Erbschaft, dachte d'ran, daß er lange genug den Absichten Friedrich's auf Welschland gedient habe, dachte an seine eigene Erhöhung, wenn Friedrich's Macht gebrochen würde, — nur an Deutschland dachte er nicht und erwiederte ihm kalt, mit nichtiger Entschuldigung: »Dein Dienst, o Kaiser, hat mich vor der Zeit alt und mürb gemacht, daß ich nicht mehr über die Alpen ziehen kann: doch gern mag ich Dir von meinem Schatz spenden, daß Du ein Heer aufbringst und versorgst.« »Nicht Deines Goldes, Deiner selbst bedarf ich und Deiner Kraft,« sprach der Kaiser. Hierauf erwiederte der Löwe nach einigem Bedenken: »Wohlan, so gib mir Deine Stadt Goslar im Harz, und ich will Dir folgen.« »O begehre in dieser Noth nichts Unbilliges,« entgegnete ihm der Kaiser, »gedenk' der alten Zeit, unserer alten Freundschaft und Liebe!« Aber der Löwe blieb starr und stumm. Da übermannte den Kaiser der Gedanke an die Gefahr, welche der Ehre des deutschen Namens in Welschland drohte, so mächtig, daß er seine Kronen vergaß, vor dem Löwen auf die Kniee sank, und flehend, tief: »Nur diesmal, Heinrich, verlaß mich nicht!« Der Löwe erschrack, wie er den Kaiser vor sich knieen sah, dennoch blieb er fest bei seiner Weigerung. »Steh' auf, mein lieber Herr,« sprach jetzt die Kaiserin zu ihrem Gatten, »Gott wird Dir beistehen, wenn Du einst dieser Stunde und dieses Uebermuths gedenkst.« Nun schieden die Beiden von einander, — der Kaiser, wie aus einem Traum erwacht, voll Grimm, der Löwe voll banger Ahnung der Zukunft, — der Kaiser nach Welschland, der Löwe nach Sachsen heim.

Bald darauf kam's zur Entscheidung. Der Kaiser hatte Hülfsvolk gesammelt und ward von den Lombarden zur Schlacht gedrängt. Sie geschah am 29. Mai 1176 zwischen Lignano und dem Flusse Ticino. Der Kaiser stürmte mit seinen Deutschen heran, ihr Ungestüm warf die Lombarden, schon flohen sie gen Mailand hin: da zogen hinter seinem Rücken ihre zum Tod verbrüderten Schaaren heran und erneuerten den Kampf. Nur wenige Treue waren noch um den Kaiser; da stürzte der Bannerträger an seiner Seite hin; endlich sank auch er. »Sieg! Sieg!« jauchzten die Lombarden, »der Kaiser ist todt!« Sie eroberten sein Lager, sie erbeuteten seine Fahne und seinen Schild; nun stoben die Deutschen endlich wie betaubt auseinander. Schon beweinte die Kaiserin ihren Gatten für todt, als er voll tiefen Kummers plötzlich wieder in Pavia auftrat. Er hatte die Macht der Freiheit und der öffentlichen Meinung, welche dem Papst beistand, erkannt und beschloß sich mit diesem zu versöhnen. Alexander III., im Glück eben so würdevoll und großherzig wie im Unglück, bot gerne die Hand dazu und sprach ihn vom Bann los. Hierauf kamen Kaiser und Papst nach

Venedig, um den Frieden abzuschließen. Da ward der Kaiser mit solcher Ehrfurcht empfangen, wie sie seinem Heldenmuth gebührte, aber auch er begrüßte den Papst mit jener Hochachtung, die dessen Charakter vollauf verdiente, und

neigte sich vor dem Thore der St. Markuskirche vor ihm auf die Kniee. Der Papst gab ihm den Friedenskuß und führte ihn in die Kirche: da ward von allem Volk »Herr Gott, Dich loben wir!« gesungen und der Jubel über den Frieden scholl aus dem Dom heraus über ganz Italien und Deutschland hin.

Hierauf besprachen sich die beiden großen Männer, die Häupter der Christenheit, vertraulich und besiegelten die Versöhnung. Die Lombarden erhielten für sechs, König Wilhelm von Sicilien für funfzehn Jahre Waffenstillstand, auf daß binnen solcher Zeit ein dauernder Friede vollendet werden möge: der Kaiser erkannte Alexandern III. als rechtmäßigen Papst an, gab der Kirche all' ihre vorenthaltenen Güter zurück und erhielt den Nießbrauch der Mathildischen Erbschaft für achtzehn Jahre.

Als der Löwe von diesem Frieden zwischen Kaiser und Papst vernahm, und, daß der erstere durch Burgund nach Deutschland heimkehre, rüstete er sich und zwar mit gutem Grund; denn alle seine Feinde unter den Fürsten und Bischöfen klagten jetzt beim Kaiser über ihn und dieser berief ihn gen Worms vor ein Fürstengericht zur Verantwortung. Aber der Löwe kam nicht dahin, — eben so wenig nach Magdeburg und nach Goslar. Da hängte der Kaiser warnend die Reichsacht, wie ein geschliffenes Schwert, über seinem Haupte auf: aber der Löwe, auf seine Kraft trotzend, versäumte auch die letzte Frist und nun konnte ihn der Kaiser selbst nicht mehr retten. So traf den Löwen im Jahre 1180 zu Würzburg die Reichsacht, weil er die Heerfolge gebrochen, die Edlen vielfach gekränkt und an der Majestät des Kaisers gefrevelt, und es wurden ihm all' seine Würden und Lehnsgüter abgesprochen und seine große Macht zersplittert. Graf Bernhard von Anhalt (Albrecht's des Bären Sohn) erhielt das Herzogthum Sachsen, jedoch an Umfang sehr verringert, — der getreue Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Herzogthum Baiern, von welchem jedoch die Grafen von Steier, Tirol und Andechs unabhängig wurden; die Städte Lübeck und Regensburg wurden reichsfrei, und über alles sächsische Land, welches in den Kirchensprengeln von Köln und Paderborn lag, bekam der Erzbischof von Köln weltliche Fürstenrechte. Den Löwen verließ indessen sein Muth noch nicht, wiewohl alle seine Freunde, auf deren Treue er fest gebaut hatte, von ihm abfielen; 'mannhaft kämpfte er jetzt wie immer mit seinen Feinden. Doch all' seine Tapferkeit war vor der Uebermacht umsonst. Da wollte er wenigstens seine Erbländer, Braunschweig und Lüneburg, noch retten, kam (1181) nach Erfurt zu dem Kaiser und flehte vor ihm kniend um Lösung von der Acht. Als der Kaiser ihn so tiefgebeugt sah, gedachte er in Thränen der alten Freundschaft, hob ihn tiefergriffen auf und sprach: »O Heinrich, wer hat Dich denn gestürzt, als Du selbst?« Er löste die Reichsacht und hätte ihn wohl auch wieder erhöht, aber er durfte es nicht ohne den Spruch der Fürsten. Dieser lautete also: »Braunschweig und Lüneburg sollen dem Löwen bleiben, doch muß er sieben Jahre lang von der deutschen Erde fort.« Diese Frist verringerte ihm der Kaiser auf drei Jahre. Da mußte nun der Löwe, welcher einst Königen gleich geherrscht, mit Weib und Kindern arm und verbannt von dannen ziehn, seine eigene Stadt Bardewik verschloß ihm höhnend ihre Thore. Er ging nach Eng-

land zu seinem Schwiegervater, dem König Heinrich II. So schien die Macht der Welfen zertrümmert. Um so höher wuchs nun die Macht der Hohenstaufen heran, wie für die Ewigkeit, und auf deutscher Erde schien nicht ihres Gleichen. Der edle Kaiser gebrauchte sie mit Weisheit und Mäßigung zur Wohlfahrt des Reichs.

Durch den Sturz Heinrich's des Löwen war eine große Veränderung in der Verfassung Deutschlands vollendet worden. Die großen Stammherzogthümer, durch die Einführung der Erblichkeit der kleineren Lehen schon längst untergraben, erloschen; Bischöfe, Markgrafen und Grafen begannen unabhängige Reichsfürsten zu werden mit Landeshoheit, und die Bedeutung des Bürgerthums wuchs dadurch, daß viele reiche und wichtige Städte, von bischöflicher oder fürstlicher Herrschaft unabhängig, nun zu freien Reichsstädten wurden.

Indessen war Alexander III. gestorben (1181) und der Waffenstillstand mit den lombardischen Städten ging zu Ende. Der Kaiser aber hatte in Deutschland erkannt, daß die Zeit die Entwickelung der freien Städteverfassungen gereift habe. Drum wollt' er dem mächtigen Geist der Zeit nicht widerstreben und beschloß, den Waffenstillstand in einen dauernden Frieden zu verwandeln; das ist ihm ein größerer Ruhm, als der glänzendste Sieg. Und er berief im Jahre 1183 einen Reichstag nach Kostnitz am Bodensee und schloß dort Frieden mit den Lombarden. Da ward ausgemacht, daß die Bürger das Recht hätten, ihre Obrigkeiten selbst zu wählen; dagegen sollten diese dem Kaiser huldigen und er sie mit ihren Würden belehnen. Ferner gab er den Städten das Recht, Bündnisse zu schließen und sich zu befestigen, und überließ ihnen alle Regalien und Gewohnheitsrechte innerhalb ihrer Mauern; dafür sollten sie auch alle Rechte und Güter des Kaisers ehren und schützen und ihm, als obersten Herrn, Treue schwören. Die Lombarden thaten's mit Freuden und gaben ihm die goldnen Schlüssel ihrer Städte. Nun öffneten sich dem Handel und Wandel die engen Pforten der Alpen und sicherer als des Schwertes Gewalt verband jetzt Deutschland und Welschland der Vertrag.

13.

Wie stolz Du blüh'st im Ritterthum,
O Adel, reich durch Kird und Ruhm, —
Die Bürgerfreiheit wächst; sie bleibt,
Wenn längst Dein Stamm kein Blatt mehr treibt!

Freudigen Herzens hielt der Kaiser im nächsten Jahr zu Pfingsten einen Reichstag auf freiem Feld bei Mainz zwischen Kostheim und Erbenheim; der war zugleich ein Freudenfest für's ganze deutsche Volk. Aus fernen Ländern

kamen zahllose Fürsten und Ritter dazu, den alten Kaiser zu schauen, im Glanz der Majestät, des Heldenruhms und der Weisheit, noch jugendlich an Kraft und Muth, im Kreise seiner blühenden Söhne, von Königen, Herzogen und Markgrafen bedient; so zeigte sich in ihm gleichsam die ganze Herrlichkeit des deutschen Reichs vereinigt.

Da gab sich das Ritterthum in stolzer Pracht kund und überstrahlte bei weitem das bescheidne junge Bürgerthum. Die Ritterschaft war nämlich im Laufe der Zeiten nicht blos ein geschlossener Stand geworden; vielmehr drückte das Ritterthum, welches damals seine schönste Blüthe entfaltete, den kriegerischen und adligen Geist der ganzen deutschen Nation aus, und zwar in innigster Verbindung mit Glauben und Ehre. Dieser höchsten Entwickelung des Ritterthums haben die Kreuzzüge als Glaubenskämpfe das Siegel aufgedrückt: es war eine großartige Idee, um welche sich, wie um einen leuchtenden Mittelpunkt, die Kräfte in ihrer Fortentwickelung zum schönen Ganzen ordneten. Kein Ritterbürtiger, kein Fürst, kein Königssohn und selbst kein König konnte die Ritterwürde ohne eine vorhergegangene Weihe erhalten; untadelhaften Wandels musste er erprobt sein, durch die Beichte rein von Sünden, und dann schwören, für den heiligen Glauben, für die Ehre der Frauen und die Unschuld immerdar treu zu kämpfen; hierauf erhielt er kniend den »Ritterschlag«. So erhielten denselben damals auf dem Reichsfest bei Mainz des Kaisers Söhne, König Heinrich VI. und Friedrich, von denen der Erste ihm im Reich folgen sollte, der Andere das Herzogthum Schwaben und der Hohenstaufen Stammgut daselbst bekam. Ein herrlich Turnier ward damals gehalten. Da ritt auch der alte Kaiser in die Schranken und erwies seine ungeschwächte Heldenkraft. Auch edle Dichter waren bei dem Fest, inmitten des Volks und der Fürsten; und das ist der rechte Platz für die Dichter; gleichwie alle ächte Dichtung aus dem Volk kommt und nur der vollkommene Ausdruck des Volksgeistes ist, so sollen die Dichter mit stolzem Bewusstsein alles Herrliche ihres Volks der ganzen Welt offenbaren, und sollen zugleich die Fürsten lehren, daß Fürstenmacht nur dann groß und preiswürdig ist, wenn sie im Geist und im Willen des Volks wurzelt; nur dann ist sie ja mit der Wahrheit im Bunde. Wie nun damals, nachdem die uralte deutsche Volksfreiheit durch's Lehnwesen verschüttet war und das junge kräftige Bürgerthum seine volle Bedeutung noch nicht ganz errungen hatte, der Kern der Volkskraft noch größtentheils im adeligen Ritterthum hervortrieb, — so hatte sich auch die deutsche Dichtung dem Ritterthum innig angeschlossen. Die Keime der Volksdichtung nämlich waren gar wunderbare Sagen, theure Reste aus der alten Heidenzeit des Volks; wie alle Bildung kamen sie zuerst in die Pflege der Geistlichkeit; und nun, da sich der Staat von der Kirche losgetrennt hatte, da der ausschließlich religiösen Bildung schon die allgemeinere Weltbildung gegenüber trat, ward die deutsche Dichtung eine ritterliche.

Schon damals aber offenbarte sich in der deutschen Poesie eine großartige Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, nämlich die: daß er alles Schöne und Wahre, das in fremden Ländern entsteht, sich aneignen und in sein tiefinnerstes Eigenthum verwandeln kann, um es dann der ganzen Welt als allgemein gültig und als Bildungsstoffe freigebig auszutheilen. In jener Zeit haben die zwei Priester Konrad und Lambrecht die Geschichten und Sagen von Karl dem Großen und Alexander in deutsche Lieder gebracht. Der erste ritterliche Dichter in Deutschland war Heinrich von Veldek. Die ritterlichen Dichter haben alsbald zuerst die Form der Gedichte kunstreich auszubilden angefangen, und nun kamen dann die Ideen des Volkes zum Vorschein, wie reine liebliche Kinder, die sich in goldnen Wiegen schaukeln.

Bald nach dem Reichsfest bei Mainz zog der Kaiser abermals nach Welschland, um das Werk des Friedens mit den lombardischen Städten zu vollenden. Sie empfingen ihn nun mit hohen Ehren, selbst Mailand, das einst so erbittert gegen ihn gekämpft hatte. Hingegen stellte sich ihm jetzt der Papst Lucius III., der Nachfolger des großen Alexanders III., feindlich gegenüber und verlangte insbesondere die Mathildische Erbschaft zurück. Das war unklug gethan, weil des Kaisers Macht in Welschland jetzt größer als jemals war und selbst die Normannen zu ihm hielten. Denn der Kaiser hatte daran gedacht, dem Papst auch diese seine andern bisherigen Bundesgenossen abzuziehen und es dahin gebracht, daß Konstanze, die Erbin Siciliens, mit seinem Sohn, dem König Heinrich VI. (1186) vermählt ward. So war jetzt das Papstthum inmitten Italiens oben und unten von Kreaturen des Kaisers umgeben und schutzlos. Dennoch setzte nach dem Tode des Lucius III. der neue Papst Urbanus III. den Kampf gegen den Kaiser um die Existenz der Kirchenherrschaft muthig fort.

Da erscholl plötzlich die Kunde, daß die Ungläubigen Jerusalem wieder erobert hatten. In jugendlicher Begeisterung rüstete sich der alte Kaiser, um nach so vielen weltlichen Kämpfen seine Heldenlaufbahn als Kämpfer für die Sache Gottes zu beschließen. Er bestellte das deutsche Reich, übergab seinem Sohn Heinrich dessen Verwaltung, und zog dann (1189), mit 30,000 Rittern und 82,000 Kriegern zu Fuß, in's gelobte Land. Da geschahen (im Jahre 1190) zwei große Schlachten, in denen der Rothbart wie ein frischer Jüngling siegreich kämpfte. Aber bald darauf (am 10. Juni 1190) ereilte ihn der Tod, da er im Flusse Seleph badete. Laut wehklagten alle Kreuzfahrer um den theuren Helden vier Tage lang. Das deutsche Volk aber hat es nicht glauben können, daß der Rothbart gestorben sei, sondern meinte: „er ist in den Berg Kiffhäuser eingegangen, der in der güldnen Aue steht, und hält Hof drinnen im Berg, mit seiner heidseligen Tochter und seinen Helden: an einem Marmortisch sitzt er, durch welchen sein Bart gewachsen ist, und harrt der Stunde, wann die Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Dann wird er ausziehen mit seinen

Getreuen und seines Schildes Last hängen auf des Birnbaums hohen Ast, und wird das deutsche Volk wieder groß machen vor allen Völkern der Erde.« Dies ward noch viele hundert Jahre hindurch geglaubt. Und selbst in heutigen Tagen knüpfen deutsche Dichter und deutsche Herzen noch gerne an jene Sage eine große und mächtige Zukunft des Vaterlandes.

Herzog Friedrich von Schwaben brachte seines Vaters Herz nach Antiochia; dort ward es bestattet, die Leiche in Tarsus. Hierauf führte der Herzog das Kreuzheer vor die Stadt Akkon, welche von den Ungläubigen hartnäckig vertheidigt ward. Vor ihren Mauern litten die deutschen Pilger durch Hunger und Seuchen große Noth. Da hatf deutscher Bürgersinn; Bürger aus Lübeck und Bremen richteten ein Hospital für die Bedrängten ein und es thaten sich viele edle Männer zu einer Brüderschaft zusammen, um die Armen und Siechen zu pflegen und zu schützen. Daraus entstand ein Ritterorden, nach dem Muster des Ritterordens der »Tempelherrn« und der »Johanniter«, welche schon früher zur Pflege der Kranken und zum Schutz der wehrlosen Pilger, so wie zur Bekämpfung der Ungläubigen gestiftet worden waren; in diesen Ritterorden vereinigten sich der Geist des Mönchthums (Demuth, Gehorsam und Weltentsagung) und der des Ritterthums (Tapferkeit und Ehre) durch den edlen Zweck der Menschlichkeit. Jener neu gestiftete Orden hieß im Anfang »die Brüderschaft von der Liebfrauenkirche zu Jerusalem«, später der der »deutschen Ritter«. Sie hatten eine eigene Ordenstracht, nämlich weiße Mäntel mit einem schwarzen Kreuz. Die Mitglieder des Ordens waren theils Priester, theils Ritter, theils dienende Brüder; über alle war ein Hochmeister gesetzt; und der erste Meister hieß Heinrich Walpode, aus einem edlen Mainzer Geschlecht. Dieser Orden der deutschen Ritter hat gar bald eine sehr große Ausdehnung und reiche Güter im Morgenland wie im Abendland gewonnen.

Der Kreuzzug der Deutschen aber nahm ein trauriges Ende, als nebst vielen Tausenden von Streitern auch Herzog Friedrich von Schwaben (1191) vor Akkon an der Seuche gestorben war; nur Wenige von Allen, die voll Siegeshoffnungen von der Heimath fortgezogen waren, haben sie wieder erreicht.

18.

Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Oesterreich beginnen, will der Sohn vollenden.
Schiller.

Kaum hatte Kaiser Friedrich der Rothbart Deutschland mit dem Kreuzheer verlassen, so war Heinrich der Löwe aus der Verbannung wiedergekehrt, um sein verlorenes Herzogthum Sachsen wieder zu erobern. Da traten dem alten Helden nicht blos seine früheren Freunde bei, sondern auch langjährige Feinde verbanden sich mit ihm. Nun zog er rachedürstend vor die Stadt Bardewick, welche ihn im Unglück verhöhnt hatte und es jetzt wieder that, eroberte sie und

verwandelte sie in einen Schutthaufen (1189); über das Thor des Doms ließ er die Inschrift setzen: »Das ist die Spur des Löwen.« Hierauf unterwarfen sich ihm auch das reiche Lübeck und Lauenburg. Dafür ließ König Heinrich, damals hier Reichsverweser Deutschlands, die Stadt Hannover in Brand stecken; Braunschweig hingegen widerstand dem König. Da vernahm der Letztere plötzlich die Nachricht, daß König Wilhelm II. von Sicilien gestorben sei; und nun waren ihm in Folge seiner Vermählung mit Konstanza, der Erbin von Neapel und Sicilien, diese beiden Reiche zugefallen. Aber viele von den dortigen Großen hatten, aus Abneigung gegen die Deutschen, den Grafen Tankred von Lecce, einen Enkel des Königs Roger, auf den Thron gehoben, welchen der Papst, aus Furcht vor der allzugroßen Macht der Hohenstaufen, belehnte. Dies bewog den König Heinrich, sich mit dem Löwen zu vertragen, um sich, wenn in Deutschland die Ruhe hergestellt sei, mit ganzer Kraft auf Italien werfen zu können. Der Löwe ging die ihm gebotnen Bedingungen ein und gab dem König seinen zweiten Sohn als Geisel; sein Erstgeborner, Heinrich, folgte mit 50 Rittern dem König nach Welschland. Dort war die Zwietracht der lombardischen Städte auf's Neue ausgebrochen und die römische Kirche im Bunde mit der römischen Bürgerschaft gegen die Deutschen. Aber den König Heinrich VI. schreckte kein Hindernis. Der Heldengeist seines Vaters lebte in ihm fort; ja er hegte, von Ruhmdurst glühend, noch viel kühnere Gedanken als dieser. Aber er entehrte sein Streben und sein Andenken durch Ungerechtigkeit und blutige Gewalt.

Er richtete in Oberitalien den Frieden wieder ein und zog dann nach Rom, um von dem neuen Papst Cölestin III. die Kaiserkrone zu empfangen. Als er sie (am 14. April 1191) erhalten hatte, zog er nach Apulien hinab und kam siegreich, wie im Triumphzug, bis vor die Mauern Neapels. Hier floh ihn jedoch plötzlich das Glück und furchtbar wüthete eine Seuche im deutschen Heer: Heinrich VI. selbst ward krank. In diesem gefährlichen Zeitpunkt verließ der junge Heinrich, der Sohn des Löwen, das Heer und eilte nach Deutschland heim, die Kaiserin kam in die Gefangenschaft der Feinde. Da sah sich der Kaiser, kaum genesend, gezwungen, die Belagerung Neapels aufzuheben und in die Heimath zurückzukehren, um frische Streitkräfte zu sammeln.

Dort war indessen der alte Welf von Altorf gestorben, dessen reiche Erbschaft dem Kaiser jetzt ein willkommner Zuwachs zu seiner Hausmacht war, denn er hatte beschlossen, den alten Löwen und das ganze welfische Geschlecht zu verderben. Als Grund seines Zorns gab er an, daß der alte Löwe die Friedensbedingungen nicht gehalten, und daß dessen Sohn, der junge Heinrich, in Italien das Heer verlassen habe. Vergeblich bereuerte der alte Löwe seine Unschuld, vergeblich erbot er sich zur Genugthuung. Der Krieg im deutschen Norden brach auf's Neue los. Tapfer und gewandt kämpfte der Löwe, aber er

hatte kein Glück, und von allen seinen Hoffnungen schwand ihm eine nach der andern. Dazu kam noch ein großes Mißgeschick, welches seinen Schwager, den König Richard Löwenherz von England, betraf. Dieser hatte bei der Eroberung der Stadt Akkon (1191), wohin er als Kreuzfahrer gekommen war, in unbändigem Stolz den tapfern Herzog Leopold von Oesterreich schwer beleidigt und das österreichische Banner verunehrt. Als er nun bald darauf vom Kreuzzug heimfuhr, war er durch einen Sturm an die Küsten des adriatischen Meeres verschlagen worden, und, da er verkleidet den Weg zu Land durch Oesterreich unternahm, in die Hand seines Todfeindes, jenes Herzogs Leopold, gekommen; dieser hielt ihn auf der Felsenburg Dürrenstein am Donaustrom gefangen. Als Kaiser Heinrich VI. dies vernahm, sprach er auf einem Reichstag zu Regensburg: »Vor mein Gericht und in meine Haft gehört König Richard, weil er die deutsche Waffenehre verunglimpfte;« und ließ ihn von Dürrenstein herführen auf die Reichsfeste Trifels, wo so oft des Reichs Kleinodien ver-

wahrt worden sind. Richard's Aufenthalt soll in England unbekannt gewesen sein. Da ist (wie die Sage erzählt) sein treuer Freund, der Sänger Blondel, ihn zu suchen, im deutschen Reich von Burg zu Burg gezogen, bis er vor Trifels kam, wo er ein Lied aus dem Thurm hörte, seinen König d'ran erkannte und es beantwortete. Der Kaiser forderte für Richard's Freilassung von England 150,000 Mark. Vergeblich suchte er durch nichtigen Vorwand diesen Judashandel zu beschönigen, indem er sagte: dem römisch-deutschen Kaiser, als höchstem Gebieter in Europa, steht das Gericht über alle Könige zu. Sowohl die deutschen Fürsten als der Papst schalten laut seine Ungerechtigkeit. Gleichwohl setzte er seine Absicht durch. Sein eigentlicher Zweck aber war, sich tüchtig mit Geld auszurüsten, um in Italien mit Nachdruck auftreten und den alten Löwen niederdrücken zu können. D'rum verlangte er dessen zwei jüngere Söhne als Geisteln. Heinrich, der älteste, ging auf seines Vaters Geheiß zum Kaiser nach Speier, um sich zu rechtfertigen und die verlornen Landschaften jenseits der Elbe wieder zu erlangen. Da er jedoch statt deren nur leere Worte bekam, so riet er grollend wieder von dannen. Unterwegs begegnete ihm ein Bote von Irmengard, der Pfalzgräfin am Rhein, (deren Gemahl Konrad bei seinem Neffen, dem Kaiser, war) und richtete ihm aus: er solle eilig auf die Burg Stahleck kommen. Dort erwartete ihn die Tochter der Pfalzgräfin, die holdselige Agnes, mit welcher er einst, da sie noch ein Kind war, verlobt worden war; nun aber hatte der König von Frankreich um sie geworben, und ihr Vater, so wie der Kaiser wollten sie diesem zur Hausfrau geben. Doch die edle Jungfrau bewahrte dem jungen Heinrich standhaft ihre Treue. Als Pilger verkleidet kam er bei Nacht glücklich in die Burg. Da gab die Pfalzgräfin den zwei Liebenden ihren mütterlichen Segen, und das treue Paar wurde nun in aller Eile getraut. Als der Pfalzgraf des andern Tags heimkam und dies erfuhr, zürnte er anfangs; doch ließ er sich bald besänftigen und stillte auch den Groll des Kaisers, ja er bewog diesen sogar zu einer Versöhnung mit dem alten Löwen; zu Tilleda in der güldenen Au, nicht weit vom Kosthauserberg, kam sie zu Stande. Da gab der Kaiser dem jungen Heinrich die Pfalzgrafschaft am Rhein zu Lehn. So gewann deutsche Frauentreu' einen schönen Sieg über den Haß.

Der Löwe aber erhielt seine verlornen Länder nicht wieder, sondern blos den Frieden. Von da an lebte er in seiner Stadt Braunschweig, sprach eifrig Recht, pflegte die Wohlfahrt der Bürger, begabte in frommer Sorgfalt die Kirchen mit Schätzen und Kunstwerken, und horchte am liebsten oft Nächte lang auf die Heldengeschichten aus alten Zeiten, welche er sich vorlesen ließ; auch ließ er die seiner Zeit niederschreiben. So schwand der Rest seines thatenvollen Lebens dahin. — Fünfzehn Tage vor seinem Tod schlug der Blitz in die Blasiuskirche; die Flamme ergriff auch seine Burg. Alle um ihn

her waren voll Schrecken; nur er allein, der schwache, sieche Greis, verlor weder Muth noch Ruhe. So kündigte ein Wetter den Tod des alten Helden an.

Er starb am 6. August 1195 und ließ den Gewaltigen der Erde in seinem Schicksal ein warnendes Beispiel, wie wandelbar das Glück ist.

Kaiser Heinrich VI. war indessen nach Welschland gezogen, eroberte Neapel und Sicilien und waltete dort mit unerhörter Grausamkeit. Wer ihm irgendwie verdächtig war, wurde getödtet, oder gefoltert, geblendet, entmannt. Wegen solcher Tyrannei schleuderte der Papst Celestin III. den Fluch der Kirche auf ihn; doch Heinrich VI., in der Fülle seiner Kraft und Macht, Herr aller Länder von der Ost- und Nordsee bis gen Sicilien hinab, kümmerte sich nicht

darum. Mailand und mehrere andere lombardische Städte schlossen einen Bund gegen ihn; er lachte darüber und ging nach Deutschland, voll kühner Gedanken. Denn er wollte erst die alte Wahlfreiheit der Krone umstoßen und das Reich für sein Geschlecht erblich machen; dafür bot er den Fürsten an: ihnen alle Reichslehen erblich zu lassen, selbst für die weiblichen Linien; ferner: das bisherige Recht der Könige auf Einziehung des Nachlasses der Bischöfe (das sogenannte »Spolienrecht«) aufzugeben, und endlich: seine Erbreiche Neapel und Sicilien mit dem deutschen Reich zu vereinigen. 32 Fürsten waren ihm dazu willfährig, die andern aber, besonders die sächsischen, widersprachen ihm standhaft also: »Aus einer erblichen Herrschaft wird gar leicht eine schrankenlose; besser: Deutschland bleibt frei und innerlich stark, als wenn es über fremde Länder herrscht: davon hat nur der König Lust, das Reich nichts als Last.« Hingegen erwählten die Fürsten sein unmündiges Söhnlein Friedrich II. zum deutschen König.

Er gab jedoch seine stolzen Pläne keineswegs auf. So wollte er das griechische Kaiserreich erobern, um es mit dem römisch-deutschen Kaiserthum zu vereinigen. Zu diesem Zweck sollte ihm ein Kreuzzug dienen, welcher sich damals gebildet hatte. Da überraschte ihn der Tod, wie er auf einer Jagd in Sicilien, stark erhitzt, sich aus einer eisigten Quelle trank. Er starb zu Messina, noch nicht 32 Jahre alt, 1197, von Vielen wegen seiner Gewaltthätigkeit verwünscht, aber doch gewiß ein Fürst voll der kühnsten Gedanken für Deutschlands Ruhm und Herrlichkeit.

Drei Monate nach ihm starb auch der Papst Cölestin III., und an dessen Stelle trat nun Innocenz III., durch Verstand und Willenskraft der größte Mann seiner Zeit. Er übersah mit klarem Blick die Verhältnisse der Völker, die blutigen Folgen der Tyrannei und die zahllosen Verwirrungen der Parteien. Da durchleuchtete ihn die Idee, daß die ganze Christenheit nur ein einziger Gottesstaat sei, die Kirche der ewige unbewegliche heilige Mittelpunkt der Einigkeit. So stand er, als das Oberhaupt dieser Kirche, über allen Königen. Und er übte seine geistige Macht mit bewundernswerther Klugheit, Ruhe und Würde, als höchster Richter, als Schutz aller Bedrängten, als Vater der ganzen Christenheit. In Italien besonders war der mächtige Haß des Volkes gegen die Herrschaft der Deutschen mit ihm im Bunde. Da wollte er das zersplitterte Welschland zur Einheit und Unabhängigkeit bringen, und bald konnten sich die Deutschen dort nirgends mehr halten: ja, es kam so weit, daß Kaiser Heinrich's Witwe, Konstanzia, den Papst zum Vormund ihres unmündigen Söhnleins Friedrich II. ernennen mußte. Gleich darauf starb sie (1198) und die römische Kirche erzog nun das Kind ihres kaiserlichen Feindes als ihren Sohn!

15.

Er ist noch nicht geschlossen, der große Friedensbrief;
Es sind daran noch Glossen zu schreiben hoch und tief.
Rückert.

Damals war in Deutschland eine schlimme Zeit. Wie eine alte Wunde brach der Parteikampf zwischen den Welfen und den Hohenstaufen wieder auf. Die Fürsten, welche zu den Ersteren hielten, hatten am 1. Mai 1198. Otto, einen Sohn Heinrich's des Löwen, die Andern schon am 5. März jenes Jahres, Philipp von Schwaben, Kaiser Friedrich's Sohn, zum König erwählt. An Heinrich's VI. Sohnlein, Friedrich II., welcher schon im dritten Lebensjahre zum König gewählt worden war, dachte Niemand. Mit furchtbarer Wuth kämpften nun die beiden Gegenkönige, Otto IV. und Philipp, zehn Jahre lang um den Besitz der Krone. Diese verderbliche Zwietracht drang bis in's Innere der Häuser und Familien. Raub, Mord und Grausamkeit wütheten so schauderhaft, daß selbst Kirchen und Kloster nicht verschont blieben. Handel und Gewerbfleiß verfielen, und, da König Philipp die großen Schätze und Güter der Hohenstaufen zu Bestechungen verschwendete, so schwand auch alle Redlichkeit, und die Fürsten und Herrn verkauften ihre Treue schamlos an den, der sie am besten bezahlte. Endlich wandte sich jeder der beiden Gegenkönige an den Papst und so räumten sie von freien Stücken diesem das Recht der obersten Entscheidung über's deutsche Vaterland ein. Vorsichtig prüfte Innocentius III., welcher von Beiden der Kirche gehorsamer und zugleich weniger gefährlich sei, und entschied sich anfangs für den welfischen Otto IV., weil er nicht blos die Macht, sondern auch den Geist der Hohenstaufen fürchtete, welcher der Kirche immerdar entgegenstrebte. Dennoch gewann Philipp in Deutschland durch seine Klugheit, Milde und Freigebigkeit immermehr Anhänger, so daß er sich (1205) zum zweitenmal in Aachen krönen lassen konnte, und daß sich endlich auch der Papst, durch Versprechen des Gehorsams bewogen, auf seine Seite neigte und ihn vom Banne lossprach. Nun ruhten endlich die Waffen der beiden Gegenkönige ein Jahr lang.

In jener Zeit (1207) geschah, wie die Sage erzählt, ein Kampf von anderer Art auf der hohen Wartburg im Thüringerland, wo Landgraf Hermann gar stattlich Hof hielt. Der liebte die edle Kunst des Gesanges und war darum hochgeehrt. Da kamen auf der Wartburg sechs werthe Meister zusammen, davon waren vier stolze Ritter, Heinrich von Rispach, Reinar von Zwetel, Wolfram von Eschenbach, und Walther von der Vogelweide, und zwei waren Bürger, der Barterolf von Stolle und Heinrich von Ofterdingen. Die ersten fünf, welche am Hofe des Landgrafen lebten, erhoben dessen Lob in Gesängen über das aller Fürsten und waren dem Ofterdingen feind, weil er dagegen den Herzog Leopold von Oesterreich als die Sonne deutscher Lande pries. D'rum

boten sie den Ofterdingen zu einem ernsthaften Wettkampf im Dichten und Singen auf, und, wofern er unterläge, sollte er dem Scharfrichter auf Schwert oder Strick verfallen sein. Nun kämpften die fünf Meister in künstlichen Weisen gegen Heinrich von Ofterdingen, und besiegten ihn. Aber er klagte, daß ihm Unrecht geschehe, berief sich zur Entscheidung auf den weisen Meister Klinsor in Ungarland und flüchtete sich zu der Landgräfin; diese deckte ihn mit ihrem

Mantel, auf daß ihm Niemand Gewalt anthue, und der Landgraf erlaubte ihm, den Meister Klinsor zu holen. Da ritt Heinrich von Ofterdingen in's Ungerland zum reichen König Andreas, welcher den Klinsor, wegen seiner geheimen Kunst, in Sternen zu lesen und das Gold in den Bergen zu finden, hoch in Ehren hielt. Und Klinsor brachte durch seine Zauberkraft den Sänger in einer Nacht

aus Ungarland nach Eisenach. Da gingen beide des Morgens zur Wartburg hinauf und wurden herrlich empfangen. Klinsor aber weissagte aus den Sternen, daß dem König Andreas in Ungarn ein Töchterlein geboren sei, welches einst über Thüringen herrschen würde. Hierauf wollte er den frommen Meister Wolfram von Eschenbach besiegen und beschwor dazu einen Geist in Gestalt eines Jünglings, der mit Wolfram lange Zwiesprach hielt von den Geheimnissen aller Dinge, die von Erschaffung der Welt bis zum Reich der Gnade durch Jesum Christum geschehen sind. Wie aber der fromme Wolfram von den Geheimnissen Gottes und zumal von dem Wort, das Fleisch geworden, und von der Wandlung des Brots und Weins in Christi Leib und Blut sprach, da ward der Geist vor ihm zu Schanden. Meister Klinsor aber schlichtete den Streit der Sänger und erhielt vom Landgrafen viele kostbare Gaben. Bald darauf war er plötzlich aus Thüringen verschwunden. Das ist die Sage vom Krieg der Sänger auf der Wartburg.

Indessen ging der Waffenstillstand zwischen Philipp und Otto IV. zu Ende und weil der Letztere von seinen Ansprüchen auf die Krone nicht ablassen wollte, ward abermals zum Kampf gerüstet. In dieser Zeit (am 21. Juni 1208) vermählte König Philipp zu Bamberg seine Nichte Beatrix mit dem Herzog Otto von Meran und zog nach der Trauung aus der Stadt zu der Altenburg hinan, dort ließ er zur Ader und pflegte der Ruhe. Blos der Bischof von Speier und der Truchseß von Waldburg waren bei ihm; da trat plötzlich der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach herein, ein Sohn jenes Otto, welcher Friedrich dem Rothbart so getreu gewesen war, und ein Vetter des Herzogs von Baiern. Dieser Pfalzgraf war ein verwegner, zornmüthiger Mann und grollte dem König, weil ihm dieser eine seiner Tochter zur Ehe versprochen, aber nicht gegeben hatte, wiewohl der Pfalzgraf selber daran schuld war, denn er hatte seine Ehre durch Blutschuld getrübt. Mit wildem, verstörtem Antlitz, das bloße Schwert schwingend, schritt er auf den König zu: »Stecke Dein Schwert in die Scheide!« rief ihm Philipp zu, »hier ist nicht der Ort damit zu spielen.« »Doch der Ort Dich zu strafen, Du falscher, treuloser Mann!« schrie der Pfalzgraf und traf den König mit dem Schwert in den Hals. Aufschreiend eilte ihm der Truchseß zu Hülfe, doch der Pfalzgraf, wie rasend, verwundete auch ihn, während sich der Bischof verbarg. Da sank der König todt zur Erde. Der Mörder entrann. Nun war vom Mannesstamm der Hohenstaufen nur noch der vierzehnjährige Neffe Philipps, Friedrich II., in Palermo übrig und Alle glaubten: der Glücksstern der Hohenstaufen sei im Untergang, während sich das noch vor zehn Jahren so tief gebeugte Geschlecht der Welfen plötzlich wieder zum höchsten Glanz erhob. Denn der Papst Innocentius III. gebot jetzt den deutschen Fürsten unter Androhung des Banns, Otto IV., den Sohn Heinrich's des Löwen, als König anzuerkennen; diesen hingegen ermahnte er, aller Königstugenden getreulich zu

pflegen. Nun ward Otto IV. auf's Neue, und zwar einhellig, zum König der Deutschen gewählt. Wie er in der Reichsversammlung saß, führte der Bischof von Speier Beatrix, die achtjährige Tochter des ermordeten Philipp, vor seinen Thron; weinend rief das Kind den König um Rache für den Vater an. Da sprach Otto IV. die Reichsacht über den Mörder und über Alle, die um die blutige That gewußt. Der Marschall von Kalatin (der Ahnherr der Edlen von Pappenheim) vollstreckte sie. Er verfolgte den Wittelsbacher, fand ihn in einem Klosterhof an der Donau, nicht weit von Regensburg, hieb ihm das Haupt ab, warf's in die Donau und ließ den Rumpf den Vögeln des Himmels zum Fraß. Der König aber verlobte sich, um die Macht seines Hauses durch die Trümmer der hohenstaufischen zu mehren, mit der jungen

Beatrix und fuhr dann (1209) gen Welschland, um dort die lombardische und die Kaiser-Krone zu empfangen.

Da mußte der Papst bald kennen lernen, daß Otto IV., wiewohl er ein Welfe war, und die Welfen es bisher mit der Kirche gehalten hatten, nun als römisch-deutscher Kaiser ganz im Geist der Hohenstaufen handelte, indem er nämlich die Ansprüche des Reiches in vollen Umfang behauptete und die weltliche Macht der Kirche aus allen Kräften beschränkte. Innocentius warnte ihn eine Zeit lang und als Otto IV., darauf nicht achtend, fortfuhr, Italien als einen Bestandtheil des deutschen Kaiserreichs zu behandeln, und mit Heeresmacht auch gegen Unteritalien aufbrach, um es dem Mündel des Papstes, dem jungen Friedrich II., zu entreißen, da schleuderte Innocentius endlich (1210) den Kirchenbann auf denselben Otto, dessen Anerkennung er vor zwei Jahren bei Strafe des Banns geboten hatte; er verwarf ihn jetzt wie der Meister sein Geschöpf. Kühn verachtete jedoch Otto IV. den Bann und fuhr fort, den Papst zu bedrängen und seine Eroberungen in Unteritalien auszubreiten: ja schon wollte er nach der Insel Sicilien hinüber dringen, als hinter seinem Rücken in Deutschland bereits sein Untergang veranstaltet ward. Denn im Uebermuth des Glückes hatte er manches unbedachte Wort fallen lassen, wie er die allzugroße Macht der Fürsten streng beschränken wolle.

Da dachten Viele von diesen wieder an die Hohenstaufen und blickten voll Hoffnung auf den letzten männlichen Sprossen dieses Geschlechts, auf den jungen Friedrich II. in Palermo, von dessen hohen Trefflichkeiten weit und breit geredet ward. Auf Betrieb des Erzbischofs Siegfried von Mainz fielen der Landgraf Hermann von Thüringen, König Ottokar von Böhmen und mehrere Andere von Otto IV. ab und beschlossen (1211), die frühere Wahl Friedrich's II. wieder in Kraft treten zu lassen. Schnell eilte Otto IV. nach Deutschland zurück, um seine Feinde zu vernichten und seine Macht, durch die Vermählung mit seiner Braut, Beatrix von Hohenstaufen, wieder zu verstärken. Aber schon vier Tage nach der Hochzeit starb Beatrix (12. August 1212) und zwar, wie es hieß, von Otto's welschen Buhlerinnen vergiftet; schaudernd verließen darauf die Baiern und Schwaben sein Heer. Indessen hatten die Freunde der Hohenstaufen in Deutschland, im guten Vernehmen mit Innocentius III., Botschaft an Friedrich II. nach Palermo geschickt, um ihn einzuladen, daß er in's Land seiner Väter zurückkehre und die deutsche Krone auf sein Haupt setze. Friedrich II. war damals ein blühender Jüngling von achtzehn Jahren, anmuthig von Gestalt, durch sein blondes Haar auf den ersten Anblick als Deutscher zu kennen, fein und edel von Sitten, reich an Kenntnissen und Meister in der edlen Dichtkunst. Gleich als ginge ein Zauber von seinem Wesen aus, so huldigten ihm die Herzen Aller, die ihn sahen. Schwere Gefahren hatten ihn schon in der Wiege rings umdroht; wie durch Wunder beschützt, war er inmitten großen Unglücks herange-

wachsen. Dafür war aber auch sein Charakter in der Schule der Erfahrung kühn und stark geworden. Als ihm nun die Botschaft aus Deutschland kam, ermunterte ihn auch Innocentius III., die deutsche Krone anzunehmen, denn er hoffte, ihn als bisherigen Schützling, so gleichsam als geistlichen Sohn der Kirche, wie ein gutes Werkzeug gebrauchen zu können, um das Gebäude ihrer Herrschaft zu vollenden: zugleich aber forderte er, in kluger Vorsicht, ihm das Gelöbniß ab: die Krone Unteritaliens nie mit der Deutschlands zu vereinigen. Der Gedanke an die deutsche Krone begeisterte Friedrichs Herz. Zwar flehten ihn seine treuen Räthe an, und seine Gattin, Konstantia von Arragon, welche ihm der Papst in seinem funfzehnten Jahre gefreit und welche ihm eben ein Söhnlein, Heinrich, geboren hatte, beschwor ihn, er möchte in seinem Erbreich Unteritalien und Sicilien bleiben; doch jede Vorstellung und Bitte war vergeblich. Er übergab seinem Söhnlein sein Erbreich, dessen Verwaltung seiner Gattin, und zog nun muthig und hoffnungsreich durch alle Gefahren, womit ihn seine Feinde, besonders die welfischen Städte Lombardiens, umstellten, über die Alpen. Und wie er das Land seiner Väter betrat, eilte ihm die Liebe des Volkes entgegen, Hand in Hand mit dem Glück. Wo er sich blicken ließ im Thurgau und Schwabenland, begrüßten ihn Adel und Volk als rechten König. Von Ort zu Ort, je weiter er kam, wuchs sein Anhang. Kaiser Otto IV. wich vor ihm nach Sachsen zurück und beschloß endlich, im Bund mit seinem Vetter, dem König Johann von England, den König Philipp von Frankreich mit Krieg zu überziehen, welchen er als Bundesgenossen Friedrich's und des Papstes hasste. Da geschah am 27. Juli 1214 eine furchtbare Schlacht bei Bouvines, in welcher Kaiser Otto, so heldenhaft er und seine Sachsen auch kämpften, doch fliehen mußte. Nun verließen ihn alle seine Freunde und nirgends hatte er mehr Glück. Dennoch beharrte er standhaft auf seinem Kronenrecht, das kein Papst ihm nehmen könne, und behielt bis an seinen Tod (1218) die Reichskleinodien. Friedrich II. hatte indessen begonnen, in Deutschland als König zu walten. So hatte er dem Welfen Heinrich die Pfalzgrafschaft am Rhein genommen und sie dem treuen Baierherzog Ludwig gegeben. Am 25. Juli 1215 wurde er in Aachen feierlich als deutscher König gekrönt und nach der Krönung that er aus Dankbarkeit gegen den Papst das Gelübde, einen Kreuzzug zu unternehmen.

Der Friede zwischen der weltlichen und geistlichen Macht schien nun hergestellt und dauernd befestigt zu sein. Aber, weil die römische Kirche alle irdische Herrschaft blos als von ihr abhängig betrachtete und auch in diesem Geiste zu handeln fortfuhr, so war ein abermaliger Ausbruch des alten Kampfes in der Folge doch unvermeidlich. Zur selben Zeit erhielt die päpstliche Macht in den neuentstandenen Orden der Bettelmönche (der Franziskaner und der Dominikaner) eine wichtige Stütze. Sie dienten dem Papst mit blindem Gehorsam, wie Soldaten ihrem General, zogen elenden Fußes überall hin, wohin er sie sandte,

und bearbeiteten das Volk, auf welches sie einen gar großen Einfluß ausübten, ganz nach des Papstes Willen. Besonders gut konnte er sie zu Predigten gegen jene Glaubenssekten verwenden, welche die von der römischen Kirche aufgestellten Glaubenssätze nicht anerkannten. Denn Innocentius III., von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die römische Kirche, von Gott selbst eingesetzt, die allein wahre sey, eiferte, zur Erhaltung ihrer allumfassenden Einheit, streng gegen Jeden, der sich davon loszuwinden strebte, und suchte deshalb die sogenannten Ketzer durch eigene Glaubensgerichte (»Inquisition«) auszurotten. In seinem ganzen Wirken für die Einheit und Hoheit der römischen Kirche durch die Zeitumstände begünstigt, hatte Innocentius III. nur noch einen Wunsch: die Eroberung des heiligen Landes; dann hoffte der kühne Mann wohl auch die morgenländische Kirche mit der römisch-katholischen vereinigen zu können. Schon im Jahre 1204 war ein großer Kreuzzug zu Stande gekommen, auf welchem Venezianer, Franzosen und Deutsche die Kaiserstadt Konstantinopel eroberten, und ein Fürst aus deutschem Geblüt, Balduin Graf von Flandern und Hennegau, bestieg den morgenländischen Kaiserthron. Acht Jahre darauf (1212) hatten zahllose Kinder aus Frankreich und Deutschland einen Kreuzzug begonnen, waren aber theils durch schändliche Verrätherei als Sklaven verkauft worden, theils unterwegs umgekommen. Der Eifer der Völker für die Kreuzzüge war damals schon im Erkalten. Kurz, Innocentius III. erlebte die Erreichung seines letzten Wunsches nicht. Erst nach seinem Tode (er starb 1216) kam wieder ein geordneter Kreuzzug nach Palästina zu Stande; doch auch dieser hatte nicht den geringsten Erfolg.

16.

Wie schrecklich, wenn die obersten Gewalten,
Die beiden Schwerter, welche Gott gesetzt,
Den Frieden auf der Erde zu beschirmen,
In heißer Zwietracht gegeneinander stehn!

Immermann.

Nachdem Innocentius III. gestorben war, athmete Friedrich II. freier auf: denn nun band ihn keine Pflicht persönlicher Dankbarkeit mehr an das Oberhaupt der römischen Kirche, und in seinem Geiste stiegen die stolzesten Pläne empor zur Herstellung des römischen Kaiserthums, ja zur Ausbreitung einer Weltherrschaft. Zugleich aber wollte er auch die Macht seines Geschlechtes erheben und befestigen. Dies schien ihm auch, nach dem bisherigen Lauf der Dinge, durchaus nothwendig, um mit Nachdruck für die Wohlfahrt seiner Reiche und die Veredlung seiner Völker wirken zu können. Darum verschob er den von ihm versprochenen Kreuzzug, und ließ seine Gemahlin und seinen Sohn Heinrich nach Deutschland kommen, wo er dem Letzteren das Herzogthum

Schwaben übergab. Bald darnach (1218) starb der Herzog Berthold von Zähringen kinderlos und Friedrich vertheilte dessen große Erbgüter unter die Seitenverwandten; einem derselben, dem Markgrafen Hermann von Baden, gab er das Breisgau. Hierauf brachte er es dahin, daß — gegen den früheren Willen des Papstes — sein Sohn Heinrich 1220 zum deutschen König erwählt ward; dafür verzichtete er zu Gunsten der deutschen Bischöfe auf das »Spolienrecht« und gab den bischöflichen Städten gar viele Freiheiten. Nun zog er nach Italien und empfing in Rom aus der Hand des milden und nachgiebigen Papstes Honorius III. die Kaiserkrone, bei welcher Gelegenheit er mehrere Gesetze zum Vortheil der Geistlichkeit und zum Schutze der Einheit der Kirche gab. Dann eilte er, die Verhältnisse in Oberitalien weniger beachtend, in seine Erbreiche Apulien und Sicilien, um sie, welche er vor allen liebte, mit Weisheit und Kraft zu ordnen.

In Deutschland hatte er seinen Sohn, den jungen König Heinrich, unter der Aufsicht des klugen und rechtschaffenen Erzbischofs Engelbert von Köln zurückgelassen, welcher zugleich die Reichsverwaltung besorgte. Dennoch hätte gerade Deutschland damals die persönliche Thätigkeit des Kaisers selbst bedurft. Denn es war voller Fehden und Niemand vor zügelloser Gewalt sicher. Da ergriff Engelbert das furchtbarste Mittel zur Abhülfe, er gründete nämlich das Gericht der sogenannten »heiligen Vehme« und zwar auf der »rothen Erde«, d. i. in dem zum Erzstift Köln gehörigen Westphalen, wo es noch Freigerichte gab. Die Vehmgerichte waren aber doppelter Art, offne und heimliche, und beide wurden noch nach uralter Weise gehegt. Ein Freigraf saß als kaiserlicher Richter vor, Freischöffen wiesen das Recht; Frohnboten luden die Angeklagten vor. Bei den heimlichen Gerichten, deren Hauptstuhl sich in Dortmund befand, waren Alle, die d'ran Theil hatten, durch einen furchtbaren Eid gebunden und hießen die »Wissenden«, jeder Verrath des Geheimnisses ward mit dem Tode gebüßt. Frei von der Vehme waren Geistliche, Reichsunmittelbare, Weiber und Kinder, Juden und Heiden. Die Vorladung geschah also, daß der Frohnbote den Ladebrief an die Thüre des Angeklagten steckte, und drei Späne daraus hieb. Wer auf dreimalige Vorladung nicht erschien, konnte durch den Schwur des Klägers, wenn dieser nämlich ein Wissender war, »vervehmt«, d. i. verurtheilt werden. Der Urtheilsspruch hieß die »heimliche Acht« und die Freischöffen vollstreckten ihn heimlich, indem sie den Verurtheilten an einen Baum henkten und ein Messer neben ihm einstießen, zum Zeichen, daß die Vehme hier gerichtet. Da war großes Grauen vor ihr, weil kein Missethäter sich vor der im Dunkeln richtenden Macht retten konnte, und so ist in jener Zeit des Faustrechts viel Unrecht ausgetilgt und verhütet worden. Im Lauf der Zeiten hat sich das Vehmgericht in Deutschland gar

sehr ausgebreitet; ist aber auch zur scheußlichsten Gewaltthätigkeit ausgeartet; ein Fluch, der aller Heimlichkeit, vorzüglich in der Rechtspflege, folgt.

Damals lebte in Thüringen eine edle Frau, Elisabeth, die Gattin des Landgrafen Ludwig, gleich wie ein Friedensengel in der bösen Zeit der Gewalt. Ihr frommes Herz schlug voll treuer Liebe für's Volk. Das hat das Volk auch bis auf den heutigen Tag nicht vergessen, und ihre milden Werke wie Wunder gepriesen, sie selbst als eine Heilige verehrt. In den Geringsten und Aermsten sah die fromme Elisabeth nur Brüder und pflegte sie so; und wenn sie ihnen ihre fürstlichen Kleider vom Leib gegeben hatte, stand sie ohne allen Schmuck erst recht fürstlich und herrlich da. So wird von ihr erzählt, daß sie zur Zeit einer großen Hungersnoth gar viel Brot für's Volk von der Wartburg in die Stadt

Eisenach hinabtrug, was ihrem Gemahl, dem Landgrafen, von schlimmen Neidern so zugetragen worden ist, als ob sie leichtsinnig Alles verschwendete. Da ist er ihr eines Tages plötzlich in den Weg getreten und hat sie mit harten Worten gefragt: »Was trägst Du da in Deinem Mantel?« Und siehe: als sie den Mantel entfaltete, war alles Brot und Fleisch, was sie darunter barg, plötzlich in lauter duftende Rosen verwandelt, und es schien dem Landgrafen auf einmal, als leuchte ein Kruzifix auf ihrer Stirn. In dieser Sage ist gar schön ausgedrückt, wie leicht es den Fürsten wird, sich die Liebe des Volks zu erwerben. Und wenn das Volk schon für Brot und Fleisch, in Hungersnoth gespendet, noch viel hundert Jahre lang dankt, — wie viel mehr ziemt's den Fürsten, dem Volk das allerbeste, was ihm gebührt, Freiheit und Recht, zu geben: das vergäß' es gewiß nie!

Während dieser Zeit hatte der Papst den Kaiser unablässig zum Beginn des versprochenen Kreuzzuges angetrieben. Aber den Kaiser hielt noch immer die Feststellung der inneren Angelegenheiten seiner Reiche zurück; denn es kam ihm thöricht vor, auf Eroberung in die Fremde auszuziehen, während daheim Spaltung und Verwirrung sei. Ueberdies trotzten die guelfischen Städte in Lombardien, welche ihren alten Bund (1225) erneuert hatten, seinem kaiserlichen Ansehn mit offner Gewalt. Inzwischen hatte er, da er Wittwer war, Jolanthe, die Tochter des land- und leutlosen Königs von Jerusalem, geheirathet, und selbst diesen Titel angenommen. Um nun dem Papst und der Christenheit zu zeigen, daß es ihm mit dem Kreuzzug Ernst sei, erklärte er 1225 zu San Germano: »der Kirchenbann soll mich treffen, wenn ich nicht binnen zwei Jahren den Kreuzzug beginne.« Im Jahr 1227 schiffte er sich auch wirklich ein. Da brach aber plötzlich eine Seuche über die Kreuzfahrer herein, so daß er schon nach drei Tagen wieder in den Hafen von Otranto zurückkehren mußte. Dort starb der Landgraf Ludwig von Thüringen; der Kaiser selbst war auch erkrankt und nun zerstreuten sich die Kreuzfahrer. Seit Kurzem aber war der milde Honorius III. gestorben und an seiner Stelle Gregor IX. Papst geworden, ein Greis an Jahren (er zählte schon achtzig), aber ein Mann an Willenskraft und ein Jüngling an Leidenschaft. Dieser hielt des Kaisers Krankheit für eitel Verstellung und warf ergrimmt (1227) den Bann auf ihn. Vergeblich suchte sich der Kaiser, im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit, zu vertheidigen. Gregor glaubte es nicht und fuhr immer heftiger fort, ihn anzuschuldigen. Dadurch brachte er den Kaiser so in Zorn, daß dieser, von gleicher Leidenschaft entflammt, in die Welt hinausrief: »Seht, die römische Kirche hat die Gränzen ihrer geistlichen Macht überschritten. Bloße Willkürherrschaft über alle Völker ist ihr Zweck, und wer sie daran hindern will, den verflucht sie. So bringt sie die Selbstständigkeit aller Staaten in Gefahr, und es ist Sache aller Staaten, sich dagegen zu vereinigen.« Zugleich aber rechtfertigte er seine gekränkte Ehre

durch die That, indem er den Kreuzzug wirklich antrat; selbst der Tod seiner Gemahlin Jolanthe vermochte nicht, ihn zurückzuhalten. Am 11. August 1228 segelte er von Italien ab. Bald landete er im Morgenland und bewies jetzt der Christenheit, wie thätig er schon bisher im Stillen für die Erwerbung des heiligen Landes gewesen war. Er hatte nämlich schon längst mit dem Sultan Kamel von Aegypten deshalb geheime Unterhandlungen gepflogen; nun aber lernte er diesen selbst kennen, und, da beide Herrscher, der Kaiser wie der Sultan, an Bildung, Ritterlichkeit und Geistesgröße einander gleichstanden, so brachte der Kaiser ohne Schwierigkeiten ein Friedenswerk zu Stande, kraft dessen der Sultan die heiligen Orte den Christen übergab. So hatte nun Friedrich durch Weisheit und durch die Hochachtung, welche sein Charakter dem Sultan einflößte, das erreicht, was ganzen christlichen Heeren nicht gelungen war. Im Triumph zog er (1229) in Jerusalem ein, und, weil der Patriarch dieser Stadt ihn als einen Gebannten nicht krönen wollte, so setzte sich Friedrich selbst die Krone auf's Haupt. Auch den Mohammedanern war kraft des Vertrags gestattet, im Tempel Salomo's nach ihrem Glauben dem Einen ewigen Gott zu dienen, dessen Kinder ja alle Nationen sind, und der jedes Gebet in jeder Religion versteht, wenn's nur recht vom Herzen kommt. Diese schöne, freie Ansicht Friedrich's mußte jedoch dem Papst durchaus verwerflich erscheinen, weil die römisch-katholische Kirche von dem Grundsatz ausging, daß nur in ihr allein der wahre Glaube zu finden sei, durch welchen die Menschen zu Gott und zur Seligkeit kommen können. Aber Friedrich's Geist übersah die ganze Erde wie ein einziges großes Gottesreich; er glaubte, daß gesetzliche Ordnung der Staaten ihre bisherige Bevormundung durch die Kirche überflüssig mache, und erkannte in einer allgemein-menschlichen Bildung und Veredlung der Völker die erhabene Bedeutung seines kaiserlichen Berufes. Noch herrschte jedoch im Abendland jene tiefeingewurzelte Vorstellung von der ausschließlichen, alleinseligmachenden Gewalt der römisch-katholischen Kirche, und Friedrich's Zeitgenossen waren für dessen Ideen noch nicht reif. Er kämpfte also nicht blos gegen das Papstthum, sondern auch gegen den Geist seiner Zeit, und darum mußte er, ungeachtet seiner Weisheit, seiner hohen Bildung, seiner Charaktergröße, ja selbst ungeachtet seines Glückes, endlich dennoch untergehen. Gleichwohl war sein Kampf nicht verloren: er kam der Nachwelt zu Gut.

Gregor IX. war nun eben so heftig darüber erzürnt, daß Friedrich, trotz des Banns, den Kreuzzug unternommen hatte, wie früher darüber, daß er denselben hinaus geschoben. Während der Kaiser Jerusalem erwarb, hatte Gregor Kriegsvolk besoldet, welches in Unteritalien feindlich eindrang. Ferner hatte er, nach der Politik seiner Vorgänger, sich mit den guelfischen Städten Lombardiens eng verbunden; endlich hatte er sogar die deutschen Fürsten zum Abfall vom Kaiser aufzureizen versucht, was ihm jedoch nicht gelang. Als

Friedrich aus dem Morgenland nach Italien zurückkehrte, liefen die Soldaten des Papstes, so eilig sie konnten, auf und davon, und die Feinde des Kaisers in Lombardien zögerten erschrocken, dem Papste beizustehen. Da blieb diesem endlich nichts anders übrig, als mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Dies geschah am 23. Juli 1230 zu San Germano; und der Papst erlöste hierauf den Kaiser vom Bann.

Nun strebte der Kaiser eifrig, das Glück seiner Reiche zu fördern. Leider richtete er jedoch, wegen der gefährlichen Nachbarschaft des Kirchenstaats, eine größere Sorgfalt auf seine Erblande in Unteritalien, als auf's deutsche Vaterland; das apulisch-sicilische Reich sollte der Mittelpunkt seiner neuen Schöpfung werden. Hier wollte er seinen Plan eines geordneten Staates verwirklichen, und dann, vor dem Papst um so sicherer, auch in Deutschland. Für Apulien und Sicilien ließ er durch seinen vertrauten Freund, den gelehrten Kanzler Peter von Vinea, eine neue umfassende Gesetzgebung vollenden, welche in gar manchen Punkten dem römischen Kirchenrecht widersprach. Im Jahre 1231 wurde sie bekannt gemacht. Gregor IX. aber stellte derselben 1234 eine neue Sammlung von Kirchengesetzen entgegen. Auch bildete Friedrich dort eine verbesserte ständische Verfassung, indem er zu den Parlamenten, welche früher blos aus dem Adel und den Kirchenfürsten bestanden hatten, auch Abgeordnete der Städte beizog. Da erblühten Kunst und Gelehrsamkeit in Unteritalien gar herrlich, in Neapel war schon seit 1225 eine Hochschule aufgethan, prachtvolle Werke der Baukunst erhoben sich, und der kaiserliche Hof erscholl von Lebens- und Liebeslust, von Minnegesang und den Sprüchen morgenländischer Weisen. Um so finsterer, verworrener und blutiger war der Zustand Oberitaliens. Dort rüttelte die alte Zwietracht der guelfischen und der ghibellinischen Partei an der Freiheit der Städte; wechselseitiger Haß und Uebermuth veranlaßten zahlreiche Frevel. Der Kaiser überzeugte sich, daß er dort einzig mit Strenge durchgreifen mußte, wie sein Ahnherr, der Rothbart; denn die lombardischen Städte glaubten in der Politik des Papstes nicht blos für ehrlichen Widerstand, sondern auch für jede Treulosigkeit Entschuldigung und Rückhalt zu haben. Klug suchte sich nun der Kaiser den Papst in einem günstigen Augenblick zum Dank zu verpflichten und stand demselben gegen die aufrührerischen Römer bei. Dann übertrug er ihm (wie schon früher einmal) den Schiedsspruch in der Streitsache mit den Lombarden. Aber schon hatten diese mit Friedrich's eigenem Sohn, dem deutschen König Heinrich, heimlich einen Bund gegen ihn geschlossen.

Bereits im Jahre 1225 war König Heinrich's Erzieher, der Erzbischof Engelbert von Köln, durch einen Grafen von Isenburg ermordet worden. Seit der Zeit führte der leichtsinnige und ehrgeizige Heinrich, von eiteln Schmeichlern umgeben, ein schlechtes Regiment und beleidigte viele Fürsten durch seinen

Uebermuth. Allüberall waren Fehden losgelassen. Im Norden wüthete ein Krieg zwischen dem Dänenkonig Waldemar und dem Grafen von Schwerin, in welchen sich später auch der Welfe, Otto von Braunschweig, mengte. Da geschah eine Schlacht bei Bornhövede (i. J. 1227), in welcher der Däne ein Aug' und alles Land auf deutschem Boden südlich vom Eiderfluß und an der Ostsee hin verlor. Auch zwischen dem Markgrafen von Brandenburg und dem Erzbischof von Magdeburg, ferner in den Niederlanden, so wie am Oberrhein waren arge Fehden. In Thüringen waltete Heinrich, zubenannt »Raspe«, der Bruder des 1227 verstorbenen Landgrafen Ludwig, mit schnöder Willkür, that dessen frommer Wittwe Elisabeth und ihren Kindern große Unbill an, und vertrieb sie von der Wartburg, daß sie flüchtig umherirren mußten. Da trat der Schenk von Vargula vor den Landgrafen hin und sagt' ihm in's Gesicht: »Herr, das ist himmelschreiend Unrecht. Denkt an Gott, der Wittwen und Waisen rächt!« Und der Landgraf ging in sich und führte die fromme Elisabeth mit Ehren wieder auf die Wartburg. Sie zog später nach Marburg, pflegte die Armen und Kranken, und diente Gott in Demuth. Ihr Beichtvater, der Mönch Konrad von Marburg, mißhandelte sie, daß es zum Erbarmen war, wie sie sich um Gotteswillen Alles gefallen ließ: erst vier und zwanzig Jahre alt, starb sie 1231 zu Marburg und ward vier Jahre nachher heilig gesprochen. Derselbe Konrad von Marburg mißhandelte auch das deutsche Volk, und zwar als Ketzermeister des Papstes, welcher die Glaubensgerichte auch in Deutschland einführen und dadurch seinen Einfluß dort ausbreiten wollte. Nun sollte das deutsche Volk auf einmal nicht mehr glauben und denken, wie es wollte, sondern blos wie der Papst in Rom wollte, und Konrad von Marburg stöberte mit zwei Gesellen überall nach Ketzern herum; auf bloßen Verdacht hin verschimpfte er Bauern, Bürger und Adlige vor seinem geistlichen Gericht, ließ vermeintliche Ketzer foltern und verbrennen und hetzte Brüder, Eheleute, Aeltern und Kinder gegeneinander. Wider dies heillose Treiben erhoben sich die deutschen Fürsten auf einem Reichstag (1234) und der Papst mußte nachgeben und seinen Ketzermeister absetzen. Noch bevor jedoch Konrad dies erfuhr, ward er erschlagen. Zur selben Zeit hat sich der edle Volksstamm der Stedinger (die von Bremen und Oldenburg bis an's Meer hinab saßen) treu und mannhaft gegen die Unzucht und Habsucht der Priester und die Tyrannei des Adels um die Freiheit gewehrt. Was geschah darauf? Es ward — o Schmach für den Glauben! — ein Kreuzzug gegen sie gepredigt. Da sind in einer Schlacht (1234) 5000 Stedinger zwar der Uebermacht unterlegen, haben aber durch ihren Tod das Beispiel gegeben, daß es einem Volk ehrenvoller ist, zu sterben, als sich verknechten zu lassen. Das Land der Stedinger aber ward zerrissen und an viele Geistliche und große Herren zertheilt. — Dies Alles und manches Andre ließ König Heinrich ruhig hingehn und horchte lieber auf die bösen Worte seiner

Schweichler, die ihm also zusprachen: »Ei, Herr, was gehorcht Ihr noch Eurem Vater, welcher unmerdar fern ist und sich um Deutschland nicht bekümmert? Wißt Ihr denn nicht mehr, daß er einst hoch und theuer versprochen hat, Deutschland und Italien nie zu vereinigen?« Da schwoll Heinrich's Herz von unbändigem Ehrgeiz: er beschloß, von seinem Vater abzufallen und die Fürsten für sich zu gewinnen, indem er die Freiheit der Städte beschränkte. Hierauf bestätigte sein Vater die gegen diese gerichteten Beschlüsse (1232), weil er befürchtete, daß die deutschen Städte, gleich den lombardischen, die Freiheit ihrer Verfassungen mißbrauchen möchten. Dennoch blieben ihm, als Heinrich nun wirklich von ihm abfiel, die deutschen Städte treu, und er nahm sich ihrer in der Folge besser an.

Als Kaiser Friedrich II. den Verrath seines Sohnes und dessen Bund mit den Lombarden erfuhr, begab er sich (1235) schnell nach Deutschland, zwar ohne Heer, aber im Vertrauen auf die deutsche Treue, und darin täuschte er sich nicht. Siebenzig geistliche und weltliche Fürsten erklärten zu Regensburg Heinrich für schuldig. Dieser mußte sich der Gnade seines Vaters ergeben und erhielt, zumal durch die Vermittlung des trefflichen Hochmeisters der deutschen Ordensritter, Hermann von Salza, dessen Verzeihung. Als er aber aus falschem Stolz auf neuen Verrath sann, ließ ihn sein Vater greifen und gefangen nach Apulien führen; dort starb er 1242 zu seines Vaters großem Herzleid in einem festen Schloß. In demselben Jahre, da Heinrich's Verrätherei erstickt ward (1235), beging der Kaiser zu Worms die Hochzeit mit seiner dritten Gemahlin, Isabelle von England, mit unerhörter Pracht. Hierauf hielt er am 15. August einen großen Reichstag zu Mainz; da waren an die achtzig geistliche und weltliche Fürsten und 12,000 Ritter versammelt. Auf demselben übergab Otto von Braunschweig, der Enkel Heinrich's des Löwen, seine Allodien, Braunschweig und Lüneburg, dem Kaiser und empfing sie von diesem als erbliches Herzogthum zurück. Ferner richtete der Kaiser dort einen allgemeinen Landfrieden auf: da ward alle Selbsthülfe bei Acht oder Todesstrafe streng verboten, jeder Gekränkte an's Gericht gewiesen und ein Hofrichter bestellt, der an allen Werktagen Gericht zu halten hatte: über Leib, Recht, Gut und Lehn der Fürsten und hohen Vasallen richtete der Kaiser selbst. Endlich erklärte der Kaiser den Herzog von Oesterreich, Friedrich den »Streitbaren«, in die Acht, weil er in seinem Land wider alles Recht gewaltet, Städte, Adel und Geistlichkeit bedrückt, und seinen Schwager, weiland König Heinrich, unterstützt hatte.

Bald darauf brach der Kaiser nach Lombardien auf, um dort alle geheimen Umtriebe, so wie jeden offenbaren Trotz zu vernichten; der letztere hatte so alles Maß überstiegen, daß es in der Stadt Vicenza bei Todesstrafe verboten war, nur den Namen des Kaisers auszusprechen! — Kurz: der Krieg war reif. An die Spitze der kaiserlichen Partei focht ein tapfrer, aber wilder und

grausamer Herr, Ezzelino von Romano, dem nichts auf Erden heilig war. Plötzlich erfuhr der Kaiser, daß Friedrich der Streitbare, welchen er schon für gänzlich besiegt hielt, das Reichsheer geschlagen habe. Da kehrte er mitten im Winter (1236) nach Deutschland zurück, eroberte Oesterreich, ließ es durch einen Statthalter verwalten, erklärte Wien zur Reichsstadt, Steiermark zu einem von Oesterreich unabhängigen Herzogthum und ließ (1237) seinen Sohn Konrad zum deutschen König krönen. Eben so schnell war er hierauf in Oberitalien zurück. Dort hatte indessen der grimmige Ezzelino mit großem Glück gekämpft und viel Land, viele wichtige Städte erobert. Noch in demselben Jahre (1237) gewann Friedrich bei Cortenuova einen entscheidenden Sieg über die Lombarden. Da flog Schrecken über's ganze Land, daß die Thore der meisten feindlichen Städte vor dem Kaiser aufsprangen. Nur Mailand, Bologna, Brescia und Piacenza zögerten noch; die übrigen Städte erkannten den Kaiser als ihren Herrn und baten einzig um Schonung für Mailand. »Nein,« gab ihnen der Kaiser zur Antwort, »unbedingt muß es sich unterwerfen!« Da riefen die Mailänder verzweiflungsvoll: »Wohlan! Freiheit oder Knechtschaft? So sei denn Kampf auf Leben und Tod!«

Jetzt durchschaute der greise Papst des Kaisers ganzen ungeheuren Plan — einer erblichen Weltherrschaft auf den Trümmern der römischen Kirche. Und Gregorius IX. erhob sich am Rand des Grabes wie ein frischer Mann zur Vertheidigung der Kirche, und rief Himmel und Hölle gegen den Kaiser auf. Zum Anlaß nahm er, daß der Kaiser seinen tapfren unehelichen Sohn, den schönen blonden Enzius, mit Adelasia, der Erbin Sardiniens, vermählt, und zum König dieser Insel erklärt hatte. Dies betrachtete der Papst als einen Eingriff in die Rechte der Kirche. Er verband sich wieder fester mit den lombardischen Städten und mit Venedig und rief am Palmsonntag 1239 den Bann über den Kaiser aus; indem er ihn beschuldigte, daß er die Kirche verfolge, das Christenthum verspötte und die Ungläubigen begünstige. Zugleich forderte er die deutschen Fürsten auf, einen neuen Kaiser zu erküren. Aber sie gaben ihm zur Antwort: »Das geht den Papst nichts an!« und die deutschen Bischöfe zumal traten unerschrocken für die Unabhängigkeit der deutschen Kirche von Rom auf. Der Kaiser aber setzte klug Friedrich den Streitbaren wieder in sein Herzogthum Oesterreich ein und hatte in ihm jetzt einen treuen Freund. Nun wollte der Papst den Bruder des Königs von Frankreich zum deutschen König ernennen; aber der König von Frankreich gab ihm zur Antwort: »Der Kaiser hat Niemand über sich, der ihn verdammen und absetzen konnte, und überdies ist Friedrich's II. Walten untadelhaft!« Dieser bedrängte indessen den Kirchenstaat, während seine Freunde und Parteigänger gegen die Guelfen in Oberitalien kämpften. Nun wollte der Papst in Rom eine Kirchenversammlung halten, welche den Kaiser richten und verdammen sollte, aber des Kaisers Sohn,

der blonde Enzius, fing in einer Seeschlacht die Prälaten, welche auf genuesischen Schiffen nach Rom segelten. So schien das Glück dem Kaiser unwandelbar treu zu sein. Schon war er nahe daran, Rom zu erobern, als plötzlich (am 21. August 1241) Gregor IX., fast hundert Jahre alt, starb: vom Unglück ungebeugt und voll des festen Vertrauens, daß die Kirche, als eine ewige Macht, dennoch siegen müsse und triumphiren werde.

In demselben Jahre verbreitete sich ungeheures Entsetzen über ganz Europa. Es war ein wildes Volk aus Asien hereingebrochen, genannt die Mongolen, so gräulich anzuschauen, wie einst die Hunnen, aber noch gräulicher als diese an Unmenschlichkeit. Zahllos lagen sie über Rußland, Ungarn und Polen ausgebreitet und die ganze Gesittung des Abendlandes schien ihnen bereits verfallen zu sein. An Deutschlands Schwelle aber, in Schlesien, ward ihre Siegesmacht erschüttert. Dort trat ihnen der fromme deutsche Held, Herzog Heinrich von Breslau und Liegnitz, mit 30,000 Deutschen und Polen entgegen und lieferte ihnen am 9. April 1241 bei Liegnitz eine Schlacht. Da ist der fromme Herzog für's Vaterland gefallen, Tausende mit ihm; aber die Mongolen haben die deutsche Kernkraft kennen gelernt und sich hierauf gegen Ungarn gewendet. Auf dem Schlachtfeld ist nachmals das Kloster Wahlstadt erbaut worden. Später haben die Mongolen an der Donau aufwärts in Deutschland einbrechen wollen; da haben ihnen aber die zwei Söhne des Kaisers, der deutsche König Konrad IV. und König Enzius von Sardinien, harten Willkomm und Friedrich der Streitbare von Oesterreich hat ihnen den Rest gegeben, daß die deutsche Erde von ihrer blutigen Spur rein blieb.

Einen furchtbaren Gegner hatte der Kaiser in Gregor IX. verloren; ein noch viel schlimmerer stand ihm jetzt in der Person des neuen Papstes Innocentius IV. gegenüber. Dieser war früher, noch als Kardinal, Friedrich's Freund gewesen; aber ahnungsvoll sprach der Kaiser, als er dessen Erhebung vernahm: „Ich fürchte, daß ich in dem Kardinal einen Freund verlor und in dem Papst einen Feind bekam, denn kein Papst kann ein Ghibelline sein.“ So war's auch. Denn Innocentius IV. trachtete von dem Augenblick an, da er die dreifache Krone auf sein Haupt setzte (1243), einzig nach der Vernichtung des Kaisers, wiewohl dieser, welcher damals siegreich und mächtig war, zum Heil der Völker aufrichtig Versöhnung und Frieden mit der römischen Kirche wünschte. Innocentius stellte sich, als wäre auch er dazu geneigt und als wolle er deshalb mit dem Kaiser zusammenkommen. Statt dessen entfloh er jedoch (1244) heimlich aus Italien nach Lyon. Dort, wo er sich vor der Macht des Kaisers besser geborgen wußte, als in Italien, warf er plötzlich die Maske ab, berief (1245) eine Kirchenversammlung und beschuldigte in derselben den Kaiser fälschlich der abscheulichsten Laster und Verbrechen. Muthig vertheidigte Friedrich's treuer Kanzler, Thaddäus von Suessa, die Unschuld und die Rechte seines Herrn

und berief sich von der parteiischen auf eine unparteiische Kirchenversammlung, von diesem so ungerechten auf einen künftigen gerechteren Papst. Vergebens! Innocentius IV. beherrschte die versammelten Prälaten mit eisernem Willen, verfluchte den Kaiser und Jeden, der ihm fürder anhänge, zur Hölle, entband dessen Völker feierlich von allen Eiden der Treue und gebot den deutschen Fürsten, einen andern König zu erwählen. Nach diesem ungerechten Spruch stimmte er, mit eiserner Stime, den Gesang an: »Herr Gott, Dich loben wir,« und stieß — mit ihm alle Prälaten — seine brennende Fackel zu Boden: »so wie die Fackeln soll des Kaisers Glück und Macht erloschen sein!« Als Friedrich dies vernahm, rief er von Zorn erglühend: »Wie? abgesetzt, meiner Kronen beraubt

K. B.

hat mich der Papst? Bringt sie herbei: laßt sehn, ob ich sie wirklich verlor!« Da wurden seine sieben Kronen gebracht, die deutsche Königskrone, die Kaiserkrone, die eiserne von Lombardien, die Kronen von Neapel, Burgund, Sardinien und Jerusalem, — er setzte sich eine auf's Haupt und sprach: »Noch hab' ich sie, und kein Papst soll mir sie rauben.« Zerrissen war nun jede Rücksicht, welche Friedrich bisher noch gehabt, zerrissen durch des Papstes tyrannische Wuth, und Eins mußte untergehen, Kaiserthum oder Papstthum, wenn die Völker Deutschlands und Italiens Frieden haben sollten. Da rief Friedrich in alle Welt hinaus: »Auf, auf, ihr Könige der Christenheit, schlaft ihr mit offnen Augen, daß ihr Roms Heuchelei und unersättliche Herrschsucht nicht durchschaut? Wollt ihr länger die Knechte dieser falschen Priester sein, welche Jesu Christi reines und heiliges Werk durch Stolz, Habsucht und Tyrannei beflecken? Aber, so wüthend sie toben, die Majestät vermögen sie doch nicht zu erschüttern: die kommt von Gott selbst. Den Königen hingegen ziemt's, und dem Kaiser vor Allen, die Kirche wieder zu reinigen. — Auf, auf, Ihr Alle, an's Werk!« Dagegen schrieb nun Innocentius IV.: »Christus hat nicht blos eine priesterliche, sondern auch eine königliche Herrschaft gestiftet, da er dem heiligen Petrus die Schlüssel des himmlischen und des irdischen Reiches gab. Ihr Könige aber, hütet euch vor dem Kaiser; denn zu Euer Aller Verderben trachtet er nach der Herrschaft der ganzen Welt!« Zugleich arbeitete er mit allen Mitteln, auch mit den schlechtesten, unermüdlich, den Kaiser zu verderben; sein wohlberechneter Plan war: Friedrich's Macht in allen seinen Reichen zu gleicher Zeit zu untergraben, damit dieser seine Kräfte zersplittern mußte. Deshalb reizte er dessen Unterthanen in Sicilien und in Deutschland zum Verrath, ja viele Große in Apulien sogar zum Mord des Kaisers. Er brandschatzte die Geistlichkeit und verschwendete dann Schätze zu Bestechungen der deutschen Fürsten, ja selbst der kaiserlichen Vasallen, bis endlich mehrere deutsche Bischofe in ihrer Treue wankten und den Landgrafen Heinrich Raspo von Thüringen 1246 zum Gegenkönig erwählten. Bettelmönche mußten einen Kreuzzug predigen, — aber nicht gegen die wilden Horden der Chowaresmier, welche am 17. September 1244 Jerusalem erobert hatten, — sondern gegen den Kaiser, und Jeder, der die Waffen gegen ihn erhöbe, sollte vollkommenen Ablaß aller Sünden erhalten! In dieser furchtbaren Zeit, da das Oberhaupt der Christenheit den Verrath heiligte, erwiesen die deutschen Städte abermals glorreich ihre Treue.

Doch des Kaisers Unglück war, daß er seine besten Kräfte in Italien zusammenhalten mußte, um mit den Lombarden zu kämpfen, deren glühenden Haß der Papst eifrig schürte: so mußte er Deutschland dessen rastlosen Umtrieben, der Zwietracht und der Habsucht mancher gewissenloser Fürsten preisgeben. Jetzt aber, im Kampf auf Leben und Tod mit dem Papstthum, trat vor dem Geiste des Kaisers statt der Weltherrschaft des römischen Kaiserthums jenes

edlere Ziel, welches bisher vom irdischen Glanz allzu überstrahlt gewesen, in größerer Klarheit hervor, nämlich: die von dem Papstthum bedrohte Geistesfreiheit zu retten. Dieser Gedanke gab ihm eine Ruhe und Sicherheit im furchtbaren Kampf, daß er, ohne sich beirren zu lassen und ohne zu ermatten, durch alle Gefahren und Schlachten, über alle Schlingen des Verraths großartig und herrlich dahin schritt. Diese erhabene Ruhe, so wie sein Glück und sein Muth steigerten jedoch die Leidenschaft des Papstes erst recht. Besonders richtete Innocentius sein Augenmerk auf Deutschland. Da der Gegenkönig Heinrich Raspo 1247 gestorben war, wollte der Papst des Kaisers Sohn, König Konrad IV., zur Verrätherei verführen. Es war vergeblich. Nun hetzte er nach dem Tode Friedrich's des Streitbaren von Oesterreich (1246), mit welchem der Mannsstamm der Babenberger erlosch, alle Seitenverwandten desselben gegen den Kaiser, welcher Oesterreich zum deutschen Reiche gezogen hatte. Hierauf bot er, ohne Rücksicht auf die Rechtmäßigkeit der Wahl Konrad's IV., die deutsche Krone aus, bis endlich der junge Graf, Wilhelm von Holland, sie (1247) annahm. Aber die Bürger von Aachen wollten diesen ein volles Jahr lang nicht zur Krönung einlassen, bis sie endlich, in furchtbarer Noth, durch die falsche Nachricht getäuscht wurden: der Kaiser sei todt. Da zog Wilhelm (1248) in die Stadt ein und wurde gekrönt, aber das Volk nannte ihn, wie früher den Heinrich Raspo, spottweise nur den Pfaffenkönig. Um Anhang zu werben, verschleuderte Wilhelm die Reichsgüter, während der Papst immerzu Geld für ihn ausstreute und gegen Konrad und alle Hohenstaufen den Kreuzzug predigen ließ. So brachte er's endlich dahin, daß Deutschland, weil er die Treue vergiftet hatte, schändlich entzweit ward: Wilhelm kam im Niederland zu Kräften, König Konrad IV. hingegen behauptete sich in Baiern, dessen Herzog, Otto, ihm seine Tochter Elisabeth (1246) zur Hausfrau gegeben hatte.

Indessen wuchs, allen Gegenanstrengungen des Papstes zum Trotz, des Kaisers Glück in der Lombardei: der grimmige Ezzelino wüthete wie ein Würgengel gegen alles, was guelfisch oder päpstlich hieß. Da trafen plötzlich zwei harte Schläge nicht des Kaisers Muth, wohl aber sein Herz. In einer Schlacht an der Fossalta gerieth nämlich sein geliebter Sohn, König Enzius, in die Gefangenschaft der erbitterten Bewohner Bologna's. Vergeblich bot ihnen der tief erschütterte Vater für dessen Freilassung so viel Silber, daß sie davon einen Reif um ihre ganze Stadt ziehen könnten; ungerührt durch des edlen Enzius Schönheit und Jugend (er war erst 24 Jahre alt), durch seinen ritterlichen Muth und seinen Dichterruhm, beschlossen sie: er solle bis zu seinem Tod im Gefängniß bleiben. Fast noch härter traf den Kaiser bald darauf die Entdeckung, daß sein langjähriger vertrauter Freund, der Großrichter Peter von Vinea, vom Papst gewonnen, auf dessen Betrieb, ihn habe vergiften wollen. Der Kaiser

war nämlich erkrankt und Peters Arzt bot ihm eine Schale mit Arzenei. »Trink,« sprach der gewarnte Kaiser zu ihm, »und gib mir die andre Hälfte!« Da schlug dem Arzt das böse Gewissen, er that, als wäre er gestrauchelt, fiel zu Boden,

K. M.

und verschüttete den Trank, dessen Rest wirklich als Gift erfunden ward. Peter von Vinea wurde nun gefangen genommen und zerstieß sich aus Verzweiflung den Kopf an der Kerkermauer (1249). So tief aber den Kaiser der Schmerz über das jammervolle Loos seines Cyrus und über die Untreue seines liebsten Freundes erschütterte, er kämpfte dennoch ungebeugt gegen seinen furchtbaren Feind fort. Das Glück war ihm günstig: der Papst hielt sich in Lyon nicht

mehr ſicher, wo ſeine grenzenloſe Willkür, ſeine unziemliche Pracht, ſeine Erpreſſungen und ſein Wucher ihn verhaßt gemacht hatten: kaiſerliche Truppen rückten in den Kirchenſtaat ein, kurz, eine glückliche Entſcheidung war endlich nahe. Da ſtarb der Kaiſer am 13. December 1250 zu Fiorenzuola in Apulien, erſt 56 Jahre alt, in den Armen ſeines jüngſten Sohnes Manfred, nachdem ihn der wackre Erzbiſchof von Palermo zuvor vom Banne losgeſprochen und ihm das Abendmahl geſpendet hatte. Seine Leiche ward nach Sicilien gebracht und zu Palermo in einem Sarg von Porphyr beigeſetzt. — Laut jubelte Innocentius IV. Er hatte geſiegt, aber um welchen Preis? Er hatte durch niedrige Ränke, ja durch Verbrechen, die Würde der Kirche befleckt und die Hierarchie aus einem edlen Bollwerk der bürgerlichen Freiheit in eine Tyrannei verwandelt und dadurch den Keim zu ihrem Verderben gepflanzt. Uebrigens genügte ihm Friedrich's Tod nicht. Er wollte nicht ruh'n, als bis das ganze Geſchlecht der Hohenſtaufen bis auf den letzten Zweig von der Erde vertilgt ſei.

17.

— — Nichts iſt verloren und verſchwunden,
Was die geheimnißvoll wallenden Stunden
In den dunkelſchaffenden Schooß aufnahmen; —
Die Zeit iſt eine blühende Flur — —
Und Alles iſt Frucht und Alles iſt Samen.

Schiller.

Auf's Neue forderte er denn jetzt das deutſche Volk zum Abfall von König Konrad IV. und den Hohenſtaufen auf, ſtachelte den Eigennutz der Einzelnen und ließ abermals durch Bettelmönche einen Kreuzzug gegen Konrad IV. predigen. So zertrümmerte er frevelhaft alle feſte bürgerliche Ordnung, vergiftete die Sitten und brachte unſägliche Verwirrung und Noth über's deutſche Land. In Regensburg wollten ſogar (1251) der Biſchof und der Abt zu St. Emmeram den König Konrad in ſeinem Bette ermorden laſſen: ein treuer Mann, Friedrich von Eresheim, opferte ſich für ihn auf. Der Gegenkönig Wilhelm verpfändete indeſſen gewiſſenlos Arles, Beſançon und Lauſanne dem Herzog von Burgund. Da beſchloß Konrad IV., von Wilhelm bei Oppenheim beſiegt, vor Allem eilig die Erblande Apulien und Sicilien zu retten, welche Innocentius als Oberlehnsherr vergeben wollte, zog dahin und überließ Deutſchland ſeinem Schickſal. Hierauf bemächtigte ſich Wilhelm des Herzogthums Schwaben.

In Italien hatte indeſſen der tapfre Manfred mit Glück gekämpft und eben ſo glücklich war jetzt Konrad, indem er Apulien zu erobern begann. Darüber erbittert, trug Innocentius die Krone Apuliens mehreren Fürſten der Reihe nach an; doch Konrad's Glück nahm immer mehr zu, ſo daß dem Papſt endlich nichts übrig blieb, als: ſich auf Unterhandlungen einzulaſſen. Da beſeelte

ihn plötzlich (1254) der Tod von seinem Gegner und alsogleich beschuldigte er nun den Manfred: seinen Bruder, so wie seine beiden kurz vorher verstorbnen Neffen (die Söhne weiland König Heinrich's) vergiftet zu haben. Noch in demselben Jahre starb auch der unversöhnliche Innocentius IV.; aber seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl erbten seinen Grimm gegen die Hohenstaufen.

Indessen hatte Konrad's IV. Gemahlin, Elisabeth, (1252) zu Landshut ein Söhnlein geboren, welches, wie sein Vater, den es nie sah, Konrad hieß. Es wuchs unter der Pflege der edlen Mutter still und ruhig auf, während das Vaterland mit allen Nöthen des Bürgerkriegs heimgesucht ward. In dieser Zeit, da der König zu ohnmächtig war, um das Recht zu schützen, erhob sich segensreich die Macht der deutschen Städte, und die am Rhein traten in einen Bund zusammen, bestellten in weiser Einigkeit den Schutz des Rechts und Handels und den Frieden des Landes gegen des Adels räuberische Gewalt. Darüber ergrimmten viele Fürsten und Herrn in thörichtem Stolz, daß sie von Bürgern Gesetze annehmen sollten. Aber die Bessergesinnten traten dem rheinischen Städtebund bei, und König Wilhelm bestätigte ihn; das war wohl die einzige kluge und verdienstvolle Handlung während seines ganzen Regiments. Zu spät hatte er eingesehen, daß er nur ein Werkzeug des Papstes war. Im Jahre 1256 erschlugen ihn die Westfriesen, als er ihnen einen schweren Zins auferlegen wollte. Darauf schwuren die Städte vom rheinischen Bund: auch ohne König das Reichsgut und den Frieden mit gewaffneter Macht zu erhalten: und ferner: wenn durch zwiespältige Wahl der Fürsten zwei Könige ernannt würden, keinem derselben zu huldigen, zum Heil des Volkes und Landes. So thaten die Bürger. Aber die Fürsten scheuten sich nicht, die deutsche Krone für Geld auszubieten, und zwar an Fremde! Eine Partei verschacherte sie an den König Alphons von Kastilien, eine andere an den Herzog Richard von Cornwallis; darüber zerfiel der rheinische Städtebund. Alphons kam gar nie nach Deutschland, Richard hingegen, welcher öfter dahin kam, suchte den Landfrieden wieder herzustellen und schaffte manche Zölle ab. Aber plötzlich verschwand er aus Deutschland (1269) und kam nicht wieder. So war das Reich nun wieder ohne Oberhaupt und der Willkür der Fürsten und des zügellosen Adels preisgegeben. Diese Zeit voll Jammers, da die Adligen zu gemeinen Räubern wurden, daß Weg und Steg vor ihnen nicht sicher war, heißt die des „Zwischenreiches".

Indessen hatte der Papst Clemens IV. die Krone Unteritaliens dem Karl von Anjou, einem Bruder des Königs von Frankreich, übergeben und ihn 1265 zu Rom gekrönt. Manfred focht gegen ihn in einer Schlacht bei Benevent (1266) und starb ritterlich für sein gutes Recht. Karl von Anjou aber wüthete nun mit unerhörter Grausamkeit gegen die Ghibellinen in ganz Italien. Noch lebte indessen in Deutschland Friedrich's II. Enkel, der holde Jüngling Konrad.

Auf diesen, welchen sie Konradin nannten, richteten jetzt alle Ghibellinen Welschlands ihre Hoffnung. Und sie schickten ihm Botschaft nach Schwaben, er möge nach Italien ziehn, um die ihm wider alles Recht entrissenen Kronen von Apulien und Sicilien zu erringen. Umsonst warnte und beschwor ihn seine treue Mutter Elisabeth in Thränen: »O verlaß Dein deutsches Vaterland

nicht! Dies Italien, so reich es Gott gesegnet, hat Deinen Vätern doch nie was anders als Unheil gebracht!« Begeistert vom Ruhm seiner Ahnen, und reich an Hoffnungen riß sich Konradin von der Mutterbrust los; es begleitete ihn sein treuer Freund Friedrich, der Sohn des Markgrafen Hermann von Baden und der Gertrude von Oesterreich (einer Schwester Friedrich's des Streitbaren); mit diesem und mit 3000 Rittern zog er nun nach Welschland. Jubelnd

empfingen ihn dort alle Ghibellinen und voll freudigen Muths ritt er für sein gutes Recht nach Unteritalien in den Kampf. Jetzt endlich schien das Glück den Hohenstaufen wieder günstig zu sein; schon zitterte der Tyrann Karl von Anjou auf seinem blutbefleckten Thron. Da kam's in der Ebene bei Scurcola zur Schlacht (am 23. August 1268). Die tapfern Deutschen freuten sich bereits des Sieges, als plötzlich Karls Feldherr, der Ritter von Valery, aus einem Hinterhalt hervorstürzte, sie überfiel und zu die Flucht trieb. Auf derselben ward Konradin gefangen und seinem Todfeind, Karl von Anjou, ausgeliefert. Dieser ließ Gericht über ihn halten und alle Richter sprachen den edeln Jüngling frei; blos der Reichskanzler Robert von Bari erklärte ihn des Todes würdig. Diesen Spruch eines nichtswürdigen Schmeichlers ließ der Tyrann, schamlos vor Gott und der

Welt, anstatt Rechts vollziehn. Konradin saß mit seinem Freunde Friedrich im Kerker beim Schachspiel, als ihm das Todesurtheil mitgetheilt ward. Männlich gefaßt hörte er's an, ruhig bestellte er sein Testament und todesmuthig bestieg er am 29. Oktober 1268 in Neapel das Schaffot. Dort sprach er laut zu allem Volk: »Euch all' ihr Lebendigen frag' ich, verdient' ich den Tod, weil ich mein Recht vertheidigte? Und verdient die Treue den Tod, daß Alle, die zu mir standen, ihn erleiden sollen?« Dann umarmte er seine Freunde, befahl seine Seele dem Herrn und rief noch: »O Mutter, Mutter, was für Herzleid bereit' ich Dir jetzt!« Das war sein letztes Wort; dann fiel sein schönes Haupt unter dem Schwert des Henkers. Da schrie der treue Friedrich vor Schmerz laut auf und Alle ringsum weinten. Der Tyrann aber sah mit leichterem Herzen die blutigen Häupter der Treuen Konradins eins nach dem andern fallen. Wie die Sage erzählt, so schoß damals ein Adler aus der Luft herab und tauchte seinen rechten Fittich in Konradins unschuldiges Blut. Im vierten Jahre darnach starb König Enzius nach langem Leid in seinem finstern Kerker zu Bologna und das Geschlecht der Hohenstaufen war von der Erde vertilgt.

Aber auch die geistige und geistliche Zwingherrschaft des Papstthums war mitten im Triumph furchtbar erschüttert. Das alte große Kaiserthum riß es in seinem Sturz mit sich fort, und der Freiheit des Gedankens, des Glaubens und der Person war jetzt der Weg gebahnt. Ueber den Gräbern der Hohenstaufen ging dem deutschen Volk eine neue Zeit auf. Wiewohl nämlich der alte Glanz des deutschen Reiches mit dessen Macht gegen außen dahinschwand, so war dagegen bei der Zertheilung in viele einzelne kleinere Herrenländer und freie Gemeinden eine reichere Entwicklung aller Kräfte der Nation möglich geworden, und grade in engeren Kreisen derjenigen, welche bisher gehemmt worden waren; um so stärker war jetzt ihr Trieb, sich geltend zu machen. Die höchste Blüthe des Adels (im Ritterthum) war zur Zeit des Sturzes der Hohenstaufen schon verwelkt, da er in der herrenlosen Zeit die Tugenden der Ahnen vergaß, und, statt mit dem Schwert das Recht zu beschützen, das Schwert frech zu Raub und Gewalt mißbrauchte. Gleichwie nun die Bildung schon früher aus dem ausschließlichen engeren Besitz der Geistlichkeit in den weiteren des Adels übergegangen war, so ging sie jetzt auch aus diesem allmählig in's Volk selbst über; die Bildung der Jugend wurde nicht mehr blos in den Schulen der Klöster, sondern bereits auch in öffentlichen gepflegt. Immer freier wurde die wissenschaftliche Forschung über die Natur der Dinge; darin zeichnete sich besonders Albert der Große aus, von dessen Kenntnissen viele wunderbare Sagen erzählt wurden; und auch in der Geschichtschreibung (wiewohl sie noch immer größtentheils in den Händen der Geistlichkeit war) ging allmählig das Nationalbewußtsein auf.

Besonders wichtig für die höhere Entwickelung des Volksgeistes wurden die Sammlungen des vaterländischen Rechts, ein gutes Gegengewicht

gegen den Einfluß des römischen und des Kirchenrechts. Eckard von Repgow, ein Ritter aus Thüringen, hat zuerst (zwischen den Jahren 1215 und 1235) die alten »Weisthümer« (d. i. Rechtssprüche der Schöffen), die Stadtrechte und Gewohnheitsrechte gesammelt und in sächsischer Mundart niedergeschrieben, daher hieß die Sammlung, welche Land- und Lehnrecht umfaßte, der »Sachsenspiegel«; später (ungefähr im Jahre 1282) ist eine andere Sammlung in schwäbischer Mundart, der sogenannte »Schwabenspiegel«, dazu gekommen.

Der edelste Kern der Nation war jetzt das Bürgerthum geworden, welches die gesetzliche Freiheit ruhig, besonnen und streng nach einer bestimmten Richtung ausbildete; gleichwie einst das Haus des freien Mannes unverletzlich gewesen, so war's jetzt im Großen die Stadt für die freie Bürgerschaft. Dabei hat der Handelsgeist einen kühnen Aufschwung genommen; weithin nach allen Weltgegenden, bis tief nach Rußland hinein, zögen deutsche Kaufleute, geehrt in der Fremde wie in der Heimath.

Auch die Gewerke blühten freudig auf, in innigster Verbindung mit der Kunst. Daran haben die geschlossenen Innungen großen Theil. Am erhabensten offenbarte sich dies in der Baukunst. In ihr lebte noch der tief religiöse Sinn des deutschen Volkes: aber nicht blos die Kirchen, sondern auch die Burgen, Paläste, Rathhäuser und sonstigen öffentlichen Gebäude trugen das Gepräge des kirchlichen. Baustyls. Heutzutag, wenn wir jene Werke anschauen, begreifen wir's kaum, wie es möglich war, sie, so riesenhaft sie im Ganzen und so vollendet sie im Kleinen sind, so streng nach Einem Grundgedanken und so mannigfaltig im Einzelnen, zu Stande zu bringen. Dies war nur dadurch möglich, indem sich die Kräfte derer, welche daran schufen, in einer großen Verbrüderung zusammenfanden, in welcher die tiefen Geheimnisse der Kunst, den Augen der Uneingeweihten streng verborgen, sorgsam gepflegt wurden: nur freie Männer durften als Meister und Gesellen dazu, darum hießen die Genossen der Bruderschaft freie Maurer; da war Jeder an seinen bestimmten Platz hingestellt und füllte ihn aus; so ordneten sich alle Kräfte in schöner Harmonie zum Ganzen. Bei jedem großen Bauwerk war eine »Bauhütte«, in welcher die freien Maurer ihre Geheimnisse pflegten. Solcher großer Bauhütten waren vier, in Köln, Straßburg, Zürich und Wien. Zu dem erhabenen Dom in Köln ward 1228 der Grundstein gelegt. Den Bau des Münsters zu Straßburg leitete seit 1277 der weise Meister Erwin von Steinbach, welcher im Jahr 1318 starb. Er hatte eine Tochter, Sabina, welche, während er des Baues pflegte, viele schöne Steinbilder von Heiligen aus Stein meisselte. Denn gleichwie die Künste mit den Handwerken, so standen die ersteren, die Baukunst, Bildhauerei und Malerei, auch unter sich in einem innigen Zusammenhang.

Die deutsche Dichtkunst hatte im dreizehnten Jahrhundert den höchsten Aufschwung genommen. Fürsten und Grafen, Ritter und edle Herrn waren

damals Sänger. Da wurde das alte Lied von den »Nibelungen« in neuer, kunſtreicher Form vollendet. Dies Gedicht iſt ein ewiger Schatz des deutſchen Volkes. Es wird darin von dem edlen Helden Siegfried aus Niederland erzählt, wie er für den König der Burgunder eine Zauberjungfrau gefreit und nach vielen hohen Thaten durch Verrath ermordet worden iſt; ſodann wie ſeine treue Hausfrau Chriemhild m's Hunnenland gekommen und des König Etzels Weib geworden, endlich wie ſie für Siegfried's Tod furchtbare Blutrache an allen Burgundern vollſtreckt hat. Ein andres hohes Lied hat der edle Wolfram von Eſchenbach geſungen; das heißt der »Parcival«. Darin wird erzählt vom heiligen Gral: das iſt die Schale, worin das Blut, welches aus der Seitenwunde des Erlöſers rann, aufgefangen ward; ſie beſtand aus einem

Edelſtein, der beim Sturz Lucifers in den Abgrund aus deſſen Krone fiel. Wer den Gral anſchaute, ſtarb nicht, und wer ihm diente, blieb von jeder Todſünde frei. Der heilige Gral aber wählte ſich ſelber ſeine Diener und gab ihnen alle irdiſche Freude und himmliſche Seligkeit. Er ſtand in einem wunderſamen Tempel im dichten Wald, und es pflegte ihn eine auserleſene reine Ritterſchaft. Alſo war's hohen Preiſes werth, nach dem Gral zu forſchen und in ſeinen Orden aufgenommen oder gar ſein Pfleger zu werden. Dies Alles iſt in dem Gedicht Parcival enthalten, deſſen Stoff zwar nicht deutſchen Urſprungs iſt, aber durch die erſtaunenswürdige Kunſt des edlen Wolfram von Eſchenbach ein ächt deutſches Nationalgut und gleichſam ein Spiegel der ganzen Zeit ward, in welchem die tiefſinnige Verbindung des Glaubens und des Ritterthums zu ſchauen iſt.

Ein andrer grosser Dichter jener Zeit war Meister Gottfried von Straßburg, welcher in der Geschichte von Tristan und Isolde die hohe Zaubermacht der Liebe wunderschön beschrieben hat. Herr Walther von der Vogelweide hat die herrlichsten Lieder gesungen, nicht blos zur Verherrlichung der Frauen, wie so viele andre Minnesänger seiner Zeit, sondern auch voll kühnen freien Muths zum Preis des Vaterlands gegen die Anmaßungen Roms: und wenn er von der Minne sang, klang's wie Nachtigallenlied, wenn vom Vaterland, wie scharfer Schwertesschwung. Wohl hunderte von Minnesängern gab's damals. Aber gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, als das Ritterthum entartete, ward der Minnegesang mehr zur bloßen Spielerei mit künstlichen Redensarten, ja sogar oft zur tollen Abenteuerlichkeit. — Viele gelehrte Männer haben in unserer Zeit alle jene Gedichte und Lieder, nachdem sie lang' vergessen gewesen, mit treuer Liebe wieder aufgegraben. Du aber, o deutsches Volk, und Du vor Allen, o deutsche Jugend, trink' aus diesem frischen ewigen Brunnen, daß die Augen Dir klarer werden und daß Dein Herz Dir höher und stolzer schlage für die Herrlichkeit des theuren Vaterlands!

Die Gränzen des deutschen Reiches sind durch die Losreißung des größten Theils von Burgund so wie Neapels und Siciliens sehr eingeschränkt worden: von der Oberherrschaft über Lombardien waren kaum noch Schein und Titel übrig geblieben. Dagegen hat Deutschland gegen Nordosten hinaus durch die Einverleibung Preußens einen wichtigen Zuwachs bekommen. Schon sind war das Christenthum durch Schwertgewalt in den Ländern an der Ostsee eingepflanzt worden, und der Bischof Adalbert von Liefland hatte zu dessen Befestigung (1199) einen Kreuzzug gegen die dort wohnenden Volkerschaften zu Stande gebracht. Da haben Lübecker (1200) die Stadt Riga gebaut, und deutsche Bildung ist über jene Landschaften gekommen. Ein eigener Ritterorden, der der »Schwertbrüder«, brach den Widerstand der heidnischen Bewohner in Pommern, Livland, Kurland, Esthland, Litthauen, bis nach Rußland hinein. Nur die Preußen, ein Volk wahrscheinlich deutschen Ursprungs (so schien's nach ihrer Gestalt, nach ihren blonden Haaren und blauen Augen, wie nach ihren Sitten), wehrten sich heldenmüthig gegen die blutigen Bekehrungsversuche der Polen. Sie lebten unter Häuptlingen (Reiks) und Priestern, von Jagd und Ackerbau. Vergeblich wurde ein neuer Ritterorden, der der »Ritter Christi« (1223), zu ihrer Besiegung gestiftet; — sie erschlugen in einer Schlacht alle Ritter bis auf fünf. Da riefen der Herzog Konrad von Masovien und Christian, der erste Bischof von Preußen, die Ritter des deutschen Ordens aus dem gelobten Lande dahin, und Konrad trug dem Hochmeister derselben, dem edlen Hermann von Salza, den Besitz des Kulmer und Lobauer Landes an. Das geschah 1226. So kamen die deutschen Ordensritter dahin, und begannen den Kampf gegen die Preußen, welcher gar viele Jahre lang dauerte. Wie

früher die Kreuzfahrer in's ferne Morgenland zogen, so war jetzt Preußenland das Ziel Aller geworden, welche für den Glauben kämpfen wollten. Auch hatten diese Kämpfe einen glücklicheren Erfolg, als jene im Morgenland: nicht bloße Waffengewalt bewirkte denselben, sondern vorzüglich das deutsche Bürgerthum, welches mit dem Handelsverkehr auch deutsche Bildung nach Preußen brachte, und durch Ansiedler aus Sachsen und Niederland wurden die Preußen in Sitten, Glauben und Sprache mit der Zeit den andern Deutschen völlig gleich: auch wuchsen im Preußenland allmälig gar viele Städte empor, so Thorn, Kulm, Elbing, Königsberg. Es stand unter der Herrschaft des deutschen Ritterordens, dessen Hochmeister die Würde eines Reichsfürsten hatte, und in der Folge (1309) auch seinen Hofsitz daselbst aufschlug, nämlich in dem stattlichen neuen Schlosse Marienburg. Zur Zeit aber, da der Hochmeister selbst noch nicht in Preußen wohnte, waltete statt seiner ein »Landmeister«: die verschiedenen Kreise des Landes wurden durch »Komthure« des deutschen Ordens verwaltet. — Grund und Boden des Reichs war damals in zahlreiche kleine Gebiete zersplittert, von denen einige unmittelbar zum Reich gehörten, andere im Besitz geistlicher und weltlicher Landesherrn waren. Schon damals blühten die meisten fürstlichen Geschlechter, welche noch heutzutage über die verschiedenen deutschen Staaten herrschen: — in Baiern und in der Pfalz die Wittelsbacher, in dem zertheilten großen alten Sachsenland das welfische Geschlecht (über Braunschweig und Lüneburg) und das anhaltische; das Haus Wettin, welches heutzutag über Sachsen herrscht, in den Lausitzer Marken, in Meißen und Thüringen; das Land am Oberrhein gehörte den Markgrafen von Baden; in Schwaben wurden viele Grafengeschlechter, darunter das von Württemberg, in der Schweiz das der Habsburger mächtig. Niederlothringen hatte sich in die zwei Herzogthümer Limburg und Brabant, und in viele selbstständige Grafschaften (wie Holland, Seeland u. s. w.) zersplittert. Bei dieser gänzlichen Auflösung der alten Gebietsbestimmungen war zwischen vielen Fürsten und Herrn unsäglicher Streit um den Besitz der Länder, so daß das Volk oft nicht wußte, wer der Herr war. — Während dieser Zeit hatte sich ein slavischer Fürst, der König Przemysl Ottokar von Böhmen, durch Tapferkeit und Klugheit eine ungeheure Macht erworben; er besaß nebst Böhmen und Mähren auch die Herzogthümer Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, und wollte sie alle zu einem einzigen großen Reich vereinigen; die kühnsten Pläne erfüllten seinen hochstrebenden Geist: die deutsche Krone war's, an die er dachte.

Viertes Buch.

1.

Geendigt nach langem verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Schiller.

Damals mochte wohl mancher Fürst im deutschen Vaterlande denken: »Wozu doch wieder ein König und Kaiser? Sind doch wir Fürsten selbst Herrn und brauchen keinen Höheren über uns, der unsere Macht beschränkt!« Aber die deutschen Städte dachten anders; denn sie erkannten gar wohl, daß die frische und freie Entwicklung des Bürgerthums durch den übermüthigen Adel aufs Aeußerste bedroht sei, wenn nicht wieder ein König dastünde, als treuer Pfleger des Rechts und der Ordnung und als strenger Richter der zügellosen Gewalt. Ja wahrlich: ein gerechter König that noth, um das Vaterland durch starke Einigkeit zu retten, dessen Grund und Boden damals unter zweihundert Reichsstände, geistliche und weltliche, zersplittert war. Zu gleicher Zeit erkannte der Papst Gregor X., daß die römische Hierarchie in dem Geschlecht des Tyrannen Karl von Anjou jetzt einen viel gefährlicheren Feind zum Nachbar in Welschland hatte, als das von ihr ausgetilgte Geschlecht der Hohenstaufen je gewesen war. So gebiert jedes Unrecht sich selbst den Fluch. Gregor X. sah kein andres Mittel zur Rettung der römischen Kirche, als die Herstellung desselben deutschen Kaiserthums, welches seine Vorfahren mit so ausgesuchten Künsten geschändet und zertreten hatten. Darum ermahnte er die deutschen Fürsten dringend, einen römischen König zu erwählen, und fügte hinzu: wenn sie's nicht thäten, so würde er selbst dem Reich ein Oberhaupt geben. Da nahmen sich die geistlichen Fürsten in Deutschland, und besonders der Erzbischof Werner von Mainz, der Wahl eifrig an; der letztere berief zu diesem Zweck im September 1273 einen Reichstag nach Frankfurt am Main. Es war aber damals durch lange Gewohnheit zum Rechte geworden, daß das Küren (d. i. die Wahl) des Königs nur sieben Fürsten, drei geistlichen und vier weltlichen, zustünde, welche davon auch die Kurfürsten (d. i. Wahlfürsten) hießen. Diese waren die drei

Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln (zugleich Erzkanzler durch Deutschland, Arelat und Italien), — sodann der Pfalzgraf bei Rhein (welcher zugleich des Reichs Erztruchseß war), der Markgraf von Brandenburg (zugleich Erzkämmerer), der Herzog von Sachsen (zugleich Erzmarschall) und der König von Böhmen (als Erzschenk). Und es war angekommen, daß das Wahlrecht an jene Erzämter des Reiches gebunden sei. So war denn das ursprüngliche Wahlrecht des ganzen Volkes, welches später die Volksherzoge, als Vertreter der verschiedenen deutschen Stämme, ausgeübt hatten, nach dem Schwinden der großen Volksherzogthümer, jetzt in den ausschließlichen Besitz eines eigenen Wahlkollegiums übergegangen. Die Kurfürsten waren jedoch damals in Streit, ob der König Ottokar von Böhmen, als ein Fürst von slavischem Gebiet, eine Stimme bei der Wahl haben sollte: denn, wiewohl das Reichsamt des Erzschenken von Baiern auf Böhmen übergegangen war, so machten doch die Kurfürsten jetzt den Grundsatz geltend, daß das Wahlrecht von alten Zeiten her an dem Volksstamm (also an Baiern), nicht an dem Erzamt hafte. Darnach schwankten sie auch noch wegen der Wahl des rechten Mannes: denn sie wünschten einen König, welcher von Haus aus nicht so mächtig wäre, daß er sie in der Erweiterung ihrer landesherrlichen Gewalt etwa beschränken konnte. Indessen hatte sich der Erzbischof Werner schon den rechten Mann für die deutsche Krone ausersehen, und bewog die übrigen Kurfürsten, daß sie alle ihre Stimmen dem Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein übertrugen, welchen er bereits gewonnen hatte. Dieser nannte nun als den würdigsten Mann für die deutsche Krone den Grafen Rudolf von Habsburg.

Graf Rudolf war in der Schweiz und am Oberrhein begütert, wiewohl nicht so reich, daß die allzugroße Macht seines Hauses die Fürsten hätte besorgt machen können; — übrigens stammte er von uraltem fürstenmäßigem Adel, war unerschrocken von Muth, reif an Jahren und Klugheit, tüchtig in allen Dingen, bieder von Herzen, schlicht von Sitten, ein Freund des Rechts und des Volks. Wie aber der Erzbischof Werner seine Gedanken gerade auf ihn gerichtet hat, das wird also erzählt. Der Erzbischof hatte einen Kapellan, welcher vordem in der Schweiz Seelsorger gewesen war; dieser sagte ihm Folgendes vom Grafen. Als er (der Kapellan) noch in der Schweiz war, brachte er einst einem kranken Mann das heilige Abendmahl, kam unterwegs an ein Wildwasser, und schickte sich an, es zu durchwaten. Sieh, da begegnete ihm zufällig Graf Rudolf von Habsburg, welcher auf die Jagd geritten war, stieg demüthig vom Pferd, und hob ihn auf dasselbe. Und als ihm der Priester des andern Tages das Roß zurückbrachte, sprach der Graf ehrfurchtig: »Da sei Gott für, daß ich das Roß je wieder besteige, welches das heilige Sakrament getragen! Behaltet es zum Dienst der Kirche!« Bei dieser Erzählung des Kapellans erinnerte sich der Erzbischof von Mainz, wie der Graf

ihm selber einst in großen Treuen ein gutes ritterliches Geleit gen Welschland gegeben hatte, als er sich von Rom den Bischofsmantel holte, und wie er dem Grafen damals versprochen hatte, er wolle ihm diesen Dienst dereinst noch vergelten. Dies Versprechen erfüllte er jetzt: denn er hatte damals Rudolfs Biederkeit und Tüchtigkeit erprobt, und ruhte nun nicht, als bis derselbe zum König der Deutschen erhoht ward.

Rudolf befand sich gerade im Feldlager vor Basel, als er die Nachricht von seiner Erhebung erhielt. Da öffneten ihm die Stadt alsogleich ihre Thore; der Bischof von Basel hingegen rief ganz erschrocken: »Jetzt sitz' fest auf Deinem Thron, lieber Herr Gott, sonst kommt der Rudolf auch noch dahinauf!« Doch Rudolf verlor sich schnell mit seinen Freuden und fuhr dann gen Aachen zur Krönung. Als er nun dort (am 31. Oktober 1273) gekrönt worden war und den Fürsten die Reichslehen verleihen wollte, fehlte das Scepter dazu. Da nahm

Rudolf statt dessen ein Kruzifix und sprach: »In diesem Zeichen ist die ganze Welt erlöset worden; das ist das beste Scepter.« So belehnte er die Fürsten mit dem Kreuz statt mit dem Scepter; dies gefiel Allen gar wohl.

Nachdem nun Rudolf von Habsburg König der Deutschen geworden war, hielt er es für's Allerbeste, daß das Vaterland wieder innerlich stark werde durch Ordnung und Recht, und gab lieber all' die stolzen Gedanken auf, daß das deutsche Kaiserthum die ganze Welt beherrschen solle. Dies war klug gethan und auch der Wille der deutschen Nation (durch die Fürsten); nie hatte ja Deutschland ein Heil davon, seine besten Kräfte im Ausland zu vergeuden. Darum bestätigte Rudolf dem Papst alle Länder und Rechte desselben, und vermied es, nach Welschland zu ziehn. »Das ist,« so sprach er, »des Löwen Höhle; viele Fußtritte führen hinein, aber keiner wieder heraus.« So überließ er Welschland sich selbst. Seit der Zeit haben die deutschen Könige den hohen Begriff des früheren Kaiserthums nie mehr im alten Glanz verwirklichen können, gleichwohl aber den Titel römischer Kaiser beibehalten. Hingegen konnten sich nun die Kräfte der deutschen Nation um so tüchtiger in Deutschland selbst entwickeln.

Rudolf nahm sich redlich des deutschen Volkes an und brachte es dahin, daß Jedem endlich wieder sein Recht, und daß der heilige Friede, durch welchen alles Gute gedeiht, auf der deutschen Erde wieder einheimisch wurde. Als Anwalt aller Bedrängten, als Vollstrecker der Gerechtigkeit, zog er im Vaterland umher. Da half den adligen Räubern, welche die schlichten Bürger niederwarfen und plünderten, weder Stammbaum noch Wappenschild; Rudolf ließ sie, wie andre gemeine Schurken, ohne Umstände aufknüpfen und zerstörte ihre Burgen. Dafür hatte ihn aber auch das Volk so lieb wie einen leiblichen Vater, und nannte ihn »das lebendige Gesetz«. Auch gefiel dem Volk Rudolf's schlichtes Wesen, denn er lebte g'rade so wie ein Mann mitten aus dem Volk, flickte sich gar oft sein graues Röcklein selbst und aß im Krieg Rüben vom Feld; eitel Schein galt vor ihm nichts, auch mocht' er nichts Fremdes um sich leiden, weder in Sprache noch in Sitten. Gesetze und Urkunden ließ er deutsch niederschreiben; das allein verstand er und wollt' es von allen Deutschen verstanden wissen. In gleichem Maße, wie er für Frieden und Recht sorgte, trachtete er auch die Reichsgüter wieder zusammenzubringen, kurz: auf alle Weise Deutschland innerlich stark zu machen.

Bei diesem Streben hatte er gar manche Fürsten und edle Herrn gegen sich, welche sich aus Stolz oder Eigennutz seiner strengen Gerechtigkeit nicht fügen wollten. So war ihm Herzog Heinrich von Niederbaiern bald heimlich, bald offen mißgünstig; so auch im Schwabenland mehrere Grafen, besonders die beiden von Württemberg, Ulrich und Eberhard, und der Markgraf von Baden. Doch Rudolf, der tüchtige alte Kriegsmann, trieb sie meistentheils zu Paaren.

Sein mächtigster Gegner war Ottokar von Böhmen, Herr des ganzen östlichen Deutschlands, als gewaltiger Held weit und breit, zumal im Preußenland berühmt, königlich von Geist, streitend von Kraft, reich an großen Gaben; wiewohl ein Slave von Geburt, doch ein Förderer deutscher Bildung: der Großen Feind, der Niedrigen Freund, der Liebling der Frauen und des Glücks; aber durch Glück und Gewalt verwöhnt, auch zum Uebermuth und zur Ungerechtigkeit geneigt. So hatte er seine Gemahlin Margaretha, Friedrich's des Streitbaren von Oesterreich Schwester, weiland König Heinrich's Wittwe, durch deren Heirath er Oesterreich an sich gebracht, verstoßen, und eine schöne üppige Polin, Kunigunde, statt ihrer zur Hausfrau genommen; so hatte er auf falschen Verdacht hin mehrere Edle Oesterreichs und der Steiermark wider alles Recht behandelt, und manche getödtet. So spottete er auch, im Gefühl seiner Kraft und Macht, und aus Grimm, daß ihm selber die deutsche Krone entgangen war, über den König Rudolf, als über einem armen Grafen, welcher eilft unter seinen Fahnen gegen die heidnischen Preußen gefochten habe. Vergebens lud ihn Rudolf auf zwei Reichstage, nach Nürnberg und Würzburg, zur Belehnung: Ottokar kam nicht und wollte ihn nicht als König anerkennen; »die Wahl Rudolf's sei ungültig,« sprach er, »weil Böhmen dabei keine Stimme gehabt.« Nun ward die Reichsacht über ihn verhängt; gleichwohl ließ ihn Rudolf noch einmal gütlich ermahnen, daß er sich unterwerfe. Stolz wies Ottokar dessen Gesandten, den Burggrafen von Nürnberg, von sich: er wollte Böhmen und die österreichischen Lande unabhängig als ein eigenes Reich für sich behaupten, und verließ sich dabei auf den Beistand des Herzogs Heinrich von Baiern. Da zögerte Rudolf nicht länger, dem königlichen Ansehen mit gewaffneter Macht Achtung zu schaffen, und wie Herzog Heinrich dies merkte, versöhnte er sich eilig mit ihm. Der kluge Rudolf suchte nun seine Macht durch Familienbande zu verstärken, und gab deshalb Otto, dem Sohn des Baierherzogs, seine Tochter Katharina zur Hausfrau, so wie er seinen Sohn Albrecht mit Elisabeth, der Tochter des mächtigen Grafen Meinhard von Tirol, vermählte. Ottokar erwartete indessen in Böhmen Rudolf's Angriff. Aber dieser zog nach Oesterreich und zwar geradewegs auf die Stadt Wien zu, welche Ottokar mit vielen Gnaden reich begabt hatte: zu gleicher Zeit brach Meinhard in Steiermark und Kärnthen ein. Lang' widerstand Wien, dem Böhmerkönig getreu, Rudolf's Angriffen: bis endlich Ottokar herbeikam, um sich mit seinem Gegner zu messen: doch mit Schrecken erkannte er jetzt, wie groß Rudolf's Macht, die er im Uebermuth für allzugering geachtet hatte, in kurzer Zeit herangewachsen war, und beschloß, sich dem König der Deutschen zu unterwerfen. Dies geschah am 25. November 1276, im Lager Rudolf's, auf einer Haide an der Donau. Da verzichtete Ottokar, so hart es ihm auch ankam, auf die Länder Oesterreich, Kärnthen, Krain, Steiermark, auf die windische Mark und

Portenau, und schwur dem deutschen König Lehnstreue für den Besitz von Böhmen und Mähren, welcher ihm blieb; zur Befestigung der Versöhnung sollte Ottokar's Sohn Rudolf's Tochter, und Rudolf's Sohn eine Tochter Ottokar's heirathen. Als der Friede so bestellt waren, rit Ottokar, voll Grolls, von dann[illegible], doch säumte er vor Scham lange, nach Prag zu kommen. Beides, Groll und Scham, reizte ihm seine stolze Gemahlin Kunigunde, wie sein böser Geist, durch höhnende Worte noch auf's Aeußerste. »Bist Du ein Mann,« sprach sie zu ihm, »daß Du so herrliche Länder ohne Schwertstreich dem schwäbischen Grafen dahingabst? Sprich: wozu führtest Du all' Deine Helden hin? wozu standen sie um Dich? Oh, — um Deine Schande zu seh'n! Ich bin nur ein Weib; doch hättest Du meinen Sinn gehabt, dann läge Rudolf gefangen oder todt vor Dir! Aber was nützen jetzt alle Worte? Hin ist hin!«

Da funkelten dem Ottokar die Augen von Muth und er rief: »Sei's mein Verderben, und hätt' ich tausend Eide geschworen, — Krieg! Krieg mit Rudolf!« Alsobald schickte er ihm Absagebriefe, und führte zahlloses Volk gegen ihn auf das Marchfeld, nicht sehr weit von Wien, jenseits der Donau. Am 26. August 1278 kam's dort zur Entscheidung. Lang' schwankte das Glück des Kampfes, Rudolf selbst kam in Lebensgefahr. Endlich wurden die Böhmen zur Flucht gedrängt. Da rief Ottokar die Nachhut herbei, welche er dem Milota übergeben hatte, einem Mann, dessen Bruder er hatte hinrichten lassen. Rachefreudig ritt jener jetzt mit den Seinigen fort. Nun mußte Ottokar, so heldenhaft er auch gefochten, fliehen und ward auf der Flucht meuchlerisch, (wie es heißt: aus Blutrache,) erschlagen. Von Blut und Staub entstellt, vom Troß entkleidet und geplündert, fand Rudolf die Leiche seines königlichen Feindes und stand tief er-

schüttert, mit Thränen in den Augen, vor ihr, indem er an die Wandelbarkeit des Glückes, an die Nichtigkeit aller irdischen Größe, und an das Walten einer höheren Vergeltung dachte; denn vor zehn Jahren hatte Ottokar den König Karl von Neapel aufgefordert, Konradin und dessen Freund Friedrich nicht am Leben zu lassen, damit ihm der Besitz von Oesterreich und Steiermark verbliebe; denkt an Gott, ihr Fürsten, der keine eitle Thaten in's Buch des Gerichts einzuschreiben vergißt!

Nach Kriegsbrauch blieb Rudolf drei Tage lang auf dem Schlachtfeld, auf daß ihm Niemand den Sieg bestritte. Dann zog er nach Mähren und nach Böhmen. Aber Ottokars Neffe, der Markgraf Otto von Brandenburg, nahm sich standhaft seines Mündels, des jungen Königssohnes Wenzeslav, an, so daß Rudolf demselben Böhmen und Mähren ließ und ihm seine Tochter verlobte; auch mit dem Herzog Heinrich von Niederbaiern, welcher sich abermals mit Ottokar verbündet hatte, versöhnte er sich. Kärnthen verlieh er dem Grafen Mainhard von Tyrol. Aber die Länder Oesterreich, Steiermark, Krain und die windische Mark brachte Rudolf (1282) an sein Geschlecht, mit Bewilligung der Kurfürsten, welche ihm dazu ihre »Willebriefe« gaben. So wurde sein Sohn Albrecht (1283) durch den Besitz der österreichischen Länder Reichsfürst, und das habsburgische Geschlecht besaß nun in Oesterreich eine fürstliche Hausmacht. Die Befestigung und Vergrößerung derselben lag dem König Rudolf sehr am Herzen und bei allen Sorgen um die Wohlfahrt des Reichs vergaß er doch nie den Vortheil seiner Familie. So übergab er seinem zweiten Sohn, Rudolf, die Verwaltung der habsburgischen Herrschaften und Vogteien in Schwaben und der Schweiz, und für seinen dritten Sohn, Hartmann, den er besonders liebte, wollte er das arelatische Reich wieder herstellen; doch zu des Vaters großem Leid ertrank der Jüngling im Rhein. Dies Streben Rudolf's nach Vergrößerung der Hausmacht vererbte sich nachher auf seine Söhne und Enkel und wurde der Kern ihrer Politik, welche sie unerschütterlich Jahrhunderte lang festgehalten haben.

Nachdem die neue Ordnung in Oesterreich eingerichtet worden war, wandte sich Rudolf gen Schwaben. Dort war viel Unfrieden durch den streitbaren Grafen Eberhard von Würtemberg, welcher sich selbst »Gottes Freund und aller Welt Feind« nannte. Dieser und mit ihm noch viele andre Grafen hatten sich bei dem Untergang der Hohenstaufen auf ihren Gebieten die herzoglichen Rechte und Güter angeeignet; aber damit nicht zufrieden, wollten sie jene Rechte auch über die übrigen Stände Schwabens, zumal die Städte und freien Bauerschaften, ausdehnen, welche nach dem Erlöschen des Herzogthums nun, gesondert, unmittelbar zum Reich gehörten und nicht Lust hatten, diese Reichsunmittelbarkeit an neue Landesherrn zu verlieren. Mit tapfer Hand nahm

sich Rudolf ihrer gegen die herrschsüchtigen Grafen an und brachte es (1287) dahin, daß auch in Schwaben jedem Stand sein Recht ward, also daß zwar jene mächtigen Grafen und Freiherrn, auch Bischöfe und Prälaten, ihre Gebiete als Landesherrn behielten, daß hingegen auch der niedre Adel, so wie die Klöster, Städte und Bauerschaften nun unter'm besondern Schutze des Reiches standen, zu welchem sie unmittelbar gehörten, und dies eigentliche Reichsland wurde durch besondre königliche Vogte verwaltet. So war Rudolf treu besorgt, Recht und Ordnung festzustellen, durch Klugheit, wie durch Schwertesgewalt.

Zu diesem Zweck kam er auch nach Thüringen, welches die Schlechtigkeit seines Fürsten gar bitter büßen mußte. Dort herrschte nämlich Landgraf Albrecht, mit dem Beinamen des »Entarteten«; dieser hatte Margarethen, weiland Kaiser Friedrich's II. Tochter, zur Hausfrau, war aber von sündiger Liebe zu ihrem Edelfräulein Kunigunde so berhört, daß er jene ermorden lassen wollte. Da entfloh die Landgräfin bei Nacht von der Wartburg und küßte zuvor ihre zwei Söhne, und biß den älteren, Friedrich, im heftigen Schmerz der Mutterliebe in die Wange, wovon er den Beinamen: »mit der gebissenen Wange« behielt. Drauf irrte die arme Kaisertochter verlassen umher, bis ihr in Frankfurt am Main (1270) vor Gram das Herz brach. Als nun ihre beiden Söhne herangewachsen waren, hielten sie ihrem Vater das Unrecht, das er an ihrer Mutter verübt hatte, ernstlich vor. Der Landgraf hingegen wollte ihnen ihr Erbe rauben und es dem Apitz, seinem Bastard von Kunigunden, geben. Darüber entstand ein furchtbarer Krieg, bis daß (1289) König Rudolf kam und die Söhne mit ihrem Vater versöhnte. Damals ließ Rudolf auch neunundzwanzig adlige Räuber hinrichten und brach wohl siebenzig Raubschlösser in Thüringen.

Zur selben Zeit nahm im deutschen Norden, um welchen sich Rudolf weniger bekümmern konnte, die Macht des Bürgerthums einen großen Aufschwung. Schon im Jahre 1241 hatten die Städte Hamburg und Lübeck ein Bündniß geschlossen zur Sicherheit ihrer Freiheiten und Gerechtsame und ihres Handelsverkehrs. Dies war der Anfang der sogenannten »Hansa« (welches Wort Genossenschaft bedeutet). Der Gedanke an die Freiheit festigte die Kraft jener Verbindung und machte die schlichten Bürger zu Helden. So nahmen sie's (1246—1247), von Alexander von Soltwedel aus Lübeck angeführt, mit der ganzen Macht Dänemarks auf und zwar mit Glück, — erwarben nach und nach in England, Dänemark, Flandern, Pommern und Livland Handels- und Zollfreiheiten und nahmen immer mehr Städte in ihren Bund auf. Als nun im Jahre 1284 der König von Norwegen den deutschen Seestädten großen Schaden an Schifffahrt und Handel that, zwangen ihn sieben Städte, an deren Spitze Lübeck stand, daß er Frieden schloß, ihnen ihre Schiffe zurückgab, 6000 Mark Entschädigung zahlte und ihre Handelsfreiheiten bestätigte. Von

da an traten immer mehr Städte der Hansa bei und ihre Macht wuchs stattlich heran. — Der deutsche Ritterorden dehnte sich damals, mit Rudolf's Bestätigung, auch über Liefland aus.

Indessen bedachte Rudolf die Nähe seines Endes und wollte noch zuvor seinem üblichen Walten auch eine längere Dauer verschaffen. Also richtete er auf einem großen Reichstag zu Speier die Satzungen des Landfriedens dergestalt auf: Jede ungerechte Fehde war verboten, und Jeder, der um sein Recht zu klagen hatte, sollte die Klage vor'm ordentlichen Gericht anbringen, aber auch die Gerichte sollten wohl richten. Wer jedoch vor denselben sein Recht nicht finden konnte, dem sollte das Fehderecht bleiben, nämlich so, daß er seinem Widersacher die Fehde drei Tage vorher ehrlich ansagen mußte, sonst soll' er ehrlos und rechtlos sein. Wenn der Landfriede gebrochen ward, sollte jeder Nachbar zu Hülfe eilen; wer ihn brach, fiel in seines Bischofs Bann und in des Königs Acht. Auch durfte Niemand neue Zölle und Geleite machen, bei Strafe von Acht und Bann; Niemand eine Burg anlegen, außer auf seinem eigenen Gebiet.

Nachdem Rudolf diese Satzungen bestellt, hatte er auf Erden nur noch den Wunsch, daß sein Sohn, Herzog Albrecht von Oesterreich, sein Nachfolger auf dem Throne würde. Diesen Wunsch erreichte er jedoch nicht; denn Albrecht war in allen üblichen Dingen als das Widerspiel seines Vaters bekannt, finster und abschreckend von Ansehn und Gemüth, herrschsüchtig und gewaltthätig. So hatte er sich in seinem Land Oesterreich kund gegeben. Dort verachtete er trotzig die Freiheiten und Rechte der Reichsstadt Wien, welche selbst sein Vater noch bestätigt hatte, und trat alles Einheimische so frech mit Füßen, daß die Wiener Bürger (1288) einen Aufstand gegen ihn erhoben; er floh vor ihnen aus der Stadt auf das Schloß auf dem nahen Kalenberg über der Donau. Von dort aus umgarnte er die Stadt und bedrängte die Bürgerschaft auf's Aeußerste, so daß sie mit ihm unterhandeln mußte. Als aber die Wiener zu ihm auf den Kalenberg kamen, um die Bestätigung ihrer Freiheitsbriefe zu erhalten, zerriß er diese. So ward Wien aus einer freien Reichsstadt nun eine bloße Landstadt und seine Residenz. Weil sich nun Niemand von Albrecht zu Gutem versah, wiesen die Kurfürsten (1291) das Ansinnen Rudolfs, ihn zu seinem Nachfolger zu wählen, standhaft zurück. Das betrübte den alten König bitterlich und der Kummer beschleunigte seinen Tod. Als er die Nähe desselben fühlte, machte er sich von Straßburg auf und wollte nach Speier reiten, wo die Kaiser begraben lagen, zu seinem eignen Grab. Er erreichte jedoch Speier nicht lebendig, sondern starb zu Germersheim am 30. September 1291, drei und siebenzig Jahre alt. Noch lange hat das Volk sein Andenken bewahrt und mit Recht, weil er der Mann des Volkes gewesen ist.

8.

Alle Schuld rächt sich auf Erden.
Göthe.

Obgleich seinem Sohne, dem Herzog Albrecht von Oesterreich, nur sehr Wenige hold waren, so hoffte dieser doch die deutsche Krone zu erlangen. Damals war Gerhard von Eppenstein Erzbischof zu Mainz; dieser haßte den Albrecht und brachte es dahin, daß die übrigen Kurfürsten ihre sämmtlichen Stimmen auf ihn übertrugen, also, daß sie jenen als König anerkennen wollten, welchen Gerhard wählen würde. Hierauf ernannte nun Gerhard seinen Vetter, den Grafen Adolf von Nassau, welcher ein tapferer Herr, aber nur gering begütert und noch dazu ein Lehnsmann des Kurfürsten von Trier und des Pfalzgrafen bei Rhein war. Doch gerade Adolfs geringe Hausmacht gefiel den Fürsten, weil sie nun nicht zu besorgen hatten, daß ihnen der neue König je allzugefährlich würde.

Adolf von Nassau war aber durchaus nicht der Mann, um in jener drangvollen Zeit, da nach Rudolfs Tod Deutschland gegen Aufgang und Niedergang wieder in vollen Fehden stand, dem Vaterland Heil zu bringen. Wohl mochte er dazu guten Willen haben; aber noch lieber dachte er an seinen eignen Vortheil, und opferte für denselben die Ehre der deutschen Krone auf. Und, wo die Ehre fehlt, da muß auch das Recht zu Grunde gehn. Ein König, der dem schmutzigen Eigennutz dient, ist nicht werth, die Krone zu tragen. So war's mit Adolf von Nassau. Als ein armer Mann hatte er angefangen und wäre durch die deutsche Krone gern ein reicher geworden. Darum opferte er gleich von Anfang den eigennützigen Kurfürsten gar wichtige Reichsrechte auf und jagte dann immer dem Geldgewinn nach, um nur aus der leidigen Noth zu kommen; meinte auch, weil er König sei, so würde selbst der schmutzigste Weg zum Geld rein und sauber, wenn ihn ein Gesalbter beträte. So thöricht denke kein König! Das Volk hat stets schärfere Augen; es sieht, wie er sich besudelt und immer tiefer in den Sumpf der Schmach verfällt.

Um Geld zu gewinnen, hatte Adolf mit dem König Eduard von England ein Bündniß geschlossen gegen König Philipp den Schönen von Frankreich, welcher an der westlichen Gränze Deutschlands gar viele Reichsgebiete an sich gezogen: Adolf versprach dem König von England, für eine beträchtliche Summe Kriegsvolk gegen Frankreich zu stellen. Aber Frankreich hatte vor Adolf gute Ruh'; Adolf rührte sich nicht, behielt jedoch das englische Geld. Eine andere große Summe ließ er sich von Matthäus Visconti dafür bezahlen, daß er diesen zum Reichsstatthalter in Mailand und mehreren andern lombardischen Städten ernannte. Für dies Geld wollte sich Adolf ein schönes Stück deutschen Landes

kaufen, um seine Hausmacht zu mehren. Zur selben Zeit war nämlich in Thüringen der unselige Zwist zwischen dem ungerechten Landgrafen Albrecht und dessen zwei Söhnen, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, wieder ausgebrochen, und Landgraf Albrecht, über das Glück seiner zwei ehelichen Söhne erbost, wollte lieber Meißen und Thüringen (das letztere mit lebenslänglicher Nutznießung für sich,) für 12,000 Mark an König Adolf verkaufen, als daß er's seinen Söhnen gegönnt hätte. Ohne Scham und Scheu ging Adolf diesen unehrlichen Handel ein und gab dem Landgrafen das welsche Geld. Aber ein Unrecht gebiert stets das andre. Als nämlich die zwei jungen Fürsten ihren Besitz tapfer vertheidigten, brach Adolf (1294) mit schandbarem Kriegsvolk, welches er aus Strolchen und schlechtem Gesindel aufgelesen und besoldet hatte, in's Thüringerland ein. So entzündete er dort den Bürgerkrieg, da es doch seine Königspflicht gewesen wäre, mit aller Macht den Frieden herzustellen: und seine Kriegsleute verübten dort Gräuel, wie sie von den wilden Mongolen nicht erhört gewesen waren. Aber mit unerschütterlicher Treue wehrten sich die meisten Städte für ihre rechtmäßigen Fürsten. Gleichwohl gelang es dem Adolf endlich (1294 und 1295), das Osterland und die feste Stadt Freiberg zu bezwingen: da ließ er vierzig Männer, welche sich am tapfersten vertheidigt hatten, hinrichten, wiewohl er ein Königswort gegeben hatte, sie zu verschonen. Von jedem schlichten Bürgersmann wäre das niederträchtig gewesen; von dem, der Gottes Regiment den Völkern versinnlichen soll, war's doppelt schlimm.

Während nun Adolf dem Unrecht nachging, ging das Unrecht getreulich auch ihm nach. Der stolze Gerhard von Mainz, welcher seinen Vetter blos als ein Werkzeug zur Vergrößerung seiner eigenen Macht erhöht hatte, erkannte allmälig mit großem Mißvergnügen dessen Streben nach Selbstständigkeit. Indessen hatte auch Albrecht von Oesterreich, wiewohl er dem König (1292) zu Oppenheim gehuldigt, seinen Groll gegen diesen nur verheimlicht, aber nicht aufgegeben, und seine eigne Macht sowohl durch offne Gewalt, als auch durch Bündnisse eifrig gemehrt. Da sich nun Adolf durch sein schlimmes Benehmen vor der öffentlichen Meinung immer verächtlicher machte, reichten sich Gerhard von Mainz und Albrecht zu Adolfs Sturz die Hände und gewannen auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, so wie den König Wenzeslav II. von Böhmen, Albrechts Schwager. Albrecht ließ es hierbei an Versprechungen nicht fehlen, die er freilich nicht zu halten dachte. Hierauf zog er (1298) zu offnem Trotz mit einem stattlichen Heere an den Rhein. Die drei Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg aber traten in Mainz zusammen und luden den König vor Gericht, zur Rechtfertigung über sein schlechtes Walten und über allerlei Verbrechen, deren sie ihn bezüchtigten. Und als er auf die dritte Ladung

nicht kam, setzten sie ihn feierlich ab und erwählten Albrecht von Oesterreich zum König, — wiewohl wider Brauch und Recht, weil die andern Kurfürsten dabei fehlten; auch logen sie frech vor aller Welt: der Papst hätte ihnen dazu Vollmacht gegeben! Bald darauf (am 2. Juni 1298) trafen Adolf und Albrecht auf dem Hasenbühel bei Gellheim (nicht weit von Worms) zum Entscheidungskampf aufeinander. In königlicher Waffenpracht (während Albrecht unter fremdem Wappen unkenntlich war) sprengte Adolf in die feindlichen Schlachthaufen und focht ritterlich um seine Krone. Vom Rosse stürzend verlor er seinen Helm, schwang sich auf ein frisches Roß, ward Albrechts gewahr und sprengte ohne Helm gegen ihn heran. Schwer verwundet sank er wieder zur Erde und ward unter Albrecht's Augen niedergestoßen, Manche sagen: von Albrecht's eigner Hand. Sein Tod gab Albrecht den Sieg und die Krone.

Um aber auch den Schein des Rechtes für sich zu gewinnen, stellte der schlaue Albrecht die Krone einer neuen Wahl anheim. Und wirklich wurde er nun einhellig zum deutschen König gewählt und am 25. August 1298 zu Aachen gekrönt. Um diesen Zweck zu erreichen, hatte er dem König von Böhmen große Vorrechte (zum Nachtheil der Krone) eingeräumt und nicht minder große den drei geistlichen Kurfürsten, besonders dem von Mainz, so daß dieser beinahe ein völlig unabhängiger Fürst geworden war. Als aber Albrecht seinen Zweck erreicht hatte, wollte er den Kurfürsten jene Vorrechte, die seine eigene Macht beeinträchtigten, wieder entreißen; denn er strebte mit aller Macht: unumschränkter Herr zu sein; sein Wille galt ihm mehr, als alles Recht und Gesetz; sein Stolz war: gefürchtet zu sein, — der schlechteste und einfältigste Grundsatz für Herrscher! denn Furcht erweckt Haß. Doch im Anfang verbarg er seine finstren Pläne, weil er den Papst Bonifacius VIII. gegen sich hatte, einen kühnen Mann, welcher die Weltherrschaft des Papstthums zu erneuern suchte. Dieser wollte Albrecht nicht als König anerkennen; auf einem Throne sitzend, das Haupt mit einer Krone geschmückt, die Lenden mit einem Schwert umgürtet, sprach er zu Albrechts Gesandten, als sie ihn um die Bestätigung der Wahl baten: »Albrecht ist des Reichs unwürdig, denn als Verräther erschlug er seinen Herrn. Auch ist er durch seine Hausfrau (Konradins Stiefschwester) mit dem verfluchten Geschlecht der Hohenstaufen gestützt. Nichts von ihm! Ich selbst bin Kaiser.« Als Albrecht dies hörte, rief er ergrimmt: »Was kümmert mich der Papst? Nicht auf seinem Belieben, sondern auf der Wahl durch die Fürsten ruht mein Recht als König und Kaiser!« Und alsogleich schloß er sich an den König Philipp von Frankreich, des Papstes erbitterten Feind, und befestigte diesen Bund durch die Vermählung seines Sohnes Rudolf mit Philipps Tochter Blanka. Zugleich strebte er auch die Macht seines Hauses zu vergrößern, um dann den deutschen Fürsten mit um so größerer Kraft gegenüber treten und ihre Ansprüche zernichten zu können. So wollte er seinen Sohn

Rudolf zum König von Arelat und zum römischen König machen. Da widersprachen ihm die Kurfürsten, bang vor Habsburgs wachsender Macht, auf's heftigste; besonders Gerhard von Mainz. Nun wollte Albrecht, welcher die Vergrößerung seiner Hausmacht unverrückt im Auge hielt, Holland und Seeland als heimgefallene Reichslehen an sich ziehen, und zwar gegen die Gesetze jener Landschaften, wonach dieselben der weiblichen Linie der Grafen zufielen. Doch der Graf Johann von Avesnes leistete ihm Widerstand, und Graf Reinhold von Geldern, an welchem Albrecht treulos gehandelt hatte, wollte denselben sogar ermorden. Mit genauer Noth entrann Albrecht und mußte endlich den Johann von Avesnes doch mit Holland belehnen.

Indessen vermochte Albrecht, stolzen Gemüths wie er war, seine Pläne gegen die deutschen Fürsten nicht länger zu verbergen. Als Gerhard von Mainz dies merkte, wollte er ihm ein Gleiches thun, wie weiland dem König Adolf, und sprach einst drohend auf der Jagd: »Hier aus meinem Hifthorn kann ich noch mehr Kaiser herausblasen!« Doch Albrecht trat jetzt nur um so kühner auf und forderte von den rheinischen Kurfürsten die Rheinzölle zurück, welche er ihnen, um die Krone zu erlangen, versprochen und nach seiner Krönung auch eingeräumt hatte. Durch die Zurückforderung derselben brachte er alle rheinischen Städte, deren Handel durch jene Zölle arg gehemmt wurde, auf seine Seite, und um diese ihre Zuneigung zu erhalten und zu befestigen, stellte er sich an, als wolle er nicht aus Eigennutz, sondern lediglich zum Schutz der Städte, des niedern Adels und überhaupt Aller, welche von den Fürsten bedrückt wurden, den Kampf gegen diese Letzteren erheben. Doch die erbitterten Kurfürsten luden ihn vor das Gericht des Pfalzgrafen, und wollten die Rechtmäßigkeit seiner Wahl nochmals untersuchen, als plötzlich der Papst also Einspruch that: »Vor meinen Stuhl gehören die Prüfung des Königs und das Gericht über ihn,« und er lud Albrecht binnen sechs Monaten vor sich. Albrecht, der Mann der Gewalt, griff rasch zum Schwert; Kampf sollte entscheiden. Da scharrten sich die Bürger und der niedre Adel vom Rhein freudig unter seinen Fahnen zum Kampf gegen ihre Unterdrücker und bald mußten sich deren feste Burgen am Rhein und die Städte des Pfalzgrafen und der Kurfürsten von Köln und Trier ergeben; Schifffahrt, Handel und Wandel wurden frei, und die trotzigen Fürsten mußten sich (1302) mit verbißnem Grimm unterwerfen. Zur selben Zeit bedrängte der gewaltige König Philipp von Frankreich den Papst Bonifacius VIII. so hart, daß dieser beschloß, sich mit Albrecht zu versöhnen und ihn als König anzuerkennen; nachdem er dies gethan, forderte er jenen zum Schutz der Kirche gegen Philipp von Frankreich auf. Da änderte auch Albrecht plötzlich sein Benehmen gegen den Papst; er demüthigte sich vor diesem und opferte der römischen Kirche fast alle, sowohl wirklichen, als vermeintlichen Rechte, welche das Kaiserthum bisher gegen dieselbe in Anspruch

genommen hatte. Dies that Albrecht, um den Papst zu bewegen, daß derselbe dem Hause Habsburg das deutsche Reich als erblich zusprechen möchte. Doch ein unerwarteter Gewaltstreich vereitelte Albrechts Hoffnung; Bonifacius VIII. wurde nämlich durch seinen Todfeind, den Kardinal Colonna, überfallen, schmählich mißhandelt und starb (1303), ungebeugt an Willenskraft, für die Idee der geistlichen Weltherrschaft, welche sein ganzes Leben beseelt hatte. Seine Nachfolger aber standen unter französischem Einfluß und verlegten sogar den Hofsitz von Rom nach Avignon.

Zur selben Zeit lag Albrecht in Fehde gegen seinen Schwager, den König Wenzeslav von Böhmen, dem er viel versprochen und wenig gehalten hatte, so daß ihm Wenzeslav tief grollte und sich mit seinen Feinden verbündete. Doch dies war nicht der einzige Grund des Kriegs. Vielmehr war der ländersüchtige Albrecht darüber tief erbittert, daß Wenzeslav's junger Sohn, gleichen Namens, von einer Partei in Ungarn zum König dieses Landes erwählt worden war. »Wie?« dachte Albrecht, »soll Ottokar's Geschlecht sich neben Habsburg mächtig ausbreiten, ja, es vielleicht noch gar überflügeln? Nimmermehr!« Da nun eine andere Partei in Ungarn den Prinzen Karl Robert von Neapel (Albrecht's Neffen) zum König haben wollte, so ergriff Albrecht diese Gelegenheit, unterstützte Karl Robert, gebot dem König von Böhmen, von Ungarn abzulassen, sprach, als es dieser nicht that, (1304) die Reichsacht über ihn aus und fiel in Böhmen ein. Wenzeslav starb indessen schon 1305 und sein junger Sohn, Wenzeslav III., that auf die Krone Ungarn's Verzicht. Schon im nächsten Jahre ward er in Olmütz ermordet und mit ihm erlosch Ottokar's Mannesstamm. Da zog Albrecht das Land Böhmen als verfallenes Reichslehn heim, um es seinem Sohne Rudolf zu übergeben; und da die böhmischen Stände ihr Wahlrecht behaupteten, brachte er's durch List und Gewalt dahin, daß Rudolf, ungeachtet großen Widerspruchs, doch zum König erwählt wurde. Damals wollte Albrecht auch Meißen und Thüringen erwerben, indem er zum Vorwand nahm: »König Adolf habe diese Lande nicht für sich, sondern für's Reich erworben.« Um jedoch den Schein der Unparteilichkeit zu haben, lud er Alle, welche um den Besitz derselben stritten (1306), zur Entscheidung vor sich gen Fulda. Da nun die zwei Brüder, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann, nicht dahin kamen, that er sie in die Reichsacht und führte viel Kriegsvolk aus Schwaben und vom Rhein nach Thüringen; das ward jedoch (1307) bei Lucka (im Altenburg'schen) so tüchtig geschlagen, daß in Thüringen das Sprichwort aufkam: »Ja, Dir wird's glücken, wie den Schwaben bei Lucken.« — Das war im Mai. Bald darauf (im Juli 1307) starb Albrecht's Sohn, König Rudolf von Böhmen. Dieser hatte sich, während der kurzen Zeit seiner Herrschaft in Böhmen, so verhaßt gemacht, daß die dortigen Stände keinen Habsburger mehr zum König haben wollten, und eilig dem Herzog Heinrich

von Kärnthen die Krone gaben. Voll Grimm, daß Böhmen für sein Geschlecht verloren sein sollte, zog Albrecht mit Kriegsschaaren dahin: doch konnte er mit all' seiner Heeresmacht gegen das Nationalgefühl der Böhmen nichts ausrichten. So schlau er war, so mißkannte er doch die höher waltende Ursache des Mißgeschicks, welches alle seine Pläne, ungeachtet seiner großen Macht und Beharrlichkeit, zu Schanden machte, nämlich: daß Unrecht dem zum Fluch wird, der es begeht. Und das ist die Strafe der Tyrannen, daß der Dünkel ihres Eigennutzes ihrem Verstand wie mit Blindheit schlägt. Sie rechnen bei einem Volke nur die Köpfe aus, und wie viel Schwerter sie brauchen, um solche zu kürzen, nicht den Geist des Volkes, welcher Schwerter von Miethlingen wie Strohhalme zerbricht, und während sie das Volk zu verderben trachten, rennen sie blind ihrem eignen Verderben entgegen. Erbittert und ganz erfüllt von Rachegedanken gegen Böhmen und Thüringen, zog Albrecht gen Schwaben und in die Schweiz, wo er seine Stammbesitzschaften beträchtlich gemehrt, schöne Städte, Burgen und viel herrliches Land zu seinem Eigen gemacht, manche erledigte Vogteien über reichsfreie Kirchen und Klöster und fast alle Reichsvogteien an sein Haus gebracht hatte; nur die drei Thalschaften Uri, Schwyz und Unterwalden, welche er gerne mit seinen Herrschaften im Aargau als erbeigen vereinigt hätte, wehrten sich standhaft um ihre alte Freiheit und wollten dem Haus Oesterreich nicht unterthan werden. Im Trotz auf die Macht seines Kriegsvolks bereitete er ihrer Freiheit den Untergang. Doch schon stand die Rache hinter ihm selbst.

Er hatte seinen Neffen Johann, den einzigen Sohn seines 1289 verstorbenen Bruders Rudolf, mit sich genommen; dieser Johann, damals neunzehnjährig, trug im Herzen schweren Groll gegen seinen Oheim, weil er von demselben seines Vaters Antheil am habsburgischen Erbgut nicht erhalten konnte; auf alle Bitten Johann's hatte Albrecht, welcher lieber seine eignen Söhne begünstigte, nichts als Ausflüchte, — ein Mal: »Johann wäre noch zu jung,« und ein ander Mal: »er solle warten, bis Meißen erobert sei, das wollte er ihm dann geben.« Da beschloß Herzog Johann, auf's Aeußerste gereizt, im Bund mit seinen Freunden Walther von Eschenbach, Rudolf von Palm, Rudolf von der Wart und Konrad von Tegerfeld, seinen ungerechten Oheim zu ermorden. Und als Albrecht am 1. Mai 1308 vom Stein zu Baden, wo er fröhlich getafelt hatte, gen Rheinfelden seiner Gattin entgegenritt, und bei Windisch an den Fluß Reuß kam, drängten sich die Verschworenen mit ihm in die Fähre, daß seine Getreuen zurückbleiben mußten. Wie nun Albrecht am andern Ufer der Reuß war, und zwischen den Verschworenen dahinritt, griff ihm sein Neffe Johann plötzlich in die Zügel des Rosses und schrie voll Wuth: »Da nimm den Lohn des Unrechts!« dabei stieß er ihm den Speer in den Hals; Palm und Eschenbach gaben ihm den Rest; Rudolf von der Wart stand regungslos da,

wie versteinert vor Grausen. Sterbend sank Albrecht vom Roß zur Erde; ein armes Weib, das unfern saß und die That gesehen hatte, eilte herzu und nahm ihn in die Arme, bis daß er verschied. Solchen Lohn hatte er jetzt für all' das Unrecht, das er sein Leben lang gethan, — den Leib von Wunden zerrissen, wie die Freiheitsbriefe Wiens einst von seiner Hand, — für all' die Ländersucht das engste Haus, den Sarg, — und keine Thräne des Mitleids vom Volk, ja vielmehr Freude, daß die Geißel zerbrochen war! Aus diesem Loos lernt, ihr Gewaltigen der Erde, das Recht höher achten, als euren Eigenwillen!

Albrechts Mörder jagten voll Entsetzen über ihr Verbrechen nach allen vier Winden davon und Keiner hat den Andern je wieder gesehn. — Elisabeth, die Wittwe des Gemordeten, und besonders dessen Schwester Agnes, des Königs von Ungarn Wittwe, haben hierauf eine Blutrache geübt, die eben so grausam und sündhaft war, wie die That. Alle Burgen der Verschwornen wurden gebrochen, alle Verwandten und Diener derselben mit teuflischer Lust hingerichtet, kein unschuldiges Blut verschont. Rudolf von Wart, welcher an Albrecht nicht selbst Hand gelegt hatte, wurde ergriffen und bei lebendigem Leibe mit gebrochnen Gliedern auf's Rad geflochten; in diesem Zustande lebte er noch drei Tage lang, und so lang blieb auch sein treues Weib am Hochgericht, betete im unsäglichen Schmerz und scheuchte die Raben von ihrem geliebten Herrn. Die Königin Agnes aber rief, als sie einst das Blut von drei und sechzig schuldlosen Männern Palms fließen sah: »Nun bad' ich im Maienthau.« Als endlich an tausend Unschuldige so der Blutrache geopfert worden waren, bauten die beiden Königswittwen, Elisabeth und Agnes, auf dem Feld, wo Albrecht gefallen war, das Kloster Königsfelden und begabten es reich mit Schätzen und milden Stiftungen. Aber ein alter Einsiedler, Berchtold Strobel, welcher vormals ein Kriegsmann König Rudolfs gewesen war, sprach einst zur Königin Agnes, als sie ihm zuwinkte, in die Kirche einzutreten: »Frau, das ist schlechter Gottesdienst, unschuldig Blut vergießen und aus dem Raube Klöster stiften.« — So dachte auch das Volk. Volks Stimme — Gottes Stimme!

3.

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!"
Schiller.

Wie viel Uebles die beiden Könige Adolf und Albrecht und so manche Fürsten des Reichs in schmutzigem Eigennutz und eitler Herrschsucht gethan, — um so heller leuchtet dagegen des Volkes Thun und Wesen, wo es die alte Freiheit noch unverkümmert besaß, zur Begeisterung aller edlen Herzen, die an Menschenwürde glauben, und als Vorbild, — für alle Zeiten, weil des Volkes Rechte, als die allerersten, auch unveräußerlich sind und nie verjähren können.

In den drei Thalschaften der Schweiz, Uri, Schwyz und Unterwalden, welche die Waldstätte hießen, lebten noch Menschen von altem deutschen Schrot und Korn, ein kernhaftes Hirtenvolk, den einfachen Sitten und den Tugenden der Väter getreu; in ihre einsamen Thäler, auf ihre sonnigen Alpenhöh'n war kein Verderbniß gedrungen. Während in den übrigen helvetischen Landen viele große Herrn und Klöster reich und gewaltig geworden waren, und auch manche Städte, wie Freiburg, Bern, Basel und Zürich, durch Gemeinsinn und Ausbildung ihrer Verfassungen immer größere Bedeutung, durch Ausbreitung ihres Handels immer größeren Wohlstand erlangt hatten, waren die frommen Männer in Uri, Schwyz und Unterwalden mit der alten Volksfreiheit zufrieden, vollauf glücklich in deren Besitz, und stolz, dies theure Erbgut zu bewahren. In uralten Zeiten hatten alle Familien aus sämmtlichen drei Waldstätten nur eine einzige Lands-Gemeinde ausgemacht, und die Männer waren jedesmal, wenn's das Gemeinwohl galt, nach altem deutschen Brauch, zur Berathung zusammengekommen. Als dann in der Folge die Zahl des Volks in den Thälern so zugenommen hatte, daß die Männer aus ihren einsam gelegnen Höfen zogen, und in Dörfern beisammen wohnten, da war jede von den drei Thalschaften ein eigner Freistaat und für sich selbstständig geworden; doch vergaßen sie dabei die alte Einheit nicht und hielten gegen jede Gewalt von Außen brüderlich zusammen. Jede Lands-Gemeinde wählte sich selber ihren Landammann und ihre Richter; das mußten freie unbescholtne Männer sein. Durch diese regierte das Volk sich selbst und war dabei glücklich. Weil sich aber die Waldstätte zum deutschen Reich bekannten, nämlich, als dessen unmittelbare Glieder, so hatten sie einen Reichsvogt; der wohnte jedoch nicht bei ihnen, sondern sie beriefen ihn jedesmal, wenn in des Kaisers Namen über Blutschuld zu richten war, in's Land herein. Dies Amt hatten seit einiger Zeit die Grafen von Habsburg gut und ehrlich verwaltet.

Als nun König Rudolf gestorben war, welcher den Waldstätten gar lieb und werth gewesen, weil er ihre Freiheit hochgeehrt hatte, und wie sie vernahmen, daß sein Sohn Albrecht die Verwaltung der habsburgischen Erblande übernommen hatte, war ihnen sehr bang vor ihm, weil auch sie sein böses Trachten kannten. Da traten sie zusammen und beschworen (1291) ihren uralten Bund auf's Neue: keinen fremden Mann bei sich als Richter aufzunehmen und sich aus allen Kräften selber zu helfen. Hierauf hielten die Männer aus den drei Waldstätten, (wie auch alle Bürger und Bauern in den andern helvetischen Landen,) treu zum König Adolf, weil dieser sie in ihrer Freiheit und in ihren Rechten beschirmte. Als aber Adolf auf dem Hasenbühel bei Gellheim erschlagen und Albrecht an seiner statt König geworden war, schickten die aus den Waldstätten zu Albrecht nach Straßburg mit Bitten um Bestätigung ihrer uralten Verfassung. Tückisch gab er ihnen zur Antwort: »Ich denke, euren

Zustand nächstens zu verändern.« Dieses Bescheids wurden sie nicht froh und gingen mit schweren Herzen heim. Um so froher waren dagegen die adligen Herrn in der Schweiz, wie sie des Königs feindselige Gedanken gegen die freien Männer erkannten; sie zogen voll Uebermuths wider die Stadt Bern und dachten, durch ihre Uebermacht zu siegen. Doch die Berner Bürger rückten ihnen entgegen und schlugen (1298) die stolzen Ritter auf dem Donnerbühel, daß diesen die Hoffahrt verging. Nun ward jedem freien Mann das Herz leichter und der Muth höher gegen die Herrschsucht des Königs. Dieser aber versuchte es mit List, die Waldstatte um ihre Freiheit zu bringen und seinem Hause unterthan zu machen. Er schickte an das Volk in den Waldstätten zwei Herrn mit folgender Botschaft: »Seht wohl zu, ihr guten Männer im Waldgebirg, wie eures um euch her alles Land und alle Vogteien mein Eigen sind! Meine Macht ist so groß, daß ihr derselben nicht widerstehen könnt. Dennoch hab' ich nicht im Sinn, euch um irgend was zu kränken, weder um eure Heerden, noch was sonst euer ist; denn ich weiß wohl, daß ihr arm seid. Vielmehr will ich, als Enkel eurer getreuen Vögte, euch aus aufrichtiger Liebe und zu eurem eignen Nutz und Frommen, auf ewige Zeiten in meinen mächtigen Schutz aufnehmen. Ich weiß auch gar wohl, daß ihr tapfre Männer seid, und darum möchte ich euch gern zu Siegen und hohen Ehren führen, euch durch Beute reich machen und durch Ritterschaft und Leben gar wohl erhöh'n.« Hierauf erwiederten die von Uri, Schwyz und Unterwalden: »Wir gedenken's noch gar wohl und werden's auch nie vergessen, was für ein guter Vogt uns König Rudolf gewesen ist; verlangen uns übrigens keinen andern Zustand des Gemeinwesens, als wie's unsern Vätern gut genug gewesen; so lieb ist's uns auch. Das mag uns der König als ein gerechter Herr bestätigen, wie's sein Vater gethan, und uns einen Reichsvogt senden, weil wir lediglich beim Reich bleiben wollen.« Da dachte der König erzürnt: »Wohlan, ihr Bauern, so will ich euch das Reich dermaßen verleiden, daß ihr doch noch lieber dem Hause Habsburg unterthan werden müßt.« Und er schickte ihnen den Hermann Geßler von Brunneck und den Beringer von Landenberg zu Reichsvögten. Das waren habsburgische Dienstleute, gering an Gut, darum voll großer Habsucht, und hofften in den Waldstatten schöne Ernte für sich zu halten, und waren dabei roh und gewaltthatig, daß sie bald verhaßt wurden. Doch eben darauf baute der schlaue Albrecht seinen Plan; denn er dachte: »Wenn das Volk in den Waldstätten durch der Reichsvögte Tyrannei erst zum offnen Aufstand getrieben worden ist, dann gibt es selbst mir den besten Vorwand, es mit Waffengewalt völlig zu unterdrücken, gleich wie mir's in Oesterreich gelang.« Darnach trieben's auch die Vögte in frevelhaften Muthwillen auf's Aeußerste. Wiewohl kein Reichsvogt bisher in den Waldstätten selbst hatte wohnen dürfen, so baute sich doch der Geßler in Uri einen Zwinghof, und der Landenberger saß in des Königs

Schloß bei Sarnen in Unterwalden. Da schalteten und walteten sie, als wilige Knechte, im Geist ihres Herrn gegen die freien Männer, zugleich als wären sie selber die Herrn, verachteten die Freiheit, traten alles Recht mit Füßen und verhöhnten das biedre treuherzige Volk. Wo sie einen genugen Anlaß oder Vorwand fanden, da ließen sie die freien Männer in finstre Kerker werfen oder gefangen gar aus dem Land führen, was bisher unerhört gewesen war. Auch legten sie schwere Zölle auf die Einfuhr und verboten die Ausfuhr. Die einheimischen Geschlechter, an denen das Volk mit Liebe hing, schimpften sie »Bauernadel«, so daß die jüngeren davon, von falscher Scham bethört, lieber Hof- und Herrendienst suchten. Endlich hingen sie, im Uebermuth auf des Königs Wohlgefallen, daß sie ungestraft Alles thun dürften, ohne Scheu ihren bösen Gelüsten nach. Mit großem Kummer sah'n die freien Bauern dies arge Treiben: sie schickten zum König Albrecht und stellten ihm Alles bescheiden vor, empfingen aber weder Hülfe noch Trost. Weil nun kein Bedrängter mehr zu seinem Recht kommen konnte, so ward Jedem die Nothwehr zum letzten heiligen Recht. Und es geschah, daß der Landenberger dem Heinrich an der Halden, einem Mann aus dem Melchthal in Unterwalden, wegen geringer Ursach' ein schönes Joch Ochsen nahm, und sein Knecht, der es hinwegführte, höhnte noch gar den Beraubten also: »Will der Bauer Brot essen, so mag er selbst den Pflug zieh'n;« da kam Arnold, Heinrichs Sohn, in so heftigen Zorn, daß er den Knecht schlug und ihm einen Finger brach; d'rauf entfloh er vor des Vogtes Zorn. Dieser aber ließ, weil ihm der Sohn entkommen war, statt dessen den Vater festnehmen und ohne Erbarmen ihm die Augen ausstechen. Zur selben Zeit saß auch auf der Schwanau im Lowerzer See ein böser Burgvogt: der nahm der Tochter eines Mannes von Art ihre fräuliche Ehre; dafür nahmen ihm ihre Brüder das Leben. So ging's auch dem Junker Wolfenschießen, welcher des Königs Burgvogt auf Rossberg war und der schönen Hausfrau des Konrad von Baumgarten in Alzellen nachstellte. Eines Tages, während ihr Mann draußen im Walde war, kam der Junker in's Haus und befahl der Frau, ihm ein Bad zu rüsten, und wollte ihr Unanständiges anthun. Aber sie holte eilig ihren Ehehern; der kam mit der Axt herein, da der üppige Junker im Bade saß, und segnete ihm das Bad mit einem Hieb, daß ihm der Schädel entzwei sprang.

In dieser schlimmen Zeit fuhr Werner Stauffacher, ein Ehrenmann aus Schwyz, über den See zu einem Freund, den er im Lande Uri hatte; der hieß Walter Fürst und herbergte den flüchtigen Arnold aus dem Melchthal. Diese drei klagten einander über die Noth der Waldstätte und rathschlagten über die Befreiung ihrer Landsleute. Und nachdem Jeder zuvor seine Freunde und Verwandten sorgsam erforscht hatte, kamen sie am Mittwoch vor Martinstag 1307 in stiller Nacht auf das »Grütli«: das ist eine einsame

Wiese auf einer Höh' am Waldstättersee, und nicht weit davon stoßen die Gränzen von Uri und Unterwalden zusammen. Jeder von jenen Dreien hatte zehn fromme Männer mit sich gebracht, und alle drei und dreißig reichten sich brüderlich die Hände darauf: daß Keiner in gemeinsamer Sache nach eignem Gutdünken handeln, sondern Alle treueinig für einander und für ihre Landsleute leben und sterben wollten, rechtschaffen, ohne des Königs Gut und Rechte zu schmälern, und ohne Blut zu vergießen: auf daß die Freiheit, die sie von ihren Vätern erhalten hatten, als allertheuerstes Gut ihren Kindern und Kindeskindern verbliebe. Das beschworen die frommen Männer bei dem allmächtigen Gott und seinen Heiligen. Dann gingen die Eidgenossen heim und erwarteten still und verschwiegen die rechte Stunde für ihr Werk.

Inzwischen hatte Geßler in seinem Argwohn sich vorgenommen, die Herzen derer zu erforschen, welche seinem Regiment und dem Hause Oesterreich am meisten abhold wären. Deßhalb ließ er im Lande Uri den Herzogshut von Oesterreich auf einer hohen Stange aufrichten, mit dem Gebot: Jeder, welcher des Weges käme, müsse sich vor dem Hut neigen und demselben Ehrfurcht beweisen. Da kam Wilhelm Tell, ein Mann aus Bürglen in Uri, der auf dem Grütli mitgeschworen hatte, weit und breit bekannt als der beste Schütze und als ein Mann, der zu Allem beherzt sei. Der wollte dem Hut nicht Ehrfurcht beweisen. Als der Vogt dies vernahm, kam er voll Grimms herzu, ließ den Tell greifen und that nach Uebermuth also mit ihm: Er ließ des Tells Kind an eine Linde hinstellen und einen Apfel auf des Kindes Haupt legen, und gebot dem Vater, weil er ein so guter Schütze sei, solle er zur Stelle den Apfel vom Haupt des Kindes herabschießen. Mit Gottes-Hülfe unterwand sich der Tell der That und traf glücklich den Apfel, ohne seines Kindes Haupt zu verletzen. Indessen hatte der Vogt genau auf des Tells Miene und Geberden geachtet und wie Alle Gott priesen, daß Er dem braven Mann geholfen, sprach er zu ihm: »Du bist ein wackrer Schütze! Doch sag' mir an: Ich sah, wie Du einen andern Pfeil hinten in's Koller steckteſt: wofür war der?« Da saumte der Tell mit der Antwort und wollte sich entschuldigen: »das sei so Schützenbrauch«. Doch der Vogt in seinem Argwohn nahm dies nicht an und sprach: »Tell, es ist ein andrer Grund: den sag' mir fröhlich und frei: Du sollst Deines Lebens sicher sein.« Da erwiederte der Tell: »Wohlan, Herr, weil Ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich Euch gründlich die Wahrheit sagen. Wenn ich mein Kind getroffen, dann hätte ich Euch selbst mit dem andern Pfeil erschossen, und Euer nicht gefehlt.« Wie der Vogt dies vernahm, sprach er: »Deines Lebens hab' ich Dich gesichert und will dies halten. Weil ich aber Deinen bösen Willen erkannt, so will ich Dich führen und hinlegen lassen an einen Ort, wo Du Sonne und Mond nimmermehr sehen sollst, damit ich vor Dir sicher sei:« und ließ ihn fangen und binden und führte ihn mit sich über den

K. JB.

Waldstätterſee, denn er wollte ihn nach Küßnacht bringen auf ſein Schloß und dort in den Thurm werfen. Wie ſie aber dahin fuhren auf dem See, und jenſeits des Grütli kamen, da ward der wilde Wind los, welcher der »Fohn« heißt, der See ging hohl und die Wellen ſchlugen hoch auf und tief nieder, daß den Vogt ein Grauſen ankam um ſein Leben. In ſolcher Todesnoth ließ er dem Tell, welcher gebunden da lag, die Feſſeln loſen, daß er, als ein ſtarker und der Fahrt auf dem See wohl kundiger Mann, ihn errette. Nun führte der Tell das Fahrzeug mit Macht gegen Wind und Wellen; wie ſie aber an den Arenberg kamen und der Tell eine Felsplatte erſah, drückte er das Schiff hart daran, ergriff raſch ſein Schießzeug, ſprang aus dem Schiff auf die Platte, und ſtieß das Schiff mit dem Fuß gewaltig in den See hinaus; ſo war er

aus des Vogts Gewalt frei. Jene Platte heißt seitdem die Tellenplatte. Hierauf entrann der Tell eiligen Fußes durch Schwyz und legte sich in die hohle Gasse bei Küßnacht, wo der Geßler des Weges kommen mußte. Und als derselbe heranritt, voll böser Anschläge auf den Tell, da durchschoß ihn dieser mit dem zweiten Pfeil, daß er todt vom Rosse fiel: so gerechten Lohn fand der Vogt dafür, daß er ein freies Volk hatte verknechten wollen. Alle Herzen schlugen nun voll Freud' und Hoffnung höher: aber die Männer, welche auf dem Grütli geschworen hatten, schwiegen still, bis das Jahr 1307 herum war.

Und in der Nacht, als das neue Jahr anging, kam ein junger Gesell aus Stans, der im Grütli mitgeschworen hatte, vor die Feste Roßberg, worin eine Magd war, die ihn liebte. Diese ließ ihm ein Seil aus ihrem Fenster herab, woran er sich in ihr Kämmerlein hinaufzog. Das hatte er mit zwanzig Eidgenossen so verabredet, daß sie der Veste mit List Meister würden, und zur selben Zeit sollte auch des Königs Burg Sarnen gewonnen werden. Während nun der junge Gesell mit der Magd koſete, zogen sich die zwanzig Eidgenossen, welche mit ihm gekommen waren, Einer nach dem Andern, an dem Seil in's Schloß hinauf. Darin fingen sie den Amtmann und sein Gesinde, und schlossen das Thor zu, daß Niemand hinauskonnte, der es denen zu Sarnen angesagt hätte. — Dort ging der Landenberger am Neujahr morgen aus dem Schloß in die Kirche, um die Messe zu hören. Sieh, da traf er am Thor zwanzig Männer aus Unterwalden, welche ihm nach einer Gewohnheit, die er aufgebracht hatte, Lämmer, Ziegen, Hasen, Geflügel und andre Gaben zum Neujahrsgeschenk brachten; frohgemuth hieß er sie die Gaben in's Schloß hineintragen und zog in die Kirche. Wie er fort war, stieß plötzlich Einer von ihnen unter'm Thor in's Horn, (wie sie's verabredet hatten,) und nun steckten die Andern rasch scharfe Sperreisen, welche sie verborgen gehabt, auf ihre Stäbe; auf dies Zeichen rannten dreißig andre Eidgenossen herzu, die bis dahin in einem nahen Erlenholz d'rauf gewartet hatten, und alle Funfzig eroberten die Zwingburg und brachen sie bis auf den Grund. Als dies der Landenberger in der Kirche vernahm, floh er zitternd gen Alpnach; er ward gefangen, aber die freien Männer verschmähten es, sein Blut zu vergießen, und ließen ihn blos schwören, das Land für immer zu meiden. Als nun so die Veste Sarnen gewonnen worden war, gaben die Eidgenossen Allen im Lande Unterwalden durch Feuer, die sie auf den Alpen anzündeten, das Zeichen, daß die Freiheit gerettet sei. Da brachen die im Lande Uri freudig die Burg, welche Geßler dort erbaut und dem Volk zum Hohn »Zwing-Uri« genannt hatte, und in Schwyz zerstörte der Stauffacher mit den Eidgenossen die Herrenburg auf der Insel Schwanau im Lowerzer See. Da war lauter Jubel in den drei Waldstätten, und Alle dankten Gott inbrünstig, daß er ihnen gegen die Zwingherrn beigestanden hatte. Am nächsten Sonntag d'rauf, als dem Tag des Herrn, traten sie fromm zusammen

und beschwuren ihren alten Bund wieder auf zehn Jahre: er ist noch oft darnach erneuert und zum festen ewigen Bund geworden. Dies war der helle Neujahrsmorgen der Volksfreiheit in der Schweiz. Vier Monate darnach sank ihr gewaltiger Feind, König Albrecht, in sein Blut.

Doch die alte Volksfreiheit war nicht blos in der Schweiz aufrecht geblieben, wo ihr Gott die himmelhohen Alpen mit den leuchtenden Eisgipfeln gleichsam zu ewigen Wächtern gesetzt hat und wo er die Lawinen donnern läßt, wie Warnungsstimmen für Einheimische und Fremde: die Freiheit zu achten und nicht anzutasten; — auch auf dem Küstenland Ostfrieslands war sie geblieben, an welches die Wellen der Nordsee so ungestüm schlagen, daß den Menschen der Boden unter den Füßen nicht sicher ist: wie ein hungriges Ungeheuer hascht das Meer nach dem Lande. Da sind große furchtbare Fluthen geschehen, eine im Jahre 1219, die Marcellusfluth geheißen, und eine andere im Jahre 1287, welche viel Land mit ganzen Dörfern und wohl 50,000 Menschen verschlang; und an der Stelle, wo ehemals blühendes Land gewesen, war nun der Meerbusen, welcher der Dollart heißt. Um des Lebens sicher zu sein, mußte das Volk immerdar wachsam und rüstig mit der Natur im Kampfe liegen und sich durch starke Dämme und Deiche gegen die Herrschaft des Meeres vertheidigen. Dabei erhielt es seine Kernkraft und seinen Muth, und bei diesen beiden blieb ihm auch der alte Freiheitssinn immer frisch. Im steten Kampf um das Land, wollte es auf demselben auch sein eigner Herr sein; den Unbestand alles irdischen Hab' und Guts vor Augen, hielt es die Freiheit höher als das Leben. In allen Anfechtungen um dieselbe blieb es standhaft, und es erhielt sie auch glücklich, weil es von der alten deutschen Verfassung nicht abließ, durch welche die Freiheit geschützt ward, vielmehr diese Verfassung mit Vorsicht und schlichter Weisheit immer fester ausbildete.

Das ganze Land von der Weser bis zum Ny bestand aus lauter kleinen Gebieten, mit welchen die deutschen Kaiser einst geistliche und weltliche Herrn, als mit Grafschaften, belehnt hatten. Während nun die Grafen in allen übrigen deutschen Landen die ihnen untergebenen Bezirke zu ihrem erblichen Eigenthum zu machen wußten, ließen die Männer in Ostfriesland, der Freiheit ihrer Ahnen eingedenk, dies über ihren Grund und Boden nicht ergehen, sondern wehrten sich treueinig dagegen mit aller Kraft. Die Kaiser aber, welche ihre Kriegsmacht für sich selber brauchten, weil sie damals mit den Päpsten auf Leben und Tod zu kämpfen hatten, konnten den Grafen in dem so weit entlegenen Ostfriesland gegen das Volk nicht beistehen; ja sie dachten endlich gar nicht daran, die dort erledigten Grafschaften wieder zu besetzen, — zum Heil des Volkes, welches Klugheit und Kraft besaß, sich selbst zu regieren. So ist's gekommen, daß das ostfriesische Volk unvermerkt seine Freiheit behielt. Es pflegte und behütete sie mit so großer Treue, wie gute Söhne ihre Mutter

pflegen und behüten, und achtete die Gesetze, welche es sich selbst gab, hoch und heilig: dies war die Bürgschaft des Glücks.

Jede Landschaft bildete einen eignen Freistaat für sich, und erwählte sich selbst ihre Richter für ihre verschiedenen Bezirke. Diese hatten ihr Amt nur für ein Jahr, und mußten, bevor sie es antraten, vor dem ganzen Volk schwören, daß sie ohne Geschenk und Gabe helfen wollten, den Armen so gut wie den Reichen, Feinden wie Freunden gleich gerecht. Jeder Richter war bei Geldbuße gehalten, nur über jene Streitigkeiten Recht zu sprechen, die in seinem Gerichtsbann vorkamen, nicht drüber hinaus; auch hatte ein Richter nur geringen Lohn, und drei Wochen bevor er von seinem Amte abtrat, mußte er, zur Sicherheit des Volkes, eine Summe Geldes als Bürgschaft hinterlegen. Hingegen war sein Ansehn sehr groß, vorwegen der Heiligkeit des Gesetzes; wer frevelnd Hand an einen Richter legte, wurde um ein Drittel des Wehrgeldes höher gebüßt, als im gleichen Fall bei einem andern Mann. Ebenso ward der Gerichtsfriede heilig gehalten, nicht blos auf dem Gerichtshof selbst, sondern auch auf dem Weg hin und zurück. Und wollte sich einem Richter bei seinen Amtshandlungen irgendwer widersetzen, so wurden die Feuerbacken angezündet und ward das ganze Volk zur Beschützung des Rechts aufgeboten. Damit aber ein Richter seine Amtsgewalt nicht mißbrauchen konnte, bestellte sich das Volk aus seiner Mitte »Talemänner« (d. i. Sprecher), je auf ein halbes Jahr. Diese mußten schwören, die Rechte des gemeinen Manns gegen die Richter treu zu wahren, wenn diese etwa ungerecht walten sollten. Glaubte sich bei einem Spruch eine Partei im Recht gekränkt, so kam die Streitsache zur Läuterung vor den »Volkswarf«, wo dann die übrigen Richter den Spruch des einzelnen prüften; und ward auch da noch nicht zur Genüge entschieden, so kam sie vor's ganze Volk in der Landschaft, daß dieses selbst darüber richtete, und das hieß der »breite Warf«. Das ganze Volk der Landschaft entschied auch, wenn die einzelnen Bezirke derselben unter sich Streit hatten. Zweimal im Jahre hielt das Volk ein großes öffentliches Gericht, jedesmal drei Tage lang; das hieß die »gemeine Acht«, und vorher mußten die Richter in allen Bezirken umherziehn und alle Klagen beendigen; welche Sache dann nicht beendigt ward, die kam vor die »gemeine Acht«. In solcher Weise hing die Staatsverfassung der Landschaften Ostfrieslands mit der Gerichtsverfassung auf's Innigste zusammen. Der Rechtssinn des Volks war die Grundfeste der Freiheit; Gleichheit Aller und Gemeinsinn stützten sie als starke Säulen. Da ward mit großer Sorgfalt drüber gewacht, daß die Reichen nicht durch Hab' und Gut allzugroßes Ansehn zum Nachtheil der minder Wohlhabenden und der Freiheit gewannen: so waren manche Landschaften, in denen es lange Zeit gar keine Edle, und blos Freie gab; in manchen wurde es der Freiheit und Gleichheit lang für gefährlich gehalten, Schlösser, ja selbst steinerne Häuser im Lande

zu haben; und der schönste Ehrenname in Ostfriesland war der eines Freien. Das war die Zeit, wo noch der Trinkspruch galt: »Dir gilt's, edler freier Friese!« Und wie in weltlichen Dingen, so litt das Volk auch in geistlichen keinen Zwang. Als einmal der Bischof von Münster den Bann ausrief, daß kein Geistlicher in Ostfriesland Gottesdienst halten sollte, nöthigte das Volk die Priester mit Gewalt dazu. Auch gab es denselben keine Zehnten und Erstlinge, noch irgend auferlegte Schatzung um Geld, nichts an die Kirche, als aus freiem frommen Antrieb; was d'rüber war, schien ihnen gegen die Freiheit zu gehn. Auch litt das Volk keine ehelosen Priester bei sich, aus Besorgniß für Sitte und Zucht in den Familien.

So war's in den einzelnen Landschaften bestellt, daß jede als Freistaat für sich selbst sorgte. Dabei hielten jedoch alle fest zusammen, sowohl zum wechselseitigen Schutz der Ordnung und des Friedens im Lande, als auch gegen jeden Feind von Außen, und alle waren durch gemeinschaftliche Landes-Grundgesetze gleichsam zu einem einzigen Staatskörper vereinigt. Solche Grundgesetze, welche für ganz Ostfriesland galten, waren die sogenannten siebenzehn Willküren und die vier und zwanzig Landrechte. Diese wurden durch die Abgeordneten der sieben freien Seelande am Upstalsboom abgefaßt. Das ist ein Hügel gen Sonnenuntergang, eine Stunde von Aurich, worauf drei mächtige alte Eichen standen; unter diesen traten seit undenklichen Zeiten, alljährlich zu Pfingsten, die Friesen zusammen, die auf dem Landtag mitreden durften.

Dies war die Verfassung der freien Ostfriesen, bei welcher sie lange Zeit glücklich waren. So lange sie dieselbe pflegten und unter sich einig blieben, konnte ihnen keine Fremde-Macht, war sie auch noch so stark, etwas anhaben. So weigerten sie sich, den Grafen Reinhold von Geldern, welchen König Rudolf mit der Herrschaft über ganz Friesland belehnt hatte, als Statthalter und Landesherrn anzuerkennen, und als König Albrecht 1299 diese Belehnung bestätigte, vermochte der Graf seine Ansprüche doch nicht durchzusetzen, weil das Volk einig zusammen hielt; während die Westfriesen kurz vorher (1297) dem Grafen von Holland unterlegen waren. Erst nachdem die Einigkeit wankend geworden und die frühere Gleichheit verschwunden war, als das Volk sich in drei Stände: Geistliche, Häuptlinge, (welche Burgen und Gerichtsbarkeit hatten,) und den Hausmannsstand, geschieden hatte, und die Häuptlinge Herrschaft zu erringen strebten, wankte das Glück; aber der Sinn des Volkes für die Freiheit noch lange nicht.

4.

Was der Flügelschlag der Zeit zertrümmert,
Baut des Menschen Hand nicht wieder auf.

Nach König Albrecht's Ermordung trachtete das Haus Habsburg eifrig, die deutsche Krone zu gewinnen; aber die Erinnerung an Albrecht's herrisches Walten und die Furcht vor Habsburg's allzugroßer Macht standen diesem Trachten im Wege; überdies warben viele andere Fürsten und Herrn eifersüchtig um die Herrschaft des deutschen Reiches. Unter solchen Umständen blieb diese sieben Monate lang erledigt. Damals war Philipp der Schöne König von Frankreich, ein kluger und kühner Mann, welcher den stolzesten Plänen zur Erhebung seines Geschlechtes mit großem Glück nachhing, aber auch kein noch so schlechtes Mittel scheute, wenn es nur zum Zwecke führte. Dieser wollte nun jene Umstände benutzen, um die deutsche Krone für seinen Bruder Karl von Valois zu gewinnen. Hochgewaltig als Herr in seinem eigenen Lande, übte Philipp auch auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles alleinigen Einfluß und hatte den ehrgeizigen Clemens V. darauf erhoben, welcher um diesen Preis alle Pläne des Königs gut heißen und vor den Augen der Welt gleichsam heiligen mußte. Nun sollte Clemens das vermeintliche Recht der Päpste zur höchsten Entscheidung über das deutsche Reich nach Philipps Willen in Kraft treten lassen. O wie nah war damals dem Vaterland die Schmach, unter einen fremden Machthaber gestellt zu werden! Denn schon hatten sich sogar zwei deutsche Fürsten, der Erzbischof von Köln und der Herzog von Sachsen-Lauenburg, dazu bereit gefunden, und das deutsche Volk selbst hatte ja längst keine Stimme mehr, wen es zum König haben wollte. Zum Glück für's deutsche Vaterland erkannte der Papst, daß die Selbstständigkeit und die Würde der Kirche gänzlich verloren gehen würden, wenn er auch diesmal dem König von Frankreich unbedingt gehorchen wollte, und daß er zum Schutz gegen dessen Allgewalt g'rade eines deutschen Königs bedürfe. D'rum ermahnte er jetzt die Kurfürsten von Mainz und von Trier heimlich und dringend, die Wahl zu beschleunigen; der Eigennutz Beider kam dem Vaterland zu gut. Beide brachten nämlich den Grafen Heinrich von Luxemburg in Vorschlag: der Kurfürst Balduin von Trier that's, weil dieser sein Bruder war, der Kurfürst von Mainz hingegen (Peter Aichspalter), weil dadurch die ihm verhaßten Habsburger von der Herrschaft ausgeschlossen wurden und weil er sich zugleich von Heinrich große Vortheile zu erzwingen hoffte. Wirklich mußte ihm Graf Heinrich die Bestätigung aller Rechte und Freiheiten des Erzstiftes Mainz, immerwährenden Beistand und große Summen Geldes versprechen. Nun brachte es Peter Aichspalter durch Schlauheit und rastlose Thätigkeit dahin, daß sein Schützling am 27. November 1308 in Frankfurt am Main als Heinrich der

Siebente zum deutschen König erwählt wurde. Im nächsten Jahre bestätigte der Papst diese Wahl und versprach auch, jenen zum Kaiser zu krönen, wiewohl gegen Bedingungen, durch welche der Papst die kaiserliche Machtvollkommenheit in Welschland zu seinem eigenen Vortheil eben so einzuschränken, als zu demüthigen hoffte.

König Heinrich VII. besaß nur eine geringe Hausmacht, aber einen um so bessern und zwar wohlbegründeten Ruf der Tapferkeit, Klugheit und Gerechtigkeit. Kaum hatte er den Scepter in der Hand, so war's sein Erstes, den Landfrieden zu gebieten für's ganze deutsche Reich. Zugleich that er Albrecht's Mörder in die Acht und bestätigte den freien Gemeinden in der Schweiz ihre Reichsunmittelbarkeit. Auf dem ersten Reichstag, den er hielt, ließ er die Leichen seiner Vorfahren, der Könige Adolf und Albrecht, gen Speier bringen und mit großer Pracht bei den Kaisern bestatten: im Frieden des Todes lagen nun diese zwei Feinde neben einander, während er ihre wehklagenden Wittwen tröstete: da flehte seine Gemahlin inbrünstig zu Gott, daß nicht auch ihr ein solcher Reich des Jammers zu Theil würde wie jenen.

Wie nun Heinrich VII. die Geschäfte des Reichs kräftig nach Recht zu ordnen begann, stieß er allenthalben auf Trotz und Widerstand der großen Herrn, welchen die Macht als höchstes Recht galt. So sprach Graf Eberhard von Würtemberg, da ihm der König über die Bedrückung der schwäbischen Reichsstädte Rechenschaft abforderte: »Ich bin Niemand's Dienstmann und d'rum will ich mit den Städten so thun, wie mir's beliebt,« und ging grollend ohne Urlaub vom Reichstag hinweg. D'rauf that ihn Heinrich in die Acht. — Mit großer, fast königlicher Pracht war auch Friedrich (der »Schöne« zubenannt), König Albrechts Sohn, auf den Reichstag gekommen, um für sich und sein Haus die Belehnung der österreichischen Lande zu erhalten, doch Heinrich VII. verlangte das Erbtheil des Königsmörders Johann, als dem Reich verfallen, zurück, ebenso auch jene Herrschaften, welche Albrecht für sein Haus erworben hatte; als er dabei die Worte fallen ließ: »Von jeher war das Herzogthum Oesterreich den deutschen Königen ein unseliges: schon fünf haben darüber ihr Leben verloren!« nahm Friedrich der Schöne die Rede also auf: »Lüstet's den König, so kann er selbst der sechste sein!« So vereinte er seinen Stolz und Trotz, und wollte von dannen ziehn; nur mit genauer Noth wurde zwischen Beiden Friede geschlichtet. — Heinrich VII. kannte die Schwierigkeit seiner Stellung gar wohl, und wie die stolzen Fürsten wegen seiner geringen Hausmacht leichtes Spiel mit ihm zu haben dachten, doch dies schreckte ihn nicht; er beschloß durchzugreifen. Da kam ihm plötzlich gute Botschaft aus Böhmen, welche ihn mit Freude und Hoffnung erfüllte. Dort hatte sich nämlich Herzog Heinrich von Kärnthen, welcher nach Rudolfs Tod zum König erwählt worden war, durch Bevorzugung seiner Landsleute, der Kärnthner, gegen die Böhmen, bald

eben so verhaßt gemacht wie jener, und eine Partei unter den böhmischen Ständen beschloß nun, dem Sohne Heinrichs VII., Johann, die böhmische Krone anzubieten, wenn sich derselbe mit Elisabeth, der jüngsten Schwester weiland Wenzeslav's III., vermählen würde. Da nun Heinrich von Kärnthen versäumt hatte, Böhmen vom deutschen Reich zu Lehn zu nehmen, so setzten ihn die Reichsfürsten ab und erklärten Böhmen für ein erledigtes Reichslehn. Hierauf belehnte Heinrich VII. seinen Sohn Johann damit und dieser vermählte sich mit Elisabeth. So hatte König Heinrich in Böhmen eine stattliche Hausmacht erworben, um den andern gewaltigen Fürstengeschlechtern die Stirne bieten zu können. Und alsobald rüstete er drei Heere, eins zum Schutz der schwäbischen Städte, gegen den geächteten Grafen Eberhard von Würtemberg, ein anderes zur Eroberung Böhmens gegen Heinrich von Kärnthen, und ein drittes zur Fahrt nach Welschland, wo er die Kaiserkrone auf sein Haupt setzen und das zertrümmerte Kaiserthum wieder in alter Größe und Herrlichkeit aufrichten wollte.

Böhmen wurde bald erobert, Prag that sich schon am 3. December 1310 dem jungen König Johann auf, und dieser wurde daselbst, nachdem Heinrich nach Kärnthen heimgeflohn, im Februar 1311 durch den Kurfürsten von Mainz gekrönt. Damals erhielt auch Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange Meißen und Thüringen endlich wieder. — In Schwaben verlor Graf Eberhard binnen zwei Jahren vor dem Heer der dortigen Reichsstädte Sieg und Macht. Die Eßlinger eroberten sein Stammschloß Würtemberg, und endlich waren ihm von allen seinen Burgen, Städten und Dörfern nur noch ein paar übrig geblieben; er mußte vom Asperg fliehen und sich in Besigheim bei seinem Schwager, Rudolf von Baden, verborgen halten.

Indessen (1310) hatte König Heinrich VII., begleitet von seinen zwei Brüdern, von dem kühnen und tapfren Herzog Leopold von Oesterreich, dem Grafen Amadeus von Savoyen, dem Pfalzgrafen Rudolf und mehreren andern geistlichen und weltlichen Herrn, seine Heerfahrt nach Welschland angetreten, welches von Parteikämpfen zerrissen war. Noch schollen dort die Losungen »Guelfen« und »Ghibellinen« zum Kampf und zu Frevein jeder Art, aber nicht mehr in ihrer alten Bedeutung (Ghibellinen für's Kaiserthum, Guelfen für Städtefreiheit und Papstthum). Denn durch die Auflösung der Kaisergewalt, durch die Entfernung des Papstes aus Italien, durch den Umstand, daß das Geschlecht Anjou Neapel und das arragonische Geschlecht Sicilien besaß, hatten sich dort alle Verhältnisse völlig verändert; auch waren die Adeligen, welche früher den welschen Städten zur Erringung der Freiheit gegen die Kaiser geholfen hatten, im Laufe der Zeit aus bloßen Beamten der Städte (nämlich aus »Podesta's«, welche den Blutbann zu verwalten hatten und »Capitanen«, welche die bewaffnete Macht anführten) deren Herren geworden, und blos der Kampf

um die Herrschaft zwischen einzelnen adligen Geschlechtern wurde nun unter jenen alten Parteinamen ausgefochten. Am 24. December 1310 zog Heinrich VII. feierlich in Mailand ein, ließ ausrufen, daß er weder Guelfen, noch Ghibellinen kenne, gebot den Häuptern beider Parteien, sich zu versöhnen, und ward als König von Italien gekrönt. Hierauf verlieh er die Würde der Podesta's an Männer von beiden Parteien und machte den Grafen von Savoyen zum Reichsstatthalter über ganz Lombardien. Da er aber eine Kronsteuer ausschrieb, brach plötzlich der alte Haß der Welschen gegen die Deutschen los. Mit Gewalt erdrückte Heinrich VII. jeden Widerstand, und, da dieser hauptsächlich von den Guelfen ausgegangen war, so beschützte und hob er jetzt die Ghibellinen: eben dadurch reizte er die Guelfen erst recht. Doch er zagte und wankte nicht, ob auch drei Viertel seines Heeres vor den Mauern Brescia's erlegen waren und ob auch König Robert von Neapel Böses gegen ihn sann, sondern zog voll hoher Pläne (1312) gen Rom. Dort stritten zwei mächtige Parteien, das guelfische Geschlecht der Ursini's und das ghibellinische der Colonna's, und überdies lag eine starke Besatzung König Roberts, welche die Peterskirche und den Vatikan inne hatte, in der Stadt. Heinrich VII. erstürmte das Kapitol und empfing am 29. Juni 1312 die Kaiserkrone in der lateranischen Kirche aus der Hand des Kardinalbischofs von Sabina. Während der Krönung höhnten ihn draußen die trotzigen Guelfen mit lautem Geschrei. Seine Lage ward immer bedenklicher; die deutschen Fürsten, die mit ihm gekommen waren, erklärten: sie hätten nun der Pflicht der Romfahrt genug gethan, und kehrten, bis auf Herzog Leopold von Oesterreich, heim; hinter dem Kaiser erhob die guelfische Partei trotzig das Haupt; vor ihm stand der tapfre König Robert von Neapel, wohlgerüstet. Mitten in diesen Gefahren blieb der Kaiser unerschrocken, besonnen, unerschütterlich. Im Gefühl seiner Thatkraft und begeistert vom Gedanken an das hohe Ziel der Hohenstaufen, wollte er sein begonnenes Werk nicht aufgeben, und bedachte nur das Einzige nicht, daß die Geschichte, welche nie stille steht, über den Trümmern des alten großen Kaiserthums bereits hinweggeschritten war und neuen Entwickelungen zueilte; bald sollte sich dies ausweisen. Gleichwohl verdient seine Beharrlichkeit hohen Preis. Er verband sich gegen Robert mit König Friedrich von Sicilien, welcher ein Sohn von Manfreds Tochter, Konstanze, war. Dann brach er von Rom eilig auf und zog den Guelfen in Oberitalien gerade entgegen, entbot neue Hülfe vom Reich und ließ Robert von Neapel und seine Anhänger der beleidigten Majestät und Empörung anklagen; die Rechtsgelehrten Bologna's sprachen denselben schuldig, daß er Land, Güter, Lehn und Leben verlieren sollte. Ueber diese Entschiedenheit und Festigkeit erschraken und ergrimmten der König von Frankreich und der Papst, und der Letztere that auf Befehl des Ersteren den Kaiser in den Bann. Darum unbekümmert, zog dieser Heeresmacht zusammen und schickte sich an, Neapel zu erobern.

Da starb er plötzlich, am 24. August 1313, zu Buoncenvento, — alle Deutschen glaubten: durch Gift, und erzählten, daß ihm ein Dominikanermönch dasselbe beim heiligen Abendmahl beigebracht habe.

K.

Was dem bedrängten Reiche fehlt, ist nicht
Ein Ritterspiegel und ein Königsheld,
Der seinen Namen zu den Sternen trägt, —
Es ist ein Pfleger alles Heilsamen,
Ein Hort des Friedens und ein Hort des Rechts,
Ein ernster Rächer alles Uebermuths.

Uhland.

Indessen walteten in den meisten deutschen Ländern die Fürsten und großen Herrn lediglich nach ihrem Eigennutz und die Wenigsten von ihnen wollten d'ran denken, daß auch das Volk Rechte habe. Gleichwohl regte sich der Geist des Volkes um die Freiheit, die ja der Mensch als das älteste göttliche Recht mit sich auf die Welt bringt; schon blitzte es aller Orten in Deutschland auf, wie Spuren einer neuen besseren Zeit. Immer entschiedener und allgemeiner gab sich der Widerstand der städtischen Gemeinwesen und der freien Bauerschaften gegen Fürsten und Adel kund, je mehr sich diese vermaßen, die ersteren zu unterjochen. Die Noth festigte die Einigkeit und schärfte die Vorsicht; diese beiden erhoben das Selbstgefühl.

Im deutschen Norden war damals Waldemar von Brandenburg (aus dem Hause Anhalt) der kühnste und gewaltigste Fürst, welcher mit Eifersucht d'rauf hinsah, wie die Macht der »Hansa« immer stolzer und sicherer heranwuchs. Er eroberte Pomerellen, Danzig und das Land, wo die Weichsel mündet, und übergab diese Eroberungen dem deutschen Ritterorden, um ihn zum rüstigen Bundesgenossen gegen die Hansa zu haben. Wie nun seine feindseligen Absichten gegen diese kund wurden, traten alle geistlichen und weltlichen Herren im Norden, welche die Hansa längst beneideten und haßten, auf seine Seite, auch König Erich von Dänemark, und sie legten sich mit ihm (1310) vor die Stadt Rostock, welche zur Hansa gehörte. Dennoch gelang es allen zusammen nicht, Rostock zu erobern. Während dieser Zeit drang Friedrich »mit der gebissenen Wange« in Waldemars Land, um sich die Lausitz wieder zu erkämpfen; — Waldemar besiegte ihn (1312) bei Großenhayn und nahm ihn gefangen. Waldemars Ansehen im Norden wurde immer größer und alle dortigen Fürsten blickten lang mit Neid auf ihn. Als er nun den Herzog von Pommern bekriegte, weil dieser Stralsund in seine Gewalt zu bringen suchte, schlossen die meisten Fürsten im deutschen Norden, wie auch Polen, Dänemark, Schweden und Norwegen, einen Bund gegen ihn; Waldemar wurde geschlagen,

machte jedoch dem Dänenkönig in dessen eigenem Land arg zu schaffen und der Bund seiner Feinde löste sich auf. Er starb im Jahre 1319, ohne Kinder zu hinterlassen; bald nach ihm verschied auch Landgraf Friedrich der Gebissene, dessen ganzes Leben fast blos ein ununterbrochener Kampf voll wundersamer Abenteuer gewesen war.

Im deutschen Süden eiferten inzwischen die Geschlechter Habsburg und Wittelsbach, das erstere in den österreichischen Landen und in der Schweiz mächtig und nach immer größerem Besitz lüstern, das zweite in Baiern und in der Pfalz. Habsburg war stark durch Eintracht: fünf Brüder, König Albrechts Söhne, regierten die Erblande gemeinschaftlich unter Leitung der beiden ältesten, Friedrichs des Schönen und Leopolds; Wittelsbach hingegen schwächte sich selbst durch Landestheilung und Zwiespalt der Blutsverwandten. Die erste Landestheilung war ausgegangen von den Söhnen Otto's des Erlauchten, welcher zugleich Herzog von Baiern und Pfalzgraf am Rhein gewesen war, und es hatte (1255) Ludwig, (der ältere von jenen Beiden,) die Pfalz am Rhein und Oberbaiern, Heinrich (der jüngere) Niederbaiern genommen. Nach Ludwigs Tod (1294) lagen dessen beide Söhne, Rudolf und Ludwig, lange Zeit in schwerem Zwiste gegen einander, bis sie 1310 das oberbairische Land abermals theilten; die Pfalz behielt Rudolf ungetheilt. — Ebenso theilten auch die drei Söhne Heinrichs von Niederbaiern nach dessen Tode (1290). Otto (der älteste von ihnen) war von einer Partei in Ungarn zum König erwählt und (1302) zu Stuhlweissenburg gekrönt worden. Bald war jedoch die Gegenpartei (für Karl Robert von Neapel) mächtiger geworden und Otto in Gefangenschaft gerathen. Er entrann nach Breslau zum Herzog Heinrich von Schlesien, welcher ihn abermals gefangen nahm; Agnes, des Herzogs Tochter, befreite ihn, und statt der Krone brachte er sie als seine Braut nach Baiern heim. Während seiner Abwesenheit aber war König Albrecht aus Rache mit Kriegsvolk in Baiern eingebrochen; das schuldlose Volk mußte den Zwist der Fürsten büßen. Nach König Albrechts Tod rächte nun Otto an dessen Sohn, Friedrich dem Schönen, die erlittene Unbill, und an Oesterreich Baierns Noth. Nachdem Otto's zwei Brüder vor ihm gestorben waren, übergab er auf seinem Todtenbett (1312) sein unmündiges Söhnlein und seine zwei Neffen der Treue seiner Städte Stenbing und Landshut, daß sie die Waisen schützen und seinen tapfren und edlen Vetter, den Herzog Ludwig von Oberbaiern, als Vormund anerkennen sollten. Sie thaten's mit Freuden. Aber der niederbairische Adel wollte diese Bevorzugung der ihm verhaßten Städte nicht dulden, verband sich, die strenge (Gerechtigkeitsliebe Ludwigs scheuend, mit Herzog Friedrich dem Schönen von Oesterreich, und übertrug diesem die Vormundschaft. Voll Thatenlust und Ruhmdurst nahm Friedrich sie an, und als Ludwig sie nicht aufgeben wollte, kam's, nach einer fruchtlosen Zwiesprache Beider, darüber zum Krieg. Friedrich

und Ludwig waren blutsverwandt, beide König Rudolfs Enkel, Friedrich von väterlicher, Ludwig von mütterlicher Seite, denn Ludwigs Mutter, Mechtild, war eine Schwester König Albrechts. Einst, da Ludwig noch im zarten Jugendalter, war Mechtild mit ihm vor den Mißhandlungen ihres andern Sohnes Rudolf zu ihrem Bruder Albrecht gen Wien geflohn: dort wurde Ludwig mit Friedrich dem Schönen erzogen; so waren beide in Jugendfreundschaft herangewachsen, beide reich an herrlichen Gaben, muthvoll, ritterlichen Sinnes, hochstrebend. Als es nun wegen der Vormundschaft so weit gekommen war, daß sie zu den Schwertern griffen, hatte Ludwig einen harten Stand; denn nicht blos Friedrich und dessen treuer Bruder Leopold, so wie der niederbairische Adel waren gegen ihn, sondern auch sein eigener Bruder, der Pfalzgraf Rudolf, welcher ihm noch immer grollte. Aber Ludwig vertraute auf die Kernkraft des Volks, die in den Bürgern lag, und freudig schwangen diese ihre Schwerter, dem stolzen Adel zu weisen, daß der Werth des Menschen nicht im angeerbten Vorrecht, sondern im Bewußtsein der Freiheit und im Verdienst liegt, das sich der Mann selbst erwirbt. Bei Gammelsdorf in Baiern schlug Ludwig durch die Kraft der schlichten Bürger, am 9. November 1313, die übermüthige Ritterschaft Oesterreichs und Baierns. Da wurden gar viele Edelleute gefangen: zum ewigen Gedächtniß setzte Ludwig den treubaren Bürgern von Landshut drei Ritterhelme in ihr Stadtwappen. Hierauf verzog sich Friedrich der Schöne zu Salzburg (am 17. April 1314) mit Ludwig dem Baier, und entsagte den Ansprüchen auf die Vormundschaft in Baiern. Ihm stand jetzt ein höheres Ziel vor Augen, — die Herrschaft des deutschen Reichs, welche durch Heinrichs VII. Tod erledigt war; Ludwig versprach ihm, daß er ihm bei der Königswahl nicht entgegen sein wolle.

Friedrich hoffte zuversichtlich, daß diese auf ihn fallen müsse; denn groß war Habsburgs Macht und die Zahl seiner Freunde: der Erzbischof von Köln, der Pfalzgraf Rudolf, die Herzoge von Sachsen-Wittenberg und von Kärnthen waren für Friedrich, und, was noch mehr war als dessen Macht, Bündnisse und Reichthum, — er hatte einen Bruder, der für ihn gegen eine ganze Welt in Waffen mit Freuden in den Tod gegangen wäre. Das war der kühne, tapfre Herzog Leopold, welcher »die Blume der Ritterschaft« hieß, aber die Krone der Bruderstreue heißen sollte: denn sein höchster Stolz war, seinen Bruder groß und herrlich zu sehn; sein ganzes Leben gab er mit bewundernswerther Aufopferung, in verzehrender Leidenschaft dafür hin. Aber eine nicht minder mächtige Partei war gegen das Haus Habsburg: der junge König Johann von Böhmen (Kaiser Heinrichs VII. Sohn), die Kurfürsten von Mainz (Peter Aichspalter) mit Balduin von Trier, Markgraf Waldemar von Brandenburg und der Herzog von Sachsen-Lauenburg, kurz Alle, welche dem Hause Luxemburg anhingen,

dessen Sprößling, König Johann von Böhmen, noch zu jung für die deutsche Krone war. Diese luxemburgische Partei wandte ihre Blicke auf Ludwig den Baier, der als ein edler, gerechter und tapferer Herr bekannt war, und trug ihm die Krone an. Als diese Botschaft zu ihm kam, sprach er überrascht: »Was wollen die Fürsten mit mir? Ich gab meinem Vetter Friedrich mein Wort, ihm bei der Wahl nicht zuwiderzuhandeln! Ihn wählet zum König! Auch ist seine Macht bei weitem größer, als die meinige.« Darauf entgegneten ihm die Kurfürsten von Mainz und Trier: »Das Versprechen, das Ihr ihm gabt, ist null und nichtig; denn Ihr gabt es, bevor Ihr wissen konntet, daß Ihr selbst erwählt würdet. Was aber Eure Macht betrifft, so wisset, daß alle Freunde des Hauses Luxemburg für Euch einstehen.« Nun willigte Ludwig endlich ein. Aber kaum hatte er's gethan, so kam auch der Eigennutz der Kurfürsten an den Tag und sie bedingten sich große Summen Geldes und wichtige Vorrechte von ihm aus.

Als nun der Tag zur Königswahl da war, lagerten sich beide Parteien, die habsburgische und die luxemburgische, am Main vor Frankfurt. Die erstere wählte am 19. October 1314 mit vier Stimmen Friedrich den Schönen, die letztere am folgenden Tage mit fünf Stimmen Ludwig den Baier. Freudig schloß diesem die Stadt Frankfurt die Thore auf und huldigte ihm als rechten Herrn des deutschen Reichs, während sie Friedrich den Schönen abwies. Da wollte sich dieser schnell in Aachen krönen lassen, doch Ludwig kam vor ihm an und so ließ sich Friedrich am 25. November in Bonn durch den Erzbischof von Köln krönen; Ludwig empfing des Tags darauf zu Aachen aus der Hand des Erzbischofs von Mainz die Krone. So hatte jeder der beiden Nebenbuhler ein Herkommen für sich, und zwar Friedrich: daß ihn jener Erzbischof gekrönt hatte, welcher diese Handlung seit alten Zeiten zu verrichten pflegte, Ludwig hingegen den herkömmlichen Krönungsort; da nun bisher nur die Einhelligkeit der Wahlstimmen gegolten hatte und das Wahlgesetz für den Fall einer bloßen Stimmenmehrheit nichts entschied, so führte jeder von Beiden ein Herkommen für die Rechtmäßigkeit seiner Wahl an und die Entscheidung ward auf das Gottesurtheil des Kampfes gestellt. Darüber wurde ganz Deutschland zum Schlachtfeld, und — leider — Jahre lang: alle edlen Geschlechter und Städte ergriffen Partei, die letzteren meist für Ludwig, den Freund des Volks; auch die Waldstätte in der Schweiz entschieden sich für ihn. Diese waren im Streit mit dem Abt von Einsiedeln gewesen, welchen das Haus Habsburg beschützte, hatten das Kloster überfallen und waren darüber in Acht und Bann gekommen; Ludwig befreite sie von der Acht und ließ sie durch den Erzbischof von Mainz auch vom Bann lösen.

6.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.

Arndt.

Aber heftig zürnte Herzog Leopold den freien Männern in den Waldstätten, und schwur, sie für ihren kühnen Widerstand gegen das Haus Habsburg zu züchtigen. In seiner Leidenschaft haßte er Jeden unversöhnlich, der seinem Willen Hohn entgegen war, und es schien ihm ein Leichtes, jene Bauern, die von den Künsten des Krieges nichts verstanden, durch seine kampfgeübte Ritterschaft zu unterwerfen. »Mit dem Fuß will ich sie zertreten,« rief er im Uebermaß seines Grimms. Als dies der Graf Friedrich von Toggenburg vernahm, welcher ihnen wohlwollte, bat er den Herzog um die Gunst, daß er zwischen ihm und den Waldstatten unterhandeln durfte. Der Herzog gab ihm zur Antwort: »O sie verdienen's wohl, um so vieler Schmach willen, die sie meinem Vater, meinen Brudern und unsern Vögten angethan, daß ich Rache nehme und sie ausrotte. Doch weil Ihr für sie bittet, so will ich ihnen vergeben, wofern sie meinen Bruder als rechten König anerkennen und sich unserm Hause unterwerfen.« Da ritt der Toggenburger in die Waldstatte und stellte mit aufrichtigem Rath des Herzogs große Macht vor, daß die Eidgenossen das Gebot annehmen mochten. Sie erwiederten ihm: »Herr, wir danken Dir für Deine Lieb und Treu': aber das Gebot nehmen wir nicht an. Nie thaten wir den Fürsten von Oesterreich ein Leid, da doch sie an uns so viel Uebermuth geübt: wir haben nichts gethan, als uns vor Tyrannei gerettet. D'rum, will der Herzog wider uns kommen, so wird er uns finden: mit Gottes Hülfe wollen wir uns wehren, so gut wir's vermögen.« D'rauf boten sie vorsichtig gute Macht: Herzog Leopold aber, als er ihren Bescheid vernahm, entbrannte nur noch heftiger vor Zorn. — Nachdem nun König Friedrich mit der Prinzessin Isabella von Arragonien und Herzog Leopold mit Katharinen von Savoyen zu Basel prachtvoll Hochzeit gehalten hatten, brach der letztere mit großer Macht gegen die Eidgenossen auf. Um ihren Bund zu zersprengen und ihre Kraft zu zersplittern, beschloß er, sie von mehreren Seiten her zugleich anzugreifen und hielt Rath, wie er in das Land Schwyz käme. Da sprach sein Narr, der klüger war, als all' die ernsthaften stolzen Herrn: »Ihr habt wohl berathen, wie Ihr in's Land herein kommen mögt, aber Keiner hat gerathen, wo wir wieder herauskommen.« Diese Warnung ward als närrisch verlacht. Herzog Leopold bot zwei Heerhaufen zum Zug: mit ihm kamen zahlreiche Herrn vom Adel und Ritter, darunter Manche, welche ihre lang verhaltene Rache an den Eidgenossen jetzt auslassen wollten, wie der Landenberger und Geßlers Sippschaft,

auch Kriegsvolk des Klosters Einsiedeln. Es war aber ein braver Edelmann, Heinrich von Hunenberg, dessen Burg nicht weit von Zug stand: der gedachte dankbar eines guten Dienstes, welchen ihm die von Schwyz einst gethan, und schrieb auf Zettel: »Hütet euch auf St. Otmars Tag, Morgens am Morgarten!« hieß die Zettel an Pfeile binden und die Pfeile in's Dorf zu Art schießen, daß die von Schwyz gewarnt waren. Da beschickten sie eilig die von Uri und Unterwalden und erfragten zu Schwyz den Rath eines alten Mannes, Rudolf Reding, der in Kriegssachen doch erfahren war, beteten alsdann zu Gott dem Allmächtigen um Beistand, und zogen hierauf, nur Dreizehnhundert an der Zahl, an den Berg Sattel. Da kamen funfzig Männer von Schwyz, welche wegen Parteifehden durch's Gesetz aus der Heimath verbannt worden waren, an die Gränze und riefen ihren Landsleuten flehentlich zu: »Laßt uns mit euch für's Vaterland kämpfen!« Aber es ward ihnen abgeschlagen, damit vom Gesetz, durch welches sie verbannt waren, selbst wegen der Noth, keine Ausnahme gemacht würde und es in Ansehn bliebe. Nun legten sich die funfzig Verbannten, die trotzdem für's Vaterland einstehen wollten, unter'm Sattel auf die Anhöhe hoch Morgartens auf eine Matte, worunter die Straße geht, und harrten der Feinde. Am 15. November 1315 in der Frühe zog Leopold mit seiner stattlichen Ritterschaft heran und erfüllte die ganze Straße zwischen dem Berg und dem Aegeri-See. Und wie sie hinkommen, wo der Paß sich verengt, da wälzen auf einmal die funfzig Verbannten laut schreiend von der Anhöhe der Sagler-Fluh mächtige Felsblöcke auf die Ritter herab, daß Mann und Roß fällt. Als die dreizehnhundert Eidgenossen auf dem Sattel dies gewahren, rennen sie mit Macht hernieder, fallen den Rittern in die Seite, lassen ihre gewaltigen Keulen auf die Helme niederschmettern und stoßen mit ihren langen Hellebarden auf Roß und Reiter. Da sinken die Zierden des Adels zu Boden, die Verwirrung nimmt zu, viele Roße springen scheu in den See. Nun wollen die Reiter hinter sich drängen; aber da steht Leopolds Fußvolk eng geschichtet und hält sie auf. So werden viele im Fußvolk von den Roßen zertreten: was in der Verwirrung nicht durch die Feinde selbst zu Grunde geht, dem geben die Eidgenossen den Rest. — Mit genauer Noth floh Herzog Leopold am See hinab, gen Zug und nach Winterthur. Dort vernahm er, daß auch seine anderen Heerhaufen überwunden und in die Flucht getrieben worden waren. Das war der erste Kampf der Eidgenossen um die Freiheit. Nun nahmen die Schwyzer die funfzig Verbannten wieder auf. Alle Eidgenossen feierten den Tag, an welchem Gott sie aus der Gewalt ihrer Feinde gerettet, als einen hohen Feiertag und ließen alljährlich Messen lesen für die, so am Morgarten für's Vaterland gestorben, und ihre Namen vor allem Volk laut nennen. Hierauf erneuerten sie am 9. December zu Brunnen am See den alten Bund. — Im dritten Jahre darnach geschah (auch in der Schweiz) eine andre Volksthat,

ewigen Preises werth. Herzog Leopold, immerdar rüstig, allerorten die Anhänger König Ludwigs zu bezwingen, lag (1318) mit vielem Kriegsvolk vor der Stadt Solothurn, die zu Ludwig hielt. Wie er nun diese arg bedrängte, schwoll der Aarstrom plötzlich von heftigen Schlagregen, so daß die Brücke, welche Leopolds Lager verband, in großer Gefahr war, zerrissen zu werden. Eilig ließ er sie mit Steinen beschweren und sein Kriegsvolk herüberziehn. Da nun dessen Viele auf der Brücke waren, zerbaust sie vom Schwall der Wasser und Alle hatten den Tod vor Augen. Da eilten die von Solothurn ohne lang Besinnen mit Schiffen herbei, in selbsteigner Gefahr, retteten ihre Feinde, brachten sie in die Stadt, wärmten und sprenten sie und schickten sie dann wieder in's Lager. Vor solchem Edelmuth streckte der Herzog die Waffen: er ritt mit dreißig Rittern in die Stadt, verehrte ihr ein Banner und gab den Krieg auf.

Gleichwie die Eidgenossen in der Schweiz, so wehrten sich einige Jahre später die Dithmarsen, welche hoch oben an der Nordsee zwischen der Eider und der Elbe saßen, auf dem Boden, den sie dem Meer abgerungen hatten, um ihre Freiheit. Ungeschwächt hatten sie die Kernkraft unsrer Urväter und eben so treu deren Sitten und Tugenden bewahrt. Sie waren hoch von Wuchs und flämmigen Gliederbau's, von erstaunlicher Stärke und Gewandtheit. Nicht in Stände abgeschieden, waren sie Alle unter sich gleich, — Alle Bauern, Alle frei. Sie hatten keine Städte, — blos Dörfer, die zu Kirchspielen (Kerkspele) verbunden waren; dagegen war ihr ganzes Land (sieben Wegstunden lang von Norden nach Süden, und vier Wegstunden am breitesten von Osten gen Westen) durch Gräben, Walle, Deiche, Schleußen und Flusse gegen die Nachbarn abgeschlossen, wie eine einzige Festung. Das ganze Volk bildete gleichsam einen Bund von Geschlechtern, jedes Geschlecht theilte sich in mehrere »Klufte«, welche oft über viele Kirchspiele ausgebreitet waren. Jeder einzelne Dithmarse war seinem ganzen Geschlecht verpflichtet mit Rath und That, zu Recht und Buße, in Wohl und Weh. Durch diese Einrichtung lernte Jeder von früh auf Gemeinsinn, welcher das ganze Volk durch ein heiliges Gewebe von tausend unsichtbaren Fäden zusammen hielt. So blieb den Dithmarsen das Vaterland das Allerheiligste, und Vaterland und Freiheit waren in ihren Begriffen stets eins. Zum Dienst beider wurden die Kinder sorgfältig auferzogen, frühzeitig selbstständig, um den Werth der Unabhängigkeit fühlen und einsehen zu lernen. Der Knabe war schon mit acht Jahren mündig: im vierzehnten stand er bereits in der Waffenübung und erprobte sie bei der Heerschau im Dorf, welche jährlich am Mayetag nach Pfingsten stattfand: da mußte die ganze junge Mannschaft des Dorfes schwören: des Landes Freiheit zu vertheidigen, und, welcher Wehrhafte dabei ausblieb, der wurde um dreißig Mark gebüßt. Mit achtzehn Jahren war der Dithmarse zu jeder Staatsleistung und Gerichtspflicht verbunden. Alle Grundbegriffe und Grundeinrichtungen der altdeutschen Gerichtsverfassung

bestanden bei den Dithmarsen in voller Kraft, das Wehrgeld, die Mannbuße, die Friedensbuße, das Gottesurtheil, das Geschworenengericht. Groß war die Achtung vor dem Gesetz, gute Sitten machten allzuviele Gesetze überflüssig. Das hohe Rechtsgefühl des Volkes ersetzte oft den nüchternen Urtheilsspruch. Einen erwiesenen Dieb stieß sein Geschlecht als unehrlich aus und Keiner seiner Sippschaft nahm sich seiner an, oder letzterer Ersatz für ihn. Er büßte durch den Strang: die »Schließer«, welche mit dem Vogt die Polizeibehörde bildeten, vollzogen das Urtheil, denn Scharfrichter gab's nicht. Verräther und Feinde des Landes wurden enthauptet. Besonders streng wurden Verbrechen gegen die Keuschheit gestraft und zwar von den nächsten Verwandten der Schuldigen selbst, durch Feuertod, Ertränken, Lebendigbegraben. Denn Sittenzucht galt dort noch eben so heilig wie bei unsern Vätern. Eben so wurden auch die Frauen geehrt, und mit vollem Recht: denn sie waren edel, starkmüthig, begeistert für Ehre, Freiheit und Vaterland: sie folgten den Männern in die Schlachten nach, labten sie mit Speise und Trank, ersetzten sie an, fochten selber mit in Mannskleidern und Harnischen, und wählten lieber Tod als Schmach. Mit gleicher Treue, wie die Dithmarsen an der Verfassung unserer Väter hingen und die Tugenden derselben erhielten, bewahrten sie auch noch deren Lustbarkeiten: kriegerische waren ihnen die liebsten, wie's einem Volke geziemt, das für die Freiheit lebt, zumal war der Schwerttanz beliebt, welchen sie mit großer Kunst auszuführen verstanden, dann auch Werfen, Ringen, Springen. Und wie dadurch die Kraft des Leibes immer frisch und rüstig erhalten blieb, so auch die geistige: da klang das Volkslied frei und keck, wie des Meeres Wellenschlag, von Krieg und Sieg, zu Preis und Spott, zu Lieb' und Lust, und nicht etwa in Stuben und Kammern, nein, zum frohen Reigentanz griff's mächtig bewegend in's öffentliche Leben.

So waren die Dithmarsen, keusch und sittenstreng, einfach und mäßig, fleißig und streitbar, gleich und einig, und durch dies Alles der Freiheit werth. Jahrhunderte lang haben sie, bei den großen Weltbränden unbeachtet, ihr Vaterland wie eine reine Jungfrau vor schnöden Angriffen fremder Machthaber gehütet. Nach den Tagen Heinrichs des Löwen, ihres gewaltigen Feindes, haben sie abwechselnd gegen die Grafen von Holstein und gegen die Dänen gestritten, denn die ersteren wollten, als das Land die Freiheit errungen, doch ihre Ansprüche nicht aufgeben. Die Dithmarsen schlugen sie 1289. Im Jahre 1320 benützten sie die Unmündigkeit der Grafen, brachen in deren Land ein, drangen bis Kiel vor und kehrten mit großer Beute heim. Da überfiel sie Graf Gerhard, der »Eiserne«, bei Bornhövede, erschlug ihrer fünfhundert und trieb die andern in die See. Hierauf hoffte er, ihr Land mit leichter Mühe zu erobern, und führte (1322) viel Kriegsvolk hinein, »die Bauern sollten ihm's« (wie er meinte) »besolden.« Er gewann auch in zwei Feldschlachten den Sieg und

ihrer siebenhundert wurden erschlagen. Die aber, so entrannen, flüchteten sich in die Kirche zu Oldenwörden und befestigten diese wie eine Burg. Da schichteten die Holsteiner Holz um die Kirche und zündeten es an. In solcher Noth rufen ihm die Dithmarsen zu: sie wollten sich ihm ergeben. Er aber traut ihnen nicht und läßt das Feuer noch näher an die Kirche legen. Schon wird's so arg, daß durch die Ritzen der Decke das geschmolzene Blei vom Kirchendach den Dithmarsen auf die Scheitel träuft. Da thun sie sich zusammen, brechen todesmuthig in Haufen aus der Kirche, und nun auf die Holsteiner los und drein! Diese versah'n sich im Uebermuth dessen nicht: jetzt müssen sie's büßen. Auf einmal fliegen aus allen Hecken und Gräben ringsum Dithmarsen hervor: auch die von der Insel Busum kommen eilig herzu, und alle Bauern zusammen haben die Holsteiner mitten unter sich, und fechten, im Blute watend, auf einem Acker bei Oldenwörden mit solchem Grimm und Hitz, daß zweitausend Feinde, zwölf große Herrn dazu, todt auf dem Platze bleiben. Mit genauer Noth und wenigem Volk entrannen Graf Gerhard und Herzog Heinrich von Mecklenburg. Damals war eine dithmarsische Frau: die hatte ihren Mann und acht Söhne in den Kampf geschickt und bekam Botschaft: »Weib, Deine Söhne sind im Kampf gefallen; doch tröste Dich! Dein Mann ist noch am Leben.« Wie sie dies hört, ruft sie grimmig vor Scham: »Wie? meine Söhne und so viele brave Landsleute für's Vaterland gefallen und mein Mann allein — geflohn? So komm' er mir nimmer vor die Augen!« Da gibt ihr der Bote Bescheid: »Wohl hat er das Leben noch, aber so tiefe Wunden, daß er nicht mehr aufkommt!« »Herr Gott, ich danke Dir,« ruft jetzt das Dithmarsen-Weib, »daß Du mir einen solchen Mann und solche Söhne gabst, die für's Vaterland sterben!«

8.

Die Treue ist der Ehre Mark.
F. Schlegel.

Inzwischen dauerte der Streit der beiden Gegenkönige Ludwig und Friedrich ohne Entscheidung sieben Jahre lang fort. Der Papst Johann XXII. nannte Beide »seine geliebten Söhne und erwählte römische Könige.« Doch als ihn jeder um die Bestätigung der Wahl angieng, erklärte er plötzlich: »bis der Kaiserthron wieder besetzt ist, hat der Papst allein das Reich zu verweser. Italien so wie Deutschland.« Er hatte dabei die Absicht, ganz Ober- und Mittelitalien für sich zu erobern: deshalb besoldete er aus seinem Schatz, den er klug zu vermehren wußte, ein stattliches Heer, und gebot den Oberhäuptern der lombardischen Städte, die Reichsstatthalterschaften, welche ihnen Kaiser Heinrich VII. verliehen hatte, niederzulegen. Matthäus Visconti in Mailand that dies, wurde jedoch zum Oberherrn dieser Stadt und brachte zehn Städte zu

ihrem Gebiet, so daß Mailand nun der Mittelpunkt eines Fürstenthums war. Darüber ergrimmte der Papst und befahl dem König Friedrich, den Visconti zu bekriegen. Friedrich sandte seinen Bruder Heinrich dahin; als aber ihm die Ghibellinen Beistand gegen Ludwig versprachen, zog Heinrich wieder von dannen.

Endlich vermochte der feurige Friedrich seine Ungeduld nach einer Entscheidung nicht länger mehr zu bemeistern und brach im Herbst des Jahres 1322 in's Baierland ein. Seine zuchtlosen Kriegsleute hausten dort so übel, daß Ludwig, vom Schmerz um die Noth des Volks tief erschüttert, lieber der Krone entsagen, als es noch länger leiden sehen wollte. Doch schon drängten ihn Friedrich und Leopold zur Schlacht. Leopold wollte von Schwaben her gegen ihn andringen; Friedrich lagerte mit einem zahlreichen, wohlgerüsteten Heer und mit Hülfsvolk aus Ungarn bei dem Städtchen Mühldorf am Inn und schickte Eilboten an seinen Bruder Leopold, so schnell als möglich mit seinen Truppen herbeizukommen. Gelang's beiden Brüdern, ihre Streitkräfte zu vereinigen, so war Ludwig verloren. Doch Leopold säumte zur Unzeit, indem er aus Rache die Güter des Grafen von Montfort verwüstete, und zu Ludwigs Glück sangen die Mönche von Fürstenfeld die Vesper auf, welche zwischen den beiden Brüdern hin und wieder gingen, so daß Keiner vom Andern etwas erfuhr. Rasch zog jetzt Ludwig seinem Feinde entgegen und stellte seine Heeresmacht bei Ampfing (nicht weit von Mühldorf) auf: mit ihm waren zumal die meisten Bürger (wie bei Friedrich der Adel), sodann Kriegsvölker des Kurfürsten von Trier und des Königs Johann von Böhmen. Er übergab die Leitung der Schlacht und den Oberbefehl einem wohlerfahrnen Ritter, Seifried Schweppermann. Wie dieser, ein gebeugter Greis, herangeritten kam und das Heer Friedrichs übersah, schlotterten ihm die Füße in den Steigbügeln, daß ihn alle jungen Herrn verlachten; er hieß sie lachen und bestellte still die Schlachtordnung. Den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, legte er mit 600 Rittern, welche aus Kriegslist österreichische Farben und Fahnen angenommen hatten, in einen Hinterhalt. König Ludwig trug einen einfachen Wappenrock, wie ein gemeiner Mann, aus Vorsicht, weil seinem Leben schon öfter meuchlerisch nachgestellt worden war: Friedrich ritt, als König gerüstet, im leuchtenden goldnen Harnisch, den Reichsadler d'rauf, die Krone auf dem Helm, stolzfreudig den Seinen voran: nie schien er schöner als an diesem Tag. Am frühen Morgen des 28. Septembers 1322 brach die Schlacht los. Die Schlachthörner schollen, die Heerpauken schmetterten d'rein: mit Geheul jagten Friedrichs Hülfsvölker aus Ungarn, die wilden Kumanen und Bulgaren, gegen den linken Flügel von Ludwigs Schlachtreih' heran. Dort standen die Böhmen unter ihrem König Johann und vertheidigten sich heldenmüthig. Dennoch mußten sie und die Baiern endlich über den Fluß Isen zurückweichen. — Schon stand Ludwig selbst

in Gefahr, gefangen zu werden; da drangen die Münchner Bäcker zu ihm heran und brachen ihm mit tüchtigen Hieben freie Bahn. Bairische Reiter hielten die Flucht ihres Fußvolks auf, und nun konnten sich auch die Böhmen wieder sammeln. Indessen wandte der kluge Schweppermann plötzlich den linken Flügel, so daß die Feinde Sonnenschein, Wind und Staub in's Gesicht bekamen. Begeistert focht Friedrich mit ritterlichem Heldenmuth um die Krone: Siegesjubel erschollen in seinem Heer. Doch unerschrocken schlug und wehrte sich Ludwigs Heer zehn Stunden lang. Horch, da erschallt vom rechten Flügel der Oesterreicher her helles Freudengeschrei: aus einem Waldthal an der Isen sehn sie frische Schlachthaufen mit ihren Fahnen und Farben heranrücken: das ist gewiß Herzog Leopold! Die Schaaren eilen dicht in Seiten und Rücken der Oesterreicher heran: jetzt erst, Stirn an Stirn, erkennen diese die Kriegslist: nicht Leopold, sondern ihr Feind, der Burggraf von Nürnberg, ist's mit frischem Volk. Nun bricht Entsetzen rings in die österreichischen Reihen. Von allen Seiten her umstellt, drängen sie sich zur Flucht an die Isen und drüber zurück. Nur Friedrich ficht noch mit drei edlen Genossen wie rasend auf einer Wiese. Endlich stürzt sein Roß: da eilt der Ritter Albrecht von Rindsmaul, Schweppermanns Schwager, auf ihn zu: diesem übergibt er sein Schwert. Freundlich begrüßte ihn Ludwig, welcher durch diesen Sieg nun Alleinherr war; Friedrich schwieg vor tiefem Schmerz.

Als sich drauf am Abend die müden Helden zum Mahl setzten, gab's nach so viel Arbeit gar spärliche Kost: in der ganzen geplünderten Gegend waren blos Eier aufzutreiben. König Ludwig vertheilte sie: es reichte je eins auf den Mann, und eins blieb dann übrig. Das gab er dem Schweppermann und sprach dazu: »Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.« Diese Worte ließ der alte Held auf seinen Grabstein schreiben. In den nächsten Tagen darauf ließ Ludwig seinen gefangenen Gegner auf das Schloß Trausnitz an der Pfremdt bei Nabburg in ritterliche Haft führen.

Als Leopold das Unglück seines geliebten Bruders vernahm, zog er voll tobenden Grimms und Schmerzes, doch mit festem Muth, nach Schwaben zurück. Himmel und Hölle wollte er in Bewegung setzen, um Friedrich aus dem Kerker auf den Thron zu führen.

Indessen benutzte Ludwig sein Glück mit Klugheit und Muth. Er gebot auf einem Reichstag zu Nürnberg (1323) den Landfrieden und beendigte eben dort den langen Streit um die Mark Brandenburg, deren Besitz durch den Tod des Markgrafen Waldemar (1319) und den seines Erben Heinrich von Landsberg (1320) erledigt war; er verlieh sie als eröffnetes Reichslehen seinem achtjährigen Sohn Ludwig. So suchte er seine Hausmacht zu vermehren und sein Ansehen dadurch zu befestigen. Es that ihm auch noth; denn schon stand ihm ein neuer,

K. 21

furchtbarer Kampf dewer, welcher nicht blos seine Person, sondern auch das Vaterland mit betraf, der Kampf mit dem Papst.

Johann XXII. war nämlich in heftigen Zorn über Ludwig entbrannt, weil dieser dem Galeazzo Visconti von Mailand (dem Sohn des Matthäus) 800 Ritter zur Hulfe gegen das päpstliche Heer geschickt hatte, worauf dieses die Belagerung Mailands aufheben mußte. Da ließ der Papst 1323 zu Avignon an die Pforte des Doms eine Schrift anschlagen, des Inhalts: »Ludwig solle sich der Regierung enthalten und Alles, was er bisher als König gethan, widerrufen; bei Strafe des Banns dürfe ihn Niemand als König erkennen.« Als Ludwig dies erfuhr, wahrte er zu Nürnberg in einer Schrift feierlich die Rechte des Reichs und die Unabhängigkeit der deutschen Krone und berief sich auf eine

allgemeine Kirchenversammlung. Diesen Beschluß zu Ehren der ganzen deutschen Nation erklärte der Papst für ein Verbrechen und that Ludwig (am 23. März 1324) in den Bann, setzte ihm jedoch zwei Fristen zu einer demüthigen Verantwortung, wiewohl er insgeheim bereits Anstalten getroffen hatte, um ihm die Krone zu rauben, und sie dem König Karl IV. von Frankreich zu verschaffen. König Johann von Böhmen, in seinen Gesinnungen stets wandelhaft, je nachdem er für sich Vortheil fand, schloß sich jetzt an die französisch-päpstliche Partei, mit ihm die ganze luxemburgische; auch Herzog Leopold, welcher Tag und Nacht blos an die Befreiung des geliebten Bruders dachte, trat, von Rachsucht getrieben, in den Bund. Als nun die letzte Frist abgelaufen war, welche der Papst gesetzt hatte, warf er am 1. Oktober 1324 den Bann auf König Ludwig, und das Interdikt auf alles deutsche Land. Da fanden Ludwig und Deutschland einen unerwarteten wichtigen Beistand bei den Minoriten (Franziskanern). Diese vertheidigten hartnäckig das Gelübde unbedingter Armuth, demzufolge sie nicht das geringste irdische Gut besitzen wollten; weil nun der Papst diese Lehre verwarf, traten sie kühn gegen ihn auf und bestritten sein Ansehn. Eifrig öffneten sie dem lang verblendeten Volk die Augen, sowohl durch Predigten, als auch in den Beichtstühlen, über alle Anmaßungen des römischen Stuhls, über alle Mißbräuche und Laster am römischen Hofe. So zerrissen sie den Schleier des Wahns, hinter welchem sich das Volk den Papst bisher nicht blos wie Gottes Stellvertreter, sondern fast wie den allmächtigen Gott selbst in unbegreiflicher Majestät und Heiligkeit gedacht hatte. Da verlor die früher so furchtbare Waffe des Interdikts ihre vermeintlichen Schrecken; und, wollten jetzt die Geistlichen irgendwo, dem Gebot des Papstes zufolge, nicht Gottesdienst halten oder die Sakramente nicht ausspenden, so zwang sie das Volk dazu. — Um so grimmiger betrieb der Papst Ludwigs Untergang. Er bewog den König von Polen zum Einfall in Brandenburg und vermochte die Kurfürsten von Mainz und Köln, daß sie mit seinen und den französischen Gesandten gen Rense zur Absetzung Ludwigs und zur Wahl Karls IV. von Frankreich zusammenkamen; doch mannhaft sprach Graf Berthold von Buchegk, Komthur des deutschen Ritterordens zu Koblenz, dagegen und rettete durch die Gewalt der freien Rede das Vaterland von der Schmach, einem fremden Herrn unterthan zu werden. Indessen hatte Leopold, ungeduldig über die Lauheit des Königs von Frankreich, mit Ludwig Verhandlungen angeknüpft und ihm, für Friedrichs Freilassung, sogar die Reichskleinodien ausgeliefert. Als aber Ludwig noch immer zögerte, seinen Gegner freizugeben, brach Leopold, auf's Neue ergrimmt, von Schwaben her in's Bayerland und verwüstete es mit Mord und Brand. Ludwig, welcher zur Rettung herangezogen kam, mußte von Burgau gen Ulm fliehen. Schweren Herzens begab er sich von dort nach München und erwog die Gefahren, welche sich von allen Seiten gegen ihn heranwälzten.

Da trat der Karthäuser-Prior Gottfried von Mauerbach, Friedrichs Beichtiger, zu ihm und redete mit sanften Worten an sein Herz. Fromm horchte ihm Ludwig zu: er gedachte der alten Jugendfreundschaft, und, voll Vertrauens auf Friedrichs edles Herz, sah er in Versöhnung den Stern des Heils. So ritt er in aller Stille von München zur Feste Trausnitz und bot dort Friedrich dem Schönen ohne Lösegeld die Freiheit an. Freiheit! — Dies Wort tönte dem Gefangenen wie der Klang von Osterglocken: freudetaumelnd verzichtete er auf das Reich und versprach, sowohl für sich als auch für seine Brüder, dem König zu huldigen und wider alle Feinde desselben, auch wider den Papst, beizustehen, — endlich: wenn er diese Sühne nicht in's Werk zu richten vermöchte, sich auf Johannis, zur Sonnenwende, wieder in Haft zu stellen. Andächtig hörten hierauf

die versöhnten Jugendfreunde die Messe und nahmen das heilige Abendmahl: der edle Prior Gottfried theilte die Hostie zwischen ihnen zur Weihe der Eintracht und des Friedens: da umarmten und küßten sie sich tief ergriffen: der Geist des Herrn heiligte diese Stunde. Es war am 13. März 1325.

Blaß und abgemagert kehrte Friedrich, der einst so schön und freudig gewesen war, nach Wien zurück. Seine treue Gattin Isabella konnt' es nicht mehr seh'n, wie seine Schönheit durch's Unglück verschwunden war: sie hatte sich um ihn blind geweint. Doch herrlicher, als er je in Schönheit, Glück und Hoffnung gewesen, war er jetzt in seiner Treue. Um sein Wort zu lösen, bat er alsogleich seine Brüder, dem König Ludwig zu huldigen und die Reichsgüter im Elsaß und in Schwaben zurückzugeben: das ganze Reich forderte er auf, Ludwig als allein-rechtmäßigen Herrn anzuerkennen. Auch suchte er den Papst zur Versöhnung mit Ludwig zu bewegen. Doch der unversöhnliche Johann XXII. erwiederte ihm: »Nichtig ist der Eid, den Du ihm schwurst, und hältst Du ihn wirklich, so treffe Dich dafür der Bann, wie ihn.« Todend vor unsäglichem Schmerz verschloß auch Leopold den Friedensworten seines Bruders das Ohr und sprach: »Nie werd' ich erfüllen, was Du überrascht in meinem Namen versprachst. O sieh, mein ganzes Leben gab ich ja einzig für die Macht und Ehre unseres Hauses dahin, — für Dich, o Friedrich, für Dich! Und Alles wär' jetzt umsonst? Nein! Endlich ist uns das Glück hold: Du bist frei, ich bin gerüstet, unsre Bundesgenossen harren ungeduldig. D'rum nichts von Frieden! Kampf! und die Krone ist Dein!« Der Papst reizte noch diesen Ungestüm: er rief überdies die Könige von Frankreich und Polen gegen Deutschland auf, entband das Volk in Brandenburg von den Eiden, die es dem Sohne Ludwigs geschworen, und entbot die heidnischen Litthauer zum Einbruch in die Mark; — Alles, um den verhaßten Ludwig zu verderben.

Als nun Friedrich sah, daß er sein Versprechen nicht erfüllen konnte, wollte er doch sein Wort halten. Er kam zur Sonnenwende gen München, und stellte sich freiwillig wieder in die Haft. Tief gerührt schloß ihn Ludwig an's Herz und wollte ihn nicht mehr davon lassen. Von Stund' an aßen Beide an einem Tisch und schliefen in einem Bett, wie zwei leibliche Brüder. Der Papst konnte solche deutsche Treue lang' nicht für menschenmöglich halten. Ludwig hingegen baute fest darauf. Und als er seinem Sohn in Brandenburg zu Hülfe ziehen mußte, übergab er dem treuen Friedrich die Obhut Baierns. Am 5. September 1325 aber schloß Ludwig mit Friedrich einen Vertrag, daß sie auch die Herrschaft theilen wollten, wie Tisch und Bett, und das Reich brüderlich treu gegen jeden Feind beschirmen. Dies hielten sie jedoch geheim, damit die Kurfürsten und zumal der Papst nicht Einspruch dagegen erhöben. Als der Vertrag dennoch kund ward, traf diese Besorgniß wirklich ein. Da schlossen sie am 7. Januar 1326 zu Ulm einen neuen,

und schwuren, ihn trotz dem Papst und den Kurfürsten, aufrecht zu halten; Friedrich sollte an Deutschland König bleiben, Ludwig über Italien herrschen. Bald darnach starb Herzog Leopold zu Straßburg. Friedrich aber zog sich, in Schwermuth und sehnsüchtig nach Ruhe, in das Karthäuserkloster Mauerbach zurück.

8.

Ihr, die verpflanzt in arge Zeiten
Mit der Gewalt zu kämpfen wagt,
Ihr sollt dem Lichte Bahn bereiten
Und fahlt die Schauer, ob es tagt!

Salis.

Ludwig führte nun den Kampf gegen den Papst unerschrocken fort. Er fuhr im Jahre 1327 nach Welschland, wurde zu Mailand mit der eisernen Krone

gekrönt, zog siegreich gen Rom und erhielt dort im Januar 1328 die kaiserliche aus der Hand des Sciarra Colonna, und zwar im Namen der Stadt Rom, weil diese einst die Welt beherrscht hatte, statt, wie bisher, im Namen des Papstes. Und als die Römer auf dem Platz vor der Peterskirche versammelt waren, ließ er durch den Herold ausrufen: »Wer fuhrt das Wort für Johann von Cahors, welcher sich Papst nennt?« Als Alle schwiegen, sprach der Kaiser weiter: »Johann von Cahors hat durch Simonie und Ketzerei die päpstliche Würde befleckt und die Majestät geschändet. Drum entsetze ich den Unwürdigen seines Amtes; ein Würdiger besteige den Stuhl Petri!« Hierauf wurde der fromme Minorit Petrus von Corvara mit Bestimmung des römischen Volkes zum Papst erwählt und nahm den Namen Nikolaus V. an; der Kaiser selbst hing ihm den Mantel um und steckte ihm den Fischerring an den Finger, das Sinnbild der päpstlichen Macht. So schien's in diesem Augenblick, als habe das Kaiserthum nach langem Streit endlich über das Papstthum gesiegt.

Doch bald darnach kehrten die deutschen Fürsten heim; Ludwigs gewaltigster Anhänger Castruccio Castracani verließ Rom; Kriegsvolk des Königs Robert von Neapel streifte bis vor die Thore der Stadt; sein eignes konnte er nicht mehr besolden, und aus Geldnoth mußte er die Römer besteuern. Da sank sein Ansehen rasch; rings um ihn wuchsen Empörung und Verrath; der furchtbare Johann XXII. rief ganz Italien zu den Waffen wider ihn. So mußte denn Ludwig am 6. August Rom verlassen. »Es lebe die heilige Kirche! Tod dem Ketzer!« riefen ihm die wankelmuthigen Römer nach, und jubelten sich mit Johann XXII. wieder aus. Schritt für Schritt mit Gefahren und Noth kämpfend, durchzog nun der Kaiser Italien, und stiftete 1329 zu Pavia einen Hausvertrag, daß alle wittelsbachische Erbland immerdar unzersplittert bleiben sollte. Hierauf zog er aus der Lombardei gen Trient; dort vernahm er, daß Friedrich der Schöne am 13. Januar 1330 im Schloß Gutenstein gestorben sei. In Deutschland erwarteten ihn neue Kämpfe. Herzog Otto von Oesterreich, Friedrichs streitlustiger Bruder, war heftig erzürnt, daß Ludwig dem alten Herzog Heinrich von Kärnthen die Erbfolge für dessen Tochter zugesagt hatte. König Johann von Böhmen vermittelte diesmal den Frieden, versöhnte sich selbst mit dem alten Herzog und vermählte seinen Sohn, Johann Heinrich, mit dessen Erbtochter Margaretha Maultasch, um dadurch Kärnthen, Krain und Tirol für sein Haus zu gewinnen. Zweideutig unterhandelte er mit allen Parteien, betrog Alle, und sorgte dabei für sich selbst und sein Geschlecht.

Indessen sehnte sich der Kaiser, aus ungeheuchelter Frömmigkeit, längst nach einer Aussöhnung mit der Kirche. Der Papst aber verlangte, daß er ihm die verhaßten Minoriten aufopfere, und Ludwig war so schwach, sich dazu bereit zu erklären. Als der Papst und der König von Frankreich diese Schwäche ersahen, hatten sie frischen Muth und der Erstere verlangte nun kühn: »Der Kaiser sollte die

Krone niederlegen und sich unterwerfen.« Auch darein willigte Ludwig, jedoch unbeschadet seiner Ehre und der des Reichs, die ihm höher galten, als der bloße Besitz der Krone. Darum forderte er, daß der Papst ihn vor Allem vom Banne freispreche und daß die Unterhandlung verschwiegen bliebe; sein Neffe, Herzog Heinrich von Niederbaiern, sollte die Urkunde der Entsagung so lang' bewahren, bis die Lossprechung vom Bann erfolgt sei; denn dann hoffte er in die kaiserliche Würde wieder eingesetzt zu werden. Bei allen diesen Verhandlungen hatte der zweideutige König Johann von Böhmen unermüdlich die Hand im Spiel, und, während Ludwig schlicht und ehrlich zu Werke ging und Alles aufbot, um den Frieden mit der Kirche herzustellen, triumphirten seine Feinde schon, wie herrlich sie ihn überlistet hatten. Besonders konnte Herzog Heinrich von Niederbaiern, welcher nun selbst Kaiser zu werden hoffte, seine Freude nicht verbergen, und wollte sich schon von den rheinischen Städten huldigen lassen. Da durchschaute der Kaiser das ganze Gewebe schändlicher Ränke, zerriß plötzlich alle Unterhandlungen und trat in edlem Selbstgefühl mit frischer Kraft auf. Ergrimmt, daß sein Plan, so nah' am Ziele, fehlgeschlagen, verfluchte der neunzigjährige Papst den Kaiser und reizte das deutsche Volk zur Empörung. Doch mannhaft widerstand ihm Ludwig: er verbot, dem Papst Zehnten und Steuern zu geben, welche dieser unter dem Vorwand eines Kreuzzugs eintrieb, und wehrte dessen Anmaßungen kräftig ab. Da starb Johann XXII. und der rechtschaffene aber schwache Benedikt XII. wurde an dessen Stelle erwählt. Dieser war zur Aussöhnung mit dem Kaiser geneigt und ermahnte den neuen König von Frankreich, Philipp VI., dringend, sein Streben nach der Kaiserkrone aufzugeben. Redlich that auch der Kaiser das Seinige zur Aussöhnung mit dem Papst und dem König von Frankreich: doch der Letztere benützte die Abhängigkeit des Papstes, um Deutschland und die Kaiserkrone zu gewinnen.

Zur selben Zeit (1335) war der alte Herzog Heinrich von Kärnthen verstorben und der Kaiser vergab dessen Länder an dessen Neffen, die Herzoge von Oesterreich. Als König Johann von Böhmen dies vernahm, schwur er (im Zorn, daß die Erbschaft seinem Hause entgangen war), er wolle den Kaiser binnen Jahresfrist todt oder lebendig in des Papstes Gewalt liefern, und rüstete mit großer Macht. Alle Feinde des Kaisers standen ihm bei, aber Ludwig behielt den Sieg. Da suchte Johann den Frieden und überließ den Herzogen von Oesterreich Kärnthen und Krain; nur Tyrol behielt er für seinen Sohn Johann Heinrich, den Gemahl der Margaretha Maultasch.

Während dieser Zeit hatte der Kaiser abermals mit dem Papst wegen einer Aussöhnung unterhandelt; aber Philipp von Frankreich verhinderte sie durch List und Gewalt. Da überzeugten sich der Kaiser und alle deutschen Fürsten, daß die Ehre und Unabhängigkeit der ganzen deutschen Nation auf dem Spiel stehe, und sie vereinigten sich, um das Vaterland für immer vor den Anmaßungen

aller Fremden, zumal der Päpste, sicher zu stellen. Gelehrte Männer standen als Verfechter in dem großen Kampfe da. Der Minorit Bonagratia schickte eine Schrift über die Unrechtmäßigkeit der Bannflüche Johanns XXII. an alle Kapitel und gelehrten Schulen: ein andrer Minorit, Wilhelm Occam, ein Engländer, schrieb, mit Beweisen aus dem römischen und Kirchenrecht, über die Gränzen der geistlichen und weltlichen Gewalt, und ein Deutscher, der Domherr Lupold von Bebenburg, stellte aus der Geschichte die Rechte des römischen Reichs und des Kaiserthums auf. Alle diese sprachen es laut aus, was leider so lang' vergessen worden war: »daß ein König in Deutschland die Herrschaft nur durch die Wahl des Volks habe, dessen Recht auf die Kurfürsten übertragen worden sei, und daß die Rechtmäßigkeit der Wahl blos bedingt sei durch die Zustimmung des Volks, nicht durch die des Papstes; denn die Krönung sei nur durch Zufall an den Papst gekommen und gebe diesem kein Recht, die Könige und Kaiser zu prüfen oder gar zu verwerfen; überdies stehe die päpstliche Gewalt nicht über der kaiserlichen, weil Gott die höchste weltliche Gewalt auf den Kaiser allein, die geistliche aber auf alle Bischofe übertragen habe; darum stehe der Papst auch nicht über, sondern unter einer allgemeinen Kirchenversammlung, und also sei's ein Mißbrauch, wenn er jene mit dem Bannfluch belege, welche sein Ansehen nicht in allen Dingen als allerhöchstes und untrügliches anerkennen wollen.« Im Einklang mit diesen Grundsätzen handelte der Kaiser. Er verlieh aus kaiserlicher Machtvollkommenheit dem Deutschen Orden das Land Lithauen zu ewigem Besitz. Hierauf hielt er im Mai des Jahres 1338 einen großen Reichstag zu Frankfurt am Main; auf denselben hatte er, nebst den geistlichen und weltlichen Fürsten und Herrn, auch Reichsfreie und Edle, die Kapitel der Stifte und Boten der Städte, berufen, so daß der größte Theil der Nation durch Abgeordnete vertreten war. Da erwies Ludwig zuerst seine Rechtgläubigkeit gegen die ungerechten Vorwürfe von Ketzerei, dann zeigte er, wie er zur Aussöhnung mit der Kirche alle erdenklichen Mittel angewendet habe, die sich mit Deutschlands Ehre vertrugen. Hierauf erklärten nun die Reichsstände: »Das ungerechte Interdikt Johanns XXII. ist außer Kraft und der Kaiser soll es aufheben.« Nun begab sich Ludwig am 15. Juli mit allen Kurfürsten (bis auf den König Johann von Böhmen) gen Reuse an den Rhein, wo der Königsstuhl stand. Dort vereinigten sich jene durch einen theuren Eid: »daß sie das heilige römische Reich mit allen Rechten und Freiheiten gegen jede fremde Gewalt und Anmaßung schützen und bewahren wollten, stets durch einmüthigen Beschluß, oder, wenn Zwiespalt entstünde, nach Mehrheit der Stimmen; und derjenige, welchen sie Alle oder die Meisten von ihnen zum König und Kaiser erwählen würden, der sollte es bleiben, kraft der Wahl, ohne päpstliche Bestätigung.« Diesen Beschluß des Kurfürstenvereins

zu Rense ließ Ludwig öffentlich als ein Grundgesetz des Reichs verkündigen. So war die Majestät des Reiches feierlich hergestellt.

Ludwig benutzte das neue Ansehen der Unabhängigkeit redlich zu des Volkes Heil. Eine schöne, freudige Zeit schien endlich zu beginnen, in welcher die Fürsten mit dem Kaiser, das Volk mit den Fürsten, in klarer aufrichtiger Eintracht leben und streben würden. Auch gelang's dem Kaiser, den Landfrieden fest aufzurichten für Baiern, Schwaben und Franken bis in den deutschen Norden hinauf. Besonders in seinem Baiern wirkte er segensreich, durch Gesetz und Gericht, zum Schutz aller Niedern, zur Vertheidigung aller Bedrängten.

Mit Vorsorge und Liebe nahm er sich zumal der Städte an. Diese standen damals in voller Blüthe ihrer Entwickelung. Auch die unteren Stände, die Zünfte der Handwerker, erhoben sich im schönen Selbstgefühl um den Vollgenuß aller bürgerlichen Rechte, und errangen durch Kraft und Entschlossenheit, meist mit Gewalt, Antheil an der Verwaltung der Gemeinwesen, so daß der Rath in den meisten Städten jetzt nicht mehr ausschließlich durch die adligen Geschlechter, sondern meistens zur Hälfte durch die Zünfte besetzt war. Zu Straßburg geschah dies 1332, zu Zürich 1336. Da gediehen Gewerbfleiß, Handel, Wohlstand und Macht immer mehr. Ein reges Leben entfaltete sich in den Städten, alle Kräfte des Bürgerthums entwickelten sich im stolzen Wetteifer und trieben in Sitten und Bräuchen gar üppige Blüthen; doch leider schwand dabei nur allzuoft die edle alte Einfachheit, und bei Festen und Gelagen, wie in den Kleidertrachten, kam immermehr Hoffahrt und Verschwendung auf.

Damals sang das Volk seine Lebenslust in Liedern aus, voll und frisch, wie's aus dem Herzen quoll. Die Kunst des Dichtens aber wurde unter den Händen der gewerbfleißigen Bürger zum Handwerk. Sie stellten Gesetze auf und Formen des Reimens, sogenannte »Tabulaturen«, wachten über dieselben, wie über Zunftsatzungen, und hatten auch eigene Meister im Dichten (wie in Gewerken): davon hieß es Meistergesang: die Meister pflegten ihn gar streng in eigenen Schulen. Einer der ersten und berühmtesten Meister war Heinrich, in Mainz, ein ernster, sinniger Mann, welcher den Namen Frauenlob erhielt, weil er in seinen Gedichten die Herrlichkeit der Frauen pries und deren Krone, die gnadenreiche Himmelskönigin, die jungfräuliche Mutter Maria. Er hielt einmal mit einem andern Meister, dem Barthel Regenbogen, einen Wettstreit, ob der Name Weib oder Frau ehrenvoller sei. Frauenlob starb zu Mainz im Jahre 1317: da trugen die dankbaren Frauen wehklagend seine Leiche von seiner Herberge bis zur Grabstatte und gossen süßen Wein auf sein Grab, daß dessen Fülle um Umgang der Kirche floß.

In jenen Zeiten hat die edle Volkssprache die lateinische, welche früher in Staatsschriften und Geschichtsbüchern vorgeherrscht hatte, immer mehr verdrängt: begeisterte Prediger und tiefsinnige Gottesgelehrte bedienten

sich über und bildeten aus dem unerschöpflichen Kernreich derselben treffende Ausdrücke für die kühnsten Gedanken.

Inzwischen vermehrte Kaiser Ludwig die Macht seines Hauses mit großem Glück. Er vereinigte nach dem Aussterben der niederbairischen Linie ganz Baiern (1341) und gewann 1342 für seinen Sohn Ludwig von Brandenburg auch Tirol, indem er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die Ehe der Erbin dieses Landes, Margaretha Maultasch, mit Johann Heinrich auflöste und Margareten mit seinem Sohne vermählte. Die Erwerbung Tirols war ihm, wegen der Lage dieses Landes zwischen Baiern und Italien, ungemein wichtig. Aber er erbitterte dadurch den neuen Papst, Clemens VI., in welchem der Geist Johanns XXII. wieder lebendig ward; auch schadete er sich dadurch mächtig in der öffentlichen Meinung, weil er in die geistliche Gewalt des Papstes eingegriffen hatte, und überdies brachte er dadurch die ganze luxemburgische Partei neuer-

dings gegen sich auf. Schnell schloß sich an diese die französische, Deutschlands rankevolle Feindin. Doch muthig und siegreich kämpfte Ludwig, und Johann mußte auf Tirol verzichten. — Nach dem Tode seines Schwagers, des Grafen Wilhelm von Holland (1346), gewann Ludwig auch die Grafschaften Holland, Seeland, Friesland und Hennegau für sein Haus, indem er sie für erbfreie Reichslehn erklärte und seine Gemahlin damit belehnte.

Dieser Zuwachs seiner Macht hatte jedoch die deutschen Fürsten schon besorgt gemacht. Da sehnte sich der Kaiser aus Frömmigkeit abermals nach Aussöhnung mit der Kirche, und begann mit Clemens VI. Unterhandlungen. Nun schrieb ihm dieser (wie einst Johann XXII.) unwürdige Bedingungen vor, verlangte Widerruf aller seiner früheren Handlungen, ja selbst die Niederlegung der Kaiserkrone. Rasch folgte der Wankelmuth der Fürsten dem des Kaisers. Und eben so rasch benutzte dies der Papst, um ihn mit einem Schlage zu vernichten: denn er besorgte damals noch überdies, daß der Kaiser nach Italien ziehen und dies Land mit dem deutschen Reich wieder vereinigen würde. Also rief Clemens VI. am 13. April 1346 den Bannfluch über ihn in folgenden Worten aus: »Schmettre ihn zu Boden, allmächtiger Gott! Schlage ihn mit Blindheit und Raserei! Schleudre deine Blitze auf seinen Scheitel, daß die Erde unter seinen Füßen berste und der Abgrund ihn verschlinge! Verflucht sei er diesseits und jenseits, verflucht sein ganzes Geschlecht!« Hierauf entband er das Volk von allen Eiden der Treue, entsetzte Ludwigs standhaften alten Freund, den Erzbischof Heinrich von Mainz, gebot den Kurfürsten, unverzüglich eine neue Wahl vorzunehmen, und bezeichnete ihnen dazu den Markgrafen Karl von Mähren, (einen Sohn des Königs Johann,) welcher ihm die schimpflichsten Versprechungen gethan hatte, als den Würdigsten. Mehrere der Fürsten ließen sich durch Geld gewinnen und am 11. Juli 1346 traten die Kurfürsten (bis auf die von Brandenburg und der Pfalz) in demselben Neste zusammen, wo sie vor acht Jahren die Aufrechthaltung der Wahlfreiheit gegen den Papst beschworen hatten: dort erwählten sie in aller Eile den Markgrafen Karl, als Vierten dieses Namens, zum König. Als dabei die Reichsfahne geschwenkt wurde, fiel sie in den Rhein und ging unter, wie jener Fürsten Ehre und Treue. Doch die Städte hielten standhaft zum Kaiser, trotz Bannfluch und Meineid: weder Frankfurt, noch Aachen wollten Karl IV. aufnehmen. Als Ludwig mit Waffenmacht herbeieilte, ging ihm Karl verzagt aus dem Wege und zog mit seinem Vater Johann, welcher erblindet war, nach Frankreich: dort kämpfte dieser in der Schlacht bei Cressy gegen die Engländer und fand im Gefecht den Tod. Karl hingegen entrann, kam gen Bonn, ließ sich dort krönen und floh hierauf nach Böhmen, wo er gegen den Kaiser rüstete. Bald wurde dieser von drei Seiten her bedroht und angegriffen. Doch er erhob sich in seinem alten Muth, machte alle schlau berechneten Pläne seiner Feinde zu nichte und wollte nun gen

Italien ziehn. Da ſtarb er plötzlich auf der Jagd, nicht weit vom Kloſter Fürſtenfeld in Baiern (am 11. Oktober 1347). Weil er im Bann verſchieden war, wollten die Auguſtiner zu München ſeine Leiche nicht aufnehmen; ſie ward in der dortigen Liebfrauenkirche beſtattet.

9.

Der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Schiller.

Nun hielt ſich Karl IV. für den unbeſtrittenen Herrn des Reiches. Die Wittelsbacher aber (Rudolf, der Pfalzgraf am Rhein und Ludwig von Brandenburg), ſo wie zumal der treue Erzbiſchof Heinrich von Mainz, erklärten die Wahl Karls IV. für nichtig, weil ſie, mit Verletzung der Reichstags-Beſchlüſſe, in Abhängigkeit von dem Papſt geſchehen war. Deshalb trugen ſie die Krone zuerſt dem König Eduard von England, dann, als dieſer ſie ablehnte, dem Markgrafen Friedrich von Meißen an, welcher aber ſeine Anſprüche an Karl IV. verkaufte. Mittlerweile verlobte Karl IV., um ſich ſicher zu ſtellen, ſeine Tochter Katharina mit Rudolf, dem Sohn des Herzogs Albrecht von Oeſterreich. Während er ſich dadurch feſter an das Haus Oeſterreich anſchloß, ſuchte er zu gleicher Zeit den Markgrafen Ludwig von Brandenburg in deſſen eigenem Lande zu verderben. Plötzlich hieß es nämlich dort: der Markgraf Waldemar wäre im Jahre 1319 nicht geſtorben, ſondern aus Buße in's Morgenland gepilgert und nun ſei er heim gekommen, um ſein Brandenburg wieder in Beſitz zu nehmen. Alſobald trat dort wirklich ein alter Mann auf, welcher ſich für jenen Waldemar ausgab und ihm auch von Anſehn glich: es ſoll ein Müller (Namens Rebdock) geweſen ſein. Dieſen Betrüger belehnte Karl IV. 1348 mit der Mark Brandenburg.

Da trug die wittelsbachiſche Partei dem tapfern und biedern Grafen Günther von Schwarzburg die Krone an und dieſer willigte ein, ſie anzunehmen, jedoch unter der Bedingung, daß Beſtechung auf ſeine Wahl keinen Einfluß haben ſollte. Hierauf kam er am 10. Januar 1349 vor Frankfurt und wurde nach 14 Tagen mit lautem Jubel auf dem Wahlfeld als König ausgerufen; der größte Theil des Reichs hing ihm an, voll Vertrauen auf deſſen Rechtſchaffenheit. Karl IV. ſcheute eine Entſcheidung durch Kampf und ſuchte Günthers Macht dadurch zu vernichten, indem er ihm ſeine Freunde abwendig machte. Er warb um die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf und erhielt ſie auch, ſicherte den Söhnen Kaiſer Ludwigs den Beſitz ihrer Länder und verſöhnte ſich mit Ludwig von Brandenburg. Da verließen die Wittelsbacher den edlen König Günther. Ritterlich behauptete dieſer ſein Recht, erkrankte jedoch plötzlich im Rheingau; das Volk glaubte: er habe Gift bekommen. In Ahnung

seines nahen Todes, entsagte er der Krone zu Gunsten Karls IV. Sterbend zog er mit wallenden Fahnen und Trompetenschall wieder in Frankfurt ein, wo er am 11. Juni 1349 verschied und in dem Dom begraben ward. Hierauf wurde Karl IV. abermals gewählt und gekrönt.

Damals war das Vaterland mit furchtbaren Nöthen hart heimgesucht worden. Erdbeben, feurige Zeichen, die am Himmel gesehen wurden, schwere Wolken voll betäubenden Uebelgeruchs, waren die Vorboten der Pest, welche sich 1348 von Aufgang gen Niedergang heranwälzte. Die Menschen bekamen schwarze Beulen, an denen sie am dritten Tage starben: davon hieß diese Pest »der schwarze Tod«. Er wüthete bis zum Jahre 1349 und raffte den dritten Theil der Menschen dahin. Da zerriß ungeheures Entsetzen die heiligsten Bande der Liebe, so daß ein Bruder vor dem andern, daß Aeltern vor ihren Kindern und Ehegatte vor einander flohen. Alle Gemüther waren verwirrt: der schwarze Tod erschien als ein Strafgericht Gottes für große Sündhaftigkeit. Da wähnten die Menschen, den Himmel durch Buße und Abtödtung des Fleisches zu versöhnen. Viele Schwärmer geißelten sich bis auf's Blut, was sie die »Blutaufe« nannten, und dieser Aberglaube ergriff ebenso ansteckend den Verstand, wie die Pest die Leiber. Ganze Schaaren solcher Geißler zogen halbnackt, blutriefend, schwere Kreuze mit sich schleppend, von Ort zu Ort, sangen Bußlieder und forderten Alle, die ihnen begegneten, zu gleicher Kasteiung auf. Bald artete diese Schwärmerei in Grauel jeder Art aus; die zuchtlosen Schaaren trieben Raub, Mord und Unzucht, bis der König und die Bischöfe sie endlich mit Strenge unterdrückten.

Am allerfurchtbarsten mußten die unglücklichen Juden den finstern Aberglauben büßen. Der Pöbel, welcher sie verachtete, um ihre Reichthümer beneidete und wegen ihres Wuchers haßte, war im Wahn, sie hätten durch Vergiftung der Brunnen und durch Zaubersprüche die Pest veranlaßt: ja, es hieß: sie hätten in finstern Kellern geraubte Christenkinder geschlachtet und heilige Hostien mit Nadeln zerstochen. Diese unsinnigen Anklagen reizten den Pöbel gegen sie zur Wuth und manche Fürsten und Herrn mißbrauchten diese, um bei solcher Gelegenheit die Reichthümer der Juden zu gewinnen. Da erging, zur Schande des deutschen Namens, ein gräßliches Gemetzel über die Juden: Raubthieren gleich wurden sie aus ihren Häusern, wie aus Mörderhöhlen, herausgerissen, zusammengetrieben, gefoltert und zu Tausenden geschlachtet. In der Verzweiflung verschlossen sich Viele in ihren Häusern oder in den Synagogen und steckten diese in Brand; — ganze Familien starben lieber freiwillig in den Flammen, als unter den Händen der rasenden Christen. Nur in wenigen Städten, wie in Regensburg, und bei wenigen Fürsten, wie beim Herzog von Oesterreich, fanden sie Schutz. Diese Grauel begaben sich im Jahre 1349.

10.

Hell geht ein Klang durch alle deutschen Lande,
Er heißt: Verfassung, Recht!
Um Fürst und Volk schlingt er die festern Bande,
Als je um Herrn und Knecht!
Selbst nach der Zukunft festverschloss'ner Pforte
Geht hell der Klang und frei.
Verfassung, Recht! O wahrt die kräft'gen Worte,
Ihr Enkel, wahrt sie treu!

L. Buchner.

Indessen übersah Karl IV. an der Spitze des Reiches mit scharfen Blicken alle Verhältnisse. Er besaß keinen persönlichen Muth, dagegen eine hohe Bildung und eine große Staatsklugheit, welche er in der Schule des französischen und des päpstlichen Hofes erlernt hatte. Nur fehlte dieser Staatsklugheit leider die Ehrlichkeit: sie ging auf den Schleichwegen unedler Lust, und der verderbliche Hauptgrundsatz derselben war, daß der Zweck die Mittel heilige. Dadurch befleckte Karl IV. die Ehre der deutschen Krone. Er hatte kein Herz für's große deutsche Vaterland, sondern war hauptsächlich nur besorgt, die Macht seines Hauses zu erhöhen und zu befestigen: Böhmen sollte der Mittelpunkt derselben werden. Dies Land liebte und begünstigte er über Alles. Er stiftete am 6. April 1348 in Prag eine Universität, — die erste deutsche: — er schuf in Böhmen herrliche Bauwerke, belebte den Kunstsinn, weckte den Gewerbfleiß, beförderte den Handel und Wohlstand und regte alle Volksklassen in Böhmen zum schönen Wetteifer in Entwickelung und Bildung an.

Ganz anders benahm er sich im Reich. In seiner treulosen Politik trachtete er unablässig, die Macht des Hauses Wittelsbach zu untergraben und zu zertrümmern, und festigte anderseits die des Hauses Habsburg, um an dieser eine sichere Stütze für sein Geschlecht zu haben, und sie demselben auch nach seinem Tode zu erhalten. Beides gelang ihm. Wiewohl er sich anfangs den Anschein gab, als wolle er sich mit den Wittelsbachern versöhnen, und wiewohl er dem Markgrafen von Brandenburg den falschen Waldemar (1350) aufgeopfert hatte, so bereitete er jenen doch den Untergang. Sie selbst aber erleichterten ihm sein Werk, indem sie in unseligem Zwiespalt durch immerwährende Fehden ihre Kräfte schwächten und ihre Erbländer zertheilten. In diesen Zeiten schlossen Viele vom Adel in den einzelnen Landesbezirken Baierns Verbindungen unter sich, um durch vereinigte Kraft zum Heil des Landes die Ruhe aufrecht zu halten, die Kriege der Landesherrn durch Vermittlung zu verhindern, und selbst Beschwerden gegen diese zu schlichten. In diese Verbindungen traten dann auch die Städte und die Geistlichkeit, und sie wurden »Landschaften« genannt.

Diese Landschaften oder Landstände sind in Deutschland sehr alt. Sie gründeten bereits tief im Geist der alten deutschen Staatsverfas-

ſung, und nicht weniger in der deutſchen Territorialverfaſſung der damaligen Zeit, ungeachtet in derſelben das angenommene römiſche Recht das abſolute Regierungsſyſtem begünſtigte. Bis zur völligen Ausbildung des landſtändiſchen Inſtituts bemerkte man im Mittelalter, daß geiſtliche und weltliche Landesherrn zu den wichtigſten Regierungshandlungen nicht nur den Rath, ſondern auch die Einwilligung ihrer Vaſallen und Miniſterialen, oder der Landherren, die geiſtlichen ohnedies auch die Einwilligung ihrer Kapitel, einholten. Landſtändiſches Rechtsſprichwort war: »Wo wir nicht mitrathen, da wollen wir auch nicht mitthaten.« Unter dieſen Umſtänden iſt begreiflich, wie über den Urſprung der Landſtände ſchon vielfach Streit geweſen iſt. Einige ſetzten ihn beſtimmt in das zwölfte, Andre in's dreizehnte, noch Andre in das funfzehnte, und wieder Andre zwiſchen das vierzehnte und ſiebenzehnte Jahrhundert. Es ging eben da, wie mit andren Dingen, die durch dieſelbe innere Nothwendigkeit bedingt, doch äußerlich nur nach und nach und in einigermaßen verſchiedener Geſtaltung hervortraten, wie gerade Zeit und Umſtände es wollten oder erlaubten. So rauſcht den Völkern, die um einen großen heiligen Strom wohnen, derſelbe Strom: aber theils von ihrer Klugheit, theils von ihrem Muth, theils von Gunſt oder Ungunſt des Bodens, der zwiſchen ihnen und dem Strome liegt, wird es abhängen, ob ſie früher oder ſpäter, und in welcher Art ſie ſeine Welle zur Befruchtung ihrer Fluren in Schleußen und Kanälen ſich zuführen.

Die Freiheiten der Holſteiner ſind ſo alt, als das Volk. Seit ſie durch Karl den Großen zum deutſchen Reich kamen, befragten ihre Herren und Grafen bei jeder wichtigen Vorkommenheit die Stimme ihrer Landherrn, der „Seniorum terrae.“ Eben ſo alt iſt die landſtändiſche Verfaſſung in den meißniſch-thüringiſchen Ländern. Im Lüttichiſchen beſtanden ſchon ſeit dem dreizehnten Jahrhundert Stände für Geſetzgebung und Beſteuerung, landesgrundvertragmäßig ſeit dem Frieden von Fexhe (1316). Landtage kamen dann auf in Baiern, in der Oberpfalz, in Pfalz-Neuburg, in Schwaben (Würtemberg und Baden), in Mecklenburg, in Lippe, in der Mark Brandenburg, in Schleſien, Heſſen u. ſ. w.

Die Idee der Landſtände beruht auf der Vertretung Aller, d. h. des Volkes, durch Einzelne. Denn die Geſammtheit der freien Ackerbeſitzer, oder, was gleichbedeutend war, die Geſammtheit aller aktiven Staatsbürger, bildete die Landsgemeinde, und die Mitglieder derſelben repräſentirten (vertraten) zugleich in ihrer Eigenſchaft als Privatſchutzherrn, ihre Hintерſaſſen, d. h. die blos mittelbaren Staatsangehörigen. Ja, jenes in neuerer Zeit ſo vielfach beſtrittene Wort: repräſentiren, findet ſich ſchon in einem Titel des ripuariſchen Volksgeſetzes (de homine ingenuo repraesentando). In den Feudalzeiten beſchränkte ſich allmählich das allgemeine Repräſentationsrecht, und es verminderte ſich die Zahl der unmittelbaren Staatsbürger, während doch

jener Grundsatz fort und fort in Kraft blieb. Man hatte nun Stände als Landstände: den Stand der Ritterschaft, der Bischöfe (spater: Prälaten) und der Städte. Neue Entwickelungen im Geist und in der Geschichte der Nationen griffen aber auch da wieder ändernd ein: die vergrößerte Zahl der unmittelbaren freien Ackerbesitzer, in Folge des Falls des Adels; bei mächtigerer Geltung der Gelehrsamkeit, der Industrie, der Bildung überhaupt; die Entmündigung der Gemeinden. Und so machte sich in neuerer Zeit die ursprüngliche Idee, die Idee achter Volksvertretung, theils erreichend, theils anstrebend oder wünschend, in Deutschland wieder geltender.

Ansehen und Macht der Landschaften wurde im Lauf der Zeit dadurch bedeutend gemehrt, daß die Landesherrn, wenn sie sich in Geldnoth befanden, bei denselben Hülfe nachsuchten, wobei diese entweder die Schulden der Landesherrn übernahmen oder ihnen eine Steuer für gewisse Zeit verwilligten. Bei solchen Anlassen ließen sich die Landschaften von den Landesherrn nicht blos ihre frühern Rechte und Freiheiten bestätigen, sondern erwarben auch neue: dies geschah meistens auf dem Wege des Vertrags. Die wichtigsten Rechte der Landstände, wie sie sich mit der Zeit im Allgemeinen immer entschiedener herausgestellt haben, sind folgende gewesen: Ohne ihren Rath und ihre Hülfe durfte der Landesherr keine Bündnisse schließen und keine Kriege beginnen, ohne ihre Bewilligung das Land nicht theilen, noch Theile veräußern, und keine Steuern erheben. Sie durften sich ohne besondere Berufung des Landesherrn versammeln. Sie brachten Beschwerden Einzelner, wie des ganzen Landes, vor ihn, ja sie durften sich ihm sogar widersetzen, wenn er ihre Rechte und Freiheiten antastete. Streitigkeiten zwischen mehreren regierenden Herrn schlichteten sie durch Unterstützung jenes Theils, auf dessen Seite das Recht war, oder durch Austrag. Endlich hatten sie (wenigstens die meisten) entscheidenden Antheil an der Gesetzgebung, also, daß der Landesherr ohne ihre Bewilligung keine Landesordnung, keine Aenderung der Gerichtsverfassung einrichten durfte. Das kam daher, weil das Recht der Gesetzgebung, welches ursprünglich dem Volke zustand, nie ausschließlich auf die Grafen und Herzoge übergegangen war, als diese noch Beamte des Königs waren; folglich konnte es ihnen, wie sie die Landeshoheit bekamen, auch nicht ausschließlich zustehen. Darum ist's Irrthum, wenn Manche in neuerer Zeit den Landständen dies Mitrecht an der Gesetzgebung bestreiten wollen. Jene wichtigen Rechte gereichten den Landesherrn keineswegs zum Nachtheil; vielmehr wurde dadurch das Wohl der Fürsten grade um so sicherer gewahrt: denn wie konnte eines Fürsten Wohl für die Dauer gedeihen, wenn er durch Leichtsinn oder Willkür sein eigen Land, diese einzige Nahrungsquelle seiner Macht, bis zu Noth und Verderbniß erschöpft? Wenn also die Landstände in solchen Fällen seinen Willen

weise und standhaft beschränkten, so war dies zu seinem eignen Vortheil, so wie zu dem seiner Nachkommen. Auch erlangten die Fürsten durch das mit den Ständen gemeinschaftliche Recht zur Gesetzgebung erst den vollen Umfang der Landeshoheit. Durch die gesetzliche Beschwerdeführung wurde den schlimmen Folgen vorgebeugt, welche die Selbsthülfe des Volkes für die Landesherrn haben konnte. Endlich bewahrten die Landstände in schweren Zeiten, bei Kriegen oder Sterbefällen, oder überhaupt bei Abwesenheiten, das Land mit Kraft und Treue dem rechtmäßigen Herrn. Kurz, durch die landständischen Verfassungen sind die Rechte des Volks und der Fürsten auf's Innigste verbunden worden. Und nur dadurch war es möglich, daß, bei der Zersplitterung des großen deutschen Vaterlandes in so viele Herrenländer, die geistige und bürgerliche Entwickelung in jedem einzelnen naturgemäß und ungehindert von statten ging.

11.

Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.

Schiller.

Während sich die landständischen Verfassungen im Stillen segensreich ausbildeten, erhielt das Reich ein wichtiges neues Grundgesetz. Nachdem nämlich Karl IV. unter schimpflichen Bedingungen, welche er dem Papst Innocenz VI. zugestanden hatte, am 5. April 1355 in Rom zum Kaiser gekrönt worden war, erließ er 1356 zu Nürnberg und Metz ein Gesetz, welches von dem goldenen Majestätssiegel, das an der Urkunde befestigt war, die „goldene Bulle“ genannt wurde. In diesem Reichsgesetz wurden feste Bestimmungen für die Königswahl getroffen, die Rechte und Pflichten der Kurfürsten festgesetzt und Verfügungen wegen des Landfriedens getroffen. Und zwar also: Nach Erledigung des Throns soll der Kurfürst von Mainz die übrigen Kurfürsten binnen drei Monaten zur Wahl nach Frankfurt am Main berufen. Dort müssen sie schwören: ohne eigensüchtige Absicht zu wählen, und dürfen nicht auseinandergehn, bevor die Wahl zu Stande gekommen ist; Mehrheit der Stimmen gilt eben so viel, als Einhelligkeit: die Krönung wird zu Aachen durch den Erzbischof von Köln vollzogen. Während Erledigung des Throns soll der Pfalzgraf am Rhein in den Ländern des fränkischen, und der Herzog von Sachsen in jenen des sächsischen Rechts Reichsverweser sein. Das Wahlrecht steht ausschließlich den sieben Kurfürsten zu, nämlich den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln, dem König von Böhmen, dem Pfalzgrafen am Rhein, dem Herzog von Sachsen-Wittenberg und dem Markgrafen von Brandenburg. Die Kurwürde haftet nicht blos auf dem Besitz der Reichserzwürde, sondern auch immerdar auf dem des untheilbaren Kurlandes, welches in den weltlichen Kurfürstenthümern nach dem Recht der Erstgeburt erblich ist. Alljährlich vier Wochen nach Ostern sollen sich die Kurfürsten versammeln (nach dem Vorbild der alten Reichstage), um die Reichsangelegenheiten zu berathen. Ferner

erhalten die Kurfürsten das „jus de non evocando", d. h. das wichtige Recht, daß ihre Unterthanen und Stände sich von ihren Gerichten nicht auf die kaiserlichen berufen dürfen, außer wenn ihnen die Rechtshülfe verweigert würde (dadurch hatten nun die Kurfürsten eine abgeschlossene Territorialgerichtsbarkeit). Außerdem gehören ihnen in ihren Ländern die kaiserlichen Regalien (Bergwerke, Münze, Zölle u. s. w.), und sie dürfen ohne besondere kaiserliche Erlaubniß von andern Fürsten und Ständen Länder an sich bringen. Sie gehen an Rang allen andern Reichsfürsten voran und ihre Personen sind unantastbar, Angriffe auf dieselben gelten für Majestätsverbrechen. — Durch diese Bestimmungen der »goldenen Bulle« war nun den vielen Streitigkeiten bei den Königswahlen vorgebeugt, anderseits aber auch die Zertheilung des deutschen Reichs in verschiedene deutsche Staaten gesetzlich vollendet: die kaiserliche Oberhoheit war nur noch ein loses Band der politischen Einheit. — Was den Landfrieden betraf, so wurde in der goldnen Bulle das alte Fehdegesetz erneuert und ein Verbot erlassen gegen alle Verbindungen von Städten und einzelnen Personen unter sich, ohne Genehmigung der betreffenden Landesherrn.

So hatte nun die Reichsverfassung eine große Wendung bekommen, und zwar zu Gunsten der Fürsten und zu Ungunsten des zerstreuten unmittelbaren Reichsstandes, der Städte und freien Herrn. Die Fürsten suchten überdies ihre Macht durch Erbverbrüderungen mit Andern ihres Ranges noch zu verstärken und sicher zu stellen; der Kaiser ging ihnen dabei mit seinem eignen Beispiel voran. Kurz: die Freiheit war bedroht. Aber der Freiheitstrieb ist tief verwachsen in's Herz des deutschen Volkes: keine Staatsklugheit noch Gewalt der Fürsten, keine Macht der Umstände, kein Wechsel des Glücks kann ihn daraus vertilgen: je stärker er niedergedrückt werden soll, gerade mit um so größerer Kraft muß er empor streben. Dies zeigte sich auch damals. Gleichwie nun die Fürsten Erbverbrüderungen, so schlossen jetzt die Städte unter sich Bünde oder vergrößerten bereits bestehende; besonders geschah dies in Schwaben und Franken, am Rheinstrom und in der Wetterau, zum Schutz gegen die um sich greifende fürstliche Landeshoheit. Zum gleichen Zweck schloß auch die Ritterschaft Vereine. Aber wiewohl der Adel für seine eigene Unabhängigkeit gegen die Fürsten kämpfte, so wollte er doch die der Städte nicht aufkommen lassen, und so hatten die Städte eine doppelt schwierige Stellung. Um so mehr lernten sie den Werth der Einigkeit schätzen, um so aufmerksamer wachten sie, daß die Freiheit in ihren Gemeinwesen gesund blieb, um so rühmlicher waren ihr Selbstvertrauen und ihre Ausdauer. Dies war besonders in Schwaben der Fall. Dort strebte Graf Eberhard III. von Würtemberg, zubenannt »der Greiner« oder »der Rauschebart«, über die Reichsstädte wie über den Adel Landeshoheit zu gewinnen. Da entstanden

gegen ihn mehrere Bünde des Adels; einer hieß der der »Schlegler«, an deren Spitze stand der trutzige Ritter Wolf von Wunnenstein, genannt der gleißende Wolf, ein andrer der der »Martinsvögel«; beide waren in Niederschwaben. In Oberschwaben bestanden die Adelsbünde »vom Schwert« und »von der Krone« wider die Städte. Eberhard der Greiner kam durch den Adel in harte Bedrängniß, die Städte boten ihm ihren Beistand an. Doch stolz wies er sie zurück, und nun machte der Adel gern mit ihm gemeinsame Sache wider die Städte. Die Bünde wurden (1372) bei Ulm besiegt. Doch ihr Selbstvertrauen verließ sie nicht und sie hielten nur um so fester zusammen.

Indessen erreichte der kluge Karl IV. langsam und sicher seine Zwecke. Das Haus Wittelsbach sank von der Höhe, zu welcher Kaiser Ludwig der Baier es emporgebracht hatte, immer tiefer herab, und zwar größtentheils durch eigene Schuld, welche Karl IV. wohl zu benützen verstand. Er begünstigte die pfälzische Linie Wittelsbachs, welche von der bairischen getrennt war. Die Kurstimme von Brandenburg haftete, zufolge der goldenen Bulle, nicht mehr auf dem Geschlecht, sondern auf dem Lande, und dies ging für die Wittelsbacher verloren; Otto, (Kaiser Ludwigs unmündiger Sohn,) welcher lieber der Ueppigkeit als der Ehre nachging, verkaufte es 1373 an Karls Sohn, Wenzeslav, für einen Spottpreis — 200,000 ungarische Gulden. — Zehn Jahre früher (1363) hatten die Wittelsbacher auch Tyrol verloren; Margaretha Maultasch hatte sich nämlich nach dem Tode ihres Sohnes Mainhard mit dem jungen feurigen Herzog Rudolf IV. von Oesterreich vermählt und es diesem als Mitgift zugebracht. In der Folge (1428) ging auch Holland für die Wittelsbacher verloren und kam an Burgund, welches Karl IV. nebst der Dauphiné 1358 Philipp dem Kühnen, dem Sohn Königs Johann von Frankreich, zu Lehn gegeben hatte und welches nun als ein eigenes mächtiges Reich wieder erstand. Um so stattlicher wuchs die Macht Luxemburgs. Es besaß in Böhmen ein herrliches Erbreich, in welchem Karl IV. die deutsche Bildung zur schönsten Blüthe gebracht und mit welchem er auch viele andere Länder vereinigt hatte. Selbst für den Fall, daß die Krone nach Karls Tode nicht bei dessen Geschlecht bleiben sollte, behielt dasselbe doch eine hervorragende Macht durch die wichtigen kurfürstlichen Vorrechte, welche, kraft der goldenen Bulle, auf dem Kurlande Böhmen hafteten. Ferner bekam das Haus Luxemburg durch die Vermählung Sigismunds (eines Sohnes Karls IV.) mit Maria, der Erbtochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen, die Anwartschaft auf diese beiden Reiche.

Gleichen Schritts mit Luxemburgs Macht (wiewohl nicht ohne manche wechselseitige Eifersucht) kam auch die Habsburgs empor, welche Karl IV. als Gegengewicht gegen Wittelsbach begünstigte. Damals herrschte in Oesterreich Herzog Rudolf IV., ein edler junger Fürst voll Thatkraft und regen Sinns für Bildung und Wohlfahrt seines Volks. Mit rühmlichem Eifer ahmte er Karls IV.

Fürsorge für Böhmen nach. Er stiftete 1364 in Wien eine Universität und legte sich den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich bei.

Während Karl IV. unermüdlich für das Beste seines Geschlechts arbeitete, gelang es ihm auch, zum Besten des Reichs das Bündniß zwischen Frankreich und dem päpstlichen Hofe zu trennen, welches für Deutschland so lang verderblich gewesen war. Er wußte, daß die Papste selbst ihrer Abhängigkeit vom französischen Hofe überdrüßig waren, und schloß sich nun fester an ihr Interesse. So schwächte er Frankreichs Uebergewicht, und, da er sich den päpstlichen Anforderungen willig unterwarf, so hatte Deutschland auch von dieser Seite nichts mehr wie sonst zu befürchten. Freilich ward Deutschlands Selbstständigkeit theuer genug — um die Erniedrigung des kaiserlichen Ansehens — erkauft. Als der Papst Urban V. die bisherige päpstliche Residenz Avignon verlassen hatte, und nach Italien zurückgekehrt war, führte ihn Karl IV. (1367) feierlich in die Stadt Rom ein: da ritt der Papst auf einem prachtig aufgeschmückten Rosse und der Kaiser ging wie sein Diener nebenher, des Rosses Zügel in der Hand! Wohl jauchzten da die stolzen Romer: doch damit war auch der Umschwung einer schweren Zeit vollendet. Schon siechte das Papstthum tiefsinnerlich und dessen unnatürliche Weltherrschaft schwand dahin durch das moralische Verderbniß, welches die Kirche in ihrem Oberhaupt und in ihren Gliedern durchdrungen hatte. Bald kam dies zum Vorschein. Im Jahre 1378 wurden zu gleicher Zeit zwei Papste erwählt, Urban VI. in Rom, und Clemens VII. in Avignon: Beide stritten um die Herrschaft, Jeder behauptete der rechtmäßige zu sein und verfluchte den Andern. Das war der Anfang der großen Kirchenspaltung (des „Schisma's"), welche zum Aergerniß aller Gläubigen 39 Jahre dauerte.

Am Abend seines Lebens vollendete Karl IV. sein langes Werk für die Größe seines Geschlechts: er verschaffte nämlich seinem Sohne Wenzeslav durch Bestechung der Kurfürsten (also den Bestimmungen der goldnen Bulle zuwider) 1376 die Nachfolge auf dem Throne. Um die Gelder zur Wahl und Krönung aufzubringen, hatte er Eberhard dem Greiner mehrere schwäbische Städte verpfändet, — wiewohl er diese früher begünstigt, ihnen das Recht: Bündnisse unter sich abzuschließen und Kriege zu führen, zugesprochen, sie von auswärtigen Gerichten befreit und ihnen zugesichert hatte, daß das Reich sie niemals veräußern dürfe. Doch die Städte erneuerten und vergrößerten vorsichtig ihren Bund zu Schutz und Trutz, befestigten ihre Mauern und Thürme, und benützten die wichtige Erfindung des Schießpulvers, welche der Franziskanermönch Berthold (genannt der „schwarze Mönch") in den funfziger Jahren jenes Jahrhunderts gemacht haben soll. Unter den Händen der gewerbfleißigen Bürger wurde sie schnell ausgebildet: schon im Jahre 1360 war in Lübek eine Pulvermühle, bald gab's in den meisten Städten geschickte Stückgießer, und

die Geschütze („Donnerbüchsen" genannt) wurden nun mit dem größten Erfolg statt der alten Steinschleudern bei Belagerungen angewendet. Im Besitz der neuen furchtbaren Waffe nahmen es die Bürger um so kühner mit Fürsten und Adel auf. Vergeblich that der Kaiser die verbündeten schwäbischen Städte in die Acht, vergeblich zog er selbst mit dem Reichsaufgebot vor Ulm, welches das Haupt des Bundes war. Er konnte es nicht bezwingen und verordnete deshalb einen Stillstand. Die Reutlinger aber schlugen 1377 den Grafen Ulrich, Eberhards des Greiners Sohn, der sie vom hohen Felsenschloß Achalm herab bedrängt hatte und trieben ihn in die Flucht. Als Graf Eberhard dies vernahm, zürnte er seinem Sohne schwer, und schnitt, als sich dieser mit ihm an den Tisch setzte, schweigend das Tischtuch vor ihm entzwei, zum Zeichen,

daß er keine Gemeinschaft mit ihm haben wollte, bis Ulrich seine Ritterehre von dem Flecken der Flucht wieder rein gewaschen habe. — Dem Kaiser aber blieb nichts übrig, als nachzugeben: und wirklich nahm er die Verpfändung zurück. Nun wollten jedoch die ergrimmten Ritter nicht Frieden halten: da wehrten sich aber die Städte mit selber Kraft, daß der Kaiser und sein Sohn Wenzeslav endlich selbst auf ihre Seite traten, um die Macht derselben für ihr Geschlecht in Gunst zu erhalten.

Während so die süddeutschen Städte fest verbanden für ihre bürgerliche Freiheit stritten, und sich dadurch die Achtung des Kaisers erstritten, erkämpfte sich im deutschen Norden auch ein Städtebund, nämlich die Hansa, die Handelsfreiheit gegen Dänemark und Norwegen. 1361 schlug die Flotte der Hansa, von dem kühnen Wittenberg angeführt, die dänische und landete in Dänemark. Dort aber verlor Wittenberg vor der dänischen Landmacht den Sieg: dafür ließ ihn, als er heim kam, der Rath von Lübeck enthaupten. Um dies Unglück zu rächen, verbanden sich bald sieben und siebenzig Städte der Hansa und rüsteten gegen den Dänenkönig Waldemar III. Er mußte 1365 den Frieden erkaufen. Drei Jahre später erneuerte die Hansa, von Dänemark abermals schwer gereizt, den Krieg, eroberte Kopenhagen und Helsingör, und erzwang sich so die freie Fahrt durch den Sund. Als Norwegen den Dänen beistehen wollte, landeten die gewaltigen Männer der Hansa 1369 auch an Norwegens Küsten und steckten wohl zweihundert Ortschaften in Brand. Nun flehten die Könige von Dänemark und Norwegen bei den gewaltigen Bürgern um den Frieden und erhielten ihn, doch mußte Dänemark (1370) schwören: »ohne Einwilligung der deutschen Hansa weder einen König zu wählen, noch einen als rechtmäßig anzuerkennen, der nicht zuvor die Rechte und Freiheiten der Hansa anerkannt habe.« So erwarben die Hansa-Städte hohen Ruhm und der Kaiser selbst schmeichelte ihnen darum: sie aber brauchten sich weder um seine Gunst noch um seinen Zorn zu kümmern. Diese Macht und Selbstständigkeit verdankten sie der Einigkeit! Sie hielten auch mit großer Wachsamkeit darauf und schützten einander getreulich: sie hatten ihr eigenes Schiedsgericht, auf daß keine Stadt die andre bei einem fremden Herrn verklage, sie hielten Hanse-Tage, wo die Abgeordneten der einzelnen Städte zusammenkamen, erhoben von Allen Abgaben zur Bestreitung gemeinsamer Bedürfnisse und thaten ungetreue Bundesglieder in den Bann der Hanse (das hieß »Verhensen«), dadurch verloren solche alle Rechte des Bundes und bekamen keinen Schutz wider Feinde: zugleich sorgte die Hansa auch für Aufrechthaltung der bürgerlichen Ruhe und Ordnung in den einzelnen Städten.

Im Jahre 1378, zwei Monate nach dem Ausbruch der Kirchenspaltung, war Karl IV. gestorben und sein siebenzehnjähriger Sohn Wenzeslav bestieg nun den deutschen Thron. Er war roh, jähzornig, grausam, ohne Achtung vor Menschenwürde und Tugend und vertobte sein Leben in wilden Lüsten. Das war nicht der Mann für jene ernste Zeit. Denn Deutschland bedurfte damals

eines Königs von Ehre, Rechtschaffenheit, Klugheit und Entschlossenheit, um die vielfach verworrenen Kämpfe zwischen Fürsten, Adel, Bürgern und freien Bauern zum allgemeinen Besten zu schlichten. Wenzeslav bekümmerte sich jedoch gar wenig um's Reich, und wenn er's zuweilen that, so beging er meistens Mißgriffe. So hatte er sehr unklug im Jahre 1379 dem Herzog Leopold III. von Oesterreich (einem Bruder Rudolfs IV. und Enkel des Königs Albrecht) die Landvogteien in Schwaben als Pfandschaft übergeben. Da wurden die schwäbischen Städte für ihre Freiheit besorgt, und einunddreißig von ihnen schlossen einen Bund unter sich, wie auch mit dem Pfalzgrafen Ruprecht und mit Baden. Nun verstärkte auch die Ritterschaft, eifersüchtig auf die Macht der Städte, ihre Bündnisse: die mächtigste Adelsgesellschaft war die vom »Löwen«, welche sich am ganzen Rheinstrom ausbreitete; außerdem bestanden in Schwaben noch die Bünde von »St. Georg« und von »St. Wilhelm.« Zum Schutz wider diese Adelsbünde schloß sich hierauf der schwäbische Städtebund an den rheinischen. So maßen sich die Kräfte in reger Wechselwirkung. Endlich gelang es Eberhard dem Greiner (1382), sowohl die drei Ritterbünde, als auch die Städte und Fürsten der obern Lande in eine Einigung zu bringen, zur Sicherung des Landfriedens, und hierauf machte König Wenzeslav (1383 und 1384) den Vorschlag, diesen Landfriedensbund über das ganze Reich auszudehnen. Indessen nahm der Widerwille der schwäbischen Städte gegen den Herzog Leopold III. zu und sie warben bei der Eidgenossenschaft in der Schweiz, welche sich seither beträchtlich verstärkt hatte, um einen Bund gegen Oesterreich. Wirklich schlossen (1385) ein und funfzig freie und Reichsstädte vom Rhein, von Franken und Schwaben eine Vereinigung mit fünf schweizer Städten, Zürich, Bern, Solothurn, Zug und Luzern. Die von Schwyz aber hielten sich, Namens der Waldstätte, davon fern; sie wollten nur ihr eigen Recht im eignen Lande bewähren und sich nicht in fremde Händel mischen. So zeigte sich bei der allgemeinen Spannung zwischen Fürsten und Adel und Städten auch noch eine besondere zwischen den Städten und den freien Landgemeinden.

Herzog Leopold aber vertrug sich mit den schwäbischen Städten, um seine ganze Macht gegen die Schweizer wenden zu können. Er hegte gegen sie den alten Haß seines Geschlechts, und der Abfall der tapfren Männer in Entlibuch, der Bürger von Sempach und mehrerer andrer österreichischer Unterthanen, welche zu den Eidgenossen geschworen hatten, reizte jetzt seinen Zorn auf's heftigste. Er war ein edler, hochherziger Fürst und wußte leider nicht, wie arg seine Amtleute das Volk bedrückt und bis zum Aeußersten getrieben hatten: und so betrachtete er die Eidgenossen, zumal die Luzerner, als Anstifter jenes Abfalls, während eigentlich der Uebermuth des österreichischen Adels d'ran schuld war. Entschlossen, manche alte Schmach seines Hauses zu rächen, kam er denn jetzt in den Aargau, um die Schweizer zu bestrafen, und für sein

Land, Volk und Recht zu kämpfen. Da frohlockte aller Adel und rüstete mit Macht und Pracht, um die verhaßte Volksfreiheit zu zertrümmern. Binnen zwölf Tagen schickten wohl 167 geistliche und weltliche Herrn den Eidgenossen Fehdebriefe zu, und viertausend Ritter, das Fußvolk ungezählt, zogen unter Oesterreichs Banner ungeduldig, voller Siegeshoffnungen, in's Feld. Doch auch die Eidgenossen konnten's kaum erwarten, dem übermüthigen Adel, der sie so oft gehohnt hatte, auf Schwertslänge nah' zu kommen; sie freuten sich, ihre eigne Sache auch blos mit eigner Faust ausrichten zu können, ohne Beistand der Stadtebunde; sogar Bern blieb ohne Theilnahme. Herrlich zog Leopold an der Spitze seiner stattlichen Ritter, er selbst der Edelste von Allen, von Baden durch den Aargau, über Sursee gegen das Städtlein **Sempach** heran (das liegt drei Stunden von Luzern am schönen See); damach wollte er Luzern durch Ueberfall bewältigen. Als er vor Sempach kam (es war am 9. Juli 1386 zur Erntezeit, ein heißer Tag! und die Schnitter mähten das Korn), da standen die Eidgenossen, — nicht mehr als 1500 — auf der Anhöhe im Wald, und erwarteten die Ritter. Diese vermaßen sich, das Häuflein der Bauern allein, ohne Hülfe des Fußvolks, zu vernichten. Der Herzog hieß die Ritter von den Rossen absitzen. Sie hieben sich, um im Gefecht nicht gehindert zu werden, die langen Schnäbel von den Schuhen ab, wie sie damals getragen wurden, und verspotteten die Bauern. Wohl warnte ein alter Kriegsmann, Hans Ulrich von Hasenburg, die Ritter: »Hoffahrt sei zu nichts gut;« doch sie riefen lachend: »Hasenburg — Hasenherz!« Etliche riethen dem Herzog: er solle sein Leben nicht dem blinden Schlachtenglück preisgeben; er aber erwiederte edelstolz: »Nein! hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder untergeh'n.« Wie nun die Ritter abgesessen, zogen die Eidgenossen aus dem Wald heraus, die Höhen hinab, auf's Feld, in schmaler Reih', den Rittern entgegen; hatten keine Harnische an und blos kurze Waffen, Hellebarden, breite Schwerter und Morgensterne; Einige trugen Bretter statt der Schilde an den Armen; die Ritter aber standen in langer Schlachtreih', ganz in Eisen da, mit Schilden gedeckt, und streckten weittragende Speere vor sich hin; so dünkten sie sich unangreifbar. Die Eidgenossen thaten knieend ihr Schlachtgebet; die Ritter verhöhnten sie d'rum, als ob sie bei ihnen um Gnade flehen wollten. Die Eidgenossen aber standen auf und rannten mit Geschrei durch's Feld, gegen die eiserne Mauer von Schilden und Speeren. Doch da war kein Ankommen und Durchbrechen. Und wie nun die Ritter die Enden ihrer langen Schlachtordnung, als wie zum großen Halbmond, bewegen, um die Eidgenossen zu umschließen, sinkt der edle Schultheiß von Luzern, Petermann von Gundoldingen, der gegen sie anrennt, auf den Tod verwundet zu Boden; viel andre Luzerner mit ihm. In dieser Noth der Eidgenossen ruft plötzlich **Arnold Struthan von Winkelried** aus Unterwalden mit lauter Stimme: »Ich will euch eine Gasse machen,«

ſpringt d'rauf aus der Reihe hervor, ruft noch hinter ſich: »Sorgt für mein Weib und meine Kinder, liebe treue Eidgenoſſen, und gedenkt meines Geſchlechts,« und ſtürzt auf die Feinde; mit beiden Armen umfaßt er ſoviel von ihren Speeren, als er erfaſſen kann, drückt ſie an ſich, und wie ſie ſeine Bruſt durchbohren, reißt er, zur Erde ſinkend, ſie mit ſich hinab. So entſteht eine

Lücke in der eiſernen Mauer und dicht aneinander geſchloſſen ſtürmen die Eidgenoſſen durch dieſelbe über Winkelrieds Leiche inmitten der Ritter. Dort ſchwingen ſie voll Kampfwuth ihre Schwerter und Morgenſterne und ſchmettern die ſchwer Geharniſchten links und rechts zu Boden. Da erſtickt mancher in der Rüſtung. Der Herzog ſelbſt ergreift Oeſterreichs Banner und ſchwingt es hoch über den Leichen ſeiner Genoſſen. »Mit euch ehrlich und treu in den Tod!«

ruft er und ſtürzt ſich in die dichteſten Haufen der Eidgenoſſen. Im Gewühl ſinkt er zu Boden; er will ſich emporraffen, doch die ſchwere Rüſtung hindert ihn daran. So findet ihn ein gemeiner Mann aus Schwyz; der will's nicht hören, wie ſich der Fürſt zu erkennen gibt, und erſticht ihn. Martin Malterer von Freiburg im Breisgau, welcher das Banner dieſer Stadt trug, findet die Leiche, wirft ſich über ſie, und deckt ſie treu vor Feindes- und Freundestritten, bis er ſelbſt zur Leiche wird. Kaum iſt der Tod des Herzogs bei den Rittern bekannt, ſo drängen ſich dieſe voll Entſetzen zur Flucht und ſchreien: »Die Hengſte her!« Doch zwei feige Hauptleute waren mit Knechten und Roſſen ſchon langſt von dannen geflohn. Nun verkaufen die Ritter das Leben theuer; aber aller Heldenmuth hilft ihnen nichts; 656 Grafen, Herrn und Ritter werden erſchlagen, dazu zahlreiches Volk aus den habsburgiſchen Städten Aarau, Bremgarten, Zofingen. Der Schultheiß von Zofingen, Nikolaus Thut, zerriß das Banner der Stadt, das er trug, damit es nicht in Feindesgewalt käme und hielt deſſen Schaft noch im Tode mit den Zähnen feſt. Solcher Großthaten geſchahn viele an jenem Tag, an dem zur gerechten Züchtigung adeligen Uebermuths ganze Adelsgeſchlechter erloſchen, und durch Arnolds von Winkelried Todesweihe die Freiheit glorreich errettet ward.

Raſch und mit Glück benützten die Eidgenoſſen ihren Sieg, zerbrachen viele Burgen des Adels und bedrängten Habsburgs Macht. Dieſe war als Feindin der Freiheit ſo verhaßt, daß Niemand mehr Pfauenfedern auf dem Hut trug, weil die Habsburger ſolche zu tragen gewohnt waren; ja daß in der Schweiz gar kein Pfau mehr geduldet ward. Aber Habsburg und der Adel ruhten nicht, wiewohl 1387 ein Stillſtand geſchloſſen worden war, ſondern ſannen auf Rache. Im nächſten Jahre bewältigten ſie das Städtlein Weſen und bedrohten darnach die Männer von Glarus mit ſolcher Macht, daß dieſe ſchon um billigen Frieden baten. Da ward ihnen als Bedingung vorgeſchrieben, ſie ſollten ſich dem Herzog von Oeſterreich unbedingt unterwerfen, die Urkunde ihres Bundes mit den Eidgenoſſen abliefern und gegen dieſe für Habsburg einſtehn. Als ſie ſich deſſen weigerten, zogen ſechstauſend Ritter und Herrn gegen die Landwehr von nur zweihundert Männern heran, welche am Paſſe Näfels ſtand; Mathias am Büel war deren Hauptmann. Die Ritter erſtürmten die Schanze und brachen in's Land. Die Sturmglocken klangen, Weiber und Kinder flüchteten; Mathias am Büel aber ſammelte indeſſen fünfhundert Männer und zog mit ihnen zurück gen den Berg Rüti; den hatten ſie hinter ſich und vor ihnen war der Boden voll Felsgeröll. Als nun die feindlichen Reiter heran kamen, ſchleuderten die Glarner Steine unter ſie; dann rannten ſie zum Kampf. Mit lautem Geſchrei zogen dreißig junge Männer aus Schwyz herbei und halfen den Glarnern am Siegeswerk. Die Ritter floh'n, die heldenhaften Bauern eilten hinter ihnen her bis gen Weſen an die Brücke; die brach unter den Rittern.

Dritthalbtausend fanden den Tod. Dies geschah bei Näfels am 9. April 1388. Nun sah'n die Herzoge von Oesterreich, daß sie zu schwach waren, den Eidgenossen im offnen Feld zu widerstehen, d'rum schlossen sie Frieden mit ihnen, zuerst (1389) auf sieben Jahre, später auf zwanzig. Die Eidgenossen behielten alle Ortschaften, welche sie erobert hatten, bis auf die Stadt Wesen, und erwarben durch Käufe von dem verarmten Adel und durch Verträge noch viele Landschaften, Vogteien, Thäler und Burgen, und immer mehrere Städte schlossen sich an sie: das Recht stand fest und die Wohlfahrt des Volkes gedieh dabei; das waren die Früchte der Einigkeit.

Zwölf Jahre nach der Schlacht bei Näfels erhob sich auch das rüstige Hirtenvolk im Lande Appenzell, welches der Abtei St. Gallen gehörte, von dessen Vögten und Amtleuten allzuhart gedrückt, um die Freiheit. Da bat der Abt von St. Gallen zehn schwäbische Reichsstädte, mit welchen er einen Bund hatte, um Hülfe. Die Städter, welche das Landvolk gering schätzten, verwarfen durch einen Schiedsspruch dessen billige Bitten und Vorschläge; vielmehr wurden die verjagten Vögte und Amtleute wieder in ihre Gewalt eingesetzt und bedrückten nun die Bauern noch härter, als bisher. Da baten die Appenzeller bei den Eidgenossen um Schutz. Aber nur die von Schwyz und Glarus nahmen sich ihrer an. Als nun der Abt und seine Freunde, die Städter, gegen sie heranzogen von St. Gallen über den Lindenbühel zur Hohe Veglinseck hinauf gen das Oberstein Speicher, und den Appenzellern dies verkundschaftet worden war, gingen sie schnell hinauf, legten sich oben in den Hohlweg, — die Schwyzer und Glarner im Wald, — und empfingen die Feinde im Engpaß so heiß, daß sechshundert Ritter in ihren Harnischen den Geist aufgaben und die andern flohen. Das geschah am 15. Mai 1403. Darauf brachen die Appenzeller die Burgen in ihrem Land und machten Freundschaft mit der Stadt St. Gallen. Nun lag der Abt (wie auch der Adel) dem Herzog Friedrich von Oesterreich an (einem Sohn Leopolds, der bei Sempach erschlagen worden war,) ihm gegen die Hirten beizustehen, und sagten ihm: »da diese allen Leuten benachbarter Herrn die Freiheit geben, so ist auch Oesterreichs Herrschaft bedroht.« Eifrig rüstete der Herzog. Da trat zu den Appenzellern Graf Rudolf von Werdenberg, welcher durch die Herzoge von Oesterreich um Land und Gut seiner Väter gekommen war, in die Landsgemeinde und bat: »Laßt mich eures Gleichen sein, und mit euch leben und kämpfen.« Sprach's, und that seinen Harnisch ab, und zog ihr Hirtenkleid an. Sie machten ihn zu ihrem Feldhauptmann. Nun führte er sie gegen des Herzogs Kriegsvolk, das in ihr Land einfallen wollte, auf die Höhe am Stoß. Dort stritten (am 17. Juni 1405) vierhundert Hirten gegen eine große Ueberzahl des tapfersten Adels. Auf einer nahen Anhöhe kamen in weißen Hirtenhemden auch noch die Weiber und Töchter herangezogen: die Feinde hielten sie, im Schrecken, für Männer, und flohen; die Appenzeller

mit erhobenen Mordwaffen hinter ihnen her. Als die Feinde vertrieben waren, kehrten die Sieger auf den Stoß zurück und dankten Gott für seinen Beistand. Indessen war der Herzog von St. Gallen umgekehrt und gen Arbon zurückgezogen, da griffen ihn die Bürger der Stadt St. Gallen am Hauptlisberg an und schlugen ihn. Nun stellte er sich an, als wolle er nach Tyrol heimziehen; aber beim Dorfe Thal ließ er sein Kriegsvolk die Wolfshalde hinansteigen, um die Appenzeller zu überfallen. Diesen war's verrathen worden; unerwartet griffen sie die Feinde an und jagten sie, nach verzweifelter Gegenwehr, die Wolfshalde hinab. Da verwünschte der Herzog diesen Krieg und ging in sein Land Tyrol zurück. Hierauf schlossen die Appenzeller mit der Stadt St. Gallen einen Bund auf neun Jahre, und eroberten dankbar dem Werdenberg das verlorne Erbe seiner Väter wieder, ihren guten Gesellen, den Schwyzern, das Thal Wägi und die fruchtbare untere Mark. Dann drangen sie in's Vorarlberg und Tyrol, riefen dort das Volk zur Freiheit auf und schlugen bei Landeck des Herzogs Soldner. Weit und breit erging Schrecken vor ihrer Heldenkraft. Im Jahre 1407 brachen sie gegen die österreichische Dienstmannschaft im Thurgau auf, eroberten wohl sechszig Burgen und belagerten auch Bregenz, die feste Stadt am Bodensee. Nun besorgten Fürsten und Adel einen allgemeinen Aufstand des Volkes in Schwaben und Bauern und schlossen Bunde, um Bregenz zu entsetzen und die Kriegsmacht der freien Bauern zu vernichten. Sie überfielen die Appenzeller vor Bregenz und gewannen in einem furchtbaren Kampf endlich den Sieg über sie. Diese zogen in fester Ordnung in ihre Heimath zurück und Niemand wagte, sie zu verfolgen. Darnach ward Frieden geschlossen. Die Appenzeller behaupteten ihre Freiheit und traten 1411 in Landrecht und Verein mit allen Eidgenossen, bis auf Bern.

Während dieser Zeit befanden sich die schwäbischen und fränkischen Städte in Spannung mit den Fürsten: König Wenzeslav hatte die Städte begünstigt und ihren Bund feierlich bestätigt, um sich durch ihre Macht gegen die mit ihm unzufriednen Fürsten sicher zu stellen. Bald brach jene Spannung in offnen Krieg aus: des Königs Wort und das Glück der schweizer Bauern ermuthigten die Bürger. Ihrer viertausend von den schwäbischen Städten zogen gegen Eberhard den Greiner aus; — die Rheinstädte standen, vom König selbst aufgemuntert, gegen den Pfalzgrafen Ruprecht. Bei Döffingen, unweit dem Städtchen Weil, kam's am 24. August 1388 zur Schlacht zwischen den schwäbischen Städten und dem Grafen Eberhard von Wurtemberg. Da wollte dessen Sohn Ulrich seine Niederlage vor Reutlingen rächen, und drang ungestüm gegen die Schlachtreih' der Städter an; aber sie hielten tapfern Stand und warfen ihn zurück; er löste seine Ritterehre durch den Heldentod. Schon glaubten die Städter den Sieg zu haben. Da rief der alte Greiner: »Mein Sohn

iſt, wie ein anderer Mann. Ausgehalten! Die Feinde flieh'n!« Zur guten Stunde kam ihm gerade der gleißende Weiß von Wunnenſtein zugeritten, ſein alter Feind, nun aber ſein Freund, weil's den Städtern galt, und brachte ihm Hülfe. Die Schlacht begann auf's Neue, und die Städter mußten, ſo tapfer ſie fochten, endlich flieh'n. Bald darauf erlitten die rheiniſchen und fränkiſchen Städte gleiches Unglück wie die ſchwäbiſchen bei Döffingen. Nun verließ König Wenzeslav die Städte und gab ſie dem Grimme des Adels und der Fürſten preis. Darüber entſtand in Schwaben viel Fehde und großes Elend, bis endlich Wenzeslav 1389 zu Eger die Fürſten und Städte vertrug: dort wurden die Städtebünde auf Betrieb der Fürſten, welche auch auf Abſchaffung der Aufnahme von Pfahlbürgern drangen, durch Reichstagsbeſchluß aufgelöſt und alle Reichsſtände in ein einziges Landfriedensbündniß gezogen, welches gelten ſollte am Rhein, in Schwaben, Baiern, Franken, Heſſen, Thüringen und Meißen. Solchen Ausgang nahm der Kampf der ſüddeutſchen Städte. Aber ihre Macht blieb ungeſchwächt und das Einungsweſen hat noch lange ſpäterhin wohlthätig nachgewirkt.

12.

— — — Was herrlich war
Und groß, das ſinkt zuſammen und vergeht.

Uhland.

Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts hatte die Macht der deutſchen Ordensritter in Preußen, durch weiſe zeitgemäße Verfaſſung des Ordens und Staates und durch treffliche Verwaltung, ihre herrlichſte Blüthe entfaltet. In Folge der Begünſtigung der nach Unterwerfung des Landes angeſiedelten deutſchen Bauern war beſonders der Ackerbau ſehr emporgekommen. Und wie dadurch die Wurzeln des Staatsweſens kräftig blieben, ſo trug auch der Stamm: das Bürgerthum, durch ſtädtiſche Freiheitsbriefe (»Handfeſten«) geſichert, an markigen Aeſten die lachenden Früchte des Gewerbfleißes und Handels; die Regierung bildete die ſtolze ehrenreiche Krone dieſes Baums, Stürmen und Wettern trotzend. Die Ordensregierung war ſo eigenthümlich zuſammengeſetzt, daß alle einzelnen Beſtandtheile derſelben ſich wechſelſeits gleichſam ergänzten. Der Hochmeiſter des Ordens, welcher an der Spitze ſtand, beſaß einerſeits, weil ihm alle Ritter Gehorſam gelobt mußten, ſo viel Macht, daß er ſtets mit Nachdruck zum Heil des Ganzen handeln konnte; andrerſeits war dieſe Macht durch ſeine Verantwortlichkeit gegen das Generalkapitel in ſolchen beſchränkt, daß er ſie nicht zum Schaden des Ganzen mißbrauchen konnte. Alle Staatsverhältniſſe waren dermaßen gegliedert, daß keine Selbſthülfe, kein Fauſtrecht unter der Herrſchaft des Ordens aufkommen konnte, und jeder Streit durch die Ordensregierung

geſetzlich geſchlichtet ward. Alle überſchüſſige Streitkraft, die nach innen zu keinen verderblichen Spielraum fand, mußte ſich folglich nach außen hin ergieſſen: das lag überdies auch ſchon in dem kriegeriſchen Geiſt des Ordens. So geſchah es, daß der Ordensſtaat ſich und die deutſche Bildung immer weiter ausbreitete, vom Oberſtrom bis gen Eſthland hinauf. Zur Zeit ſeiner größten Blüthe umfaßte er 55 Städte, 10,000 Dörfer, 2000 Höfe, 48 Schlöſſer.

Einen achtzigjährigen Kampf hatte er mit den heidniſchen Litthauern zu beſtehen und eben dadurch erſchöpfte er endlich ſeine Kraft. Damit vereinigten ſich noch zwei wichtige Umſtände. Der Großfürſt Jagello von Litthauen hatte nämlich nach dem Tode des Königs Ludwig von Ungarn und Polen (1382) die Krone Polens erhalten, war 1386 zum Chriſtenthum übergetreten, und bekehrte auch die Litthauer dazu. Nun war alſo der Kampf des deutſchen Ordens gegen dieſe kein Glaubenskampf mehr, und deshalb zogen auch keine Kreuzfahrer mehr aus Deutſchland dem Orden zu Hülfe, während dieſer zu gleicher Zeit durch die Vereinigung Polens und Litthauens einen doppelt mächtigen Feind gegen ſich hatte. Am 15. Juli 1410 geſchah bei Tannenberg eine entſcheidende Schlacht. Jagello (in der Taufe Wladislav II. genannt) führte ein Heer von 140,000 Mann gegen den Orden: der kriegeriſche Hochmeiſter Ulrich von Jungingen ſtellte ihnen 83,000 Mann gegenüber. Vierzigtauſend davon, darunter der Hochmeiſter ſelbſt und 600 Ritter, wurden erſchlagen. An dieſem Tage war das Werk von faſt zwei Jahrhunderten bis tief in den Grund erſchüttert worden. Der unerſchrockne und edle Heinrich Reuß von Plauen, Komthur von Schwetz, rettete die Marienburg und den ganzen Orden. Doch nur für den Augenblick; den Verfall deſſelben konnte er, ſelbſt nachdem er Hochmeiſter geworden war, nicht aufhalten. Denn der alte Geiſt des Gehorſams und der Sittenſtrenge war aus dem Orden entſchwunden und die Zwietracht dafür eingezogen. Da nun Heinrich Reuß von Plauen, um den durch den Krieg zerrütteten Staatshaushalt wieder herzuſtellen, mit Strenge durchgreifen wollte, murrten die Ritter über ihn, weil er ihren Privatvortheil beeinträchtigte: ſie verläſterten ihn, ſetzten ihn (1413) ab, und legten ihn ſogar in Haft, worin er ſtarb. Und wie die Ritter, ſo thaten auch die Unterthanen des Ordens: ſie ſchmachteten durch die langen Kriege im Elend, und ſollten doch ſchwere Abgaben erlegen, weil der Ordensſchatz erſchöpft war: dadurch wurde die Herrſchaft des Ordens immer mehr verhaßt.

So ſchwebt das Verderben mit rauſchenden Fittichen über der Größe und Herrlichkeit vergangener Zeiten: das erhabene Gebäude der Herrſchaft löſt ſich in ſeinen Fugen, die Pfeiler wanken, und ſchon ſchleicht die Meuterei durch die verödeten Säle, in welchen die alten verblichenen Siegesbanner hängen.

13.

Es muß die Kirche sich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Pest und wilden Kriegesfeuern
Erschütternd zu: Gedenke mein!

M. Evans.

König Wenzeslav lebte, um die Regierung des Reiches wenig bekümmert, meistens in Böhmen, und zwar in Schwelgerei und Grausamkeit. So lang' die Reichsfürsten dabei ihren Vortheil fanden, ließen sie ihn gewähren. Dies war (unter Anderm) der Fall, als er, wegen großer Verwirrung im Geldwesen, 1390 auf einem Reichstag plötzlich alle Schulden an die Juden im ganzen Reich für nichtig und abgethan erklärte, nach der herkömmlichen Vorstellung, daß die Juden, weil sie keinen Landbesitz hatten, mit Leib und Gut der kaiserlichen Kammer als »Kammerknechte« gehörten. Ihre Schuldner zahlten dafür der Kammer fünfzehn Procent. Durch solche unedliche Gewaltschritte suchte sich Wenzeslav Geld zu erwerben, was er gar sehr brauchte, weil die königlichen Einkünfte durch den Uebergang der Regalien in die Hände der Fürsten bedeutend geschmälert worden waren. Aus Geldverlegenheit hielt der König auch den Adel feil, und Standeserhöhungen für Geld (durch sogenannte »Adelsbriefe«) kamen seit Karl IV. immer mehr auf.

Endlich hatte jedoch Wenzeslav durch seine Gewaltthätigkeit die böhmischen Großen so sehr erbittert, daß sie sich mit seinem Bruder Sigismund, welcher nach dem Tode seines Schwiegervaters Ludwig im Jahre 1382 König von Ungarn geworden war, und mit seinem Vetter, dem Markgrafen Jodokus von Mähren, gegen ihn verbündeten. Der Letztere nahm ihn (1394) gefangen. Da bestellten die Deutschen den Pfalzgrafen Ruprecht zum Reichsverweser und forderten, entrüstet über die Schmach, welche in der Person des Königs der Krone war angethan worden, von den Böhmen die Freilassung des Königs. Dies geschah. Doch Wenzeslav war durch das Unglück nicht besser geworden; sondern lebte und regierte wie vor und ehe in Böhmen, trunksüchtig, jähzornig, roh und grausam. Für Deutschland ernannte er (1396) seinen Bruder Sigismund zum Reichsverweser. Dieser aber mußte damals eilig gegen den türkischen Sultan Bajesid in's Feld ziehen, welcher Ungarn bedrohte, und ihn (1396) besiegte.

Indessen dauerte die Kirchenspaltung fort, zum Aergerniß der ganzen Christenheit, durch die Hartnäckigkeit der beiden Päpste, Bonifacius IX., welcher 1389 zu Rom, und Benedicts XIII., welcher 1394 zu Avignon erwählt worden. Immer dringender wurde zugleich die Nothwendigkeit einer gründlichen moralischen Kirchenverbesserung gefühlt. Man erinnerte sich wieder, daß der

Papst ursprünglich blos der Bischof von Rom sei und daß sein Primat, d. i. seine Oberherrschaft über die ganze Kirche, weder einen rechtlichen, noch einen biblischen Grund habe. Deshalb dachte man an die Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung (eines Concilium's), welche die ganze katholische Kirche rechtmäßig vorstelle und vertrete, und welcher sich auch die beiden Päpste unterwerfen sollten. Schon 1381 hatte ein Deutscher, Heinrich Langenstein aus Hessen, eine solche Versammlung in Vorschlag gebracht. Nun drangen die Universitäten Paris und Oxford (1398) mit Beklommenheit darauf. Da raffte sich König Wenzeslav endlich aus seiner Trägheit auf und kam wegen dieser Angelegenheit mit dem König Karl VI. von Frankreich in Rheims zusammen. Sie beschlossen dort die Absetzung der beiden streitenden Päpste und die Wahl eines neuen rechtmäßigen kirchlichen Oberhauptes. Dabei besorgte aber der Erzbischof Johann von Mainz, sein Erzbisthum zu verlieren, welches er von Bonifacius IX. gekauft hatte, und suchte nun jenes Vorhaben zu vereiteln. Auf seinen Betrieb vereinigten sich mit ihm die übrigen rheinischen Kurfürsten (1400) zu Oberlahnstein, entsetzten den König Wenzeslav, als unnützig, unwürdig und ungerecht, und erwählten drei Tage später den Pfalzgrafen Ruprecht. Viele andre Fürsten aber und zumal auch die oberdeutschen Städte hielten dem Wenzeslav treu. So war nun das Reich unter zwei Königen, gleichwie die Kirche unter zwei Päpsten gespalten, und dadurch überall unselige Verwirrung.

König Ruprecht war tapfer, edel und dem Recht wie der Bildung zugethan; er hatte schon 1386 die Universität zu Heidelberg gestiftet. Gleichwohl konnte er in jener schweren Zeit der Zerrüttung weder zu Macht noch zu Ansehn kommen, weil ihm überall der Eigennutz und die Eifersucht der Fürsten und der Hass der Städte im Wege standen. Er unternahm 1401 einen Romerzug; aber kaum war er bis in's Gebiet von Brescia gekommen, so musste er (1402) aus Geldnoth schon wieder umkehren. Nun wollte König Wenzeslav auch einen Romerzug thun, um die Kaiserkrone zu erhalten; aber plötzlich wurde er von seinem Bruder abermals gefangen genommen, und hierauf erkannte der Papst Bonifacius IX. Ruprecht als rechtmäßigen Kaiser an. Bald entkam jedoch Wenzeslav aus seiner Haft und trat nun endlich mit Kraft auf; freilich war's jetzt für ihn schon zu spät. Da aber König Ruprecht, mit aufrichtigem Ernst und mit Strenge, Ordnung und Gerechtigkeit im Reich herzustellen trachtete, wurden ihm die Fürsten vollends abhold, insbesondere der Erzbischof Johann von Mainz, weil Ruprecht die Raubschlösser einiger Vasallen desselben zerstört hatte. Johann verbündete sich gegen ihn mit mehreren andern Fürsten (1405) zu Marbach in Schwaben.

Diese allgemeine Verwirrung in Staat und Kirche wurde noch vermehrt, als 1409 eine Kirchenversammlung zu Pisa die beiden streitenden Päpste abgesetzt

und ſtatt ihrer einen neuen, Alexander V., gewählt hatte. Da nämlich jene beiden ihre Würde nicht aufgeben wollten, ſo hatte die Kirche nun drei Päpſte auf einmal. Bald darnach (1410) ſtarb Ruprecht und nun wurden durch Parteiung der Kurfürſten zwei Könige erwählt, Jodokus von Mähren und Sigismund von Ungarn; auch der abgeſetzte Wenzeslav lebte noch in Böhmen, und ſo hatte jetzt das Reich drei Könige. Jodokus ſtarb jedoch im nächſten Jahre (1411) und Sigismund wurde nun abermals gewählt, und zwar mit Bewilligung ſeines Bruders Wenzeslav, welcher blos den Titel behielt und in Böhmen, als König dieſes Landes, noch bis zum Jahre 1419 in ſeiner alten Weiſe lebte.

Das Reich kam nun wieder zur Einheit. Die Kirche hingegen blieb noch immer in Spaltung: denn nach dem Tode Alexanders V. (1410) wurde Balthaſar von Coſſa, „ein mit Sünden befleckter Mann, als Johann XXIII. zum Papſt erwählt. Benedict XIII. aber und Gregor XII. nannten ſich fortwährend rechtmäßige Oberhäupter der Chriſtenheit. Noch ſchlimmer und gefährlicher aber, als dieſe Spaltung, war die immer wachſende Verderbtheit der Kirche, ſowohl was zur Glaubenslehren, als auch was die Sitten der Geiſtlichkeit betraf.

Schon längſt hatte die Geiſtlichkeit viele neue Begriffe und Lehren, durch welche ſie große Macht über die Seelen erlangte, als Glaubensartikel aufgeſtellt, obwohl dieſe nicht in den Grundlehren des Chriſtenthums zu finden waren und nicht ſelten der Abſicht Chriſti ſelbſt widerſprachen. So geſchah's, daß der göttliche Kern des Chriſtenthums unter einer Menge ſinnlicher Vorſtellungen allmälig faſt ganz vergraben und unkenntlich worden war. Statt an ächte Gottesverehrung im Geiſt und in der Wahrheit, hielt ſich das Volk an den blendenden Schein eines prachtvollen Gottesdienſtes und an die ſtrenge Beobachtung der eingeführten Gebräuche, von denen manche völlig heidniſch, einige ſogar mehlige Verhöhnungen der Religion und der Kirche waren. Die Verehrung der Heiligen war durch den Aberglauben in eine wahre Abgötterei ausgeartet. Man ſchrieb der bloßen Wiederholung mancher Gebete in beſtimmter Zahl und gewiſſen Gebetsformeln übernatürliche Kräfte zu: man glaubte, durch Gebete, vornämlich der Prieſter, die Seelen Verſtorbener aus dem Fegefeuer zu erlöſen, und durch Anlegung eines Mönchskleides auf dem Todtenbette vor der ewigen Verdammniß gerettet zu werden. Im Allgemeinen beſtimmte, nicht ſowohl die Liebe zu Gott die Herzen der Menſchen, als vielmehr die Furcht vor dem Teufel: und der Betrug machte ſich die Dummheit zu Nutze, welche oft aus Schlechtigkeit entſprang und immer wieder zu Schlechtigkeiten führte.

Die Erwerbung irdiſcher Schätze und das allzueifrige Trachten nach immer mehreren waren die Keime des Sittenverderbniſſes der Geiſtlichkeit geweſen. Der Mammon hatte zur Herrſchſucht geführt, dieſe zur Allgewalt, die Allgewalt

zum Uebermuth und zur Sittenlosigkeit. Im Uebermuth aber verschwendete die Geistlichkeit ihre Schätze zur Befriedigung ihrer Prachtliebe, ihrer Schwelgerei und ihrer sinnlichen Lüste; und da ihre gewöhnlichen Einkünfte dazu nicht ausreichten, so ersann sie neue außergewöhnliche. Deshalb schrieben die Päpste Jubeljahre aus, daß die Menschen ihr Geld auf Wallfahrten gen Rom brächten. Sie verkauften geistliche Aemter und Würden, selbst die Anwartschaft darauf, für welche letztere sie die Einkünfte des ersten Jahres (die sogenannten »Annaten«) erhielten. Zu Geld leste man in Rom die für Blutverwandte angeordneten Ehedispense und dergleichen. Die ergiebigste Geldquelle für den römischen Hof aber war der »Ablaß«; darunter hatte man früher blos eine Nachlassung der Kirchenstrafen verstanden; in der Folge aber eine Nachlassung aller Sünden selbst, nicht blos der begangenen, sondern oft auch der noch zu begehenden, und zwar für Geld; jede Sünde hatte ihre Taxe; eigene Ablaßverkäufer zogen mit Fahnen und den Schlüsseln St. Peters in Deutschland umher, reihten den Ablaß wie eine Waare aus und belegten Diejenigen mit dem Bann, welche sich diesem Mißbrauch widersetzten. Die Ungebildeten aber, welche daran glaubten, meinten nun, für ihr Geld ungestraft sündigen zu können. Es ist klar, daß dadurch die Sittlichkeit in tiefen Verfall kam.

Indem nun so das Verderbniß auf's alleräußerste getrieben wurde, begann es auch bereits zu verwesen, um nach den ewigen Gesetzen des Lebengesetzes, welchen das Weltgetriebe ist, frischen gesunden neuen Keimen Platz zu machen. Die alte Sehnsucht nach einer durchgreifenden Verbesserung (Reformation) der Kirche in Haupt und Gliedern sprach sich lauter und allgemeiner als Forderung aus. Der Hauptanstoß der Bewegung ging von England aus. Dort trat in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts Johann Wiclif, Lehrer an der Universität zu Oxford, kühn gegen das Mönchthum und das Papstthum auf, verwarf den Ablaß, die Ohrenbeichte und die Lehre von der Verwandlung des Brotes in Christi Leib, so wie die Gewalt des Papstes, zu binden und zu lösen, und übersetzte die heilige Schrift, deren Gebrauch die Geistlichkeit allenthalben dem Volke vorenthielt, in's Englische. Er starb 1384. Seine Bücher kamen nach Deutschland und Böhmen und fanden daselbst eifrige Leser. Besonders gefielen Wiclif's Ideen von Freiheit den kühnen, trotzigen Böhmen, welche durch Kaiser Karl's IV. Fürsorge den Deutschen an Bildung vorangeeilt waren. Auf ergriffen Wiclif's Lehren zumal den beredten Ritter Hieronymus Faulfisch (genannt Hieronymus von Prag) und dessen Freund, den frommen und gelehrten Meister Johannes aus Hussinecz (genannt Johannes Huß), welcher Lehrer an der Universität und Beichtvater der Königin war. Beide empfahlen und vertheidigten eifrig die Schriften Wiclif's, und luden dadurch den Zorn der päpstlich gesinnten Geistlichen in Prag auf sich. Meister Huß predigte (seit 1401) in der Kirche Bethlehem insbesondere gegen die Sit-

tenlosigkeit der Geistlichen, gegen die Entartung der Kirche in Glaubenssätzen und Gottesdienst, und gegen den Primat des Papstes. Aus Nationalhaß gegen die böhmischen Lehrer an der Universität schlugen sich die Deutschen zu den Feinden des Huß. Diesem aber gelang es, die Verfassung der Universität zu verändern. Die Lehrer und Studenten waren nämlich nach ihrer Herkunft in Nationen geschieden: die Vorstände derselben schlichteten über Geld- und Ehrensachen und wählten den Rektor. Nun hatten bis dahin drei fremde Nationen das Uebergewicht über die Böhmen gehabt; jetzt aber bekamen diese drei Stimmen und alle übrigen nur eine. Da zürnten alle deutschen Lehrer und Studenten schwer, zogen (über 3000) im Jahre 1409 aus Prag fort und kamen gen Leipzig, wo der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, sie hoch willkommen hieß und die Universität Leipzig stiftete. Huß aber wurde in Prag zum Rektor erwählt und verbreitete seine Lehre, allen Widersachern zum Trotz. Vergeblich lud ihn der Papst Johann XXIII. nach Rom; Huß berief sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung und eiferte mit seinem Freunde Hieronymus gegen den Ablaßhandel. Da belegte ihn Johann XXIII. (1413) mit dem schärfsten Bann; Huß mußte Prag verlassen und predigte nun dem Volk auf dem Lande.

Indessen hatte sich Sigismund der Kirchenangelegenheit angenommen, und bei seiner Anwesenheit in Italien den Papst Johann XXIII. dahin vermocht, daß dieser eine allgemeine Kirchenversammlung nach Kostnitz (oder Konstanz) ausschrieb. Aus allen Reichen der Christenheit waren Patriarchen und Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, Aebte, Mönche und Priester herbeigekommen, sodann viele gelehrte Doctoren und Meister von den Universitäten, ferner Gesandte der christlichen Könige, fast alle Reichsfürsten, zahlreicher Adel und vieles Volk. Diese Fremden hatten alle erdenkliche Pracht und Herrlichkeit, aber leider auch die Geistlichen ihre Leidenschaften bei wissenschaftlichen Streitigkeiten und die Weltlichen eine große Unsittlichkeit mitgebracht, so zwar, daß das Verderbniß, welches durch das Concilium ausgerottet werden sollte, bei vielen Mitgliedern desselben grade recht furchtbar zu schauen war. Von den drei streitenden Päpsten war blos Johann XXIII. nach Kostnitz gekommen. Wenige Tage nach ihm, am 3. November, traf auch Johann Huß dort ein: Sigismund hatte ihm feierlich freies Geleit hin und zurück versprochen, und auch der Papst gelobte ihm: er solle in Kostnitz auf keine Weise gekränkt werden. Die Kirchenversammlung wurde am 16. November eröffnet. Die Prälaten hatten sich zur Abstimmung in vier Hauptnationen geschieden (in die deutsche, französische, englische und italienische) und die ersteren drei Nationen drangen vor allem streng auf die Absetzung der drei Päpste (zur Beendigung der Kirchenspaltung); dann sollte sogleich das Werk der Kirchenverbesserung vorgenommen werden. Der stolze Johann XXIII. mußte in einer Sitzung am

2. März 1415 selbst seine Abdankung beschwören; aber er dachte keineswegs diesen Eid zu halten, und entfloh vielmehr schon am 21. März, mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich, als Reiter verkleidet, aus Kostnitz nach Schaffhausen. Von dort aus wollte er das ihm so furchtbare Concilium durch einen Machtspruch auflösen. Aber die Kirchenversammlung erklärte (am 6. April): »daß sie die ganze katholische Kirche vorstelle und daß sich der Papst allen ihren Anordnungen zu unterwerfen habe.« Herzog Friedrich wurde in die Reichsacht gethan; die schwäbischen Städte und die Eidgenossen vollstreckten sie und entrissen ihm alle österreichischen Stammherrschaften in der Schweiz. Neumüthig erschien er hierauf wieder in Kostnitz und unterwarf sich der Gnade Sigismunds. Johann XXIII. aber wurde am 16. Mai wegen seiner vielen erwiesenen Verbrechen feierlich abgesetzt und als Gefangener in das Schloß Gottlieben im Thurgau gebracht.

Dort saß auch seit dem Palmsonntag der edle Huß, welcher schon am 28. November des vorigen Jahres auf Befehl eben jenes Papstes, ungeachtet des kaiserlichen freien Geleites, gefangen genommen worden war. Er saß in Eisen und Banden und war siech von Kerkerluft und Mißhandlungen, blieb aber starkmüthig, ergeben in den Willen Gottes, seiner Ueberzeugung getreu, und entschlossen, lieber Schmach und Tod zu erleiden, als die Wahrheit zu verläugnen. Seine Angelegenheit wurde indessen auch durch den Umstand verschlimmert, daß der Prediger Jakob von Mieß in Böhmen das Abendmahl nach uralt-christlicher Weise, nämlich unter beiderlei Gestalten, des Brotes und des Weines, austheilte: darin erblickten die Priester, welche es den Laien blos unter der einen Gestalt des Brotes austheilten, eine Aufhebung ihres Vorrechts: Huß aber hatte jene Austheilung unter beiden Gestalten gebilligt. Das mußte er entgelten. Vergeblich verlangte er, man solle seine Lehren durch die Bibel widerlegen. Man konnte dies nicht, darum verdrehte und verfälschte man seine Sätze, wollte seine Vertheidigung nicht anhören, und verhöhnte ihn sogar um jedes Wort, welches er in tiefster Herzenszerknirschung sprach. Eben jene Männer in der Versammlung, welche doch selbst ebenso streng wie Huß gegen den Primat des Papstes und gegen die Mißbräuche des Papstthums geeifert hatten, trachteten nun am allerheftigsten nach seinem Verderben. Und warum? aus kleinlichem Haß über verschiedene wissenschaftliche Meinungen: denn Huß vertheidigte die Ansichten der sogenannten realistischen Schule, jene Männer aber gehörten zu der entgegengesetzten nominalistischen. Am 6. Juli beschuldigte man Hußen in öffentlicher Sitzung des Conciliums fälschlich, »er habe sich selbst die vierte göttliche Person genannt.« Da rief Huß: »O Jesu Christ, deinen Wort dies Concilium verdammt, auf Dich berufe ich mich!« und vertheidigte alle seine Schritte. Als er in seiner Entschuldigung fortfahrend, auch sprach: »ich kam auf dies Concilium mit freiem Geleit, das mir der

Kaiſer gegeben, in ſichrer Hoffnung, meine Unſchuld vertheidigen zu können,« und mit ſtarren Blicken den eidbrüchigen Sigismund anſah, welcher mit der goldnen Krone auf dem Haupt, im kaiſerlichen Schmuck auf dem Throne daſaß, da ward dieſer blutroth und wich ſcheu den Blicken des Verrathenen aus: — es ſchlug ihm das Gewiſſen, wiewohl ihn die Prieſter ſeines Wortes durch den Trugſchluß entbunden hatten, »daß man Ketzern keine Treue halten dürfe.« Als ob der mehr oder weniger ſtrenge Kirchenglaube unſeres Nebenmenſchen an den Pflichten rütteln dürfe, die wir ihm von Gott und Ehre wegen ſchuldig ſind! Die verſammelten Kirchenväter verurtheilten endlich den frommen Huß als »einen verſtockten Ketzer«, weil er, begeiſtert für die unbefleckte Würde der Kirche, die eingeſchlichenen Mißbräuche angegriffen hatte. Nachdem er ſo ungerecht verdammt worden war, riſſen ihm ſieben Biſchöfe ſeine Prieſterkleider ab, ſetzten ihm eine mit Teufelsfratzen bemalte papierne Krone auf und riefen: »Wir übergeben Deine Seele dem Teufel!« »Ich aber empfehle ſie in Deine Hände, Jeſu Chriſte,

der Du sie erlöset hast!« betete der fromme Huß. Hierauf wurde er dem weltlichen Gericht überantwortet und vor die Stadt hinaus auf den Richtplatz geführet, wo ein Scheiterhaufen aufgerichtet war. Schon stand Huß auf demselben, als man ihn nochmals ermahnte, seine Ketzereien zu widerrufen. Fest und groß erwiederte er: »Ich bin mir keiner bewußt. Das, was mir fälschlich zur Last gelegt ward, habe ich nie geglaubt noch gepredigt, und für die reine Wahrheit des Evangeliums, die ich verkündigte, sterb ich getrost und mit Freuden.« Da ward der Scheiterhaufen angezündet. Als die Flammen rings um Huß aufschlugen, sang er zweimal mit lauter Stimme: »Jesu Christe, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme Dich meiner,« beim dritten Ruf wehte ihm der Wind Flamme und Rauch in's Gesicht, und er erstickte. Als seine Leiche verbrannt war, wurde die Asche in den Rhein gestreut. Am 30. Mai des folgenden Jahres (1416) starb auch sein kühner und edler Freund Hieronymus von Prag muthig in den Flammen.

Papst Johann XXIII. wurde nach seiner Absetzung dies fünf Jahre lang in Haft gehalten und später sogar wieder zur Kardinalswürde befördert. Gregor XII. hatte aus freien Stücken auf die Papstwürde verzichtet. Zu dem starrsinnigen Benedikt XIII. reiste Sigismund selbst nach Spanien, um ihn zu demselben Schritt zu bereden. Um die Reisekosten zu erschwingen, hatte Sigismund dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, (1417) die schon früher an denselben verpfändete Mark Brandenburg verkauft. Der greise Benedikt XIII. aber wollte nicht entsagen und schleuderte ergrimmt den Bannfluch auf die ganze Welt, wiewohl Niemand darauf achtete; das Concilium entsetzte ihn am 26. Juli 1417 der päpstlichen Würde. Nachdem nun so durch die Absetzung der drei Päpste der Grund der Kirchenspaltung beseitigt worden war, drangen die Deutschen eifrig darauf, daß jetzt auch die so wichtige Kirchenverbesserung vorgenommen würde. Dies war jedoch gegen das Interesse der italienischen Kardinäle und Bischöfe. Leider siegte auch die welsche List, und in Folge deren wurde, bevor man an jenes Geschäft ging, am 11. Oktober 1417, ein neuer Papst gewählt. Er nannte sich Martin V., kannte die Gefahr, welche dem Ansehen des päpstlichen Stuhles durch die Kirchenversammlung drohte, und machte sie zu nichte. Da nämlich im folgenden Jahre eine Seuche ausbrach, so war ihm dies ein gelegener Vorwand, um die Kirchenversammlung plötzlich — aufzulösen. Dies geschah auch, und nun waren denn alle Hoffnungen auf Kirchenverbesserung wieder vereitelt.

Als in Böhmen die Kunde von Hußens Hinrichtung erscholl, schrieen nicht blos seine Freunde um Rache; das ganze böhmische Volk erhob sich in tiefer Entrüstung, und betrachtete die Religionsfreiheit als Nationalsache. Die Stände beschlossen (1416): »Jeder Edelmann sollte das Recht haben, auf seinen Gütern Hußens Lehre predigen zu lassen.« Hußens Anhänger nann-

ten sich ihm zu Ehren Hussiten: Niklas, Gutsherr von Hussinecz (Hussens Geburtsort), stellte sich an ihre Spitze. Nach der Lehre von der Ausspendung des Abendmahls an die Laien unter beiderlei Gestalt (»sub utraque«) nahmen jene nun den Kelch (welcher den Laien bisher verweigert worden) zum äußeren Sinnbild, und nannten sich »Brüder vom Kelch« (oder Kalixtiner), sowie »Utraquisten«. Bald verführte sie der religiöse Eifer zu Grausamkeiten; Priester und Mönche, welche sich weigerten, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen, wurden mißhandelt, gefoltert, ermordet, Kirchen und Klöster geplündert und verwüstet. Eine Bannbulle des Papstes Martin V. entflammte die Wuth des Volkes nur noch mehr. An die Spitze der Hussiten stellte sich ein gewaltiger Kriegsmann, Johann Ziska von Trocznow. Sie hielten Versammlungen auf einem Berge im Bechiner Kreise, welchen sie Tabor hießen, nannten sich darnach Taboriten und trotzten kühn dem König Wenzeslav.

Als dieser (1419) vom Schlage gerührt, kinderlos gestorben war, wollte sein Bruder Sigismund, als einziger Erbe aller Stammlande des Hauses Luxemburg, die Regierung Böhmens antreten. Aber die Böhmen gedachten ihm seinen Wortbruch an Huß und weigerten sich, ihn anzuerkennen. Durch übel angebrachte Strenge gegen die hussitische Lehre und die Hussiten, erbitterte er die Böhmen noch mehr, und entzündete einen Bürgerkrieg, welcher mit Sturmeseile allerorten aufflammte. Aus Parteiwuth wurden scheußliche Grausamkeiten verübt und noch grausamer gerächt. Um diesen Gräueln ein Ziel zu setzen, legten die katholischen Landherrn und die Prager, welche gemäßigter waren, als die übrigen Hussiten, dem König ihre Forderungen in vier Artikeln vor, welche die »Prager Artikel« heißen. Sie verlangten darin: »Freiheit des Predigens in der Landessprache, Ausspendung des Abendmahls an die Laien unter beiderlei Gestalt, ferner, daß die Geistlichen ihre Schätze und Besitzthümer aufgeben und hinfür ein apostolisches Leben führen, endlich, daß alle Sünden und Laster, sowohl bei den Geistlichen als den Laien, ausgerottet werden sollten.« Sigismund verwarf diese vier Prager Artikel unbedingt; den wilden Taboriten hingegen waren dieselben noch viel zu mild und gemäßigt. Gleichwohl vereinigten sich beide Parteien gegen Sigismund, welcher beiden gleich verhaßt war. Vergeblich erhob dieser das Schwert; er hatte nicht etwa blos eine Rotte Empörer zu bekämpfen, sondern den tiefbeleidigten Nationalgeist: die Taboriten fochten nicht blos für ihren Glauben, sondern zugleich für die Freiheit. Nach dem Tode des Niklas von Hussinecz 1421 wurde Johann Ziska, welcher sich »Johann vom Kelch, in Gottes Hoffnung Hauptmann der Taboriten«, nannte, ihr alleiniger Anführer. Wiewohl erblindet, schritt er ihnen, wie ein Würgengel, zu Schlachten und Siegen voran. Zweimal zog Sigismund (1421 und 1422) mit vielem Kriegsvolk gegen die Hussiten: doch der Schrecken vor diesen sprengte jedesmal die Deutschen auseinander. Nach Ziska's Tode (1424) theilten sich

die Hussiten in mehre Parteien, welche mit Erbitterung gegen einander, aber einträchtig und darum glücklich gegen den verhaßten Sigismund und gegen alle Katholischen kämpften. Unwiderstehlich brachen sie auch aus Böhmens Grenzen hervor und trugen Mord und Brand nach Sachsen, Meißen und Franken, Oesterreich, Ungarn und Schlesien. Vergeblich waren alle päpstlichen Predigten zu Kreuzzügen, vergeblich alle Reichsaufgebote gegen sie. So oft die Deutschen den Grenzen Böhmens nahten, wurden sie geschlagen oder flohen. Dies schmähliche Kriegsunglück der Deutschen kam größtentheils daher, weil in Deutschland selbst das Fehdewesen fortwährend wüthete und die einzelnen Reichsstände schwächte. Auch fochten die begeisterten Hussiten in einer den Deutschen ganz neuen Kampfweise. Oder hatten die Deutschen kein Glück, weil sie sich brauchen ließen, ein Volk zu unterdrücken? Oder büßten sie durch solche Kriegsschmach die Schmach des Wortbruchs, welche auf ihrem König lag?

Erst nachdem der Glaubens- und Bürgerkrieg in Böhmen Jahre lang unsägliches Elend angerichtet, erst nachdem Tausende hingemordet waren, neigte sich Sigismund zur Nachgiebigkeit; aber die Böhmen trauten ihm nicht.

Das Bedürfniß des Friedens war jedoch so allgemein dringend geworden, wie das einer Kirchenverbesserung. Deshalb hatte sich 1431 zu Basel abermals ein Concilium versammelt. Der Papst Eugenius IV. eiferte zwar heftig dagegen und gebot den versammelten Kirchenvätern, auseinander zu gehen. Sie behaupteten jedoch standhaft: »ein Concilium steht über dem Papst, welcher blos das dienende Oberhaupt desselben ist.« Indessen hatte sich Sigismund (1431) nach Italien begeben, um sich dort von dem Papst zum Kaiser krönen zu lassen. Er ließ sich dabei die tiefste Erniedrigung gefallen; der Papst setzte ihm nämlich nicht selbst die Krone auf, sondern ließ sie ihm durch einen Andern, und zwar schief, auf's Haupt setzen und stieß sie dem knieenden Kaiser mit dem Fuße zurecht! Mit dieser Schmach kam Sigismund im Oktober 1433 nach Basel zum Concilium. — Schon zu Anfang jenes Jahres waren die Stammführer der Hussiten dort eingetroffen und hatten dem Concilium die vier Prager Artikel zur Bestätigung vorgelegt. Nach langen Verhandlungen wurden endlich (am 30. November desselben Jahres) diese Artikel durch die sogenannten »Compactaten«, jedoch in folgender Ermäßigung, angenommen: »die Freiheit des Predigens soll gelten, aber nur für verordnete Priester; das Abendmahl darf unter beiderlei, aber auch unter einer Gestalt gespendet werden; die Geistlichen sollen keine Güter mehr besitzen, wohl aber solche verwalten; endlich sollen alle Sünden ausgerottet werden, jedoch nur durch die rechtmäßigen Obrigkeiten.« Nun unterwarf sich die gemäßigte Partei der Hussiten; die republikanisch gesinnten Parteien der Taboriten und Waisen aber weigerten sich voll Erbitterung, jene Compactaten anzunehmen. Sie rüsteten sich, wurden aber 1434 bei Böhmisch-Brod besiegt. Nun nahm sich das Concilium

eifrig der Kirchenverbesserung an, schaffte viele Mißbräuche ab und versuchte auch die weltliche Macht des Papstes und der römischen Kirche zu beschränken, zum großen Aerger des Papstes Eugenius IV. und der ganzen römischen Partei.

Indessen war Sigismund als König von Böhmen anerkannt worden, nachdem er die Aufrechthaltung der Compactaten und des hussitischen Gottesdienstes beschworen hatte; 1436 zog er feierlich in Prag ein. Doch kaum hatte er die Gewalt in der Hand, so brach er dem Volk seinen Eid. Da erhoben die Böhmen drohend ihre gefürchteten Waffen, und seine eigne zweite Gemahlin, Barbara von Cilly, eine verrufene lasterhafte Frau, spann gegen ihn Verrath; sie zürnte ihm nämlich, weil er dem Herzog Albrecht von Oesterreich, dem Gatten seiner Tochter aus erster Ehe, Elisabeth, die Erbfolge von Ungarn und Böhmen zugedacht hatte. Diese Länder wollte sie selbst, nach Sigismund's Tode, beherrschen; deshalb bot sie noch bei dessen Lebzeiten dem jungen König Wladislav von Polen ihre Hand an und schloß sich eng an die betrogenen und tiefgekränkten Hussiten. Als Sigismund von der Verschwörung Nachricht bekam, lockte er seine Gemahlin durch List aus Böhmen nach Znaim in Mähren, und ließ sie dort gefangen nehmen. Hierauf bestellte er sein Testament und starb bald darnach (9. December 1437) im siebenzigsten Jahre seines Alters. Mit ihm erlosch der Mannesstamm des Hauses Luxemburg, und dessen Macht, für deren Ausbreitung Karl IV. so unermüdlich gewirkt hatte, war durch die Schuld seiner Söhne zerfallen.

11.

Schon ringt im wildverworrnen Streit
Das Neue mit der alten Zeit.

Damals war das Band der alten Reichsverfassung immer lockerer geworden und das Ansehen der Kaisergewalt zusehends dahingeschwunden, weil sich die Staatsgewalt so vieler einzelner Reichsstände (als Fürsten) über ihre Länder (die früheren Reichsprovinzen) unter besonderen Verfassungen immer kräftiger ausgebildet hatte. Während nun so eine erst in der Entwickelung begriffene neue Gestaltung die alte verdrängte und zersprengte, wurde diese neue Entwickelung noch vielfach gestört und aufgehalten durch gar manche üble Reste aus der alten Zeit, vornämlich durch die Eifersucht zwischen Fürsten, Adel und Städten, durch die immerwährenden Zwistigkeiten der Fürsten unter sich, durch die furchtbaren Mißbräuche, welche sich die heimlichen Vehmgerichte erlaubten, durch die allgemeine Verwirrung im Münz- und Geldwesen, endlich durch das alte zügellose Fehdewesen.

Ein trauriges Bild aller dieser Uebel war damals besonders in Baiern zu schauen. Hier sehe einzelne Züge zu diesem Bilde! Noch immer haderten die

Fürsten aus den verschiedenen Linien des Hauses Wittelsbach, welche Baiern unter sich getheilt hatten, mit der größten Erbitterung gegeneinander; vornämlich die beiden Vettern, Herzog Ludwig von Ingolstadt (zubenannt »im Bart«) und Herzog Heinrich von Landshut. Dieser Letztere vergaß aus Zornmuth seine fürstliche und ritterliche Ehre so ganz und gar, daß er einst in Konstanz seinen Feind Ludwig im Bart meuchlerisch anfiel! Ganz Baierland wurde durch die Zwiste der Fürsten in Parteien zerrissen. Bei Alling fochten (1422) Baiern gegen Baiern, und die Fürsten eines Bluts gegen einander; dort entschieden die Bürger Münchens, ihren Fürsten Ernst und Wilhelm getreu, das Glück der Schlacht. — Wie übel es um das Recht des Einzelnen bestellt war, gibt das Beispiel eines edlen Ritters, Kaspars des Töringers, zu erkennen. Diesem hatte Herzog Heinrich von Landshut ungerecht all' das Seinige genommen, und da Töringer ferne war, seine Burg gebrochen. Der Töringer, von allen seinen Freunden verlassen, konnte bei Kaiser und Reich kein Recht finden, darum lud er den Herzog vor die heilige Vehme auf die rothe Erde. Der Herzog ritt gar stolz und stattlich hin, aber an dem Tage, da das Gericht gehegt werden sollte, fehlte der Töringer als Kläger; darum erklärte ihn die Vehme, als einen Meineidigen, für schuldig und er verschwand von Stund' an; Niemand erfuhr, wo er geendet. Herzog Heinrich aber ward ein Wissender des heimlichen Gerichts. — In jenen argen Zeiten ließ sich der Herzog Ernst von München durch falschen Fürstenstolz zu einer großen Grausamkeit verleiten. Sein Sohn Albrecht hatte eine Jungfrau aus Augsburg, Agnes Bernauer, liebgewonnen, welche wegen ihrer Schönheit und Tugend bei Jung und Alt »der Engel« hieß. Und wiewohl sie nur geringen Standes war, nämlich eines Baders Kind, so wurde sie doch durch priesterlichen Segen heimlich des jungen Fürsten eheliches Weib. Darüber ergrimmte sein Vater Ernst, und, als Albrecht einst in Regensburg zu einem Turnier einreiten wollte, ließ ihm jener die Schranken verschließen, wie einem Unehrlichen, weil er »wider Sitte und Zucht mit einer Jungfrau lebe«. Vergeblich schwur Albrecht laut, Agnes sei seine eheliche Hausfrau. Als jedoch keine Vorstellung nützte, führte er sie stolz und frei auf seine Burg zu Straubing und ließ sie dort als Fürstin ehren. Einst aber, als er ferne war, schickte sein Vater nach Straubing, ließ die schöne unschuldige Frau ergreifen und gefangen setzen, und gebot, sie hinzurichten. Gefesselt, wie eine Missethäterin, wurde Agnes auf die Donaubrücke geschleppt und in den Strom gestürzt; als die Wellen, mitleidiger als die Menschen, sie an's Ufer trugen, faßte sie ein Henker mit einer Stange an ihrem goldigen Haar und stieß sie in die Tiefe des Stroms hinab, daß sie ertrank (1436). So opferte ein Vater dem Vorurtheil von Standesgleichheit das Glück seines Sohnes und die Unschuld. — Wie hier der Vater gegen den Sohn, so wüthete später — auch in Baiern — Ludwig der Hockerige ruchlos gegen seinen Vater, Ludwig im Bart von Ingolstadt. Er be-

lagerte diesen 1443 in Neuburg, und ließ ihn in einen verborgenen Kerker werfen. Ganz Baiern stand deßhalb im Bürgerkrieg. Selbst als der unnatürliche Sohn (1445) gestorben war, wurde Ludwig im Bart nicht frei, sondern von einem Kerker in den andern geschleppt, bis er, 81 Jahre alt, aber trotzig und ungebeugt, in einem Thurm zu Burghausen starb.

Ein ganz andrer Geist, als diese Baierfürsten, beseelte den neuen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, welcher auch von früher her in Franken vieles Land besaß (Anspach, Baireuth u. s. w.). Während jene Fürsten durch immerwährende Landestheilungen und Zwistigkeiten ihre Kräfte zersplitterten und zugleich unsägliches Elend über ihr Volk brachten, erwarb sich Friedrich, klug, gerecht und fest, die Liebe des seinigen, als die sicherste und edelste Stütze fürstlicher Macht, suchte den Frieden zu erhalten und nahm sich der Kirchenverbesserung gegen die Anmaßungen der Päpste an. Das ist

der Ahnherr der jetzigen Könige von Preußen. — Zur selben Zeit (1423) kam Sachsen mit der Kurwürde an den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Streitbaren, und blieb bei dessen Geschlecht.

Inzwischen wuchs dem deutschen Reich gegen Niedergang das neue Herzogthum Burgund zu gar gefährlicher Nachbarschaft heran. Es hatte allmälig fast alle Länder zwischen der Maas und Schelde, bis zur Nordsee hinauf, an sich gezogen. Damals beherrschte es Philipp der Gütige; dieser hat 1430 den berühmten Orden des goldenen Vließes gestiftet.

Von Aufgang her drohte Deutschland und dem ganzen Abendlande ein furchtbarer Feind; das waren die Osmannen (oder Türken). Unablässig und unwiderstehlich stürmten sie gegen das ohnmächtig gewordene griechische Kaiserthum an und bereiteten schon dessen Untergang. Und war erst diese Vormauer der Christenheit vor ihren siegreichen Waffen in Trümmer zerfallen, dann ergossen sich die Türken auch über Ungarn, dann drangen sie unaufhaltsam auch in's Herz Europa's, in Deutschland ein.

Dies edle Herz, — des Höchsten fähig und des Höchsten werth, weil es, wenn auch zuweilen in schweren Zeiten matter, doch stets für's Höchste, für die Freiheit schlug, — es pochte damals gegen die Anmaßungen der Päpste kühner und stolzer als je. Tief gekränkt fühlte es, wie arglistig diese alle Hoffnungen einer Kirchenverbesserung getäuscht hatten, und es wollte sich nicht abermals täuschen lassen. Die Päpste aber sahen gar wohl ein, daß ihre ganze Macht zerfallen müsse, sobald sie ein allgemeines Concilium als höchste Macht über sich anerkennen würden, und wehrten sich hartnäckig um die Existenz der Hierarchie. Deshalb versuchte Eugenius IV. alles Mögliche, um das Basler Concilium aufzulösen und berief ein andres nach Ferrara in Italien; denn dort hoffte er durch den überwiegenden Einfluß der italienischen Prälaten seine Interessen durchzusetzen. In diesem kirchlichen Streite blieb das für die Kirchenverbesserung eifrige Basler Concilium standhaft und schaffte die Hauptpunkte der allgemeinen Klage, die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit und jene Mißbräuche im Gottesdienste ab, welche die Religion entweihten. Der deutsche Reichstag nahm die Beschlüsse des Conciliums an. Als nun Eugenius IV. sich demselben nicht fügen wollte, setzte ihn das Concilium (25. Juni 1439) ab, und erwählte statt seiner den Papst Felix V.

Während dieser Zeit (1438) war Herzog Albrecht von Oesterreich, weiland Kaiser Sigismunds Eidam, als Albrecht II. zum König und Kaiser erwählt worden, ein hochgebildeter und entschlossener Fürst, untadelhaft von Sitten und voll der besten Absichten für das Wohl des Reichs. Er brachte, zur Herstellung des Landfriedens, eine Eintheilung Deutschlands in vier, später eine in sechs Kreise in Vorschlag, nebst besserer Einrichtung der Gerichte und Anordnung von »Austrägen«. Doch die Eifersucht der Fürsten auf die Städte ver-

hinderte die Ausführung seiner Vorschläge. Bald darauf (27. Oktober 1439) starb Albrecht II. Erst nach seinem Tode gebar seine Witwe Elisabeth einen Sohn, Ladislaus, welcher der Nachgeborne (Posthumus) genannt wurde.

Nun erwählten die Kurfürsten seinen Vetter, den Herzog Friedrich von Steiermark als Dritten dieses Namens, zum Oberhaupt des Reichs. Das war ein bedächtiger Herr, welchem die Ruhe über Alles ging, schwach und unfähig und doch auch länderſüchtig, — kleinlich und doch auch eigensinnig. So untüchtig an allen Eigenschaften, konnte sich Friedrich der Dritte in die vielfach verworrenen Verhältnisse nicht finden, welche sich von allen Seiten um ihn herandrängten, und vermochte noch viel weniger den Geist seiner Zeit zu begreifen, jene geheimnisvolle Sprache der Stürme, wie sie in der Natur die Nähe des Frühlings verkündigen, oder dem Licht der Morgensterne voraneilen, wenn sich diese noch hinter den dunkeln Bergen des Horizontes verbirgt.

Obwohl Friedrich der Dritte selbst nur den geringsten Theil der österreichischen Hausmacht besaß, so machten ihm doch die Angelegenheiten seines Geschlechtes hinlänglich zu schaffen, weil er die Vormundschaft über seine jungen Vettern, Siegmund von Tirol und Ladislaus den Nachgebornen, führte, welcher Letztere der Erbe von Ungarn und Böhmen war. In Böhmen besorgten zwei vom Adel, Meinhard von Neuhaus und Heinrich Ptarsko (nach dessen Tode Georg von Podiebrad) die Regierung als Statthalter für den jungen Ladislaus; in Ungarn aber erkannte nur eine Partei diesen als König an, während eine andre (unter Johann Hunyades Corvinus) dem König Wladislaw von Polen huldigte; der junge Ladislaus selbst kam (mit der ungarischen Krone) in Friedrich's III. Schutz und vormundschaftliche Gewalt.

15.

Und sinken wir der Uebermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Preiswerth hinüberwallen!

F. Schlegel.

Seit etwa vier Jahrzehnten war in den schaurig schönen Thälern des hohen Rhätiens, wo die Quellen des Rheins aus dem ewigen Eise der Gletscher herabrinnen und wo das Volk verschiedene Sprachen zu reden beginnt, die Freiheit aufgerichtet worden. Die schlichten Hirten, welche in jenem Lande wohnten, waren von alten Zeiten her dem Bischof von Chur, den Aebten von Disentis und Pfäffers und vielen mächtigen Edelleuten unterthan gewesen. Diese hatten überall ihre Burgen und mißbrauchten schändlich ihre Gewalt über

das Volk. So begehrte der Kaſtellan von Cardovall im Engadin muthwillig eines Mannes Tochter aus Camogask. Der Vater brachte ſie ihm bräutlich geſchmückt gen Cardovall hinauf; wie aber der Kaſtellan die Jungfrau frech umarmen wollte, da durchſtieß ihn der Vater mit dem Schwert und alſobald ſprangen ſeine Freunde herzu, erſtürmten Cardovall, zertrümmerten es und befreiten das Land unter den Quellen des Inſtroms. Im grünen Schanfer Thal war ein Mann, Johannes Chaldar, kühn und ſtark: der ſaß einſt gutes Muths mit den Seinigen bei'm Mahl, da trat der Edelherr von Fardún herein und ſpie ihm vor Uebermuth in den Brei. Dies gethan und Chaldar faßte ihn an der Gurgel, ſtieß ihm den Kopf in die Speiſe, rief dazu: »Jetzt friß den Brei, den Du gewürzt haſt« und erwürgte ihn. D'rauf bot er das Volk auf und ſie brachen die Burgen. Aber der Biſchof Hartmann gab aus freiem Antrieb ſeinen Gotteshausleuten das Recht: zu ihrem Schutz und Schirm Bündniſſe unter einander und mit ihren Nachbarn zu ſchließen. So entſtand 1396 der Gotteshausbund. Im Oberland waren viele rechtſchaffene Männer im Wald bei'm Dorfe Truns zuſammengekommen und beriethen ſich oft heimlich bei Nacht zum Schutz gegen der Herren Gewalt. Und der Abt Peter von Diſentis redete bei dieſen für die Sache des Volkes. So kamen im Mai 1424 die Boten der Gemeinden in ihren grauen Kitteln mit den Herrn bei Truns zuſammen unter einem Ahornbaum und beſchworen einen Bund, welcher der »obere« oder »graue« hieß; und wovon in der Folge das ganze Land »Graubünden« genannt worden iſt. Zwölf Jahre darnach (1436) als Graf Friedrich von Toggenburg kinderlos geſtorben war, kamen die Männer aus ſeinen dortigen Herrſchaften in Rhätien (gegen Tirol hin) zuſammen, und ſchloſſen, weil ſie ſich durch ſeinen Tod als Freie betrachteten, auch einen Bund, der hieß der der zehn Gerichte. Dieſe drei Bünde haben ſpäter (1471) wieder einen großen Bund unter einander geſchloſſen, zu Schutz und Trutz, für die Volksfreiheit, gegen Gefahren von innen und außen.

Aber über den Beſitz der übrigen Toggenburg'ſchen Herrſchaften in den Schweizerlanden entſtand Streit zwiſchen den Eidgenoſſen. Die Schwyzer und Züricher machten darauf Anſpruch, — die Schwyzer, weil der letzte Graf bei ihnen Landrecht gehabt, — die Züricher, weil er bei ihnen Bürger geweſen. Zwietracht zwiſchen Freien um Herrſchaft! der erſte Keim des Verderbens für die Freiheit! Die Toggenburg'ſchen Unterthanen aber wollten freie Männer werden und ſchwuren deshalb zu Schwyz. Da ward Zürich voll heftigen Neids und Zorns, daß es die Toggenburger nicht zu Unterthanen haben ſollte, und erhob ſelbſtſüchtig ſchmählichen Krieg gegen alle Eidgenoſſen. Ein Verrath kommt nie allein. Als die Zürcher von jenen (1440) beſiegt wurden, ſchloſſen ſie ohne Scham einen Bund mit Friedrich III., welcher, wie ſeine Ahnherrn, die

Eidgenossenschaft haßte und gern eine Gelegenheit ergriff, um sie zu zersprengen, und die Landschaften wieder zu gewinnen, welche das Haus Habsburg durch die Eidgenossen verloren hatte. Weil sich aber diese mit Kraft und Glück wehrten, Zürich bedrängten und Friedrich III. selbst nicht Kriegsvolk genug hatte, so bat er, — der deutsche Kaiser! — den König von Frankreich um Hülfe gegen Glieder des deutschen Reichs. Der König von Frankreich hatte gar viel müßiges räuberisches Kriegsvolk in seinem Lande, und war froh, dessen los zu werden. Es hieß — nach einem früheren Feldhauptmann, dem Grafen von Armagnac, — die Armagnaken (die Deutschen nannten sie spottweise die »armen Gecken«); Ludwig, der Thronerbe von Frankreich, führte ihrer 30,000 gegen die Eidgenossen. Die Armagnaken zogen (im August 1444) gen Basel heran. Die Eidgenossen aber lagen vor Zürich und spotteten ihrer; nur 1500 Eidgenossen standen gegen die ungeheure Uebermacht des Feindes und drangen begeistert in dieselbe ein. Sie wurden zersprengt, ein Theil auf eine freie Au, der andre an das Siechenhaus bei St. Jakob an der Birs (bei Basel). Aber herrlich fochten sie fort für Freiheit und Vaterland, bis die auf der Au alle hingemäht lagen. Die am Siechenhaus hatten die Gartenmauer wie einen Bruſtwall vor sich, schlugen dreimal den Sturm der Feinde zurück, thaten zwei Ausfälle und wichen nicht, bis die Mauer zusammenstürzte und das Siechenhaus in lichten Flammen stand. Da lagen nach zehnstündigem Kampf 6000 Feinde erschlagen, und alle Eidgenossen, bis auf zehn, welche durch die Flucht das Leben gerettet, aber ewige Schande dafür gewonnen haben. Nach der Schlacht ritt Burkard Münch, Herr von Landskron, der Schweizer Feind, mit andern Rittern gar stolz über die Leichen dahin und sprach vergnügt: »Nun bad' ich in Rosen«. Das hörte ein sterbender Mann, der am Boden lag, Arnold Schick von Uri, faßte voll Grimms einen Stein, warf ihn mit letzter Kraft dem Burkard Münch an's Haupt, und rief: »So friß diese Rose«. Und als der Stolze zerschmettert hinstürzte, gab der von Uri vergnügt den Geist auf.

Nachdem der Thronerbe von Frankreich die Schweizer so kennen gelernt hatte, verging ihm der Muth gegen sie, er friedete mit ihnen zu Ensisheim und zog den Rhein hinab. Der Krieg im Schweizerlande wüthete jedoch fort und die Eidgenossen überwanden alle Feinde, daß ihr Ruhm hoch blieb. Erst 1450 ward durch den Schultheißen von Bern der Streit vertragen, also, daß der Bund Zürichs mit Oesterreich ab und todt sein solle. So hatte der Kaiser für seine schlechten Ränke nichts als das Nachsehn und Schmach.

Nach diesem Schweizerkrieg entstand ein großer Krieg mehrerer Fürsten gegen die oberländischen Reichsstädte, welche sie gern zu ihren Landstädten gemacht hätten. Der Krieg erstreckte sich vom Main bis an den Bodensee und dauerte von 1449 bis 1450. Zweihundert Dörfer waren dabei in Flammen

aufgegangen, und was das allerschlimmste war, die Städte selbst hatten über dem Eigennutz der einzelnen unter sich den Gemeinsinn verloren.

18.

. . . . Den Flug
Des Denkens hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen!
Schiller.

Zur selben Zeit mußte die vertrauensvolle deutsche Nation durch welsche Arglist und durch die Unfähigkeit ihres Oberhauptes, Friedrich's III., alle Früchte des Basler Conciliums und damit auch alle Hoffnungen auf Kirchenverbesserung und Glaubensfreiheit einbüßen. Friedrich III. wollte den Streit des Basler Conciliums mit dem Papst Eugenius IV. beendigen und schickte deshalb an ihn seinen Geheimschreiber Aeneas Sylvius. Dieser war ein Mann, reich an allen Gaben des Geistes, gelehrt, ein Meister im Dichten, Geschichtforschen und in der Ueberredungskunst, aber er benützte die letztere Gabe eigennützig zur Befriedigung seines Ehrgeizes und opferte diesem ohne Bedenken seine Grundsätze. So trat er, wiewohl er früher ein heftiger Feind des Papstthums und ein eben so eifriger Vertheidiger der Kirchenfreiheit gewesen war, plötzlich auf die Seite des Papstes Eugenius IV., und dieser wurde nun so kühn, daß er es wagte, die Kurfürsten von Trier und von Köln abzusetzen, weil sie bisher gegen ihn gewesen waren. Da schlossen die deutschen Kurfürsten (1446) zu Frankfurt einen Verein und gelobten sich, gegen die Anmaßungen des Papstes die Beschlüsse des Basler Conciliums, überhaupt die deutsche Kirchenfreiheit aufrecht zu erhalten. Aber Aeneas Sylvius wußte den schwachen Kaiser auf die Seite des Papstes zu bringen und bestach den Kanzler des Kurfürsten von Mainz, welcher hierauf auch seinen Herrn dafür stimmte. Vergeblich hatte ein deutscher Ehrenmann, dessen Name nie vergessen werden soll, Georg von Heimburg, (tiefgelehrt, vieler Fürsten Rath und Syndikus in Nürnberg,) als Gesandter in Rom auf gut deutsch, ohne Scheu, die Sprache der Wahrheit dem ganzen verlognen römischen Hof in's Gesicht gesagt. Eugenius, schon krank und dem Tode nah', versprach: »die Beschlüsse des Reichstags, wodurch die des Basler Concils angenommen waren, gelten zu lassen, jedoch müßte ihn die deutsche Nation dafür entschädigen,« und zugleich verwahrte er sich, daß dem päpstlichen Stuhl dadurch kein Nachtheil entstehen sollte. Das war der Fallstrick. Denn nun schlossen die deutschen Reichsfürsten (1447) mit ihm eine Uebereinkunft; und der Kaiser zu Wien (1448) gleichfalls eine (die sogenannten »Wiener Konkordate«) worin alle Beschränkungen der päpstlichen Macht

— zurückgenommen wurden: dies geschah ohne gemeinsame Zuziehung der Fürsten, welche Aeneas Sylvius erst nachträglich, einen nach dem Andern, durch besondere Zugeständnisse dafür gewann. Nun war das Basler Concilium ohne Kaiser- und Fürstenschutz und mußte sich auflösen. So triumphirte das Papstthum. Der ehrgeizige Aeneas Sylvius hatte sich durch seine schlaue Beihülfe dazu den Weg zu kirchlichen Würden gebahnt, er wurde Bischof von Triest; Friedrich III. ließ sich (1452) durch den neuen Papst Nikolaus V. zu Rom die Kaiserkrone aufsetzen; die deutsche Nation aber — war schamlos betrogen.

Doch ob auch das Papstthum damals über die deutsche Glaubensfreiheit triumphirte, — der alte treue Gott wachte noch über sein deutsches Volk. Er erweckte damals aus dessen Mitte einen Mann und erleuchtete denselben mit der Gabe einer Erfindung, durch welche der Tyrannei für alle Zeiten ihr Stachel gebrochen worden ist. Dieser Mann war Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg, eines edlen Geschlechts, geboren in Mainz zwischen 1393 und 1400. Er war, noch jung an Jahren, bei Gelegenheit eines Streites der Zünfte gegen die adeligen Geschlechter, mit vielen Andern seines Standes aus seiner Vaterstadt fortgezogen und nach Straßburg gekommen, wo er manche nützliche Kunst pflegte und über das Mittel nachsann: geschriebene Worte in kürzerer Zeit und mit leichterer Mühe bis zu tausend Malen zu vervielfältigen, als dies bis dahin durch das Abschreiben möglich war. Schon seit einiger Zeit war eine Kunst erfunden worden, Bilder zu vervielfältigen: man schnitt sie nämlich auf hölzerne Tafeln, überzog dann die Oberfläche derselben mit einer Schwärze und druckte sie so, vermittelst eines Reibers, auf Papier ab (das war die Holzschneidekunst). Oft wurden auf solche Tafeln auch ganze Schriftzeilen in Buchstaben geschnitzt. Dieses noch rohe sogenannte »Briefdrucken« brachte Gutenberg wahrscheinlich auf die Spur seiner Erfindung. Er wollte nämlich in ähnlicher Weise ganze Bücher drucken und unternahm dazu zahllose Versuche. Endlich schnitt er ganze Schriftseiten auf Holztafeln, zertheilte diese, reihte die einzelnen Buchstaben zu Zeilen aneinander, welche er wieder zerlegen und wieder zusammensetzen konnte, und druckte nun den Satz vermittelst einer Presse. Das aber ist eben das Wesen der Buchdruckerkunst, bewegliche Buchstaben, welche zu Worten zusammengesetzt sind, abzudrucken (gleichsam eine sichtbare Nachahmung oder Anschauung der menschlichen Sprache selbst, welche der Geist aus so vielen beweglichen Tönen und Lauten kunstreich zusammensetzt). Es war ein mühseliges Werk, aber die Mühe war dem Gutenberg selig, denn er lebte einzig in seinem hohen Gedanken: und freudig opferte er in Geduld und Gottvertrauen seinem Werk all' sein Hab' und Gut. Seit 1444 lebte er wieder in Mainz, und da nun sein Vermögen über seinen zahllosen Versuchen ganz dahingeschwunden war, so verband er sich 1450 mit einem reichen Bürger in Mainz, Johann

Fuſt, zur gemeinſamen Betreibung ſeiner Erfindung, in ſolcher Art, daß Fuſt das nöthige Geld zur Einrichtung der Werkſtätte (gegen Verpfändung) hergeben ſollte, ſodann jährlich einige hundert Gulden für Koſten, jedoch nur vorlagsweiſe, Gutenberg ſeine Kunſt, ſeinen Fleiß und ſeine Zeit: der Nutzen der Unternehmung ſollte gemeinſchaftlich ſein. Es war aber bei der Vervielfältigung von Büchern wohl ein großer Gewinnſt zu erwarten, denn ein abgeſchriebenes Werk koſtete damals oft vierzig Goldthaler oder noch mehr. Alſo ſchloſſen beide Männer einen Vertrag. Nicht lange darnach erſann Gutenberg eine leichtere Art, wie in kürzerer Friſt, als zum Schneiden ſo vieler Buchſtaben erforderlich war, deren mehrere, dauerhaftere und zierlichere als die holzernen gefertigt werden konnten: er goß nämlich in Metall Matrizen (d. i. vertiefte Mutterformen), und aus dieſen wieder Metallbuchſtaben. Mit ſolchen begann er (1452) den Druck der heiligen Schrift. Wie

ſchlug dem das Herz vor Freuden, als er nach jahrelangem Hoffen und Harren dem Fuſt die erſten Blätter ſeines Druckwerks zeigen konnte; das iſt die ſege-

nannte zweiundvierzigzeilige Bibel. Ein kunstfertiger Mann, Peter Schöffer von Gernsheim, welcher früher Schreiber gewesen war und sich in Fust's Hause befand, ersann während der Zeit eine leichte Art die Buchstaben zu giessen, er prägte nämlich stählerne Buchstabenformen in Kupfer ein und gewann dadurch schärfere Matrizen. Als Fust Schoffers große Geschicklichkeit erkannte, gab er ihm seine Tochter zur Hausfrau und gewann ihn für sein Geschäft. Nachdem er sich nun so gesichert hatte, nahm er 1455 einen Streit mit Gutenberg über die Abrechnung zum Anlaß, um sich von diesem zu trennen und alles Druckwerkzeug für sich allein zu behalten. Es kam zu einem Prozeß. Gutenberg verlor ihn und stand nun wieder so arm und verlassen wie früher in der Welt, betrogen um die Früchte seines Fleißes, und noch dazu ohne Geräthe zur Betreibung seiner Kunst. Fust und Schöffer hingegen druckten eifrig fort und forderten 1457 ein herrliches Werk, das Psalterium, zu Tage. Gutenberg verzagte nicht und baute auf Gott. Und siehe, ein braver Mann, Doktor Humery, schoß ihm Geld vor, wovon er sich neues Geräthe anschaffen konnte. Damit begann er frisch zu arbeiten, und vollendete 1460 den Druck des »Katholikons« (einer allgemeinen lateinischen Grammatik). Die neue Kunst wurde, schon in Folge der Trennung Gutenbergs von Fust, besonders aber der Eroberung von Mainz (1462), durch die Kunstverwandten in alle Länder verbreitet und hoch geehrt; Kaiser Friedrich III. verlieh den Schriftsetzern einen Adler, den Buchdruckern einen Greif mit den Druckerballen, nebst gekröntem offnem Helm, zum Wappen. Man weiß nicht genau, wann Gutenberg gestorben ist (wahrscheinlich zwischen 1467 und 1468); gleichviel! Sein Werk, die Buchdruckerkunst, wird in allen Welttheilen so lange bestehen, als die Menschheit, für welche dadurch eine neue Zeit der Entwickelung begonnen hat. Denn nun hatte das flüchtige Wort Dauer erlangt für Jahrhunderte und gab bei ganzen Nationen tausendfachen Wiederhall; nun konnte sich keine Kaste mehr für sich allein den ausschließlichen Besitz der Wahrheit vorbehalten; unaufhaltsam wurde diese jetzt Eigenthum des Volkes. Und »die Wahrheit wird euch frei machen!« heißt es in der heiligen Schrift.

17.

„Untrestlich ist's noch allerwärts,
Doch sah' ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz!"

Uhland.

Inzwischen befand sich Kaiser Friedrich III. fortwährend in großen Mißhelligkeiten mit seinen erbländischen Ständen und mit jenen von Ungarn und Böhmen, weil er sich weigerte, seinen jungen Neffen Ladislaus, welchen nach dem Tode

König Wladislaw's von Ungarn (1444) Alle zu ihrem Herrn haben wollten, aus seiner vormundschaftlichen Gewalt zu entlassen. Darüber entstand ein Bürgerkrieg, und im August 1452 zogen die Oesterreicher und Böhmen gewaffnet vor Wienerisch-Neustadt, wo der Kaiser war. Sie liefen Sturm, eroberten die Vorstadt und drangen bis an die Zugbrücke vor dem Wiener Thor; ein einziger Mann, Andreas Baumkircher, vertheidigte diese, von dreizehn Wunden bedeckt, mit Riesenkraft gegen die ganze Menge, bis die Brücke abgeworfen ward und das Gatter niederfiel. Endlich erschrack der Kaiser vor dem Ernst der Völker und übergab ihnen (1452) seinen Neffen. Mit Jubel wurde der ersehnte Knabe allenthalben begrüßt; und es übernahmen für ihn der Graf von Cilly in seinem Antheil am österreichischen Erbland, Georg Podiebrad in Böhmen, in Ungarn Johann Hunyad, die Statthalterschaft. Der Kaiser genoß nirgends Achtung und Ansehn. Dennoch war er darauf bedacht, die Würde seines Geschlechtes zu erheben und führte (1453) für alle Glieder des Hauses Oesterreich den erzherzoglichen Titel ein, welchen sie noch heute haben.

Am 29. Mai 1453 hatten die Türken unter Anführung ihres kühnen Sultans Mohammed II. Konstantinopel erstürmt und das tausendjährige griechische Kaiserthum zertrümmert. Da kam Entsetzen über das ganze Abendland. Der Papst rief die Völker zum heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen auf; doch mit dem Glauben an die Heiligkeit des Papstes war auch die Begeisterung längst erloschen. Der Kaiser aber hatte nur Thränen, keine Thatkraft. Die deutschen Fürsten kamen zwar auf mehreren Reichstagen zusammen, beriethen sich über einen Zug gegen die Türken und versprachen sogar, den bedrohten Ungarn ein Kriegsheer zu Hulfe zu schicken; gleichwohl vergaßen sie über ihren einheimischen Zwisten ihr Versprechen und gaben die Ungarn den osmannischen Eroberern preis. Da schirmten die Ungarn, von Natur aus heldenhaft, in heiliger Begeisterung ohne fremde Hülfe ihr Vaterland, und hielten dadurch auch von dem ganzen Abendlande den Anschwall der verheerenden Völkerfluth aus Osten ab. An ihrer Spitze standen der Statthalter Johann Hunyad mit dem Schwert in der Hand, und ein greiser Franziskanermönch Johann Capistranus, welcher die Kreuzesfahne schwang. Schon früher war Capistranus, welchen das Volk wegen seines strengen Wandels wie einen Wunderthäter und Heiligen verehrte, durch die Lande Oesterreich und Mähren gezogen, und hatte, wohin er kam, gegen Irrlehren, Kleiderpracht, Spielsucht und Sittenverderbniß gepredigt: die Flamme der Begeisterung, welche aus seinen Blicken leuchtete, hatte alle Herzen entzündet. Die Zuhörer verstanden die lateinischen Worte seiner Predigten nicht: der bloße Ton seiner Rede erschütterte jedes Herz durch die Kraft des Herrn, die mit ihm war. Seine Zuhörer warfen ihre üppigen Kleider und Geschmeide von sich, brachten Würfel und Karten herbei, schlichteten

sie zu Scheiterhaufen und verbrannten sie: zahlreiche Sünder gingen in sich und thaten Buße. So geschah's (1451) zu Wien, wo noch heutzutag am Stephansfriedhof Capistran's steinerne Kanzel zu schauen ist. Durch diese Kraft der Begeisterung hatte Johann Capistranus 1456 viel Volk, meistens aus den unteren Klassen, zum heiligen Kampf mit sich fortgerissen und als Kreuzfahrer dem Hunyad zugeführt. Es war hoch an der Zeit. Denn schon stand der siegreiche Sultan, der da wollte: „es solle nur ein Herr auf Erden, wie nur ein Gott im Himmel sein," vor Belgrad und beschoß diese Stadt aus dreihundert Kanonen. Am 21. Juli 1456 stürmten die Türken die Stadt: schon gab selbst

der kühne Hunyad sie für verloren: doch Capistranus, gottbegeistert, wankte nicht und trieb die Türken zurück. Des andern Tages that er, — zwei Ordensbrüder und den Fahnenträger zur Seite, — mit 1000 Kreuzfahrern einen Ausfall: „Jesus“ war das Schlachtgeschrei. Bald verkündete es den Sieg. Belgrad war gerettet. Der stolze Sultan flüchtete: 24,000 Türken lagen todt auf dem Platz. Zwei Wochen darnach starb Hunyad auf dem Krankenbette und nach drei Monaten folgte ihm Capistran in's ewige Leben.

Indessen vergab sich der Kaiser immer mehr an seiner Würde und ließ sich von dem schlauen Aeneas Sylvius bestimmen, einen Versuch mehrerer Fürsten zur Sicherstellung der deutschen Kirche gegen Rom's Oberherrschaft von sich zu weisen. Aeneas Sylvius aber stieg bis zur Kardinalswürde empor und erreichte endlich im Jahre 1458 das höchste Ziel seines Ehrgeizes, er wurde nämlich zum Papst gewählt. Als solcher nahm er den Namen Pius II. an, bemühte sich rastlos, einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen, und verkündigte zugleich die hierarchischen Grundsätze, welche er anfangs selbst bekämpft, dann aber so unerschütterlich vertheidigt hatte, nunmehr der ganzen Christenheit als Machtgebote. Er wollte das Papstthum im ganzen Umfang früherer Hoheit, aber auch mit allen Mißbräuchen, wieder herstellen. So verdammte er jede Berufung von dem Papst auf eine zukünftige Kirchenversammlung als fluchwürdig.

Bald mußte Deutschland die päpstliche Einmischung schwer empfinden, gleichwie es auch bereits alle Kämpfe auszufechten hatte, welche — bei des Kaisers gänzlicher Nichtigkeit — durch die Bestrebungen der Fürsten, ihre Macht auszubreiten, so wie durch die Gegenbestrebungen des Adels und der Städte entstanden waren. So litten die sächsischen Länder fünf Jahre lang (1445—1450) durch einen Krieg zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und seinem Bruder Wilhelm, den Söhnen Friedrich's des Streitbaren. Dabei hatte dem Kurfürsten sein Hofmarschall, der tapfre Ritter Kunz von Kaufungen, treu gedient, und von ihm für manchen im Krieg erlittenen Schaden Güter in Meißen bekommen. Diese sollte er nach dem Frieden (1450), gegen Erstattung seiner eigenen, zurückgeben. Als er sich aber dessen trotzig weigerte, verwies ihn der Kurfürst des Landes. Da wollte sich Kaufungen an ihm rächen, warb Genossen, erstieg, während der Kurfürst in Leipzig bei einem Feste war, das Schloß zu Altenburg und raubte ihm seine beiden Kinder, die Prinzen Ernst und Albrecht. Den Letzteren brachte er schnellen Ritts durch Wald- und Wildwege gen Böhmen. Er hatte kaum noch eine halbe Meile bis zur Gränze, als er in einem Walde Rast machte, um dem hungernden Prinzen Beeren zu pflücken: da kam ein Köhler herbei, dem sich Albrecht zu erkennen gab. Kaufungen wollte sich zur Wehre setzen, verwickelte sich aber mit den Sporen im Gesträuche; nun schwang der Köhler rüstig seinen Schürbaum gegen ihn, und sein Weib rief alle Köhler in der Runde herbei: die kamen und fingen den Prinzenräuber. Seine Genossen, welche

den Prinzen Ernst entführt hatten, lieferten diesen aus, nachdem sie sich zuvor Gnade ausgebeten hatten; Kunz von Kaufungen aber ward zu Freiberg enthauptet. Diese zwei Prinzen haben in der Folge (1485) zu Leipzig die sächsischen Länder getheilt, und die zwei nach ihnen benannten Linien des sächsischen Hauses gestiftet, welche noch heutzutag regieren, die Ernestinische mit Kursachsen und Thüringen, und die Albertinische mit den meißnischen Ländern. In Brandenburg erstarkte die monarchische Verfassung durch die Kraft und Klugheit der Fürsten aus dem Hause Hohenzollern immer mehr. — In dem benachbarten Preußen war die Herrschaft des deutschen Ordens seit den Zeiten der Hussitenkriege immer mehr zerfallen; eine vorgeschlagene Vereinigung zwischen dem Orden, dem Adel und den Städten führte

nur dazu, daß die beiden letzteren sich gegen den ersteren verbanden, dessen Regierung nach Auflösung der gesetzlichen Ordnung zu Willkür entartet war. Ja, die Städte sagten (1454) dem Orden sogar förmlich ab, und boten in Verbindung mit einer mächtigen Adelspartei das Land dem Polenkönig an. Die Macht des Ordens war damals schon so tief gesunken, daß er (1455) den zur Vertheidigung geworbenen Söldnern das Land und die Marienburg verpfänden und die Neumark an Brandenburg verkaufen mußte: die Söldner aber verkauften die Marienburg, so wie jene Städte und Burgen, welche sie inne hatten, an den König von Polen. Nach vielen Kämpfen wurde endlich 1466 zu Thorn ein Friede geschlossen, in welchem der Orden nur einen kleinen Theil seines Landes behielt, den übrigen an Polen abtrat und dafür dessen Vasall wurde! — In Baiern wagte es Herzog Ludwig von der Landshuter Linie, 1458 die Reichsstadt Donauwörth zu überfallen, um sie zu seiner Landstadt zu machen: ein Beispiel, wie sehr die Fürsten jener Zeit sich selbst als unumschränkte Herrn, den Kaiser als eine bloße Null betrachteten! Darüber kam er in des Reiches Acht und erweckte einen langen verderblichen Krieg; auf des Papstes Anmahnung gab er endlich Donauwörth dem Reiche zurück. — In der Rhein-Pfalz hatte Friedrich der Sieghafte, Ludwigs Freund, statt seines Neffen und Mündels Philipp die Kurwürde an sich gerissen. Das war ein gar kluger, kriegserfahrner, aber auch den Künsten und Wissenschaften holder Herr, welcher sich kühn gegen Kaiser und Papst setzte. Seine Feinde hießen ihn nur den »bösen Fritz«. Für Kaiser und Papst ergriff der gewaltige Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg Partei, ein Held, berühmt in allen Turnieren und Schlachten, und eben so thätig an Geist. Diese beiden Männer, der »böse Fritz« von der Pfalz und Albrecht Achilles, standen, hoch über alle andere Fürsten emporragend, gleichsam als Verkämpfer mitten in den Wogen der großen Bewegung, welche der Papst erregte. Der Papst wollte nämlich den 1459 zum Kurfürsten von Mainz erwählten Diether nur dann bestätigen, wenn ihm dieser eine übermäßige Summe Geldes (als »Annaten«) bezahlen und gelobt wurde, keine Fürstenvereine mehr zu berufen (weil diese so oft den päpstlichen Anmaßungen entschiedenen Widerstand geleistet hatten). Diether verweigerte, als deutscher Mann, beides, und berief sich — was der Papst so scharf verboten hatte, — 1461 auf ein allgemeines Concilium. Da that ihn der Papst in den Bann und bestellte — mit des Kaisers Einwilligung — statt jener den Grafen Adolf von Nassau zum Erzbischof von Mainz. Dem schwachen Kaiser und dem herrischen Papst zum Trotz, verbanden sich nun Diether und der »böse Fritz«, welche früher Feinde gewesen: — auf der anderen Seite aber kämpfte Albrecht Achilles gegen den Freund des »bösen Fritz«, den Herzog Ludwig von Baiern-Landshut, und Adolf von Nassau schloß Bündniß mit des »bösen Fritz« alten Gegnern, dem Grafen von Würtemberg, dem Markgrafen von

Baden und den Bischöfen von Speier und Metz. Diese führten voller Wuth einen abscheulichen Krieg: sie sengten und brannten, mordeten und raubten in dem gesegneten Land am Rhein, Main und Neckar. Wer mußte dabei das Meiste leiden? Das arme Volk. Bei Seckenheim, wo der Neckar in den Rheinstrom rinnt, trieb der »böse Fritz« (am 30. Juni 1462) seine Feinde zur Schlacht. Sie war kurz, aber entscheidend. Der Graf von Würtemberg, der Markgraf von Baden und der Bischof von Metz fielen in des Siegers Gewalt. Es wird erzählt, daß der »böse Fritz« den Würtemberger als Gefangenen auf dem Heidelberger Schloß zu einem stattlichen Mahl geladen, wo kostbare Speisen und Wein die Fülle aufgetragen waren, nur kein Brot. Und als der Würtemberger dies vermißte, ließ ihn der Kurfürst hinabschauen auf die verwüstete Pfalz weithin und sprach:

„Wo soll das Brot herkommen, da Ihr dem Volk muthwillig die Saat niedergetreten?“ Bald darauf besiegte Ludwig von Baiern den Albrecht Achilles bei Giengen. Der Kaiser war in heftigem Zorn; der „böse Fritz“ lachte darüber und ließ die Gefangenen nicht los, bis daß sie sich durch eine gute Summe Geldes auslösten. Endlich vermittelte der Papst den Frieden. Wenige Monate nach jener Schlacht gewann jedoch sein Gegner Adolf von Nassau durch Ueberfall und Verrätherei die Stadt Mainz, nahm ihr ihre Freiheiten und machte sie sich unterthan. Da mußte der muthhafte Diether auf Erzbisthum und Kurwürde verzichten, erlangte sie jedoch nach Adolfs Tode (1475) wieder. — Zur selben Zeit hatte der Kaiser selbst mit seinem eignen Hause und in seinen österreichischen Erblanden Fehde. Der junge König Ladislaus war 1457 gestorben, worauf die Ungarn den Matthias Corvinus, einen Sohn des Helden Hunyad, die Böhmen den Georg Podiebrad zu Königen wählten. Den Kaiser mochte keine Nation und er mußte Oesterreich mit seinem herrschsüchtigen Bruder Albrecht und seinem Neffen Sigismund von Tirol theilen. Nun war das Volk dort durch unmäßige Zölle und schlechte Münze schwer erbittert und litt noch obendrein unsäglich durch die Räubereien zahlreicher Schaaren von entlassenen und müßigen Söldnern, welche im Lande umherstreiften. Der Kaiser kümmerte sich um all' das Elend nicht und lud dadurch gerechten Unwillen auf sich. Bei solcher Stimmung war es dem ränkevollen Erzherzog Albrecht ein Leichtes, die Wiener gegen den Kaiser aufzuhetzen. Ein kühner Mann, Wolfgang Holzer, stellte sich an ihre Spitze, vereitelte den dem Kaiser zugethanen Rath und erklärte sich zum Beschützer der Stadt. Friedrich rückte mit Kriegsvolk vor Wien, wo sich seine Gemahlin und sein Söhnlein Maximilian befanden, und wurde nach dreitägigen Unterhandlungen endlich in die Stadt eingelassen. Kaum war er aber wieder in der Burg seiner Väter, so gebot er den Wienern, seine entlassenen Söldner zu bezahlen. Diese raubten und plünderten und der Kaiser schützte einen der Verhaßtesten unter ihnen gegen den Rath. Da kündeten die Wiener dem Kaiser den Gehorsam auf und belagerten ihn in seiner Burg: der kecke Holzer, welcher mittlerweile Burgermeister geworden war, rief Albrecht zum Oberfeldherrn aus. Endlich zog der König Podiebrad zu des Kaisers Rettung heran und vermittelte 1462 den Frieden, worin Albrecht das Land Oesterreich und die Stadt Wien erhielt; sein Bruder, der Kaiser, aber that ihn bald darauf in die Reichsacht. Albrecht waltete, darum unbekümmert, grausam und tyrannisch in Wien, so daß der Holzer, um die Stadt zu retten, einen Anschlag machte, ihn gefangen zu nehmen und dem Kaiser auszuliefern. Dies ward verrathen und der Holzer hingerichtet. Doch bald darauf (1463) starb auch Albrecht, und nun erst wurde die Ruhe in Oesterreich auf einige Zeit hergestellt. — In Böhmen hielt König Georg Podiebrad mit Klugheit und Entschiedenheit die nationalen Interessen

des Landes und die Religionsfreiheit aufrecht. Aber eben dadurch lud er den heftigen Zorn des Papstes Pius II. auf sich. Dieser verbot das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und that den König, welcher ihn vergeblich warnte und ihm dann kräftig widerstand, in den Bann. Papst Paulus II., der Nachfolger des 1464 gestorbenen Pius II., ließ sogar einen Kreuzzug gegen den König predigen. Vergeblich erbot sich dieser, gegen die Türken in's Feld zu ziehen: der Haß des Papstes gegen die Ketzer war größer, als dessen Eifer gegen die Ungläubigen, er verkündigte den von seinem Vorfahrer ausgesprochenen Bann, und trug dem König Kasimir von Polen die Krone Böhmens an. Der undankbare Kaiser machte mit dem Papst gemeinsame Sache und verbündete sich insgeheim mit dem König Matthias Corvinus von Ungarn gegen Podiebrad, welcher dessen Schwiegervater war, und auch feindlich in Böhmen einbrach. Heimlich aber wollte er den Papst bewegen, seinem Sohne Maximilian die Nachfolge in den Reichen Ungarn und Böhmen zuzusichern. Während dieser Zeit verlor Ostfriesland seine alte Freiheit; 1463 machte sich der gewaltige Junker Ulrich Cirksena zum Grafen über das Land. Jener deutsche Biedermann aber, Georg von Heimburg, konnte in Deutschland keine Freistätte finden, wo er sein gebanntes Haupt zur Ruhe hinlegen mochte, das im Kampfe für's Vaterland und die Wahrheit ergraut war. Der edle Podiebrad nahm ihn bei sich auf; doch nach dessen Tode (1471) mußte Georg von Heimburg abermals flüchten; lebensmüde, versöhnte er sich endlich mit der Kirche und starb 1472.

Während des ungerechten Krieges gegen Böhmen waren die Türken mit Mord und Brand durch Kroatien schon bis nach Krain vorgedrungen, und hatten viele Tausende in die Sclaverei mit sich fortgeschleppt. So stand nun die Gefahr den Reichsständen und dem Kaiser plötzlich dicht vor den Augen. Und dennoch kamen weder die Ersteren, noch der Letztere zu Thatkraft. Die Reichsstände hielten manche Zusammenkünfte und beschlossen viel zur Herstellung des Landfriedens und zur Abwehr des Feindes von außen, aber kein Beschluß wurde ausgeführt. Der Kaiser besuchte nach zwei Jahren (1471) einen Reichstag zu Regensburg, auf welchen auch päpstliche Gesandte gekommen waren; aber schon in der ersten Sitzung schlief er ein während einer Rede des einen päpstlichen Gesandten, und der andere mußte ihn wecken! Und als zur Bestreitung des Türkenzugs eine allgemeine Besteuerung in Vorschlag gebracht wurde, weigerten sich die Städte, besorgt, dazu beizutragen. So stellte Deutschlands politische Lage bei dem Streben der Fürsten nach Erweiterung ihrer Macht ein Bild der traurigsten Zerrüttung dar. In hundert Vaterländchen zertheilt, deren jedes nur für sich sorgte, hatten die Deutschen den Gedanken an ein in Freiheit, Treue und Ehre einziges und einiges Vaterland vergessen. Es war eine Zeit, daß ein verzagtes Herz wohl hätte denken mögen, sie sei die Sterbestunde der Nation. Aber es war nur die letzte Stunde des Mittelalters und seiner morschen

Institute, welche ihre Rollen ausgespielt hatten, des Feudalwesens und der Hierarchie; und hinter dieser trüben Sterbestunde stieg schon die Sonne einer neuen Zeit empor, welche Deutschlands Wiedergeburt beleuchtete.

18.

„Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Kraft; sie ist in eurer Treu'!
Ach, würde sie noch jetzt bei jedem Leier neu!"

A. v. Haller.

Damals herrschte Herzog Karl der Kühne (ein Sohn des 1467 gestorbenen Philipps des Guten) über das burgundische Reich, welches Herzogthum und Grafschaft Burgund, Artois, Flandern, Geldern, Limburg, Luxemburg, Namur, Hennegau, Holland, Seeland und Friesland umfaßte. Karl der Kühne war der reichste Fürst seiner Zeit, und unterhielt ein wohlgerüstetes stehendes Heer, war tapfer, voll glänzender Geistesgaben, hochgebildet; aber vom Glück verwöhnt und ehrgeizig, besaß er die Mäßigung nicht, welche das Glück erst adelt und dauernd macht, und achtete die Menschenwürde nicht. Sie rächte sich an ihm.

Seinem stolzen Gemüthe war der Herzogstitel für den Besitz so vieler reicher und herrlicher Länder nicht genug, er wollte König heißen. Kaiser Friedrich III. war geneigt, ihm diese Würde, noch mehrere Bisthümer dazu und das Reichsvikariat über alle Länder jenseits des Rheinstroms zu ertheilen; zugleich aber beabsichtigte er eine Vermählung seines Sohnes Maximilian mit Karls einziger Tochter Maria zu Stande zu bringen, um dadurch Karls ungeheure Erbschaft an das Haus Habsburg zu bringen. 1473 kamen Karl der Kühne mit seiner holdseligen Tochter und der Kaiser mit seinem Sohne in Trier zusammen. Da sah die edle Maria den jungen Maximilian in seiner Schönheit und Kraft und ward ihm von Stund' an hold, und behielt sein Bild für immer in ihrem Herzen. Aber dem König von Frankreich, Ludwig XI., war der Bund sehr zuwider und er ließ arglistig den Kaiser warnen, als trachte der ehrgeizige Herzog nach dem Kaiserthum. Der Kaiser glaubte es und verließ Trier in aller Eile, ohne Urlaub, zur großen Beleidigung des mächtigen Herzogs von Burgund, welcher ihm dafür Rache schwur. Nun war damals ein Streit in Köln zwischen dem abgesetzten Erzbischof Ruprecht, welcher von seiner Würde nicht weichen wollte, und dem Domkapitel. Das Letztere hatte den Kaiser um Schutz gegen Ruprecht angegangen; dieser aber stellte sich in den Schutz des Herzogs von Burgund, welcher alsobald (1474) mit sechzigtausend Kriegsleuten vor Neuß zog, das zu Köln gehörte. Als der Kaiser dies erfuhr, berief er das Reichsaufgebot, verbündete sich mit Frankreich und zog mit stattlichen Heeresschaaren heran, um Neuß zu entsetzen. Alles erwartete eine entscheidende Schlacht;

siehe da ward (1475) plötzlich Friede geschlossen zwischen dem Kaiser und dem Herzog und der Kaiser entließ sein Heer.

Der Herzog von Burgund dachte bereits an einen andern Kampf. Erzherzog Sigismund von Tyrol hatte ihm das Elsaß verpfändet, und Karl einen ungerechten tyrannischen Mann, Peter von Hagenbach, als burgundischen Landvogt dahin gesetzt, welcher das Land grausam bedrückte. Nun hatten Frankreich, die Stände im Elsaß und Oesterreich um die Freundschaft der Eidgenossen geworben und Bündnisse mit ihnen geschlossen, ebenso der junge Herzog René von Lothringen, und da es der Hagenbach, welcher zu Breisach saß, in seinem Uebermuth zu weit trieb, so hatten ihn die Bürger gefangen und er war (1474) hingerichtet worden. Der Kaiser selbst hatte den Eidgenossen geboten, in Hochburgund einzufallen, auch der König von Frankreich hatte sie dazu gereizt und sie hatten es mit Freuden gethan. Nachdem aber der Friede in der kölnischen Angelegenheit geschlossen worden war, verließen der Kaiser und der König von Frankreich treulos die Schweizer. Da brach Karl der Kühne zornentbrannt (1476) in Lothringen ein, eroberte es, brachte den König von Frankreich auf seine Seite und warf sich dann mit seiner ganzen Macht auf die Schweizer. Vergeblich suchten diese durch Abgesandte den Frieden zu erhalten. Karl gewann Genf und Lausanne. In Grandson ergab sich die Besatzung der Burg auf das Ehrenwort eines hübschen Edelmanns, welcher wie ihr guter Freund zu den Belagerten kam und ihnen im Namen des Herzogs freien Abzug zusicherte. Aber als sie aus der Burg hervorzogen, ließ Karl der Kühne die 450 tapfren Kriegsmänner ergreifen und wie Verbrecher hinrichten. Da zogen zwanzigtausend Schweizer (1476) einträchtig zur Blutrache gegen Grandson heran, und schlugen (am 3. März) des Herzogs überlegenes kriegsgeübtes Heer, daß es in wilder Flucht dahinjagte; sein ganzes Lager mit allen Kostbarkeiten ward von den Siegern erbeutet. Karl der Kühne tobte vor Schmerz und Grimm. Bald hatte er wieder sechzigtausend Kriegsleute unter seinen Fahnen und zog von Lausanne gegen den Neuenburger See und Murten; von dort wollte er gen Bern und Freiburg rücken. Er stürmte Murten, doch es widerstand heldenhaft. Sobald die in Lothringen, in Straßburg und in der Schweiz es erfuhren, kamen sie eilig wider seine große Wuth und Gewalt herbei. Am 22. Juni 1476 geschah bei Murten eine Schlacht. Da ward der See vom Blute roth, funfzehntausend seines Kriegsvolks wurden ihm erschlagen, er selbst mußte mit dreitausend Reitern fliehen: nur mit dreißig kam er, todtenbleich und schweigend, an den Genfersee. Die Schweizer hatten nach altem Brauch drei Tage lang auf dem Siegesfeld, dann versenkten sie die Leichen der erschlagenen Feinde in großen Gruben; später (1480) errichteten sie für die Knochen ein Beinhaus, fürstlichem Uebermuth zur Warnung.

Nun wollten der Papſt, der Kaiſer und der König von Ungarn Frieden vermitteln. Aber Karl der Kühne war vor Scham und Verzweiflung wie von Sinnen und wollte das Glück erzwingen. Oft ſaß er ſchweigend und brütete vor ſich hin, dann ſtürzte er Becher Weins hinab, um ſich zu betäuben, ſprang auf, raufte ſein Haar und rief, daß ſich Alle vor ſeinem gottverlaßnen Weſen entſetzten: »Nichts von Nachgeben, nichts von Frieden, wenn der Junge von Lothringen nicht ausgeſchloſſen bleibt!« Der Herzog René von Lothringen hatte nämlich mittlerweile ſein Land und ſeine Hauptſtadt Nancy wieder gewonnen und die Schweizer ſandten ihm achttauſend Kriegsleute zur Hülfe. Wie ein Raſender zog nun Karl der Kühne gegen ihn in's Feld, vor Nancy, um die Stadt zu entſetzen. Dort kam's am 5. Januar 1477 zur Schlacht. Als Karl ſich am Morgen jenes Tages auf's Pferd ſchwang, fiel ſeine Helmzier, ein goldner Löwe, auf den Sattel herab: »das iſt von Gott«, ſprach er düſter, und gab, an ſeinen Tod denkend, ſeinen Dienern verſiegelte Befehle. Die Schlacht begann. Da riß ſich ein welſcher Verräther, der Herr von Campobaſſo, auf welchen Karl ſein ganzes Vertrauen geſetzt hatte, ſeine rothe Schärpe ab und ging mit achthundert Mann zu René über. Karls Heer wurde umzingelt. Wüthend brach das Morden los. Vergeblich ſuchte Karl die Ordnung herzuſtellen: es war nicht Haltens mehr. Da ſprengte er verzweifelnd davon und ſtürzte mit ſeinem Roß in einen gefrornen Bach, deſſen Eis unter ihm einbrach. So lag er hülflos, da kam ein tapfer lothringiſcher Edelmann heran und ſpaltete ihm mit der Hellebarde das Haupt. Erſt am dritten Tage fand man ſeine entſtellte Leiche.

19.

Und ob das Alte rings veraltet,
Soll deutſcher Sinn fortan beſteh'n;
Und ob die Welt ſich umgeſtaltet,
So lang' der Gott der Väter waltet,
Soll das Geſchlecht nicht untergeh'n!

Schmidt von Lübeck.

Alſobald entſtand ein großer Streit um das Erbe Burgunds und um die Hand der ſchönen Prinzeſſin Maria. Der König von Frankreich wollte ihr ſeinen Sohn anvermählen; aber die treue Maria reichte ihre Hand dem geliebten Erzherzog Maximilian von Oeſterreich. Zu Gent war am 19. Auguſt 1477 die Hochzeit. Das Haus Habsburg erwarb nun das reiche Erbe Burgunds. Ritterlich behauptete es Maximilian gegen Frankreichs Neid und Trotz in der Schlacht bei Guinegate (1479). Aber ſchon 1482 verlor er ſeine theure Gattin, welche ihm zwei Kinder — Margaretha und Philipp — geſchenkt hatte, durch den Tod. Da bemächtigten ſich die Niederländer der Vormundſchaft und ließen ſich mit dem ränkevollen König von Frankreich in Unterhandlungen ein. Margaretha wurde dem Thronerben Frankreichs verlobt und ſollte dieſem die Graf-

schaften Charolais, Artois und Burgund als Mitgift bringen; der junge Philipp blieb unter der Vormundschaft der niederländischen Stände. Dafür bekämpfte Maximilian die Niederländer und gewann endlich (1484) durch einen Vertrag zu Brügge, daß sie ihm die Vormundschaft und die Landesverwaltung überließen, wofür er ihnen ihre kostbaren alten Freiheiten bestätigen mußte.

Nach dem Tode Podiebrads hatten die Böhmen Wladislav, den Sohn des Polenkönigs Kasimir, zu ihrem König gewählt, und der Kaiser diesen belehnt. Darüber ergrimmte aber der Ungarnkönig Matthias Corvinus, und überzog nicht nur Böhmen, sondern auch Oesterreich mit Krieg, während die Türken mit Mord und Brand in Kärnthen, Krain und Steiermark einbrachen. Der alte Kaiser, aus seiner geliebten Ruhe aufgescheucht, flehte vergeblich das Reich um Hülfe an, die Reichsstände machten es ihm stets zur ersten Bedingung, den Landfrieden herzustellen und durch ein höchstes Reichsgericht zu sichern: der Kaiser aber verzögerte dies lange. Endlich (1485) eroberte der kühne Ungarkönig Oesterreich und die Residenzstadt Wien. Da mußte der Kaiser flüchten und kam 1486 mit seinem Sohne Maximilian gen Frankfurt. Dort erwählten die versammelten Fürsten am 16. Februar den Erzherzog Maximilian zum römischen König. Auf diesen thatkräftigen jungen Fürsten waren alle Hoffnungen der deutschen Nation gerichtet, daß er ihre Wünsche und Bedürfnisse werde in's Werk setzen helfen. Diese betrafen die Herstellung des Landfriedens und die Ordnung der so vielfach verworrenen inneren Verhältnisse durch reichsständische Theilnahme an der Reichsverwaltung. Zwar scheiterte die Errichtung eines obersten Reichsgerichts an der kleinlichen Eifersucht des Kaisers, welcher besorgte, seine höchste Machtvollkommenheit dadurch einzubüßen. Hingegen wurde in Schwaben, wo — trotz der Zersplitterung des Landes in lauter kleine Gebiete vieler geistlicher und weltlicher Herrn und Städte — das alte Einungswesen noch nachwirkte und beim Ritterstande auch noch fortdauerte, 1488 der Anfang zu einer wirksamen wechselseitigen Verbindung der einzelnen Stände gemacht. Längst schon bestand dort eine große Adelsgesellschaft, genannt »vom Sankt-Georgen Schilde«, welche alle übrigen in sich aufgenommen hatte und zu welcher auch Prälaten gehörten: sie umfaßte die Landschaften in vier Kreisen und sah es für den Beruf des Adels an, »Gerechtigkeit und Frieden zu fordern.« Auf Betrieb des Grafen Hug von Werdenberg, welcher des Kaisers Vertrauen besaß und verdiente, trat nun diese Adelsgesellschaft in Vereinigung mit zwei und zwanzig Reichsstädten, und mit beiden Theilen verbanden sich endlich auch die Fürsten: alle zu dem gemeinsamen Zweck: durch gemeinsame Kraft den Landfrieden zu erhalten. Diese allgemeine Verbindung wurde in der Folge der schwäbische Bund genannt, und gewann eine ausdehnende Gewalt von hoher Bedeutung.

Zur selben Zeit nahmen die Bürger der Stadt Brügge in den Niederlanden den König Maximilian gefangen und wollten ihn zwingen, die Vormundschaft seines Sohnes Philipp dem König von Frankreich zu überlassen. Während jedoch ihm sein Vater, der Kaiser, mit einem Reichsheer zur Hülfe heranzog, wurde Maximilian wieder freigegeben, wiewohl auf harte Bedingungen. — Zwei Jahre darnach (1490) starb der Ungarkönig Matthias Corvinus in Wien, und nun gewann König Maximilian Oesterreich und nahm auch die Krone Ungarns in Anspruch. Doch eine zahlreiche Parthei der dortigen Großen erwählte den König Wladislav von Böhmen, mit welchem Maximilian nach einigen Kriegsbewegungen einen Vergleich schloß, zur Thronfolge in Ungarn nach dem Erlöschen des Mannsstammes. — Damals raubte Karl VII., König von Frankreich, Maximilians Braut, Anna von Bretagne, und schickte ihm dessen Tochter Margaretha zurück, obwohl er ihre Mitgift (die Grafschaften Charolais, Burgund, Artois) behielt. Maximilian wollte diese Beleidigung rächen, und da ihn das Reich im Stiche ließ, so ward er auf eigne Kosten ein Heer gegen Frankreich und erlangte endlich (1493) die Herausgabe jener Grafschaften. In demselben Jahre starb sein Vater, Kaiser Friedrich III., nachdem er drei und funfzig Jahre die Krone getragen hatte, ohne je wirklich geherrscht zu haben, nämlich im wahren Sinne dieses Worts. Er hinterließ seinem Sohne das Reich in Verwirrung und die kaiserliche Krone ohne Ansehen.

Maximilian war in allen Eigenschaften ganz das Gegentheil seines bedächtigen, unentschlossenen Vaters. Er besaß Lebhaftigkeit des Geistes und rastlose Thätigkeit, klaren Blick, hohen Sinn für Ehre und ritterlichen Muth, welcher sich selbst in Abenteuern gefiel, eine nicht gemeine Bildung, Kenntnisse in allen Dingen, besonders im Kriegswesen, und entschiedene Liebe zu Künsten und Wissenschaften, endlich, bei seinem einfachen Wesen, eine große Gabe der Leutseligkeit. Gleichwie seinen Ahnen, lag auch ihm die Vergrößerung der Macht seines Hauses sehr am Herzen, wobei ihn das Glück über alle Erwartung begünstigte. Dabei hatte er redliche Absichten für das wahre Wohl des deutschen Reiches und fügte sich den Vorschlägen, welche darauf abzweckten. Endlich schwebte noch ein hohes Ziel vor seinem Geiste: die Vertreibung der Türken aus Europa. So stand er, von der Nachwelt der »letzte Ritter« genannt, wie mit gezücktem Schwerte auf den zusammengesunkenen Trümmern des Mittelalters, eine ehrfurchtgebietende Gestalt, obgleich er nicht Alles erreicht hat, was er erstrebte.

Damals gingen in den europäischen Staatenverhältnissen große Veränderungen vor, sowohl in Beziehung auf die äußere Stellung der einzelnen Staaten zu einander, als auch in Bezug auf die inneren Entwickelungen, auf Politik, Handel, Kriegsverfassung und Nationalgeist. Alle diese Veränderungen standen in einem innigen Zusammenhang, und kein einzelner Staat vermochte sich von der allgemeinen Bewegung auszuschließen, auf deren Bahn die neue Zeit als Sie-

gerin heranzog. 1492 wurde Amerika durch Christoph Columbus entdeckt: die wundersamen Berichte von den ungeheuren Schätzen auf diesem Erdtheil entzündeten die Einbildungskraft und die Leidenschaften der Menschen in Europa: der gewinnsüchtige Kaufmann, wie der kriegslustige Abenteurer und der bekehrungseifrige Mönch blickten sehnsüchtig nach jener neuen Welt, wie nach dem Paradies auf Erden. Da überdies durch die Eroberung Konstantinopels das Morgenland dem Zuge des europäischen Handels unzugänglich geworden war, so fing dieser jetzt an, seine Richtung gen Westen zu nehmen. Demzufolge erlangten nun jene Staaten Europa's, welche zunächst gen Westen lagen, eine immer größere Bedeutung: auf der andern Seite mußten Italien und Deutschland, welches seinen bisher so ergiebigen Speditionshandel einbüßte, zumal die Hansa, dabei verlieren. Zunächst gewann Spanien dadurch, welches die Länder der neuen Welt mit gewaffneter Hand in Besitz nahm und deren unermeßliche Reichthümer an sich zog. Frankreich, welches seit langer Zeit stets eifersüchtig und eroberungslustig auf Deutschland hinüberblickte, war durch die innigste Vereinigung aller Staatskräfte vermittelst der monarchischen Verfassung gleichfalls zu einer furchtbaren Macht herangewachsen: die Könige konnten ohne Widerspruch auf Volk und Adel rechnen, wenn sie beiden die Aussicht auf Ruhm gaben: überdies standen den Königen die bedeutendsten Geldmittel zu Gebot, und, was sie weder durch Waffen noch durch Gold ausrichteten, das erreichten sie durch ihre doppelzüngige Politik, welche sie schon längst in der Schule des römischen Hofes gelernt hatten. Ueberhaupt wurden jetzt Geld und Politik die wichtigsten Hebel. Da seit der Einführung der Feuergewehre die Kriege immermehr durch besoldete Schaaren geführt wurden, so konnte man ohne Geld keine mehr unternehmen. Die Politik der Höfe aber wurde zur Kunst des Betrugs, zu einem frevelhaften Spiel mit Eiden, und, wer den Andern am feinsten täuschte, hatte Ehre und Vortheil davon. Es ist klar, wie furchtbar dies Beispiel der Höfe auf die Entsittlichung der Völker wirken mußte. In dieser Kunst erreichte auch Spanien bald die Meisterschaft. Wie sollte, da die Grundpfeiler der Treue untergraben waren, der Tempel des Völkerrechts bestehen?

Der Einfluß aller dieser Verhältnisse zeigte sich auch in Deutschland, dessen politische Lage ohnehin durch seine Zersplitterung sehr schwach war. Bei der Ohnmacht der kaiserlichen Gewalt und den oft eigennützigen Bestrebungen einzelner Reichsstände konnte die Ehre der gesammten Nation selten würdig vertreten werden. Die Pest der Politik ergriff sowohl den Kaiser als auch die Fürsten, und, wer davon rein blieb, dessen Ehrlichkeit mußte unterliegen. Gleichwohl war noch so viele Ehrlichkeit im Kern der Nation, daß jene Politik (die sogenannte »welsche Praktik«) im Allgemeinen verachtet ward. Die Kriegsverfassung durch stehende Heere von Söldnern, welche in Deutschland »Landsknechte« hießen, äußerte einen nachtheiligen Einfluß auf den Adel (der Geschlechtsadel war schon durch die Einfüh-

rung des Briefadels gesunken) und auf das Ritterthum: denn dessen Bedeutung lag in der persönlichen Tapferkeit, und diese galt jetzt weniger, weil seit der Einführung der Feuergewehre und stehenden Heere der Kampf in Massen den Ausschlag gab. So stand also das Ritterthum, wiewohl es noch seinen alten Glanz in Turnieren und dergleichen behauptete, doch schon an seinem Grabe: aber die edelsten Männer, welche demselben angehörten, griffen mit dem alten ritterlichen Muth bereits nach anderen, den geistigen Waffen; die minder Edlen gaben ihre Selbstständigkeit auf und wurden höfisch; die Kräftigsten übten trotzig das alte Fehderecht; die Tüchtigsten leisteten der Ausbildung der Fürstenmacht Widerstand. — Das Söldnerwesen wirkte übrigens auch nachtheilig auf die Sitten ein. Denn, wo blinder Gehorsam für Geld — Treue heißt, da geht die ächte Treue verloren. Wofür verschwendeten jene Landsknechte die gefürchtete deutsche Tapferkeit? Für's Vaterland? Nein! für die Zwecke der Machthaber, die sie bezahlten. Ueberdies erlosch die Idee der Volksbewaffnung: der Soldatenstand wurde zu einer eigenen Kaste, und stellte sich dem Nährstand um so trotziger und hochmüthiger gegenüber, je sklavischer er selbst den Befehlen seiner Oberen gehorchen mußte. Ueberhaupt zeigte sich die schroffe Ungleichheit bei der Abgliederung der einzelnen Stände immer verderblicher: besonders wurde der arme Bauerstand furchtbar gedrückt, während Adel und Bürger sich um Wohlleben und Luxus überboten. Endlich war auch die immer weiter um sich greifende Erstickung des vaterländischen Rechts durch das römische für die Nationalität höchst nachtheilig, denn durch das letztere wurde die altvolksthümliche Oeffentlichkeit und Befugniß der Gemeinden zum Finden des Urtheils ausgeschlossen, wurde der moralische Rechtsbegriff von tausend Spitzfindigkeiten über einzelne Fälle entstellt, der schlichte Verstand verwirrt, der Streitlust wie der Habsucht Thür und Thor geöffnet, durch Herleitung der Fürstenmajestät unmittelbar von Gott auch der Sinn für die Freiheit tödtlich angegriffen, und die bloße Gewalt mit einem Heiligenschein umgeben. Dies römische Recht wurde in Deutschland durch die immer zahlreicher gestifteten Universitäten stets weiter ausgebreitet, weil auf denselben eigene Lehrstühle für jenes errichtet waren. Trotz dem war der Kern der Nation noch gesund; Dank sei's dem Bürgerthum, in dessen Schooß sich die mannigfaltigsten Bildungsstoffe erhalten und entwickelt hatten. Der Geist der Nation war noch unverderben; je schwerer der Druck der Verhältnisse, um so höher und gewaltiger mußte er sich wieder aufrichten. Immer deutlicher zeigte sich das durchgreifende Streben nach einer reichsständischen Vertretung der deutschen Nation, zur Einigung und zum Wohle derselben.

Die Reichsstände drangen kräftig und beharrlich auf eine neue Reichsverfassung, auf dem inneren Frieden gegründet, durch das Gesetz geheiligt und für die Dauer verbürgt. Dies geschah auf einem

Reichstag zu Worms 1495; dort wurde das matte, aber veraltete Fehderecht bei Strafe der Reichsacht aufgehoben und ein ewiger Landfriede aufgerichtet. Indem nun die einzelnen Reichsstände sich nicht mehr wechselseits wie Fremde bekämpften, war zugleich die Möglichkeit verbanden, daß sie sich, wiewohl jeder selbstständig, doch alle wieder als Glieder eines Staates betrachten und vereinigen konnten. Zunächst war hierauf eine oberstrichterliche Reichsbehörde nothwendig, vor welcher jeder Gekränkte sein Recht finden mochte. Als solche wurde das Reichskammergericht bestellt. Dieses bestand, vom Hof unabhängig, aus einem Kammerrichter und sechzehn theils adeligen, theils rechtskundigen Richtern, welche der Kaiser mit Zuziehung der Reichsstände wählte, und welche durch Beiträge der Reichsstände besoldet werden sollten; Maximilian gestand dem Reichskammergericht die wichtige Befugniß zu, die Reichsacht zu verhängen. Für die ausübende Gewalt wurde (1495) auch ein beständiges Reichsregiment in Vorschlag gebracht: doch es kam damals noch nicht zur Ausführung. Hingegen sollte sich der Reichstag alljährlich in einem Monat versammeln, um die Vollziehung der Kammergerichtsurtheile und der Erkenntnisse von Austragsgerichten (welche den Fürsten nach altem Rechte blieben) so wie die Kraft des Landfriedens zu überwachen. — Diese wichtigen Einrichtungen wurden dadurch vervollständigt, daß das Reichsgebiet (mit Ausnahme von Böhmen, Mähren, Schlesien, der Lausitz und Preußen) in Landfriedenskreise, zuerst (1500) in sechs, dann (1512) in zehn, getheilt wurde (den schwäbischen, baierischen, fränkischen, oberrheinischen, westphälischen, niedersächsischen, österreichischen, burgundischen und obersächsischen): jeder Kreis hatte einen Kreisobersten und Räthe, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit, so wie die Vollziehung der Reichsbeschlüsse bewachen sollten. Dadurch war nun endlich ein festes Band der Einigung um die einzelnen deutschen Länder geschlungen, und auch die öffentliche Sittlichkeit und Sicherheit konnten nun von Staatswegen besser beaufsichtigt werden. Aber auch in Bezug auf die Geldbedürfnisse des Reiches mußte eine bestimmte Norm getroffen werden, schon wegen der Kriege gegen Reichsfeinde, dann auch wegen Besoldung des Kammergerichts; deshalb wurde eine Satzung wegen des gemeinen Pfennigs- erlassen, d. i. ein allgemeines Reichsbesteuerungssystem. Durch diese Reichsverfassung, welche auf dem Reichstag zu Köln 1512 ihre Vollendung erhielt, waren nun die bei Erlassung der goldnen Bulle gesetzlich selbstständig aber sich leider auch wechselseits fremdgewordenen deutschen Länder wieder gesetzlich und sittlich vereinigt, ohne daß der einzelnen deutschen Länder ihre Selbstständigkeit verloren. Damals wurde auch das Postwesen eingerichtet und dadurch die lebhaftere Verbindung des Verkehrs begründet.

In jenen Tagen (1495) erhob der Kaiser die gesammten württembergischen Lande zu einem Herzogthum; Graf Eberhard im Bart wurde erster

Herzog von Würtemberg, — der reichſte Fürſt ſeiner Zeit, nicht durch eitel Geld, ſondern weil er ſagen durfte: »Ich kann in jedes Unterthans Schoos ſicher ſchlafen.« Goldne Worte, ihr deutſchen Fürſten! O vergeßt ſie nie! Gerechtigkeit iſt's und Treue, wodurch ihr euch ſo ſicher bettet!

20.

O unglückſel'ge Stunde, da das Fremde
In dieſe Silberglocken Thäler kam,
Der Alten frommen Unſchuld zu zerſtören.

Schiller.

Die Schweizer waren durch ihr Kriegsglück in allen Landen gefürchtet, aber auch übermüthig geworden und vergaßen die alte Einfalt, Tugend und Einigkeit. So hatten ſie ſich über die Theilung der burgundiſchen Beute und über die Aufnahme Solothurns und Freiburgs in die Eidgenoſſenſchaft heftig entzweit. Dieſen Zwieſpalt ſchlichtete (1481) ein frommer Einſiedler, Nikolaus von der Flüe. Aber das wachſende Verderben ließ ſich nicht mehr aufhalten. Das junge, rüſtige Volk lief ſchaarenweiſe aus dem Lande, um fremden Herrn für Sold zu dienen: man nannte dies »Reislaufen«. Nun waren nicht blos die Schweizerwaffen, ſondern auch leider die Schweizertreue feil, und mit dem fremden Geld kam das Verderbniß in die Alpen. Städte und Landgemeinden waren voll Eiferſucht auf einander, und unnatürlich ſtrebten die Armen nach Herrſchaft über Landesherrn.

Als nun der Kaiſer Maximilian von den Eidgenoſſen verlangte, daß ſie, als Glieder des deutſchen Reiches, den »gemeinen Pfennig« geben, ſich dem Kammergericht unterwerfen und ihr Bündniß mit Frankreich aufgeben ſollten, wollten ſie's nicht thun (1495). Bald darnach (1498) hatten die Graubündner Streit mit ihrem Nachbarn in Tirol und traten in die Eidgenoſſenſchaft. Da rüſtete der Kaiſer mit dem ſchwäbiſchen Bunde gegen die Schweizer, und aller Adel erhob ſich ſtolz, um ſie endlich zu demüthigen. Aber die Schweizer ſchlugen ihre Feinde (1499) bei Frastenz, auf der Malſer Haide in Tirol, und bei Dornach. Es war ein kurzer Krieg, aber mehr als 20,000 Menſchen kamen d'rin um. Da ſchloß der Kaiſer am 22. September 1499 zu Baſel mit ihnen Frieden und ſprach ſie frei von der Verbindlichkeit zu Reichsſteuern und vom Kammergericht. So trennte ſich die Eidgenoſſenſchaft der dreizehn Orte, mit vielen ſchutzverwandten Orten, vom Reichsverband. Damit endigte das funfzehnte Jahrhundert.

21.

Das Heiligſte ſchützen wir mit dem Schwert!

Körner.

Das neue Jahrhundert begann mit einem glorreichen Volkskrieg der Dithmarſen. Kaiſer Friedrich III. hatte den König Chriſtian von Dänemark 1474 mit

dem Dithmarsen Lande belehnt und dessen Sohn Johann brach im Februar 1500 in dasselbe ein mit einem Heer von zwanzigtausend Mann und einem gefürchteten Haufen von sechstausend fremden Söldnern, welche die »schwarze Garde« hießen, und dachten Alle für gewiß, die Dithmarsen würden erschrecken um Gnade flehen. Die aber waren getrost und die Weiber sprachen zu den Männern: »Wohlauf! Gut und Blut für die Freiheit!« Ein theurer Held, Wolf Isenbrand, warf in der Eil eine Schanze auf, dreihundert Männer vertheidigten sie; — eine wehrhafte Jungfrau aus Hochwerden trug den Kleinen Kreuz und Banner voran in die Schlacht. Als nun die Feinde stolz heranzogen und das Feldgeschrei riefen: »Wehr' Dich Bauer, die Garde kommt«, und die Schanze stürmten, da hielten die dreihundert Dithmarsen gegen die vielen Tausende aus, brachen hervor, stachen in den Feind, warfen zu Boden und riefen jauchzend: »Wehr' Dich Garde, der Bauer kommt!« Die Schleusen sind auf, die Wasserfluthen schießen auf die Feinde herein, sie sinken und ertrinken, wo einer den Dithmarsen zu entrinnen versucht. Gar viele Grafen und Herrn und in die Tausende des gemeinen Volks wurden erschlagen, nur mit genauer Noth entrann der Dänenkönig. So haben die Dithmarsen mit Gottes Hülfe Freiheit und Vaterland gerettet; es war im Februar 1500.

88.

> [illegible] Hoheit, welche die Welt betrat,
> [illegible] von der Pracht [illegible] Kronen,
> [illegible] durch das Gebiet
> Ihres Geschlechts in die Fremde [illegible].
>
> **Platen.**

Indessen verfolgte Frankreich seine Vergrößerungspläne und machte Italien zum Schauplatz seiner Unternehmungen. Der Kaiser setzte sich dawider und wurde dadurch in viele Kriege und in ein Gewebe von diplomatischen Verhandlungen verwickelt, in welchen die Gewaltigen der Erde sich nicht schämten, heute Treue zu schwören, morgen den Eid zu brechen, und um Länderbesitz Einer den Andern zu verrathen. Da die deutschen Reichsstände dem Kaiser zu solchen auswärtigen Kriegen, welche das Interesse der Nation nichts angingen, keine Hülfe bewilligten, so konnte er, bei aller seiner Thätigkeit, in Italien nichts ausrichten. Der Verlauf der Begebenheiten war (in Kürze) folgender:

Aufgefordert von dem Herzog von Mailand, Ludovico Moro, hatte der kriegerische König Karl VIII. von Frankreich 1495 Neapel erobert. Aus Besorgniß vor Frankreichs Uebermacht schlossen nun der König Ferdinand von Spanien, der Papst, der Kaiser, die Republik Venedig und selbst der Herzog von Mailand ein Bündniß, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben, und Karl VIII. verließ schnell dies Land. Kaum war aber jene Besorgniß zerstreut, so ließen die Verbündeten den Kaiser im Stich. Karls VIII. Nachfolger, Ludwig XII., eroberte (1499) unter dem Vorwand alter Ansprüche Mailand, nahm

durch Verrätherei eines Schweizers den Herzog (1500) gefangen und wollte nun auch Neapel besitzen. Zu diesem Zweck unterhandelte er (1500) mit dem König von Spanien, eroberte das Reich Neapel und theilte es mit diesem. Doch unrecht Gut thut nicht gut. Bald entstanden Streitigkeiten zwischen Frankreich und Spanien. Da hielt der König von Spanien den von Frankreich durch trügerische Friedensunterhandlungen zu Blois (1504) so lange hin, bis der spanische Feldherr die Franzosen aus Neapel vertrieben hatte; Ludwig XII. mußte es 1505 an Spanien überlassen. In dem Frieden zu Blois belehnte der Kaiser den König Ludwig XII. mit dem Herzogthum Mailand; dafür sollte Ludwigs XII. Tochter des Kaisers Enkel, Karl, heirathen und ihm Mailand als Mitgift bringen. Aber Ludwig XII. verlobte seine Tochter mit dem Herzog Franz von Angoulême und wollte zu Mailand auch noch die Herrschaft über Genua gewinnen, deshalb zog er 1507 gegen Genua aus. Da erschrak der Papst Julius II. und berief den Kaiser nach Welschland. Dieser wollte auch Mailand wieder besitzen, weil Ludwig XII. sein Wort gebrochen. Aber siehe da, die mächtigen Venezianer hatten ihm alle Pässe verlegt. Damals nahm Maximilian (mit Bewilligung des Papstes) den Titel eines „erwählten römischen Kaisers“ an. Die Venezianer aber schlugen ihn und eroberten Görz, Triest und Fiume. Durch dies Glück reizten sie die Eifersucht der übrigen Mächte, und Julius II. brachte (1508) ein Bündniß mit Frankreich, Spanien und dem Kaiser gegen sie zu Stande, welcher die „Liga von Cambrai“ hieß und die Demüthigung Venedigs zum Zwecke hatte. Die Verbündeten theilten schon im Voraus das Gebiet der Republik unter sich und griffen sie an; bei Agnadello erlitten die Venezianer (1509) eine furchtbare Niederlage durch die Franzosen. Da wandte sich das bedrängte Venedig mit lockenden Anerbietungen zuerst an den Kaiser, um ihn von dem Bündniß zu trennen; und, als dies vergeblich war, an den Papst. Dieser schloß schnell mit Venedig Frieden und verband sich mit den Schweizern zur Entfernung der Franzosen und Deutschen aus Italien. Dadurch näherten sich jetzt natürlich Frankreich und der Kaiser wieder und bedrohten den Papst. Dieser aber schloß 1511 mit Venedig und Spanien die sogenannte „heilige Liga“ gegen Frankreich und bewog auch den Kaiser zum Waffenstillstand mit Venedig. Auch die Schweizer traten zur Liga und eroberten dem Sohn des Herzogs Ludovico Moro Mailand wieder. Nun verbündete sich Venedig (1513) mit Frankreich; — gegen Frankreich aber traten der Papst, der Kaiser, Spanien und England zusammen. Ludwig XII. wurde 1513 bei Novara besiegt, zugleich fiel der König von England in Frankreich ein; der Kaiser schlug die Franzosen bei Guinegate und wollte das französische Burgund für seinen Enkel Karl, den Sohn Philipps, erobern, nahm deshalb Schweizer in Sold und legte ein Heer vor die Stadt Dijon. Aber die Schweizer ließen sich durch französisches Geld bestechen und der Kaiser schloß 1514 mit Ludwig XII. einen Stills-

stand. Im nächsten Jahre starb Ludwig XII. Gegen seinen Nachfolger, König Franz I., verbanden sich Kaiser und Papst, Spanien, Mailand und die Schweizer. Aber Franz I. drang mit einem zahlreichen Heer nach Italien, besiegte 1515 bei Marignano zum erstenmal die gefürchteten Schweizer und gewann Mailand. Der Kaiser führte zur Wiedereroberung dieses Herzogthums ein zahlreiches Heer nach Italien, aber die Schweizer in seinem Heere wollten nicht gegen die im französischen kämpfen. So wurde des Kaisers Plan zunichte; bald darnach schloß Franz I. mit den Schweizern einen ewigen Frieden. Da mußte sich auch der Kaiser zum Frieden entschließen und trat (1517) Mailand an Franz I. ab, Verona an die Republik Venedig.

VII.

Der doppelhaupt'ge Adler Oest'reichs blickt
Im steigen stets herunter auf zwei Welten.

Um so besser waren dem Kaiser seine Pläne zur Vergrößerung der österreichischen Hausmacht geglückt.

Tirol hatte er 1496 nach des Erzherzogs Sigismund Tode mit seinen Erblanden vereinigt. Durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit Johanna, der Tochter des Königs Ferdinand von Spanien, erhielt sein Enkel Karl 1517 die Nachfolge in den spanischen Reichen nebst dem Besitz aller dazu gehörigen neuentdeckten Länder in Amerika. — Seine zwei andern Enkel, Ferdinand und Maria, vermählte der Kaiser 1515 mit Anna und Ludwig, den Kindern des Königs Wladislav von Böhmen und Ungarn: dadurch erhielt das Haus Oesterreich auch die Anwartschaft auf diese beiden Königreiche. — Auch bei dem baierischen Erbfolgekrieg gewann der Kaiser manches für Oesterreich. Dieser Krieg war nach dem Tode des Herzogs Georg von Baiern (des letzten von der Landshuter Linie) 1503 zwischen dem Herzog Albrecht von der Münchner Linie und zwischen Georgs Schwiegersohn, dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, ausgebrochen und sehr viele Fürsten hatten daran Theil genommen. Er wurde 1597 geschlichtet und die Söhne Ruprechts von der Pfalz erhielten die sogenannte »junge Pfalz« (die Landschaft Neuburg an der Donau), Albrecht von München das Uebrige. Dieser weise Fürst stiftete für Baiern die Erbfolge nach dem Recht der Erstgeburt, und verordnete die Untheilbarkeit des Landes.

So erhob sich das Haus Oesterreich zu einer erstaunlichen Macht, allen fremden Staaten zum Neid und Schrecken, siegreich über alle Gegenbestrebungen derselben; immer kühner faßte es die Weltherrschaft als Ziel in's Auge; immer stolzer schritt es diesem großartigen Ziele zu. Aber in Deutschland stemmten sich die Reichsstände solchem Trachten mit unerschütterlicher Standhaftigkeit entgegen. Da die Hoheit und Macht der deutschen Fürsten längst eine gesetzliche geworden, so war das Trachten des Hauses

Oesterreich nach der Alleinherrschaft unhaltbar: die verbundenen deutschen Fürsten, als Vertreter der ganzen Nation, ersetzten die abgestorbene Idee des alten Kaiserthums viel heilsamer, und ihr kräftiger Widerstand gegen Oesterreich's Alleinherrschaft rettete die neue allseitige Nationalentwicklung vor Verflachung und Erstarrung.

21.

Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenkt,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf!

Uhland.

Schon seit einiger Zeit hatten die untersten Klassen des Volkes an ihrem schweren Joch gerüttelt. Das angeborne Menschenrecht, verhöhnt und in den Staub getreten, schrie um Rache. Durch die oft wiederholten Verbote, daß die Städte keine Ausbürger mehr aufnehmen durften, hatten die armen Bauern jede Hoffnung auf Erleichterung ihres schrecklichen Looses verloren; es blieb ihnen nichts mehr übrig, als sich durch eigene Kraft zu helfen. »Wenn es denen in der Schweiz gelungen ist, warum sollen wir uns nicht auch erlösen können?« dachten sie; »hilf Dir selbst, so wird Dir Gott helfen«. Schon 1460 waren die Bauern gegen den Abt von Kempten aufgestanden, 1671 die im Würzburgischen, 1492 ihrer 10,000 in den Niederlanden (die hießen die »Kaseburter«, waren aber vom Adel besiegt worden), 1502 die im Erzbisthum Speier: die hatten einen Bundschuh zum Wahrzeichen und zur Losung die Frage: »Herr, was ist das für ein Wesen?« nebst der Antwort: »Wir können vor den Pfaffen und dem Adel nicht genesen!« Sind aber auch unterdrückt worden. 1513 erhoben sich die Bauern im Breisgau, wollten blos Kaiser und Papst zu Herrn, sonst Niemand, und alles Unbillige abgethan wissen, besonders die fremden Gerichte; aber auch sie wurden unterdrückt. In Würtemberg hatte damals der junge Herzog Ulrich die Herrschaft; der lebte in Saus und Braus, gab Feste, Turniere und Jagden und ließ seine Diener und Räthe über Gut und Blut der Unterthanen nach Willkür schalten und walten. Das arme Volk litt dabei unsäglich durch Sporteln und Taxen, Beamtenwillkür und fürstliche Jagdbunde. Da kamen viele rechtschaffene Leute 1514 im Remsthal zusammen und nannten sich, weil sie keinen Rath wider solches Wesen wußten, die Gesellschaft »des armen Konrad« (d. i. kein Rath). Als endlich die böse Regierung sogar Maß und Gewicht verringerte, ward es dem gemeinen Mann zu arg und die vom »armen Konrad« kamen in großen Haufen herbei und verlangten Abschaffung des neuen Wesens. Der Herzog, von seinen Räthen verleitet, wollte sie mit Härte unterdrücken. Da zogen jene allüberall die Sturmglocken und wurden Meister des Landes. Nun kam in Stuttgard ein Landtag zu Stande und die Landstände sprachen nach ihrem heilsamen Recht: »Nun darf der Herzog ohne unser Wissen und Wollen nichts mehr thun.« Aber der gemeine Mann

ſagte: »Ihr Städter und Edelleute ſorgt für euch, doch damit iſt uns noch immer nicht geholfen,« und wollte ſich d'rum den Beſchlüſſen nicht unterwerfen. Da überfiel der Herzog die Unzufriedenen mit großer Macht, beſiegte ſie und unterdrückte durch ein ſtrenges Gericht zwar den Aufſtand, aber nicht deſſen Urſache, ſondern lebte in Saus und Braus wie vor und eh. Ein mehr oder minder ſchlechtes Regiment war leider noch in manchen andern deutſchen Ländern. Doch gab es auch viele edlere Fürſten, welche die erhabene Aufgabe ihres Berufes begriffen und redlich zu erfüllen trachteten. Unter ihnen ragte beſonders Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, hervor. Ueberhaupt aber war das Fürſtenthum ſelbſt, vollendet und unerſchütterlich durch landſtändiſche Verfaſſungen und Erbfolgeordnung, der Grundſtein des ganzen neueren Rechtszuſtandes in Deutſchland geworden, und zwar zum Heil der Nation.

Indeſſen hatten Glaubensverderbniß, Aberglaube und geiſtliche Tyrannei den höchſten Gipfel erreicht. So war die heidniſche und gotteslaſterliche Vorſtellung aufgekommen, daß es Zauberer und Hexen gebe, welche mit dem Teufel Bündniſſe ſchließen und dadurch große Macht zum Schaden ihrer Mitmenſchen erlangen konnten. Dieſer entſetzliche Wahn wurde 1484 durch eine päpſtliche Bulle, in welcher der Hexenprozeß angeordnet ward, noch bekräftigt: zwei Dominikanermönche wurden als Hexenrichter beſtellt und bekamen auch die kaiſerliche Erlaubniß, peinliche Unterſuchungen vorzunehmen: bald wetteiferten geiſtliche und weltliche Richter, Hexen aufzuſpüren, zu foltern und zu richten. Zugleich wurden alle religiöſe Mißbräuche auf's Neue geltend gemacht, und wer ſich dagegen auflehnte, wer mit kühnen Worten die geiſtige und geiſtliche Tyrannei antaſtete, wurde als Ketzer verfolgt, und mußte dies durch Gefängniß oder Tod büßen. In Köln am Rhein war ein päpſtlicher Großinquiſitor, deſſen Amt es war, den Aufſchwung des Geiſtes zu bewachen und zu unterdrücken. Ebenſo ſuchten die Päpſte den wichtigen Einfluß der Buchdruckerkunſt zu beſchränken, und geboten, bei Strafe des Bannes, daß kein Buch ohne vorhergegangene Durchſicht und Erlaubniß des Biſchofs gedruckt werden dürfte: das iſt der Urſprung der Büchercenſur: die deutſche Nation hat ſie alſo ihrer alten Erbfeindin: Rom zu verdanken: in Mainz wurde 1486 die erſte Cenſurbehörde eingeſetzt. — Endlich nahm der Ablaßhandel noch mehr als bisher überhand. Und dennoch konnte die Macht der Finſterniß durch alle Anſtrengungen die neue Herrſchaft des Lichtes nicht mehr unterdrücken, in welcher die Menſchheit und das deutſche Volk ſich verjüngen ſollte.

Dieſe neue Morgenröthe ging von der Wiſſenſchaft aus. Zwar waren die deutſchen Univerſitäten, deren Zahl im Laufe des Jahrhunderts bedeutend zugenommen hatte, lange genug blos Pflanzſchulen der päpſtlichen Grundſätze geblieben, indem auf denſelben vorzugsweiſe die Scholaſtik getrieben wurde, jene troſtloſe Schulweisheit, welche durch ſpitzfindige Schlüſſe der Lüge

den Schein der Wahrheit gab. Aber nach der Eroberung Konſtantinopels hatten viele geflüchtete Griechen mit ihrer Mutterſprache auch die Anregung in's Abendland gebracht, die Meiſterwerke der alten griechiſchen Dichter, Weiſen und Geſchichtſchreiber kennen zu lernen. Die vollendete Schönheit derſelben, ihre einfache und großartige Wahrheit, die heitere, reinmenſchliche Weltanſicht, welche aus ihnen leuchtete, begeiſterten die edelſten deutſchen Männer, und gleichwie der Handel und die Eroberungsluſt in Amerika, ſo fanden die hellen Geiſter der Nation in den Meiſterwerken der Alten eine neue Welt vor ſich aufgethan. Nun betrieb man mit ſchönem Eifer deren Studien, welche mit Recht »Humaniora« genannt wurden, weil ſie eine humane, d. i. reinmenſchliche Bildung erwirkten, ſowie die Männer, welche ſich damit befaßten, »Humaniſten«. Unter ihnen ragten beſonders Johann Weſſel, Rudolph Agricola, Konrad Celtes, Hermann von der Buſſche, Erasmus von Rotterdam, Johann Reuchlin von Pforzheim hervor. Die Humaniſten verbeſſerten anfangs blos das entartete Sprachſtudium, bald aber traten ſie auch gegen die alte Scholaſtik auf und ſtrebten die geſunde Vernunft wieder in ihr Recht einzuſetzen. Sobald die Finſterlinge dies merkten, begannen ſie einen erbitterten Kampf und verſchrieen und verdammten die Humaniſten als Ketzer; dieſe deckten hinwieder die Blößen der Finſterlinge auf, machten ſie lächerlich und trugen den glänzendſten Sieg über ſie davon. Am thätigſten war dabei der edle Ritter Ulrich von Hutten, deſſen ganze Seele für Deutſchlands Ehre und Freiheit glühte. Er war 1488 auf dem Schloſſe Steckelberg in Franken geboren, hatte in Italien Feldzüge mitgemacht, und focht in ſeinem Vaterland mit den Waffen des Geiſtes, als Dichter und Redner, kühn und hoffnungsreich für Wahrheit und Recht. 1517 lernte ihn Kaiſer Maximilian in Augsburg kennen und ſetzte ihm einen Lorbeerkranz auf, welchen die geiſtreiche Tochter Peutingers, eines gelehrten und hochberühmten Rathsherrn, geflochten hatte: eine ſolche Krönung mit dem Lorbeer war damals die höchſte Ehre für Dichter. Später hat Huttens edles Haupt eine Dornenkrone tragen müſſen!

Zu gleicher Zeit griff die Volksſprache als Schriftſprache mächtig fördernd in die freiere Entwickelung des Volksgeiſtes ein. Nun gab's nicht blos deutſche Geſchichtsbücher im Druck zu Jedermanns Belehrung, ſondern auch ſchon mehrere Ueberſetzungen der heiligen Schrift in's Deutſche, wiewohl noch roh und ungeſchlacht. Die alten Heldenlieder und Sagen kamen in ungebundner Rede als Volksbücher wieder an den Tag und neue dazu. Der gekünſtelte ſteife Meiſtergeſang verfiel, und ſtatt deſſen flatterten zahlloſe Volkslieder wie Frühlingsvöglein ringsumher, bald zart und herzinnig, bald kräftig und derb: Veit Weber aus Freiburg ſang herrliche Schlachtweiſen vom Schweizerkampf gegen Burgund. Auch der Volks-

witz flog damals auf, wie ein muthiger Falke und riß mit scharfen Krallen allen Lastern und Thorheiten die Mäntelchen vom Leibe: so schrieb Sebastian Brant ein Buch, betitelt »das Narrenschiff«, worüber der berühmte Geistliche Johann Geiler von Kaisersberg sogar predigte. Die Freudenlust des Volks machte sich im kernhaften Spott Luft. Seit der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts kamen, besonders in Nürnberg, lustige Fastnachtsspiele auf, durch welche die früheren theatralischen Vorstellungen aus der heiligen Geschichte allmählig verdrängt wurden, und der Grund gelegt ward, daß die Bühne in der Folge zu einer volksthümlichen Anstalt, zu einer Freistatte werden konnte für den Nationalgeist, wenn ihm alles andre öffentliche Leben genommen wurde. Jene Fastnachtsspiele spiegelten frisch und treu, wenn auch derb und roh, des Volkes Thun und Treiben. Lauter Lebenszeichen von der gesunden Kernkraft des Volks, welche unter allem geistigen Druck doch nicht erlegen war!

Diese Kraft, so wie die Tiefe des deutschen Geistes, zeigte sich vornämlich in den zahlreichen Erfindungen, welche Deutsche im Laufe jener letzten Zeiten gemacht hatten, nämlich außer der allerwichtigsten (der Buchdruckerkunst), die des Spinnrads, der Taschenuhren, der Flintenschlosser, des Kanonengusses u. s. w., so daß die deutsche Nation mit Recht und Ehre vorzugsweise die erfinderische heißt. Am herrlichsten aber zeigte sich die Kraft der Nationalität in der Kunst, und zwar in jenem Zeitraum vornamlich in der Malerei und Bildhauerei. Schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatte in Köln eine Malerschule bestanden, und im vierzehnten war dort der edle Meister Wilhelm hochberühmt; unter Karl IV. war auch in Prag eine Malerschule. Im funfzehnten Jahrhundert hatten die Brüder Hubert und Johann von Eyk in den Niederlanden die Oelmalerei erfunden und fortan wurde diese Kunst vorzüglich dort gepflegt und vor allen Meistern ragten Hans

Hemling und Israel von Mecheln hervor. Aber auch in verschiedenen Städten Oberdeutschlands bildeten sich Malerschulen, die berühmteste in Nürnberg. Dort schufen gar emsig Martin Schön, Michael Wohlgemuth, Hans Burgkmair u. a. m.; aber zur höchsten Vollendung hat sie Albrecht Dürer von Nürnberg gebracht (geboren 1471, gestorben 1528). Der Kaiser ehrte ihn hoch und gebot einst einem Edelmann, dem Meister die Leiter zu halten. Als sich der Edelmann dessen weigerte, sprach der Kaiser: »Albrecht ist mehr denn ein Edelmann. Wißt Ihr denn nicht, daß ich aus jedem Bauer einen Edelmann machen kann, aber nicht aus jedem Edelmann einen Dürer?« Dürer malte ihn noch auf seinem letzten Reichstag zu Augsburg (1518). Auch als Holzschneider und Kupferstecher erwarb Dürer hohen Ruhm. Andre berühmte Maler jener Zeit waren Meister Lukas Kranach aus Franken (geb. 1471, gest. 1553), an Kunst und Treue ein ächt deutscher Mann, und der geistreiche Hans Holbein, welcher 1498 in Augsburg geboren ward, später in Basel lebte und in England, reich an Ehren, 1554 starb. In der Bildhauerei haben sich besonders die Nürnberger Meister Adam Kraft, Peter Vischer (mit seinen Söhnen) und Veit Stoß hervorgethan. — In den Werken aller jener deutschen Künstler gibt sich ein ernster, tiefer und sinniger Geist kund, ein strenges Streben nach Wahrheit (oft sogar auf Kosten der Schönheit) und so offenbart sich auch darin recht der deutsche Charakter. Uebrigens dienten die Künste noch immer der Religion, aber bereits im Bewußtsein ihrer Selbstständigkeit. Sie hatten das Höchste erreicht, was ihnen nach der bisherigen Weltansicht möglich war. Jetzt, da diese einer neuen Platz machen sollte, verklärten sie gleichsam wie ein schönes Abendroth die untergegangene Zeit des Mittelalters.

Fünftes Buch.

1.

Licht aller Welt und Freiheit allen Landen!
Tag allen Völkern! Ordnung, Recht und Friede!
Das iſt der Bibelſpruch der neuen Aera.
Ludwig Bechſtein.

Kaiſer Maximilian, der alte ritterliche Held, dachte, nachdem er das Haus Oeſterreich zu einer ungeheuren Höhe der Macht emporgebracht hatte, eifrig an die Erreichung ſeines andern Zieles: die Türken aus Europa zu vertreiben. Er ſchloß deshalb (1517) ein Bündniß mit Frankreich und Spanien, und ſchrieb für das Jahr 1518 einen Reichstag nach Augsburg aus; dort wollte er es auch dahin bringen, daß ſein Enkel Karl, nun König von Spanien, zum römiſchen König gewählt würde.

Auch der Papſt Leo X. betrieb jenen kriegeriſchen Plan gegen die Türken und forderte alle Fürſten der Chriſtenheit dazu auf. Er liebte und pflegte die ſchönen Künſte und es lag ihm ſehr am Herzen, die erhabene Peterskirche in Rom ausbauen zu laſſen. Da jedoch ſeine gewöhnlichen Einkünfte für die Koſten dieſes Werkes nicht ausreichten, ſo ließ er für alle Chriſten, welche dazu beiſteuern würden, einen vollkommenen Ablaß verkündigen. Nun zogen Mönche in Deutſchland umher und verkauften den Ablaß; der berufenſte von allen war ein Dominikaner, Johann Tetzel, welcher denſelben, wie ein Marktſchreier ſeine Waare, alſo anpries: »Sobald das Geld im Kaſten klingt, die Seel' von Stund' an in den Himmel ſpringt.« Als er aber mit ſolchem Weſen gen Wittenberg in Sachſen kam, wo der Kurfürſt Friedrich der Weiſe 1502 eine Univerſität geſtiftet hatte, fand er an einem eben ſo frommen als kühnen Mann aus dem Volk heftigen Widerſtand. Das war der Doctor Martin Luther (geboren am 10. November 1483), eines Bergmanns Sohn aus Eisleben, Auguſtinermönch und Lehrer an der Univerſität. Er entbrannte in heiligem Zorn über den unſeligen Ablaßhandel, und ſchlug am 31. Oktober 1517 fünf

und neunzig »Theſes« (d. i. Sätze) gegen den Ablaß an die Thüre der Schloßkirche an, welche er ſich gegen Jedermann zu vertheidigen erbot. Der Haupt-

inhalt derſelben war: daß nur wahre Reue, nicht aber Geld die Vergebung der Sünden bewirken könne, und daß der Papſt nicht das Recht habe, Gottes Strafen für Geld zu erlaſſen. Da zeigte die Buchdruckerkunſt zum erſten Mal ihre weltgeſchichtliche Wirkſamkeit: denn wie auf den Flügeln des Sturms verbreiteten ſich jene fünf und neunzig Sätze in Druckblättern über ganz Deutſchland und alle edleren Geiſter jauchzten dem kühnen Manne zu, welcher das ausge-

ſprechen hatte, was Tauſende ſtill im Herzen gedacht. Vergeblich ſuchten ihn ſeine Gegner durch Schmähſchriften zu widerlegen; die Kraft der Wahrheit machte ſie zu Schanden. Leo X. nahm, mit Politik und Kunſt beſchäftigt, Luthers Angelegenheit anfänglich für nichts höheres als einen gewöhnlichen Mönchszank. Als er endlich aufmerkſam gemacht worden, berief er Luthern nach Rom. Der edle Kurfürſt Friedrich der Weiſe aber, welcher Luthern hochſchätzte und für ihn beſorgt war, erwirkte, daß dieſer ſich blos vor dem päpſtlichen Geſandten, dem Kardinal de Vio von Gaëta, auf dem Reichstag zu Augsburg zu ſtellen brauchte.

Dieſer Reichstag wurde 1518 eröffnet. Der Kardinal ermahnte auf demſelben im Namen des Papſtes die deutſchen Fürſten eifrig zum Kreuzzug wider die Türken. Doch die Fürſten weigerten ſich; vielmehr brachte ein Geiſtlicher, vom Biſchof zu Lüttich abgeſandt, eine Klage über die päpſtlichen Gewaltſchritte, und der feurige Ulrich von Hutten, welcher damals auch in Augsburg war, ließ eine Schrift an »die Fürſten deutſcher Nation« ausgehn, worin ſtand: »Zwar iſt's rühmlich, den Türken zu bekämpfen, aber jenen Türken, von dem ihr das Meiſte zu befürchten habt, den ſucht in Italien.« Kurz: aus dem Kreuzzug wurde nichts, und eben ſo wenig erreichte Maximilian die Erwählung ſeines Enkels Karl zum römiſchen König. Da ſchied der alte Kaiſer in Todesahnung vom Reichstag und von Augsburg: er zog über Füſſen und Innsbruck nach Wels in Oberöſterreich und ließ ſich ſeinen Sarg, wie einen treuen Freund, nachfahren. Schon nach drei Monaten ſtarb er zu Wels (1519 am 12. Januar). — Zwei Tage nach ſeiner Abreiſe von Augsburg war Luther dort angekommen. Er ſollte vor dem Kardinal widerrufen; doch, da ihn dieſer nicht aus der heiligen Schrift zu widerlegen vermochte, ſo weigerte ſich Luther und ging nach Hauſe. Noch immer war er jedoch zur Verſöhnung mit dem Papſte geneigt; nur verlangte er, man ſollte ihn aus der Bibel widerlegen. Aber ſeine Feinde, beſonders der Doctor Eck von Ingolſtadt, trieben ihn durch ihre Heftigkeit immer weiter; und nun trat er entſchieden gegen die päpſtliche Gewalt auf. Da wurde (am 15. Juni 1520) der Bann auf ihn geſchleudert und der Kurfürſt aufgefordert, ihn gefangen zu nehmen. Aber ſeine Sache begeiſterte die Trefflichſten des Adels und viele tapfre Ritter boten ihm ihren Schutz an, zumal Franz von Sickingen, ein ächt deutſcher Mann voll Heldenmuth und Freiheitsluſt, Sylveſter von Schaumburg, Götz von Berlichingen, Hartmuth von Kronenberg, Ulrich von Hutten. Luther wankte nicht; vielmehr ward er, durch alle Angriffe wider ihn, ſeiner höheren Aufgabe immer klarer bewußt, und erſchütterte durch ſeine Schriften das ganze Gebäude der päpſtlichen Macht. Er berief ſich auf ein allgemeines Concilium, und, weil man ſeine Bücher verbrannte, ſo warf er am 10. December 1520 vor

dem Thore Wittenberge die Verdammungsbulle und das päpstliche (kanonische) Recht in's Feuer. Die wehenden Flammen dieses Brandes schlugen in's ganze deutsche Volk, und es erkannte in Luther den Mann, von Gott gesandt, Gottes und des Volkes Sache zu führen.

Indessen hatten sich König Franz I. von Frankreich und König Karl von Spanien um die Kaiserkrone beworben; der weise Kurfürst Friedrich von Sachsen, Luthers Freund, welchem sie angetragen worden war, hatte sie ausgeschlagen. Endlich wurde Karl, als Fünfter dieses Namens, am 28. Juni 1520 zum deutschen Kaiser gewählt, und am 23. Oktober zu Aachen gekrönt, nachdem er feierlich hatte versprechen müssen, das Kaiserthum nicht erblich zu machen, in Deutschland zu residiren, kein fremdes Kriegsvolk in's Reich zu bringen, des Reiches Eigenthum nicht zu verpfänden noch zu veräußern, die Reichsstände in ihren Freiheiten zu schützen, der Kirche ein Schirmvogt zu sein und alles abzuschaffen, was von Seiten des päpstlichen Hofes gegen dessen Konkordate mit der deutschen Nation geschehen sei. Und nun konnte Karl V., der gewaltige Herr in der alten und neuen Welt, sich rühmen: daß die Sonne in seinen Reichen nicht untergehe und sich größer dünken, als Karl der Große.

Obwohl sich Luther im Bann befand, so brachte es doch der Kurfürst Friedrich der Weise dahin, daß er sich noch einmal auf dem Reichstag zu Worms, dem ersten, welchen der neue Kaiser hielt (1521), mit freiem Geleit einstellen durfte, um seine Lehre zu vertheidigen. Seine Freunde warnten ihn, traten besorgt, und erinnerten ihn an das Schicksal des edlen Huß. Aber Luther, auf Gott vertrauend und die Wahrheit mehr liebend als das Leben, gab ihnen zur Antwort: »Und wären so viel Teufel in Worms, als Ziegel auf den Dächern, ich gehe doch dahin.« In seinem felsenfesten Vertrauen dichtete er auf der Reise das Lied: »Eine feste Burg ist unser Gott.« Am 16. April 1521 kam er nach Worms und am 18. sprach er vor dem ganzen Reichstag, als er aufgefordert ward, zu widerrufen: »Ueberweiset mich aus der heiligen Schrift und ich will's thu'n: sonst nicht; denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein. Wider das Gewissen kann ich nichts widerrufen. Hier steh' ich: ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!« Hierauf trat er unter sicher'm Geleit am 26. seine Rückreise an; aber am 8. Mai wurde er in die Reichsacht erklärt und seine Lehre verdammt. Sein Kurfürst, welcher dies erfuhr, besorgte das Schlimmste für ihn; auch für sich selbst mußte er's besorgen, wenn er ihn gegen die Mächtigen beschirme. Aber seine Fürstenehre und die Sache der Wahrheit galten ihm mehr, deshalb ließ er ihn, da er in Thüringen des Weges zog, unter einem Buchenbaum durch treue Männer, welche vermummt waren, aufgreifen und auf die Wartburg bringen. Dort lebte nun Luther, unter dem Na-

men: »Junker Georg«, durch des Fürſten treue Fürſorge vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde geborgen, zehn Monate lang. In dieſer Freiſtätte, welche er ſein

Patmos nannte, begann er, die heilige Schrift aus dem ungefälſchten Urtext in's Deutſche zu überſetzen (die früheren Ueberſetzungen waren nach einem von Rom aus verſtümmelten lateiniſchen Text, der »Vulgata«). Er that's mit hoher Kraft und Meiſterſchaft, zur Ehre der edlen deutſchen Sprache, deren ganze Gediegenheit und Kernhaftigkeit durch dies Werk kund und zur Norm für kommende Zeiten ward, zum Nutzen des deutſchen Volkes, welches nun nicht mehr wie ein blinder Bettler vor den Pforten des Tempels zu warten brauchte, ſondern, das fromme Haupt kühn erhoben, jetzt hinein trat, wie ein

willkommener Gast und Sohn zum Tische des ewigen Vaters. Durch das geöffnete Verständniß der Urquelle des Christenthums gab Luther dem deutschen Volk die Fähigkeit, mit freier Urtheilskraft über ihn, über sein Werk und über Rom zu richten.

Zur selben Zeit faßte Luthers treuer Freund, Philipp Melanchthon (geboren in Bretten 1497), Lehrer an der Universität Wittenberg, ein grundgelehrter, frommer und sanfter Mann, die Hauptsätze des evangelischen Glaubens, aus der heiligen Schrift gezogen, in einem Buche zusammen, welches unter dem Titel: »loci communes« 1521 in Druck ausging, als Vorläufer der Luther'schen Bibelübersetzung. Durch dies Buch Melanchthon's wurde das Verständniß der Reformation wesentlich gefördert.

Diese war mittlerweile immer mehr Sache der ganzen deutschen Nation geworden, hauptsächlich durch die unermüdlichen Bemühungen des Ritters Ulrich von Hutten. Dieser für Vaterland und Freiheit begeisterte Mann stürzte sich jetzt mit seinem ganzen Leben als Verfechter in den Kampf gegen die Feinde beider. Er wußte wohl, was er wagte; er sah es klar vor sich, daß ihm die römische Hierarchie und alle ihre zahlreichen Anhänger, die »Römlinge«, niemals vergeben würden; seine fromme Mutter weinte ahnungsvoll um ihn; aber er konnte nicht anders und rief: »Der Würfel ist gefallen; ich hab's gewagt.« Und nun sandte er Schriften an's Volk, wie sie nie wieder so kühn, so scharf, so eindringend und hinreißend geschrieben werden. Mit allen Waffen des Ernstes und des Witzes, der Geschichte und der bündigen Schlußkraft enthüllte er die Mißbräuche und Anmaßungen, das furchtbare Sittenverderbniß des römischen Hofes, und schilderte die Politik desselben, wie sie immerdar feindselig gegen die deutsche Nation gewesen. Er rief das Vaterland auf, sich loszureißen von der schmählichen Abhängigkeit und geißelte schonungslos alle Winkelzüge, alle Laster und Thorheiten der Römlinge.

Aber auch auf andern Wegen brach sich die Reformation Bahn. Mitten in der deutschen Geistlichkeit, selbst in den Mönchsorden, regten sich das Bedürfniß einer tieferen Religiosität statt der bloßen todten Formen, der Drang nach Wahrheit, und die ewigen Forderungen der menschlichen Natur. Daher warfen viele Mönche ihre Kutten ab und traten aus der öden Stille ihrer Klöster in's bewegte Volksleben hinein, um zu schaffen und zu wirken. Sie schafften die Privatmessen ab so wie die Ohrenbeichte, dies furchtbare Werkzeug der Priesterherrschaft über die Gewissen. Sie spendeten das Abendmahl als freies göttliches Gnadenmittel. Sie zertrümmerten das Joch des Cölibats, diese von der römischen Hierarchie aufgeworfene Satzung, welche den hohen Begriffen des deutschen Volkes von der Würde der Frauen und von der Heiligkeit der Ehe widersprach und die Quelle eines schändlichen Sittenverderbnisses geworden war. In allen Klassen des deutschen Volkes, in allen Theilen des deutschen

Vaterlandes rang ſich der geſunde Menſchenverſtand nach vielhundertjährigem Druck empor, und das deutſche Gemüth drängte ſich in ſeiner ganzen Innigkeit zu Gott hinan, mit welchem es bis dahin nur durch Vermittlung der Prieſter hatte reden können, deren Gnade es dazu durch tauſend Opfer hatte erkaufen müſſen.

In ſolchen Bewegungen, wodurch der Nationalgeiſt mit allen ſeinen Hoffnungen und Wünſchen zum kühnen Bewußtſein erwacht, ſucht auch jeder Einzelne für die eigene Thatkraft einen immer größeren Spielraum zu gewinnen; dann reißen alle Ideen, welche die ganze Zeit ſtürmiſch bewegen, in dem Gemüthe des Einzelnen, welches ſie ſeiner eigenſten und urſprünglichen Richtung unterordnen will, auch alle Leidenſchaften hervor: dann wird die Begeiſterung oft zur Schwärmerei, und im kühnen Streben nach inniger Vereinigung mit dem Göttlichen verliert die Seele das richtige Maß für irdiſche Dinge; die zur Ueberzeugung gewordene Meinung des Einzelnen will ſich als allgemein gültige behaupten, und, indem ſie ſich ſo gleichſam in's Ungeheure ausdehnt, verdrängt und zerſtört ſie jede andre neben ſich. Dies war auch damals der Fall. So ſtanden zu Wittenberg Männer auf, welche, vom Strome der großen geiſtigen Bewegung fortgeriſſen, durch Luthers Werk noch nicht befriedigt waren, und, indem ſie einem dunklen Drang ihres Inneren nachhingen, denſelben vorerſt durch gänzlichen Umſturz aller Reſte von alten Formen Luft zu machen ſuchten. An der Spitze dieſer Eiferer ſtand Andreas Bodenſtein aus Karlſtadt. Weil ihnen die faſt abgöttiſche Verehrung der Heiligen ein Gräuel ſchien, erbrachen ſie Gotteshäuſer und zerſtörten die darin befindlichen Bilder und Statuen der Heiligen als eitel Götzenbilder. Gleichzeitig waren in Zwickau mehrere Schwärmer (unter ihnen beſonders ein Tuchmacher, Nikolaus Storch), welche ſich nicht unbedingt an die Bibel halten wollten, ſondern behaupteten, daß die ächte Belehrung nur durch den Geiſt komme. Sie ſelbſt wähnten, göttliche Eingebungen zu haben, und verwarfen die Taufe unmündiger Kinder, aus dem Grunde, »weil ein Sakrament ohne Glauben keinen Sinn habe.« Da ſie aus Zwickau vertrieben wurden, ſo kamen ihre Viele gen Wittenberg und machten dort mit Karlſtadt gemeinſame Sache. Die tumultuariſche Bewegung richtete ſich nun auch gegen andre als blos geiſtliche Inſtitute und bedrohte ſogar die bürgerliche Ordnung.

Als Luther auf der Wartburg davon vernahm, hielt er es in dieſer ſeiner Freiſtätte nicht länger aus, ſondern eilte, dem päpſtlichen Bann und der kaiſerlichen Acht trotzend, gen Wittenberg, um den Sturm zu beſchwichtigen. Acht Tage hintereinander predigte er dort (im März 1522) zu dem Volke und bannte ſiegreich den böſen Geiſt der Verwirrung. So ſtand er feſt und groß inmitten aller Stürme auf dem unerſchütterlichen Felſen des Evangeliums, auf welchem die neue chriſtliche Kirche als Leuchtthurm für alle Geſchlechter der Menſchen

ragen sollte. Diese Beharrlichkeit, womit Luther für das religiöse Element der Reformation, rein von allen irdischen Nebenabsichten, die göttliche Offenbarung als Richtschnur und Gewährleistung verfocht, gewann ihm für seine Person immer mehre wahrhaft fromme Gemüther zu Anhängern und sicherte seinem Werke Dauer. Zwar wurde die Reformation in manchen Orten auf's allerheftigste angefochten und durch mehrere Machthaber untersagt: man hoffte sie noch immer völlig auszurotten und verfolgte ihre Verkündiger. Aber gerade durch diese Verfolgung und durch den Heldenmuth, mit welchem ihre Prediger und Bekenner für sie litten und starben, mußte sie in der Achtung des deutschen Volkes nur um so höher steigen.

Ein wichtiges Mittel, wodurch sie immer tiefer in den deutschen Volksgeist eindrang, war die Einführung des deutschen Kirchenliedes durch Luther im Jahre 1523. Das griff nun durch die vereinigte Macht der Dichtkunst und des Gesanges unmittelbar in das Gemüth ein, während früher bei dem römisch-katholischen Gottesdienst so Vieles nur auf die Erregung der Sinne berechnet gewesen war. Der Einfluß, welchen das evangelische Kirchenlied zunächst auf die Veredlung der volksthümlichen Dichtung, dadurch auf jene der Volkssprache, und durch beide auf den Nationalgeist überhaupt ausübte, war erstaunlich. Die volksthümliche Dichtkunst nahm nun Partei an dem großen geistigen Kampf und schritt, wie eine von jenen gewaltigen deutschen Heldenjungfrauen aus der alten Zeit, kühn in den ersten Reihen mit voran. Damals lebte in der edlen Stadt Nürnberg ein gar wackrer ehrsamer Mann, Hanns Sachs mit Namen (geboren 1498), seines Handwerks ein Schuster, von Gott gesegnet mit der herrlichen Gabe des Gesangs. Das war ein rechter deutscher Volksdichter, wie er sein soll, schlicht und recht, derb und bieder, fromm und frei. Der hat im Jahre 1523 ein gar schönes Gedicht geschrieben von »der wittenbergischen Nachtigall«, wie diese nach langer Finsterniß fröhlich den neuen Tag verkündigt. Dieser brave Meister, Hanns Sachs, hat noch lange gelebt und zahllose Gedichte gemacht zu Nutzen und Frommen des Volks, geistliche und weltliche, ernste und lustige, Erzählungen und Lehren, Schwänke und Fastnachtsspiele. Er ist erst im Jahre 1576, im hohen Alter und hochgeehrt, gestorben. Auch viele andre tüchtige Volksdichter sind durch die Reformation erweckt worden, z. B. Burkhard Waldis, welcher kostbare Fabeln geschrieben hat. Im Kampf für die höchsten Angelegenheiten der Nation wuchs die Kühnheit der Sprache und des Geistes, und mit ihr die Kraft.

2.

„Ich hab's gewagt!"
Ulrich von Hutten.

Mittlerweile war, auf beharrliches Andringen der Reichsſtände und nicht ohne Widerſpruch des Kaiſers, ein Reichsregiment niedergeſetzt worden, als eine nationale und ſtändiſche Reichsregierung. Es hatte ſeinen Sitz zu Nürnberg und konnte eine größere, ſelbſtſtändige Thätigkeit entwickeln, weil Kaiſer Karl V. aus Deutſchland abweſend war. Gleichwohl beſaß es zu wenig Kraft, verſtieß einerſeits allzuſehr gegen die hohen Anſprüche des Adels und ließ endlich andrerſeits die gerechten Forderungen der unterſten Stände, zumal des Bauernſtandes, ſo völlig unbeachtet, daß es nicht im Stande war, eine dauernde geſetzliche Ruhe im Vaterlande herzuſtellen.

Der deutsche Adel hatte schon lang im Stillen nur mit Schmerz und Gram die neue Reichsordnung und die zunehmende Fürstenmacht ertragen und mancher trotzige Ritter wollte sich das uralte Fehderecht nicht nehmen lassen. So that Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Mann voll Standesstolz und Streitlust aber auch voll alter Biederkeit, welcher sich mit seiner eisernen Faust selbst Recht zu schaffen suchte, wenn er gekränkt war, trotz Kaiser und Reich.

Als aber alle deutschen Herzen durch die Reformation zu einem höheren Streben entzündet worden waren, erhielt der Freiheitsdrang des deutschen Adels eine edlere Weihe. Besonders von dem Augenblick an, als der pfälzische Ritter, Franz von Sickingen, an die Spitze trat, ein vielerfahrner Mann, klar in seinem Bewußtsein, groß in seinen Entwürfen und so mächtig durch den Ruf seines Muthes, daß sein bloßer Name in schwierigen Handeln eben so oft den Ausschlag gab, als seine Kriegskunst. Er war 1481 geboren, hatte unter Kaiser Maximilian in Welschland gefochten, und viele Fehden gehabt mit den Städten Worms und Frankfurt, mit dem Herzog Anton III. von Lothringen und dem jungen Landgrafen von Hessen, Philipp dem Großmüthigen. War irgendwo ein Gekränkter, welcher bei Kaiser und Reich nicht zu seinem Recht kommen konnte, so wandte er sich an Franz von Sickingen und dieser schaffte es ihm mit dem Schwert. Seine Macht und sein Ansehen in Deutschland waren so groß, daß der König von Frankreich, als er nach der Kaiserwürde strebte, um seinen Beistand bulte und ihm durch eine eigne Gesandtschaft dreißigtausend Kronen und eine lebenslängliche Rente von achttausend Franken anbot. Sickingen wies das Anerbieten ab, entschied sich lieber für den Kaiser Karl V. und schoß diesem zweitausend Dukaten vor. Als ihn aber Karl V. (1519) in den Reichsgrafenstand erheben wollte, verschmähte er's, in edlem Stolz auf seinen persönlichen Werth, und begnügte sich mit der Würde eines obersten Hauptmanns, Rathes und Kämmerers. Zum französischen Feldzug gab er dem Kaiser zweitausend Reiter und vierzehntausend Mann zu Fuß, außerdem ein Darlehen von zwanzigtausend Goldgulden. Wohl wurden die Fürsten über diese ungeheure Macht eines einzelnen Mannes besorgt und eifersüchtig: in der guten Meinung des Volks und Adels hingegen wuchs Sickingen noch höher, seit er sich der Reformation annahm, und weit und breit wurde er in Liedern und fliegenden Blättern als Retter des Vaterlandes von Tyrannei gepriesen. Er öffnete seine festen Burgen den Predigern der evangelischen Lehre und führte auf denselben den neuen evangelischen Gottesdienst ein. In einem seiner Schlösser, der Ebernburg an der Nahe, gab er seinem edlen Freunde, Ulrich von Hutten, eine Freistätte, als dieser, von der Rache der Römlinge verfolgt, nirgends mehr sicher war. Darum nannte Ulrich von Hutten Sickingens Burgen

die »Herbergen der Gerechtigkeit«. Auf der Ebernburg war auch eine eigne Druckwerkstatte, worin mehrere Schriften Huttens gedruckt wurden.

Franz von Sickingen hatte, wie Hutten, lange seine Hoffnungen auf den Kaiser Karl V. gesetzt, daß dieser sich an die Spitze der geistigen Bewegung stellen und zu Gunsten der Selbstständigkeit und Herrlichkeit Deutschlands sich von dem Papstthum völlig lostrennen würde. Dies gläubige Vertrauen Sickingens war jedoch leider nur ein schöner Traum. Kaiser Karl V. besaß die größte Macht, einen ungeheuren Ehrgeiz, die ganze Welt zu beherrschen, und alle Gaben des Geistes dazu, — nur keinen Sinn für die Freiheit und kein Herz für die deutsche Nation. Von der furchtbaren Höhe seiner stolzen Entwürfe herab betrachtete er die Interessen der Völker nur wie Fäden eines Gewebes, zur Willkür in seine Hand gegeben, und die einzelnen Menschen nur wie Werkzeuge, gut genug, um sie zu gebrauchen, zu wechseln und wegzuwerfen. So ging es auch dem edlen Franz von Sickingen. Als er sich nun vom Kaiser so getäuscht und hintangesetzt sah, faßte er, im hohen Bewußtsein seines Strebens und seiner Macht, den Plan, den ganzen Adel deutscher Nation zu bewaffnen, um die Fürstenmacht zu brechen, das Reichsregiment aufzulösen, welches diese vertrat, die Interessen der Ritterschaft zu wahren und der Reformation allgemein den Sieg zu verschaffen. Zu diesem Zwecke berief er 1522 den Adel aus den Rittercantonen Schwaben, Franken und vom Rhein gen Landau. Da kamen die trefflichsten Ritter zusammen, unter Andern die von Dalberg, Flersheim, Türkheim, Rudesheim, Lorch, Schwarzenberg, auch Sickingens Freund, der kühne Ritter Hartmuth von Kronenberg, ein begeisterter Vorfechter der Reformation und Todfeind der Römlinge; und alle schwuren auf's Evangelium für drei Jahre einen Bund und erwählten einmüthig Franz von Sickingen zum Hauptmann. Alsobald befestigte dieser seine Schlösser Nannstuhl (bei Landstuhl) und Ebernburg, und rüstete ein stattliches Heer. Anfangs unter dem Vorwand: es zöge gegen Frankreich. Bald aber ward offenkundig, daß es dem Sturz der Priesterherrschaft in Deutschland gelte, und zwar zunächst dem Kurfürsten und Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, welcher an der Spitze aller Gegner der Reformation stand; durch dessen Ueberwältigung wollte Franz von Sickingen, wie er sich ausdrückte, »dem Evangelium eine Oeffnung brechen.« Er ergriff einen geringfügigen Vorwand zur Kriegserklärung gegen den Erzbischof, musterte bei Straßburg sein Heer und führte es in zwei Abtheilungen rasch zur That. Bald fiel Bliskastell in Sickingens Gewalt; dann erstürmte er St. Wendel und nahm mehre Edle gefangen, zu welchen er sagte: »Pferde und Harnische, so ihr verloren, mag euch euer Kurfürst wohl bezahlen, wenn er's bleibt. Werd' aber ich selbst Kurfürst, wie ich wohl kann und will, oder noch mehr, so mag ich euch wohl ergetzen.« Die Nachrichten von seiner Rüstung und seinem Glück im Feld verbreiteten in Trier anfangs großen Schrecken;

doch Richard handelte unerschrocken als Feldherr und Fürst. Er rief das Reichsregiment in Nürnberg auf, begeisterte die Bewohner Triers durch priesterliche Kraft, daß sie für den Glauben ihrer Väter freudig zu den Waffen griffen, und setzte seine Hauptstadt, als Bollwerk des Katholicismus, in trefflichen Vertheidigungsstand. Franz von Sickingen zog indessen, unbekümmert um die Abmahnungen des Reichsregiments, am 8. September 1522 in's Trier'sche Gebiet, vor die Stadt selbst, forderte sie zur Uebergabe auf und begann, als ihm der Kurfürst eine trotzige Antwort gab, sie heftig zu beschießen. Da stürzte wohl mancher ehrwürdige Rest von herrlichen Bauwerken aus der Römerzeit: heiß tobte der Kampf um das riesige »schwarze Thor«, dessen Quadern noch heute dem Jahrtausend trotzen. Vergeblich ließ Sickingen die Belagerungsmaschinen auf einen Berg vor der Stadt bringen, wo das Volk glaubte, daß Triers Stifter, der fabelhafte Heidenkönig Trebetha, begraben sei, und wo noch heutzutage ein Römerhügel den Namen: »Franzens Kriegchen« trägt. Schon waren zwanzig Tonnen Pulvers verschossen, und Sickingen harrte ungeduldig auf fünfzehnhundert Kriegsleute aus Braunschweig, welche ihm der Ritter Nikolaus Minkwitz zuführen sollte. Sie kamen nicht, denn der Landgraf von Hessen verweigerte ihnen den Durchzug durch sein Land, und rüstete, nebst dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, gegen Sickingen. Als dieser nun den Heldenmuth der Trierer erkannt und jene üblen Nachrichten erhalten hatte, hob er am 14. September die Belagerung auf und beschloß, im nächsten Jahre den Krieg auf's Neue zu beginnen.

Aber Sickingens Glücksstern neigte sich bereits zum Untergang. Die Kurfürsten von Trier und der Pfalz und der Landgraf von Hessen schlossen ein Bündniß, um ihn zu verderben: des Reiches Acht und Aberacht ward auf ihn geschleudert; mehrere seiner Freunde, die mit ihm zu Landau geschworen hatten, fielen jetzt, aus Besorgniß für ihr eigenes Schicksal, von ihm ab: der treue Hartmuth von Kronenberg verlor durch der Fürsten Uebermacht sein Schloß und all sein Gut. Doch Sickingen verzagte an dem Gelingen seines großen Planes noch nicht, sondern betrieb ihn vielmehr nur um so eifriger, da er von den Rüstungen der Fürsten gegen ihn erfuhr. Zugleich aber erwog er, treu besorgt, das Loos seiner Freunde, welche er auf seinen Schlössern beherbergte und bat sie, dieselben zu verlassen, damit sie, wenn ihm ein Aeußerstes widerführe, nicht sein Unglück zu theilen hatten. Da griff denn auch, kranken Leibes, der Kühnste von allen, der edle Ulrich von Hutten, wieder zum Wanderstabe und zog aus der Ebernburg, seiner letzten Freistatte, fort, nicht wissend, wo er jetzt sein Haupt niederlegen solle. Franz von Sickingen aber kam zu Schweinfurt mit der erbitterten fränkischen Ritterschaft zusammen, und baute auf ihre Unterstützung sowie auf die des oberheimischen und böhmischen Adels und der ganzen evangelischen Partei. Deshalb warf er sich in seine Feste Nannstuhl, um sich in der-

ſelben ſo lange zu vertheidigen, bis jene Hülfe herankame. Aber im Frühling des Jahres 1523 zogen die drei verbündeten Fürſten von Kur-Trier, Kur-Pfalz und Heſſen mit großer Heeresmacht wider ihn aus und belagerten ihn in Nannſtuhl. Heldenhaft vertheidigte ſich Sickingen, welcher an der Gicht litt, aber ungebeugten Geiſtes war. Furchtbar beſchoſſen die Fürſten ſeine feſten Mauern. Ein Thurm, welcher vierundzwanzig Schuh in der Dicke gebaut war, ſtürzte zuſammen: der Ritter eilte hinaus, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen, denn er hielt's für unmöglich; da ſchlug die Kugel einer Nothſchlange neben ihm auf einen Balken, daß die Splitter und Steine ihm in die Seite fuhren. So ſchwer verwundet, wurde er in ein gebauenes Gewölbe getragen. Noch immer hoffte er auf Hülfe: als aber dieſe nicht kam, übergab er endlich den Fürſten die Burg

und sich selbst auf ritterliche Haft. Da zogen die drei Fürsten in die Burg ein, kamen an sein Krankenlager und fanden ihn sterbend. Freundlich zog er vor dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen die Mütze vom Haupt und antwortete mit edler Würde in gebrochnen Worten auf ihre Fragen, nur dem Erzbischof von Trier gönnte er trotzig keinen Gruß. Mannhaft verschied er (am 7. Mai 1523) und erschüttert standen seine Feinde um die Leiche des Helden, falteten die Hände und beteten andächtig für seine Seele. Seine anderen festen Schlösser, die Ebernburg, der Drachenfels u. m. a., und seine Güter fielen in der Fürsten Gewalt, wurden jedoch später seinen Nachkommen zurückgegeben. Solchen Ausgang nahm der großartige Plan dieses ritterlichen »Rächers deutscher Freiheit.« In einem Harnischkasten ward er zu Grab getragen! Als Luther Sickingens Tod vernahm, rief er: »Der Herr ist gerecht, aber wunderbar! Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen!« Du deutsches Volk aber gedenke des Ritters Franz immerdar; denn nicht der bloße Erfolg der Thaten begründet den ewigen Werth des Mannes, sondern die Reinheit des Willens, welche den Enkeln als ein Saatkorn neuer Thaten bleibt.

Als nun Sickingen gefallen war, brach der mächtige schwäbische Bund den Widerstand der fränkischen Ritterschaft. Auch der verfolgte Ulrich von Hutten hatte jetzt keinen Schutz und Schirm mehr. Er war in die Schweiz gezogen und hatte bis zu Ende Januars 1523 in Basel gewohnt; aber die erbitterte Geistlichkeit, welche ihm nirgends Ruhe gönnte, reizte den Rath der Stadt gegen ihn, und so mußte er abermals weiter ziehn, nach Mühlhausen, von dort nach Zürich, auch da wurde er verfolgt. Selbst alte Freunde stießen jetzt aus kleinlicher Furcht den Unglücklichen von sich. Da brach ihm denn auf der Insel Ufnau im Züricher See das Herz, welches für die Sache der Wahrheit alle irdischen Schätze und Ehren verschmäht hatte (im August 1523); Niemand weiß das Grab, in welchem seine irdische Hülle ruht. Kaum so viel Geld, um seine Schulden zu bezahlen, sein Schwert und eine Schreibfeder (den Feinden so furchtbar, seinem Vaterland so ritterlich treu wie sein Schwert) waren sein ganzer Nachlaß. Aber, wenn er auch unterlag, — sein Wahlspruch: »Ich hab's gewagt!« war für's deutsche Volk nicht verloren, — und sei's auch nie!

Bald darnach wurde das Reichsregiment durch die Eifersucht des Kaisers und der Städte, besonders aber der Kaufleute, welche die größte Geldmacht in der Hand hatten (wie das Geschlecht der Fugger in Augsburg), gestürzt. Eine tiefe Spaltung war in die Nation gekommen, deren Einfluß sich bald auch auf die religiöse Angelegenheit derselben erstreckte. 1524 vereinigten sich mehrere katholische Fürsten, unter dem Vortritt Oesterreichs und Baierns, zu Regensburg, zur Aufrechterhaltung des römischen Katholicismus, und suchten nun, nach einem geordneten Plan die Reformation zu unterdrücken. Aber da

gungen vielen andern Fürsten die Augen auf: dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem König Friedrich I. von Dänemark, welcher auch Schleswig und Holstein besaß, dem Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, Albrecht von Brandenburg. So bereitete sich im Stillen ein großer Kampf der Fürsten gegen und für die Reformation in zwei Parteien vor.

In dieser Zeit ist ein Bauernkrieg in deutschen Landen ausgebrochen, dessen Geschichte jedes deutsche Herz mit tiefer Betrübniß erfüllen muß und allen Machthabern zur furchtbaren Warnung dienen sollte, wohin die Rechtlosigkeit und die Unterdrückung des Volkes führen, welche entsetzliche Folgen die moralische und geistige Verwahrlosung desselben nach sich zieht, und wie verderblich der Wahn ist, daß man dann am sichersten herrschen könne, wenn man Menschen zu Halbthieren herabzuwürdigen sucht. Denn der Freiheitstrieb läßt sich doch nie ganz ersticken!

Der Zustand der deutschen Bauern hatte sich seit der neuen Reichsverfassung nicht verbessert, vielmehr in Folge derselben noch verschlimmert, wenn es anders auf Erden noch einen schlimmeren Zustand geben kann als den der Rechtlosigkeit! Die vielen aufgekommenen Steuern, welche die Reichsstände bezahlen sollten, und der erhöhte Kostenaufwand, welchen die Reichstage verursachten, hatten die Folge, daß die geistlichen und weltlichen Herrschaften nun ihre Grundunterthanen noch schwerer belasteten als bisher, und sie bis auf's Blut beschatzten. Ueberdies sahen die Bauern noch tagtäglich mit offnen Augen zu, wie ihre Herrschaften, besonders die geistlichen, so recht im Uebermuth, ja ihnen gleichsam zum Hohn, das Geld verprahlten, welches sie im Schweiß des Angesichts, unter Thränen und Flüchen denselben erwerben mußten. Ihre Klagen hatte kein Regiment, kein Kammergericht: sie standen außer dem Gesetz, außer dem Volk, sie waren Sklaven. Die Herrschaften aber hatten sich jene Bauernaufstände seit der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts nicht zur Warnung sein lassen. Als nun durch die Reformation allenthalben die Lehre von der »evangelischen Freiheit« ausgebreitet wurde, glaubten die armen ungebildeten Bauern, welche die geistige Bedeutung derselben nicht zu fassen vermochten, einen Stern des Trostes in ihrer Hoffnungslosigkeit aufgehen zu sehen. Was geistige Freiheit! Sie brauchten zunächst eine leibliche und glaubten diese, nach welcher sie sich inbrünstig sehnten, jetzt durch die Religion geheiligt. In diesem Glauben wurden sie allerdings durch einzelne Prediger noch bestärkt, aber noch mehr durch manche Schwärmer und Betrüger, welche den Samen des Unkrauts unter das gesunde Korn der Reformation ausstreuten. Einer der gefährlichsten war ein Geistlicher, Namens Thomas Münzer, welcher sich für einen Propheten ausgab, sowohl den Papst als Luthern schmähte und dem Volke ein neues Reich verkündigte, in

welchem alle Menschen gleiche Rechte und vollständige Gütergemeinschaft haben sollten. Wegen dieser Lehren wurde er überall vertrieben; aber besonders die letztere Verheißung war für das ungebildete und gedrückte niedere Volk so verführerisch, daß Thomas Münzer, wohin er kam, großen Anhang fand.

Am Neujahrstage 1525 standen die Bauern des Abts von Kempten auf und verwüsteten das Stift. Diese That war gleichsam das Losungszeichen für alle übrigen Bauern in Süddeutschland, ihr Joch zu zertrümmern, und, da der Grund ihrer Erbitterung überall einer und derselbe war, so darf man sich nicht verwundern, daß fast zu gleicher Zeit die ganze deutsche Bauerschaft in Aufruhr und Waffen stand. Schnell wuchsen die anfangs kleinen Rotten der Bauern zu furchtbaren Heeren heran, welche nun die verhöhnten Menschenrechte von ihren Zwingherrn trotzig zurückforderten.

In Schwaben suchte Herzog Ulrich von Würtemberg den Bauernaufstand zu seinem eignen Vortheil zu benutzen. Er war nämlich wegen seiner vielen Gewaltthätigkeiten in die Reichsacht verfallen und hatte 1519 durch den mächtigen schwäbischen Bund und durch den Herzog Wilhelm von Baiern sein Land verloren; das Haus Oesterreich aber hatte Würtemberg (1520) vom schwäbischen Bunde um dessen Kriegskosten an sich gekauft. Der geächtete Herzog Ulrich schweifte nun in vieler Herren Ländern umher, lernte in Hessen die Reformation kennen und trachtete auf alle Weise wieder in den Besitz Würtembergs zu kommen. Deshalb warb er ein Heer von Schweizern und wollte sich auch der schwäbischen Bauern bedienen, denn die österreichische Herrschaft war im Lande verhaßt, weil sie die Reformation verfolgte. Darauf baute nun Ulrich seinen Plan. Aber die Schweizer Söldner verließen treulos ihn und die Sache der Bauern, und der schwäbische Bund hatte ein großes Heer gerüstet, welches Georg Truchseß von Waldburg anführte, ein gewaltiger Kriegsheld, aber roh, grausam und ein Verächter der Menschenwürde. Vor diesem mußte der Herzog weichen. Der Truchseß schlug auch im Anfang mehrere Heere der Bauern. Als er aber bei Weingarten von denselben eingeschlossen wurde, machte er mit ihnen einen Vertrag, kraft dessen sie sich zerstreuen und ihre Beschwerden eingeben sollten. Da verlangten die Bauern ein Schiedsgericht, zusammengesetzt aus dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich (Kaiser Karls V. Bruder), dem Kurfürsten von Sachsen, Luther, Melanchthon und mehren Predigern, und faßten ihre Beschwerden in zwölf Artikeln ab, welche also lauteten: „Zum Ersten sollen unsere Gemeinden das Recht haben, sich selbst ihre Pfarrer zu wählen, und diese sollen Gottes Wort lauter nach dem Evangelium verkündigen. Sodann sollen wir nichts mehr bezahlen, als die Kornzehnten, wovon der Pfarrer leben muß; was aber davon übrig, das soll den Armen zu gut kommen. Zum Dritten soll die Leibeigenschaft abgeschafft werden, weil

Christus uns Alle ohne Unterschied durch sein kostbares Blut erlöset hat. Zum Vierten und Fünften sollen Vogel- und Fischfang für den Bauersmann frei sein, und auch die Jagd, damit uns das Wild der Herrn das Unsrige nicht mehr beschädigt und abweidet, wozu wir bisher stillgeschwiegen, und auch die Waldungen sollen wieder der Gemeinde sein. Ferner zum Sechsten und Siebenten soll man uns nicht zu härteren Frohndiensten zwingen, als wie unsre Aeltern gedient haben, und aller Dienst soll durch aufgerichteten Vertrag zwischen Herrschaft und Unterthanen bestimmt und drüber keine ungerechte Willkür sein. Dann soll auch (zum Achten) der Zins auf Lehngütern nach besserer Billigkeit geschätzt werden, auf daß wir nicht Grund und Boden ganz umsonst bauen. Zum Neunten soll man die guten alten Gesetze halten, und fürder nicht neue nach Willkür machen. Zum Zehnten soll jeder, so durch Unrecht Aecker und Wiesen an sich gebracht hat, die vor Zeiten den Gemeinden gehört haben, sie diesen zurückgeben. Zum Eilften soll der Brauch aufhören, welcher der »Todfall« heißt, daß die Erben ihre Erbschaft durch einen Theil derselben von der Herrschaft ablösen müssen (z. B. das beste Stück Vieh, das sogenannte »Besthaupt«), wodurch Wittwen und Waisen schändlich beraubt werden. Und endlich zum Zwölften wollen wir, wenn einer von diesen Artikeln wider Gottes Wort wäre und daraus widerlegt werden kann, denselben abschaffen.« — Dies waren die billigen Absichten der deutschen Bauern, und die zwölf Artikel flogen allenthalben umher, aber fanden kein Gehör. Um so erbitterter schrieen die Betrogenen um Rache und wollten sich die Anerkennung der Artikel erzwingen. Wohin sie kamen, steckten sie Klöster und Adelsschlösser in Brand, plünderten Kisten und Keller und erschlugen ohne Schonung Priester und Mönche, Adel und Herrn. Die deutschen Länder von Lothringen bis gen Steiermark, von der Schweizergrenze bis gen Samland in Preußen hinauf glichen einem großen Schlachtfeld voll Leichen und Schutthaufen. Am gewaltigsten waren die Bauern vom Odenwald (die führte ein Schenkwirth Namens Georg Metzler) nebst denen vom Neckarthal, an deren Spitze Jäcklein Rohrbach stand; beide zusammen bildeten den »hellen Haufen«. Jäcklein Rohrbach eroberte am 16. April 1525 Weinsberg, nahm den Grafen von Helfenstein nebst siebenzig Rittern gefangen, und ließ sie wider die vorgehaltenen Spieße der Bauern treiben, daß sie von zahllosen Stichen durchbohrt umkamen; ein Pfeifer spielte lustig dazu auf. Fast zur selben Zeit verführte Thomas Münzer die Bürgerschaft der Stadt Mühlhausen; er brachte es dahin, daß der alte Rath abgesetzt und ein neuer bestellt wurde. Dann zog er sengend und brennend in's offne Land hinaus, und ganz Thüringen, Mansfeld und Eichsfeld standen in Flammen des Aufruhrs. Als Luther die Gräuelthat bei Weinsberg erfuhr, schrieb er, von Zorn hingerissen: »Schlagt die Bauern todt, wie tolle Hunde, wo ihr sie findet, öffentlich und geheim!« Doch wo

hätten die Bauern Menschlichkeit lernen sollen? Weder bei ihren alten Herrn, welche sie wie Thiere behandelt hatten, noch bei den feindlichen Heeren, welche ihnen jetzt gegenüber standen: »Gleiches mit Gleichem!« war ihr Wahlspruch: ihre Grausamkeit war die Wuth des zu Tode gehetzten Hirsches, der seine rasenden Verfolger mit den Geweihen faßt. — Außer der Mäßigung mangelten ihnen aber auch Gemeinsinn und Einsicht, — die waren in der langen Knechtschaft erstickt; es mangelte ihnen Mannszucht, — denn, da sie das Joch einmal abgeworfen hatten, war Jedem auch der nothwendige Gehorsam unerträglich; — es fehlten ihnen endlich Kriegskunst und kluge Führer. Sie fühlten das Letztere und zwangen deshalb mehrere kriegserfahrne Ritter, ihre Hauptleute zu werden.

So nöthigten die vom »hellen Haufen« auch den in Fehden vielerfahrnen Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ihr Führer zu werden. Er that's, wiewohl unwillig, weil er als ein Edelmann die gemeinen Bauern verachtete, und schwur ihnen nur auf vier Wochen zu; aber so lange hielt er auch getreu bei ihnen aus, gab ihnen manchen guten Rath und suchte manche üble That zu verhüten. Auch viele Städte traten auf die Seite der Bauern und vermehrten die allgemeine Gährung.

Der »helle Haufen« zog unter Metzler und Götz gen Franken und vereinigte sich mit dem dortigen Bauernheer, an dessen Spitze der Ritter Florian Geyer stand. Beide belagerten das feste Schloß zu Würzburg: der Bischof floh; die Bauern aber verwarfen rachedürstend die Kapitulation der Besatzung des Schlosses. Nun beschlossen die Bauern in ihrem großen Rath: zu Heilbronn eine gemeinschaftliche Kanzlei (Regierung) für alle Haufen einzurichten und eine durchgreifende Reformation der ganzen Reichsverfassung zu bewerkstelligen. Den Entwurf des Plans dazu machten zwei ihrer Hauptleute: Friedrich Weigant von Miltenberg und Wendelin Hipler (welcher früher hohenlohischer Kanzler gewesen war), ein hochsinniger Mann. Der Hauptgrundsatz in diesem Entwurf war die Befreiung der Bauern von den drückenden Gerechtsamen geistlicher und weltlicher Herrschaften. Das Mittel dazu sollte eine Verwandlung sämmtlicher geistlicher Güter in weltliche (Säkularisation) sein, um daraus die weltlichen Herrschaften für die Aufhebung ihrer Rechte zu entschädigen. Es sollte keine Zölle, noch Geleite mehr geben, und blos der Kaiser, als alleiniger Herr, alle zehn Jahre eine Steuer erhalten. Sodann sollte die ganze Gerichtsverfassung volksthümlich werden, und zwar also: Im Reiche sollten vierundsechzig Freigerichte (mit Richtern aus allen Ständen), sechzehn Landgerichte, vier Hofgerichte und ein Kammergericht bestehn, das letztere mit zwei Mitgliedern aus dem Fürstenstande, zwei aus dem Grafen- und Herrnstande, zwei aus der Ritterschaft, drei aus den freien Reichsstädten, drei aus den Fürstenstädten und vier aus allen Landgemeinden. Die Doktoren des fremden (römischen) Rechtes sollten von allen Gerichten ausgeschlossen sein, und endlich Gleichheit der Munze, des Maaßes und Gewichtes eingeführt werden.

Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, weil sich der Aufstand mittlerweile immer weiter ausbreitete und weil zu gleicher Zeit einzelne Anführer das Volk erst zur größten Zügellosigkeit aufreizten. Besonders der wilde Thomas Münzer, welcher in biblischen Redensarten zur Vertilgung aller Fürsten und Obrigkeiten aufrief.

Aber schon schwebte das Schwert des Gerichtes über den Bauern. Am 12. Mai 1525 schlug der Truchseß von Waldburg die würtembergischen Bauern

bei Böblingen: da blieben ihrer 8000 todt auf dem Platze. Dann zog er nach Weinsberg, steckte es in Brand und ließ die Gefangenen hinrichten. Der Pfeifer, welcher bei der Ermordung jener siebenzig Ritter aufgespielt hatte, wurde mit einer langen Kette an einen Pfahl gebunden und langsam zu Tode gebraten; der Truchseß selber trug in teuflischer Rachsucht Holz dazu herbei. Schon hatten auch der Landgraf Philipp von Hessen, die Herzoge Georg von Sachsen und Georg von Braunschweig, und der Graf von Mansfeld in Hessen rasch die Ruhe hergestellt und zogen nun gegen Thomas Münzer, welcher mit 8000 Bauern schlachtfertig auf einem Berge bei Frankenhausen stand. Da wurden 5000 Bauern erschlagen, davon der Berg noch heutzutage der »Schlachtberg« heißt. Münzer selbst entfloh, wurde aber ergriffen, gefoltert und hingerichtet. Am 18. Mai erschlug der Herzog Anton von Lothringen 6000 Bauern bei Lupfstein, verbrannte dies Dorf mit allen Bewohnern, und ließ am andern Tage vor Zabern zweitausend Bauern, welche sich auf sein fürstliches Wort gegen freien Abzug ergeben hatten, niedermetzeln. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz erstickte den Bauernaufstand im Speier'schen Gebiet, dann, in Verbindung mit dem Truchseß, den im Odenwald, und zog hierauf mit den Fürsten gen Franken. Götz und die Edelleute verließen die Bauern, Würzburg wurde am 7. Juni entsetzt, Franken zur Ruhe gebracht. Nun wandten sich die Sieger gegen Aschaffenburg und von dort an den Mittel- und Oberrhein. Bei Pfeddersheim erlag eine große Heeresmacht der Bauern am 23. Juni, in offner Feldschlacht und durch die Treulosigkeit der Fürsten, welche die Wehrlosen, die sich ergeben hatten, hinmorden ließen. Hierauf wurde auch am Oberrhein die Ruhe mit gewaffneter Hand hergestellt, eben so in Tyrol, Salzburg und Steiermark.

Aber die Rache der beleidigten Herrn war noch lange nicht gesättigt: zahllose Bauern, welche dem Tod in den Schlachten entronnen waren, wurden jetzt als Sühnopfer durch Henkershand geschlachtet und manche Fürsten, zumal geistliche, befleckten sich selbst die Hände mit dem Blut ihrer verirrten Unterthanen. Nur wenige edlere Fürsten, worunter der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, erwogen, tieferschüttert, den Grund jener fürchterlichen Bewegung und suchten die Lasten des Bauerstandes zu erleichtern; die meisten Herrschaften hingegen bedrückten denselben jetzt in seiner Erschöpfung nur noch schwerer und raubten ihm die letzten Reste alter Freiheiten und Gerechtsame.

8.

Begeisterung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären.
Zedlitz.

Inzwischen führte Kaiser Karl V. in Italien einen Krieg gegen Franz I., König von Frankreich, wobei das Glück den stolzen und mächtigen Herrscher, der in zwei Welten gebot, auf alle Weise unterstützte. So trat ein berühmter Feldherr, der Connetable von Bourbon (ein französischer Prinz von Geblüt, welchen Franz I. schwer gekränkt hatte), unter die Fahnen des Kaisers, und im Jahre 1525 gewannen diesem die deutschen Landsknechte bei Pavia den Sieg über das französische Heer, wobei sein Gegner, König Franz I. selbst, gefangen genommen wurde. Nun traten alle Fürsten, welche es bisher mit dem Kaiser gehalten hatten, in großer Sorge über so ungeheures Glück und vor seiner Uebermacht, gegen ihn zusammen. Da gab der Kaiser 1526 zu Madrid seinen Feind aus der Haft frei; doch mußte ihm Franz I. geloben, alle seine Ansprüche auf Italien aufzugeben und Frieden zu halten. Kaum war jedoch Franz I. frei, so brach er sein Wort: ja, der Papst Klemens VII. entband ihn sogar feierlich von der Pflicht der Treue! Nun begann der Krieg abermals. Des Kaisers Kriegsvolk in Italien aber war voll Zorns auf den Papst und murrte, weil es keinen Sold bekam. Da führten es der tapfre Connetable von Bourbon und der Feldhauptmann der Landsknechte, Georg von Frundsberg, (1527) gen Rom, wo der Papst war, um sich dort Sold und Rache zu holen. Das kaiserliche Kriegsvolk stürmte die Stadt; da ward der Connetable erschossen; die Soldaten aber, nur noch wüthender, eroberten Rom, plünderten es und nahmen den Papst gefangen. Endlich schlossen 1529 Karl V. und Franz I. zu Cambray Frieden. Da mußte der Letztere seine Ansprüche an Mailand und Neapel aufgeben, der Kaiser aber war seines Glückes so froh, als müsse es ewig währen, und zog gen Italien. Dort verehrte er den Papst als Oberhaupt der Christenheit und wurde von ihm 1530 zu Bologna als König von Italien und Kaiser gekrönt.

Zur selben Zeit hatte das Haus Habsburg einen andern großen Kampf gen Osten hin zu bestehen, welcher das ganze deutsche Vaterland bedrohte, nämlich mit den Türken. König Ludwig II. von Ungarn war 1526 in einer Schlacht gegen diese bei Mohacz gefallen, und nun sollte, Kraft des Erbvertrags, der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, des Kaisers Bruder und weiland König Ludwigs Schwager, die Kronen Böhmens und Ungarns erhalten. Aber in Ungarn wirkte ihm der ehrgeizige Johann Zapolya, Woywode von Siebenbürgen, mit Macht entgegen und ließ sich zum König ausrufen. Zwar

mußte er 1527 vor Ferdinand weichen und dieser behauptete die Krone siegreich. Doch nun begab sich Zapolya in den Schutz des türkischen Sultans Suleiman. Das war ein hochgewaltiger Held, so voll stolzer Entwürfe, wie Kaiser Karl V., und wollte das ganze Abendland erobern. Mit einem Heer von dreimalhunderttausend Mann drang der Sultan 1529 in Ungarn ein, erstürmte Ofen, bestellte dort den Zapolya zum König, jedoch abhängig von den Türken, und zog nun am 27. September 1529 gegen Wien heran. Diese Stadt hatte nur schwache Mauern und wenig gutes Geschütz, die Besatzung war 21,000 Mann stark, aber jeder Mann ein Held, und an der Spitze Aller stand der Graf Nikolaus von Salm, ein Greis an Jahren, aber frisch, gewaltig von Gestalt und Kraft, muthig wie der jüngste Mann und kampferprobt. Da war Wien das Bollwerk des ganzen deutschen Vaterlands, des Christenthums und der abendländischen Gesittung gegen morgenländische Tyrannei und Barbarei. Wüthend vor Kampf- und Beutelust stürmten die Türken, grimmig trieb sie der stolze Sultan gegen die Mauern und Wälle, in die Laufgräben: wohl flogen viele Minen auf, wohl klafften die Breschen. Aber begeistert vertheidigten die christlichen Helden die theure Stadt; alle Uhren standen dort still, keine Glocke tönte; nur das Schlachtgeschrei scholl, nur die Geschütze donnerten wie Ehrensalven für jene Männer, die freudig für's Vaterland starben. Und der Sultan erkannte endlich, daß all' seine Kriegsmacht zu Schanden werde von Vaterlandsliebe und Begeisterung. Da hob er am 14. Oktober die Belagerung Wiens auf. — Freiheit! Nun verkündigten die Uhren wieder die Zeit, nun klangen wieder alle Glocken und Jubelmusik scholl von den Thürmen des befreiten Wiens herab. Der Sultan aber zog grimmig mit Mord und Brand durch's offne Land nach Ungarn zurück und behauptete dies Land als türkische Provinz. Der alte Held Nikolaus Salm war eine Stunde vor der Befreiung im letzten Türkensturm auf den Tod verwundet worden und starb am 4. Mai des folgenden Jahres, glorreichen Andenkens für alle Deutschen zu allen Zeiten.

Mittlerweile hatte sich in Deutschland die Reformation immer mehr befestigt und ausgebreitet und zwar in demselben Grade, je entschiedener der kühne Luther jede Rücksicht auf römisch-kirchliche Satzungen, welche er früher noch beobachtet hatte, von sich warf und je bestimmter er die neuen Formen einer selbstständigen evangelischen Kirche ausbildete. Schon im Jahre 1524 hatte er seine Augustinermönchskutte abgelegt; im Jahre 1525 trat er sodann in den Stand der heiligen Ehe mit einer edlen Jungfrau, Katharina von Bora, welche früher Nonne gewesen war; das that er allen Priestern zum Beispiel, auf daß sie sich lossagten von dem Cölibat, dieser widernatürlichen päpstlichen Satzung, und auf daß sie ihren Gemeinden zu Mustern häuslicher Zucht und Sittlichkeit würden. Um das sittliche Leben der Geistlichkeit zu veredeln, hielt er auch eine große Kirchenvisitation in Sachsen. Er hatte die

Ohrenbeichte aufgehoben, den Gebrauch des Abendmahls unter beiderlei Gestalt für die Laien eingeführt, die Messe abgeschafft, den Glauben an die Fürbitte der Heiligen verworfen und demgemäß auch die Anbetung ihrer Bilder verboten. Dagegen führte er die Volkssprache bei'm Gottesdienst ein, die deutsche Predigt, das deutsche Kirchenlied. Und ebenmäßig damit suchte er auch den Volksunterricht wieder in Schwung zu bringen, welcher bis dahin so arg versäumt worden war. Anstatt des Wahnes, daß der Laie der Gnade des Priesters zur Vermittlung mit Gott bedürfe, stellte Luther den Glauben auf, daß in dem Verdienst Jesu Christi allein alles Heil des Menschen begründet sei. In allen neuen Einrichtungen zeigte sich der Grundsatz: daß der Glaube die Bildung nicht aufhalten solle, sondern fordern, und daß die Vernunft, welche von Gott kommt, diesem ihrem Ursprung auch wieder in freier Forschung zustreben müsse. Das war ungemein wichtig für die sittliche Veredlung des Volkes. — Unterdessen griff jedoch die Reformation auch bald in's politische Leben der deutschen Nation ein. Sowohl der Adel, als der Bauernstand hatten die Lehre „von der evangelischen Freiheit" lebhaft aufgefaßt, jeder auf seine eigne Art, — alle beide praktisch, — aber beide waren unterdrückt worden. Nun stellte Luther sein Werk, damit es selbst nicht auch mit unterdrückt würde, unter den Schutz der Fürsten. Diese aber erweiterten dabei ihre landesherrlichen Hoheitsrechte, zuvörderst dadurch, daß sie die geistlichen Güter einzogen, sodann auch dadurch, daß die geistliche Obergewalt des Papstes in den evangelischen Ländern nicht mehr anerkannt wurde, und folglich auch die geistliche Gewalt der von ihm eingesetzten Kirchenvorsteher, der Bischöfe und Prälaten, nicht mehr: da leiteten nun dort die weltlichen deutschen Fürsten die oberste Aufsicht über alle kirchlichen Angelegenheiten. So kam damals eine neue Einheit zwischen Kirche und Staat zu Stande, und zwar in dem Verhältniß, daß die geistliche Gewalt unter der des Staates stand. Dies wirkte wieder auf die größere Verbreitung der evangelischen Lehre heilsam zurück, weil nun immer mehre einsichtsvolle und thatkräftige Fürsten öffentlich dieselbe bekannten. So war die evangelische Lehre schon bis nach Samland in Preußen hinaufgedrungen, und der dortige Bischof Georg von Polenz nahm sie an. Bald folgte ihm ein andrer geistlicher Fürst, der Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, Albrecht von Brandenburg. Dieser lag in Fehde mit Polen und da ihn das Reich dabei nicht unterstützte, so vertrug er sich endlich mit Polen, erkannte dessen Oberherrlichkeit über Preußen an und erhielt nun letzteres als erbliches Herzogthum für sich und seine Brüder zu Lehn (1525). Er übergab jedoch dem deutschen Orden alle päpstlichen und kaiserlichen Privilegien, welche derselbe besaß, und nun verließen jene Mitglieder desselben, welche die neue Lehre nicht annehmen wollten, das Land Preußen, zogen nach Mergentheim und wählten dort Walther'n von Kronberg zum Hochmeister: so bestand

der einst so mächtige Orden nun auf einem andern Grund und Boden fort, ohne höheren Zweck und ohne Thätigkeit. Albrecht von Brandenburg aber bekannte, als neuer Herzog von Preußen, nun öffentlich die evangelische Lehre und verbreitete sie in seinem Land. Ebenso thaten auch Kurfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, zubenannt der Großmüthige, Herzog Ernst von Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken und die Grafen von Mansfeld; auch viele Reichsstädte, wie Nürnberg, Nördlingen, Straßburg, Hall, Hamburg, Magdeburg. Als nun jene Reichsstände, welche katholisch geblieben waren, diese rasche Ausbreitung der evangelischen Lehre sahen, beriethen sie sich eifrig unter einander, um dies zu hintertreiben. Aber die Evangelischen waren auch auf der Hut und schlossen im Jahr 1526 zu Torgau ein Bündniß zu ihrer wechselseitigen Sicherheit. Die Katholischen nahmen indessen gleichfalls eine festere Stellung ein und als im Jahr 1529 zu Speier ein Reichstag gehalten wurde, setzten sie es auf demselben, weil sie Stimmenmehrheit hatten, durch, daß die evangelische Lehre nicht weiter verbreitet werden dürfte. Dagegen legten jedoch die evangelischen Reichsstände unerschrocken eine feierliche Protestation ein: von dem Tage an (es war der 19. April) ist der Name: „Protestanten“ aufgekommen. Der Kaiser war damals gerade in Italien und ergrimmte heftig, als ihm die evangelischen Reichsstände jene Protestation vorlegen ließen, nicht sowohl über die evangelische Lehre an und für sich, sondern weil ihm, in seiner Machtvollkommenheit, in seinem Glück und Streben, der politische Widerstand der Fürsten verhaßt war: er dachte in seinem Stolz, ihrer bald Meister zu werden. So war die evangelische Partei zwiefach bedroht, durch die katholischen Fürsten und durch den mächtigen Kaiser. Aber ein hochedler Fürst stand, voll Feuereifers und Muth, als ihr Schirm und Hort in deutschen Landen. Das war Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen, dieser erwog alle Umstände und sah nur Heil in der festen Eintracht aller evangelischen Stände.

Leider war nämlich in der evangelischen Partei selbst ein großer Zwiespalt. Dies war also gekommen: Ungefähr zur selben Zeit, als Luther in Sachsen gegen den Ablaßhandel und andere Mißbräuche der römischen Kirche auftrat, war zu Einsiedeln in der Schweiz ein Pfarrer, Namens Ulrich Zwingli, (geboren zu Wildhaus im Toggenburgischen 1484,) ein Biedermann, hell von Einsichten, innig fromm und stark von Muth. Den verdroß es gewaltig, wie er sah, daß in Schweizerlanden der päpstliche Ablaß feil getragen ward; und er predigte dagegen wie Luther. Wie ihm nun Viele dafür hold wurden, so eiferte er immer kühner auch wider das sündliche Leben der Geistlichen und Laien und wider alle Mißbräuche, die sich in's Christenthum eingeschlichen hatten, der gesunden Vernunft zu Trutz und Hohn, — wider Wallfahrten und Kasteiun-

gen, wider Anbetung der Heiligen, Cölibat und dergleichen. Als Zwingli 1518 als Pfarrer nach Zürich berufen ward, predigte er dort auf dem alleinigen Grund der Bibel: gleich wie Luther schaffte er die Messe ab und trat (1524), als Priester, in den Stand der Ehe. Der große Rath in Zürich, der die Wahrheit erkannte, schützte ihn gegen seine Feinde. Bald verbreiteten sich Zwingli's Lehre und die Kirchenverbesserung in der Schweiz, zumal in Basel und in Bern: aber die Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern hielten am römisch-katholischen Glauben fest: da eiferten die altgläubigen Priester und Mönche heftig gegen die Reformation und entzündeten den Haß des Volkes gegen Alle, welche ihr anhingen. So ward um des Glaubens willen großer Zwiespalt in der Schweiz, gleichwie in Deutschland. Aber auch jene beiden Männer selbst, welche in Deutschland und in der Schweiz die Reformation hervorgerufen hatten, wiewohl sie Beide rüstig nach einem und demselben Ziele strebten, wiewohl sie Beide begeistert für eine und dieselbe Sache fochten, — Luther und Zwingli, waren uneins über die Lehre vom Abendmahl. Luther sagte nämlich: »Beim Abendmahl ist auf eine geheimnißvolle Weise in Wein und Brot wirklich Christi Fleisch und Blut vorhanden«; Zwingli hingegen sprach: »Wein und Brot im Abendmahl sind blos Zeichen von Christi Fleisch und Blut.« Dieser Streit der Meinungen wurde mit großer Heftigkeit fortgeführt, besonders von Seiten Luthers, und es mischten sich auch niedere weltliche Beweggründe hinein; Luther stand für die Sache der Fürsten, gleich wie diese (die evangelischen nämlich) für ihn und sein Werk; Zwingli und die Anhänger seiner Lehrbegriffe in der Schweiz, (welche die Reformirten hießen, zum Unterschied von den Lutheranern,) standen für die Volksfreiheit. Das waren also die zwei Parteien der Evangelischen. Der Landgraf Philipp von Hessen gab sich alle mögliche Mühe, beide zu vereinigen und veranstaltete deshalb 1529 zu Marburg ein Religionsgespräch. Da kamen Luther und Zwingli zusammen. Aber sie konnten sich nicht vereinigen; Luther beharrte allzuleidenschaftlich auf seiner vorgefaßten Meinung, (eine menschliche Schwäche, die er später auf seinem Todtenbette bereute,) und Zwingli konnte seine Ueberzeugung nicht aufgeben, für welche er nicht blos den gesunden Verstand, sondern auch die Aussprüche der heiligen Schrift zu Zeugen anrief. Es war ein Streit um bloße Worte; denn eigentlich dachte wohl auch Luther dabei nur an die Gegenwart des übersinnlichen Leibes und Blutes Christi. Uneins, aber einander segnend, reichten sich die beiden Reformatoren die Hände und schieden von einander. Da frohlockte die päpstliche Partei.

Bald darnach (1530) kam der Kaiser nach Augsburg auf einen Reichstag, um Reichshülfe gegen die Türken zu erhalten. Aus diesem Grunde zeigte er sich gegen die lutherischen Reichsstände minder streng und schrieb aus: »Jede Glaubenspartei soll ihre Meinung vortragen zu gütlicher Besprechung.« Da

ließen die lutherischen Reichsstände durch Melanchthon ein klares und bündiges Bekenntniß ihres Glaubens aufsetzen (die sogenannte »Augsburgische Confession«). Am 25. Juni 1530 ward dies laut vorgelesen in der Kapelle der bischöflichen Pfalz vor zweihundert Reichsgliedern. Da standen groß und deutlich sechs deutsche Fürsten, wie sechs Säulen der evangelischen Kirche, Landgraf Philipp von Hessen, Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzoge Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg und Fürst Wolfgang von Anhalt, — jeder entschlossen: Land und Gut, Leib und Leben für's Evangelium hinzugeben; dazu die Bürger der Städte. Da fühlte der mächtige Kaiser, tiefergriffen, daß es doch noch etwas Höheres gebe als seine irdische Macht und Gewalt. Vergeblich mahnte er den edlen Landgrafen Philipp von Hessen gar ernst und schwer, bei Verlust kaiserlicher Gnade, seiner (des Kaisers) Entscheidung zu folgen. Der Landgraf gab ihm als deutscher Ehrenmann diese Antwort: »Die Gnade Gottes gilt mir mehr, denn all die edlen Güter dieser Welt.« Vergeblich machte ihm der Kaiser Hoffnungen. Philipp von Hessen ließ sich dadurch so wenig verführen, wie durch Drohungen schrecken. So sah der Kaiser seine ganze Staatsklugheit (worin er Meister war) vor der deutschen Treue und Begeisterung zu nichte werden; aber begreifen konnte er diese zwei nicht, er, der von seiner Höhe herab die Menschen nur wie Maschinen betrachtete. Eben so vergeblich war eine Widerlegung jenes Glaubensbekenntnisses, welche er durch katholische Gottesgelehrte abfassen ließ. Es ward noch viel hin und wieder gesprochen und gethan, bis daß endlich ein sogenannter »Reichsabschied« zu Stande kam: darin war den Lutheranern aufgegeben: »sie sollten sich bis zum 15. April 1531 mit der römisch-katholischen Kirche vereinigen«; Zwingli's und der Reformirten war dabei gar nicht gedacht worden. Die protestantischen Reichsstände versuchten nun ihr Heil nach allen Seiten hin, aber überall sahen sie sich am Ende hintergangen. Da kamen sie denn (neun sieben Fürsten, zwei Grafen und elf Städte) am 26. Februar 1531 zu Schmalkalden zusammen und schlossen (nach alt-deutschem Recht der Einung oder »Association«) einen Bund, um wechselseits sich selbst und ihren Glauben mit starker Hand zu schützen. Uebrigens trafen damals zwei Umstände zusammen, welche die Politik des Kaisers zu Gunsten der Protestanten leiteten; — nämlich zuerst der Umstand, daß er seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn, zum König über Deutschland machen wollte (weil er selber mit seinen andern Reichen genug zu schaffen hatte) — und sodann die Gefahr vor den Türken, wogegen des gesammten Reichs Hülfe nöthig war. Deshalb mußte er die protestantischen Reichsstände freundlicher und zuvorkommender behandeln, um ihre Zustimmung zu erhalten. Und also geschah's auch, und es ward im Jahre 1532 zu Nürnberg ein »Religionsfriede« aufgerichtet; kraft dessen genossen nun die

Protestanten Duldung, aber nur einstweilen, bis zu einer Kirchenversammlung oder einem Reichstag, und die weitere Ausdehnung der Reformation war verboten.

Noch bevor dieser Beschluß gefaßt wurde, in welchem die »Reformirten« (die Anhänger Zwingli's) nicht mit eingegriffen waren, nämlich noch im Jahre 1531, war der edle Zwingli heldenhaft gefallen. Denn die Männer aus den katholischen Orten der Schweiz waren in Waffen wider die Züricher aufgezogen und bis gen Kappel gekommen, nicht weit von Zürich. Da zogen ihnen die Reformirten entgegen, Zwingli voran und am 11. Oktober geschah dort eine Schlacht; Zwingli hielt Stand und kämpfte begeistert für seinen Glauben. Und sieh', wie er von Kampf und Wunden matt niedersinkt, da kommt ein katholischer Mann aus Unterwalden auf ihn zu, und gebeut ihm, mit dem Schwert in der Faust: »Rufe die heilige Jungfrau Maria an, so behältst Du das Leben.« Aber Zwingli weigert sich dessen; denn weil er sein Lebenlang die Anbetung der Heiligen für sündhaft gehalten, so will er's auch jetzt aus leidiger Todesfurcht nicht thun; sondern faltet die Hände und blickt gen Himmel; da durchstößt ihm der Unterwaldner den Hals, daß Zwingli den Geist aufgibt; doch ruft er verscheidend noch: »Den Leib können sie tödten, die Seele nicht!« Also starb Zwingli, seinem Volk und seinem Glauben getreu, mit ihm sechshundert Züricher. Da frohlockten alle Päpstlichen über den Sieg. Aber der Fortgang der Reformation ist dadurch doch nicht aufgehalten worden. Vielmehr hat später ein gelehrter, eifriger und strenger französischer Geistlicher, Johann Kalvin (eigentlich hieß er Chauvin), geboren 1509 zu Noyon in der Picardie, Zwingli's Werk mit Muth und Glück in Genf fortgesetzt; nach ihm haben die Reformirten fortan Kalvinisten geheißen.

4.

Ob Alles im ewigen Wechsel treibt,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.
Schiller.

Inzwischen hatte der kühne Landgraf Philipp von Hessen schon lang Pläne gefaßt, um den vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg wieder in sein Land einzusetzen. Schon funfzehn Jahre war dieser jetzt d'raus fern und seinen Sohn Christoph hatte der Kaiser lang in Haft gehalten, bis Christoph endlich glücklich entfloh: denn Ulrich selber gab der edle Landgraf in seinem Lande Unterkunft und Schutz, des Kaisers Zorn zum Trotz. Das Volk in Würtemberg aber war meist der evangelischen Lehre zugethan und mochte den aufgedrungenen fremden Herrn, den König Ferdinand, nicht leiden, welchen sein Bruder, der Kaiser, damit belehnt hatte; denn Ferdinand wollte die Reformation auch in Würtemberg ausrotten. Um nun dies zu verhindern, so wie um die Uebermacht

des Hauses Oesterreich zu bekämpfen, setzte der Landgraf Philipp in Bewegung. Durch seinen Betrieb geschah's, daß sich der »schwäbische Bund« auflöste, welcher eine Hauptstütze Oesterreichs und der Katholicismus in Schwaben gewesen war; auch schloß der Landgraf ein heimliches Bündniß mit dem Feinde des Kaisers, dem König Franz I. von Frankreich. Endlich sammelte er ein großes Heer und führte es rasch gen Schwaben. Die Oesterreicher standen beim Städtlein Laufen am Neckar. Als der Landgraf dies erfuhr, rief er: »Sind die Feinde einmal im Laufen, so ist's ein gutes Zeichen für uns!« Frohen Muthes griff er sie an, schlug sie und gewann gar rasch dem Herzog Ulrich das Würtemberger Land wieder. Da empfingen die braven Schwaben diesen mit hellen Freuden und vergaßen alle Ulrichs streng Regiment von ehedem; ein Volk, so alt es auch wird, vergißt stets das Böse gar gern und hofft auf gute Zukunft. Dies geschah 1534. Der Kaiser und sein Bruder Ferdinand waren damals g'rad fern und konnten nichts dawider thun, so sind es ihnen auch that, daß Oesterreich das kostbare Würtemberger Land wieder verlor. Also ward Friede geschlossen zu Kaaden, unter der Bedingung, daß die Fürsten, welche Ferdinand bis dahin noch nicht als deutschen König anerkannt hatten, dies jetzt thun sollten. Darauf behielt Ulrich das Herzogthum, aber als Afterlehn von Oesterreich; die würtembergischen Landstände erkannten jedoch solche Afterlehnschaft nicht an.

Zur selben Zeit war ein gar seltsam Wesen in der Stadt Münster in Westphalen, eine höchst gefährliche religiöse und politische Schwärmerei, so daß alle deutschen Fürsten, die protestantischen so gut wie die katholischen, besorgten: sie möchte sich, wie eine Seuche weiter in ihren Landen ausbreiten. Nämlich die Sekte der »Wiedertäufer«, welche sich besonders durch Thomas Münzer erhoben hatte, war durch dessen Tod noch keineswegs ausgerottet, sondern zeigte sich, bald hie bald da, noch in ganz Deutschland: ihren Hauptsitz aber hatte sie in den Niederlanden. Die Wiedertäufer verwarfen die Taufe der unwissenden Kinder und tauften erst die Erwachsenen, auf daß diese durch die Taufe zu neuen Menschen würden, und wollten allesammt als geistlich Wiedergeborene, als Volk Gottes, auch eine neue bürgerliche Ordnung haben: dabei verstanden sie das hohe Wesen der wahren Freiheit gar schlimm: denn wahre Freiheit ruht stets auf Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung. Die Wiedertäufer aber suchten den Staat nach dem Muster Israels im alten Testament, das sie blind nachäfften, einzurichten. Zwei solche Wiedertäufer, Johann Beckelson aus Leiden (gemeinhin blos Johann von Leiden genannt), seines Handwerks ein Schneider, dazu auch Poet, ein Mensch voll abenteuerlicher Gedanken, und Johann Mathiesen, ein Bäcker aus Harlem, waren nach Münster gekommen, wo kürzlich ein kühner Prediger, Namens Rottmann, die evangelische Lehre eingeführt, und wo sich das Volk mit Gewalt

gegen den Glaubensdruck des Bischofs und des Domkapitels aufgerichtet hatte, so daß diese aus der Stadt entwichen waren. Jene beiden Wiedertäufer verführten nun den Prediger Rottmann und entzündeten das ohnehin aufgeregte Volk durch ihre Predigten und vorgeblichen übernatürlichen Erscheinungen gar bald zur tollsten Schwärmerei. Matthiesen, welcher ein so ungeheures Ansehen erlangt hatte, daß ihn das Volk bloß den »großen Propheten« hieß, taufte die Bürger auf's Neue, bestellte 1534 eine neue Obrigkeit, führte allgemeine Gleichheit und Gemeinschaft aller Güter ein (und dabei ward der schändlichsten Unsittlichkeit Thür und Thor geöffnet), ließ alle Bücher bis auf die Bibel verbrennen und alle Kostbarkeiten in ein Haus zusammentragen, zum Gemeinschatz. Wer dieser Thorheit widerstrebte, wurde von den Schwärmern verbannt oder unter Martern getödtet. Draußen vor der Stadt aber lag der zürnende Bischof mit seinem Kriegsvolk. Da rief einst Tages Matthiesen, der sogenannte große Prophet: »Gott hat mir geboten, die Feinde zu vertreiben!« — Sprach's und nahm eine Waffe und rannte wie wahnsinnig zum Thore hinaus; aber siehe, draußen stieß ihn der erste beste Landsknecht nieder. Als dies Johann von Leiden erfuhr, sprach er gleißnerisch zu dem fanatischen Volk: »Gott hat mir das Märtyrerthum der Propheten schon lang vorher geoffenbart; jetzt aber gebot er mir, daß ich des Märtyrers Witwe, Divara, zur Frau nehme und des Himmels Regiment in dieser Stadt bestelle.« Gesagt, gethan! Johann von Leiden bestellte nun zwölf Richter über das Volk und gab das Gesetz: »Jeder Mann soll so viel Frauen nehmen, als er will.« Da entstand eine abscheuliche Zuchtlosigkeit in Münster, und Johann von Leiden ging dabei Allen mit bösem Beispiel voran. Bald darauf stand auch ein anderer Lügenprophet auf und verkündigte dem betrogenen Volk Folgendes: »Wie ist von Gott eingegeben worden, daß Johann von Leiden den Stuhl Davids wieder aufrichten und auf demselben alle Völker der Erde beherrschen soll.« Da rief das Volk alsobald den Schneider zum König von Zion aus. Er ging nun in Sammt und Seide, mit goldenem Schmuck behangen, gar stolz einher und ließ sich vier Gefolge nachtreten, darunter zwei Jünglinge zu Roß, die hinter ihm Krone, Schwert und Bibel trugen. Einen Mann, Namens Knipperdolling, bestellte er zum Scharfrichter, und achtundzwanzig andere Männer sandte er als »Apostel« aus, um allerorten die neue Lehre zu verkündigen und das neue Reich auszubreiten. Aber, wohin diese thörichten Boten der Thorheit kamen, da wurden sie gefangen gesetzt und viele von ihnen auch hingerichtet. Johann von Leiden, der König von Zion, trieb indessen in Münster sein Wesen immer toller fort. Mittlerweile bekam der Bischof Kriegsvolk zur Hülfe: auch der Landgraf Philipp von Hessen mußte (in Folge des Vertrags von Kadau) das seinige dazu hergeben, um die gefährliche Schwärmerei austreiben zu helfen. Die Stadt Münster wurde nun enger eingeschlossen und heftiger belagert; bald entstand darin eine Hungers-

werth, und das Elend wuchs von Tag zu Tag. Da verschmachteten viele Unglückliche, viele andere, zumal Greise und Weiber, die zur Vertheidigung der Stadt nicht tauglich waren, ließ Johann von Leiden unbarmherzig zu den Thoren austreiben. Draußen aber fing sie der Bischof und ließ sie hinrichten oder gab den Hungrigen nur dann Brot, wenn sie schwuren, wieder katholisch zu werden. Wie nun mittlerweile in Münster das Elend zunahm, wuchs auch des Königs tolle Schwärmerei. Verzweiflungsvoll ging er in seinen kostbaren Gewändern umher, verkündigte dem betrogenen Volk göttliche Verheißungen und, weil er sein Ansehen nur noch durch Schrecken festbehaupten konnte, ließ er jeden tödten, welcher an seinen Aussprüchen zweifelte. So that er selber an Elisabeth, einer von seinen Frauen. Diese sprach nämlich: »Ich kann's

K.

nicht begreifen, daß Gott so viele Menschen will Hungers sterben lassen. Laß mich von hinnen zieh'n: ich mag den Jammer nicht länger seh'n!- Da zückte der Schneiderkönig grimmig das Schwert und schlug ihr das Haupt ab auf offnem Markt, damit alle Kleinmüthigen vor seinem Gericht zittern sollten: dann faßte er seine andren Frauen und tanzte mit ihnen singend, wie wahnsinnig, den Reigen um die blutige Leiche, und gebot allem Volk desgleichen: -Frohlocket, ihr Zaghaften, singet und tanzt!- Aber schon schlug die Stunde der Vergeltung. Am 24. Juni 1535 wurde die Stadt Münster durch Verrätherei erobert. Da entstand ein furchtbarer Kampf: der Prediger Rottmann hatte sein bestes Gewand angethan und focht bis zum letzten Athemzug wie ein Held: Johann von Leiden aber, Knipperdolling und mehre andre Häupter der Wiedertäufer wurden gefangen und später unter schauderhaften Martern hingerichtet. Ihre Leichen wurden in eisernen Körben auf dem Lambertusthurm aufgehängt, zum schauderhaften Wahrzeichen: bis zu welchem Wahnsinn religiöse Schwärmerei den Menschen bringen kann. Darauf führte der Bischof in der Stadt Münster den römischen Katholicismus wieder ein und dieser erhielt sich dort fortan bis auf den heutigen Tag.

Die protestantischen deutschen Fürsten, welche mit den katholischen gemeinschaftliche Sache gegen die Wiedertäufer gemacht hatten, sahen indessen ein, wie gar vortheilhaft die Stellung der katholischen Fürsten im Vergleich zu der übrigen war. Deßhalb beschlossen sie, ihre Vereinigung von 1537 an auf zehn Jahre zu erneuern, nahmen in dieselbe auch den Herzog Ulrich von Würtemberg, die Herzoge von Pommern und mehre Städte auf, und bestellten den neuen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich (den Nachfolger des Johannes seit 1532) und den mannhaften, feurigen Landgrafen Philipp von Hessen zu ihren Bundeshäuptern. Dagegen setzten sich auch die katholischen Reichsstände in kriegerische Bundesverfassung, und standen, dem schmalkaldischen Bunde der Protestanten gegenüber, (1538) als sogenannter -heiliger Bund- da. So verhörte der Streit um den Glauben die deutschen Herzen, daß sie sich haßten, als wären sie einander wildfremd und feind, und zu unsäglichem Elend des Vaterlands zogen sich am deutschen Himmel die finstern Wetterwolken des Bürgerkrieges zusammen. Ist das nicht eine große Thorheit, wenn Söhne eines Volks, Brüder eines Bunds, sich hassen, weil der Eine von ihnen Gott auf eine andere Weise verehret als der Andere, da doch beide an denselben Gott glauben, dessen Wesen die ewige Liebe ist? Aber der Mensch kann nicht von Grund des Herzens lieben, wenn er nicht auch von Grund des Herzens hassen kann, und meistens muß seine Liebe in den Flammen des Hasses erst recht geläutert werden; durch Wunden und Qualen muß er erst zur Klarheit der Erkenntniß reif werden. Jede große Idee, welche in der Entwickelung der Menschheit zum Vorschein kommt, fährt herein wie ein

gewaltiger Sturm, der die Fluth bis in die untersten Tiefen aufwühlt; — warum? eben weil sie aus den innersten Tiefen der Menschheit kommt. Wer den Sturm gerade erleben muß, verzweifelt oft, ob die Ruhe wieder kommen werde. Aber sie kommt doch — wenn auch erst für die Enkel; diese haben die Frucht von allen Aengsten und Nöthen, welche ihre Ahnen ausgestanden. — Es dauerte nicht lange, so fingen jene drohenden Wetterwolken an, sich zu entladen. Der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, zubenannt der Jüngere, welcher katholisch war, gab den Anlaß zum Ausbruch des Krieges; er hatte nämlich die Stadt Goßlar mit gewaffneter Hand angefallen, welche im schmalkaldischen Bunde war; darüber griff ihn nun dieser mit einer Macht von 19,000 Kriegsleuten an, und vertrieb ihn gar schnell (1542) aus seinem Lande; als es Heinrich 1545 wieder erobern wollte, wurde er vom Landgrafen Philipp von Hessen gefangen genommen. Mittlerweile hatte sich die Reformation unter günstigen Umständen im Stillen immer weiter ausgebreitet; in Brandenburg durch den Kurfürsten Joachim II., im (Albertinischen) Herzogthum Sachsen durch den neuen Herzog Heinrich, desgleichen in Zweibrücken und in der Oberpfalz: selbst in geistlicher Herrn Landern wirkte sie segensreich: so hatte (schon 1536) der treffliche Kurfürst Hermann von Köln in seinem Lande die kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen und die Sittenzucht der Geistlichkeit zu verbessern gesucht, — wiewohl es ihm nicht gelang: denn eben die Geistlichkeit wollte keine Besserung.

Inzwischen hatte der Kaiser fern von Deutschland sein Schwert gezogen, um seine hohen Pläne auszuführen. Dabei verlor er jedoch Deutschland nie aus den Augen, und war fest überzeugt, daß es ihm durch seine Staatskunst, wie durch die Gewalt seiner Waffen gelingen müsse, alle Glaubensparteien zur römisch-kirchlichen Einheit wieder zu verschmelzen, die Macht der Fürsten zu brechen und überhaupt die Ruhe wieder herzustellen. In sich verschlossen, so wie ein Gott über seinen Schöpfungen brütet, und dennoch rastlos thätig, in seinen Gedanken erhaben über all' die zahlreichen verwirrten Staatenverhältnisse, im festen Glauben, daß das Glück seinem ehernen Willen allezeit dienstbar sein müsse, stand Kaiser Karl V. groß und einsam da in jener Zeit der geistigen Bewegung, welche ihn wie Meerestoben umrauschte; alle die tausend Stimmen, die bald als ernste Fragen, bald als frohe Hoffnungen, bald als Forderungen, bald als Verzweiflung aus dem Herzen der Menschheit geheimnißvoll hervordrangen, — sie klangen ihm, der für alle Erscheinungen nur den ungeheuren Maßstab seines eigenen Willens hatte, blos wild und verworren durcheinander: er konnte, so hoch er auch an Geistesgaben und Charaktergröße vor vielen Menschen hervorragte, doch den ewigen Grundton aus jenem geheimnißvollen Durcheinanderbrausen nicht heraushören, nämlich die Stimme Gottes, welche sich in den Stürmen und Donnern der Weltgeschichte kund gibt; diese Stürme und

Dennoch schienen ihm vielmehr nur Herolde seines Ruhmes, nur Triumphgesänge auf seine Macht. Von solchem Geiste beseelt, fuhr Kaiser Karl V. mit großer Macht gen Afrika. Dort war nämlich ein gewaltiger Seeräuber, Namens Schereddin, welcher den König von Tunis vertrieben hatte, und über dessen Land so wie über Algier herrschte, wo zahllose Christen in harter Sklaverei schmachteten: Schereddin fuhr immerdar hinaus in's Meer, so daß kein Christenschiff vor ihm sicher war. Der Kaiser aber erstürmte Tunis und befreite alle Christensklaven; deren waren zwanzigtausend, die jubelnd in ihre Heimath wiederkehrten. Das war 1535. Nach dieser glorreichen That wendete der Kaiser seine Waffen wieder gegen Frankreich, dessen König Franz I. den Frieden gebrochen hatte, heimlich mit den deutschen Protestanten im Bunde stand und sogar den Erbfeind der Christenheit, die Türken, gegen das Haus Oesterreich aufreizte. Der Kaiser vertrieb die Franzosen aus Piemont und trug dann (1536) den Krieg in die Provence. Da wankte zwar sein Glück, aber nicht sein Sinn. Er setzte den Kampf beharrlich bis 1538 fort, bis der Papst zu Nizza einen Waffenstillstand zwischen den beiden Gegnern vermittelte: zu Aigues-mortes, wo der Rhonefluß in's Mittelmeer strömt, kamen sodann Karl V. und Franz I. freundschaftlich zusammen, als ob sie niemals Feinde gewesen wären. Mittlerweile hatte jedoch Schereddin abermals das Meer unsicher gemacht. Da unternahm der Kaiser 1541 mit einem auserlesenen Heer eine neue Fahrt gen Afrika, den trotzigen Räuber zu bändigen und zu vernichten. Glücklich landete er vor Algier, und forderte, voll Zuversicht auf den Sieg, die Stadt zur Uebergabe auf. Aber am dritten Tage brach ein furchtbarer Sturm über seine Flotte herein, die Anker fuhren aus dem Grunde, die Schiffe taumelten widereinander oder flogen hinaus in die offene See. Viele seines Kriegsvolks ertranken und der Kaiser mußte dessen Ueberreste drei Tage lang unter zahllosen Gefahren durch Feindesland führen, bis er den Hafen fand, worin sich die geretteten Schiffe gesammelt hatten. Da, im Unglück, zeigte sich der Kaiser wahrhaft groß; er war der Erste in der Gefahr, der Letzte, um sich auszuruh'n, die Kranken tröstete er und die Verzweifelnden richtete er durch sein hohes Beispiel zu frischem Muth auf. Als er aber nach Europa zurückkehrte, stand Franz I. von Frankreich schon wieder schlagfertig da, um Mailand zu erobern, und ließ 1542 von verschiedenen Seiten her fünf Kriegsheere gegen ihn ausziehen. Nun bot der Kaiser all' seine Staatskunst auf, um den schmalkaldischen Bund zu bewegen, ihm gegen Frankreich und die Türken beizustehen. Die Protestanten aber weigerten sich dessen, wofern ihnen der Kaiser nicht einen beständigen Frieden zusichern und ein neues unparteiisches Reichskammergericht einsetzen wolle. Karl V. versprach Beides und nun standen ihm die Protestanten auch redlich bei, brachen mit ihm in Frankreich ein, und zogen rasch auf Paris los. Kaum noch zwei Tagereisen war Karl V. von dieser Stadt ent-

ſernt: da bot ihm Franz I. voll Schrecken den Frieden an, und der Kaiſer nahm dieſen auch (zu Creſpy 1544) unvermuthet an, unter der Bedingung, daß ihm Franz I. zu einer Religionsvereinigung und zum gemeinſamen Zug gegen die Türken beiſtände. Nun ward des Kaiſers Abſicht den deutſchen Proteſtanten plötzlich klar. Er zögerte auch nicht, ſie ihnen noch deutlicher erkennen zu geben. Schon lange war die Nation auf eine allgemeine Kirchenverſammlung vertröſtet worden, auf welcher die Glaubensangelegenheit zwiſchen den Altgläubigen und den Proteſtanten friedlich ausgeglichen werden ſollte; dieſes Concilium wurde nun wirklich eröffnet, und zwar zu Trient in Welſch-Tyrol, am 13. Dezember 1545. Aber die proteſtantiſchen Reichsſtände wollten nichts davon wiſſen, denn ſie waren voll Mißtrauens, ſowohl auf die Argliſt des Papſtes als auf die des Kaiſers, und das mit gutem Grund. Denn er hatte ſie ſchon öfter getäuſcht, und wollte ſie auch jetzt nur in eine Falle locken: das, was er unter einer gütlichen Ausgleichung verſtand, war eigentlich blos Unterwerfung unter das Papſtthum. Als er nun jetzt ſah, wie die proteſtantiſchen Reichsſtände von dem Concilium nichts wiſſen wollten, erklärte er dieſe Weigerung für frevelhafte Verachtung der kaiſerlichen Majeſtät, that die Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes, den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen und den Landgrafen Philipp von Heſſen, in des Reiches Acht und berief ein Heer aus den Niederlanden, um die Acht zu vollſtrecken. Da frohlockten die tüchtigſten Männer unter den Proteſtanten, die des langen Spieles von Lug und Trug längſt überdrüſſig waren, beſonders der Landgraf Philipp, daß nun endlich der Krieg als Gottesurtheil die gerechte Sache entſcheiden ſollte. Am Vorabend dieſes Krieges ſtarb der kühne Martin Luther zu Eisleben, am 18. Februar 1546. Sein letztes Wort war ein einfaches »Ja«, als Antwort auf die Frage: »ob er auf die Lehre von Jeſu Chriſto, wie er ſie gepredigt habe, ſterben wolle?« Sanft entſchlummerte er im Frieden Gottes, während bereits der gewaltige Kaiſer das Schwert langſam aus der Scheide zog, um Luthers Werk, die Reformation, und alle Hoffnungen deutſcher Freiheit, nicht ſowohl dem Papſt in Rom, ſondern vielmehr ſeiner eigenen Alleinherrſchaft, als großes Opfer zu ſchlachten.

Was vermag alle Tyrannenmacht gegen feſte Treueinigkeit? Nichts, lieben Landsleute! Zwieſpalt zwiſchen Freunden hingegen ſchmiedet den Feinden die beſten Waffen. Ach, leider war Zwieſpalt, ſo lang man deutſcher Geſchichten denken mag, in deutſchen Landen alles Uebels Keim, alles Unheils Gedeih'n; das iſt eine traurige Wahrheit, und doch vergißt ſie leider ſo mancher Deutſche noch heutigen Tages. So ging's auch damals, wie Kaiſer Karl V. mit ſo entſchiedenem Ernſt wider die Proteſtanten rüſtete. Sie ſahen die drohende Gefahr vorher und bevor er ſeine Kriegsvölker geſammelt hatte, ſtand der ſchmalkaldiſche Bund (1546) ſchon ſchlagfertig da mit ungeheurer Macht, tüchtig

genug, um das Allerheuerſte vor Karls V. eigenwilligen Geboten zu ſchützen; auch hatte der Bund gar treffliche Feldhauptleute, darunter einen mit Namen Sebaſtian Schärttin, Reichsritter von Burtenbach, und den kühnen Landgrafen Philipp von Heſſen, den beſten Mann im Feld und im Rath. Sodann kam dem ſchmalkaldiſchen Bund auch das Glück freundlich entgegen, und der Bund hätte nur friſch zugreifen dürfen, ſo hätte er den Kaiſer ſelbſt in ſeine Gewalt bekommen können. Aber nein! da hatte Jeder von den Bundeshäuptern ſeine eigene Meinung und blieb dabei und wollte den Andern nicht nachgeben. Das ward Allen zum Schaden. Denn ſo verſäumten ſie die günſtige Gelegenheit, den Kaiſer in ſeiner Schwäche anzugreifen; dieſer hingegen gewann Zeit, zu erſtarken und ſie ſeine Stärke fühlen zu laſſen. Da waren die Städte über der Fürſten Saumſeligkeit gar ſehr erbittert und wollten aus Zorn keine Geldhülfe mehr beiſteuern, noch ihre Kriegsleute fürder bei ſo ſchlecht beſtellten Sachen laſſen; aber die Fürſten ſelber mußten ihre Schuld bald auch büßen.

Der Kaiſer hatte indeſſen ſchon längſt, noch bevor er zur offnen Gewalt griff, einen andern Plan befolgt: er hatte nämlich geſucht, ſich unter der Partei der Proteſtanten ſelbſt Freunde und Anhänger zu gewinnen. Als tiefer Menſchenkenner hatte er ſich bald den jungen Herzog Moritz von Sachſen herausgefunden (das war der Sohn des Herzogs Heinrich von der Albertiniſchen Linie, geboren 1520, und der Schwiegerſohn des Landgrafen Philipp von Heſſen). Karl V. erkannte dieſes jungen Fürſten Ehrgeiz: er wußte, daß deſſen Vetter, der Kurfürſt von Sachſen, den Moritz geringſchätzte, und zog dieſen dafür an ſich. Zu Regensburg ſchloß er mit ihm am 19. Juni 1546 ein heimlich Bündniß. Und weil Herzog Moritz gar tapfer, klug und gewandt war, ſo gewann ihn der Kaiſer bald ſo lieb, wie ſeinen leiblichen Sohn, wiewohl Moritz Proteſtant war, und vertraute ihm ungemein, wie er, als ſtolzer und verſchloſſener Fürſt nicht leicht irgend Jemandem vertraute. Moritz aber verbarg ſeinen Glaubensgenoſſen lang ſeine wahre Geſinnung. — Als nun damals (1546) der Winter gekommen war, brach Herzog Moritz plötzlich in Kurſachſen ein, um im Namen des Kaiſers an ſeinem Vetter, dem Kurfürſten Johann Friedrich, die Reichsacht zu vollſtrecken. Da eilte der Kurfürſt zur Stelle vom ſchmalkaldiſchen Bundesheer, welches in Oberdeutſchland ſtand, heim in ſein Land und vertrieb ſeinen Vetter daraus. Aber dieſer zog gen Böhmen; — dort ſammelte ſich, wie der Frühling 1547 begann, ein großes kaiſerliches Heer bei Eger, und raſch, ehe ſich der Kurfürſt deſſen verſah, brach der Kaiſer von Böhmen her in deſſen Land, und wie er vernahm, daß der Kurfürſt ſich gen Wittenberg gewandt, zog er ihm längs des Elbſtroms nach. Am 24. April 1547 ſtand der Kurfürſt mit 9000 Mann auf der Lochauer Haide bei Mühlberg am Elbſtrom, jenſeits deſſen der Kaiſer ſelber mit ſeinem Feldherrn,

dem Herzog von Alba (einem Spanier), dem König Ferdinand und dem Herzog Moritz. Es war ein Sonntag und der Kurfürst hörte eben die Predigt in der Kirche; da drang des Kaisers Reitervolk über den Elbstrom; die kursächsischen Truppen zogen sich zurück; aber jenes holte sie ein und griff sie ungestüm an: der Herzog von Alba und Moritz trieben, der eine seine Reiter, der andre seine Schützen wider die beiden Flanken der kursächsischen Schlachtreih'; bald ermatteten diese, bald riß Verwirrung ein, bald war das weite Feld von Roßdorf bis Falkenburg und Bauersdorf hin voller Leichen und Flüchtiger. Der Kurfürst selbst, ein starkbeleibter, unbehülflicher Mann, wehrte sich heldenhaft gegen Welsche, Ungarn und Spanier, die ihn umringten, bis ihm das Blut über's Angesicht strömte; da rief ihm ein Edelmann aus Meißen, Thilo von Trott, auf Deutsch zu: »Wollt Ihr Euch nicht ergeben?« »Einem Deutschen? — Ja!« sprach der Kurfürst und gab dem von Trott zwei Ringe, die er vom Finger zog, zum Zeichen der Gefangenschaft. Der von Trott brachte ihn nun zum Herzog von Alba und dieser mußte ihn dem Kaiser vorführen. Da wollte der Kurfürst den Stechhandschuh ausziehen, um dem Kaiser nach deutscher Art die Hand zu reichen, und wollte auch niederknieen; der Kaiser litt beides nicht. Da hub der Kurfürst an: »Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!« und wollte weiter reden, aber der Kaiser fiel ihm also in's Wort: »Bin ich's nun? — Ihr habt mich lange nicht so geheißen.« — »Ich bin Ew. kais. Majestät Gefangener,« sprach d'rauf der Kurfürst, »und bitte um ein fürstliches Gefängniß.« »Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr's verdient habt«, antwortete der gestrenge Kaiser. Außer dem Kurfürsten war auch der Herzog Ernst von Braunschweig, der die Reiterei anführte, gefangen worden, 50 Stück Geschütz waren in des Siegers Gewalt gefallen. Dieser aber sprach in stolzer Demuth: »Ich kam, ich sah, und — Gott siegte.« — Sodann zog er rasch gen Torgau und von da nach der festen Stadt Wittenberg, wo die Kurfürstin war. Um Wittenberg ohne Schwertstreich zu gewinnen, gebot der Kaiser seinem hohen Gefangenen, daß er die Uebergabe befehle; aber der Kurfürst wollte das nicht thun; da dachte ihn der Kaiser durch Schrecken dazu zu zwingen, und ließ ihn als einen Rebellen zum Tode durch's Schwert verdammen. Der Kurfürst vernahm dies Urtheil, da er eben mit Herzog Ernst am Schachspiel saß, voll hoher Seelenruhe und sprach: »Ich kann's vom Kaiser nicht glauben. Ist's aber wahr, so möcht' ich gern bestellen, was meine Hausfrau und Kinder angeht.« Indessen erreichte der Kaiser doch seinen Zweck, denn der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Kleve, Johann Friedrichs Schwager, kamen nun, voll Besorgniß um Johann Friedrich, zum Kaiser, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Das Ende derselben war, daß der Kaiser das Todesurtheil zurücknahm; dagegen mußte Johann Friedrich sein Gefangener bleiben, so lang es dem Kaiser beliebte, die Kurwürde und seine Länder an den Herzog

Moritz abtreten, dem Kaiser selbst die Festungen Wittenberg und Gotha; der Kurfürsten Kinder aber sollten von Moritz mehre kleine Gebiete und jährlich 50,000 Gulden Meißnisch erhalten. So war nun der Kurfürst ein armer aufgegebener Mann, wiewohl ihn der Kaiser glimpflich behandeln ließ; aber ein heller trostreicher Stern ging dem gefangenen Fürsten in der Nacht seines Unglücks auf, der heilige Stern deutscher Treue. Er hatte in guten Tagen den berühmten Maler Lukas Kranach, welcher Bürgermeister in Wittenberg gewesen, gar lieb und werth gehalten. Als nun damals der Kaiser im Feldlager zu Pistritz lag, ließ er den Meister Kranach zu sich kommen und war ihm huldreich wegen dessen großer Kunst und Berühmtheit, wiewohl es bekannt war, daß Lukas Kranach ein Freund Luthers und Melanchthons war. Da besprachen sich der Kaiser und der Maler, und Kranach mußte dem Kaiser erzählen, wie er ihn einst als Knäblein zu Mecheln abkonterfeit hatte, worüber sich der

K.

Kaiser gar sehr erfreute. Da stürzen dem alten Mann, dem Kranach, auf einmal die Thränen aus den Augen, er wirft sich dem Kaiser zu Füßen und fleht um Gnade für seinen theuren armen Herrn, den Kurfürsten. Ergriffen gibt ihm der Kaiser zur Antwort: »Du sollst erfahren, daß ich ihm Gnade erzeigen will.« Und siehe, der Kaiser läßt dem Maler einen silbernen Teller voll ungarischer Dukaten zum Geschenk verehren und macht ihm Anträge, nach den Niederlanden zu ziehen. Der Kranach nimmt auch, um den mächtigen Kaiser nicht zu erzürnen, von dem Geschenk, aber nur so viel, als er mit zwei Fingerspitzen fassen kann, lehnt den Antrag ab, und bittet sich einzig und allein dies als Gnade aus: »Laßt mich meinem Herrn, dem Kurfürsten, in sein Gefängniß folgen.« Das ist auch geschehen. Denn alsobald, wie der Herzog Moriz die Kurwürde angetreten, ist der alte treue Kranach aus Sachsen fortgezogen zu seinem Kurfürsten, der in Insbruck zur Haft gebracht worden, und hat ihm diese durch Freundestrost und durch seine edle Kunst erheitert. Solche Biedertreu war ein schöner Preis für die Standhaftigkeit, womit der Kurfürst auch im Unglück und in Todesgefahr seinem Glauben nicht treulos werden mochte. Als aber der siegreiche Kaiser in Wittenberg einzog (am 26. Mai 1547) und hörte, daß dort der protestantische Gottesdienst eingestellt worden war, rief er: »Geschah dies in Unserm Namen, so geschah's Uns nicht zu Gefallen,« und ließ denselben wieder öffentlich halten. In der Schloßkirche zu Wittenberg ließ er sich Luthers Grab zeigen; da gab ihm der finstre Herzog von Alba den Rath, die irdischen Reste Luthers ausgraben und verbrennen zu lassen. Aber der große Kaiser erwiederte ihm, tief erschüttert vom Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen: »Er ruhe in Frieden; er hat seinen Richter schon gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Todten.« Nachdem nun das eine Haupt des schmalkaldischen Bundes so unerwartet schnell vor der Macht des Kaisers erlegen war, kam ungeheurer Schrecken vor derselben über alle Protestanten, und auch das andre Bundeshaupt, der Landgraf Philipp von Hessen, so muthig er sonst war, sah ein, daß er, als einzelner Mann, sich vor derselben nicht erwehren könne. Deshalb suchte er durch den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und durch seinen Schwiegersohn Moriz, welcher des Kaisers rechte Hand war, Unterhandlungen anzuknüpfen, um sein Schicksal sicher zu stellen. Der Kaiser aber wollte von irgend welchen Bedingungen der Unterwerfung nichts wissen, — auf Gnade und Ungnade müsse sich der Landgraf dem Kaiser zu Füßen legen, dessen Verzeihung erflehen, alle Bündnisse abthun, 150,000 Gulden Buße zahlen und alle seine Festungen schleifen bis auf Ziegenhain oder Kassel. Dies schrieb der Bischof von Arras, ein tückischer Mann, im Namen des Kaisers, den beiden Kurfürsten Joachim II. und Moriz von Sachsen vor, und versprach dafür, daß der Landgraf dann weder Leibesstrafe noch einiges Gefängniß leiden sollte; die zwei Kurfürsten gingen dar-

auf ein und der Bischof bewirthete sie mit einem Morgenimbiß, wobei er sie trunken machte; in diesem Zustande erhielten sie von ihm die Urkunde zur Unterzeichnung und bemerkten nicht, daß darin, statt des Wortes: »einiges« — »ewiges« Gefängniß geschrieben stand. Es ist nicht zu glauben, daß der Kaiser diese niederträchtige Büberei befohlen habe; aber leider benützte er dieselbe, dem Landgrafen zum Schaden, sich selber nicht zu einiger, sondern ewiger Schande. Wie nämlich der Landgraf (nachdem er mit Bewilligung seiner Landstände nach hartem Seelenkampf die Bedingungen angenommen) voll guten Vertrauens nach Halle kommt und am 19. Juni 1547 Angesichts der Fürsten vor dem Kaiser hinkniet, und seine Abbitte durch seinen Kanzler für sich ablesen läßt, will er dem Kaiser die Hand reichen; der aber zieht sie finster zurück. Da geht Philipp von dannen. Am Abend aber erfährt er, daß er verhaftet werden soll. Vergeblich zürnen die beiden Kurfürsten; der Kaiser sagt: »Nie versprach ich dem Landgrafen die Freiheit, blos das gelobt' ich ihm, daß er kein ewig Gefängniß haben sollte.« Hierauf wurde der Landgraf, unter harter Behandlung seiner Wächter, nach den Niederlanden in strenge Haft gebracht; der Kurfürst Johann Friedrich mußte seinem Sieger als Gefangener überall hinfolgen, auf daß sein Haupt ein Unterpfand des Gehorsams der Protestanten sei. Nun war der schmalkaldische Bund plötzlich aufgelöst, denn dessen Mitglieder unterwarfen sich; der fromme Fürst Wolfgang von Anhalt verließ lieber sein Land, als den evangelischen Glauben und sang schreiend Luthers hohes Lied des Vertrauens: »Eine feste Burg ist unser Gott«. Nur die edle Stadt Magdeburg trotzte dem Kaiser standhaft: dafür sprach er am 17. Juli 1547 die Reichsacht über sie aus. Der Kaiser hatte das Ziel seiner stolzen Zuversicht unglaublich schnell erreicht; seine Feinde waren gebändigt und unschädlich gemacht; die Reformation schien rettungslos verloren. Durch alle deutschen Lande flog der Schrecken vor Karls V. Macht. Er selbst hielt sie für unüberwindlich und Niemand wagte es, sie anzutasten. Die Früchte davon zeigten sich bald. In Böhmen, wo König Ferdinand waltete, und in den Niederlanden wurden die grausamsten Anstalten zur Unterdrückung der Glaubensfreiheit getroffen und ausgeführt.

In jener Zeit hatte die Reformation in ganz Deutschland nur noch eine einzige schwache Hoffnung, nämlich g'rade auf die Politik des Kaisers, welcher die Protestanten damals nicht zum Aeußersten treiben wollte; und nur noch einen einzigen Freund hatte sie, der sie schützen konnte; das war des Kaisers Liebling, der neue Kurfürst Moritz von Sachsen. Im Gefühl seiner schweren Schuld gegen den Blutsverwandten und gegen die Glaubensgenossen, und in warmer Liebe zum evangelischen Glauben, that Moritz alles Mögliche, um durch seinen Einfluß bei'm Kaiser und aus eigner fürstlicher Macht in seinen Landen die religiösen Verfolgungen abzuhalten. Aber bald sah er ein, daß ihm, um den evangelischen Glauben zu retten, kein andres Mittel überblieb, als —

zum zweitenmal zum Verräther zu werden: das ist das Unselige des Verraths.

3.

Weh' dem, der erst im Licht des Tod's erkennt,
Daß er des Lebens höchstes Ziel verfehlte!
Wohl dem, der durch den Tod sein Leben sühnt!
Der aber stirbt am schönsten, dem die Treue,
Die ihm des Lebens Wege vorgezeichnet,
Die sichre Brücke wölbt zur Ewigkeit.

So eifrig nun auch Kaiser Karl V. die Glaubensvereinigung betrieb, so wollte er doch durchaus nicht ein bloßer Knecht des Papstes sein. Er that jenes im Gefühl seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit, der zufolge er sich als unumschränkten Herrn auch über die Gedanken und Gewissen der Menschen dünkte; jene Glaubenseinigung schien ihm, von seinem Standpunkt aus, eine wichtige politische Maßregel. Gar lange hatte er gehofft, daß die Kirchenversammlung in Trient jenes Werk, welches ihm als hohes Ziel seines Berufes vorschwebte, zu Stande bringen werde; dennoch verrechnete er sich bei aller seiner Menschenkenntniß und Staatsklugheit. Allgemeine Kirchenversammlungen waren den Päpsten von der Zeit an stets verhaßt, als solche die päpstliche Macht und das zuchtlose Leben der herrschenden römischen Geistlichkeit zu beschränken drohten, und es war eine alte Politik des römischen Hofes, solche Kirchenversammlungen, wenn er sie nicht auseinandersprengen konnte, wenigstens auf welschen Boden zu versetzen, wo er sie dann durch eine Mehrzahl welscher Prälaten unmittelbar unter seinen Einfluß stellen konnte. Damals kam nun bei der Trienter Kirchenversammlung zweierlei in Betracht, erstens jene alte Furcht des römischen Hofes vor einer ächten Kirchenverbesserung, sodann zweitens noch die Eifersucht auf des Kaisers allzugroße Macht. Deßhalb ließ der römische Hof im März 1547 die Kirchenversammlung von Trient nach Welschland, und zwar nach Bologna verlegen. Der Kaiser war darüber auf's Heftigste aufgebracht, weil er in dieser Maßregel nur eine neue Hinderung der Vereinigung sah; der Papst seinerseits zürnte dem Kaiser, nämlich darüber, daß dieser gegen die Protestanten in Deutschland noch allzuglimpflich verfahre. Da beschloß nun der Kaiser, selbst Hand an's Werk zu legen, ohne den Papst. Deßhalb veranstaltete er 1548 zu Augsburg auf dem Reichstag, daß sich zwei katholische Gottesgelehrte und ein protestantischer über die kirchlichen Streitfragen besprachen und einen Entwurf zu Stande brachten, wie es in Sachen der Religion einstweilen, bis zur Entscheidung der ächten Kirchenversammlung, (die in Bologna erkannte nämlich der Kaiser nicht an,) gehalten werden sollte. Diese Vorschrift hieß das »Interim«, weil sie nur einst-

weilen (interim) gelten sollte. Darin waren nun fast alle Hauptsätze der evangelischen Lehre auf römisch-katholische zurückgeführt, nur der Gebrauch des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und der Fortbestand der Priesterehen (aber auch diese blos für einstweilen) zugestanden. Viele Reichsstände nahmen dies »Interim« an; der gefangene Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen hingegen, der landlose Fürst Wolfgang von Anhalt, und mehre andre Fürsten weigerten sich dessen standhaft, auch Kurfürst Moritz. Vom Volk wurde das Interim fast überall in Deutschland, bei Katholiken wie bei Protestanten, mit gleichem Hohn und gleicher Erbitterung aufgenommen, gleichwohl aber ihm mit Gewalt aufgedrungen. In Kursachsen ließ Moritz zu Gunsten der Protestanten ein eignes Interim (das sogenannte »Leipziger«) abfassen; doch war auch dies den eifrigen Protestanten noch immer zu päpstisch. Alle Feinde des Interims aber, alle verfolgten evangelischen Prediger fanden in der freien Reichsstadt Magdeburg herzliche Aufnahme und treuen Schutz, also daß Magdeburg damals eine rechte Machtburg der Glaubensfreiheit war. Das reizte den Zorn des Kaisers, denn Niemand sollte sich auflehnen gegen seine Machtgebote: und er gebot (1549) den Kurfürsten Moritz von Sachsen und Joachim II. von Brandenburg, des Reiches Acht und Aberacht an der trotzigen Stadt Magdeburg zu vollstrecken. Da aber sowohl von protestantischer als von katholischer Seite immerfort Klagen über Klagen gegen das Interim erschollen, so verwies er männiglich auf die Kirchenversammlung, welche 1550 wieder zu Trient hergestellt worden war. Doch von derther war keine Einigung zu hoffen. Die Reichsstände wollten nur ein allgemeines, freies Concilium; selbst die katholischen Fürsten trugen Bedenken, das Trienter zu beschicken, und auch der Papst wünschte, daß es sich auflösen möchte. So herrschte denn damals eine trostlose Verwirrung; der Kaiser aber hegte im Stillen den Plan, seinen Sohn Philipp, einen finstren bigotten Prinzen, welchem er die Nachfolge in den spanischen Reichen zugedacht hatte, auch in Deutschland, anstatt Ferdinands, zu seinem Nachfolger wählen zu lassen. Zum Glück für's Vaterland vereitelten die Kurfürsten diese Wahl durch eine Standhaftigkeit, welche in jener Zeit der Bedrängniß doppelt ehrenwerth war.

Mittlerweile trug der Kurfürst Moritz den schmerzhaftesten Stachel im Herzen. Mit dem ganzen Feuer seiner kühnen Seele hing er an der evangelischen Lehre und sollte nun selbst das Werkzeug zu ihrer Vernichtung sein! Auf sein Wort und das des Brandenburgers hatte sich sein Schwiegervater, Landgraf Philipp, dem Kaiser unterworfen und schmachtete nun, — dem Fürstenwort zum Hohn, und obwohl er alle Bedingungen ehrlich erfüllt hatte, — in Karls Gefangniß! Als ein zweideutiger Mann stand Moritz vor den Augen seiner Glaubensgenossen, ja ganz Deutschlands da, obwohl er redlich alles Mögliche aufgeboten hatte, um die Befreiung des Landgrafen vom Kaiser zu erwirken: er

sah sich getäuscht, er sah die weiteren Folgen des Frevels, zu welchem er sich früher durch seinen Ehrgeiz hatte verleiten lassen, nämlich den drohenden Untergang der deutschen Freiheit und Verfassung, die damals einzig auf der Erhaltung der Fürstenmacht gegen den Kaiser beruhte, er sah im Geist auf ihren Trümmern die schrankenlose Willkürherrschaft des Kaisers sich erheben. Da faßte er, von Reue, Grimm und Rache getrieben, einen kühnen Entschluß. Doch um diesen desto sicherer ausführen zu können, mußte er jetzt den Kaiser, welcher das höchste Vertrauen auf ihn setzte, eben so planmäßig täuschen, wie er früher seine Glaubensgenossen getäuscht hatte. Dieser Zwang der Umstände: das Gute nicht frei und offen thun zu können, sondern nur unter der schändlichen Maske der Falschheit, dieser Zwang war eine gerechte aber entsetzliche Strafe für jenen Fürsten, welcher durch so viele treffliche Eigenschaften würdig gewesen wäre, den schönsten Ruhm der Tugend und den lautesten Dank des Vaterlandes zu erringen. Da Moritz vom Kaiser beauftragt war, die Reichsacht an Magdeburg zu vollstrecken, so hatte er Truppen und Geld; beide suchte er nun für seinen geheimen Plan fortzubehalten und zu vermehren. Deshalb zog er die Belagerung Magdeburgs in die Länge (von Mitte Septembers 1550 bis zu Anfang Novembers 1551) und schloß während der Zeit heimlich ein Bündniß mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen (dem Sohn des gefangenen Philipp) und mit dem König Heinrich II. von Frankreich. Magdeburg ergab sich ihm auf glimpfliche Bedingungen und er ließ der Stadt ihre Festungswerke. Sodann hielt er seine Kriegsvölker in Thüringen beisammen, wo sie in Winterquartier lagen, und täuschte den Kaiser, welcher zu Insbruck war, den ganzen Winter von 1551 auf 1552 hindurch. Mit Frühlings Anfang aber (am 20. März) warf Moritz plötzlich die Maske ab und stand leuchtenden Antlitzes inmitten seiner Kriegsschaaren, um mit dem Schwert in der Faust die deutsche Verfassung vor Karls V. Machtherrschaft zu retten. Rasch vereinigte er sich mit den Heeren Wilhelms von Hessen, welchen die Sohnesliebe trieb, seinen Vater aus dem Kerker zu befreien, und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg: in Sturmeseile zogen sie dann allesammt gen Süddeutschland, und vor ihnen her flogen zwei Kriegsmanifeste. Darin stand geschrieben: »wie der Kaiser die Religion nur zum Deckmantel seiner Willkür nehme, wie er, allem Recht zum Hohn, den Landgrafen noch gefangen halte in schwerem Leid, wie er die deutsche Freiheit und Verfassung vernichten wolle, dem Eid zuwider, den er der deutschen Nation geleistet: gegen solche unerträgliche, ja thierische Knechtschaft, die noch dazu vererbt werden solle, hätten sich denn jetzt die Fürsten zusammengethan in Kraft ihrer heiligen Pflicht, für alle andern Stände deutscher Nation einzustehn.« Schon nach zehn Tagen stand Moritz vor Augsburg: es ergab sich ihm und er stellte den unterdrückten

evangelischen Glauben dort wieder her. Inzwischen brach König Heinrich II. in Lothringen und Elsaß ein und besetzte Metz, Toul und Verdün. Alle evangelischen Reichsstädte bis auf Ulm leisteten den verbündeten Fürsten Geldhülfe. Hierauf besprach sich Moritz zu Linz an der Donau eilig mit dem römischen König Ferdinand, welcher für seinen Bruder, den Kaiser, Vergleichsvorschläge that; der vorsichtige Moritz aber wollte ohne die Beistimmung seiner Verbündeten nichts Bestimmtes abschließen und verschob deshalb alles auf eine spätere Zusammenkunft in Passau. Dann zog er rasch gegen das kaiserliche Lager zu Reuti in Tyrol, erstürmte es, gewann die Ehrenberger Klause und wollte nun gradeswegs auf Insbruck zueilen, um den Kaiser selbst in seine Gewalt zu bekommen. Dies Verhaben ward jedoch durch eine Meuterei der Soldaten vereitelt, welche Sturmsold verlangten; Moritz verlor dadurch einen Tag, und der Kaiser, wiewohl er heftig an der Fußgicht litt, gewann noch Zeit, in einer Sänfte von Insbruck nach Villach in Kärnthen zu flüchten; freiwillig folgte ihm der gefangene Kurfürst Johann Friedrich dahin, weil er seine Freiheit nicht seinem verhaßten Vetter Moritz verdanken wollte. Der Kaiser aber, der sich Solches von Moritz nicht versehen hatte, war bis in den Grund der Seele erschüttert; zum Kriege nicht gerüstet, sah er sich genöthigt, durch seinen Bruder Ferdinand mit Moritz Frieden zu schließen. Dies geschah zu Passau (vom 31. Juli bis zum 2. August 1552). Kraft des dort abgeschlossenen Vertrags wurde der gefangene Landgraf losgegeben, wurden die Geächteten der Reichsacht entboben, und die Protestanten sollten ihren Glauben und ihre Rechte behalten; kurz: Friede sollte sein zwischen allen Parteien. Das war die schöne Frucht von Moritzens Werk. Nun kehrten die befreiten Fürsten Philipp und Johann Friedrich in ihre Lande heim und mit Jubel empfing jeden sein treues Volk. Da weinte der alte Meister Lukas Kranach Thränen der Freude, wie er seinen Herrn wieder in den Armen seiner edlen Hausfrau sah. Kranach überlebte dies nicht lange; schon ein Jahr darauf (1553) machte sich der einundachtzigjährige Greis auf den Weg nach Jenseits, um seinen theuren Herrn dort anzumelden und 1554 folgte ihm dieser wirklich hinüber. Dem Landgrafen hatte das Elend in der Haft die Haare gebleicht, wiewohl er erst achtundvierzig Jahre alt war; aber sein Geist war stark und ungebeugt geblieben und selbst im Kerker hatte er nicht aufgehört, für sein Land zu sorgen; seine treue Hausfrau Christine, welche sich für seine Befreiung zweimal fruchtlos dem Kaiser zu Füßen geworfen hatte, sah er nicht mehr; sie war vor drei Jahren verschieden; in tiefer Rührung kniete er zu Kassel still an ihrem Grabe, während in der Kirche der feierliche Dankgottesdienst für seine Befreiung gehalten wurde. Aber wen er von Treuen noch am Leben fand, dem gedacht' er redlich die Treu'. So dem tapfern Ritter Heinz von Lüdder: der hatte ihm die gute Veste Ziegenhain mannhaft bewahrt, als ein kaiserlicher Feldhauptmann, dem Vertrage zuwider, deren Uebergabe gefordert

hatte. Nun verlangte der Kaiser vom Landgrafen, er sollte den Heinz von Lödder, weil er ihm getrotzt, aufhängen lassen. Was that der Landgraf? Er schlang zwar dem Ritter, statt des Stricks, eine Kette um, aber eine goldne; so erfüllte er buchstäblich des Kaisers Gebot und zeigte zugleich, daß dieses Mannes Treue rein erfunden, wie Gold im Feuer. Und wie dieser einzelne Mann, so waren damals alle im Hessenland und hatte der Landgraf seiner Stände großer Liebe und Aufopferung viel zu danken.

Nun zog der Kaiser mit großer Heereskraft in's Feld gegen den König von Frankreich, um diesem die Eroberungen auf deutschem Gebiet wieder abzugewinnen. Er belagerte Metz, doch das Glück war ihm nicht günstig und er mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen; da sprach er, von der leidigen Gicht geplagt, voll Bitterkeit: »Das Glück ist ein Weib; wie ich noch jung war, hielt es mich werth; jetzt in meinem Alter verläßt es mich.«. Gleichwohl setzte er den Kampf gegen Frankreich ohne Glück vier Jahre lang fort; erst 1556 wurde ein Waffenstillstand geschlossen, kraft dessen Metz, Toul und Verdün bei Frankreich blieben.

Mittlerweile hatte der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, ein wilder, unmäßiger Herr, dem nur wohl war bei Trinken und Schlagen, Sengen und Brennen, das blutige Kriegshandwerk in Deutschland übermüthig fortgetrieben, meistens auf Kosten der Bischöfe und Stifter. Da that ihn der Kaiser endlich in die Reichsacht, das Reichskammergericht verhängte Exekution gegen ihn, und viele Fürsten, worunter auch Moritz, hatten sich gegen den Friedensbrecher vereinigt. Dieser lachte über Acht und Aberacht. — »Acht und Aberacht?« sprach er, »das macht sechszehn,« und trug den Reichskrieg nach Niedersachsen. Dort kam's bei Sieversshausen, auf der Lüneburger Heide, am 9. Juli 1553 zur Schlacht. Der wilde Markgraf wurde besiegt, später (1554) nochmals bei Kitzingen, floh dann nach Frankreich und starb endlich zu Pforzheim 1557. Jene Sieversshäuser Schlacht aber kostete dem kühnen Kurfürsten Moritz das Leben in seinem dreiunddreißigsten Jahr. Er hatte die Flecken auf seiner Ehre durch Deutschlands Errettung von der kaiserlichen Willkürherrschaft zu verwischen gesucht; nun sühnte er seine Schuld, indem er, als Held fechtend, für die Erhaltung von Deutschlands Ruhe starb. Als der Kaiser die Nachricht von Moritzens Tod erfuhr, blieb er lang in finstrem Schweigen; endlich rief der Schmerz aus ihm: »O Absalon, mein Sohn, mein Sohn!« Denn Karl V., in dessen Brust so wenig Platz für Liebe war, hatte Moritz wahr und tief geliebt! Seine hohe Zuversicht auf das Glück war nun gebrochen; dahin waren all sein Stolz und sein Muth; er sah's furchtbar klar vor sich, daß er mit all seiner Macht das Ziel seines Lebens doch nicht erreicht hatte. Er litt außerdem an heftigen körperlichen Schmerzen (an der Gicht); Alles erinnerte ihn an die Nichtigkeit irdischer Hoheit; und er sehnte sich so recht von Herzen

fort aus dem Getümmel der Welt, welche ihn anwiderte, nach tiefer unverletzlicher Ruhe; und, von Trübsinn befangen, wollte er nicht länger saumen, einen langgehegten, seltsamen Entschluß auszuführen. Kurz bevor er dies that, kam am 26. September 1555 auf einem Reichstag zu Augsburg, unter Vorsitz des Königs Ferdinand, (welchen der Kaiser, Deutschlands überdrüßig, zu Allem bevollmächtigte,) ein Religionsfriede zu Stande. Die wesentlichen Punkte desselben waren folgende: »Es sollte eine religiöse Duldung stattfinden, also daß um des Glaubens wegen Niemand Verfolgung zu leiden habe. Ueber die augsburgischen Konfessionsverwandten sollte keine geistliche Gerichtsbarkeit mehr bestehen (die Reformirten waren ausgeschlossen) und sie durften die eingezogenen Kirchengüter fortbesitzen. Die weltlichen Reichsstände sollten für ihre Person das Recht haben: zum evangelischen Glauben überzutreten, desgleichen das Recht: ihren Unterthanen dessen Ausübung zu erlauben, ebenso die evangelischen Unterthanen das Recht: auszuwandern, wenn ihnen jene Ausübung von ihren Fürsten nicht gestattet würde.« (Dadurch kam leider der Grundsatz auf, daß die Religion des Fürsten auch die des Landes sein müsse.) »Wenn hingegen geistliche Reichsstände evangelisch werden wollten, so sollte ihnen dies zwar freistehen, jedoch sollten sie in diesem Fall ihre Würden dadurch verlieren, übrigens ohne Schaden ihrer Ehre;« dieser Artikel hieß der »geistliche Vorbehalt«; er enthielt eine reiche Aussaat von Unfrieden für's Vaterland.

Einen Monat nach diesem sogenannten »Religionsfrieden« führte Kaiser Karl V. jenen langgehegten Entschluß wirklich aus. Er legte nämlich die Regierung seiner vielen Reiche nieder; übergab am 25. Oktober 1555 seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande und 1556 die Kronen von Spanien, Neapel, Westindien, und entsagte endlich in demselben Jahre auch der deutschen Kaiserkrone zu Gunsten seines Bruders, des Königs Ferdinand. Dann fuhr er gen Spanien und zog sich dort an seinem siebenundfunfzigsten Geburtstag in das Kloster St. Just zurück. Dort in der stillen Einsamkeit des Klostergartens, wo er seine Wohnung hatte, wollte er, nachdem er so lang die schwere Last der Herrschaft getragen hatte, blos für Kunst und Wissenschaft, in Selbstbetrachtung und Gebeten leben; dort hoffte er endlich die Ruhe zu finden, welche er im heißen Mittagsschein des Glückes, welche er in so vielen Kämpfen und Siegen nie hatte erringen können. Er gab sich auch viel mit mechanischen Beschäftigungen ab und wollte einstmals zwei Uhren in einen Gang bringen, allein es gelang ihm, trotz aller Mühe durchaus nicht. Da fiel ihm sein ganzes vergangenes Leben bei und er sprach ernst und bitter, indem er die Fruchtlosigkeit seiner Bestrebungen erkannte: »So vermag ich nicht einmal zwei Uhren in denselben Gang zu bringen und vermaß mich doch einst, so viele tausend Menschen zu einem einzigen Glauben zu bringen.« In der Einsamkeit zu St. Just nahm sein Trübsinn von Tag zu Tag zu: vom

Zeitlichen abgewandt, bereitete er sich durch strenge Bußübungen für die großen Geheimnisse der Ewigkeit vor. In solcher Stimmung kam er einst auf den Gedanken, sich bei lebendigem Leibe sein eignes Leichenbegängniß halten zu lassen. Und der weiland Kaiser, der sich jetzt blos als Geschöpf aus Staub betrachtete, das bald wieder zu Staub werden sollte, hörte in der Kirche tief erschüttert die feierlichen Todtengesänge, welche am Trauergerüste für sein Seelenheil angestimmt wurden. Des Tages darauf ergriff ihn ein Fieber und nach wenigen Wochen verschied er am 21. September 1358. Er war ein außerordentlicher Mann gewesen, ein Kaiser, wie es wenige gab, voll Eifers, der tiefgesunkenen Kaiserwürde ihre alte hohe Bedeutung wieder zu erringen, (wiewohl er nicht bedachte, daß sie bereits durch die des Fürstenthums völlig ersetzt war,) groß an Geist und stark von Muth und Willenskraft, sein Leben lang nichts über sich

erkennend und am Ende ſeines Lebens dennoch gezwungen einzuſehen, daß ein Einzelner, ſei er auch noch ſo gewaltig, zwar gegen den Geiſt der Menſchheit in ſeiner Zeit ſtreiten, aber ihn nicht überwinden kann. An dieſer Erkenntniß iſt ſein ganzer Stolz, iſt ſeine ganze Zuverſicht geſcheitert und ſein Herz gebrochen.

B.

. . . . In allen Dingen
Iſt beſſer Hoffen als Verzweifeln . . . .
Göthe.

Wie der friſche Odem des Frühlings, vor dem alles Starre ſchmilzt, alles Todte plötzlich in Staub zerfällt, ſo war aus Deutſchland der Geiſt der Reformation mit Macht in viele Länder gedrungen. Es war deutſcher Geiſt, der zum zweiten Mal fremde Völker verjüngt hatte. Das erſte Mal war's nämlich geweſen, wie das alte Römerreich durch deutſche Waffen in Trümmer zerfiel und die geſunde unverdorbene deutſche Kernkraft überall neue Herrſchaften einſetzte und den gewaltigen Anſtoß zu neuen Entwickelungen gab. Auch jetzt war es wieder eine römiſche Weltherrſchaft, die geiſtliche nämlich, welche durch Deutſche zertrümmert worden. Wie damals das heidniſche, ſo trug jetzt das geiſtlich-römiſche Weltreich ſelbſt die Schuld, nämlich den Fluch der Tyrannei und des Sittenverderbniſſes. Und wie damals die weltliche Herrſchaft Roms als geiſtliche wieder auferſtehen konnte, ſo verſuchte dieſe geiſtliche Herrſchaft Roms auch jetzt, ſich friſchen Muths von ihrem Sturz wieder emporzurichten. Wie war dies möglich? Alſo: Damals wie jetzt ließen ſich die Deutſchen gläubig durch die Vorſpiegelungen und Künſte der Prieſterherrſchaft gängeln; jetzt aber hatten die Proteſtanten noch einen gefährlicheren Feind in ihrer eigenen Mitte, nämlich dieſelbe religiöſe Unduldſamkeit, daſſelbe ſtarre ſtrenge ſinnloſe Feſthalten am todten Buchſtaben, dieſelbe blinde Verehrung des Beſtehenden, dieſelbe Verläugnung und Verketzerung des geiſtigen Fortſchritts, die ſie auf Seiten der römiſchen Hierarchie gehaßt und bekämpft hatten; wie einſt die päpſtiſchen Scholaſtiker, ſo eiferten und geiferten jetzt die proteſtantiſchen Theologen; mit derſelben Erbitterung und Grauſamkeit, womit das Papſtthum alle Andersgläubigen verfolgt hatte, verfolgten ſich jetzt Lutheraner und Kalviniſten wechſelſeits; die Fürſten fingen an, ſich in ihren Ländern, jeder wie ein Papſt im Kleinen, zu benehmen; die freie höhere Entwicklung der Gottesgelehrtheit ſtockte, oder verlor ſich, um nicht in trockne Pedanterei zu verfallen, in myſtiſchen Grübeleien. Kurz: es zeigten ſich im deutſchen Nationalleben, ſo ſchnell nach der herrlichen Zeit der Begeiſterung, jetzt allenthalben traurige Rückſchritte.

Unter ſolchen Umſtänden griff denn das Papſtthum ſeine Pläne auf zur Wiederherſtellung der zertrümmerten Herrſchaft. Es zählte dabei auf die mächtigen

Häuser Oesterreich und Baiern, und es fand noch dazu einen Bundesgenossen, — so schlau, einschmeichelnd, mächtig, weitverbreitet und dienstwillig, wie noch nie in der Weltgeschichte ein Tyrann einen gleichen Diener und Helfershelfer, wie noch nie die Freiheit einen gleichgefährlichen Feind gefunden hatte, — nämlich den Jesuitenorden. Diese geistliche Gesellschaft, welche von einem spanischen Edelmann, Namens Ignaz von Loyola gestiftet und von dem Papst Paulus III. im Jahre 1540 feierlich bestätigt worden war, hatte ursprünglich den Zweck: die Weltherrschaft der römischen Kirche durch offne und heimliche Bekehrungen, durch Predigten und Erziehung der Jugend wieder herzustellen. Die Mitglieder dieser sogenannten »Gesellschaft Jesu«, die Jesuiten, zeichneten sich vor jenen der alten Mönchsorden durch ihre tiefe Welt- und Menschenkenntniß, durch ihre feinen Manieren, durch den glänzenden Anschein ihrer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit aus, und verstanden es, die Herzen der Menschen zu gewinnen und völlig zu beherrschen: sie wurden die Beichtväter der katholischen Fürsten, die Erzieher der Prinzen, und benützten den Einfluß, welchen sie in dieser Stellung besaßen, zum Vortheil ihres Ordens und des Papstthums, gegen das natürliche Interesse des Volks: sie brachten es dahin, daß ihnen die Fürsten Lehrstühle auf den Universitäten einräumten, und errichteten nun mit großem Eifer ihre Kollegien, worin sie die Jugend nach ihren Grundsätzen, nämlich zur blinden Verehrung der römischen Kirche und des Ordens, zum Haß gegen alle Andersgläubigen und zu deren Verfolgung erzogen. Sodann verbreiteten sie den Aberglauben auf alle mögliche Weise, um das deutsche Volk dumm zu machen: denn sie wußten gar wohl, daß sich nur ein Volk, welches vor Dummheit den Eigennutz der Priester nicht sieht, von diesen tyrannisch beherrschen und zu Allem bringen läßt, ein aufgeklärtes aber solche geistlichen Herrenknechte zum Lande hinausjagt. Leider gelang es den Jesuiten auch wirklich, in Baiern festen Fuß zu fassen und dort die Volksentwicklung niederzudrücken. Auch suchten sie sich, unter fremden Namen und in weltlichen Kleidern, in protestantischen Ländern bei Fürsten und Volk einzuschleichen, um im Stillen und ganz unmerklich ihre Bekehrungen zu bewerkstelligen. Der Hauptgrund ihrer politischen Kraft aber lag darin, daß sie sich an das Interesse der spanischen Linie des Hauses Habsburg anschlossen. Dabei besaß der Jesuitenorden eine Kraft in sich, wie nicht leicht ein Staat, nämlich durch seine überaus künstliche Verfassung, in Folge deren jeder einzelne Jesuit stets für das Interesse des ganzen Ordens handelte. Das war also der neue mächtige Feind des deutschen Volks in religiöser Hinsicht, aber bald auch in politischer, und leider auch in sittlicher: denn die Jesuiten befolgten und predigten den Grundsatz: »Der Zweck heiligt das Mittel« — und zwar auch jedes verbrecherische, — aber welcher Zweck? immer der, welcher der römischen Kirche und dem Orden nützte!

So war die Reformation, dieſe groſſe deutſche Volksſache, durch ihre innere Entartung und zu gleicher Zeit von auſſen her durch ihren Todfeind, den Jeſuitenorden, mit tauſend unſichtbaren Armen bedroht; und das deutſche Volk ſtand da, zerſplittert durch unſeligen Glaubenshaſſ, der in den verſchiedenen Parteien immer furchtbarer anſchwoll und endlich wohl nur in einem Bürgerkriege austoben konnte. Die Zeit begann troſtlos zu werden. Es war nach jener groſſen Begeiſterung offenbar eine tiefe Abſpannung und Ermattung eingetreten. Die Blüthen der ſchönen Künſte verwelkten: man baute nicht mehr Dome in jenem wunderbaren, erhabenen, alt- und ächtdeutſchen Styl: neuwelſche Schnörkeleien mengten ſich ſchon in der Bauart ein. Eben ſo ging's bereits mit Malerei und Bildhauerei. Auch die Dichtkunſt entartete zu Rohheit oder Geſchmackloſigkeit. Auch das wiſſenſchaftliche Streben trug ganz die blaſſe traurige Farbe jener Zeit, obwohl es in derſelben viele tüchtige Gelehrte gab; aber eben das war das Unglück, daſſ die ſtarre todte Gelehrſamkeit die lebendige Forſchung niederdrückte. So ging es mit dem Sprachſtudium: jene edlen »humaniſtiſchen« Studien, welche den erſten Anſtoſſ der groſſen geiſtigen Bewegung gegeben hatten, waren entartet; man fing an, die herrliche deutſche Mutterſprache der lateiniſchen nachzuſetzen. Ebenſo ging's mit der Rechtsgelehrſamkeit. Nur in den Naturwiſſenſchaften geſchahen groſſe und wichtige Fortſchritte: aber, gleichwie oft dicker Rauch die Flamme, ſo umhüllte dieſe Fortſchritte ein mächtiger Aberglaube: ſie erſchienen dem Volke wie furchtbare Zauberei. In dieſer Zeit hat der groſſe Naturkundige, Theophraſtus Paracelſus gelebt (geboren zu Einſiedeln 1493, geſtorben zu Salzburg 1541), welcher noch heutzutage als ſeltſamer Wunderdoktor im Munde des Volkes lebt. In dieſe Zeit verſetzt die Sage auch den Schwarzkünſtler, Doktor Fauſt, von deſſen Leben und Höllenfahrt im Volksbuch zu leſen iſt. Habſucht, Furcht und Thorheit der Groſſen trugen viel dazu bei, ſolchen Wahn und Aberglauben zu vermehren und zu verſtärken; und ſo kamen, beſonders an den Höfen, die trügeriſche Goldmacherkunſt (oder Alchymie) und die Sterndeuterei (oder Aſtrologie) immer mehr auf: man verſchwendete Geld und Gut an Betrüger, welche ſich mit dem Schein geheimer Wiſſenſchaft umgaben, um durch dieſe den ſogenannten »Stein der Weiſen« zu finden (vermittelſt deſſen man unedle Metalle in eitel Gold verwandeln zu können glaubte), oder um ſich ſein künftiges Schickſal aus den Sternen weiſſagen zu laſſen. Dabei nahm die myſtiſche Schwärmerei, dieſe Peſt für Fürſten und Volker, immer mehr zu und vergiftete die Geiſteskräfte und die Sittlichkeit. Gegen ſolchen allgemeinen Verfall reichten weder die geſchärften Reichspolizeiverordnungen von 1530 und 1548 aus, noch die neue »peinliche Hals-Gerichts-Ordnung Kaiſer Karls V. und des heiligen römiſchen Reichs«, welche 1532 auf dem Reichstag zu Regensburg erlaſſen werden und kurzweg unter dem

Namen »Karolina« bekannt ist. Das war eine Gerichtsordnung, welche durch die furchtbare Strenge der darin festgesetzten peinlichen Strafen, so wie durch die Anwendung der Folter oder Tortur (um dadurch den Angeklagten zum Geständniß zu bringen), jedem Menschenfreund eben so viel Entsetzen erregt, als Mitleid über die thörichte Ansicht, daß das Gesetz für den Einzelnen, wie im Namen des Staats gleichsam nur Blutrache vollstrecken soll; denn es ist eine bekannte Sache, daß gerade die unmenschlichsten Strafen den Pöbel am allerwenigsten von Verbrechen abschrecken, sondern dessen moralisches Gefühl nur noch mehr abstumpfen. Ach, und die letzten Reste der alten deutschen Volksgerichte mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit schwanden dahin! Aber eben jene Maßregeln werfen ein grelles Licht auf die Zeit selbst, und dabei könnt ihr erkennen, lieben Landsleute, daß Unsittlichkeit und politische Unfreiheit stets Hand in Hand gehen: so z. B. ist auch damals die Büchercensur außerordentlich verschärft worden. Nur ein Volk, welches sittlich rein ist und immer sittlich vollkommener zu werden strebt, ist der Freiheit werth, weil es ihre erhabene Wesenheit fassen kann.

In jenen Zeiten (1559) ist auch die alte Freiheit der Dithmarsen untergegangen. Und warum? Weil die Dithmarsen, durch ihr vieles Glück und ihre Reichthümer von Stolz und Uebermuth verblendet, nicht mehr die alten Tugenden, nicht mehr die alte Einfalt bewahrten, nicht mehr so wachsam und gerüstet dastanden, wie einst. Dennoch erwiesen sie auch bei ihrem Untergang die alte Heldenkraft und besonders zeichneten sich die Frauen durch kühne Großthaten aus. — Folgendes ist der Hergang, wie der Dithmarsen Freiheit unterdrückt ward. Die Dänen und die Holsteiner hatten seit dem letzten großen Sieg der Dithmarsen im Jahre 1500 ihre feindseligen Absichten gegen dieselben keineswegs aufgegeben, sondern lang im Stillen gerüstet; die Dithmarsen aber dünkten sich allzusicher und beachteten dies nicht. Sie hatten den evangelischen Glauben angenommen und begaben sich in den Bund der Hansa. Aber Letzteres war nicht zu ihrem Heil; denn die stolzen Bürger meinten es mit den freien Dithmarsen doch nicht aufrichtig. Nun gewann der Herzog Adolf von Holstein 1548 vom Kaiser Karl V., daß ihm — auf das alte Versprechen des Kaisers Friedrich III. hin — das Land Dithmarsen überlassen ward. Er verband sich mit dem König Friedrich von Dänemark und beide sagten im Jahre 1559 den Dithmarsen durch Fehdebriefe den Krieg an. Die Dithmarsen rüsteten und bestellten ihre Schanzen, und die Frauen ermahnten die Männer, tapfer zu fechten. Aber es war Uneinigkeit zwischen den einzelnen Kirchspielen und Anführern, während die Feinde das Land von mehren Seiten zugleich angriffen, um dadurch sowohl die freien Männer über den Hauptschlag zu täuschen, als auch deren Macht zu zersplittern. Wider das feste Meldorf geschah der Feinde erster Angriff. Da wehrten sich die gewaltigen Dithmarsen mit der Wuth der

Verzweiflung, Männer und Weiber, — eine Frau erstach zwei Landsknechte mit einem Messer — bis daß nur noch vierhundert Dithmarsen übrig waren; die zogen sich auf ein Warf zurück, und verschanzten sich auf's Neue. Aber von allen Seiten umstellt, mußten sie sich endlich doch ergeben und wurden über die Elbe versetzt. Sodann geschah ein furchtbarer Kampf um den Flecken Heide, wo jeden Samstag großer Markt war und die achtundvierzig Regenten des Landes zusammenzukommen pflegten. Da stoßen die Dithmarsen mit ihren langen Spießen wacker zu, daß die Landsknechte vor ihnen laufen. Dem König von Dänemark wird ein Edelmann zur Seite erschossen: der Herzog von Holstein sieht seine Fähnriche wanken und weichen; da eilt er von dem Bühel, auf dem er hält, herbei, faßt die Fähnriche an der Hand, führt sie voran und ruft ihnen zu: »Da, da ist der Feind!« D'rauf gibt er seinem Roß die Sporen, dringt voran und schießt auf einen dithmarsen Bauer; der aber, verwundet und am Boden liegend, stößt dem Herzog mit der Hellebarde in den Rücken, daß sich dieser, verwundet, forttragen lassen muß. Aber der Bauern wurden gar Viele erlegt und lagen zu Haufen übereinander, — auch Frauen, die in Mannskleidern und Harnischen mit vorangefochten hatten. Ein andres Häuflein Bauern, das in der Nähe stand, — Reimer Grote führte es an, — wollte den Landsleuten nicht beispringen. Der Feldmarschall der Feinde aber ließ den Flecken Heide in Brand stecken. Da zogen die Dithmarsen aus dem Theil ihres Landes, welcher die »Geest« heißt, und den sie nun verloren hatten, in den andern Theil, in die »Marsch«, und sammelten sich dort, willens, das feindliche Lager anzugreifen. Aber bald erkannten sie kummervoll, daß sie nach so zahllosen Verlusten gegen der Feinde Uebermacht nichts mehr vermochten und daß die letzte Stunde ihrer Freiheit geschlagen habe. Also sandten sie, während die Feinde Kriegsrath hielten, ihre Geistlichen mit weißen Stäben in deren Lager, um für die Friedensboten sicheres Geleit zu erhalten, und am 19. Juni 1559 wurde der Friede geschlossen, — um den Preis der Unterwerfung. Die Dithmarsen erkannten nämlich die Herzoge von Holstein als ihre Herren an und mußten ihre Waffen und all' ihr Kriegsgeräth ausliefern; doch behielten sie manches alte Vorrecht, — freilich kein Ersatz für die Freiheit, die sie verloren hatten! Wohl versuchten sie's später noch öfter, diese wieder zu erringen. Doch jeder Versuch war fruchtlos: die Dithmarsen sind Unterthanen geblieben.

Die neue Reichsverfassung, zu welcher unter der Regierung des Kaisers Maximilian der Grund gelegt worden, hatte sich unter der seines Enkels Karl V. vollständiger ausgebildet. So das Kammergericht, welches nun alljährlich untersucht werden sollte und (im Jahr 1555) eine Ordnung zur Vollstreckung seiner Beschlüsse erhielt. Ebenso die Kreisverfassung, die Steuerverfassung und die Kriegsverfassung: jeder Kreis des Reiches mußte einen bestimmten Antheil (»Kontingent«) an Soldaten, Geschütz und Kriegsbedürf-

nissen stellen. Seit 1555 gab es außerdem eine eigene »Reichsdeputation«, deren Zweck es war, die Mittel zur Erhaltung des Landfriedens in jenen Fällen zu berathen, in welchen dies den Kreisen nicht völlig gelang. Uebrigens erschuf Karl V. 1548 einen neuen Reichsstand, nämlich die sogenannte »Reichsritterschaft«; das war eine Vereinigung aller jener Ritter, welche unmittelbar unter dem Reiche standen, im Gegensatz zum Landadel; diese Reichsritterschaft leistete der kaiserlichen Kammer einen eigenen Beitrag, genoß einige Hoheitsrechte (wie z. B. die Gerichtsbarkeit und das Recht der Steuerumlage), bildete eigene Ritterordnungen und hielt regelmäßige Zusammenkünfte. Die Reichsstädte standen damals noch im höchsten Wendepunkt ihrer Blüthe, Macht und Bedeutung: ihre Gemeindewesen waren wohl geordnet und verwaltet; aber die ungeheuren Reichthümer der Bürger steigerten den verderblichen Uebermuth in Sitten und Bräuchen allzusehr; und, während sie dem Luxus nachhingen, fing die Macht schon zu verdorren an. Laut der Reichspolizeiordnung vom Jahre 1530 gab es vier Klassen von Bürgern, nämlich: gemeine Bürger und Handwerker, dann Kauf- und Gewerbsleute, Rathsmänner von wegen ihrer Abkunft und Vermögens, endlich Doktoren (oder graduirte Gelehrte). Besonders behaupteten die Kaufleute ein gar großes Ansehen durch ihre ungemeine Geldmacht. Das auffallendste Beispiel davon gab die Familie der Fugger in Augsburg. Diese Fugger hatten ihre Flotten auf den weiten Meeren und bauten in ihrer Vaterstadt einhundertsechs Versorgungshäuser für die Armen; gleich Fürsten beschützten und beschäftigten sie berühmte Künstler und Gelehrte, und, so recht als Bürger, ließ einmal ein Fugger aus seinem eigenen Schatz 80,000 Goldgulden prägen, weil es der Stadt an Geld fehlte, um dem Kaiser das geforderte Strafgeld zu bezahlen. Kaiser Karl V. liebte die Fugger sehr und wohnte gern bei ihnen, wenn er nach Augsburg kam. So kehrte er auch einstmals im Juni 1530 auf dem Rückweg von Italien bei einem Fugger in Augsburg ein und entschuldigte sich bei diesem, daß er ihm eine große Summe Geldes, die ihm der Fugger geliehen, noch nicht habe zurückzahlen können. Es war kalt Wetter, und der Kaiser sprach, wie verschieden doch das welsche Klima vom deutschen sei. Da läßt ihm der Fugger im Kamin ein Feuer von duftendem Zimmtholz machen (eine Unze Zimmt galt damals zwei Dukaten) und warf stolz einen noch viel kostbareren Brennstoff hinein, nämlich die Verschreibung auf jene Gelder, welche er dem Kaiser vorgeschossen hatte. Bei solchem Feuer mag einem Kaiser der Frost wohl vergehen. — Die fürstliche Gewalt endlich erstarkte in jener Zeit außerordentlich, und zwar bei einem Theil der Fürsten, (nämlich bei den evangelischen,) in Folge der Reformation (wie schon erzählt); sodann auch gerade in Folge der Bestrebungen des Kaisers Karl V., sie in ihre alten Gränzen zurückzudrängen, weil sie nun alles Mögliche versuchten, um dagegen ihre Selbstständigkeit zu behaupten. Noch

immer übten dabei die Landstände ihr heilsames Recht: doch schon trug auch diese Anstalt den Keim des Verderbnisses in sich, weil die Landstände, den Geist und die geschichtliche Begründung ihres Instituts verkennend, sich häufig allzustreng nur je auf ihre einzelnen Standesinteressen beschränkten und die allgemeinen Landes- und Volksinteressen darüber aus den Augen ließen, da sie doch ursprünglich Landes- und Volksvertreter sein sollten. Dadurch aber wurde der fürstlichen Willkür und dem Beamtenwesen in den einzelnen deutschen Ländern ein immer größerer Spielraum gegeben.

Nach Karls V. Abdankung wurde dessen Bruder Ferdinand, welcher bisher römischer König gewesen, nun Kaiser, nachdem er den Fürsten eine

Wahlkapitulation beschworen hatte. Weniger ausgezeichnet durch Geistesgaben als Karl V., war Kaiser Ferdinand aus Gründen der Politik doch in Sachen der religiösen Duldung milder gesinnt als jener. Der Papst Paulus IV. wollte ihn auch, wegen des Religionsfriedens mit den Protestanten, anfangs gar nicht anerkennen; erst Papst Pius IV. that dies (1559), aber nur gegen eine förmliche »Obedienzleistung«. Uebrigens gaben sich die schlauen Jesuiten alle Mühe, in den österreichischen Erblanden die Reformation zu unterdrücken. In Baiern, wo sie sich der entschiedensten Gunst der Herzoge zu erfreuen hatten, brachten sie diesen Plan auch bald zu Stande. Besonders thätig war dabei der Jesuit Peter Canisius (aus Nymwegen), welcher, im Gegensatz zu Luthers Katechismus, einen großen und kleinen katholischen Katechismus verfaßte, und von seinen Feinden blos der „canis austriacus" (der österreichische Hund) genannt wurde. Die Universität Ingolstadt war gleichsam die Hauptfestung der Jesuiten in Deutschland.

Die Protestanten aber weigerten sich standhaft, die Trienter Kirchenversammlung, welche von 1552 an unterbrochen und erst durch den Papst Pius IV. wieder zusammenberufen worden war, zu beschicken. Diese erließ hinwieder mehre Beschlüsse, welche die Macht des Papstthums befestigten, und welche die römisch-katholische Partei in Deutschland auch annahm. Im Jahre 1563 wurde jene Kirchenversammlung beendigt. — Mittlerweile dauerte bei den Protestanten der »Abendmahlsstreit« noch fort, und in der lutherischen Partei selbst entstand über denselben Gegenstand eine Spaltung zwischen den Anhängern des Pastors Brenz in Schwäbisch Hall und jenen des Flacius in Jena. Darüber brach großer Haß und viele Zänkerei aus. So standen sich also Lutheraner und Kalvinisten, Brenzianer und Flacianer, erbittert gegenüber, zum Aergerniß der Reformation, allen Gegnern derselben aber zur größten Freude. Die Fürsten selbst nahmen an diesen erbärmlichen Zänkereien der Gottesgelehrten lebhaften Antheil, grade als hinge das Heil ihrer Völker an todten Buchstaben. Traurig genug! Denn nun sollten die Unterthanen mit aller Gewalt nur das glauben, was die Fürsten für wahr hielten. Vergeblich geschahen verschiedene Ausgleichungsversuche; sie griffen nicht durch. Darüber starb der edle Philipp Melanchthon voll Kummer, (am 19. April 1560), am Abend seines Lebens noch schwer verkannt, und zwar blos darum, weil er im Geiste Christi Frieden und Duldung predigte. In der Pfalz führte der Kurfürst Friedrich III. die kalvinistische Glaubenslehre und den sogenannten »Heidelberger Katechismus« als Hauptglaubensbuch der Reformirten ein; aber seine Nachfolger wechselten wieder das Bekenntniß, und das mußten auch die Pfälzer als Unterthanen nachmachen: bald Lutheraner, bald Kalvinisten! Der Kurfürst August von Sachsen hingegen (das war der Bruder und Nachfolger des Moritz) hielt steif und fest an der lutherischen Lehre und verfolgte die

Kalviniſten, wiewohl es deren viele heimlich in ſeinem Lande gab. Als er dies endlich entdeckte, ließ er die ſtreng lutheriſche ſogenannte »Konkordienformel« abfaſſen. So hatte nun jede von den drei religiöſen Hauptparteien ihre Richtſchnur des Glaubens, die Römiſch-Katholiſchen hatten die Beſchlüſſe des Trienter Konzils, die Kalviniſten den Heidelberger Katechismus, und die Lutheriſchen die Konkordienformel; jede Partei aber glaubte, den wahren Chriſtusglauben zu haben, und verketzerte die andern. Und welche hatte ihn denn wirklich? Keine; nur der hatte ihn, der den Lehren Chriſti folgte, deſſen heiliges Gebot iſt: »Liebe Gott über alles und Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt.«

So traurig war's damals in Deutſchland mit den Religionsangelegenheiten beſtellt. In politiſchen Dingen war's auch nicht beſſer. So machte der Kaiſer Ferdinand 1559 den öſterreichiſchen Hofrath zum Reichshofrath, alſo, daß dieſer nun dem Reichskammergericht faſt gleich ſtand. Metz, Toul und Verdün blieben bei Frankreich. Liefland, welches bis dahin unter des deutſchen Reichs Oberlehnsherrlichkeit geſtanden, fiel an Polen. Und an den öſtlichen Gränzen erhoben fortwährend die Türken drohend ihre gefürchteten Waffen, in jedem Augenblick bereit, in das Herz der Chriſtenheit einzubrechen. Ungarn, die Vormauer derſelben, war durch den Hader der Parteien Zapolyas und Bathorys ſchwach: der Kaiſer konnte nichts dagegen thun, er mußte den Türken alle Landſchaften laſſen, welche ſie in Ungarn beſaßen, dem Sohn des Zapolya Siebenbürgen, — und mußte außerdem dem Sultan alljährlich ſchwere Schatzung zahlen. Am Abend ſeines Lebens brachte es Kaiſer Ferdinand dahin, daß ſein Sohn Maximilian von den Kurfürſten als römiſcher König gewählt und auch vom Papſt (1564) als ſolcher anerkannt ward. Sodann traf er die ernſtlichſten Anſtalten, auch dem Papſt gegenüber, um eine durchgreifende Verbeſſerung der römiſch-katholiſchen Kirche, ſo wie eine Kirchenvereinigung zu bewirken. Mitten in dieſen Beſtrebungen ſtarb Kaiſer Ferdinand (am 25. Juli 1564), löblichen Angedenkens; denn er hatte das Gute erſtrebt, wenn er auch gegen die Uebermacht der Verhältniſſe oft zu ſchwach geweſen war, um es auszuführen.

7.

„Verſöhnung, Gottes Ruf, verſteht
Kein deutſches Herz dich mehr?"

Nun erhielt ſein älteſter Sohn Maximilian, als Zweiter dieſes Namens, die deutſche Kaiſerkrone. Dieſer war damals 37 Jahre alt, ſchwach von Körper, aber wahrhaft edel an Geiſt und Gemüth. Er kannte und ſchätzte Luthers Lehre und begünſtigte den evangeliſchen Glauben, obwohl er ſelbſt, als Kaiſer, nicht zu demſelben übertreten wollte; denn er hielt es für die Pflicht ſeines erhabenen Berufes, nicht ſelbſt Partei zu nehmen, ſondern über den

Parteien zu stehen. Diesen Grundsatz bewährte er auch durch die That. So viel ihm auch die schlauen Jesuiten in die Ohren flüsterten, er sprach ernst und groß: »Ueber die Gewissen meiner Unterthanen hab' ich keine Macht« und ließ jeden frei und ungefährdet seinen Glauben ausüben, auch in seinen Erblanden. Das ist ihm ein ewiger Ruhm, ein viel größerer, als wenn er tausend Schlachten durch Menschenblut gewonnen hätte.

Diese seine durchgreifende Gerechtigkeitsliebe, so mild und freundlich sie sich in religiösen Angelegenheiten der Nation zeigte, bewährte er eben so streng, wenn es galt, den inneren Frieden des Reiches aufrecht zu erhalten. Das bewies er in der Grumbachischen Sache. Wilhelm von Grumbach, ein Edelmann aus Franken, war von dem Bischof von Würzburg, Melchior von Zobel, ungerechterweise um seine Lehensgüter gekränkt und d'raus vertrieben worden, und hatte sich nicht Recht verschaffen können, wiewohl ihm das Reichskammergericht zu Gunsten gesprochen hatte. Im Jahre 1558 aber war der Bischof Zobel zu Würzburg meuchlings erschossen worden und den Grumbach hatte der Verdacht getroffen, daß er die Mörder angestiftet: Ungestüm verlangte er fort und fort vom Stift zu Würzburg die Wiedereinsetzung in sein Recht, gewann viele Reichsritter zu Genossen und sogar den Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Gotha (einen Sohn jenes Johann Friedrich, welcher die Kurwürde verlogen hatte) zum Freunde. Darauf gestützt überfiel er im Jahre 1563 plötzlich die Stadt Würzburg und zwang das Stift, ihn in seine entzogenen Güter wieder einzusetzen. Weil er nun durch diese Gewaltthat den Landfrieden freventlich gebrochen hatte, kam er in die Reichsacht. Aber der Herzog Johann Friedrich nahm ihn in Schutz: denn Grumbach hatte diesem zugesagt: er wollte ihm beistehen, die verlorne Kurwürde wieder zu gewinnen. Da nun die Sachen also standen, ließ sie der Kaiser 1566 genau untersuchen, und darnach die Reichsacht erneuern. Als aber der Herzog Johann Friedrich sich des alten Grumbach noch immer treu und standhaft annahm und ihn nicht ausliefern wollte, verfiel er selbst auch in die Reichsacht, und sein Vetter, der Kurfürst August von Sachsen, vollstreckte sie. Johann Friedrich und Grumbach wurden 1567 gefangen genommen, der Letztere nach der damaligen Barbarei des Strafgesetzes gevierttheilt, — der Erstere in die zwanzig Jahre lang bis an seinen Tod gefangen gehalten; sein Land blieb jedoch seinen Kindern, bis auf vier Aemter, welche der Kurfürst August bekam.

Inzwischen war das deutsche Vaterland abermals in großen Schrecken vor den Türken gewesen. Der türkische Kaiser Suleiman nämlich, derselbevolle siegreiche Held, welcher vor Wien gewesen war, hatte den Frieden gebrochen, um dem Sohn Zapolya's, Johann Sigmund, Fürsten von Siebenbürgen, durch Waffengewalt die Herrschaft über Ungarn zu sichern; mit ungeheurer Heeresmacht und Pracht war Suleiman gen Ungarn gezogen. Darauf hatten

sich jedoch die deutschen Reichsstände, welche die Angelegenheiten des Kaisers in Ungarn mit den Türken in der letzten Zeit immer nur als Privatsachen desselben betrachtet hatten, die dem Reiche fremd seien, plötzlich zur Eintracht erhoben, und dem Kaiser kräftige Unterstützung bewilligt; ebenso der Papst; die drohende Gefahr verscheuchte für den Augenblick den Gedanken an alle übrigen Streitigkeiten. Aus Italien, England und Frankreich zogen kriegsfreudige Männer herbei zum heiligen Krieg gegen den Erbfeind der ganzen Christenheit. Das christliche Heer war 80,000 Mann stark und zog gen Ungarn, wo es sich bei Raab verschanzte. Der greise Suleiman aber wollte von Peterwardein gen Erlau ziehn. Da vernahm er, daß Graf Nikolaus Zrinyi den Sandschak von Tinhala zu Sikloš überfallen, getödtet und dessen reiches Lager geplündert habe. Grimmentbrannt änderte nun Suleiman seinen Plan und warf sich mit seiner ganzen Macht auf die Veste Szigeth (zwei Meilen von Fünfkirchen), welche Nikolaus Zrinyi vertheidigte. Die Besatzung Szigeths war nicht sehr zahlreich; aber sie bestand aus lauter ungarischen Helden, denen die Ehre mehr galt als das Leben. Vom 5. August bis zum 8. September widerstanden sie der ganzen ungeheuren türkischen Heeresmacht. Endlich aber erkennt der Zrinyi, daß keine Rettung mehr möglich ist; die Türken sind schon Herrn der ganzen Umgegend, der Stadt und der äußeren Veste, von allen Seiten stürmen sie gegen die innere Burg heran, in solcher Zahl, daß ringsumher nichts zu sehen ist als der Himmel und sie. Da weiht sich der Zrinyi freudig dem Tode. Er läßt ein mit gehacktem Eisen geladenes Feldstück abfeuern, daß viele Hunderte von Türken, die schon auf der Schloßbrücke stehen, getroffen in ihr Blut niederstürzen. Mitten im Pulverdampf sprengt er dann plötzlich, in seinem kostbarsten Gewand, den Säbel in der Faust, ohne Panzer und Helm, zum Thore hinaus wider den Feind, vor ihm sein treuer Fahnenjunker Juranitsch, mit ihm sechshundert Tapfre; und wie der kaiserliche Adler über ihm auftauscht, bricht er todesfreudig in die Türken ein. Da durchbohren zwei Kugeln seine Heldenbrust, ein Pfeil sein Haupt: noch lebt er, die Janitscharen fassen ihn, heben ihn empor, und hauen ihm das Haupt vom Rumpfe. Schon steht die Burg in lichten Flammen, die rasenden Sieger stürmen über die Leichen der Helden hinein, plündern, und würgen Weiber und Kinder, die sie drinnen finden. Inzwischen dringen die Flammen zum Pulverthurm. Plötzlich bebt die Erde und unter Donnerhall fliegen Mauern und Sieger zerschmettert nach allen vier Winden, und Tausenden von Türken wird der Sieg zum Tod, werden Szigeths Trümmer zum Grab. Dies geschah am 8. September 1566. Beides, Sieg und Verderben, hatte der alte Suleiman nicht mehr erlebt; er war bereits in der Nacht vom 5. auf den 6. September verschieden, aber sein Tod war seinem Heere verheimlicht geblieben, und blieb's auch noch drei Wochen lang, bis sein Sohn Selim II. den Thron bestiegen hatte. Mit diesem wurde 1568 ein

Waffenstillstand auf acht Jahre abgeschlossen, kraft dessen beide Theile im Besitze der Landschaften blieben, welche sie inne hatten. Der junge Zapolya aber erkannte den Kaiser als Oberlehnsherrn an. Er starb schon 1571; da erwählten die Siebenbürger den Stephan Bathori zu ihrem Fürsten und der Kaiser bestätigte denselben.

Zur selben Zeit, während in Deutschland durch des Kaisers redliches Streben und würdevolles Benehmen, trotz aller theologischen Zänkereien, innere Ruhe herrschte, geschahen in Frankreich entsetzliche Verbrechen aus Glaubenshaß. Die Römisch-Katholischen, von fanatischen Priestern aufgehetzt, wollten dort die Reformirten (oder »Hugenotten«) mit Feuer und Schwert ausrotten, und in der Nacht vom 23. auf den 24. August 1573 (in der sogenannten »Bartholomäusnacht«) wurden auf Anstiften der verwittweten Königin Katharina und auf Befehl ihres Sohnes, des Königs Karl IX. von Frankreich, in der Stadt Paris und in den Provinzen die Hugenotten überfallen und zu vielen Tausenden meuchlings ermordet (im Ganzen zählte man, gering gerechnet, dreißigtausend Schlachtopfer). Der König selbst soll damals aus den Fenstern seines Palastes auf die Unglücklichen geschossen haben, welche sich durch Schwimmen über den Seinestrom retten wollten. Kaiser Maximilian, dessen Tochter die Gemahlin des Königs Karl IX. war, vernahm diese Schandthat seines Tochtermanns mit tiefer Entrüstung. Aber eben so schändlich war's, daß ein deutscher Fürst, Johann Wilhelm von Sachsen (schon im Jahre 1568), bei den unseligen Glaubenskämpfen in Frankreich dem König Karl IX. deutsche Söldner gegen die Hugenotten zugeschickt hatte. Andre Fürsten zogen freilich diesen zu Hülfe. So fochten oft Deutsche gegen Deutsche für schnöden Sold auf fremdem Boden, für fremde Interessen. Das bekümmerte den edlen Kaiser Maximilian II. tief; denn gar Viele trieben nun den Krieg als Handwerk, und machten, wenn sie ohne Dienst heimkamen, das Land unsicher, so daß die wilden deutschen Landsknechte eine wahre Landplage Deutschlands waren. Deshalb brachte der Kaiser auf einem Reichstag zu Speier 1570 ein neues »Werbegesetz« in Vorschlag, daß Niemand wider sein Wissen und seinen Willen in fremde Kriegsdienste treten durfte. Die Fürsten widersprachen dem, denn sie glaubten dadurch ihre Hoheitsrechte beeinträchtigt, und verstanden sich endlich nur unter bedeutenden Abänderungen dazu.

Redlich und unermüdlich fuhr Maximilian II. fort, für Versöhnung der Parteien und religiöse Duldung zu wirken. Da arbeiteten ihm jedoch leider die Jesuiten im Stillen überall entgegen, selbst in seiner eigenen Familie, und schürten den Haß der katholischen Fürsten und Unterthanen gegen alle sogenannten »Ketzer«. Auf der andern Seite aber war die Reformation selbst durch die Schuld ihrer Prediger und fürstlichen Bekenner schon eben so tiefentartet, als die römische Kirche, deren Entartung sie erzeugt hatte; diese

Reformation, auf Freiheit des Glaubens gegründet und jetzt zur Glaubenstyrannei umgewandelt, — stand nun als Spott ihrer selbst, als eine ungeheure Lüge da. Das Traurigste war, daß unter solchen Umständen fast einzig nur von deutschen Fürsten die Rede sein kann, fast nirgends vom deutschen Volk, nämlich was das Handeln, freilich nicht, was das Leiden betrifft. Wie ein scheuer verachteter Bettler, der kein Recht hat mitzureden, wird das Volk immer weiter hinter Glanz und Pracht, immer tiefer unter die Laster und Ausschweifungen der Fürsten gedrückt, und kaum hie und da verkündigt ein Seufzer, ein leiser Schmerzensschrei des unterdrückten Volkes, daß es noch lebt, dies deutsche Volk, das einst die Römer schlug und siegreich über die Länder der Erde schritt, das den Fürsten seine ganze Selbstherrlichkeit nie sklavisch verschenkt, sondern vertrauensvoll sie nur gleichsam zu Vertretern derselben berechtigt hatte. Auch von der Kraft und Ehre des Reiches ist keine Rede mehr; die wahlfreie Krone von Polen wird dem tugendhaften Kaiser (1576) angetragen; — die deutschen Reichsstände sind dagegen.

Körperlich schwer leidend, kam der Kaiser 1576 auf einen Reichstag gen Augsburg, um sein Versöhnungswerk fortzusetzen. Aber die Protestanten sowohl als die Katholiken hielten fest an ihren Forderungen. Die Protestanten wollten nämlich, daß ein »Nebenabschied« Kaiser Ferdinands vom Jahre 1555 (kraft dessen auch die evangelischen Unterthanen geistlicher Stände von diesen bei Ausübung der Augsburgischen Konfession nicht bedrängt werden sollten) die verbindende Kraft eines förmlichen Reichsgesetzes erhalten, dagegen die unselige Klausel vom »geistlichen Vorbehalt« aufgehoben werden sollte, — durch Beides hätte die evangelische Kirche die Ohmacht erhalten; — die Katholiken hingegen bestanden darauf, daß der »geistliche Vorbehalt« gelten sollte, der »Nebenabschied« aber nicht. So stritten beide Parteien hartnäckig, während der Türke abermals drohend seine Waffen erhob. Vergeblich stellte ihnen der Kaiser vor, daß zu wenig Fürsten auf dem Reichstag vorhanden seien, um etwas Entscheidendes zu beschließen; vergeblich ermahnte er sie auf's Dringendste zum Frieden unter sich, damit das gemeinsame Heil des Vaterlands nicht zu Grunde ginge; vergeblich gab er sein Kaiserwort, daß er stets jede Beschwerde heben wolle. Als nun keine Vorstellung noch Bitte fruchtete, ließ er den Reichsabschied abfassen, worin jene Streitpunkte nicht berücksichtigt waren. Gleich darauf verschied er, von Freunden wie Feinden wegen seiner Redlichkeit hochgeehrt. Seinen Sohn, Rudolf II., König von Ungarn und Böhmen, hatten die Kurfürsten bereits 1575 zum römischen König erwählt, und nun bestieg dieser Fürst den deutschen Kaiserthron. Für's deutsche Vaterland aber stieg dabei kein Morgenroth empor; die Nacht des Todes, welche Maximilians II. Augen schloß, legte sich wie ein ungeheures Todtentuch über das weite Vaterland.

8.

Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

Göthe.

Mittlerweile hatte sich das Volk in den Niederlanden, welche weiland Kaiser Karl V. 1555 seinem Sohn, dem König Philipp II. von Spanien übergeben hatte, muthig für seine bedrängte Freiheit zu einem Kampf erhoben, welcher deutschen Herzen unvergeßlich bleiben soll; denn jenes Volk, edel und hochherzig, betriebsam und beharrlich, durch Gewerke und Handel reich und blühend, war deutschen Ursprungs, und bewies diesen durch seine Freiheitsliebe, als es, durch Karls V. Verfügung von Deutschland losgerissen, und an Spanien geschmiedet, auf König Philipps II. Machtgebot spanische Sitten und spanische Knechtschaft annehmen sollte.

Dieser Philipp II. war ein finstrer Tyrann, starr wie von Erz, ohne Achtung vor Menschenwürde, bigott bis zur Raserei. Wer sich nicht zur römischen Kirche bekannte, der war in seinen Augen verworfener als ein Dieb oder Meuchelmörder, und verdiente den qualvollsten Tod. Deshalb hielt er das spanische Glaubensgericht (oder die »Inquisition«) für eine heilige Anstalt und freute sich, als hätte er die größten Triumphe gewonnen, wenn diese Inquisition zahlreiche sogenannte Ketzer zur Hinrichtung brachte: solche Hinrichtungen hießen „Auto-da-fe's“ und waren prachtvolle Schauspiele, denen der König mit seinem ganzen Hofe beiwohnte; da wurden die unglücklichen Schlachtopfer des Glaubenshasses schimpflich und qualvoll vor allem Volke verbrannt. So war's in Spanien eingeführt, und so wollte es König Philipp II. auch in den Niederlanden einführen, wo (namentlich in den nördlichen Provinzen) die Reformation fest eingewurzelt war. Er wollte noch mehr in seinem Stolz: er wollte, wie sein Vater, eine Weltherrschaft erringen, und Spanien sollte deren Mittelpunkt sein, in Spanien selbst aber sein Kabinet, worin er finster brütend über dem Gewebe seiner Pläne saß und dieses weithin über fremde Reiche auswarf, zumal über England und Frankreich. Mit dieser ungemessnen Herrschsucht hing auch Philipps religiöser Fanatismus wieder auf's Innigste zusammen; er wollte dabei den römisch-katholischen Glauben auf dem Erdball wieder herstellen, und jedes Mittel war ihm dazu recht. Dies war's, was die Jesuiten an sein und Spaniens Interesse band. Sie warben für seine Politik, weil diese ihren Zwecken dienstbar war. Von Stolz und Fanatismus verblendet, erraß Philipp II. das Unnatürliche und deshalb auch das Unmögliche seines Planes nicht, und opferte thöricht einem Hirngespinst die Schätze zweier Welten, so wie das Wohl Spaniens selbst, opferte herzlos Hunderttausende von Menschenleben.

In den Niederlanden wähnte er durch Gewalt seine Absichten durchsetzen zu können. Da meinen die Tyrannen: Gewalt sei allmächtig wie Gott. O ihr thörigten Geschöpfe aus Staub, die ihr den Geist, Gottes Kind, für nichts achtet! Ihr begeht in aller eurer Bigotterie eine Gotteslästerung, wenn ihr ihn blos als Opferthier ansieht, das ihr dem Götzen eurer Selbstsucht schlachten könnt. Philipp II. hatte 1559 seine Halbschwester, Margaretha von Parma, zur Statthalterin der Niederlande bestellt und ihr einen Staatsrath beigegeben, worin viele adelige Niederländer saßen, aber auch sein Günstling, jener heimtückische Bischof von Arras, Granvella, welcher später Kardinal wurde. Spanische Truppen blieben, gegen die Verfassung der Niederländer, in den blühenden Provinzen; eben so wurden, gegen die Landesverfassung, zum Schutz des Katholicismus, vierzehn neue Bisthümer dort errichtet. Darüber erhoben alle Niederländer laut ihren gerechten Unwillen, und drei treffliche Männer, der Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien und die Grafen von Egmont und Hoorn nahmen sich als kühne Wortführer der ganzen Nation an. Wilhelm von Oranien, ein Liebling weiland Karls V., war Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, welt- und staatsklug, bedächtig, verschlossen (weßhalb er auch »der Schweigsame« hieß) und beharrlich für alles Gute: Graf Egmont war Statthalter von Flandern, eben so trefflich wie Oranien, aber lebhaft, ohne Argwohn und hoffnungsreich, überdies als siegreicher Krieger berühmt und der Stolz aller braven Niederländer. Beiden ging das Vaterland über Alles, und sie brachten es dahin, daß die Statthalterin Margaretha endlich den verhaßten Granvella 1564 aus dem Staatsrath entfernte. Dennoch war damit noch nichts gewonnen; denn König Philipp II. bestand darauf, daß die Beschlüsse der Trienter Kirchenversammlung in den Niederlanden anerkannt werden müßten; auch dauerten die Verfolgungen gegen die sogenannten »Ketzer« fort und immer zahlreicher wurden die Hinrichtungen derselben.

Da sind im Jahre 1565 die kühnsten Männer vom Adel zusammengetreten und haben sich's wechselseits zugeschworen, die verhaßte und fluchwürdige spanische Inquisition in den Niederlanden nicht aufkommen zu lassen, und jeder Religionsverfolgung Widerstand zu leisten; dieser Bundeseid hieß das »Kompromiß«. Und als die Statthalterin Margaretha 1566 den Staatsrath berufen hatte, kamen die Verbündeten zu ihr und übergaben ihr eine Bittschrift um Aufhebung der Gesetze gegen die Ketzer. Margaretha war überrascht und betroffen; da sprach der Graf Barlaimont, einer ihrer Räthe, auf französisch halblaut zu ihr: »Ist's doch nur ein Haufe von Bettlern!« Bettler aber heißt im Französischen: „gueux". Als die Verbündeten dies vernahmen, machten sie jenen schimpflich gemeinten Ausdruck zu einem Ehrenwort und zu ihrer Losung, und nannten sich alle von Stund' an „gueux" oder »Geusen«,

ließen auch eine Münze schlagen, worauf das Bild des Königs und die Schrift stand: »Getreu bis zum Bettelsack« und trugen diese Münze gar stolz auf der Brust zur Schau. Nun wurde dies Wort zum Namen der ganzen Partei, und alle, die es mit der Freiheit des Landes hielten, nannten sich fortan »Geusen«. Hierauf breitete sich die Reformation in den Niederlanden mit Macht aus. Auf allen Straßen und Plätzen waren eifrige Prediger, welche sie dem Volke verkündigten; die Aufregung des Volkes nahm von Tag zu Tag zu und überschritt bald alles Maß. Es brach wie rasend in allen Kirchen und Klöstern ein und in drei Tagen wurden vierhundert Kirchen von der erhitzten Menge ihrer herrlichsten Gemälde und Bildsäulen entkleidet, ihrer kostbaren Geräthe beraubt. Da erschrak die Statthalterin und gab dem Volk gute Worte. Der finstre König Philipp II. hingegen beschloß, als er die allgemeine Bewegung erfuhr, den Sturm mit Gewalt zu unterdrücken; doch hinterlistig ließ er den Niederländern, um sie sicher zu machen, verkündigen: »Alles soll vergeben und vergessen sein. Ich will selber zu euch kommen und eure Wünsche zufrieden stellen.« Statt dessen sandte er seinen Feldherrn, den Herzog von Alba, welcher eben so bigott und grausam war als er selbst, mit einem gewaltigen Kriegsheer nach den Niederlanden. Als man nun dies dort vernahm, riethen Einige, den Spaniern muthig entgegen zu ziehen, und sie gar nicht in's Land hereinkommen zu lassen; Andere aber trauten den falschen Worten des Tyrannen. So waren auch die Verbündeten selber, welche theils katholisch, theils protestantisch waren, unter sich uneins geworden. Sogar die beiden Häupter der vaterländischen Partei, Oranien und Egmont, waren nicht eines Sinns. Sie beriethen sich zu Villebroek, und der vorsichtige Oranien, welcher durch geheime Kundschafter Philipps Pläne erfahren hatte, beschloß, einstweilen nach Deutschland zu gehen; der muthige Egmont aber wollte in den Niederlanden beharren und auch den Prinzen dazu überreden. Als er dies nicht vermochte, sprach er bei'm Scheiden, arglos spottend zu seinem Freunde Oranien: »Lebt wohl, Prinz ohne Land!« — »Lebt wohl, Graf ohne Kopf,« gab ihm Oranien ahnungsvoll zur Antwort; darauf verließ er Niederland. Auch einmalhunderttausend Protestanten, größtentheils wohlhabende Menschen, flüchteten damals, vor dem furchtbaren Alba grauend, aus ihrer Heimath, die meisten von ihnen nach England.

Im Jahre 1567 zog Alba mit seiner Heeresmacht in Brüssel ein. Im Anfang verstellte er sich, und heuchelte Milde und Achtung vor den alten Freiheiten des Landes, um das Volk und dessen Häupter sicher zu machen. Nachdem ihm dies gelungen war, warf er plötzlich die Maske ab, verdrängte die Statthalterin Margaretha von ihrer Stellung und nahm selbst diese ein. Da zeigte er nun durch die That, daß der Ruf von seiner Unmenschlichkeit nicht gelogen hatte. Freundlich ließ er die arglosen Grafen Egmont und Hoorn zu sich

einladen und dann gefangen nehmen. Ein von ihm zusammengesetztes Gericht, welches das Volk schlechtweg nur den »Blutrath« nannte, weil es diesen Namen leider verdiente, verfolgte die Andersgläubigen, wiewohl oft auch viele Rechtgläubige, ächtete diejenigen, die abwesend waren, um ihre Güter einzuziehen, und ließ diejenigen, welche es fing, hinrichten. Also geschah's auch 1568 den Grafen Egmont und Hoorn, wie der kluge Oranien es in finstrer Ahnung vorausgesehen hatte. Da flüchteten immer Mehre aus ihrem Vaterlande: Oranien aber ward indessen in Deutschland Soldaten und fiel damit in den Niederlanden die Spanier an, wiewohl ohne Glück; doch ließ er sich nicht abschrecken.

Nun schrieb Alba eine furchtbare Steuer aus, welche allen Handel und Wandel, allen Wohlstand im Lande, das er wie Feindesland betrachtete, gänzlich zu zerstören drohte. Dadurch reizte der Wüthrich 1572 vollends das Volk in Masse zum Aufstand. Die meisten von den vertriebenen Geusen aber, welche auf dem festen Lande nicht mehr Fuß fassen durften, segelten keck und hoffnungsreich auf dem freien Meere umher und hießen davon die Wassergeusen. Sie gewannen die Stadt Briel und bald auch immer mehre Städte in Holland, Seeland, Geldern, Ober-Yssel und Friesland, und hatten endlich eine Flotte von 150 Schiffen, während Oraniens Bruder, Graf Ludwig von Nassau, in Hennegau wider die Spanier einfiel. Am 15. August kamen Alle vom Adel und aus den Städten, welche es mit dem edlen Oranien hielten, mit ihm zu Dordrecht zusammen und erkannten ihn für den rechtmäßigen Statthalter Hollands, Seelands und Utrechts. Da sah Philipp II. endlich ein, daß Alba's blutiges Walten die Sache nur verschlimmert hatte und Alba kehrte 1573 nach Spanien heim. Während seiner Statthalterschaft hatte er in den Niederlanden achtzehntausend Menschen hinrichten lassen! Fluch seinem Andenken!

Auf ihn folgte als Statthalter Don Luis Requesens y Zuniga, welcher nun den Weg der Milde versuchte. Aber diese kam jetzt zu spät. Kampf allein mußte nun noch entscheiden; das sah jeder brave Niederländer ein. Also ging der Krieg gegen die Spanier fort. Auf der Mookerheide bei Nymwegen gewann Requesens 1574 einen großen Sieg über die Niederländer. Aber seine Kriegsleute, welche keinen Sold bekamen, murrten laut. Da wies er sie an auf die reiche Stadt Leyden. Und sie belagerten diese mit großem Eifer, daß drinnen eine Hungersnoth entstand und furchtbar wüthete: die Wassergeusen aber hatten kein Landheer, um die treue Stadt zu entsetzen. Da wurden die Dämme durchstochen und die Schleußen aufgezogen, daß die Fluthen des Meeres wild hereinbrachen und alles Land überschwemmten. Tausend Spanier ertranken jämmerlich. Die Seeländer aber fuhren rüstig auf den schwellenden Fluthen heran und brachten den Leydnern Lebensmittel, und die edle Stadt ward frei. Requesens ließ sich durch solches Unglück nicht schrecken und führte

den Krieg fort; die Freiheitskämpfer aber beschlossen, der spanischen Herrschaft ganz abzusagen, und wollten lieber einem andern Reiche angehören; deshalb wandten sie sich an Frankreich und England, doch keines von beiden wollte sie annehmen.

Indessen starb Requesens (1573) und nun zogen die spanischen Soldaten, welche keinen Sold bekamen, mordend und plündernd durch's ganze Land. In dieser allgemeinen Noth traten Holland und Seeland mit den andern Provinzen zusammen und verbündeten sich untereinander zu Gent, um die bösen Gäste, die Spanier, aus dem Lande zu jagen. Diese aber plünderten indessen die reiche Stadt Antwerpen. Bald darauf kam, als neuer Statthalter und Feldherr Spaniens, der Halbbruder König Philipps II., der tapfre, berühmte, herrschsüchtige und schlaue Don Juan d'Austria, nach den Niederlanden. Er brachte die zuchtlosen spanischen Soldaten zum Gehorsam, bestätigte jenen Frieden von Gent und entließ demzufolge seine Soldaten aus Brüssel. Holland und Seeland waren jedoch mißtrauisch gegen alle seine Versicherungen und wollten von einem Frieden mit ihm nichts wissen. Er zeigte auch bald, daß er's nicht aufrichtig meinte, denn er warf sich plötzlich in das feste Schloß Namur und gewann die Festung Charlemont. Da standen alle Provinzen gegen ihn, bis auf Namur und Luxemburg und Brabant, und erklärten den Prinzen von Oranien zum Regenten von Brabant. Aber Viele vom niederländischen Adel waren auf Diesen eifersüchtig und beriefen den Bruder des deutschen Kaisers Rudolfs II., den Erzherzog Matthias, zum Statthalter. Dieser kam auch alsobald: aber Wilhelm von Oranien wurde ihm als Stellvertreter beigegeben und der Erzherzog übte keinen Einfluß aus. Inzwischen entstand eine Unzufriedenheit in den südlichen (oder wallonischen) Provinzen, welche gut katholisch waren, wegen allzugroßer Begünstigung der Protestanten, und jene beriefen einen Bruder des Königs von Frankreich in's Land, welcher gleichfalls nichts ausrichtete. Jene Spaltung aber zwischen den südlichen und den nördlichen Provinzen war leider bereits der Grund zu einer künftigen Trennung beider.

Mittlerweile war Don Juan d'Austria (1578) gestorben und statt seiner der Prinz Alexander Farnese von Parma, ein gar kluger und tapfrer Fürst, hergekommen. Dieser suchte die inneren Glaubenszwistigkeiten der Niederländer zu Gunsten Spaniens zu benutzen, und wirklich schlossen die wallonischen Landschaften Artois und Hennegau nebst mehren Städten am 5. Januar 1579 einen Bund unter sich zur Aufrechthaltung der katholischen Religion. Da verbanden sich auch, auf Oraniens Betrieb, am 23. Januar desselben Jahres, zu Utrecht die nördlichen Provinzen (Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und die Landschaft Gröningen) zum Schutz der politischen Freiheit und der Reformation auf ewige Zeiten, und zwar so, daß jede einzelne Provinz unabhängig bleiben und ihre besondere Verfassung behalten sollte, später traten

auch Friesland, Overyssel und die Stadt Grüningen bei. Das ist die Utrechter Union. Alexander Farnese aber eroberte (am 29. Juni) Maestricht. Nun söhnten sich die wallonischen Provinzen mit Spanien wieder völlig aus, unterwarfen sich und blieben getrennt von den freien nördlichen holländischen. Diese setzten muthig den Kampf fort und erklärten am 26. Juli 1581 den König von Spanien der Herrschaft über sie verlustig.

König Philipp II. war voll Erbitterung, daß die Niederländer durch ihre Vaterlandsliebe all' seine List und Gewalt zu Schanden machten. Da hielt es der Tyrann für das beste Mittel, den ihm verhaßten Prinzen von Oranien, welchen er für die Seele aller kühnen Unternehmungen hielt, aus dem Wege zu räumen; dann, hoffte er, würde es ihm ein Leichtes sein, der Niederländer Meister zu werden. Er ächtete den Prinzen im Jahre 1580, setzte auf seinen Kopf einen ungeheuren Preis, nämlich 25,000 Goldgulden, und versprach noch dazu Demjenigen, der ihm den Prinzen lebendig oder todt bringen würde, den Adelstand. Das verlockte mehre Schurken zum Meuchelmord, — zuerst (im Jahre 1582) einen gewissen Jauregui, einen Franzosen, und endlich einen gewissen Balthasar Gerhard, welcher aus der Franche-Comté gebürtig war. Unter dem falschen Namen: »Franz Guion« schlich er sich bei dem Prinzen von Oranien ein, und heuchelte diesem einen großen Eifer für den reformirten Glauben. Der Prinz war gnädig gegen ihn und schenkte ihm Geld; dafür kaufte sich der Schurke zwei Pistolen, lud jede mit drei Kugeln, und erschoß seinen Wohlthäter (am 10. Juli 1584) zu Delft, als dieser eben von der Mahlzeit aufstand. »Herr Gott, sei meiner armen Seele gnädig und dem armen Volk!« stöhnte Oranien, indem er niedersank, dann gab er den Geist auf. Der Mörder wurde ergriffen und gestand, daß er seinen Vorsatz einem Franziskanermönch zu Tournay und einem Jesuiten in Trier mitgetheilt und daß ihn der Letztere dann bestärkt und versichert habe: »er würde dadurch die Märtyrerkrone verdienen«; auch Alexander Farnese habe darum gewußt. Gerhard wurde gevierttheilt; König Philipp II. aber adelte vor den Augen seiner Völker den Meuchelmord, indem er die Verwandten des Mörders in den Adelstand erhob. Aber ob der elende Tyrann auch den edlen Freiheitshelden hatte ermorden lassen, — die Freiheit selbst konnte er doch nicht tödten! Die blieb stark und gesund in den Niederlanden, unter Krieg und Noth, und fand zu ihrem Schutz tausend Männer für einen. Ueberdies war Oraniens Sohn, der Prinz Moritz, wiewohl noch jung an Jahren, doch schon tüchtig von Geist, und sieben Provinzen stellten ihn an die Spitze eines Staatsrathes. Da jedoch die Spanier unter Farnese inzwischen den Krieg mit Glück fortsetzten, im Jahre 1585 die Stadt Antwerpen nach einer harten Belagerung eroberten und ganz Flandern und Brabant bezwangen, so baten die Niederländer die Königin Elisabeth von England um Hülfe; diese schickte ihnen den Grafen von Leicester mit Kriegs-

leuten und das Volk setzte große Hoffnungen auf ihn; doch auf den Rath eines weisen und treu für's Vaterland gesinnten Mannes, Johann von Oldenbarneveld, stellten ihm die Provinzen Holland und Seeland den Prinzen Moritz, als ihren besondern Statthalter, gegenüber; vaterländische Interessen wahrt ein vaterländischer Mann am besten. Das zeigte sich auch bald durch die That, denn der Graf von Leicester nützte den Niederländern gar wenig und verließ sie schon im Jahre 1587. So sahen sich die vereinigten Niederlande durch die Gewalt der Umstände immermehr dahin gebracht, keines fremden Fürsten Unterthanen zu sein, sondern ein unabhängiger Freistaat zu werden.

Mittlerweile faßte der stolze Philipp II., ergrimmt, daß seine Todfeindin, die Königin Elisabeth, die Niederländer unterstützt hatte, den Plan: England zu erobern, und schickte zu diesem Zwecke eine gewaltige Flotte von einhundertdreißig Kriegsschiffen mit zwanzigtausend Mann, in's Meer. Er nannte sie in seiner Zuversicht die »unüberwindliche Armada«. Aber Gott zerschmetterte sie durch Stürme, und den Rest der Schiffe schlugen die Engländer und die mit ihnen verbündeten Niederländer. Das Unglück Philipps wurde den Niederländern zum Heil — nicht blos im Krieg, sondern auch für ihren Handel: denn mit jenem letzten vereitelten Schlage Philipps II. war Spaniens ganze Macht tief erschüttert und gesunken: der übermüthige Tyrann Philipp sah am Abend seines Lebens seine Schätze so erschöpft, daß er durch die Geistlichkeit Beisteuern für sich sammeln lassen mußte. Er starb 1598 an einer entsetzlichen Krankheit; die Läuse fraßen ihn auf bei lebendigem Leibe. Das war ein Ende, werth eines Tyrannen, der für den Dolch der Rache zu schlecht war!

Alexander Farnese war 1592 gestorben und sein Nachfolger, der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, welcher über die südlichen Provinzen (die spanischen Niederlande) regierte, war ein milder Herr. Aber die vereinigten nördlichen (oder holländischen) Provinzen wollten von einer Versöhnung mit Spanien nichts wissen, sondern führten den Krieg tapfer fort. Zu gleicher Zeit erweiterten sie ihre Macht zur See mit dem größten Glück; sie drangen mit ihren Flotten nach Ostindien und legten dort bedeutende Niederlassungen an: im Jahre 1602 entstand die große ostindische Handelsgesellschaft. Zwar eroberten die Spanier im Jahre 1604 die Stadt Ostende, nachdem sie dieselbe drei Jahre lang furchtbar belagert hatten; aber ihre Kraft war erschöpft und der spanische Hof sah endlich ein, daß ihm nichts anders mehr übrig blieb, als mit den vereinigten holländischen Provinzen Frieden zu schließen. Und im Jahre 1609 wurde zu Antwerpen wirklich ein Waffenstillstand abgeschlossen auf zwölf Jahre, kraft dessen wurden die vereinigten holländischen Provinzen, welche die Generalstaaten hießen, als frei und unabhängig anerkannt. Sie bildeten jetzt eine selbstständige Staatsmacht und behielten nicht blos alle Landschaften und Ortschaften, welche sie damals gerade besaßen, sondern

behaupteten auch alle ihre Ansiedlungen und Eroberungen in Ostindien, welche sie während des Krieges gewonnen hatten. Aber leider waren sie nun auch vom deutschen Reich völlig losgetrennt, welches nichts für sie gethan hatte. Uebrigens hatte der niederländische Freiheitskrieg auf den deutschen Handel nachtheilig eingewirkt und beigetragen, die Blüthe desselben zu zerstören; durch anderweitige Ursachen ist auch die Hansa damals in Verfall gerathen.

So hatte nun die Freiheit durch die Vaterlandsliebe der Holländer, durch ihre Beharrlichkeit und durch die Weisheit ihrer Führer gesiegt. So war der himmelstürmende Stolz der Tyrannei gebrochen und gedemüthigt. Jener große Kampf hatte den Völkern die Lehre gegeben, daß keine Uebermacht der Tyrannen wider Begeisterung, Treue und Einigkeit etwas vermag; den Tyrannen aber hatte er die Lehre gegeben, daß sie keine gefährlicheren Feinde haben, als sich selbst, nämlich ihren eigenen Uebermuth, und als solche niederträchtige Vollstrecker ihrer Machtgebote, welche die letzten Reste der Volksliebe boshaft mit der Ferse zertreten, um sich dadurch in den Augen ihrer Herrn ein Verdienst zu erwerben.

V.

— Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Schiller.

Kaiser Rudolf II. war alles eher als ein Kaiser, und bekümmerte sich um nichts weniger als um das deutsche Reich, welches damals gerade eines kräftigen und aufgeklärten Regenten bedurft hätte, damit die unheilvollen Religionsstreitigkeiten hätten geschlichtet, die schwankenden Rechtsverhältnisse befestigt werden können. Kaiser Rudolf II. war gar mild, aber auch allzuschwach von Gemüth, so daß er, — gut katholisch wie er war, — die schlauen Jesuiten völlig nach ihrem Belieben schalten und walten ließ. Das thaten sie nun eifrig, Rom und Spanien zu Lieb', aber der deutschen Nation zu Leid und Verderben, während sich Kaiser Rudolf II. fast einzig und allein mit den unnützen sogenannten »geheimen« Wissenschaften, Astrologie und Alchymie, beschäftigte. Nachdem ihn (wie man sagt), der berühmte Sternkundige, Tycho de Brahe, gewarnt hatte: »sich vor den Nachstellungen seiner nächsten Freunde in Acht zu nehmen«, zog er sich voll Argwohn und Angst immer mehr zurück, ließ wegen Jemand vor sich und zeigte sich dem Volk nur höchst selten.

Die Jesuiten entwickelten indessen bei dieser Schwäche des Kaisers eine erstaunliche Thätigkeit, um die Reformation durch Gewalt und List in Deutschland auszurotten, wobei ihnen die erbärmliche Unduldsamkeit der Protestanten selbst trefflich zu statten kam. Am entschiedensten wirkten sie in den Erblanden des Hauses Oesterreich; und mit dem Bürgerstand wurde der Anfang

gemacht. Auf des Kaisers Befehl (und dahinter steckten nur die Jesuiten) durften dort die Bürger auf einmal nicht mehr in die evangelischen Kirchen kommen, welche der Herrn- und Ritterstand halten durfte; wer zum Bürger oder Professor angenommen wurde, mußte zuvor beschwören, daß er katholisch sei oder es werden wolle. Nicht einmal Vorschriften dagegen durften die armen Bürger mehr in Masse eingeben, sonst wurden sie für Rebellen erklärt und zum Tode verurtheilt. Kurz: das Volk sollte durchaus keinen eigenen Willen mehr haben. Aber auch der Adel sollte bald Gleiches empfinden.

Und wie in den österreichischen Erbstaaten, so ging's auch im ganzen Reich. Das Volk sollte nicht blos wieder katholisch, nein, es sollte nach dem Plan der Jesuiten auch hauptsächlich wieder dumm gemacht werden; deshalb wurde streng auf Unterdrückung aller freisinnigen Bücher gesehen und eine verschärfte Censur angeordnet; die mächtigen Jesuiten ließen alle Schriften, welche ihnen anstößig schienen, verbieten und verbrennen, sie selbst aber entblödeten sich nicht, die ärgsten Schmähschriften wider die Protestanten drucken zu lassen, und dafür hatten sie — Preßfreiheit, sonst Niemand. Während sie sich so an dem Geist des deutschen Volks versündigten, beten sie zu gleicher Zeit alles auf, um protestantische Fürsten zum Uebertritt zur römisch-katholischen Religion zu bewegen. Und bei Einzelnen brachten sie es auch wirklich dahin. So ließ auf ihren Betrieb der Herzog Albrecht von Baiern seinen minderjährigen Neffen, den Markgrafen Philipp II. von Baden, in der katholischen Religion erziehen und erwirkte es vom Kaiser, daß ihn dieser (1571) schon im dreizehnten Jahre für volljährig erklärte, worauf der junge Markgraf die evangelischen Prediger vertrieb. Der Markgraf Jakob von Baden-Hochberg trat 1590 zum Katholicismus über. Eben so waren die Jesuiten unermüdlich thätig, einflußreiche Protestanten durch alle möglichen Künste wenigstens heimlich zu bekehren; ja sie erlaubten ihnen sogar die Heuchelei vor den Augen der Welt: nach wie vor die Formen des Protestantismus zu beobachten. Die Hauptstütze des Katholicismus und der Jesuiten blieb das baierische Fürstenhaus, in diesem besonders der junge Herzog Maximilian (geboren 1573), ein Fürst voll Talent, Kühnheit und Charakterstärke. Er war mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Steiermark (einem Neffen des Kaisers Maximilian II., geboren 1578) auf der Universität Ingolstadt von den Jesuiten erzogen worden, und beide Prinzen trugen von jener Zeit an, ihr ganzes Leben lang, einen unauslöschlichen Haß gegen die Reformation im Herzen; eine Verschwägerung knüpfte dies Band gleicher Neigungen noch fester, so daß ihnen die Austilgung des Protestantismus und die Herstellung des Katholicismus in Deutschland als das höchste und heiligste Ziel ihres Lebens erschienen. Sie betrachteten dabei das Volk nicht nach seinen ewigen Rechten, sondern blos als eine Masse von Geschöpfen, über deren Leben und Tod sie Herren seien; sie betrachteten, in ihrer unglückseligen Verblen-

dung, jeden ihrer Unterthanen, welcher anders glaubte als sie, als einen Rebellen, welcher dafür den Tod verdiene, und demgemäß handelten sie auch. Es war leider die Zeit herangekommen, daß die eiserne Gewalt in deutschen Landen Alles entschied. Der Erzherzog Ferdinand, welcher seinen Stolz darein setzte, »ein Sohn der Jesuiten« zu heißen, (er war vielmehr ihr Knecht,) faßte schon im Jahre 1597 den Plan zu einer Gegenreformation und legte diesen dem Kaiser Rudolf II. vor, welcher in Prag residirte. Ferdinand führte seinen Plan auch in Steiermark mit der größten Härte aus, vertrieb 1598 alle seine Unterthanen, welche nicht katholisch waren, und zerstörte ihre Kirchen. — Der Herzog Maximilian von Baiern erwies seinen Glaubenseifer an der Reichsstadt Donauwörth, welche protestantisch war, aber noch ein Benediktinerkloster hatte. Dort hatten nun die Protestanten 1606 die Mönche bei einer altherkommlichen öffentlichen Prozession arg verhöhnt und mißhandelt, und darüber war die Stadt in die Reichsacht gekommen. Freudig vollstreckte sie Maximilian, gewann Donauwörth 1607 und machte sie zu seiner Landstadt. — Schon früher war auch in Köln und in Straßburg die wachsende Macht der katholischen Partei an den Tag gekommen. In Köln war nämlich der Kurfürst und Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg heimlich mit einer Aebtissin verbunden, einer gebornen Gräfin Agnes von Mansfeld; deren Brüder, welche reformirt waren, verlangten nun von ihm, daß er sie öffentlich zu seiner Hausfrau nehme. Da trat der Erzbischof 1582 zum reformirten Glauben über und heirathete seine Geliebte 1583. Er hätte aber auch sein Kurland gern fortbehalten, wiewohl dies wider die Bestimmungen des »geistlichen Vorbehalts« war; doch der Stadtrath und das Domkapitel, so wie Kaiser und Papst wehrten es dem Kurfürsten; er wurde abgesetzt und die lutherischen Fürsten ließen ihn im Stich, weil er nicht Lutheraner, sondern — Kalvinist geworden war. Statt seiner wurde Ernst von Baiern mit Waffengewalt auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben; der Truchseß ging nach Straßburg, wo er Domdechant war. Auch dort entstand (1592) zwischen der protestantischen und katholischen Partei um die Besetzung des bischöflichen Stuhles ein Streit, der endlich zu Gunsten der letzteren entschieden ward.

Nun erkannten die protestantischen Fürsten allmählig die große Macht und die noch größeren Absichten der katholischen Partei, welche ihnen den Untergang drohte, und sie schlossen, vorzüglich auf das Betreiben des reformirten Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, im Jahre 1608 einen Bund zu Schutz und Trutz, die sogenannte Union. Darin befanden sich Pfalz und Hessen, Würtemberg, Baden, Anhalt, Brandenburg, die Markgrafen in Franken und mehre Reichsstädte. Der Kurfürst Christian II. von Sachsen, ein Lutheraner und schwacher Lüstling, zögerte mit seinem Beitritt. An der Spitze des Bundes stand der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz. Auch mit dem

König Heinrich IV. von Frankreich verbanden sich die deutschen Protestanten insgeheim. Das war ein gar hochstrebender Fürst, welcher die Absicht hatte, die spanisch-österreichische Uebermacht zu zertrümmern, alle Reiche Europa's, jedes mit gleicher Macht wie die andern, zu einem christlichen Staatenbunde zu vereinigen und so durch ein »europäisches Gleichgewicht« den schönen Traum eines »ewigen Friedens« zu verwirklichen.

Als nun die katholischen Fürsten die Einigkeit der Protestanten sahen, schlossen auch sie im Jahre 1609 zu München einen Bund unter sich, als Gegengewicht der protestantischen Union, und nannten ihren Bund die »heilige Liga«; der kluge und rastlos thätige Herzog Maximilian von Baiern, welcher, bei aller religiösen Uebereinstimmung, doch voll geheimer Eifersucht auf Oesterreichs Macht, vielleicht auch nicht ohne Absichten auf die Kaiserwürde selbst war, trat an deren Spitze.

Inzwischen hatte sich ein großer Streit der Fürsten entsponnen um die Nachfolge in den Ländern des 1609 kinderlos verstorbenen letzten Herzogs von Jülich, bis daß endlich Brandenburg und Pfalz-Neuburg die Verlassenschaft in Besitz nahmen und bis auf völligen Austrag in Gemeinschaft verwalteten. Mitten in diese verwickelten Verhältnisse trafen im Jahre 1610 plötzlich zwei Todesfälle, welche denselben eine andere Wendung gaben; König Heinrich IV. von Frankreich wurde nämlich von einem ruchlosen Schwärmer, Franz Ravaillac, meuchlings ermordet und in demselben Jahre starb auch der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, welcher einen minderjährigen Sohn hinterließ. Kurfürst Christian II. von Sachsen aber, trat, in einem Zustand von Trunkenheit, der »heiligen Liga« bei. Da schien für den Augenblick wieder eine Friedenshoffnung aufzugehen und nach so großer Aufregung wieder Ruhe hergestellt zu sein. Aber diese Ruhe war nur die Schwüle vor einem Gewitter. Die beiden großen Parteien, Katholiken und Nichtkatholiken, standen einander drohend gegenüber und beobachteten einander mit finsterm Schweigen. Jede war bereit, auf den ersten Anlaß das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Die Protestanten waren dabei schwach durch ihre Uneinigkeit und glaubten was recht Großes zu thun, daß sie den neuen, durch den Papst Gregor XIII. 1582 verbesserten Kalender hartnäckig nicht annahmen, einzig und allein darum, weil diese vernünftige Verbesserung der Zeitrechnung von einem Papst herkam; so groß waren die Protestanten damals im Kleinlichen, weil sie für's Große zu kleinlich dachten! Da nahmen die Katholiken eine ganz andere Stellung ein. In dichten Reihen aneinander geschlossen, hatten sie alle nur ein einziges Ziel vor Augen, welches ihnen heilig schien und wofür sie Gut und Blut einsetzen wollten, nämlich die Wiederherstellung des römisch-katholischen Glaubens. Immer nur — Fürsten! Wie stand dabei das deutsche Volk? Es seufzte voll banger Erwartung, ge-

drückt und gebückt unter den blitzenden Schwertern, welche die Fürsten kampfbereit schon über seinem Nacken kreuzten.

Während dieser Zeit waren die Türken (1592) in Ungarn eingebrochen; doch hatten die kaiserlichen Waffen den Sieg errungen. Auch in Siebenbürgen hatte sich der Fürst Sigismund Bathori gegen den Kaiser erhoben, war jedoch zur Unterwerfung gebracht worden. Da nun das Land Siebenbürgen völlig unter österreichischer Herrschaft stand, wollten die Jesuiten auch dort mit Gewalt die eingedrungene und verbreitete Reformation ausrotten. Aber die Siebenbürger warfen sich lieber den Türken in die Arme und es entstand nun wieder ein Krieg, bis endlich der Erzherzog Matthias, des Kaisers Bruder, einen leidlichen Vergleich zu Stande brachte.

Der Kaiser selbst kümmerte sich um alles dies nicht; sondern saß finster, argwöhnisch und menschenscheu zu Prag, in seiner Burg verschlossen, sammelte dort Kunstschätze, trieb unnütze Künste und las abergläubisch in den Sternen, ein armer, jammernswerther Mann, nicht blos geistig, sondern auch körperlich siech. Besonders mißtrauisch war er gegen seinen Bruder, den Erzherzog Matthias (welchen er zum Statthalter in Oesterreich bestellt hatte); und zwar nicht ohne Grund. Denn Matthias, welcher über seines Bruders Unthätigkeit unwillig, herrschsüchtig und über den wachsenden Einfluß Maximilians von Baiern besorgt war, hatte sich (1606) von den Gliedern des Hauses Oesterreich zum Aeltesten des Geschlechts erklären lassen. Ob nun aber auch die beiden Brüder dergestalt in Mißhelligkeit zu einander standen, — so handelten sie doch gegen die Nichtkatholischen beide nach denselben Grundsätzen: Kaiser Rudolf unterdrückte diese in Böhmen, obwohl sie ihn auf die gefährlichen Anschläge seines Bruders aufmerksam machen wollten; Matthias that desgleichen in Oesterreich; dabei handelte aber auch Matthias, welcher nicht viel besser als sein Bruder war, nur als Werkzeug der jesuitisch-römischen Partei.

Ungeduldig nach dem Besitz der Herrschaft, begann Matthias bald gegen seinen kaiserlichen Bruder zu rüsten, zur Zeit, als sich gerade in Prag die Stände zu einem Landtag versammelt hatten und den Kaiser eifrig um Abhülfe aller Beschwerden drängten. In dieser doppelten Gefahr trat der Kaiser 1608 Ungarn, Mähren und Oesterreich seinem Bruder Matthias ab und versprach den böhmischen Ständen gerechte Abhülfe. Aber er mochte dies Versprechen nicht halten, sondern zürnte den Protestanten, weil er sie für die Urheber seiner Noth hielt, und versuchte es, in Böhmen den römischen Katholicismus zur alleinherrschenden Religion zu erheben. Gerade dadurch brachte er nun die allgemeine Gährung zum Ausbruch, die Böhmen riefen ihm mit den Waffen in der Hand zu: »Kaiser, halte Dein Wort!« Da mußte Rudolf II. (1609), ob er wollte oder nicht, den sogenannten »Majestätsbrief« unterzeichnen, wodurch die Protestanten und Utraquisten das Recht zu freier Religionsübung,

ein unabhängiges Konsistorium, eigene Kirchen und Schulen und die Universität Prag erhielten. Im Herzen des Kaisers aber nagten indessen Reue, Scham und Groll über seinen Bruder und er ließ heimlich viel Kriegsvolk gegen ihn werben. Schon war ein Bruderkrieg nah' am Ausbruch, als die Glieder des Hauses Oesterreich denselben noch verhinderten. Aber das einmal geworbene Kriegsvolk gab sich dabei nicht so leicht zufrieden, sondern brach unwillig, weil es keinen Sold erhielt, in Oesterreich und Böhmen ein, und hauste dort furchtbar, um sich schadlos zu halten: es bemeisterte sich der Stadt Budweis, drang dann bis Prag, überwältigte dort die Kleinseite und beging in seiner Zügellosigkeit blutige Ausschweifungen. Da thaten die böhmischen Protestanten die Waffen an, riefen das Volk zum Schutz des Landes, und den Matthias herbei. Schnell kam er mit Kriegsmacht heran, zog in Prag ein, und zwang seinen Bruder, den Kaiser, welchen die Stände in seinem eignen Schloß als Gefangenen behandelten, auch der Krone von Böhmen zu entsagen. Vergeblich hoffte Rudolf II. auf die Hülfe der Reichsfürsten: ihn traf die gerechte Strafe der Treulosigkeit, er sah sich völlig verlassen. Da riß der arme Kaiser (doppelt unglücklich, weil er sein Unglück selbst verschuldet hatte) das Fenster auf, und rief, indem er auf Prag hinblickte: »Undankbare Stadt, für die ich Alles gethan, nun stößest Du mich von Dir. Gottes Rache komme über Dich, und mein Fluch über Dich und das Böhmerland!« Hierauf unterschrieb er die Urkunde seiner Abdankung und zerbiß in ohnmächtiger Wuth die Feder, deren er sich dabei bedient hatte. Sodann wurde Matthias zu Prag feierlich gekrönt. Dies begab sich im Jahre 1611. Rudolf II. aber konnte den Schmerz und die Schmach nicht überleben. Er starb 1612 im sechzigsten Jahre seines Alters. Da wurde Matthias (am 24. Juni) auch zum Kaiser erwählt.

Nun triumphirten die Jesuiten, welche den ganzen kaiserlichen Hof beherrschten, und suchten auch den neuen Kaiser zur Anwendung offner Kriegsgewalt gegen die Protestanten zu bewegen. Als sie aber sahen, daß Kaiser Matthias lieber in Frieden leben wollte, richteten sie ihre Hoffnungen auf ihren Zögling, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, von dessen blinder Ergebenheit sie überzeugt waren, und boten alles auf, daß Ferdinand an die Spitze des Hauses Oesterreich kam, zumal, da der Kaiser keine Kinder hatte. Es gelang ihnen auch wirklich, daß die zwei Brüder des Kaisers allen ihren Ansprüchen zu Gunsten ihres Neffen, des Erzherzogs Ferdinand, entsagten. Außerdem trafen damals auch noch mehre andre Umstände zusammen, um die Hoffnungen der römisch-jesuitischen Partei zu befördern: nämlich besonders das wachsende Ansehn des Herzogs Maximilian von Baiern, und dann das plötzliche Zerwürfniß der zwei protestantischen Fürsten, des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg und des Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg. Diese Beide hatten sich wegen der Jülichschen Erbschaft schon verglichen und der Prinz Johann

Wilhelm von der Pfalz sollte die Tochter des Kurfürsten heirathen. Siehe da, während Beide zu Düsseldorf am Tisch sitzen, gerathen sie über die Erbschaft von Jülich abermals in heftigen Wortwechsel und der Kurfürst schlägt in der Hitze der Leidenschaft dem Prinzen in's Gesicht. Da tritt dieser von der Verlobung zurück, wird katholisch und nimmt (1613) die Schwester des Herzogs Maximilian von Baiern zur Hausfrau; der Kurfürst aber wird nun (1616) reformirt. Ihren höchsten Triumph aber glaubten die Jesuiten zu feiern, als der Erzherzog Ferdinand, nach langem Widerstreben und Zögern der böhmischen Stände, endlich (1617) auch zum künftigen König von Böhmen und Herrn von Mähren und der Lausitz erwählt ward; doch mußte er feierlich den Majestätsbrief Rudolfs II. und überhaupt alle Freiheiten der böhmischen Nation beschwören. Nun begann ein eifriges Schaffen und Wirken der katholischen Partei gegen die Protestanten; vergeblich beschwerten sich diese beim Kaiser; vergeblich hofften sie auf Abhülfe. Die Jesuiten meinten schon in ihrer Herzensfreude: »Nun ist's um die Reformation geschehen. In kurzer Frist wird sie ausgerottet sein!« Doch sie täuschten sich, als sie mit sterblichen Augen den ewigen Gang der Geschichte voraussehen wollten. Es begann ein Glaubens- und Bürgerkrieg, welcher namenloses Elend über's theure Vaterland brachte. Aber kein Gewitter kommt vom Himmel, blos um zu verderben, sondern stets, um zu reinigen; und, wenn ein Volk einer Sündfluth bedarf, so wird ihm Gott nach langer Hoffnungslosigkeit auch die Taube mit dem grünen Zweige senden und den Regenbogen ausspannen, zum Zeichen eines neuen Bundes.

119.

— Es zittern schon die Rosse, und der ehrne Würfel fällt.
Körner.

In Böhmen kam die Erbitterung der Protestanten gegen die planmäßige Unterdrückung der religiösen und bürgerlichen Freiheit endlich im Jahre 1618 zum Ausbruch, und zwar durch folgende Veranlassung. Die Protestanten in den Städten Kloster-Grab und Braunau, welche unter geistlicher Herrschaft standen, hatten sich dort Kirchen erbaut; die Katholiken aber wollten dies nicht dulden, indem sie vorgaben, daß in Böhmen nur der Herren- und Ritterstand und die königlichen Städte Religionsfreiheit genössen, nicht aber die Unterthanen geistlicher Herrschaften, worüber auch wirklich in dem Majestätsbrief Rudolfs II. nichts Bestimmtes festgesetzt war; die Protestanten führten jedoch dagegen an: »der geistliche Stand ist in Böhmen gar nicht als ein besonderer anerkannt und folglich sind die Kirchengüter eigentlich königliche Besitzungen«. Als diese Streitfrage vor den Kaiser kam, entschied er sie zu Gunsten der

Katholiken und die zwei protestantischen Kirchen wurden durch die katholische Geistlichkeit geschlossen, die zu Kloster-Grab sogar zerstört. Da kamen die Protestanten zusammen, nach einem Recht, welches ihnen Rudolf II. gegeben hatte, sich aus ihrer Mitte »Defensoren« zu wählen zum Schutze ihrer gemeinsamen Interessen. Also thaten sie jetzt, beriefen aus jedem Kreise Böhmens sechs Männer von ihrer Partei gen Prag, und diese Defensoren schickten dem Kaiser eine Vorstellung gegen jenes gewaltsame Verfahren. Matthias aber gab ihnen eine ungnädige Antwort, untersagte ihnen jede fernere Zusammenkunft, und gebot seinen Statthaltern in Prag, die Versammlung der Defensoren aufzulösen. Dies reizte das Volk und dessen Vertreter zur heftigsten Erbitterung, und der Graf Matthias von Thurn, ein tapfrer, allgemein beliebter Herr, einer von den Defensoren, stellte sich an die Spitze der Unterdrückten und führte die protestantischen Stände, all' in Wehr' und Waffen, in's Schloß zu Prag, wo sich die kaiserlichen Statthalter befanden, von denen sich besonders zwei, nämlich Wilhelm von Slawata und Jaroslav von Martinitz, als Todfeinde der Freiheit längst verhaßt gemacht hatten. Nach einem hitzigen Wortstreit wurden diese beiden Männer, nebst ihrem Schreiber Fabricius, von der Gegenpartei ergriffen und zum Fenster hinausgestürzt, wohl sechzig Fuß tief; doch der Fall tödtete sie nicht; Martinitz entkam mit dem Schreiber, Slawata, welcher sich am Kopf verwundet hatte, durfte nach seiner Herstellung Böhmen verlassen. Nach dieser Gewaltthat sahen die Stände, daß kein Rücktritt mehr möglich sei und handelten entschieden als Vertheidiger der Landesfreiheit. Sie zogen die kaiserlichen Güter und Einkünfte ein, und vertrieben die Jesuiten, als Anstifter aller Zwietracht und Verknechtung, aus Böhmen; später ging es diesen auch in Mähren, Schlesien und Ungarn so. Hierauf wurde in Böhmen ein Ausschuß von dreißig Direktoren zur Verwaltung aller Landesgeschäfte zusammengesetzt, und Graf Thurn zum obersten Heerführer bestellt. Als der Kaiser von diesen Vorfällen erfuhr, wußte er vor Schrecken anfangs keinen Rath und wollte dann den Weg der Nachgiebigkeit einschlagen. Aber die Jesuiten riefen: »Nichts von Milde! nun ist die Stunde da, alle Ketzer auszurotten; da seht ihr die Frucht der Duldung — sie ist Rebellion!« So redete auch ihr Zögling und Werkzeug, der bigotte König Ferdinand; bald scholl die Werbetrommel durch ganz Deutschland, hier für die Katholiken, dort für die Protestanten, bald scholl auch der Waffenlärm, bald standen die Parteien einander gegenüber, jede voll Ungeduld, den lang verhaltenen heißen Grimm, welchen die Geistlichen (beider Parteien) unermüdlich angefacht hatten, endlich im Blut der Gegner zu kühlen. Die evangelischen Stände in Oesterreich erhoben sich nach langem Druck und verweigerten dem Kaiser jede Hülfe; der kühne Graf Thurn schlug das kaiserliche Heer. Der Graf Ernst von Mansfeld, aller Kriegskünste kundig

wie kein Anderer, brachte den Böhmen viertausend Mann. Das Glück zog den Protestanten und der Freiheit wie im Sturmschritt voran.

Da starb plötzlich Kaiser Matthias (am 20. Mai 1619) und König Ferdinand bestieg unter den ungünstigsten Verhältnissen den Thron. Die österreichischen Stände wollten ihm nicht huldigen, bevor er nicht den Religionsbeschwerden abgeholfen habe, und der Graf Thurn zog mit seinem Heer nach Oesterreich, um ihnen beizustehn. Am 5. Juni stand er bereits vor Wien und belagerte es; in dieser Stadt selbst erhoben sich die Protestanten. Ferdinands Noth war auf's Aeußerste gestiegen; Flucht oder Gefangenschaft, ein's von beiden — sonst blieb ihm nichts übrig. Aber standhaft hielt er aus, im festen Glauben, daß er Gottes Sache führe und von Gott Rettung erhalten werde. Schon schlugen Kugeln in die Mauern der Hofburg, und eines Tages stürmen

plötzlich sechzehn Edelleute, Abgeordnete der Protestanten, in dieselbe, dringen in sein Gemach, schmähen ihn und verlangen ungestüm, daß er seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit den Böhmen geben soll; und wie er zögert, faßt ihn sogar einer von ihnen an der Brust, hält ihm eine Schrift vor, worin das Verlangen der Protestanten steht, und ruft ihm drohend zu: »Ferdinand, willst Du bald unterschreiben?« Da erbat plötzlich Trompetenschall; seltsame Gerüchte fliegen durch die Hallen der Burg, die Abgeordneten erblassen und entfernen sich. Rettung ist da! Fünfhundert Kürassiere stehen zum Schutze Ferdinands auf dem Burgplatz, der Oberst St. Hilaire an ihrer Spitze; der Graf Boucquoi, kaiserlicher Feldherr, hatte sie — in andrer Absicht — nach Wien gesandt; durch's Fischerthor waren sie unbemerkt in die Stadt gedrungen. Bald darnach erhielt der Graf Thurn Nachricht, daß Boucquoi den Mansfeld geschlagen habe und gen Prag eile. Da hob Thurn die Belagerung Wiens auf und zog nach Böhmen zurück. Ferdinand aber fuhr hierauf gen Frankfurt am Main und wurde dort von den Kurfürsten am 28. August (1619) zum deutschen Kaiser erwählt, und am 9. September als Ferdinand II. gekrönt.

Noch bevor dies geschah, nämlich schon am 19. August hatten ihn jedoch die Böhmen, Mähren und Schlesier, als Feind der Nation, förmlich der Herrschaft in ihren Landen für verlustig erklärt; und die Böhmen sagten dabei: »Wir haben seit uralten Zeiten stets das Recht gehabt, uns den König frei zu wählen.« Und kraft dieses Rechts erhoben sie den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz auf ihren Thron. Er zögerte lang, diese Würde anzunehmen; seine Mutter und manche wohlmeinende Freunde, so wie der Herzog Maximilian von Baiern (sein Blutsverwandter) und mehre andre Fürsten riethen ihm treubesorgt davon ab, aber seine hochstrebende Gattin, welche eine Königstochter aus England war, sprach zu ihm: »Hast Du gewagt, eine Königstochter zu freien, so hab' auch den Muth, eine Königskrone anzunehmen!« Auch sein Hofprediger gebot es ihm als eine heilige Pflicht gegen seine reformirten Glaubensgenossen. Da nahm der Kurfürst die Krone Böhmens an und wurde am 29. November 1619 zu Prag als König gekrönt; Kaiser Ferdinands II. Feind, der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen, versprach dem neuen König Beistand, und von der protestantischen Union hoffte dieser einen gleichen. Wirklich rückte auch Bethlen Gabor mit einem Heere vor Wien und verband sich mit dem böhmischen Heere, beide mußten jedoch wegen Hungersnoth zurückziehen. Indessen wankte König Friedrichs Herrschaft in Böhmen schon von dem Augenblick an, in welchem er den Thron bestiegen hatte, und daran war lediglich die religiöse Unduldsamkeit Schuld. Denn die Königin und der allgewaltige Hofprediger wollten den reformirten Glauben mit Gewalt in Böhmen einführen, ließen die Bilder in den Kirchen zerstören, die alten Ceremonien abschaffen und erbitterten dadurch die Lutheraner und Hussiten eben so

wie die Katholiken; durch dieſen ungerechten und rohbrichten Fanatismus verlor der neue König die Herzen des Volks. Er aber lebte in Saus und Braus zu Prag, als müßte ſeine Herrlichkeit ewig währen, und ſah in unſeliger Verblendung nicht, wie rings um ihn her das Verderben heranwuchs. Zwar ſtand zur ſelben Zeit das Volk in Oberöſterreich für den evangeliſchen Glauben auf und wollte mit Böhmen gemeinſame Sache machen. Aber Kaiſer Ferdinand II. hatte bereits ſeine Macht feſtgeſtellt. Der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen, ein Lutheraner, hatte ſich aus Haß, weil König Friedrich von Böhmen ein Kalviniſt war, und aufgehetzt von ſeinem Hofprediger Hoe (im März 1620), mit der katholiſchen Liga gegen ihn verbunden; die Fürſten der proteſtantiſchen Union hatten darauf im Juli, feig und engherzig, einen Vergleich mit derſelben abgeſchloſſen, des Inhalts, daß weder die Union noch die Liga einander den Durchzug ihrer Truppen aufhalten ſollten (d. i. eine »Neutralität«), und, was das Allerwichtigſte war, Kaiſer Ferdinand II. hatte ſich ſchon auf ſeiner Rückreiſe von Frankfurt mit Maximilian von Baiern eng verbunden und ſich des Schutzes der mächtigen katholiſchen Liga verſichert, deren Bundeshaupt dieſer Fürſt war. Nun zog Maximilian mit ſeinem wohlgerüſteten Heere nach Oberöſterreich, ließ ſich dort als Stellvertreter des Kaiſers huldigen, und rückte dann, mit Boucquoi vereinigt, gegen Böhmen. Zwei ſpaniſche Feldherrn, der Marquis Spinola und Cordova, drangen mit dreißigtauſend Mann wider des Böhmenkönigs Erblande, die Pfalz, vor, und der Kurfürſt von Sachſen beſetzte die Lauſitz, welche den Böhmen Beiſtand verſprochen hatte. Raſch brach nun Herzog Maximilian von Baiern mit dem Heere der Liga in Böhmen ein, jagte Friedrichs Truppen vor ſich her und drang auf Prag los. Dort ſtellte ſich Friedrichs Macht, zwanzigtauſend Mann ſtark, unter der Anführung des Fürſten Chriſtian von Anhalt, auf dem ſogenannten »weißen Berg« in einem halben Bogen in Schlachtordnung. Gegenüber ſtand das noch einmal ſo ſtarke Heer der Liga, unter dem Herzog Maximilian, dem Grafen Boucquoi und dem Feldherrn Ezerklas von Tilly. Tilly war ein Niederländer von Geburt, ein vielverſuchter alter Kriegsheld, ſtreng von Sitten und ſtreng im katholiſchen Glauben, voll feſten Vertrauens auf eine geweihte Hoſtie, die er auf der Bruſt zu tragen pflegte, daß ihn dieſe in Schlachten bewahre; unheimlich war ſein Ausſehn, die Geſtalt kräftig aber mager, die breite Stirn voller Runzeln, die Augen groß aber finſterblickend, die Wangen eingefallen, Naſe und Kinn lang, der Knebelbart ſpitz und das graue Haar wirr und borſtig: ſo war der alte Tilly, er trug meiſt ein grünes Atlaswamms, auf dem Haupt einen kleinen Hut mit einer langen rothen Feder. Als nun die Feldherrn der Liga im Lager vor Prag Kriegsrath hielten, drangen der alte Tilly und Maximilian von Baiern auf einen raſchen Angriff; Boucquoi aber rieth, lieber die Feinde zu umgehen. Während die Feldherrn ſo unter ſich noch uneins ſind, tritt ein ſpaniſcher Karmeliter-

mönch, der Pater Dominikus, welcher mit dem Heere zog, zwischen sie und ruft ihnen zu: »Ihr Söhne der Kirche, was zögert und streitet ihr? Der Herr hat die Feinde in unsre Hand gegeben. Wohlauf, verderbet die Schänder des Heiligsten!« dabei hebt er ein Marienbild empor, dem die Augen ausgebohrt waren (er hatte es im Schutt des Schlosses Rakonitz gefunden), entzündet den Glaubenseifer der Feldherrn und entscheidet dadurch den Plan zum Angriff. Da bricht am 8. November 1620 bei Prag die Schlacht am »weißen Berge« los, Schlag Mittags. »Heilige Maria!« ist das Feldgeschrei der Liga. Die Böhmen halten den Angriff der Uebermacht eine halbe Stunde lang muthig ab. Die Baiern aber lassen sich nicht beirren und stellen die Ordnung her. Endlich ergreift das Reitervolk aus Ungarn die Flucht und reißt das böhmische Fußvolk mit sich fort. Nun löst sich im ungeheuren Schrecken alle Ordnung; nur die Grafen Thurn und Schlick behaupten noch mit den Mährern das Schlachtfeld, bis endlich Schlick gefangen wird und auch Thurn fliehen muß. Viertausend vom böhmischen Heer bleiben todt auf dem Plan, zehn Geschütze, hundert Fahnen sind in der Feinde Gewalt. Wie König Friedrich das Unglück vernimmt, verliert er allen Muth. Vergeblich rufen ihm die Prager zu: »In unsern Mauern, o König, wollen wir dem Feinde schon trotzen.« Auch steh'n achttausend Ungarn ihm zur Hülfe nur vier Meilen von Prag. Der König aber verläßt zaghaft sein Volk und flieht, mit seiner Gattin, dem Thurn und dem Anhalt, gen Breslau, von dort später nach Berlin. Nun zieht Maximilian von Baiern stolz in die Hauptstadt ein, und das Schicksal Prags entscheidet das von Böhmen. Auch Mähren und Schlesien unterwarfen sich dem Kaiser, da der König sie feig verlassen hatte. Zum Spott hieß man diesen seitdem blos den »Winterkönig.«

Nun stellte Kaiser Ferdinand II. die katholische Religion in Mähren wieder her. Gegen die Böhmen nahm er anfangs den Schein an, als habe er alles Vorgefallene vergessen; diese Mäßigung heuchelte er so lange, bis er die Böhmen dadurch sicher gemacht hatte. Dann begann er aber plötzlich seine Rache zu vollstrecken, und zwar mit einer Grausamkeit, welche nur durch die Stärke seines religiösen Wahnes erklärlich ist, und sein Andenken, so wie das seiner Gewissensräthe, für ewige Zeiten gebrandmarkt hat. Er ließ am 20. Februar 1621 plötzlich alle Häupter der großen Volksbewegung in Böhmen gefangen nehmen und am 21. Juni siebenundzwanzig vom hohen Adel hinrichten, dem Rektor der Universität die Zunge ausreißen, einen berühmten Gelehrten durch — Stockstreiche zu Tode schlagen, siebenhundertachtundzwanzig Edelleute aller ihrer Güter berauben, Viele auf Lebenszeit in Kerker werfen. Dies schauderhafte Gericht heißt der »blutige Landtag zu Prag«. Der päpstliche Botschafter (oder »Nunzius«) hatte ihn von dem Eide entbunden, welchen er der böhmischen Nation geschworen, und nun vernichtete er auch alle Religionsfreiheiten derselben.

Er führte die vertriebenen Jesuiten im Triumph zurück und übergab ihnen die eingezogenen Güter und die Universität Prag. Da hob die goldene Zeit der Mönche im weiland freien Böhmen an. Zuerst wurden die reformirten, dann auch die lutherischen Prediger verjagt. Die römisch-katholische Religion zog als Schreckensherrschaft in Böhmen wieder ein; nur so glaubte Ferdinand II. dieselbe sicher zu wissen, und er that's in dem entsetzlichen Wahn: »es geschehe zur Ehre Gottes«. Da verließen wohl dreißigtausend Familien, welche nicht katholisch werden wollten, ihr armes Vaterland, so daß dies für lange Zeit verarmte. Doch das war noch nicht Alles gewesen. Als Ferdinand sein blutiges Glaubenswerk vollendet zu haben wähnte, krönte er es gleichsam mit allem Hohn und Uebermuth eines Tyrannen. Er zerschnitt 1627 eigenhändig den »Majestätsbrief«, zum Wahrzeichen, daß Böhmens Freiheit auf ewig

dahin sein solle. Dafür sorgten denn auch die Jesuiten mit großem Eifer: sie begannen das edle Volk durch Aberglauben dumm zu machen und zu entnerven, damit es nie wieder zu geistigem Aufschwung fähig werden sollte. Leider gelang ihnen dies für lange Zeiten; und erst heutzutage erhebt sich Böhmen wieder in seiner geistigen Kraft, und strebt im Hinblick auf seine große Vergangenheit verjüngt einer schöneren Zukunft entgegen. Wie in Böhmen, so wurde die römisch-katholische Religion später auch in Schlesien und Oesterreich durch rohe Gewalt und mitunter durch wahrhaft teuflische Mittel wieder hergestellt; so riß man Kinder von ihren Eltern weg, und erzog sie nach Jesuitenmanier, damit die Eltern, um diesem Herzleid zu entgehen, lieber den katholischen Glauben annehmen möchten. Zu solchen Unmenschlichkeiten verführte den Kaiser der tiefeingewurzelte Wahn, daß er seinen Unterthanen den Weg zur ewigen Seligkeit selbst durch Gewalt aufthun müsse; dazu verführte ihn sein Beichtvater, der Jesuit Lamormain, welcher, durch die Einziehung der Güter von Geächteten, Millionen für seinen Orden gewann. Noch verderblicher aber als alle Noth war für's Volk das Beispiel der kaiserlichen Treulosigkeit, welche Ferdinand II. durch seinen vermeintlich guten Zweck geheiligt glaubte, (eine Folge der Jesuitenmoral!) So manche Geflüchtete lockte er durch Versprechungen von Gnade in seine Gewalt zurück, und, wenn sie dann vertrauensvoll wiederkehrten, behandelte er sie blos nach seiner blutigen Willkür. Wenn ein Fürst und noch dazu ein sogenannter frommer Fürst in solcher Weise alle Treue gegen seine Unterthanen verhöhnt, mit welchem Recht kann er verlangen, daß sie — ihm Treue halten? Wenn Völker sich empören, so haben oft die Fürsten in der Regel sich selbst oder ihren üblen Rathgebern und Stellvertretern die Schuld beizumessen; denn diese, oder (was dasselbe ist) sie selbst, als Knechte ihrer Rathgeber, treiben dann die Völker zur Nothwehr. — Dies zeigte sich später auch in Ober-Oesterreich. Der Kaiser hatte diesen Theil seiner Erblande an Maximilian von Baiern für dessen Kriegskosten verpfändet, und Maximilian sich dort schon 1620 die Huldigung erzwungen, worauf er den Grafen Herbersdorf in Linz an der Donau zum Statthalter eingesetzt. Der Herbersdorf aber, welcher nun im Lande Oesterreich ob der Ens die Reformation von der Wurzel ausrotten wollte, waltete dort so unmenschlich, wie weiland der Herzog Alba in den Niederlanden, und trieb dadurch sowohl die Stände (deren Freibriefe er verachtete), als auch das Volk zur Verzweiflung. Da erhob sich im Jahr 1626 das Landvolk (wohl achtzigtausend Menschen) und ließ seine Freiheitsfahnen wehen, auf denen der Spruch stand: »Weil es gilt Seel' und Blut, — geb' uns Gott Heldenmuth.« Ein kühner und kluger Mann, Stephan Fadinger (seines Handwerks ein Hutmacher), ward der Bauern Hauptmann. Und sie schlugen den Herbersdorf bei Waitzenkirchen und Peuerbach, gewannen Weis, Freistadt, Enns und mehre andre Städte und

belagerten Linz. Im Feldlager vor dieser Stadt ward der Fadinger erschossen. An seine Stelle trat ein Edelmann, Achaz Willinger. Nun erlitten die Bauern mehre Niederlagen, schlugen aber zwei neue Heere, welche Maximilian wider sie ausgeschickt hatte. Da übergab dieser dem Grafen Gottfried Heinrich von Pappenheim (dem Stiefsohn des Herbersdorf) die Führung des Kriegs gegen die Bauern. Graf Pappenheim (geboren 1594) stammte aus einem uralten Geschlecht und hatte ein Muttermal, wie zwei gekreuzte Schwerter, auf der Stirn, mit auf die Welt gebracht, das stets zum Vorschein kam, so oft er in Zorn gerieth; daraus hatte ihm sein Vater Veit einen großen Kriegsruhm prophezeiht. Seit seinem ersten Bad als Kind hat ihn nie mehr Jemand weinen gesehen. Von früh auf war Krieg sein Allerliebstes und er trug so viele Narben von Wunden am Leib, daß ihn die Soldaten nur den »Schrammhannes« hießen. Diesem Pappenheim gelang es nun auch wirklich, den Bauernkrieg in Oberösterreich rasch zu beendigen. Er schlug die Bauern bei Efferding, Gmunden, Vöklabruck und beim Schlosse Wolfseck, endlich bei Peuerbach und brachte sie zur Unterwerfung; 1627 wurden ihre Anführer hingerichtet.

Schon im Jahre 1621 hatte Ferdinand II. den Kurfürsten und Böhmenkönig Friedrich geächtet, wiewohl gegen alles Recht, weil nämlich die Böhmen diesen frei erwählt hatten und Friedrich nicht gegen Kaiser und Reich als Feind aufgestanden war, sondern blos das Haus Oesterreich bedroht hatte, — eben so gegen alles Gesetz, weil Ferdinand II. die Acht, ohne Zuziehung eines Fürstengerichts, aus eigener Macht verhängte: der Herzog Maximilian von Baiern (mit mehren Andern) sollte sie vollstrecken. Noch in demselben Jahre (1621) hatte sich die Union der protestantischen Fürsten, welche in erbärmlicher Feigheit dem Falle Friedrichs thatlos zusah, — aufgelöst, weil sie kein tüchtiges Haupt hatte, wie die katholische Liga, welche der kühne Maximilian von Baiern besetzte und mit sich zu Thaten und Siegen fortriß. Mittlerweile hatte der spanische Feldherr Spinola die ganze Unterpfalz (nämlich die Pfalz am Rhein) bis auf Heidelberg, Mannheim und Frankenthal besetzt. Da stand für den unglücklichen, land- und leutlosen Kurfürsten und gewesenen Böhmenkönig nur ein einziger, unbeugsamer Freund, der Graf Ernst von Mansfeld, auch ein geächteter, land- und leutloser Herr, aber unerschöpflich in kühnen Anschlägen, durch seine Kriegskunst überall furchtbar, wohin er mit seinen Schaaren kam, denn da er seinen Soldaten keinen Sold zahlen konnte, erhielt er sie stets von dem Grund und Boden, auf dem sie gerade standen und war dort nichts mehr zu rauben, so zog er weiter. Dieser tapfere Parteigänger hatte sich aus Böhmen nach der Oberpfalz, und, als ihn der Tilly dort vertrieb, in die Rheinpfalz gewandt, als er sich dort nicht mehr halten konnte, nach dem Elsaß, von dort wieder nach der Rheinpfalz. Ueberall hausten seine Schaaren zum Entsetzen.

Der Streit um Böhmen war nunmehr bereits ein allgemein-deutscher geworden. Durch das Uebergewicht, welches die katholische Partei erhalten hatte, sahen sich alle Protestanten bedroht und außerdem stand durch die Willkür des Kaisers, welche mit dessen Glück schnell aufwuchs, auch die Reichsverfassung, die Freiheit der Reichsstände in großer Gefahr. Dennoch blieben die mächtigeren protestantischen Fürsten noch immer muthlos und unthätig. Um so kühner griffen einige kleinere Fürsten zu den Waffen. Der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach übergab die Regierung seines Landes seinem Sohne und brachte dem Mansfeld ein Heer von funfzehntausend Mann. Beide zusammen stellten sich dem Siegeslauf des furchtbaren Tilly entgegen, und auch der landlose Kurfürst Friedrich kam nun voll neuer Hoffnung wieder herbei. Aber der Markgraf trennte sich vom Mansfeld und wollte ohne diesen den Tilly überwinden. Bei Wimpfen am Neckar traf er mit Tilly zusammen (am 6. Mai 1622). Dort gewann Tilly nach einem mörderischen Kampfe, und zwar durch einen Zufall, den Sieg. Einige Pulverkarren hatten nämlich Feuer gefangen, waren in die Luft geflogen und hatten in das markgräfliche Heer Verwirrung gebracht; diese benützend, brach jetzt ein neapolitanisches Reiterregiment Tilly's in des Markgrafen Schaaren ein, und vollendete so die Entscheidung der Schlacht. Der junge Herzog Magnus von Würtemberg fiel mit zwölf Wunden bedeckt, auch Herzog Wilhelm von Weimar, ebenso der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld. Der Markgraf selbst war in höchster Gefahr; aber vierhundert Bürger von Pforzheim stürzten jetzt hervor, befreiten ihn und fochten, um ihn geschaart, unter ihrem Bürgermeister Deimling, gegen den Andrang des ganzen feindlichen Heeres; vergeblich bot ihnen Tilly Gnade an; was Gnade und Leben? Treue galt ihnen mehr. Während sie kämpften, konnte sich der Markgraf retten. Die vierhundert Pforzheimer aber fielen glorreich bis auf den letzten Mann.

Indessen war noch ein andrer kühner Kriegsfürst für die Sache des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz aufgetreten, der Herzog Christian von Braunschweig (ein Bruder des regierenden Herzogs Ulrich), protestantischer Verweser (oder »Administrator«) des Bisthums Halberstadt. Der hatte im Haag in Holland, wohin der geächtete Kurfürst geflüchtet war, ritterlichen Sinns einen Handschuh der Kurfürstin Elisabeth auf seinen Hut gesteckt, und dabei geschworen: »Nicht eher lege ich dies Zeichen meiner Dame ab, als bis ich Elisabeth wieder in Prag zum Thron hinangeführt habe;« auf seine Fahnen ließ er schreiben: »Alles für Gott und für Sie!« Seine wilden Schaaren (funfzehntausend Mann stark) waren bald weit und breit gefürchtet, fast noch ärger als er selbst, wenn er seinem Grimm den Zügel schießen ließ. Wohin er mit seinen Truppen kam, wurden er und sie zur Geißel aller Katholischen. In

Paderborn ging er in der Kirche auf ein goldnes Bild des heiligen Liborius zu, umarmte es, bedankte sich lachend bei dem Heiligen, daß er so lang' auf ihn gewartet habe, und eignete sich das Gold als gute Beute zu. In Münster sprach er lustig zu den silbernen Bildsäulen der Apostel, die er in der Kirche fand: »Gehet hin in alle Welt!« ließ sie einschmelzen und Thaler d'raus prägen mit der Inschrift: »Gottes Freund, der Pfaffen Feind!« Während nun Tilly in den Maingegenden stand, zog Christian von Braunschweig mit Raub und Brand durch die Abtei Fulda und das Hochstift von Würzburg heran, um sich mit dem Mansfeld zu vereinigen. Er eroberte die Stadt Höchst am Main, und ließ dort eine Brücke schlagen. Aber Tilly griff ihn an (am 20. Juni 1622) und vernichtete Christians ganzes Fußvolk. Christian selbst entkam mit der Reiterei und schlug sich in die Pfalz durch zum Mansfeld, bei welchem der Kurfürst Friedrich war.

Für diesen aber unterhandelten damals England, Dänemark und Sachsen bei'm Kaiser um Wiedereinsetzung in sein Erbland. Ferdinand II. machte es dem Kurfürsten zur ersten Bedingung: »seine zwei Bundesgenossen, Christian von Braunschweig und den Mansfelder zu entlassen«; und der schwache, kurzsichtige Kurfürst that dies auch wirklich, wiewohl ihre Heeresmacht noch immer zu seinem Schutz groß genug war, und kehrte nach Holland zurück. Die beiden Parteigänger führten nun auf eigne Faust den Krieg am Rhein noch eine Zeit lang fort, trugen ihn hierauf nach Lothringen, zogen dann den Holländern gegen die Spanier zu Hülfe und schlugen sich bei Fleurus durch die spanische Armee durch.

Nun hatte aber Tilly freien Spielraum in der Rheinpfalz, welche von aller Hülfe entblößt war. Er erstürmte die drei letzten festen Plätze Heidelberg, Mannheim und Frankenthal nach tapfrer Gegenwehr und waltete mit aller Willkür eines Eroberers. Da verlor Heidelberg seine berühmte kostbare Bibliothek, worin die seltenen alten Handschriften allein auf achtzigtausend Kronen im Werth geschätzt wurden. Maximilian von Baiern schenkte jene Bibliothek dem Papst: sie wurde nach Rom geschafft und blieb dort bis heute; wiewohl im Jahre 1817 ein Theil davon wieder nach Heidelberg kam. Unter dem Schutz des siegreichen Tilly zogen nun auch in der Rheinpfalz die Jesuiten über Trümmerhaufen und Leichen wieder ein, die Protestanten verlo[ren] ihre Kirchen; das Bekehrungsgeschäft hob an. Ebenso ging es in der Oberpfalz.

Nun stand der Kaiser in Oberdeutschland, als Sieger da, ja ohne Feind, und bedachte seine Machtherrschaft zu erweitern. Von alten Zeiten her waren die Häuser Habsburg und Wittelsbach (oder Oesterreich und Baiern) in geheimer Eifersucht wider einander und mißgönnte eines dem andern seine Macht. Nun aber war Ferdinand II. noch besonders besorgt über Maximilians allzumächtige Stellung an der Spitze der katholischen Liga und wollte diese Stel-

lung lieber selbst einnehmen. Gleichwohl sah er gar gut ein, daß er den mächtigen Maximilian, welchem er die Rettung aus der dringendsten Noth zu verdanken hatte, nicht mit offener Gewalt verdrängen oder zurücksetzen und dadurch gegen sich aufreizen durfte. Deshalb beschloß Ferdinand II. den Herzog Maximilian dadurch zu beruhigen, daß er ihm ein altes Versprechen erfüllte. Deshalb berief er 1623 die Kurfürsten und einige andre ihm ergebene Fürsten, nicht aber auch alle übrigen Reichsstände, auf einen Tag zu Regensburg. Dort verlieh er, und zwar ungesetzlich (eben weil nicht alle Reichsstände beisammen waren), dem Herzog Maximilian die Kurwürde, und übergab ihm die Oberpfalz. Vergeblich widersprachen die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg diesem Beschluß; Maximilian wurde endlich (1624) auch von Brandenburg als Kurfürst von Baiern anerkannt, und die Kurwürde haftete nun auf Baiern, wiewohl damals nur erst für Maximilians Lebenszeit.

Mansfeld und Herzog Christian, weit entfernt den Muth zu verlieren, faßten indessen nur um so kühnere Pläne. Sie sammelten in den Niederlanden ein Heer, und brachen, der Erstere in Ostfriesland, der Zweite in Niedersachsen ein. Die Stände des niedersächsischen Kreises hatten ihn zu ihrem Feldherrn ernannt, denn sie wollten sich und ihren Glauben gegen die drohende Uebermacht der kaiserlichen Willkür und des Katholicismus mit gewaffneter Hand schützen. Doch schon nach vier Wochen legte Christian, bei der leidigen Zwietracht der Kreisstände, diese Würde nieder. Er beabsichtigte, in Böhmen einzufallen und sich dort mit Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, zu vereinigen, um dem Kurfürsten die böhmische Krone wieder aufzusetzen. Doch Tilly rückte ihm mit großer Uebermacht an die Weser entgegen. Der Kurfürst von Sachsen wollte den Christian nicht durch sein Land lassen. Da zog sich dieser nach Westphalen zurück, um sich mit dem Mansfeld zu vereinigen, dessen Heeresmacht damals nicht stark genug war, daß er allein hätte große Kriegspläne ausführen können. Bei Stadt-Loo im Münsterland traf Tilly den kühnen Christian, besiegte ihn und vernichtete dessen Heer (6. August 1623). Durch diesen Schlag waren für den Augenblick auch Mansfelds Hoffnungen vereitelt. Da er nun einsah, daß er gegen Tilly mit seinen schwachen Heerhaufen nichts ausrichten konnte, so entließ er sie einstweilen und eilte ungebeugten Muthes nach London; dort ließ er nicht ab, den König Jakob I. von England zum Beistand seines unglücklichen Schwiegersohns zu bewegen, brachte es auch dahin, sammelte ein neues Heer und führte es nach Holland. Doch das genügte ihm nicht: er bot, soviel es ihm, als einzelnem Mann, möglich war, Alles auf, um Frankreich, England, Venedig, Savoyen, Holland und einen Theil der Schweiz in einen Bund gegen Oesterreich zu vereinigen.

11.

In trüben Massen gährt noch die Welt,
Und keine Friedenshoffnung strahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen ist das Reich.
Schiller.

Nun erhielt der unselige Glaubenskrieg allmählig auch noch eine andre Bedeutung, eine umfassendere, politische.

Oesterreichs rasches Glück erhöhte nämlich auch die Hoffnungen Spaniens, welches dem Kaiser zur Unterdrückung der Protestanten bisher manche Truppenhülfe geleistet hatte; nun dachte Spanien hinwieder durch kaiserliche Heere wohl auch die Niederlande wieder erobern zu können. Wenn nun aber beide Linien des Hauses Habsburg, die spanische und die österreichische, welche schon ein und dasselbe religiöse Interesse, so wie das gemeinsame ihres Geschlechts hatten, sich auch noch in politischer Hinsicht eng und fest verbanden, so besorgte Frankreich, der Uebermacht beider nicht das Gleichgewicht halten zu können. In Frankreich herrschte damals der Kardinal Richelieu als allmächtiger Minister, ein Staatsmann, wie es auf Erden keinen zweiten mehr gab. Als nun Richelieu, Frankreichs Interessen, welche ihm über Alles gingen, so bedroht sah, entwarf er vielverzweigte Pläne, um die Macht des Hauses Habsburg in Spanien und Deutschland zu zertrümmern. Er unterstützte die freien Holländer gegen Spanien und den Grafen Mansfeld gegen den Kaiser und suchte in Verbindung mit England ein entscheidendes Gegengewicht zu gewinnen. Mittlerweile hatte Tilly die Truppen der furchtbaren katholischen Liga in Niedersachsen gelassen, selbst, nachdem sich der Herzog Christian und der Graf Mansfeld von dort zurückgezogen hatten. Auch dort sollte nun der römische Katholicismus wieder hergestellt, der Protestantismus ausgerottet werden. Da ward es den Ständen des niedersächsischen Kreises (Fürsten wie Städten) wieder vor der Liga und vor des Kaisers Willkür bang; sie sammelten ein Heer und ernannten den König Christian IV. von Dänemark, welcher als Herzog von Holstein ein deutscher Reichsfürst war, zum Kreisobersten. Dieser hatte schon lang gerüstet und stand mit England und Holland im Bunde. So war nun Niedersachsen statt Oberdeutschlands zum Schauplatz des Krieges geworden. Statt der Religion, welche bisher als hauptsächlichster Grund des Krieges gegolten hatte, erschien nun immer deutlicher die Politik. Und während die einzelnen furchtbaren Parteigänger, gleich Würgengeln, mit blutigen Schwertern, im Schein der wehenden Flammen, — aufwirbelnde Rauchsäulen und das Jammergeschrei des Volkes hinter sich, — durch die deutschen Länder hin und wieder zogen, standen sich im Hintergrund die Staaten Europa's drohend gegenüber.

Als Kaiser Ferdinand II. sah, wie mächtig gegen ihn gerüstet wurde, bedachte er, daß er bisher eigentlich nur durch die katholische Liga gesiegt hatte, welche unter dem Kurfürsten Maximilian von Baiern stand, dessen rechte Hand der alte Tilly war. Schon lang auf den großen Einfluß Maximilians und der Liga eifersüchtig, wünschte Ferdinand II. jetzt mehr als je, ein eigenes Heer zu haben, um von jenen beiden unabhängig zu sein. Aber er hatte kein Geld um ein eigenes Heer zusammenzubringen, und fand auch, seit dem Tode Boucquoi's und Dampierre's, nirgends einen tüchtigen Feldherrn, welchen er an die Spitze eines solchen hätte stellen können. Siehe, da bot ihm plötzlich ein einzelner böhmischer Edelmann ein Heer von funfzigtausend Soldaten an, welche dieser auf eigne Kosten stellen wollte, wofern er den unumschränkten Oberbefehl darüber erhielt und später durch Länder dafür entschädigt würde. Dieser böhmische Edelmann hieß Albrecht von Waldstein oder Wallenstein (wie er gemeinhin genannt worden ist). Er war 1583 zu Prag geboren aus einem protestantischen Geschlecht, aber schon als Jüngling zum Katholicismus übergetreten. Er besaß glänzende Talente und Kenntnisse, eiserne Willenskraft, hohen persönlichen Muth und einen ungeheuren Ehrgeiz, der unersättlich von Würde zu Würde hinanstrebte, und auch die höchste für erreichbar hielt; die Astrologie, welcher er wie so viele seiner Zeitgenossen im vollen Vertrauen anhing und in deren vermeintlich tiefe Geheimnisse ihn zu Padua der Sternbeuter Argoli eingeweiht hatte, bestärkte jenen Ehrgeiz noch mehr, eben so das Glück, welches ihn auffallend rasch begünstigte. So hatte er sich durch eine Heirath mit einer Wittwe große Reichthümer, durch seine Tapferkeit und Kriegskunst in den Feldzügen gegen die Türken und die Venezianer hohen Ruhm, die Liebe der Soldaten und das Vertrauen des Kaisers erworben; besonders aber im böhmischen Krieg, wo Wallenstein dem Kaiser gegen seine eignen Landsleute gedient hatte, sodann in den Feldzügen gegen den Grafen Thurn, gegen Mansfeld, gegen den Bethlen Gabor. Ferdinand II. hatte ihn bei seiner zweiten Vermählung in den Grafenstand erhoben, nach der Unterwerfung Böhmens und Mährens ihm die Würde eines Reichsgrafen und die böhmische Herrschaft Friedland verliehen, nach welcher Wallenstein meist nur der »Friedländer« genannt wurde. In gleicher Weise hatte Wallenstein durch Glück und Klugheit auch seine Schätze vermehrt und galt als der reichste Mann. Wie nun Wallenstein damals dem Wunsche des Kaisers entgegenkam und ihm — aus eigenen Mitteln — Truppen warb, da brauchte er blos seinen Namen ausfliegen zu lassen, und wie durch einen Zauber bezwungen, kamen aus allen Ecken und Enden Soldaten von allen Zungen und von jedem Glauben, Längstgediente und Rekruten, Offiziere und Gemeine, unter des »Friedländers« Fahnen zusammen, als wäre die Welt zu erobern. Schon sein ganzes Wesen, seine hohe Gestalt, sein fürstlicher Anstand, sein finstrer geheimnißvoller Blick erweckten in

den Herzen des Kriegsvolks Ehrfurcht, das Gerücht von seinen geheimen Künsten Grau'n und Siegesvertrauen zugleich; die Soldaten glaubten: finstre Mächte, mit denen er im Bunde stehe, machten ihn unüberwindlich und wohl war's auch eine finstre Macht, die ihn beherrschte, der Egoismus. Dazu verstand es Wallenstein, die Soldaten für sich zu bezaubern. Er forderte zwar blinden Gehorsam, und bestrafte die geringste Widersetzlichkeit mit dem Tode; dagegen zeigte er den Soldaten, daß er ihren Stand als den höchsten in der Welt achtete (und er war's auch leider in jener Zeit der eisernen Gewalt); er fragte den Soldaten, wenn er nur muthig und gehorsam war, nicht nach Glauben und Sitten; er gab ihm außerhalb des Dienstes unbedingte Freiheit zu thun und zu leben nach Herzenslust; wer sich auszeichnete, den beförderte und belohnte er fürstlich. So wußten sich die Soldaten unter seinen Fahnen die gefürchteten lustigen Herrn der Welt, und der Friedländer war nicht blos ihr Feldherr, dem sie blind in Noth und Tod folgten, nein, er war ihr Abgott, sein Geist die Seele eines tausendgliederigen Leibes. Ein solches Heer nun und ein solcher Feldherr, zu des Kaisers Dienst bereit — was konnte Ferdinand II. bei seinen stolzen Plänen noch Höheres wünschen? Wer konnte ihm widerstehn? Jetzt brauchte er die Nebenbuhlerschaft des Kurfürsten Maximilian und der Liga nicht zu scheuen! Ferdinand II. kannte gar wohl die Art und Weise, wodurch Wallenstein sein ungeheures Heer unterhielt, nämlich: auf Kosten der Länder (gleichviel ob Freundes oder Feindes Länder), durch die es zog; und der Kaiser, der zum Schutz des Reiches heilig verpflichtet war, billigte diese Kunst den Krieg zu führen (auf gut deutsch nennt man sie Räuberei), unbekümmert, ob das deutsche Vaterland dadurch in's Verderben kam, denn der Kaiser wollte nur seinen eigenen Vortheil, — ein Verbrechen, welches die Moral der Jesuiten eben so heiligte, wie sie die Tyrannei überhaupt heiligte.

Inzwischen war der alte Tilly auf Wallenstein's Ruhm eifersüchtig geworden, und hatte sich vorgenommen, den Krieg in Niedersachsen rasch zu beendigen, bevor Wallenstein auch dahin käme, und ihm vielleicht die Ehre des Sieges entreiße. Als nun Wallenstein mit achtunddreißigtausend Mann gegen Niedersachsen zog, hatte der König von Dänemark schon nach Hameln und von dort nach Verden zurückweichen müssen. Trotz ihrer Eifersucht bedrängten nun die beiden Feldherrn der katholischen Partei, von denen jeder den Titel »Generalissimus« führen wollte, die Macht der Verbündeten, — Tilly die Dänen, Wallenstein das Magdeburgische — so arg, daß die niedersächsischen Stände schon den Frieden unterhandeln wollten. Tilly und Wallenstein machten jedoch dabei so ungeheure Forderungen, daß der König von Dänemark lieber den Krieg fortsetzte. Mansfeld wurde am 15. April 1626 bei Dessau, wo er Wallensteins Verschanzungen angreifen wollte, geschlagen; bald darauf (am 6. Mai) starb der kühne Herzog Christian von Braunschweig und im

August desselben Jahres besiegte Tilly den Dänenkönig in einer blutigen Feldschlacht bei Lutter am Barenberg. Nach diesem entscheidenden Schlage verloren die meisten Reichsstände des niedersächsischen Kreises den Muth und unterwarfen sich dem Kaiser, und da sich Wallenstein und Tilly endlich vereinigten, mußten sich die Dänen immer weiter zurückziehen.

Der kühne Mansfeld aber hatte indessen nach seinem großen Verlust bei Dessau schottische und dänische Hülfstruppen erhalten und führte sie rasch gen Schlesien, um sich dort mit Bethlen Gabor zu vereinigen. Er wollte den Kaiser in dessen eigenen Erblanden angreifen. Aber Gabor kam nicht und nun zog Mansfeld unverzagt nach Ungarn, — Wallenstein ihm nach, ohne ihn angreifen zu können. Doch auch Mansfeld sah bald ein, daß er sich in Ungarn nicht länger halten konnte. Da trug er dem Herzog Ernst Johann von Weimar auf, sein Kriegsvolk nach Schlesien zu führen, er selbst wollte voll neuer Kriegspläne, über Venedig nach England reisen. Zu Urakowitz in Bosnien ward er jedoch plötzlich krank, und da er die Nähe seines Todes fühlte, that er den Harnisch an, gürtete sich das Schwert um, und verschied, recht als Kriegsfürst, stehend, auf seine Officiere gelehnt, am 30. November 1626.

So war nun Einer nach dem Andern von des Kaisers Feinden erlegen, der König von Dänemark aber sah sich (1627) gezwungen, sich mit dem Rest seines Heeres zur Rückkehr nach seinem eigenen Reiche einzuschiffen; das Bündniß Dänemarks und der niedersächsischen Kreisstände war vernichtet. Da mochte Ferdinand II. in seiner Bigotterie diese auffallende Gunst des Glückes wohl für eine wunderbare Gnade des Himmels halten. Aber gleichwie ein wahrhaft frommer Fürst stets gerecht und mäßig ist, so hält einen Tyrannen all' seine Bigotterie nicht von Uebermuth und Willkür zurück. So handelte jetzt Ferdinand II. in seinem Glück. Um sein an Maximilian von Baiern verpfändetes Land Oberösterreich einzulösen, verkaufte er am 4. März 1628 die Oberpfalz und einen Theil der Pfalz am Rhein (den diesseitigen) dem Kurfürsten Maximilian von Baiern für die von diesem aufgewendeten Kriegskosten. Mittlerweile hatte Wallenstein, welcher das schlesische Herzogthum Sagan durch Kauf an sich gebracht und den sein ungeheurer Ehrgeiz zu immer kühneren Plänen und Wünschen trieb, nach dem Besitze des Herzogthums Mecklenburg getrachtet und es mit seinen Truppen besetzt, welche es fürchterlich aussogen. Durch die Jesuiten, welche dabei wieder ihre Herrschaft auszubreiten hofften, gewann Wallenstein endlich auch den Kaiser, daß ihm dieser Mecklenburg versprach. Da ächtete Ferdinand II. aus eigner Macht, ohne Zuziehung der Kurfürsten, ohne Untersuchung die Herzoge von Mecklenburg auf den Grund hin, daß sie mit im dänischen Bündniß gewesen waren und nahm nicht die mindeste Rücksicht darauf, daß sie dasselbe ja gar bald verlassen und sich dem Kaiser wieder unterworfen hatten. Er verlieh Mecklenburg vor der Hand

als Pfandschaft für die Kriegskosten, dem Wallenstein; eben diesen belehnte er auch mit dem schlesischen Herzogthum Sagan und machte ihn zum Reichsfürsten. Ueber diese Willkührhandlung des Kaisers war im ganzen deutschen Reich große Bestürzung, aber die meisten Fürsten waren zu feig, das Unrecht mit Gewalt abzuwehren; nur die treuen Stände Mecklenburgs ergriffen lebhaft die Partei ihrer Landesherrn und versuchten zu deren Gunsten Versprechen und Gegenvorstellungen; — alles umsonst. Gestützt auf den kaiserlichen Befehl, erzwang sich der herrschsüchtige Wallenstein die Huldigung in Mecklenburg und ließ die Stände seinen Grimm fühlen. Nun im Besitz neuer Macht erhob er kühner sein finstres Haupt, erfüllt von Gedanken des Ehrgeizes; er dünkte sich dem Kaiser selbst nicht blos gleich, nein: gewaltiger als dieser, und gefiel sich darin, ihn nach seinem Willen hieher und dorthin zu meistern. Der Kaiser hatte die Hansa zu einem Bund mit Spanien eingeladen, wodurch sie ihrer bisherigen Abhängigkeit von England ledig geworden wäre, denn ihre alte Macht befand sich im Verfall, und zwar zum größten Theil durch die Schuld ihrer eigenen Zaghaftigkeit. Als nun der König von Dänemark, welcher jenen Bund der Hansa befürchtete, dem Wallenstein versprach, sich der Herzoge von Mecklenburg nicht annehmen zu wollen, verlangte Wallenstein vom Kaiser, daß er jenen Plan aufgeben solle, widrigenfalls er (Wallenstein) nicht mehr für ihn in den Krieg ziehn werde. Indem sich Wallenstein dergestalt näher an Dänemark schloß, blickte er mit Besorgniß auf Schweden, wo damals der hochherzige König Gustav Adolf herrschte, und suchte gegen diesen die Küste Pommerns zu sichern. Zu diesem Zweck ließ er Pommern durch seine Truppen besetzen; das war widerrechtlich, denn der Herzog Bogislav von Pommern war völlig parteilos geblieben. Aber die Stadt Stralsund wollte Wallensteins Heer den Durchzug nicht gestatten, welchen er verlangte und verachtete muthig alle seine Drohungen. Er aber beschloß, sie um jeden Preis in seine Gewalt zu bringen, und ließ sie (am 13. Mai 1628) durch den kaiserlichen Obristen Arnim belagern. Da schwuren die edlen Bürger von Stralsund: »Wir wollen treu bei der Augsburgischen Konfession beharren und für die Rechte und Freiheiten unserer Stadt bis zum letzten Blutstropfen streiten!« So handelten sie auch zur ewigen Ehre der Stadt und der Schwedenkönig Gustav Adolf, der damals zu Danzig auf der Rhede lag, schickte ihnen Pulver und versprach ihnen seinen Schutz. Sie ließen hierauf dem Kaiser ihre Bedrängniß melden, und dieser gebot dem Wallenstein: die Belagerung aufzuheben. Der aber kümmerte sich nicht um diesen Befehl und rief im wilden Zorn: »Und wäre Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden, so müßt' es dennoch herunter!« Sodann zog er selbst vor die Stadt und stürmte wider die Stadt, opferte zahlloses Kriegsvolk nutzlos vor ihren Wällen, und mußte endlich — der stolze gewaltige Mann, — am 3. August 1628 die Belagerung aufheben. So hielt in jener schweren Zeit der

Gewalt, da so viele Fürsten und Herrn feig wankten, deutscher Bürgermuth glorreich aus für den Protestantismus und die Freiheit gegen die trotzige Uebermacht, — ein Beweis, daß Vaterlandsliebe und deutsche Treue auch in den schlimmsten Lagen nicht zu Schanden werden lassen. Wallenstein aber wurde (am 21. April 1628) zum Admiral des »oceanisch-baltischen Meeres« ernannt: es handelte sich dabei von Seiten Oesterreichs um eine bewaffnete Schifffahrtskompagnie, welche den Holländern und Engländern im Handel Trotz bieten sollte, und man dachte an den Besitz Pommerns, dessen Herzog der letzte seines Stammes war. Wallenstein erwog klug alle Verhältnisse, indem er stets seinen eignen Vortheil dabei im Auge behielt. Er fürchtete Schwedens Macht, und, um diese zu schwächen, bewirkte er es, daß der Kaiser mit Dänemark zu Lübeck am 12. Mai 1629 Frieden schloß: so hatte er größere Sicherheit für den Besitz von Mecklenburg, welches ihm der Kaiser nun völlig als Reichslehn verlieh. Und um die verhaßte Macht Schwedens zu schwächen, wurde Arnim den Polen zu Hülfe geschickt, mit welchen der Schwedenkönig damals im Kampfe lag.

Etwas über zwei Monate vor Abschluß des Friedens mit Dänemark, nämlich schon am 6. März 1629, hatte Ferdinand II., welcher die alten Formen der Reichsverfassung nicht achtete, eine Verordnung ergehen lassen, wodurch die Hoffnung auf Frieden, nach welchem sich das arme deutsche Vaterland so inbrünstig sehnte, auf's Neue schmählich zernichtet ward. Schon lange hatten die katholischen Landesherrn die Wiederaufrichtung ihres Glaubens in ihren Ländern immer kühner betrieben, gestützt auf das Beispiel und die Macht des Kaisers und auf die Parteilichkeit des Reichshofraths. Nun befahl Ferdinand II., und zwar ohne Zuziehung eines Reichstages, auf Betrieb des päpstlichen Nuntius und der Jesuiten, daß alle mittelbar und unmittelbar geistlichen Güter, welche seit dem »Passauer Vertrag« von 1552 eingezogen und von den Protestanten besetzt waren, ihren früheren Besitzern zurückgegeben, daß somit Stifte und Klöster wieder mit Katholiken besetzt werden sollten, und sodann, daß die katholischen Reichsstände ihre nichtkatholischen Unterthanen überdies zur Annahme des Katholicismus zwingen dürften; übrigens sollten im sogenannten Religionsfrieden blos die Katholiken und reinen Lutheraner einbegriffen sein und alle übrigen Andersgläubigen nicht geduldet werden. Dieser ungerechte kaiserliche Machtspruch hieß das »Restitutionsedikt«. — Es wurde nicht blos in Bezug auf Kirchengüter angewandt, sondern auch sogar auf die Güter von solchen Laien, welche sich zu irgend einer von den Gegenparteien des Kaisers gehalten hatten. Den größten Vortheil hatten dabei die Jesuiten, denn sie nahmen keine Rücksicht auf die Ansprüche anderer Mönchsorden, sondern zogen die früheren Besitzungen derselben an sich. Bei der Besetzung der Bischofsstühle wurde alles kanonische Recht verletzt, indem der Erzherzog Leopold Wilhelm, ein Sohn des Kaisers, welcher ohnehin schon zwei Bisthümer besaß,

nun auch noch das von Halberstadt und die zwei Erzbisthümer Bremen und Magdeburg bekam. Kriegsvolk des Kaisers und der katholischen Liga besorgten mit schändlicher Barbarei die Vollstreckung dieser tyrannischen Befehle. Da verfiel die Macht und Blüthe so mancher Reichsstadt durch die Austreibung der protestantischen Bürger; so erlosch besonders Augsburgs alter Glanz und Wohlstand. Und kein deutscher Fürst protestantischen Glaubens griff zum Schwert, um der Tyrannei einen Damm zu setzen; und wieder war's nur deutscher Bürgermuth, welcher sich dagegen stemmte. Wie Stralsund, so trotzte jetzt Magdeburg standhaft dem Wallenstein, der eine kaiserliche Besatzung hineinlegen, oder als Abkaufssumme dreimalhunderttausend Gulden Schatzung erheben wollte. Da wurde Magdeburg belagert, aber nach achtundzwanzig Wochen mußte Wallenstein die Belagerung aufheben.

Mittlerweile waren von allen deutschen Ländern, wo Wallenstein mit seinen furchtbaren Schaaren gehaust hatte, Klagen laut geworden über das grenzenlose Elend, über Plünderung, Mord und Brand, womit das zügellose Kriegsvolk seine Spuren bezeichnete. Diese Klagen gaben dem Kurfürsten Maximilian von Baiern, so wie der ganzen katholischen Liga, welche längst auf Wallensteins unumschränkte Macht eifersüchtig gewesen, einen willkommenen Anlaß, um zu seinem Sturz Alles in Bewegung zu setzen. Dabei kam es Wallensteins Feinden in Deutschland trefflich zu statten, daß auch der Kardinal Richelieu in Frankreich, als Feind der habsburgischen Uebermacht, seine geheimen Staatskünste spielen ließ, und auf den Kaiser durch einen Kapuzinermönch, den Pater Joseph, welcher mit dem französischen Gesandten an den kaiserlichen Hof gekommen war, gegen Wallenstein wirkte. Auch die Jesuiten, mit welchen Wallenstein früher im guten Einvernehmen gewesen war, ergriffen jetzt Partei gegen ihn, weil sie sich überzeugt hatten, daß er sie durchschaute und sie in der Ueberlegenheit seines Egoismus geringschätzte. Da stieß ein Egoismus wider einen andern und der eines einzelnen wenn auch noch so mächtigen Mannes konnte sich gegen den eines ganzen zahlreichen Ordens nicht halten. Als nun der Kaiser im Jahre 1630 einen Reichstag zu Regensburg hielt (es war der erste während seiner Regierung) und auf demselben die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König durchsetzen wollte, da klagten alle Reichsstände über Wallensteins furchtbare Gewalt, und deckten das grenzenlose Elend auf, welches dessen zügellose Kriegsvölker in katholischen so gut, wie in protestantischen Ländern angerichtet, alle die Gräuel, welche sie im rohen Uebermuth an Unschuldigen und Wehrlosen verübt, wie sie Frauen und Jungfrauen entehrt und verstümmelt, Kinder grausam getödtet, Männer mißhandelt, gefoltert, in Gefangenschaft geschleppt und verhöhnt, überhaupt Menschen wie das Vieh behandelt, wie sie, Straßenräubern gleich, Hab' und Gut allerorten geplündert, die Lebensmittel lieber verderbt, als den Hungernden gegönnt, Städte, Flecken

und Dörfer in Brand gesteckt. Das Alles kam nun dem Kaiser zu Ohren, und ungestüm verlangten alle Reichsstände Wallensteins Absetzung; auf's Bestimmteste vor Allen forderte sie Maximilian von Baiern an der Spitze der katholischen Liga, welche für jeden, auch für den äußersten Fall mit ungeheurer Heeresmacht gerüstet, drohend dastand. Da griff dem Kaiser all' der Jammer an's Herz und er besorgte noch außerdem, daß sich, wenn er nicht nachgäbe, die gewaltige Liga aus Haß wohl gar mit Frankreich gegen ihn verbinden möchte; die Jesuiten setzten ihm gleichfalls eifrig zu. Wider seinen Willen entschloß er sich denn endlich, dem mächtigen Wallenstein die Feldherrnwürde abzunehmen. Diese Nachgiebigkeit des Kaisers war sehr unklug, wenn sie auch vielleicht durch sein Mitleid entschuldigt werden kann: gegen Wallenstein war sie jedenfalls Undank; unklug aber war sie, weil sich nun Ferdinand II. ganz in die Hände

der Liga gegeben hatte. Wallenstein befand sich damals bei'm kaiserlichen Heere zu Memmingen in Schwaben, nicht fern vom Reichstag, in der geheimen Absicht: seine Schaaren plötzlich herbeizuführen, wenn etwa die Kurfürsten die Königswahl des Kaisersohnes nicht zugeben wollten; er hatte durch seine Kundschafter auf dem Reichstag von dem Beschluß im Voraus Nachricht erhalten, und als ihm daher zwei Abgesandte denselben überbrachten, war er keineswegs überrascht, sondern fügte sich, scheinbar ganz ruhig und freundlich, aber im stolzen Herzen auf einen Tag in der Zukunft hoffend, an welchem der Kaiser ihn doch wieder um Hülfe anflehen müsse und er selbst seine Feinde demüthigen könne. Sodann begab er sich auf seine Güter in Böhmen zurück und beschäftigte sich dort in der stillen Abgeschiedenheit seiner prachtvollen Paläste mit der Regierung seiner Unterthanen, hing seinen kühnen Entwürfen nach, und suchte, mit seinem Astrologen, dem Italiener Zenno, die Geschicke der Zukunft aus dem Stand der Gestirne zu erforschen. — Das kaiserliche Heer wurde sodann bis auf neununddreißigtausend Mann vermindert, das der Liga auf dreißigtausend Mann festgesetzt und der alte Tilly wurde nun Oberfeldherr. Was das »Restitutionsedikt« betraf, so wurde die fernere Vollstreckung einstweilen verschoben. Eben so mußte es sich der Kaiser gefallen lassen, daß die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König noch für eine nächste Versammlung aufbehalten wurde. Bald aber sollte der Kaiser die Folgen von Wallensteins Absetzung empfinden.

Drei Tage nach dem Schluß des Reichstages, am 15. November 1630, wo der Kaiser und die katholischen Fürsten in Hofstaat, Sitten und Kleidern, die größte Pracht und Verschwendung zur Schau trugen, dem Elend des Vaterlands so recht zum Hohn, — starb zu Regensburg ein erhabener Weiser, die Zierde des Vaterlandes, starb vor Kummer und Entkräftung, arm und unbeachtet. Das war Johann Keppler, geboren 1571 zu Magstatt in Schwaben, ein Astronom, dessen hoher Geist die verborgenen ewigen Gesetze erforschte, nach welchen sich die Himmelskörper bewegen; in einer Zeit, da jede kühne Meinung eines Forschers, wenn sie von dem Buchstaben der Bibel abwich, von den Priestern als Ketzerei verdammt und verfolgt wurde, forschte Keppler muthig mit unvollkommenen, unzureichenden Instrumenten, und vertheidigte standhaft die Lehre des Kopernikus, daß sich die Erde um die Sonne bewege und nicht die Sonne um die Erde, wie es die Priester — auf den Grund einer mißverstandenen Bibelstelle hin — vom Volk geglaubt haben wollten. Wegen seiner Religion (Keppler war nämlich ein eifriger Anhänger der Augsburgischen Konfession) verfolgt und aus seiner Heimath vertrieben, hatte er anfänglich bei den Jesuiten in Grätz Schutz gefunden, welche sein tiefes Wissen hochschätzten, und war in der Folge zum Kaiser Rudolf II. nach Prag gekommen. Da mußte Keppler den übermüthigen Stolz eines andern Astronomen, des Tycho de

Brahe, ertragen, welcher des Kaisers Günstling war, und erhielt nach dessen Tod seine Stelle, aber nur kümmerlich seinen Lohn und unwürdige Beschäftigungen: er, dessen ganze Seele für die Erforschung der Wahrheit glühte und sich mit heiliger Wonne in den geheimnißvollen Tiefen der Wissenschaft erging, er mußte unter dem Kaiser Matthias, um nicht zu betteln und zu verhungern (wie er selbst sagte), Kalender schreiben, und sollte den Aberglauben befördern, und, wie ein gemeiner Betrüger, aus dem Stand der Gestirne künftige Schicksale prophezeihen. Das vermochte ein Keppler nicht: vielmehr suchte er gerade den astrologischen Aberglauben zu zerstören und den Menschen zu beweisen, daß ihr Schicksal nicht von den Gestirnen abhänge, sondern von ihrer freien Willenskraft. So kämpfte Keppler treu gegen die Thorheit seiner Zeit, dieser wüsten, jammervollen Zeit; aber zugleich arbeitete er auch rüstig für die Nachwelt, entdeckte die Gesetze, nach welchen sich die Planeten bewegen, zerlegte den Sonnenstrahl in sieben Farben und erforschte die Bildung des menschlichen Auges. Als seine Glaubensgenossen, die Protestanten, sich weigerten, den vom Papst Gregor XIII. verbesserten, sogenannten Gregorianischen Kalender anzunehmen, bot er fruchtlos Alles auf, um sie dazu zu bewegen. Sein ganzes Leben war ein steter Kampf, sowohl für die Wahrheit als auch mit den jämmerlichen Verhältnissen: er, den seine Verdienste unsterblich gemacht haben, mußte darben, weil ihm seine Besoldung nicht ausbezahlt wurde. Aus Noth ging er, als Lehrer am Gymnasium, nach Linz in Oesterreich; dort verketzerten ihn seine eigenen Glaubensgenossen! Durch die Niederträchtigkeit seiner Feinde wurde seine alte Mutter in Schwaben der Zauberei angeklagt, und sollte als Hexe gefoltert werden. Da eilte der edle Weise als treuer Sohn zu ihr in die Heimath und rettete sie. Sein erhabenes Werk »von der Harmonie der Welt«, welches er im Jahr 1618 vollendete, wurde in Rom verboten; und als in Linz die Glaubensverfolgung losbrach, hatte er auch dort keine Freistätte mehr. Nun kam er, stets ohne den Rückstand seiner Besoldung zu erhalten, zu Wallenstein nach Sagan; aber Wallenstein liebte nicht sowohl die erhabene Wissenschaft Kepplers, die Astronomie, als vielmehr den betrügerischen Aberglauben der Astrologie: darum schloß er sich an jenen welschen Sterndeuter Zenno an und ließ den deutschen Forscher Keppler — darben! Da kam der große Mann, arm und heimathlos, auf den Reichstag nach Regensburg und bat dort um seine Besoldung, um sein gutes Recht! — man hörte ihn nicht an, man kümmerte sich nicht um ihn. Da starb Keppler als Märtyrer der Wissenschaft. Er hinterließ eine Wittwe mit vier unmündigen Kindern, deren sich Niemand annahm. Was aber seine Zeitgenossen an ihm verschuldeten, das trug der Dank der Nachkommen an sein Gedächtniß ab; und jeder Deutsche spricht mit Ehrfurcht und Stolz den Namen Kepplers aus, während er erröthet, daß auch jener Ferdinand II. ein Deutscher war. Drum verzage nie ein Herz, das warm

und treu für die Wahrheit schlägt, wenn es für diese Elend und Verfolgung erdulden muß: die göttliche Wahrheit selbst entschädigt es reich dafür, durch sie wirkt es auf Erden fort und genießt so einen Antheil von ihrer eignen Unsterblichkeit.

17.

— Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.
Schiller.

Die Freiheit und der Protestantismus schienen in Deutschland verloren zu sein: kein deutscher Fürst hatte den Muth sie gegen den Kaiser und die katholische Liga zu vertheidigen, die Kraft des Adels war gebrochen, das Volk ausgesaugt; nirgends mehr Hoffnung, überall nur Furcht und Grausen vor neuen Maßregeln der Tyrannei, welche die nächste Stunde bringen möge. Da kam plötzlich ein Retter der bürgerlichen und Glaubensfreiheit von Mitternacht her, aus einem Volke urdeutscher Abkunft, aus Schweden, wo Luthers Lehre einen fruchtbaren Boden gefunden und Wurzel gefaßt hatte. Es war der König Gustav Adolf von Schweden, ein Mann, durchdrungen von ächter Gottesfurcht und von heiliger Begeisterung für den evangelischen Glauben, heldenkühn, ruhmbegierig und vielversucht in Kriegen gegen Dänemark, Rußland und Polen, weise und tugendhaft, offen und rechtschaffen gegen Freund und Feind, einfach und streng von Sitten, freundlich und wahrhaft königlich von Ansehen, von hoher starker Gestalt, mit breiter Stirn, Adlernase und großen lebhaften Augen, in der Blüthe seiner Kraft, er zählte damals (1630) sechsunddreißig Jahre. Gustav Adolf hielt es für eine hohe und heilige Pflicht, werth, das Leben d'ran zu setzen, daß er dies edle Deutschland, den Mutterschooß der Denk- und Glaubensfreiheit, nicht der Tyrannei zum Raube lassen dürfe. Also rüstete er, und schloß (durch Frankreichs Vermittlung) 1629 einen Waffenstillstand mit Polen auf sechs Jahre. Sodann verkündigte er den Reichsständen Schwedens seinen Entschluß, für die unterdrückten Glaubensgenossen in Deutschland in's Feld zu ziehen. Hierauf bestellte er fromm sein Land und Haus, und seinen letzten Willen, ernannte für seinen Todesfall seine vierjährige Tochter Christine zur Nachfolgerin, nahm von seinen treuen Ständen Abschied und schiffte sich mit seinen Truppen ein: es waren funfzehntausend Mann, sowohl Schweden, als auch geworbene Schotten und Deutsche. Und als er (1630) glücklich auf der pommerschen Küste gelandet war, warf er sich andächtig zur Erde, dankte Gott und betete, daß der Herr ferner mit ihm sein möge; da beteten auch seine Officiere, tiefergriffen und Thränen traten in ihre Augen: er aber sprach zu ihnen:

»Weinet nicht, sondern betet, meine Freunde. Fleißig gebetet, ist halb gefochten!« Als der Kaiser Gustav Adolfs Landung erfuhr, sprach er übermüthig und mit Geringschätzung: »Wir haben eben einen kleinen Feind mehr, — was weiter?« Die Wiener nannten den Schwedenkönig spottweise nur die »Schneemajestät« und meinten: sie würde vor der kaiserlichen Sonne gar bald schmelzen. Bald zeigte es sich aber, wie thöricht jene Geringschätzung und dieser Spott waren.

Gustav Adolf kam rasch vor Stettin, die Hauptstadt Pommerns, vermochte den Herzog Bogislav von Pommern, welcher aus Furcht vor des Kaisers Zorn und Rache, zögern wollte, sich ihm anzuschließen, zu einem Bündniß, versicherte sich der pommerschen Küste, schlug die Kaiserlichen aus dem Lande und wandte sich sodann nach Mecklenburg, wo die vertriebenen Herzoge zu ihm kamen. Aber die meisten protestantischen Fürsten Deutschlands wagten

es noch nicht, offen auf seine Seite zu treten. Gustav Adolf rückte nun in die Neumark vor und schloß zu Bärwalde 1631 einen Bundesvertrag mit Frankreich ab, dem zufolge ihm dieser Staat jährlich viermalhunderttausend Thaler zur Kriegshülfe zu zahlen, er dagegen dreißigtausend Mann Fußvolk und viertausend Mann zu Roß zu stellen versprach. Nun traten die Stadt Magdeburg und der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel mit dem Schwedenkönig in ein engeres Bündniß. Der schwache Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg hingegen, welcher auch Preußen (wiewohl noch als Lehen von Polen) besaß, wollte dem Gustav Adolf (obgleich dieser sein Schwager war) lange nicht willfahren, als derselbe die Einräumung der Festungen Spandau und Küstrin verlangte, um sich bei seinen weiteren Unternehmungen dadurch decken zu können. Auch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen wollte, aus kleinlicher Eifersucht, von einem Bunde mit den Schweden nichts wissen, sondern berief (1631) die protestantischen Reichsstände nach Leipzig zu einer Vereinigung unter sich, um sich gegen das Restitutionsedikt, so wie gegen alle Durchzüge und Erpressungen der kaiserlichen Truppen, sicher zu stellen. Er hatte dabei die Absicht, eine selbstständige dritte Partei als Mittelmacht zwischen dem Kaiser und dem Schwedenkönig zu bilden, und für seine Person selbst die oberste Leitung der protestantischen Sache zu übernehmen, ohne es deswegen mit dem Kaiser offen zu verderben. Das war durchaus thöricht, wie es sich auch gar bald zeigte. Denn als sich die Mitglieder des Leipziger Bundes bewaffneten, ließ der Kaiser seine Kriegsvölker gegen jene Theilnehmer an der Verbindung anziehen, welche in Oberdeutschland waren, und Tilly sollte die Verbindung selbst zersprengen. So schadeten die protestantischen Reichsstände durch Uneinigkeit und kleinliche Eifersucht blindlings ihrer eigenen Sache: nur Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, die Herzoge von Weimar, Bernhard, Wilhelm und Ernst, und die Herzoge von Sachsen-Lauenburg hatten sich fester an Gustav Adolf angeschlossen.

Während nun dieser mit den Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen lange Unterhandlungen pflegen mußte, konnte er der edlen Stadt Magdeburg nicht zu Hülfe eilen, welche von Tilly furchtbar bedrängt wurde. Schon im vorigen Jahre, als die Magdeburger sich kühn dem verhaßten Restitutionsedikt widersetzt hatten, war Christian Wilhelm (der Oheim des Kurfürsten von Brandenburg), ein eifriger Protestant, in die Stadt gekommen und vom Volk mit Jubel statt des katholischen Erzherzogs Leopold als Administrator des Erzbisthums aufgenommen worden; und Gustav Adolf hatte heimlich den tapfern und kriegserfahrnen Obristen Dietrich von Falkenberg nach Magdeburg geschickt, wo dieser den Oberbefehl übernahm. Im Frühling 1631 kamen nun Pappenheim und Tilly mit dreißigtausend Mann vor Magdeburg, dessen Besatzung nur etwas über zweitausend Mann zu Fuß, dreihundert zu

Roß und fünftausend waffenfähige Bürger stark war. Tilly hatte beschlossen, Magdeburg um jeden Preis in seine Gewalt zu bringen und dadurch allen protestantischen Reichsständen ein abschreckendes Beispiel zu geben. So belagerte er denn Magdeburg mit dem größten Nachdruck. Dietrich von Falkenberg leitete die Vertheidigung mit eben so großer Standhaftigkeit, als Klugheit: aber er konnte es nicht hindern, daß die Kaiserlichen sich binnen vier Wochen aller Außenwerke bemächtigten und nun dicht vor den Mauern standen. Schon hatten die Magdeburger fast all ihr Pulver verschossen, schon fingen sie auch an, einen drückenden Mangel an Lebensmitteln zu fühlen, dennoch harrten sie wacker aus, brachen gar oft in kühnen Ausfällen auf die Belagerer hervor und hofften auf den Retter in der Nähe, auf den Schwedenkönig. Diesem aber verwehrte der Kurfürst von Sachsen noch immer hartnäckig den Durchzug durch sein Land. Am 9. Mai ließ Tilly plötzlich das Schießen gegen Magdeburg einstellen und die Geschütze abführen. Das hielten die bedrängten Magdeburger für ein günstiges Zeichen: sie glaubten nämlich: der Schwedenkönig rücke schon mit seinem Heere zum Entsatz heran und der alte Tilly wolle sich vor ihm zurückziehn. Dennoch wachten sie sorgfältig die ganze Nacht hindurch und da dieselbe ruhig verüberging, so wollten sie gegen Morgen, sorglos und hoffnungsreich, nach so zahllosen Anstrengungen, kurze Zeit ruh'n. Also geschah's, und nur der Stadtrath und der Kommandant hatten sich auf dem Rathhaus versammelt, um einen kaiserlichen Trompeter abzufertigen, welchen Tilly am 8. Mai in die Stadt geschickt hatte, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Noch berathen sie sich, da wird plötzlich von den Thürmen Sturm geblasen. Alles greift voll Bestürzung zu den Waffen. Graf Pappenheim hatte voll Ungeduld, gegen Tilly's Meinung und Kriegsrath, zwischen sechs und sieben Uhr plötzlich einen Angriff befohlen und rasch, ungestüm ausgeführt. Bald erschallt das kaiserliche Feldgeschrei: »Jesus, Maria!« auf der Brustwehr und auf den Wällen, bald auch in den Straßen der Stadt. Schon sind die wilden Schaaren des Pappenheimers selbst in die Stadt eingedrungen, wie Flammen im Sturm, und g'rade so greifen sie auch um sich, unwiderstehlich, erbarmungslos. Der kühne Falkenberg wirft sich auf's Roß, sprengt, an der Spitze der Seinigen, den Feinden entgegen und will sie zurückdrängen: da durchbohrt ihn eine Kugel: er stürzt zu Boden; der Administrator wird gefangen. Mit der Kraft der Verzweiflung wehren sich die Bürger, Männer und Weiber, in Gassen, Häusern und Kirchen, schießen aus den Fenstern, schleudern Steine und Ziegel auf die Kaiserlichen herab. Alles umsonst! Wie schwellende Meeresfluth bricht überall der Sieger, bricht das Verderben herein. Die Wehrlosen flüchten, doch kein Zufluchtsort, kein Heiligthum schützt sie mehr: mit höllischem Jauchzen, mit viehischer Lust würgen und wüthen die Eroberer: sie verschonen kein Alter, keinen Stand, kein Geschlecht, sie mißhandeln, schänden und würgen jedes

menſchliche Weſen, das ſie finden. Allüberall ſtrömt Blut, jetzt ſeufzt ein Sterbender, jetzt ſchallen Trommelwirbel, hier irren jammernde Kinder, da ſtampfen ſchnaubende Roſſe über Leichen und Lebendige dahin; dort dringen blutrieſende Kroaten, Wallonen und Ungarn, mit Augen vor Raubluſt glühend, in die Häuſer; dort ſtürzen andre, trunken vor viehiſcher Luſt, heraus, Had und Gut ſchleppend, Weiber und Kinder nach ſich ſchleifend, ſchänden die erſten, werfen die letzteren in die Flammen; denn ſchon brennt die ganze Stadt lichterloh, — es iſt ein großer Leichenbrand zu Ehren der Edlen, die für die Freiheit litten und ſtarben. Nur der Dom, das Liebfrauenkloſter und einige Fiſcherhäuſer an der Elbe bleiben verſchont. Endlich grauſt es den Offizieren vor dieſem Schauſpiel, ſie wollen dem Wüthen der Soldaten Einhalt thun; ſie eilen zu Tilly und bitten ihn, durch ſeinen Machtſpruch die Raſenden zu bän-

digen. Der alte Tilly aber gibt ihnen kalt zur Antwort: »Ich will mich besinnen: fragt in einer Stunde wieder an. Der Soldat muß auch was haben für seine Müh' und Gefahr.« — Als die Flammen verloschen sind, durchwühlten die Sieger die Aschenhaufen, fanden Halbtodte, warfen die Leichen der Erschlagenen und Erstickten in den Strom, — einer sechstausend. Aus dem Dom schlichen wohl eintausend Menschen heraus, krebsblaß und halb verhungert: die begnadigte der alte Tilly und ließ sie speisen. Am 25. Mai zog er über die blutbefleckten rauchenden Trümmer in den Ort ein, welcher einst Magdeburg war. Da ragte nun die alte Domkirche einsam aus den Aschenhaufen empor, wie eine greise Mutter, starr vor Schmerz über die Leichen aller ihrer Kinder. Das war ein entsetzlicher Triumph, welchen Tilly hielt. Als eifriger Katholik ließ er im Dom ein Hochamt und Tedeum singen: aber von dem Tage an war auch sein Glück dahin: der Fluch hatte es von ihm verscheucht.

Tief erschüttert vernahm alles protestantische Volk in deutschen Landen die Kunde von Magdeburgs Fall; Gustav Adolf aber wälzte die Schuld feierlich auf die Häupter der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg. Da er nun einsah, daß alle seine ferneren Kriegsunternehmungen zu nichte werden müßten, wenn er nicht wenigstens in Brandenburg einen sicheren Rückhalt habe, so erzwang er sich jetzt vom Kurfürsten von Brandenburg eine Verbindung auf Schutz und Trutz. Sodann eroberte er Greifswalde und führte die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg in ihr Land zurück.

Indessen zwang ein kaiserliches Heer unter dem Grafen Fürstenberg die schwäbischen und fränkischen Reichsstände dazu, dem Leipziger Bunde abzusagen. Tilly aber zog nun gegen Kursachsen und ging feindlich auf den zweideutigen Kurfürsten Johann Georg los, welcher sich genöthigt hatte, dem Leipziger Bunde zu entsagen und den kaiserlichen Truppen Lieferungen zu machen und Durchzüge zu gestatten. Jetzt hieß es: »Freund oder Feind, aber Eins von beiden nur auch ganz und bestimmt!« Nun stand der zaghafte Kurfürst zwischen dem Tilly und dem Schwedenkönig in der Enge, und da er den Tilly mit verstärkter Heeresmacht drohend heranrücken sah, und allerorten vernahm, wie grausam die Kaiserlichen in seinem Lande wütheten, so verbündete er sich endlich mit Gustav Adolf, zur großen Freude seines eifrig lutherischen Volkes. Wenige Tage darnach nahm Tilly Leipzig ein. Da zog ihm Gustav Adolf mit dem vereinigten schwedischen und sächsischen Heer entgegen. Er traf den alten Tilly bei Breitenfeld, unfern Leipzig, in einer günstigen Stellung. Tilly hatte seit Magdeburgs Fall seine frühere Thatkraft verloren: er schwankte unentschlossen und wagte nichts mehr; der Rachegeist Magdeburgs lähmte seinen Geist, seine Hand. So wollte er auch jetzt eine offne Feldschlacht vermeiden. Pappenheim aber, von ungestümer Kampflust hingerissen, drängte ihn zum Entschluß: mit zweitausend Kürassieren brach er in den Feind ein und ver-

langte zweitausend frische rasch zur Nachhülfe. Da rief der alte Tilly in finsterer Verahnung: »Dieser Mensch bringt mich noch um Ehr' und Ruhm, den Kaiser um Land und Leute.« Dann stieg der hagere, gebeugte Feldherr auf seinen kleinen Granschimmel und gab das Feldgeschrei: »Jesus, Maria!« — Gustav Adolf ritt freudig die Reihen der Seinigen auf und nieder, — auf dem rechten Flügel standen die Schweden, auf dem linken die Sachsen, — und gab ihnen die Losung: »Gott mit uns!« Alsbald bricht am 7. September 1631, g'rad' um die Mittagsstunde, auf der weiten Ebene die Schlacht los; Kanonendonner erdröhnen sie; Wind und Sonne sind den Kaiserlichen anfangs günstig: Pappenheim stürmt wie rasend gegen die Schweden heran, Tilly gegen die Mitte; das Feuer der Geschütze wirft ihn zurück: da stürzt er plötzlich auf die Sachsen los, sie wanken, sie gerathen in Verwirrung, fliehen und reißen den Kurfürsten mit sich fort. Die Schweden, trefflich geordnet, je Musketire zwischen den Reitern, werfen mehrmals den Pappenheim siebenmal zurück. Gustav Adolf ordnet die Schlacht auf's Neue; sein General Horn sprengt nun die Kaiserlichen, sie verlieren ihr Geschütz an die Schweden, und diese richten es jetzt gegen sie selbst. Da wird die Schlacht gewonnen. Vergeblich focht der greise Tilly wie ein Jüngling: er ward, schwer verwundet, fortgetragen: nur Pappenheim kämpfte um besten Gewinn, wie ein Löwe noch fort; doch konnte er die Entscheidung nicht mehr wenden. Das ganze kaiserlich-ligistische Heer war zersprengt, dessen Geschütz und hundert Fahnen fielen in der Schweden Gewalt: sechstausend Todte blieben von den Kaiserlichen auf dem Wahlplatz, von den Sachsen zweitausend, von den Schweden siebenhundert. Als Gustav Adolf den Sieg gewonnen hatte, kniete er auf dem Schlachtfeld nieder und dankte Gott in tiefster Inbrunst seines Herzens. Das kaiserliche Heer war in Sachsen so furchtbar verhaßt, daß die Bauern alle flüchtige Soldaten desselben, welche sie fanden, wie Wölfe todt schlugen.

Nun wandten sich die Sachsen gen Böhmen, Schrecken flog vor ihnen her. Sie zogen siegreich in Prag ein und besetzten es. Gustav Adolf rückte indessen gen Franken an den Main und Rhein, um die Macht der Liga zu zertrümmern und allen Protestanten zu helfen. Er eroberte Würzburg und Mainz, und zog siegreich an den Neckar, rasch von dort gen Bayern. Am Lechrain erwartete ihn (1632) Tilly und der Kurfürst Maximilian, um ihm den Uebergang über den Lech zu wehren. Umsonst! Unter'm Donner der Kanonen schlug Gustav Adolf eine Brücke über diesen Fluß: da ward der alte Tilly durch einen Schuß schwerverwundet und verschied bald darnach zu Ingolstadt: seine letzten Worte waren: »Nur Regensburg in Acht genommen! Regensburg! Regensburg!« — Nun zog Gustav Adolf gen Augsburg, stellte dort den evangelischen Gottesdienst wieder her, und belagerte dann den Kurfürsten Maximilian in Ingolstadt. Dieser aber wandte sich nach Regensburg, um es vor den Schweden zu retten,

und nun ging Gustav Adolf g'radewegs auf München los: der Hof war von dort geflüchtet, der Stadtrath brachte ihm die Schlüssel der Thore: am 17. Mai zog Gustav Adolf feierlich in die Residenz des Oberhauptes der katholischen Liga ein. Unterdessen waren Gustav Adolfs Waffen auch am Ober-, Mittel- und Niederrhein, in Schwaben und an den Marken des Tyroler Hochgebirgs glücklich gewesen: überall, wo Schweden hinkamen, war Oesterreichs Herrschaft und die Macht der Liga zersprengt, überall hatte der Protestantismus gerettet. Kaiser Ferdinand II., — vor noch nicht langer Zeit seinem Ziele unumschränkter Gewaltherrschaft so nah, so stolz und übermüthig, — sah sich nun von drei Seiten her in seinen eigenen Erblanden bedroht, von Böhmen her durch die Sachsen, von Baiern her durch den Schwedenkönig, von Ungarn her durch den Fürsten Ragozy, den Nachfolger seines Todfeindes Gabriel Bathori.

In dieser Bedrängniß hatte Ferdinand II. seine letzte und einzige Hoffnung auf Wallenstein gesetzt und sich dazu bequemt, diesen Mann, den er so tief gekränkt hatte, zu bitten, er möchte die oberste Feldherrnstelle wieder übernehmen. Wallenstein that's auch, aber erst, nachdem er sich lange umsonst hatte bitten und den Kaiser seinen Stolz, seine ganze Macht und Bedeutung hatte fühlen lassen: auch nahm er die Oberfeldherrnwürde nur unter der Bedingung an, daß er unumschränkte Gewalt habe als Generalissimus des ganzen Hauses Oesterreich und der Krone Spaniens, und daß er zur Belohnung ein österreichisches Erbland sowie die Oberlehnsherrlichkeit über einen der zu erobernden Länder erhalte. Dies alles bewilligte der Kaiser, und noch dazu mit großem Dank, im Jahre 1632). Da schöpfte die katholische Partei neue Hoffnungen. Rasch vertrieb nun Wallenstein die Sachsen aus Böhmen; aber aus Schadenfreude und Rachlust gegen den Kurfürsten Maximilian zögerte er, trotz aller Bitten desselben und des Kaisers, gar lange, auch Baiern zu befreien. Endlich vereinigte er sich mit dem Heere Maximilians, doch so, daß dieser unter seinem Oberbefehl stehen mußte, und zog nun gegen den Schwedenkönig. Da rückte dieser nach Nürnberg und verschanzte sich dort in seinem Lager: ihm gegenüber that Wallenstein mit seiner bei weitem überlegenen Macht das Gleiche, und so verharrten beide Heere und Feldherrn drei Monate lang, unthätig, blos einer den andern beobachtend und bedrohend. Mittlerweile hatte sich auch Gustav Adolfs Heer verstärkt, aber auch Mangel war eingetreten, so daß sich der König am 24. August 1632 zu einem Angriff auf Wallensteins Lager entschloß. Da wurde von beiden Seiten kühn gefochten und beide Feldherrn entwiesen ihre große Kriegskunst; aber der Kampf blieb ohne Entscheidung.

Im September trennte sich endlich jedes der beiden Heere: Gustav Adolf nahm seinen Plan gegen Baiern und Oesterreich wieder auf und überließ dem Herzog Bernhard von Weimar den Schutz Sachsens; — der Kurfürst

Maximilian trennte ſich vom kaiſerlichen Heere, um ſein eignes Land zu ſchützen; Wallenſtein aber zog durch den Thüringerwald, um Sachſen vom Bunde mit dem König zu trennen. Da zog Guſtav Adolf eilig gen Sachſen und griff das kaiſerliche Heer unter Wallenſtein am 6. November 1632 in der Ebene zwiſchen Leipzig und Lützen an. Am früheſten Morgen ordnete er ſein Heer zur Schlacht und ritt, nüchtern, ohne Bruſtharniſch, in einem Koller von Elennsleder, vor den Reihen auf und nieder, rief ſie zum Siege auf und gab ihnen, frommen Sinns, die alte Siegesloſung: »Gott mit uns!« Die Trompeter bliefen die Melodie des Liedes: »Eine feſte Burg iſt unſer Gott«; die Deutſchen ſangen ein geiſtliches Lied, welches der König ſelbſt gedichtet hatte. Unter dem Schlachtruf: »Jeſus Maria!« rückten die Kaiſerlichen in's Feld. Bis gegen Mittag lag dicker Nebel über dem Schlachtfeld und im Nebel donnerten die Geſchütze wider einander. Endlich brach Guſtav Adolf auf die Front der Kaiſerlichen bei den Windmühlen, vertrieb Wallenſteins Musketire aus ihrer Stellung und eroberte ſieben Geſchütze. Indeſſen war Pappenheim mit ſeinen Reitern angekommen und nun drängt ſich die Schlacht dahin. Die Pappenheimiſchen werfen die Schweden zurück, da ſtellt ſich der König an die Spitze des Stenbock'ſchen Regiments und ſetzt gegen ein Uhr über den Graben; er geräth zu nah an die Feinde, ſein Pferd wird durchſchoſſen, er ſelbſt verwundet. Wie er ſich jetzt zurückziehen will, ſchießt ihn ein kaiſerlicher Officier vom Pferde, und das ſchleift ihn noch einige Schritte weit im Bügel fort. Nur ein einziger Page iſt bei ihm; der will ihm aufhelfen; da ſprengen feindliche Küraſſire herbei, verwunden den Pagen, ſchießen den König durch's Haupt und plündern ihn. So liegt der Heldenkönig todt und bis zum Ausgang der Schlacht unerkannt. Faſt zur ſelben Zeit wird auch Pappenheim auf den Tod verwundet und muß aus der Schlacht gebracht werden, am andern Tage verſchied er zu Leipzig. Pappenheims Fall ermuthigt die Kaiſerlichen; des Königs Tod treibt die Schweden zur Blutrache. Herzog Bernhard von Weimar übernimmt ſchnell den Oberbefehl und entſcheidet durch ſeine Kühnheit und Klugheit am Abend den Sieg. Wallenſtein zieht ſich noch in der Nacht zurück und eilt nach Böhmen.

Guſtav Adolfs Leiche wurde, blutig und entſtellt, am folgenden Tage (den 7. November) bei einem alten Feldſtein gefunden, welcher noch heutzutage der »Schwedenſtein« heißt, und in einem Trauerwagen durch Deutſchland nach Schweden gebracht. Alle Proteſtanten in ganz Deutſchland wehklagten um den allzufrühen Tod des Glaubenshelden. Und doch war's ein ſchöner Tod! denn was gibt es Schöneres, als das Ziel des ganzen Lebens mit dem letzten Blutstropfen zu beſiegeln, daß es alle Zeiten durchleuchtet, und allen Verzagenden in böſen Tagen zum ermuthigenden Beiſpiel wird? Die katholiſche Partei hingegen frohlockte laut: nur der Papſt Urban VIII. klagte im Stillen um den gefallenen Helden, und Kaiſer Ferdinand II., welcher durch Guſtav Adolfs

Tod der größten Sorge und Gefahr enthoben war, sprach, als er die Nachricht vernahm: »Laßt uns in Demuth fortwandeln und Gott alles Weitere anheim stellen!« Und als man ihm das blutige Koller seines todten Feindes brachte, brach er, tief ergriffen, in diese Worte aus: »Hätte nur Deutschland Frieden erlangt, so hätte ich dem König ein längeres Leben gegönnt und frohe Wiederkehr in sein Reich.«

13.

„Alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verheert worden in — Elender.“

Schiller.

Nun trieb der tapfre Herzog Bernhard von Weimar rasch die kaiserlichen Besatzungen aus Sachsen und befreite dies Land gänzlich von den Feinden. Der kleinliche und zweideutige Kurfürst Johann Georg aber dachte jetzt, nach Gustav Adolfs Tode die Oberleitung der protestantischen Angelegenheiten endlich doch an sich zu bringen. In allen Verhältnissen ist Schwäche das Schlimmste, aber nie ist sie verderblicher, als wenn der Schwache sich aus Eitelkeit in dem Wahne gefällt, stark zu sein. Dies war der Fall bei dem Kurfürsten von Sachsen und es erbitterte ihn, als er sah, daß die schwedische Nation, vom Geist ihres großen Königs beseelt, den Krieg fortsetzen wollte. Sie mußte das, wenn nicht Alles, was bisher geschehen war, wenn nicht sogar Gustav Adolfs Tod fruchtlos sein sollte. Im Namen der unmündigen Königin Christine wurde der Reichskanzler Axel Oxenstierna, Gustav Adolfs Freund, ein großer Staatsmann, zum Reichsverweser Schwedens erwählt. Oxenstierna betrachtete seines Königs Streben und das von ihm begonnene Werk als ein heiliges Vermächtniß an die Nation, und beschloß, in seinem Geiste fortzuhandeln. Rasch betrieb er ein festes Bündniß der Stände des schwäbischen, des fränkischen, des ober- und des niederrheinischen Kreises mit Schweden; denn Einigkeit that den Protestanten vor Allem Noth. Jene aber zauderten lange und bedachten sich, nach ihrer leidigen alten Weise und in kleinlicher Eifersucht auf Schweden; denn es verdroß sie, daß sie diesem den Oberbefehl im Kriege und die Oberleitung des Bundes lassen sollten. Nach vieler Mühe brachte Oxenstierna in Heilbronn (am 13. April 1633) das Bündniß endlich doch zu Stande.

Das schwedische Heer, von Gustav Adolf gleichsam erzogen, behauptete mittlerweile fort und fort sein altes Glück und den alten Ruhm, aber leider schon nicht mehr die Einigkeit und Mannszucht wie früher, welche Gustav Adolf so streng gehandhabt hatte. Die vornehmsten schwedischen Feldherrn, der General Gustav Horn und der Herzog Bernhard von Weimar, haderten unter sich um den Oberbefehl; nur mit Mühe richtete Oxenstierna Alles in's Gleiche.

Bernhard von Weimar eroberte hierauf im November 1633 die Stadt Regensburg. Wallenstein, welcher dies gar wohl hätte verhindern können, sah müßig zu und voll Schadenfreude gegen seinen alten Feind Maximilian von Baiern. Er blieb ruhig in Böhmen, während die Schweden siegten. Von den heftigsten Gichtschmerzen geplagt und gebeugt durch seinen letzten Unfall im Felde, wollte Wallenstein jetzt seine Uebermacht nicht besonders durch Kriegsthaten, sondern vornehmlich durch listige geheime Unterhandlungen im vollen Gewichte behaupten. Dabei verließ er sich gänzlich auf sein Heer, ohne zu bedenken, daß er, gerade durch seine Lässigkeit im Kriege, das Vertrauen seiner wilden Schaaren untergrub, denen nur im Fechten und Plündern wohl war. Er hatte mit Sachsen und mit Brandenburg unterhandelt, und auch Frankreich war dabei insgeheim im Spiel, weil es hoffte, durch jene protestantische Mittelmacht, an deren Spitze sich Sachsen stellen wollte, das Haus Habsburg zu schwächen; es bot Wallenstein eine Million Thaler und kräftigen Beistand, wenn er die Krone Böhmens erringen wolle; eben so unterhandelte Wallenstein insgeheim mit den Schweden. Er aber täuschte listig alle Parteien.

Unter diesen Umständen war es indessen seinen vielen Feinden am kaiserlichen Hofe, besonders den Jesuiten, leicht geworden, ihn bei Ferdinand II. in der Art zu verdächtigen, als beabsichtige er eine Verschwörung und einen völligen Abfall vom Kaiser, um dann für sich selbst eine völlig unabhängige Herrschaft zu erringen. Und allerdings war der Schein gegen Wallenstein. Als er nun von diesen Anklagen vernahm, vertheidigte er anfänglich seine Schuldlosigkeit. Bald erklärte Spanien, daß es seine Kriegsvölker, welche in der kaiserlichen Armee dienten, nicht länger besolden wolle, wenn Wallenstein noch länger den Oberbefehl über diese behalten würde. Da sprach Wallenstein: »Das hatte ich schon längst beschlossen; ich selbst will nicht länger Oberbefehlshaber sein.« Als die Inhaber der Regimenter, welche noch viel an den Kaiser zu fordern hatten, diesen Entschluß vernahmen, waren alle Officiere auf's Heftigste bestürzt und baten Wallenstein: er möchte doch sie und das Heer nicht verlassen. Das versprach er ihnen auch, und sie verbanden sich dafür schriftlich gegen ihn, so lang' bei ihm zu bleiben, »als er selbst im Dienste des Kaisers bleiben würde«. Wallensteins Feinde aber hinterbrachten dem Kaiser diesen Umstand so, als ob Wallenstein den Officieren eine falsche Schrift untergeschoben hätte, worin jener Vorbehalt weggelassen worden sei, damit die Treue der Officiere nicht mehr an den Dienst des Kaisers, sondern an Wallensteins Person gebunden sei. Durch diese Vorspiegelung und durch ähnliche Kunstgriffe machten Wallensteins Feinde den Kaiser auf's Aeußerste besorgt und trieben ihn zu einer hinterlistigen und ungerechten Maßregel. Sie lockten ihm nämlich die Unterschrift eines Patents ab, kraft dessen der Generallieutenant Gallas den Oberbefehl erhielt, mit der Verpflichtung, sich Wallensteins und

seiner Freunde und angeblichen Mitverschwornen, der Grafen Illo und Terzky, als geächteter und vogelfreier Hochverräther, lebendig oder todt zu bemächtigen. Während nun so Wallensteins Untergang beschlossen war, schrieb ihm der Kaiser noch einige Zeit lang vertrauliche Briefe; diejenigen Officiere im Heere aber, welche Wallenstein für seine allerbesten Freunde hielt, machten die Truppen insgeheim von ihm abwendig. Da zeigte sich, was Soldatentreu ist, die blos auf Geld und Egoismus ruht. Der Kaiser erklärte den Wallenstein am 11. Februar 1634 »außer dem Gesetz« und nun sah Wallenstein plötzlich den ganzen Umfang der über ihm ausgeworfenen List, die ganze Größe seiner Gefahr. Vergeblich schrieb er an den Kaiser, um seine Schuldlosigkeit darzulegen; — seine Gegner unterschlugen die Briefe. Da dachte Wallenstein ernstlich an seine persönliche Sicherheit, und versuchte, zu dem Behuf, mit den Schweden zu unterhandeln. Diese aber trauten ihm nicht mehr, weil er sie bereits früher getäuscht hatte. Im Sturmschritt jagte jetzt das Verderben hinter dem einst so gewaltigen Manne her. Die kaiserlichen Generale Piccolomini und Gallas führten die von ihm abgefallenen Regimenter gegen Pilsen heran, wo er sich damals befand: die meisten Officiere, auf deren Treue Wallenstein fest gebaut hatte, verließen ihn; da floh er, — wegen seiner Gichtschmerzen in einer Sänfte getragen, — mit einem nur kleinen Gefolge nach Eger; seine Mörder zogen mit ihm in diese Stadt ein. Zwei Irländer, der Oberst Buttler und der Oberstwachtmeister Lesley und ein Schotte, der Oberst Gordon, welcher in Eger das Kommando hatte, schwuren einander zu, des Kaisers Acht an Wallenstein zu vollstrecken, d. h. — ihn umzubringen, und verpflichteten zu diesem Werk auch mehre ihnen ergebene Officiere von Buttlers Regiment, doch war kein einziger Deutscher darunter! Wallensteins Vertraute, der Feldmarschall Illo, die Grafen Terzky und Kinsky und der Rittmeister Neumann, sollten, so war's von den Verschwornen beschlossen, vor dem Feldherrn fallen. Gordon lud sie am 25. Februar zum Abendessen auf die Citadelle. Wie nun jene dort lustig tafeln, wird das Thor der Citadelle geschlossen und die Zugbrücken aufgezogen. Um acht Uhr tritt plötzlich der Oberstwachtmeister Geraldin mit sechs Buttlerischen Dragonern unter dem Ruf: »Es lebe das Haus Oesterreich!« in den Saal, von der andern Seite dringt der Rittmeister Deveroux mit vierundzwanzig Dragonern herein, und ruft: »Wer ist gut kaiserlich?« Nun ergreifen Gordon, Buttler und Lesley die Leuchter und treten mit dem Ruf: »Es lebe Ferdinand!« zur Seite; da stürzen die Dragoner auf Wallensteins Freunde los und erm[illegible]den sie nach tapferer Gegenwehr. Dies gethan, läßt Buttler um neun Uhr Wallensteins Haus rings umstellen. Als es elf Uhr geworden, hatte Wallenstein seinen Astrologen entlassen und war zu Bette gegangen. Nun kommen Geraldin und Deveroux mit Dragonern vor's Haus und werden von der Wache eingelassen, weil diese glaubt: sie hätten Etwas zu melden. Jene

beſetzen die Ausgänge und eilen dann raſch die Treppe hinan. Da geht ein Gewehr los. Wallenſtein hört den Knall und Lärmen, eilt aus dem Bette an's Fenſter und fragt die Schildwache unten, was es gibt. In dem Augenblick hört er das Wehgeſchrei von Terzky's und Kinsky's Frauen. Da ahnt er das nahe Verderben. Gleich darauf ſprengt Deveroux die Thüre des Schlafzimmers auf, ſieht Wallenſtein im Hemde, und ruft ihm zu: »Biſt Du der Verräther, der des Kaiſers Volk zum Feinde bringen und ihm die Krone rauben will? Du mußt ſterben!« Ohne ein Wort zu erwiedern ſtreckt Wallenſtein die

Arme aus: da durchſtößt ihn Deveroux mit der Partiſane. Wallenſtein ſinkt todt zu Boden, hoch auf ſpritzt ſein Blut an die Wand. So endete am 25. Februar 1634, einundfunfzigjährig, Albrecht von Wallenſtein, welcher ſich einſt mehr gedünkt hatte, als der Kaiſer ſelbſt, er unterlag der Liſt ſeiner Feinde, und fiel durch einen Meuchelmord, welchen Ferdinand II. aus Furcht vor

Wallenſteins angeblicher Verſchwörung gebilligt hatte, ohne Unterſuchung oder Ueberweiſung. Wallenſteins Mörder wurden vom Kaiſer huldreich empfangen und reich belohnt, Buttler und Devereux in den Grafenſtand erhoben; Wallenſteins Güter wurden eingezogen, und an die Generale Gallas, Piccolomini, Altringer und Colloredo verſchenkt; nur Sagan behielt der Kaiſer für ſich. Wallenſteins Freunde und Anhänger wurden verhaftet, und einer davon, der Graf Schaffgotſch, ohne Geſtändniß, ohne irgend einen rechtlichen Beweis, blos auf den Verdacht hin, daß er Theilnehmer an der vermeintlichen Verſchwörung geweſen ſei, hingerichtet. So waltete damals ſtatt des Rechts, blos die eiſerne Gewalt; ſo rächte ſich dieſe an Wallenſtein, gleichwie er ſelbſt ſie einſt erbarmungslos am deutſchen Volk geübt hatte!

Nun übernahm Ferdinands II. Sohn, der König Ferdinand III. von Ungarn, den Oberbefehl des kaiſerlichen Heeres. Die ſchwediſchen Feldherrn aber, Herzog Bernhard von Weimar und Guſtav Horn, waren wechſelſeitig eiferſüchtig um die oberſte Gewalt über das Heer: die Kaiſerlichen eroberten Regensburg, und bei Nördlingen wurde Bernhard von Weimar im September 1634 geſchlagen, Horn gefangen. Die Folge davon war, daß der Heilbronner Bund ſich auflöſte, und daß Schwaben und Franken wieder in die Gewalt der Kaiſerlichen kamen. Bernhard von Weimar zog ſich mit dem Reſt ſeines Heeres auf's linke Rheinufer hinüber; ein andres ſchwediſches Heer, das unter dem General Bauer in Thüringen ſtand, wich nach Pommern zurück. So ſtieg Oeſterreichs Macht wieder hoch empor, — aber nicht allein durch jenes Waffenglück, ſondern vorzüglich auch durch die Erbärmlichkeit der proteſtantiſchen Fürſten von Kurſachſen und Kurbrandenburg. Der Kurfürſt von Sachſen, welcher, bei nur einigem Muth, noch ganz wohl im Stande geweſen wäre, die Sache ſeiner Glaubensgenoſſen aufrecht zu halten, ſchloß am 30. Mai 1635 zu Prag mit dem Kaiſer einen Frieden, wodurch er die Oberlauſitz erhielt. Kurbrandenburg, Mecklenburg, Georg von Braunſchweig und mehre andre Reichsſtände traten, aus Furcht vor dem Kaiſer, dieſem Frieden bei. Zum Vorwand wurde dabei die Erreichung eines allgemeinen Friedens und die Vertreibung der fremden Kriegsvölker genommen, welche ſo wild und zügellos auf deutſchem Boden hauſ'ten: auf gut deutſch genannt, war aber jener thörigt und eigennützig abgeſchloſſene Frieden ein Verrath: denn dem bigotten Kaiſer war es um nichts weniger, als um einen Frieden mit den »Ketzern« zu thun: nein, ausrotten wollte er ſie und zwar durch ſie ſelbſt: das merkten jene beſchränkten Fürſten nicht, oder es kümmerte ſie nicht, wenn nur ſie für ihre Perſonen dabei gewannen. Alle Reichsſtände in den deutſchen Ländern gen Weſten, ſo wie die Schweden, waren nun plötzlich preisgegeben, ihre Friedensvorſchläge wurden nicht angehört; da blieb ihnen, ſo wie den Schweden, um der Selbſterhaltung willen, nichts Andres übrig, als ſich

ganz in die Arme Frankreichs zu werfen, von dem sie allein noch Rettung hoffen konnten. Aber Frankreich war dabei nicht uneigennützig, sondern es sah bereits mit lüsternen Blicken auf das schöne Elsaß und freute sich, wie Deutschlands Macht durch seine eigenen Fürsten zersplittert und vernichtet ward. So waren die Protestanten auf der einen Seite verkauft, auf der andern verrathen, und ein deutscher Mann, der es von Grund des Herzens mit Deutschlands Selbstständigkeit ehrlich meinte, einer der wenigen deutschen Fürsten, welche diesen Namen damals verdienten, der tapfre und edle Herzog Bernhard von Weimar, mußte nun als Feldmarschall in französischen Diensten stehn!

So dauerte der unselige Krieg, welcher Deutschland zur Wüste, das deutsche Volk zu Bettlern und Sklaven machte, immerfort, und zwar gerade in Folge jenes Prager Friedens, also durch die Schuld des Kaisers und der ihrer eigenen Sache abtrünnigen Reichsstände. Da drang von Norden her der schwedische General Baner aus Pommern wieder hervor gegen den abgefallenen Kurfürsten von Sachsen, siegte bei Wittstock (am 24. September 1636) und verheerte Brandenburg, Sachsen, Thüringen und Franken. Am Rhein aber führte zu gleicher Zeit Herzog Bernhard von Weimar den Krieg fort. Ach und welch ein Krieg war's! Auf beiden Seiten nur ein Wetteifer an Unmenschlichkeit, ein Sengen und Brennen, ein Rauben und Morden. Der Soldat lebte nicht mehr vom Sold, sondern vom Marke des Volks und das arme Volk wand sich wie ein Wurm unter den Fußtritten der Soldaten. Zu allen Leiden des Volkes kamen 1637 auch noch Hungersnoth und Seuchen, und was noch schlimmer war als beides, eine furchtbare moralische Entartung war eingetreten, eine Verwilderung, in welcher sich der Mensch zum Thiere herabwürdigte. Nachdem schon Freiheit und Gerechtigkeit von der deutschen Erde verschwunden waren, erlosch nun auch der letzte Schimmer von Hoffnung; es schien, als ob der deutsche Name unter Flüchen und Verdammniß bald im Buche der Menschheit ausgetilgt werden sollte. Niemand war noch glücklich als die Todten, welche den Jammer nicht mehr anschauen mußten. Unter solchen Umständen starb Kaiser Ferdinand II. (am 15. Februar 1637). Dies grenzenlose Verderben des deutschen Vaterlandes war größtentheils sein Werk; denn es war die Frucht seiner Bigotterie, seiner blinden Abhängigkeit von jener jesuitischen Partei, welche ihn lenkte, um ihren eigenen Egoismus zu befriedigen.

Ferdinands II. Sohn, ebenfalls Ferdinand geheißen, wurde nun als Dritter dieses Namens zum deutschen Kaiser erwählt. Er war besonnener, ruhiger und weniger fanatisch, als sein Vater, und wollte wenigstens zu den verfassungsmäßigen Formen wiederkehren, welche Ferdinand II. so übermüthig verachtet hatte. Sein Hauptaugenmerk richtete Ferdinand III. auf die Vertreibung der Schweden aus Deutschland, welche, seit der Geist Gustav Adolfs von ihnen gewichen war, nicht blos Feinde der kaiserlichen und katholischen

Partei, sondern die furchtbarste Geißel Deutschlands überhaupt waren; so zuchtlos und unmenschlich hauſ'ten ſie. Wie früher, unter Guſtav Adolf, ihr Name aller Bedrängten Troſt und Hoffnung, ſo war er jetzt ein Schrecken für Jedermann.

In dieſen Tagen der tiefſten Noth und Entwürdigung des Vaterlandes ſteht unter den deutſchen Kriegsfürſten nur ein einziger Mann groß, ehrenwerth und wirklich als Deutſcher da und das iſt Herzog Bernhard von Weimar. Mit tiefem Schmerz empfindet ſein Herz, dem Vaterland treu, die betrübte Stellung, in welche ihn die Verhältniſſe gebracht haben; aber dieſe Stellung will er wenigſtens zum Heil des Vaterlandes benützen; frei und groß möchte er es machen; er fühlt ſeinen Werth, aber er überhebt ſich deſſelben nicht und behauptet ihn nur dann im gerechten edlen Stolz, wenn er der Anmaßung Frankreichs gegenübertritt, deſſen feindſelige Abſichten gegen Deutſchland er durchſchaut und deſſen Bündniß er doch nicht rundweg verwerfen darf. — Inzwiſchen war kurz vorher, als Baner die Sachſen und Kaiſerlichen bei Wittſtock ſchlug (1636), von den Kaiſerlichen und Spaniern zu gleicher Zeit ein Angriff gegen Frankreich geſcheh'n. Der kaiſerliche General Gallas war in Lothringen eingebrochen, der bairiſche General Johann von Werth in die Champagne, der Kardinalinfant in die Pikardie; doch ungünſtige Witterung, Mangel und Seuchen, ſo wie Bernhards von Weimar Kriegskunſt und Wachſamkeit, hatten den ganzen Kriegsplan vereitelt. Nach dieſen Ereigniſſen ſah Bernhard von Weimar immer deutlicher, daß ihn Frankreich blos als Werkzeug benützen wollte, und handelte immer ſelbſtſtändiger. Er ging im Januar 1638 über den Oberrhein, beſiegte im Februar die Kaiſerlichen bei Rheinfelden und nahm den General Johann von Werth gefangen. Hierauf belagerte er die Feſtung Breiſach, welche für unüberwindlich galt, ſchlug dreimal die Kaiſerlichen, welche ſie entſetzen wollten, eroberte Breiſach endlich nach einer glorreichen Gegenwehr am 3. December, ließ ſich huldigen, und ſuchte ſich überhaupt im Elſaß feſtzuſetzen. Alle Proteſtanten in Deutſchland ſchöpften friſchen Muth, Oeſterreich und Spanien aber fürchteten jetzt den tapfren Bernhard noch einmal ſo ſehr, als früher, und gaben ſich alle Mühe, ihn auf ihre Seite zu bringen; ſie ſchmeichelten ſeinem Stolz, und ließen Worte fallen: ihn mit einer Erzherzogin zu vermählen, und wie man ihm für das Elſaß, das er für ſich als beſondres Fürſtenthum in Anſpruch nahm, ein andres Land geben wolle. Doch Bernhard ließ ſich nicht beirren; er blieb ſeinem Glauben und der Sache ſeines Vaterlandes treu, auch gegen Frankreich. Mit deutſchen Truppen beſetzte er das eroberte Breiſach, kein Franzoſe ſollte hinein; und einem Schweizer, dem Erlach, vertraute er die Oberbefehlshaberſtelle in Breiſach an. Dieſer aber hielt es heimlich mit Frankreich, welches g'rade auf den Beſitz Breiſachs, dieſes wichtigen Schlüſſels zum Rhein, den größten Werth legte. Voll von kühnen

Plänen zu neuen Unternehmungen, um Frankreich gegenüber eine drohende Selbstständigkeit zu behaupten, ging Bernhard 1639 über den Rhein; da mußte er sehn, wie Deutsche und Franzosen die Ortschaft Pontarlier plünderten und in Brand steckten und rief: »Bei solchem gottlosen Wesen verdrießt es mich, länger zu leben.« Wohin er kam, verehrte ihn das Volk als Retter; da sprach er ahnungsvoll: »Ich werde Gustav Adolfs Schicksal theilen; sobald ihn das Volk mehr ehrte als Gott, mußte er sterben.« Und bald darauf starb er auch zu Hüningen, am 8. Juli 1639, erst fünfunddreißig Jahre alt, bewußt und groß, wie er gelebt hatte. Da schloß der treulose Erlach (im Oktober) einen Vertrag mit Frankreich, und überließ diesem alle Eroberungen und Truppen Bernhards. Dennoch gingen die meisten von Bernhards Truppen zu den Schweden.

Indessen hatte der schwedische General Baner im Norden von Deutschland tapfer gegen die Kaiserlichen gefochten, welche anfangs noch unter Gallas, dann aber unter dem Bruder des Kaisers, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, standen. Dieser, ein unerschrockener Mann, trieb den Baner, welcher mit Mord und Brand in Böhmen eingebrochen war (1640), aus diesem Lande nach Meißen und Thüringen zurück. Dort aber vereinigte sich Baner mit dem französischen General Guébriant, und, als der Kaiser in Regensburg war, um im Reichstag darüber zu berathen, wie die Fremden aus dem Reiche zu vertreiben wären, zog Baner mitten im Winter auf Eilmärschen und Umwegen hinter dem kaiserlichen Heere heran, stand unerwartet vor Regensburg und wollte dort den Kaiser gefangen nehmen. Zum Glück für diesen trat plötzlich Thauwetter ein: die Donau zerbrach ihre Eisdecke und schoß in so wilden Wellen dahin, daß Baner keine Schiffbrücke schlagen konnte und sich zurückziehen mußte: so rettete diesmal die Donau den Kaiser. Zugleich trennte sich Guébriant von Baner und das kaiserliche Heer verfolgte nun diesen auf seinem Rückzug durch die Oberpfalz. Doch Baner schlug sich tapfer durch Böhmen nach Sachsen durch, wo sich Guébriant wieder mit ihm vereinigte. Plötzlich starb Baner (am 10. Mai 1641) zu Halberstadt, ein tapfrer Soldat, aber unmäßig im Genuß; seine Ausschweifungen haben ihn unter die Erde gebracht.

Nun übernahm der General Leonhard Torstenson den Oberbefehl der schwedischen Heeresmacht. Torstenson war so gebrechlich von Leib, daß er sich vor Podagra nicht auf den Beinen erhalten konnte, aber sein Geist war frisch und gesund, wie ein Adler in Lüften, durch keinen Unfall zu beugen, Tag und Nacht voll kühner Kriegspläne. Torstenson zog schnell frische Kriegsvölker aus Schweden herbei und stellte vor allem die Mannszucht im Heere wieder her. Dann trug er (1642) rasch den Krieg in des Kaisers Land, nach Schlesien und Mähren. Von dort drängten ihn jedoch der Erzherzog Leopold Wilhelm und der kaiserliche Feldherr Piccolomini nach Sachsen zurück und am 2. November 1642

kam es auf der Ebene bei Breitenfeld, unfern Leipzig, abermals zu einer entscheidenden Schlacht und abermals siegten dort die Schweden, nachdem ihnen die Kaiserlichen mit der größten Tapferkeit widerstanden hatten. Nun brach Torstenson, trotz seines Podagra's in seinen Kriegsunternehmungen flink wie der Wind, plötzlich in Böhmen und Mähren ein und drang sogar bis gegen Wien vor. Durch diesen kühnen Feldzug wäre der Krieg auf einmal zum Vortheil der Schweden entschieden gewesen, wenn Guébriant mit seinem Heere zu gleicher Zeit nach Baiern hätte vorrücken können. Aber Guébriant wurde bei Rottweil erschossen und ein andrer General der französischen Armee, Rosa, bei Tuttlingen von dem General Johann von Werth (1643) besiegt. Mittlerweile waren zwischen Schweden und dem Kaiser bereits seit längerer Zeit Unterhandlungen über einen Frieden gepflogen worden und Dänemark hatte sich in dieselben als vermittelnde Macht eingemischt, in der geheimen Absicht, Schweden zu schwächen, auf dessen politisches Uebergewicht es schon längst eifersüchtig war. So wie der kluge, kühne und rastlose Torstenson dies merkt, zieht er, rasch wie immer, aus Mähren nach Holstein, besetzt Jütland und hält Dänemark in Schrecken. Da schickt der Kaiser den Dänen ein Heer unter dem Gallas zu Hülfe. Aber Torstenson zieht stolz und wohlgemuth bei Rendsburg an den Kaiserlichen vorbei, und wie Gallas sich zurückzieht, eilt ihm Torstenson nach, schlägt ihn 1644 bei Magdeburg und kehrt dann eben so rasch mit sechszehntausend Mann nach Böhmen zurück. Dort besiegt er 1645 das kaiserliche Heer bei Jankow; hierauf zieht er abermals gegen Wien, in der Hoffnung, daß ihn der Fürst Rakoczy von Siebenbürgen unterstütze, während das französische Heer durch Schwaben nach Franken rückt und gegen Baiern vordringt. Kaiser Ferdinand III. war dadurch in der äußersten Gefahr, doch verlor er den Muth nicht und siehe da, bald ward ihm auch das Kriegsglück wieder günstig. Rakoczy schloß nämlich mit ihm Frieden, und das französische Heer hatte zwar bei Allersheim einen wichtigen Sieg über die Kaiserlichen erfochten, aber dabei selbst sehr große Verluste erlitten, so daß es sich wieder schnell an den Rhein zurückziehen mußte. Nun sah sich Torstenson, welcher bis dahin die Stadt Brünn in Mähren belagert hatte, gezwungen, die Belagerung aufzuheben, bei welcher er sehr viel Kriegsvolk eingebüßt hatte.

Dagegen schlossen nun Dänemark und der Kurfürst von Sachsen Frieden mit Schweden, der Letztere aus dem Grunde, weil die Schweden sein Land furchtbar verwüstet hatten. In diesem Zeitpunkt übergab der tapfre Torstenson, dessen ohnehin schwacher Leib durch die unausgesetzten Anstrengungen im Kriege völlig erschöpft war, den Oberbefehl des schwedischen Heeres dem tapfren Gustav Wrangel. Dieser vereinigte sich 1646 bei Gießen mit dem französischen Feldherrn Türenne; Beide trugen nun den Krieg nach Baiern und zwangen dort 1647 den greisen Kurfürsten Maximilian, welcher schon neunund-

zwanzig Jahre lang in allen Wechselfällen des Glückes für die Sache des Katholicismus und des Kaisers ausgehalten hatte, zu einem Waffenstillstand, bis zu Abschluß eines völligen Friedens; der greise Kurfürst that es aus Fürsorge für sein Land, welches er nicht dem Verderben aussetzen wollte und verhielt sich nun parteilos (»neutral«).

Da stand es schlimm um die Sache des Kaisers. Er hatte nur noch zwölftausend Mann in seinem Heer, dessen Oberbefehl er nach dem Tode des Gallas einem Protestanten, Peter Holzappel, genannt Melander (einem geborenen Hessen), übertrug. Blos die Eifersucht Frankreichs auf das Kriegsglück der Schweden rettete den Kaiser; Frankreich zog nämlich (aus jenem Beweggrund) plötzlich seine Truppen an den Rhein zurück, während Wrangel vor Eger stand. Als Baiern diesen Umschwung des Kriegsglückes bemerkte, brach es den Stillstand mit den Schweden und näherte sich wieder dem Kaiser. Nun mußte sich Wrangel an die Weser zurückziehen; die Kaiserlichen und die Baiern verfolgten ihn. Da fürchtete Frankreich, daß sich der Kaiser wieder erholen und erheben möchte, und gebot seinem Feldherrn Türenne, sich mit den Schweden wieder zu vereinigen. Dies geschah auch bei Gelnhausen. — Nun beschloß Wrangel, Baiern für den Abfall zu züchtigen, ging bei Lauingen über die Donau, besiegte den kaiserlichen General Melander am 29. Mai 1648 bei Zusmarshausen (wo Melander selbst blieb), überschritt den Lech, und wollte den Krieg durch Baiern nach Oesterreich tragen. Furchtbar verwüsteten jetzt die Schweden das arme Baierland, schon floh der alte Kurfürst nach Salzburg, aber da sich Wrangel in dem ausgesogenen Lande nicht halten konnte, zog er nach Schwaben zurück.

Indessen war der schwedische General Königsmark in Böhmen eingedrungen, gegen Prag vorgerückt und der Kleinseite Meister geworden, der Pfalzgraf Karl Gustav, welcher frische Truppen aus Schweden gebracht hatte, stieß zu ihm und nun wurde Prag von der vereinigten schwedischen Heeresmacht belagert. Achttausend Mann kaiserlicher Truppen kamen zum Ersatz heran, aber hinter ihnen her flogen auch schon Eilboten aus Westphalen und brachten (im Oktober 1648) die frohe Kunde: »Der Friede ist abgeschlossen!« So erlosch dieser Krieg nach dreißig Jahren gränzenlosen Elends und nachdem Deutschland durch denselben die Hälfte seiner Bevölkerung verloren hatte, auf eben demselben Boden, wo er (1618) ausgebrochen war.

11.

Ja, Friede! — ach, — doch ach, um welchen Preis!
Um unser preisgegebnes Vaterland!
Und doch verzagt nicht. Es muß der Geist,
Er wird es retten! — — — — —

Schon Jahre lang hatten während der letzten Kämpfe zwischen jenen Mächten Europas, welche damals auf Deutschlands Schicksal den größten Einfluß ausübten, zwischen Frankreich und Schweden, Friedensunterhandlungen stattgefunden mit Kaiser und Reich, mit Spanien und Holland. Jede Partei suchte jedoch den endlichen Abschluß des allgemeinen Friedens unter nichtigen Vorwänden noch immer hinauszuschieben, je nachdem sie durch diese oder jene plötzliche glückliche Wendung des Krieges größeren Vortheil zu gewinnen hoffte. Auch über lächerliche Rangstreitigkeiten der Gesandten ging viel kostbare Zeit verloren, während das arme deutsche Volk noch länger unter der Geißel des Krieges seufzen und bluten mußte. Endlich gelang es dem edlen Eifer und der Staatsweisheit des kaiserlichen Gesandten, des Grafen Trautmansdorf, den Abschluß des Friedens zu Stande zu bringen. Am 30. Januar 1648 schloß Spanien zu Münster in Westphalen mit den holländischen Generalstaaten Frieden und erkannte deren Unabhängigkeit an, wodurch Holland nun auch vom Reichsverband losgetrennt war; am 24. Oktober desselben Jahres wurde zu Osnabrück die Urkunde des Friedens zwischen den Reichsständen und Schweden, und zu Münster die des Friedens zwischen den Reichsständen, dem Kaiser und Frankreich unterzeichnet. Dieser Friede, welcher den dreißigjährigen Krieg beendigte, heißt nach dem Boden, auf welchem er abgeschlossen wurde, der westphälische.

Die Hauptpunkte, welche in demselben festgesetzt wurden, waren folgende.

Für's Erste die Entschädigungen durch Länderabtretungen: Frankreich erhielt die volle Hoheit und Herrschaft über die von ihm besetzten Bisthümer und Städte Metz, Toul und Verdün, über Pignerol und Breisach, sodann die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß, mit Ausnahme Straßburgs, den Sundgau, die Landvogtei der zehn vereinigten Reichsstädte im Elsaß, und außerdem die wichtige Festung Philippsburg. So war nun so viel herrliches Land vom deutschen Reiche abgerissen! Doch das war noch nicht alles, was Frankreich gewann; es behauptete von jener Zeit an auch einen übermächtigen Einfluß auf die Leitung der inneren Angelegenheiten, besonders bei den kleineren Fürsten Süddeutschlands. — Schweden gab seine Eroberungen zurück, bekam aber dafür Vorpommern und die Insel Rügen, in Hinterpommern Stettin, Garz, Damm, Golnau, die Insel Wollin und das frische Haff, in Mecklenburg

die Stadt Wismar, endlich die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche reichserblehnbare Herzogthümer. — Für das abgetretene Pommern erhielt Kurbrandenburg die Stifter Halberstadt, Magdeburg, Minden und Kamin, — Mecklenburg für das abgetretene Wismar — die Stifter Ratzeburg und Schwerin, Mirow und Nemerow. Braunschweig-Lüneburg bekam die Klöster Walkenried und Schauen. In Osnabrück sollten fortan ein katholischer und ein protestantischer Bischof abwechseln, und die Linie des Herzogs Georg von Lüneburg sollte auf letztere Würde das Anrecht haben. — Hessen-Kassel bekam die Aemter Schaumburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen, die Abtei Hersfeld und eine Entschädigungssumme von sechsmalhunderttausend Thalern; Kursachsen alles, was ihm schon im Prager Frieden bewilligt worden war.

Zum Zweiten wurde für die Reichsstände eine allgemeine Amnestie festgestellt (d. i. völlige ewige Vergessenheit aller Feindseligkeiten). Jeder Reichsstand sollte in jene Besitzungen und Würden wieder eingesetzt werden, die er durch den Krieg verloren hatte. Karl Ludwig, der Sohn des vertriebenen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, überließ dem Kurfürsten Maximilian von Baiern und dessen männlichen Nachkommen die Oberpfalz und die Kurwürde, so daß diese an Baiern forthaftete, Karl Ludwig erhielt dagegen die Rheinpfalz wieder und für diese wurde eine neue Kur (die achte) errichtet.

Was Drittens die Religionsverhältnisse betraf, so wurden der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede nicht nur überhaupt bestätigt, sondern endlich auch auf die Reformirten ausgedehnt. Nach dem langen heißen Glaubenskampfe war endlich der unselige Fanatismus abgespannt und erlahmt und alle Religionsparteien standen sich nun gleich. In Bezug auf die geistlichen Güter wurde jener »geistliche Vorbehalt« erneuert und der Besitzstand vom Jahre 1624 zur allgemein gültigen Richtschnur genommen.

Gleich wie die Trennung Hollands vom Reich, so wurde auch die der Schweiz und deren Unabhängigkeit feierlich anerkannt.

Ungemein wichtig war der Einfluß, welchen Schwedens und Frankreichs Politik auf die Veränderung der ganzen Reichsverfassung ausübte. Diesen beiden Mächten, insbesondere aber Frankreich, war alles daran gelegen, die letzten Reste von alter Einheit des deutschen Reiches zu zersprengen, um sich dann, zu seiner eigenen Vergrößerung, die Schwäche Deutschlands zu Nutz zu machen, welche aus der Vereinzelung der Reichsstände nothwendig entsprang. Wie nun die fremden Mächte dies aus großem Eigennutz betrieben, so gingen die deutschen Fürsten aus ihrem kleinen Eigennutz gar zu gern darauf ein, um sich vom Kaiser völlig unabhängig zu machen. Aber

gleichwie der mannhafte Widerstand der Fürsten gegen die kaiserliche Allgewalt zur Zeit der Reformation edel, ehrenwerth und für die deutsche Freiheit heilsam gewesen war, eben so schädlich für's deutsche Volk war zur Zeit des Westphälischen Friedens und noch gar lange nachher dies völlige Aufgeben der Einheit, da jetzt jeder einzelne, wenn auch noch so kleine Reichsfürst in seinem Lande ein Kaiser im Kleinen war, die Herrschaftsrechte im vollsten Umfang ohne irgend eine Beschränkung von oben her besaß, sowohl mit seines Gleichen in Deutschland, als auch mit fremden Mächten Bündnisse aller Art, — nur nicht gegen das Reich, schließen durfte und auch in Friedenszeiten stehende Heere hielt zu Schutz und Trutz nach Außen und Innen. Was war die nächste, natürliche Folge so großer Macht? Der Mißbrauch derselben gegen die eigenen Unterthanen. Denn, so wie die deutschen Fürsten nach Außen zu unabhängig waren, war es ihnen unerträglich, sich noch auf irgend eine Weise in den inneren Angelegenheiten ihrer Länder beschränkt zu wissen, und deshalb ruhten sie nicht, bis sie den Landständen als Volksvertretern die wichtigsten Rechte und vor Allen das uralt-deutsche Volksrecht der Gesetzgebung genommen und sich ausschließlich angeeignet hatten. Zwar blieb in manchen Ländern den Ständen noch das Recht der Steuerbewilligung: aber das ganze Institut der Landstände überhaupt, dieser letzte Schutz und Schirm des Volkes, verlor fast überall seine edle und erhabene ursprüngliche Bedeutung und wurde nun zu einer bloßen todten Form ohne Geist. Die Landesherrn regierten nun meistens, nach eigener Willkür, mit wenigen vertrauten Räthen oder Lieblingen, das Land von ihren Kabineten aus, dehnten ihre Regalien aus und erschufen sich auch neue: und, weil sie zur Besoldung ihrer Heere und zur Bestreitung ihrer Vergnügungen und Ausschweifungen viel Geld brauchten, legten sie immer mehr Steuern und Lasten auf das Volk. Dies wurde größtentheils als eine bloße Masse von Sklaven betrachtet, über deren Gut und Blut die Landesherren nach sogenanntem göttlichen Recht, das heißt: nach Belieben, schalten und walten durften. Von der Freiheit der Gerichte war ohnehin längst nicht die Rede mehr.

Indem nun die Reichsstände unabhängig waren und alle zusammen einen Bundesstaat bildeten, welcher noch immer von alten Zeiten her das »heilige römische Reich« hieß, erkannten sie gleichwohl einen erwählten Kaiser, dessen Person den Inbegriff der höchsten Gewalt darstelle, welcher dieselbe aber rechtskräftig verbindend nur unter Mitwirkung der Reichsstände ausüben könne. Der Kaiser hatte zwar noch das Recht: bei der Reichsgesetzgebung mitzuwirken, aber nur insofern, als kein derartiger Beschluß der Reichsstände ohne seine Zustimmung rechtskräftige Gültigkeit erlangte; sodann hatte er das Recht der Gerichtsbarkeit über Reichsunmittelbare und das der Oberlehnsherrlichkeit, so daß er die Reichsfürsten belehnte; — endlich besaß er ver-

ſchiedene »vorbehaltene« (oder »Reſervat-«) Rechte, nämlich ſolche, welche er auch in den Gebieten der Reichsſtände ausüben durfte, und zwar theils »ausſchließliche« und »unbeſchränkte« (d. i. ohne die Mitwirkung der betreffenden Reichsſtände zu benöthigen), theils mit dieſen »gemeinſchaftliche«, theils »beſchränkte« (nämlich ſolche, wozu er die Mitwirkung derſelben bedurfte); dahin gehörten z. B. Standeserhöhungen, Verleihung der Münzgerechtigkeit, Ueberlaſſung gewiſſer Privilegien, Beſtellung von Notarien, Berufung zu Reichstagen.

Die Verhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und den Reichsſtänden über Reichsangelegenheiten geſchahen auf dem Reichstage, und die Erledigung jener Verhandlungen wurde bis zum Jahre 1654 in einem »Reichsabſchied« zuſammengefaßt. Von da an blieb der Reichstag beſtändig beiſammen und zwar in Regensburg. Der deutſche Reichstag beſtand aus drei Kollegien. Das erſte war der Kurfürſtenrath, welchen die Kurfürſten bildeten, und wobei der Kurfürſt von Mainz, als Erzkanzler des Reiches, den Vortrag hatte und den ganzen Reichstag leitete. Das zweite war der Fürſtenrath: dieſer beſtand wieder aus der »geiſtlichen Bank«, auf welcher alle geiſtlichen Würdenträger und die Erzherzoge von Oeſterreich ſaßen, ſodann aus der »weltlichen Bank«, auf welcher die Fürſten, Grafen und Herrn ſaßen, und aus der »Querbank«, auf welcher der Adminiſtrator des Erzbisthums Magdeburg ſaß. Das dritte Kollegium war der Städterath, welcher wieder aus zwei Banken beſtand, aus der rheiniſchen, auf welcher fünfundzwanzig, und aus der ſchwäbiſchen oder oberländiſchen, auf welcher achtunddreißig Städte durch ihre Abgeordneten Sitz und Stimme hatten. Und ſo zeigte ſich auch in dieſer Zuſammenſetzung des deutſchen Reichstages, ſo wenig er auch immerhin die Sache des deutſchen Volkes vertrat, doch noch immer das im deutſchen Volk tief eingewurzelte, aus der Tiefe deutſchen Rechtsgefühls entſproſſene Beſtreben nach Vertretung. Dieſer lebendige Drang iſt ſelbſt in der Entartung und Verunſtaltung entſprechender Inſtitute nie ganz zu verkennen; denn ſelbſt Machthaber, welche ihn gerne verkennen möchten, können ſich ſelbſt doch nicht losreißen von ihrem Urſprung aus dem deutſchen Volk; ja freilich, wenn fremde Fürſten auf deutſchen Boden zu regieren kommen, — die können's nicht faſſen; aber eine um ſo größere Verpflichtung hat dann gerade das Volk, ſein Ureigenſtes mannhaft zu vertheidigen. — Bei Beſchlüſſen des Reichstages wurde im Allgemeinen nach Stimmenmehrheit entſchieden: in Religionsangelegenheiten aber ſchieden ſich die beiden Parteien in zwei große Korporſchaften, in die der Katholiken, und in die der Proteſtanten, an der Spitze der erſteren ſtand Kurmainz, an der Spitze der letzteren Kurſachſen, jedes mit dem Recht der oberſten Leitung.

Das höchste Reichsgericht war das Reichskammergericht, dessen Beisitzer und Vorsitzer in gleicher Anzahl aus Männern von beiden christlichen Konfessionen, der katholischen und der protestantischen, zusammengesetzt sein sollten; die Reichsstände hatten das Recht, achtundvierzig vorzuschlagen, der Kaiser zwei; in Folge dieses letzteren Umstandes waren natürlicherweise um zwei katholische Beisitzer mehr. Zu gleicher Zeit aber bestand auch noch der Reichshofrath fort und übte dieselbe Gerichtsbarkeit aus, wie das Reichskammergericht; unter dem Reichshofrath standen außerdem die peinliche Gerichtsbarkeit über Reichsunmittelbare, so wie alle Reichs-, Lehens- und Regierungssachen, so daß der Reichshofrath den höchsten Gerichtshof für die Fürsten bildete.

Dies waren die wichtigsten Veränderungen, welche der westphälische Frieden in der Verfassung des ganzen deutschen Reiches und in den einzelnen deutschen Ländern hervorbrachte. Gleichwie nun der Krieg so unselig lang gedauert hatte, so hat es auch längere Zeit gebraucht, bis der zu Münster und Osnabrück abgeschlossene Friede wirklich vollzogen werden konnte; erst im Jahre 1650 wurde derselbe nach zahlreichen Schwierigkeiten und Hindernissen durch den sogenannten »Haupt-Executions-Rezeß« in's Werk gesetzt. Der Papst aber, Innocenz X. erkannte den westphälischen Frieden nicht an, und schleuderte sogar eine Verdammungsbulle gegen denselben, aus Zorn, daß so viele geistliche Güter den Geistlichen entzogen und weltliches Eigenthum geworden (sekularisirt worden) waren. Doch sein Zorn war ohnmächtig. Die Bulle durfte in Deutschland nicht bekannt gemacht werden und Niemand kümmerte sich darum. So errang damals die Politik einen Sieg über die römische Hierarchie, nach welchem die edelsten deutschen Kaiser in der Fülle ihrer Macht vergeblich gestrebt hatten; die Hierarchie war für Deutschland schadlos geworden, obgleich sie ihr altes Trachten nicht aufgab. Die Politik der Höfe fing an, eine Allgewalt über die Leitung der Staatenverhältnisse zu behaupten, hauptsächlich durch die Gesandten an Höfen, und selbst der Krieg, dies wilde Ungeheuer, mußte nun blos auf jenen Bahnen einherziehen, welche die Politik der Höfe ihm vorschrieb. Die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten griffen nun immer tiefer und enger ineinander, gleichwie die mannichfachsten Räder einer einzigen großen Maschine, welche das verschwundene ureigenste Nationalleben ersetzen mußte, und die Kunst geheimer Verhandlungen durch Staatsmänner und Gesandte, die Diplomatie, eine Kunst, welche dem überlegenen Geist des Einzelnen den größten Spielraum gab, aber sehr oft ohne Rücksicht auf Rechtschaffenheit und Volksglück, am allerwenigsten auf den Volkswillen, — diese Kunst war die Triebfeder jener großen Maschine. Der westphälische Frieden selbst ist das erste große Werk der neueren Politik und Diplomatie, gleichsam eine Triumphpforte, durch welche

ſie ihrer neuen Beſtimmung entgegenſchritten. Aber demüthig, blaß, hohläugig, mit gekrümmtem Rücken, ein Bild des Jammers, ſchlich das deutſche Volk durch dieſe Triumphpforte, gleichwie ein weiland reicher Mann, der zum Bettler geworden iſt und den das langjährig erduldete Elend ſo abgeſtumpft hat, daß er beinahe ſogar die Erinnerung an ſeine frühere Größe, Kraft und Wohlhabenheit verlor.

Ja, es war ein entſetzlicher Zuſtand, in welchem ſich das deutſche Volk nach dem dreißigjährigen Kriege befand! Die Bevölkerung war, theils durch das feindliche Schwert, theils durch Hungersnoth und Seuchen zur Hälfte aufgerieben; — der Wohlſtand durch immerwährende Plünderungen vernichtet; die Felder waren verwüſtet, die Werkſtätten zerſtört! Der Verkehr war überall gehemmt; der Handel gelähmt; dazu trug unter anderm noch insbeſondere die Sperrung der Rheinſchifffahrt (in Folge von Hollands Losreißung) weſentlich bei; denn, wie Alles auf Erden, ſo gedeiht auch der Handel nur durch Freiheit; ſo beſtand die Hanſa blos noch dem Namen nach bis zum Jahre 1669; nur Hamburg, Lübeck und Bremen, welche ſchon 1630 ein beſonderes Bündniß unter ſich geſchloſſen hatten, pflanzten dieſen Namen noch fort. — Die politiſche Freiheit war vernichtet, die Landſtände waren bedeutungslos, die Reichsſtädte ohnmächtig, die Bürger entwaffnet, der Adel den Fürſten völlig unterwürfig, höfiſch, deutſcher Sitte fremd, und mit den Fürſten wetteifernd in Nachäffung franzöſiſcher Sitten und Moden; der Gelehrtenſtand ſteif, pedantiſch, unnütz; die Volksſchulen größtentheils eingegangen, die Univerſitäten in Verfall; der Bauer von dem übermüthigen Soldaten als Vieh mißhandelt, von allen Ständen verachtet, von ſeinen Herrſchaften in der tiefſten Knechtſchaft und Dummheit niedergehalten, und aus allen dieſen Gründen auch furchtbar entſittlicht! Und nun noch dazu die ſtehenden Heere, den Fürſten nothwendig, weil man nicht mehr an Treu' und Redlichkeit glaubte, ſondern ſich nur noch auf die Gewalt verließ! Dieſe ſtehenden Heere, blinde Diener der Fürſten und doch aus dem Beutel des Volkes bezahlt, ſie waren nun eine Scheidewand mehr, eine eiſerne Mauer, zwiſchen Fürſten und Volk. Ach, und die alte deutſche Treue war durch das Beiſpiel der Treuloſigkeit vergiftet, welches die Höfe gaben; die alte deutſche Sittenzucht war vergiftet durch die Ausſchweifungen der Soldaten im Kriege und jetzt im Frieden durch die Laſter, welche die Fürſten und Vornehmen in elender Nachäfferei franzöſiſcher Verderbtheit ebenſo zur Mode machten wie franzöſiſche Kleidertrachten. Die ſtarke Kraft des Glaubens war nach einer ſo langen, alle Nerven des Volks erſchütternden Aufregung des Fanatismus, endlich erlahmt! Deshalb faſt überall ſtatt reiner veredelnder Gottesfurcht — ſchändliche Gleichgültigkeit, troſtloſer Unglaube und leider ebenſo verderblicher Aberglaube; beide, Unglaube und Aberglaube, noch genährt aus dem giftigen Pfuhl der Sittenloſigkeit!

So wähnte das Kriegsvolk, es gebe ein Mittel (die sogenannte »Passauerkunst«), sich wider Stich, Hieb und Schuß unverwundbar zu machen: so bereitete man gewisse Tränke, um dadurch Personen, welche man liebte, zur Gegenliebe zu zwingen; so grub man an verrufenen Orten unter allerlei abenteuerlichen Sprüchen und Bräuchen nach Schätzen; überall zeigte sich als tiefer Grund des Aberglaubens die wilde, unbändige, gemeine Sinnlichkeit. Besonders aber beherrschte damals der entsetzliche Wahn, daß es Hexen und Zauberer gebe, alle Köpfe, und zwar mit einer Macht, welche in der Weltgeschichte beispiellos ist. Das bloße finstre, unheimliche Aussehn einer alten Frau, irgend ein besondres Merkmal an ihr, irgend eine zufällige Rede genügten schon vollauf, um eine solche Unglückliche bei dem abergläubischen Volk als eine Hexe zu verdächtigen und dem peinlichen Gericht zur Folter und zum Feuertode zu übergeben. Zahllose solche vermeintliche Hexen bekannten bewußtlos unter den Qualen der Folter und im Todesröcheln: »Ja, wir haben wirklich mit dem Teufel Umgang gepflogen; ja, wir sind wirklich durch die Luft zum Hexensabbath geritten; ja, wir haben den höllischen Festen beigewohnt; ja, wir haben alles gethan, was ihr wollt; laßt uns nur los!« Viele gaben dabei, aus Haß und Rachsucht, auch andre als Genossen an. Ja, manche Personen von schwachen Nerven und krankhafter Stimmung hielten sich für besessen und gaben sich aus freien Stücken als Hexen vor Gericht an. Dieser Wahn steckte an wie eine giftige Pest. Da machte man in allen deutschen Ländern auf die Hexen Jagd, es erging ein schauderhaftes Morden von Seiten der Gerichte: das deutsche Volk wüthete gegen sich selbst, g'rade als hätte es noch nicht genug gehabt an allen den Wunden, welche ihm der dreißigjährige Krieg geschlagen hatte! Ueberall brannten Scheiterhaufen und — Menschen darauf, als unglückselige Schlachtopfer des Aberglaubens!

In jener finstren Zeit lebte ein edler Mann, welcher zuerst den furchtbaren Hexenglauben zu bekämpfen suchte. Dieser Mann hieß Friedrich Spee, geboren 1595, stammte aus einem adligen Geschlecht und war Jesuit. Als Geistlicher mußte er selbst in ein paar Jahren wohl zweihundert vermeintliche Hexen zum Tode vorbereiten und ihnen auf ihrem letzten Gange zum Scheiterhaufen beistehen. Da überzeugte sich Spee von der Unschuld dieser Schlachtopfer und das Entsetzen über den ungeheuren gerichtlichen Mord, über die Verblendung seiner Zeitgenossen erschütterte den edlen Mann so tief, daß er, noch jung an Jahren, graue Haare bekam. Voll heiligen Eifers suchte er, wo er nur konnte, die Unglücklichen zu retten. Aber diese Versuche waren sehr gefährlich, denn wer sich damals der »Hexen« annahm, der wurde selbst ohne Unterschied des Standes und Charakters als ihr Mitschuldiger angesehen und verdammt. Da nun Spee sah, daß er nirgends Gehör fand, wenn er sich der Schuldlosen annahm, ergriff er die Feder und schrieb ein Buch in lateinischer

Sprache, betitelt: »Cautio criminalis,« worin er mit dem größten Scharfsinn und mit der ganzen Wärme seiner Begeisterung bewies, wie unsinnig, rechtswidrig und empörend das grausame Verfahren der Hexenrichter sei und worin er die entsetzlichen Folgen jenes Aberglaubens in den lebhaftesten Farben schilderte. Dies Buch erschien ohne seinen Namen im Druck, zuerst im Jahre 1631 zu Rinteln, ein Jahr darauf zu Frankfurt am Main. So steht Friedrich Spee groß und einsam als muthiger Kämpfer für die Sache der Vernunft in seiner Zeit da, als Vorfechter für eine glücklichere Nachwelt, in welcher mehre weise Männer auf seiner Bahn segensreich weiter schritten. Friedrich Spee bewies sich außerdem bei jeder Gelegenheit thatkräftig als ächter Diener Gottes, als edler Menschenfreund. Er starb, erst vierzig Jahre alt, am 7. August 1635 zu Trier, als Opfer seiner Nächstenliebe: ein ansteckendes Fieber, welches er sich bei unausgesetzter Krankenpflege zugezogen hatte, raffte ihn dahin; Ehre seinem Andenken! — Was Wunder aber, daß Wahn und Aberglauben im Volk so tief wurzelten? — Die Fürsten und Vornehmen gaben ja ein schlimmes Beispiel und hielten noch immer steif und fest auf Alchymie und Astrologie, ließen sich von listigen Gaunern, welche sich das Ansehen tiefer Weisheit gaben, betrügen, und verschwendeten an diese ihre Schätze und Geld, welches die Unterthanen im Schweiß des Angesichtes erwarben.

Am deutlichsten bezeichnet den traurigen Zustand des deutschen Volkes der Verfall der deutschen Sprache. Wie kräftig und herrlich hatte sie sich zu Luthers Zeit erhoben! Und jetzt zur Zeit des westphälischen Friedens war sie durch tausend eingemischte fremde, z. B. welsche, spanische, besonders aber französische, Wörter ebenso verderbt, als das deutsche Volk durch die Einmischung der Fremden und zumal Frankreichs. Dies Verderbniß der Sprache ging gleichfalls von den Fürsten und dem Adel aus, welche sich nicht schämten, als deutsche Männer auf deutschem Boden französisch zu sprechen: — es wurde befördert durch die pedantischen Gelehrten, welche voll lächerlichen Dünkels ihre edle deutsche Muttersprache verachteten und lateinisch schrieben. Um so höhere Ehre gebührt jenen wenigen Männern, welche damals die deutsche Sprache liebevoll, wie fromme Söhne pflegten und sie von ausländischem Tand und Flitter frei und rein zu erhalten suchten. Zu diesem Zwecke hatten sich zu Weimar, zu Straßburg, zu Hamburg, zu Nürnberg vaterländisch gesinnte Männer zu eigenen »Sprachgesellschaften« vereinigt. So löblich dies Streben auch war, so trug es doch nur geringe Früchte, weil sich bei jenen Sprachgesellschaften leider gar zu viel Pedanterei und Geschmacklosigkeit einmischte. Da waren es die Dichter, welche die deutsche Volkssprache vom Untergang retteten. Jener edle Menschenfreund Friedrich Spee zeichnete sich auch als Dichter in deutscher Sprache aus und schrieb viele geistliche Lieder voll tiefer Innigkeit, welchen er den Namen: »Trutznachtigall« gab;

das ſind auch wahre Nachtigallſtimmen, allen denen zum Trutz, welche die deutſche Sprache, als rauh und unfähig zur dichteriſchen Behandlung verach-

teten. Sein Ordensgenoſſe, der Jeſuit Jakob Balde, dichtete in lateiniſcher Sprache, aber warm und tief aus deutſchem Herzen, im Jammer über die Noth des Vaterlandes. Ein dritter katholiſcher Dichter jener Zeit, Scheffler, genannt »Angelus Sileſius« (geſtorben zu Breslau 1677), beſang im höchſten Flug ſeiner Andacht, die unergründliche Liebe Gottes. Unter den proteſtantiſchen Dichtern zeichnete ſich beſonders aus Rudolf Weckherlin (geboren zu Stuttgart 1584), ſodann Martin Opitz von Boberfeld (ein Schleſier, geboren 1597, geſtorben 1639), welcher die deutſche Sprache mit der größten Sorgfalt ausbildete, in ſeinen Gedichten den erhebenden Troſt der

Religion und der Weisheit in ſo jammervoller Zeit verkündigte, und mächtig auf ſeine Zeitgenoſſen einwirkte. Ein anderer kernhafter deutſcher Dichter jener Zeit war Paul Fleming (geboren 1606, geſtorben 1640). Andreas Gryphius (ein Schleſier), geboren 1616, geſtorben 1664, vervollkommnete das deutſche Schauſpiel: der Freiherr von Logau (geſtorben 1655) erſchuf das moderne Sinngedicht (»Epigramm«), und der Profeſſor Lauremberg (geſtorben 1658) machte durch Spottgedichte, welche er in der kernhaften niederſächſiſchen Mundart ſchrieb, die verderbliche Ausländerei in Sprache und Sitten lächerlich. Ein treues und lebendiges Bild der Verwirrung in allen Lebensverhältniſſen während der Kriegsläufte entwarf Samuel Greifenſon von Hirſchfeld in einem Roman, betitelt: »der abenteuerliche Simpliciſſimus,« welcher im Jahr 1669 erſchien. Aber leider dauerte dieſe Blüthe der Dichtkunſt nicht lange; auch ſie entartete bald durch Nachahmung fremder, beſonders franzöſiſcher und neuwelſcher Muſter, zu Schwulſt und Geſchmackloſigkeit. Die bildenden Künſte, Bildhauerei, Malerei und Baukunſt, befanden ſich in demſelben Zuſtand; die letztere wurde noch am meiſten gepflegt, vornehmlich durch die reichen Jeſuiten, welche große Kirchen und Kollegien im neuwelſchen Geſchmack erbauen ließen; dieſe Jeſuitenkirchen zeichneten ſich durch eine großartige und heitere Räumlichkeit aus; aber die überladene Pracht, welche auf die Verzierung verſchwendet wurde, macht auf den geſunden Sinn einen widrigen Eindruck. Der Geſchmack an der Muſik (geiſtlicher wie weltlicher) nahm hingegen zu; die Kirchenmuſik entfaltete ſich auf's glänzendſte, auch fing man an den Höfen ſchon an, Opern aufzuführen; aber auch hier wirkte die italieniſche Manier ein; und welſche Tonſetzer, welſche Sänger ſtrömten an die deutſchen Höfe, um den Prunk derſelben durch ihre Talente zu vermehren: — Prunk, Schein, galt ja damals Alles; Weſen wurde wenig geachtet. Die Wiſſenſchaften ſchienen, wie ſchon geſagt, durch die Schulfuchſereien der Gelehrten wie erſtarrt und verſteinert zu ſein. Aber es ſchien nur ſo. Denn, weil die Wiſſenſchaften nur die Formen ſind, in welchen die ewige Wahrheit nach verſchiedenen Seiten hin auf Erden zur Erſcheinung kommt, ſo gibt es in ihnen keinen wirklichen Rückſchritt, obgleich zuweilen ein Stillſtand ſchon wie ein Rückſchritt ausſieht. In ſolchen traurigen Zeiten muß man unter dem Vielen, was uns troſtlos anblickt, auch das nicht vergeſſen, was einſtweilen nur noch Keim iſt, und am allerwenigſten darf man dann blos auf eine einzige Richtung oder auf ein einziges Volk hinſehen. Nach den ewigen Naturgeſetzen arbeitet ſtets eine Richtung der andern, und ein Volk dem andern voran, bis auch in jener und in dieſem die Geiſter gereift ſind. So wurden damals in Deutſchland wenig Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften gethan. Auch in der Geſchichte kamen keine in der Kunſt der Darſtellung vollendeten Werke zu Stande. Dagegen verwandten die Gelehrten

einen gar löblichen Fleiß auf Sammlung älterer Geschichtsquellen und der privatrechtlichen Institute des deutschen Volkes. Zur selben Zeit stellte ein gelehrter Holländer, Hugo de Groot (gemeinhin »Hugo Grotius« genannt, gestorben 1645 zu Rostock), in seinem Buche »vom Rechte des Krieges und Friedens« (de jure belli et pacis) eine neue Grundlage des Völkerrechts auf das natürliche Recht, auf Vernunft und Sittlichkeit. Das wurde auch für Deutschlands zukünftige Entwicklung von hoher Wichtigkeit. — Endlich stieg damals gleichwie ein Regenbogen, als Zeichen eines neuen Bundes, einer neuen Offenbarung Gottes in der Menschheit, die Weltweisheit (Philosophie) über der Menschheit empor; sie glich und gleicht noch ganz jener siebenfarbigen Brücke, welche den Himmel mit der Erde verbindet und deren sieben Farben doch nur ein einziger Strahl des ewigen Lichtes sind. Ein armer deutscher Schuster, Jakob Böhme (von Görlitz, gestorben 1624), hatte tiefsinnigen Geistes und frommen Herzens kühne Blicke in die Geheimnisse der Natur gethan, das Eine Göttliche in derselben erkannt und seine Anschauungen und Erkenntnisse in einfachen aber großartigen Grundsätzen zusammengefaßt; er sah durch alle Kämpfe der widerstrebenden sinnlichen Erscheinungen den hohen und ewigen Gottesfrieden leuchten, und vernahm in dem wüsten Gebrause tausend verschiedener Töne den hohen göttlichen Einklang. Wieder ein Mann aus dem Volk, und zwar aus dem deutschen Volk! Und es erhoben sich sofort: René des Cartes, ein Franzose von Geburt (geboren 1596, gestorben 1650), und Baruch Spinoza, ein Jude aus Amsterdam (geboren 1632, gestorben 1677), und drangen auf verschiedenen Wegen auf die Erforschung und Erledigung der höchsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts, indem sie die Vernunft als die erste Quelle und höchste Richterin, als Anfang und Ende annahmen. Eben dadurch aber war nun der veralteten römischen Hierarchie der letzte Pfeiler weggerissen, war der Freiheit für immer ein Weg gebahnt, war den Nachkommen ein neues edleres Feld der Thätigkeit eröffnet. Der deutsche Geist begann bald auf diesem Felde Umwälzungen hervorzubringen und Eroberungen zu machen, wichtiger als jene, welche durch Waffengewalt oder Glaubenseifer hervorgebracht worden sind. Der deutsche Geist war berufen, mit dem flammenden Schwert der Philosophie, über die letzten Trümmer der alten und vermorschten Einrichtungen des Mittelalters, so wie der neueren Politik und höfischen Despotie hinweg, der ganzen Menschheit herrlich voranzuschreiten. Und dieser deutsche Geist, der wie feurige Zungen auch über dem mächtigen Frankreich schwebte, war der Geist einer neuen Zeit.

Sechstes Buch.

1.

Du blühteſt, die ſchönſte aller Eichen,
Germania, im tiefſten Kern geſunde;
Als dir der Römer gegenüberſtunde,
Konnt' an die Aeſte dir ſein Speer nicht reichen.
Da ſchlug ein andrer Feind mit liſt'gen Streichen
Dir von der Weſtſeit' eine tiefe Wunde,
Hieb von den Aeſten manche dir zum Grunde,
Und zimmerte daraus ſich Siegeszeichen.

Rückert.

Auf dem Throne Frankreichs ſaß damals König Ludwig XIV., welcher in ſeiner ungeheuren Macht von ſich ſagen konnte: »Ich bin der Staat.« In dieſen wenigen Worten iſt der ganze Egoismus des ſtolzen Despoten und zugleich die traurige Lage des ihm untergegebenen Volkes ausgedrückt; die Willkür des Einzigen war das höchſte Geſetz für Alle. Jene Worte drückten aber auch leider die Grundſätze der meiſten deutſchen Fürſten in damaliger Zeit aus. Denn faſt jeder wollte ein Ludwig XIV. im Kleinen ſein, und leider fehlte es auch ihnen dazu weder an Gewiſſenloſigkeit, noch an elenden Günſtlingen und an verworfenen Frauen, welchen ſie die größte Gewalt in Regierungsſachen überließen, noch endlich an niederträchtigen Schmeichlern, welche alles prieſen, was irgend die Mächtigen ſich zu thun erlaubten. Die wenigſten deutſchen Fürſten und Reichsſtände durchſchauten die feindſeligen Abſichten Ludwigs XIV. gegen Deutſchland. Dieſer König wollte es nämlich innerlich ſchwächen und eine ſchöne Landſchaft nach der andern vom Reiche abreißen und mit Frankreich vereinigen, zur Verherrlichung ſeines Ruhms.

Die deutſche Kaiſerkrone war im Jahre 1657 durch den Tod Ferdinands III. erledigt worden. Da bot Frankreich Alles auf, Verſprechungen und Beſtechungen, um die Wahl der Kurfürſten von dem Hauſe Habsburg abzulenken und jene Krone für ſich zu gewinnen. Die katholiſchen Kurfürſten zeigten ſich dazu geneigt; die proteſtantiſchen hingegen ſetzten es durch, daß Ferdinands III.

Sohn, der Erzherzog Leopold, 1658 zum römischen König und Kaiser erwählt und gekrönt wurde. Kaiser Leopold war ein mildgesinnter Mann, aber leider auch gar schwach von Willen, bigott und den Jesuiten blind ergeben, welche seine Bigotterie und Schwäche schlau zu ihren Zwecken benützten. Was konnte ein solcher unentschlossener Charakter, ohne persönlichen Muth, und außerdem ganz abgeschlossen in steifer spanischer Hofsitte, mit der ohnehin schon so geschwächten kaiserlichen Gewalt zum Besten des deutschen Vaterlandes und Volkes ausrichten, während die Reichsstände je ihren einzelnen Interessen nachgingen und während der ruhm- und herrschsüchtige Ludwig XIV. sein Frankreich um jeden Preis zu vergrößern strebte, ohne das heilige Völkerrecht zu achten? Da mußtest Du, o deutsches Volk, abermals die Schuld der fremden und einheimischen Machthaber büßen.

König Ludwig XIV. hatte auch nach Abschluß des westphälischen Friedens den Kampf gegen Spanien fortgeführt und endlich 1659 in dem sogenannten »pirenäischen« Frieden manches schöne Stück Landes in Artois, Flandern, Luxemburg und Hennegau gewonnen. Doch das war ihm nicht genug: er wollte alle spanischen Niederlande mit Frankreich vereinigen. Zu diesem Zwecke suchte er anfänglich die holländischen Generalstaaten durch List in sein Interesse zu ziehen. Als aber diese gar bald sahen, wie er seine Heeresmacht in die Niederlande und Burgund einrücken ließ, und als sie dadurch seine wahren Absichten erkannten, verbanden sie sich 1667 mit England und Schweden gegen ihn, welches Bündniß die »Tripple-Allianz« hieß. Da mußte Ludwig XIV. 1668 zu Aachen Frieden schließen, behielt aber kraft dessen zwölf Städte nebst den dazu gehörigen Aemtern in den spanischen Niederlanden.

Sein ganzer Zorn wendete sich nun gegen Holland und er beschloß, diese Republik zu vernichten. Er wußte die Tripple-Allianz durch die diplomatischen Künste seiner Gesandten aufzulösen, ja sogar Schweden und England, welche daran Theil genommen hatten, so wie ferner den Kaiser Leopold, den Kurfürsten Joseph Klemens von Köln und den Bischof von Münster, die Herzoge Johann Friedrich von Hannover und Christian von Mecklenburg-Schwerin für seine Sache zu gewinnen, und nun erklärte er 1672 plötzlich den Holländern den Krieg, brach mit einhundertachtzigtausend Mann in Holland ein, und eroberte wohl vierzig feste Plätze. Da rettete der Generalstatthalter Wilhelm III. von Oranien sein Vaterland. Aber auch ein deutscher Fürst stand damals den bedrängten Holländern ritterlich bei, ein deutscher Fürst, welchem das Herz hoch schlug für Deutschlands Würde und Selbstständigkeit, und welcher, scharfsichtiger als Kaiser Leopold, die feindseligen Pläne Ludwigs XIV. gegen Deutschland durchschaute; das war der edle Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (geboren 1620), gemeinhin blos der »große Kurfürst« genannt, und zwar mit vollem Recht. Er führte den Holländern Hülfstruppen

zu und bewog endlich auch den Kaiser, daß ihm dieser seinen erfahrenen General Montecuculi mit zwölftausend Mann zur Verstärkung schickte; die hatten aber heimlich Befehl, nichts gegen Frankreich zu unternehmen. Da mußte der »große Kurfürst«, von allen Seiten bedrängt und im Stiche gelassen, unwilligen Herzens, 1673 mit Frankreich Frieden schließen. Wie nun aber Ludwig XIV., im frechen Uebermuth auf seine Heeresmacht, alles Völkerrecht verhöhnte, gingen dem Kaiser plötzlich die Augen auf; er entfernte seinen Minister Lobkowitz, welcher es heimlich mit Frankreich gehalten hatte, und bewilligte den Holländern Hülfstruppen. Das deutsche Reich war durch Verletzung seines Gebietes beleidigt, und so erging 1674 ein Reichskrieg gegen Frankreich. Da zog der große Kurfürst freudig mit sechzehntausend Mann frischer Truppen herbei, Ludwig XIV. aber ließ drei Armeen in's Feld rücken, eine unter dem berühmtesten von seinen Feldherrn, dem Türenne, welcher für den Schöpfer der neueren Kriegskunst angesehen ward, an den Oberrhein, die andre unter dem Prinzen Condé gegen die Niederlande und die dritte gegen die Franche-Comté. Türenne führte den Krieg am Oberrhein mit Ueberlegenheit und Glück; aber im Feldzug des folgenden Jahres 1675 wurde er bei Sasbach, nicht weit von Offenburg, erschossen und Montecuculi siegte am Rhein. Inzwischen hatte Ludwig XIV. die Schweden als seine Verbündeten bewogen, daß sie, mit sechzehntausend Mann unter dem Feldmarschall Wrangel, dem »großen Kurfürsten« in seine Marken und in Hinterpommern einbrachen und sich festsetzten, g'rade als wären sie dort zu Hause; dadurch hatte Ludwig XIV. diesen vom Rhein fortscheuchen wollen. Der große Kurfürst hatte, voll Besorgniß um sein Land und Volk, bei dem Kaiser, bei Dänemark und bei'm deutschen Reichstag um Hülfe gegen die Schweden gebeten, — jedoch überall vergeblich, — da besann er sich nicht länger, nahm seine braven Brandenburger, ließ sechstausend Reiter aufsitzen, eintausendzweihundert Musketiere auf Wagen mit fortschaffen, und nun ging's rasch in die Heimath. Die Schweden dachten: er sei noch in Franken; da stand er mit seinen Tapfren schon dicht vor ihnen bei Rathenow, griff sie an, nahm die Stadt und zog ebenso rasch weiter. Bei Fehrbellin traf er auf den Generallieutenant Wrangel (einen Stiefbruder des Feldmarschalls) mit elftausend Schweden. Der tapfre Prinz von Hessen-Homburg, welcher die brandenburgische Avantgarde befehligt, glüht vor Ungeduld, und will die Ankunft des Kurfürsten nicht abwarten, heldenkühn bricht er mit eintausendfünfhundert Reitern in die schwedischen Reihen ein. Endlich kommt auch der große Kurfürst mit den übrigen Truppen nach, führt seine Geschütze auf eine vortheilhafte Stellung, und läßt seine Reiterregimenter absitzen, um die Geschütze zu decken. Wrangel greift diese Stellung mit mörderischem Feuer an; aber der Kurfürst ruft seinen Brandenburgern zu: »Weblauf, mit mir zum Sieg, oder ich mit euch in den Tod!« Da fechten sie wie Löwen rings um ihn: er ist überall zu

finden, wo die größte Gefahr. Schon umdrängen ihn schwedische Reiter; sie erkennen seinen Schimmel und nehmen diesen zum Ziel; da bittet ihn sein Stallmeister Froben, seinen Rappen zu besteigen, schwingt sich auf des Kurfürsten Schimmel, und stürzt kurz darauf, von einer Kanonenkugel getroffen, zu Boden; so wird der große Kurfürst durch den Opfertod des Treuen gerettet. Gegen Mittag ergreifen die Schweden endlich die Flucht. Die Schlacht war nach sieben Stunden entschieden. Von diesem Sieg hatte Brandenburg hohen Ruhm in allen Landen. Der große Kurfürst aber benützte denselben rasch und geschickt und gewann fast ganz Vorpommern. Nun hielt es Ludwig XIV. für gerathen, einen Frieden abzuschließen, um durch listige Verhandlungen die Macht der Verbündeten zu zersplittern und seine eigene zu verstärken. Es gelang ihm auch, und 1679 kam zu Nimwegen ein Friede zu Stande, welchen Kaiser Leopold für sich und das Reich abschloß: Frankreich gab Philippsburg zurück, erhielt aber dafür Freiburg. Der große Kurfürst, welchen der Kaiser aus kleinlicher Eifersucht dabei völlig preisgegeben hatte, sah sich nun gezwungen, gleichfalls Frieden zu schließen (zu St. Germain en Laye); kraft dessen mußte er seine Eroberungen an Schweden zurückgeben und erhielt dafür nur einen Theil von Pommern und eine Entschädigung in Geld. Voll Schmerz rief er, als er die Friedensurkunde unterzeichnete: »Möge einst aus unsern Gebeinen ein Rächer auferstehen!«

Ludwig XIV. war jedoch keineswegs gesonnen, den Frieden zu halten; was liegt einem Tyrannen an einem Eid überhaupt, und gar erst dann, wenn noch dazu seine eitle Ruhmsucht im Spiele ist? Dann stehen so einem vermeintlichen »Erdengott«, der nicht blos über die Fäuste, sondern auch über die Talente tausend knechtisch-gesinnter Menschen unbedingt verfügen kann, zur Erreichung seiner Zwecke die verschiedenartigsten Mittel zu Gebote, die ein ehrlicher Mann freilich für schlechte, ein Tyrann aber für erlaubte hält; als da sind: Zwietracht säen, spionirn, betrügen, und überall feile Kreaturen unterhalten; Fluch diesen letzteren, denn sie sind's, deren Erbärmlichkeit den letzten Rest von Achtung vor Menschenwürde in den Herzen der Tyrannen erstickt! Ludwig XIV. hatte einen Minister, den Marquis Louvois. Dieser machte seinem Herrn, um dessen geheimsten Wünschen zu schmeicheln und sich selber dadurch unentbehrlich zu machen, den Vorschlag: in Metz, Breisach und Besançon drei Gerichtshöfe aufzurichten, welche aus alten Urkunden ausmitteln sollten, was für Lehen und sonstige Zubehören vor alten Zeiten sowohl mit den Bisthümern Metz, Toul und Verdun in Lothringen, als auch mit der Landgrafschaft Elsaß und mit der Grafschaft Burgund vereinigt gewesen wären: jene Gerichtshöfe, welche die »Reúnions«- (d. h. Wiedervereinigungs-) kammern genannt wurden, erklärten nun gar vieles deutsches Reichsgebiet für gehörig zu jenen neuen Eroberungen Frankreichs, und Ludwig XIV. ließ alles solches

Reichsgebiet sogleich durch Truppen besetzen, — dem Frieden, dem Völkerrecht und seiner eigenen Ehre zum Hohn. So wurde auch die wohlbefestigte Reichsstadt Straßburg 1681 plötzlich von Louveis mit zwanzigtausend Mann umstellt und zur Uebergabe aufgefordert: schon am nächsten Tage ergab sich Straßburg ohne Schwertschlag, besonders auf den Betrieb des Bischofs, eines geborenen Grafen von Fürstenberg, und huldigte dem König. Davon hatte es große Schmach, daß es in Verzagtheit französisch ward: aber eben so große Schmach haftete auf dem deutschen Reichstag, weil er den frechen Anmaßungen Ludwigs XIV., und jeder Beleidigung des Vaterlandes zusah, und keine Hand zur Rache regte.

Mittlerweile hatte Ludwig XIV., welcher in seinen Anschlägen an Deutschlands Verderben unermüdlich war, einen gefährlichen Feind im Osten zum Angriff gegen den Kaiser Leopold getrieben, nämlich die Türken. Von Aufgang und von Niedergang wollte er zu gleicher Zeit, hier durch seine eigenen Waffen, dort durch die des Erbfeindes der Christenheit, Deutschland zermalmen, er, welcher, wie zum Spott, den alten Titel: »allerchristlichster König« trug; sein tiefster Plan war: dann plötzlich im vollen Glanze seiner Macht aufzutreten, und seinen Sohn zum deutschen Kaiser krönen zu lassen. Deshalb lagen seine Gesandten in Konstantinopel dem Sultan Mohammed IV. immerfort an, den Kaiser mit Krieg zu überziehen; des Kaisers eigne Schuld aber öffnete dem Verderben Thür und Thor. Das kam also: Leopold hatte der jesuitischen Partei volle Gewalt gegeben, den evangelischen Glauben in dem freiheitsstolzen Ungarland auszurotten, und das Volk, welches treu an jenem Glauben hielt, sollte auf alle erdenkliche Weise, am meisten aber durch himmelschreiende Unterdrückung zum Katholicismus bekehrt werden. Da erhoben sich die Ungarn für ihre gerechte Sache, und ein kühner Mann, Emmerich Tökoly, trat an ihre Spitze, um Gewalt durch Gewalt abzuwehren. Bald stand ganz Ungarn in Aufruhr und Ludwig XIV. schürte denselben schadenfroh heimlich durch seine Gesandten. Tokoly aber warf sich den Türken in die Arme, um sich die ungarische Königskrone, als türkischer Vasall, auf's Haupt setzen zu können. Der Großvezir Kara Mustafa, ein ehrgeiziger aber talentloser Mann, führte hierauf im Jahr 1683 ein Heer von zweimalhunderttausend Türken durch Ungarn gerade gegen Wien, und dachte für gewiß, es zu erobern und zu seiner Hauptstadt zu machen. Kaiser Leopold floh mit seinem ganzen Hofstaat aus der edlen Stadt, welche schon einmal den Angriff des großen Suleiman so glorreich ausgehalten hatte, gen Linz an der Donau hinauf, von dort nach Passau. Vergeblich hatte er die Reichsstände zur Hülfe entboten, und es galt ja nicht blos Oesterreichs, sondern Deutschlands Rettung: denn wehe dem Vaterland, wenn Kara Mustafa Wien gewann! Nur vierzigtausend Mann kamen gegen die ungeheure Uebermacht der Türken zusammen; aber an ihrer Spitze stand

ein edler Held, der Herzog Karl von Lothringen, und in Polen rüstete der fromme ritterliche König, Johann Sobiesky, auf eigne Kosten ein Heer von achtzehntausend Mann, alle — wie ihr König — von Begeisterung glühend, für den Christusglauben zu kämpfen. In Wien hatte Graf Rüdiger von Stahremberg den Oberbefehl; die Besatzung bestand aus einundzwanzigtausendneunhundertsechzig Mann, mit Einschluß der bewaffneten Bürgerschaft. Furchtbar hatten die Türken auf ihrem Heereszug gehaust; siegesgewiß standen sie am 14. Juli 1683 vor Wien, dessen Walle und Mauern im schlechten Zustand waren. Um so höher wuchs die Begeisterung der Wiener, um so fester war ihr Muth. Zwei Monate lang halten sie in der entsetzlichen Noth standhaft aus, ob auch die Türken mit Laufgräben und Minen immer näher heandringen. Auch jetzt schweigen (wie damals bei der ersten Turkenbelagerung) alle Glocken in Wien. Am 10. September wird schon die Burgbastei durch eine Mine gesprengt; unablässig donnern die Kanonen der Türken: so viel Muth, so viel treues Blut scheint verloren; Noth, Hunger, Leichen — in allen Gassen Wiens; es erwartet seine letzte Stunde. Aber schon sind auch die Retter in der Nähe, — die Polen und die Baiern, die Sachsen und Kaiserlichen; sie vereinigen sich auf den Höhen des Kalengebirges, welches Wien hinter der Donau im weiten Halbkreis umgibt; sie schauen tiefergriffen hinab auf den Pulverdampf, der die unglückliche herrliche Stadt umhüllt. Da schwimmt in der Nacht ein Reitersmann aus Wien durch die Donau hinüber und bringt dem Herzog von Lothringen einen Zettel, des kurzen Inhalts: »Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr! ja keine Zeit mehr verlieren!« und Raketen steigen in vollen Garben zum Zeichen der äußersten Noth vom Stephansthurm empor. Da sehen die Wiener von einer Bergesspitze gleichfalls Raketen aufsteigen, — das ist die trostreiche Antwort auf ihr Nothzeichen: sie sehen auf der Spitze des Leopoldsberges eine rothe Fahne flattern, die verheißt ihnen Rettung. Dies gesehn, — und vergessen ist plötzlich in Wien die lange Noth, und Alle drinnen, Mann und Weib, Greis und Kind, jauchzen hochauf, stürzen einander in die Arme und weinen vor Freude; sinken auf die Kniee und danken Gott; eilen auf die Walle, stellen sich in Schaaren und begehren einen Ausfall. Am 12. September, bevor noch der Tag graut, liest der Kapuziner Marko d'Aviano, weit und breit als ein heiliger Mann geehrt, auf dem Leopoldsberg die Messe und weihet das christliche Heer zur Schlacht des Entsatzes; der Polenkönig schlägt seinen Sohn zum Ritter und ruft seinem Heere zu: »Ihr kämpft für Gott, nicht für mich! Mein einziger Befehl ist heute der: — folgt meinem Beispiel!« Dann zieht das christliche Heer kampffreudig die Höhen des Kalengebirges herab. Fünf Kanonenschüsse geben das Zeichen zur Schlacht. Jeder Hohlweg, jeder Schutthaufen wird von den Türken vertheidigt, von den Christen gestürmt. Der Großwesir läßt indessen, während sein Heer den Angriff des christlichen

aushalten muß, das heftige Schießen gegen Wien fortsetzen und zersplittert so seine Kraft. Bis gegen zwei Uhr des Mittags kann weder das Centrum noch der rechte Flügel der Befreier zum Schlagen kommen. Da brechen die Polen aus dem Dornbacher Wald ungestüm auf die Türken hervor; die Uebermacht wirft sie zurück, drängt sie zur Flucht. Schon wähnt der Großwesir den Sieg in der Hand zu haben. Da gebeut plötzlich der Herzog Karl von Lothringen allgemeinen Sturm auf den rechten Flügel der Türken; er nimmt ihre Batterie bei Döbling und drängt unaufhaltsam mitten in sie hinein. Jetzt haben die Polen freie Hand, und treiben die Türken bis in ihr Lager in der Roßau zurück. Mittlerweile thut die Besatzung Wiens Ausfälle und so werden die Türken von zwei Seiten gefaßt. Nach sechs Uhr des Abends ist endlich die Schlacht entschieden. In wilder Flucht sprengen und drängen die Türken zahllos durcheinander über den Wiener Berg gen Raab hin, ihr ganzes Lager mit allen kostbaren Schätzen, Lebensmitteln und dreihundertsiebzig Kanonen in der Sieger Händen zurücklassend. So war Wien am 12. September 1683 zum zweiten Mal befreit, nachdem es durch seinen glorreichen Widerstand zum zweiten Mal das Bollwerk Deutschlands und der Christenheit gewesen. Freudig eilten die Wiener am andern Tage in's türkische Lager hinaus, wo Lebensmittel die Hülle und Fülle aufgespeichert lagen, und erquickten sich nach der langen Noth; der Bischof von Neustadt, Kollonits, suchte d'rin als milder Waisenvater die gefangenen Christenkinder auf, deren gefangene Eltern der Großwesir vor dem Beginn der Schlacht hatte ermorden lassen, und pflegte die Verwundeten mit leiblichem und geistlichem Trost. »Willkommen Held und Bruder!« rief der Polenkönig dem tapfren Kommandanten Stahremberg zu, als dieser zu ihm in's Lager hinausgeritten kam, und drückte ihn feurig an's Herz. Dann zogen die Retter in die befreite Stadt ein, und alles Volk jauchzte ihnen entgegen; jene aber staunten tiefergriffen, als sie die Trümmer- und Leichenhaufen in den Straßen, als sie Schritt für Schritt die Denkmale der gränzenlosen Noth, der Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe der Wiener sahen. Erst am 14. kam der Kaiser herbei, eifersüchtig auf den Ruhm des Polenkönigs, welchen das Volk vergötterte, und besann sich lang, mit welcher Förmlichkeit er, ohne seiner Würde was zu vergeben, denselben, als einen bloßen »Wahlkönig«, begrüßen sollte. »Wie? — Mit offnen Armen, als Retter des Reichs,« rief ihm der edle Herzog Karl von Lothringen zu. Aber der Kaiser empfing den Polenkönig kalt und gemessen, zu Rosse sitzend, und dankte, in falschem Stolz auf seine Würde, den Polen kaum, daß sie Wien befreit hatten. Dem frommen Sobiesky lag nichts an des Kaisers Dank: er hatte den reichsten Lohn — sein Bewußtsein. Kühn verfolgte er die Türken bis Gran, kämpfte mit dem Kurfürsten Maximilian Emmanuel von Baiern in Ungarn gegen die Türken fort, und rieth dem Kaiser getreulich, dies Land ja nicht um seine alten Freiheiten und Vorrechte verkürzen

zu wollen. Doch Leopold achtete nicht darauf. Der tapfre Herzog Karl von Lothringen setzte hierauf den Feldzug in Ungarn mit großem Glück fort und trieb die Türken immer weiter zurück. Als nun Kaiser Leopold so im Glücke war, ließ er seiner Rache gegen Ungarn freien Lauf. Bald saß zu Eperies 1687 ein kaiserliches Blutgericht, an dessen Spitze ein unmenschlicher Wütherich, der General Caraffa, welcher sagte: »Ungarns Reichsverfassung, Gerichtsordnung und Gesetz sind mir g'rade so viel werth, als ein faules Ei.« Und in diesem Sinne handelte Caraffa. Wer irgend in Ungarn einer Verbindung mit Tököly nur verdächtig war, oder wen die Richter dafür halten wollten, wurde mit unerhörten Foltern hingerichtet; eben so wurde jeder verfolgt, der nicht unbedingt dem Hause Oesterreich huldigte oder sich die Jesuiten, welche auch hier als eifrige Helfershelfer die Hand im Spiel hatten, zu guten Freunden zu machen wußte, jeder, der für freisinnig, für einen Mann des Volkes galt. Das uralte Recht der ungarischen Nation, sich selbst ihren König durch freie Wahl zu erheben, wurde mit Gewalt vernichtet, und dafür das

Erbrecht des Hauses Oesterreich auf die ungarische Krone eingesetzt, des Kaisers neunjähriger Sohn, Joseph, als Erbkönig von Ungarn gekrönt. Der Krieg gegen die Türken ging mittlerweile unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl von Lothringen fort, dann unter dem des Markgrafen Ludwig von Baden, später unter dem Prinzen Eugen von Savoien. Dieser stammte aus einer Seitenlinie des Hauses Savoien, war geboren zu Paris 1663, und in seiner Jugend wegen seines schwächlichen Körpers zum geistlichen Stande bestimmt gewesen. Ludwig XIV. hatte ihn wegen seiner kleinen Gestalt spöttisch abgewiesen, als Eugen in dessen Kriegsdienst treten wollte und ihn um ein Regiment bat. Da war Prinz Eugen in Kaisers Dienst getreten, und blieb fortan Oesterreich unerschütterlich treu. In den Türkenkriegen entfaltete er nun rasch seine glänzenden Feldherrntalente, seine umsichtige Klugheit in allen Anordnungen, seine Raschheit im Benutzen des günstigen Augenblicks, eine durchgreifende Thätigkeit, den höchsten persönlichen Muth und eine erstaunliche Besonnenheit im tobenden Sturm der Schlachten. Dabei liebte er seine Soldaten wie leibliche Kinder, litt lieber selbst Hunger, als daß er sie Noth leiden ließ, und sorgte eifrig für alle Kranken und Verwundeten. Dafür verehrten sie ihn auch wie einen Abgott. Hochgebildet, mit außerordentlicher Kraft des Gedächtnisses ausgerüstet, ein leidenschaftlicher Freund der Künste und Wissenschaften, war Eugen auch untadelhaft von Charakter, dessen schönste Zierde die Bescheidenheit war. Obwohl ein geborner Pariser, ist er doch recht eigentlich ein deutscher Mann geworden, und hieß im Munde des deutschen Volkes blos der »tapfre Ritter«, wovon noch heutzutage das alte Volkslied Kunde gibt. Dieser »Prinz Eugen, der tapfre Ritter«, schlug die Türken bei Zenta, eroberte die Festung Belgrad und bedrängte die Türken so furchtbar, daß sie endlich (1699) zu Karlowitz mit dem Kaiser einen Frieden schließen mußten, worin dieser die eroberten Landschaften in Ungarn, Slavonien und Sirmien behielt. Zur selben Zeit kam auch das Land Siebenbürgen in den Verband der österreichischen Erbstaaten.

Als Ludwig XIV. die Nachricht von der Befreiung Wiens erhielt, zürnte er heftig, weil er dadurch seine Plane gegen Oesterreich vereitelt sah. Um sich schadlos zu halten, bemächtigte er sich 1684 Luxemburgs, so wie des Erzbisthums und der Stadt Trier. Auf Andringen mehrer Kurfürsten schlossen Kaiser und Reich mit ihm zu Regensburg einen Waffenstillstand, um einstweilen ihre Macht ungeschwächt gegen die Türken brauchen zu können: Frankreich behielt bis zu Abschluß eines förmlichen Friedens alle seine ungerechten Eroberungen, machte sich aber verbindlich, im Umfang derselben freie Religionsübung zu gestatten.

Doch solche Erfolge waren dem ländersüchtigen Ludwig XIV. nicht genug. Mit Freuden ergriff er den ersten Anlaß, welcher sich ihm darbot, um seine

Eroberungspläne gegen Deutschland weiter zu verfolgen. Als nämlich im Jahre 1685 der Kurfürst Karl von der Pfalz ſtarb und mit ihm der Zweig Pfalz-Simmern des kurfürſtlichen Hauſes erloſch, fielen die Erbländer deſſelben nach deutſchem Staatsrecht an den Zweig Pfalz-Neuburg, die Allodialgüter des Verſtorbenen aber an deſſen Schweſter, welche an den Herzog von Orleans verheirathet war. Da trat Ludwig XIV. kühn auf und nahm auch die Erbländer für die Herzogin von Orleans, oder eigentlich für Frankreich, in Anſpruch. Die deutſchen Fürſten erbangten und verbanden ſich untereinander gegen Ludwigs XIV. Anmaßungen; im Jahre 1686 kam endlich ein Bund zwiſchen dem Kaiſer und den Kronen Spanien und Schweden, den Kurfürſten von Baiern und Sachſen, dem fränkiſchen Kreis und den oberrheiniſchen und weſterwäldiſchen Städten zu Stande. Zur ſelben Zeit wollte Ludwig XIV. den gutfranzöſiſch geſinnten Biſchof von Straßburg, Wilhelm von Fürſtenberg, auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Köln erheben, wogegen aber auf Betrieb des Kaiſers der Prinz Joſeph Klemens von Baiern zum Erzbiſchof und Kurfürſten erwählt wurde. Da meinte Ludwig XIV., einen vollgiltigen Vorwand zu haben und erklärte 1688 dem deutſchen Reich den Krieg. Alſogleich ließ er hierauf durch ſeine Heere die Kurpfalz, Mainz und Philippsburg beſetzen. Sein Miniſter Louvois machte ihm den Vorſchlag, die geſegnete Pfalz durch Feuer und Schwert zu verheeren, ſo daß es eine Wüſte würde, um Frankreichs Gränze dadurch gegen Deutſchland zu ſichern. Ludwig XIV., welcher das heilige Wort »Ehre« ſo gern im Munde führte, und es eben dadurch entweihte (denn ein Tyrann hat keine Ehre), Ludwig XIV., welchen ſeine feilen Schmeichler den »Großen« nannten, obwohl er ſeine eigenen proteſtantiſchen Unterthanen grauſam verfolgte, ſo daß ihrer wohl achtmalhunderttauſend aus Frankreich flüchteten, Ludwig XIV. gab zu jenem niederträchtigen Vorſchlag des Louvois ſeine Genehmigung. Der General Melac ward beauftragt, denſelben zu vollſtrecken, und zog mit ſeinen Soldatenſchaaren, als privilegirter königlicher Mordbrenner, auf deutſchem Boden von Stadt zu Stadt umher, zerſtörte das herrliche Schloß zu Heidelberg, verwüſtete Mannheim, Germsheim, Oppenheim, Alzei, Kreuznach, Pforzheim, Baden, Raſtadt und zahlloſe kleinere Ortſchaften, mißhandelte die Bewohner und trieb ſie auf franzöſiſches Gebiet. Am furchtbarſten litten Speier und Worms, obwohl man beiden Städten heilig und theuer verſprochen hatte, ſie zu verſchonen: beide wurden in Brand geſteckt; in Speier erbrachen die franzöſiſchen Mordbrenner frech die Gräber der deutſchen Kaiſer und ſtreuten die Gebeine derſelben umher. Von da an nahm das Reichskammergericht, welches bis dahin in Speier geweſen war, ſeinen Sitz in Wetzlar. Nur in den ſchwäbiſchen Städtlein Geppingen und Schorndorf fanden die Franzoſen Widerſtand, im letzteren durch die Frauen: dieſe vertheidigten und retteten die Stadt und die alte Ehre ihres Geſchlechts,

deſſen Heldenmuth einſt die Römer empfunden hatten. Alle jene ſchandbaren Gräuel begaben ſich im Jahre 1689 und wenn man die Franzoſen um Rechtsgründe fragte, antworteten ſie kurzab: »Der König will's!« — zu deutſch: »Gewalt für Recht!« — Dieſe freche Verhöhnung des Völkerrechts und die Gefahr, welche bei ſolchen Geſinnungen des Königs von Frankreich auch andern Reichsſtanden drohte, erweckten dieſelben endlich zur Thatkraft, und der allgemeine Haß gegen Ludwig, welcher nach der Kaiſerkrone ſtrebte, beſtimmte die Kurfürſten, den Sohn Leopolds, den eilfjährigen König Joſeph von Ungarn 1690 zum »römiſchen« (d. i. deutſchen) König zu erwählen. Das Reich erklärte dem gekrönten Räuber und Mordbrenner den Krieg, und alle Staaten Europas erhoben ſich, um ſich gegen ihn zu ſchirmen. Zu guter Stunde hatte ein Jahr vorher der Prinz Wilhelm III. von Oranien, Generalſtatthalter von Holland, den Thron England's beſtiegen; — ein Heil für alle Proteſtanten; denn Ludwig XIV. ſuchte auch den Katholicismus mit Feuer und Schwert auszubreiten, obwohl er denſelben durch ſolche Maßregeln entehrte. Bald ſah er ſich von allen Seiten her bedroht, der Reichskrieg gegen Frankreich war ein allgemeiner europäiſcher Krieg geworden, und nur ſeine vortrefflichen Feldherrn, Catinat, der Herzog von Luxemburg, der Marſchall von Noailles und der Herzog von Vendome retteten ihn vom Untergang. Der Krieg wurde zu gleicher Zeit in den Niederlanden, in Deutſchland und in Italien geführt und zwar mit abwechſelndem Glück; der Hauptſchauplatz aber war in den Niederlanden. Durch die dazu erforderlichen ungeheuren Anſtrengungen, ſo wie durch die Verfolgung der Proteſtanten in Frankreich hatte indeſſen Ludwig XIV. die Kräfte ſeines eigenen Staates erſchöpft und ſah ſich deshalb genöthigt, für den Augenblick Frieden zu ſchließen, um ſich dadurch für die Ausführung größerer Entwürfe zu erholen. Klug befolgte er dabei wieder ſeine alte Politik, nämlich: die verbündeten Mächte zu vereinzeln. Und wirklich gelang's ihm, mit jeder einzelnen beſondre Friedensverträge abzuſchließen, ſo daß endlich Kaiſer und Reich von allen Verbündeten verlaſſen daſtanden. So wurde denn zu Ryſwick in Holland 1697 der Friede abgeſchloſſen, und zwar wieder zum Vortheil Ludwigs XIV. Er gab nämlich zwar alle in Folge der ſogenannten »Réunionskammern« gemachten Eroberungen auf dem rechten Rheinufer, nebſt Kehl, Breiſach und Freiburg zurück, behielt aber jene auf dem linken Ufer, das ſchöne Elſaß mit Straßburg. Die Pfalz wurde gegen eine Entſchädigungsſumme dem rechtmäßigen Landesfürſten zurückgegeben; aber die katholiſche Religion ſollte darin (ſo verlangte es Frankreich) die herrſchende bleiben, und damit waren auch der katholiſche Kurfürſt Karl Philipp von der Pfalz, ſo wie der Kaiſer (beide auf Antrieb der Jeſuiten) einverſtanden. Da ſtoben zahlloſe Reformirte, welche nun in ihrer Heimath keinen Schutz mehr hatten, in's nördliche Deutſchland, beſonders nach Brandenburg, wo ſie gaſtlich aufgenommen wurden und ihren Glauben

frei bekennen konnten; als fruchtbringenden Entgelt für jene altdeutsche Gastlichkeit brachten sie ihre Bildung, ihren Gewerbsfleiß dahin. Auch viele französische Protestanten, welche wegen ihres Glaubens flüchtig geworden waren, hatten in den norddeutschen Ländern, und wieder besonders in Brandenburg, Freistätten gefunden.

2.

Ja! Deutschlands Völkerstamm
War groß vom Anbeginn,
Gab der Freiheit Damm,
Dann der Herrschaft Zinne;
Göttlich durch Himmelsgunst
Zum Gipfel jeglicher Kunst
Ist er emporgestiegen,
Um auch durch Geist zu siegen.

Rückert.

Damals erhielten mehre deutsche Fürsten höhere Würden, was auf den Zustand des ihnen untergebenen Volkes, so wie auch auf die Reichsverfassung von wichtigem Einfluß war.

Der lüneburgische Zweig des herzoglichen Hauses **Braunschweig** (aus dem alten Geschlecht Heinrichs des Löwen) erhielt 1692 vom Kaiser in Berücksichtigung der großen Verdienste desselben um das Haus Oesterreich eine **Kurwürde** (das war die neunte) unter dem Namen **Kur-Hannover**; die andre herzogliche Linie behielt den alten Titel: Braunschweig. Ernst August war der erste Kurfürst von Hannover; sein Sohn **Georg** besteg im Jahre 1714 nach dem Tode der Königin Anna (Wittwe Wilhelms III.) als nächster protestantischer Seitenverwandter den Thron von England, behielt aber als König dieses Landes auch Hannover bei. Durch diese Verbindung kam der frische Geist des stammverwandten englischen Volkes nach Deutschland herüber und gab ein heilsames Gegengewicht gegen die Nachäfferei des Franzosenthums, welche wie eine Seuche ganz Deutschland vergiftete. Das **Volk** in Hannover selbst hatte freilich nichts davon, als eine größere Unterdrückung durch den Adel, welcher nach Belieben schalten und walten konnte, während der Fürst auf dem fernen Throne saß.

In **Kursachsen** regierte damals **Friedrich August**, genannt »der Starke«, welcher dem König von Frankreich in allen Ausschweifungen, so wie in allem eitlen Prunk des Hofstaates nacheiferte, sein Land bedrückte und sein stehendes Heer nicht aus geworbenen Freiwilligen erhielt, sondern Einheimische mit Gewalt zu Soldaten machte; da kam ein neuer Unsegen der stehenden Heere auf, nämlich das »**Konscriptionswesen**«. Der Fürst betrachtete und behandelte nun das Volk recht eigentlich wie **Leibeigene**, die ihm mit

ihrem Leib und Blut dienen mußten, zu seinen eigenen selbstsüchtigen Zwecken, nicht mehr zum Nationalschutz wie einst. Durch Begünstigung von Seiten Rußlands und des Kaisers wurde der ehrgeizige Friedrich August der Starke nach Sobieskys Tode 1697 zum König von Polen erwählt, nachdem er, um diesen Zweck zu erreichen, nicht blos viele Bestechungen angewendet hatte, sondern auch zur katholischen Religion übergetreten war. Bei dieser persönlichen Erhebung des Kurfürsten gewann sein Volk in Sachsen nichts; er erschöpfte es gewissenlos, um sich in Polen auf dem Throne zu erhalten.

Kur-Brandenburg hatte 1657 einen Vertrag mit Polen abgeschlossen, kraft dessen das Herzogthum Preußen, welches durch Erbanfall seit 1618 mit Brandenburg vereinigt war, von der polnischen Oberlehnsherrschaft befreit und souverain wurde. Außerdem besaß Kur-Brandenburg, gleichfalls durch

Erbvertrag, einen Theil von Pommern, und hatte, auch durch Erbvertrag (1675), Ansprüche auf Schlesien erlangt, welche es jedoch damals noch nicht behauptete. Der »große Kurfürst« hatte jene neuerworbenen Länder weise regiert und bewirthschaftet. Nach seinem Tode (1688) strebte sein Sohn Friedrich voll Ehrgeiz nach einer höheren glänzenden Würde für so großen Besitz: er wollte den Königstitel haben und erwarb ihn auch wirklich vom Kaiser, auf den Grund der souverainen Herrschaft in Preußen: aber die Einwilligung des Kaisers kostete ihn manche Opfer, wichtige Zusagen an das Haus Oesterreich und eine schwere Summe von neun Millionen Thaler, wovon die Jesuiten allein, als thätige Unterhändler am kaiserlichen Hofe, zweimalhunderttausend bekamen. Am 18. Januar 1701 setzte Kurfürst Friedrich von Brandenburg zu Königsberg sich selber und dann seiner vor ihm knieenden Gemahlin feierlich die Königskrone auf und nannte sich nun Friedrich I., König in Preußen: sein Sohn und seine Brüder leisteten ihm die Huldigung, und zwei reformirte Bischöfe vertraten in der Kirche die Salbung. So ist das Königreich Preußen entstanden. Einige Jahre später erwarb es auch das Fürstenthum Neufchatel in der Schweiz und durch Erbschaft von Oranien mehre Herrschaften in Westphalen und Holland. Der deutsche Ritterorden aber und der Papst erhoben gegen das neue Königreich Einspruch, beide aus wohlbegreiflichen Gründen; es konnte dem Papst nicht gleichgültig sein, daß der Protestantismus, welchen das kursächsische Haus, als dessen erster Beschützer, kaum aufgegeben hatte, in Deutschland nun einen neuen Staat als Mittelpunkt, ein Königsgeschlecht zum Hort hatte. Und doch waren der ganze Bestand und die Fortdauer des preußischen Staates gerade durch die Erfüllung dieser großen Aufgabe bedingt, der Macht des katholischen Oesterreichs gegenüber. Die Ausbildung des Heerwesens allein reichte dafür nicht aus; eine moralische Macht, Glaubens- und Denkfreiheit, mußte die unsichtbare Grundlage des preußischen Staates sein, er mußte die edelsten geistigen Kräfte von außenher an sich ziehen und festhalten; nur so konnte er innerlich stark werden, nur so konnten die Bewohner der verschiedenartigen Bestandtheile, aus welchen er zusammengesetzt war, den Staat, welchem sie nun angehörten, als ihr Vaterland lieben lernen. König Friedrich I., wiewohl ein Freund der Künste (doch blos aus Prachtliebe), ahnte diese hohe Aufgabe wohl nicht; er hatte durch die äußerliche Erhebung Preußens seine Nachfolger nur gleichsam bei ihrer Ehre aufgefordert, das Werk zu vollenden. Friedrichs I. Gemahlin aber, Sophie Charlotte, eine edle, hochgebildete Frau, wirkte mit Begeisterung für jenen Zweck. Im Jahre 1694 wurde die Universität Halle gestiftet und der Zufluchtsort der deutschen Geistesfreiheit; zu Berlin wurde eine Akademie der Künste und später, vorzüglich auf Betrieb Sophiens Charlottens, eine Gesellschaft der Wissenschaften gestiftet.

Ueberhaupt hoben ſich die einzelnen deutſchen Fürſtenhäuſer in demſelben Grade immer kräftiger empor, als das deutſche Reich, als Ganzes, an Macht, Bedeutung und Würde verlor — in Folge ſeiner gränzenloſen Zerſplitterung unter ſo zahlreiche Reichsſtände.

Dagegen nahm der Nationalgeiſt überhaupt einen neuen Aufſchwung. Die Anmaßungen und der freche Uebermuth der Franzoſen gegen Deutſchland, ihre Verhöhnung aller Völker-, Fürſten- und Menſchenrechte, ihre Barbarei in der Pfalz, welche mit jener der Türken wetteiferte, hatten den deutſchen Nationalgeiſt vom Scheintod geweckt; und keine Beſtechung Ludwigs XIV., der da meinte: »was Eiſen nicht ausrichtet, das bringt Gold zu Stande«, vermochte die öffentliche Meinung in Deutſchland zu verführen, zu lenken oder zu unterdrücken. Frei inmitten ſo vieler Leiden von innen und außen, unbezwinglich trat ſie gegen Ludwigs Mordbrenner in die Schranken; und die Buchdruckerkunſt lieferte ihr Waffen gegen alle ſeine Kanonen. Da flogen zahlloſe Schriften aus, ernſte und ſpöttiſche, in Verſen und in Proſa, mit gründlichen wiſſenſchaftlichen Beweiſen ſowie volksthümlich geſchriebene, lodernd von edlem Zorn, in deutſcher wie in franzöſiſcher Sprache (daß man ſie auch in Frankreich verſtehen konnte): alle dieſe Schriften fuhren wie ſcharfe Pfeile tief in das Gewebe der franzöſiſchen Politik, daß die Fetzen davonwehten und die Treuloſigkeit des eitlen Twannen nackt und ſcheußlich zu ſchauen war. In dieſer Zeit des geiſtigen Kampfes kannte man in Deutſchland die Cenſur faſt gar nicht. Der Mund durfte das ſprechen, die Hand das niederſchreiben, was das deutſche Herz warm und tief empfand. Die höchſten Angelegenheiten der Staaten wurden nun nicht mehr blos geheimnißvoll von Diplomaten, ſondern laut von den Schriftſtellern verhandelt, deren hohe Bedeutung für das Heil der Staaten und der Nation in's Leben trat; die politiſche Schriftſtellerei rief im freien Gedankenaustauſch die Staatswiſſenſchaft in's Leben, welche ſich raſch entwickelte. So ſtieg für's deutſche Volk, welches den Schutz der Landſtände größtentheils verloren hatte, eine neue geiſtige Vertretung als helfende Macht empor; hell ſchimmerte dieſer Stern des Troſtes über den von Fremden zertrümmerten Kaiſergräbern, über der geſchändeten Aſche unſerer großen Todten. Und ſo verzage auch nie in Zeiten der tiefſten Erniedrigung, deutſches Herz! wenn du auch ringsum die Uebermacht ſtolz und prachtvoll heranziehen ſiehſt: dann fühle, welche Kraft noch in dir ſelber iſt, und daß der Geiſt noch zu allen Zeiten über die rohe Gewalt Meiſter geworden iſt.

Langſam, aber kräftig reifte mitten unter den Kriegsſtürmen, welche Europa damals erſchütterten, eine neue Weltbildung heran, eine ſpäte Tochter der Reformation, aber viel großartiger als dieſe. In Frankreich und England ſtanden kühne Denker auf und verſcheuchten mit der grellleuchtenden Fackel des Zweifels das Zwielicht alter verworrener Begriffe von den höchſten Angelegen-

heiten des Menſchen. Aber hoch über allen dieſen Denkern Frankreichs und Englands ragt ein deutſcher Mann hervor, Gottfried Wilhelm Leibnitz, geboren zu Leipzig 1646, — ſchon als Kind ein wahres Wunder von Gelehrſamkeit, als Jüngling durch gründliche Studien mit allen Fächern der Wiſſenſchaft vertraut, durch Reiſen ſo wie durch den vertrauten Umgang mit Gelehrten, Fürſten und Staatsmännern fein und gewandt geworden, und dabei tüchtig und ächt deutſch von Charakter. Seine geiſtige Thätigkeit war ungeheuer; er nahm ſich kaum Zeit zum Eſſen, und ſtand oft monatelang nicht von ſeinem Arbeitsſtuhle auf, worauf er auch ſchlief — zuweilen nur ein paar Stunden lang. Sein Gedächtniß war eben ſo ſtaunenswerth, als die Klarheit ſeines Geiſtes, welcher wie ein Rieſe die höchſten Höhen des menſchlichen Wiſſens erſtieg und ſich in deſſen tiefſte Tiefen verſenkte, welcher die Quellen der deutſchen Geſchichte erforſchte, die Rechtswiſſenſchaften umgeſtaltete, das Weſen des Staates, die Politik und die Religion ebenſo ergründete, wie er die Naturwiſſenſchaften, die Mechanik vervollkommnete und in der Mathematik die wichtige Erfindung der ſogenannten »Differenzialrechnung« machte. Alle dieſe verſchiedenartigen Beſtrebungen umſchlang bei ihm das belebende Band der Humanität; am größten aber, am meiſten eigenthümlich deutſch ſteht Leibnitz in der Philoſophie da, welche er auf dem Grunde des ewigen Sittengeſetzes aufbaute, indem er den nothwendigen Zuſammenhang der Willensfreiheit mit Gott durch ſcharfſinnige Schlüſſe bewies. Leibnitz lebte längere Zeit am Hofe des edlen Kurfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, reiſte 1672 nach Paris und London und trat dann in die Dienſte des Herzogs Johann Friedrich von Hannover. 1700 begab er ſich nach Berlin und richtete dort die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ein, welche noch heutzutage als »Akademie der Wiſſenſchaften« kräftig fortblüht und treffliche Früchte trägt. 1713 ging er nach Wien und wollte dort eine ähnliche Anſtalt gründen, aber die Jeſuiten ließen es nicht zu; dafür zeichneten ihn der Kaiſer und »Prinz Eugen, der tapfre Ritter,« um ſo mehr mit hohen Ehren aus: da ſaß gar oft Prinz Eugen, von deſſen Ruhm ganz Europa wiederhallte, und welcher ſich zur Erholung mit mathematiſchen, geſchichtlichen und philoſophiſchen Studien beſchäftigte, traulich mit dem edlen Leibnitz beiſammen und horchte ehrfurchtsvoll auf deſſen Worte. Leibnitz ſtarb, in den Reichsfreiherrnſtand erhoben, zu Hannover 1716, auf ſeinem Arbeitsſtuhl, wie er, bis zum letzten Athemzug thätig, gerade die Feder aus der Hand gelegt hatte. Dieſes Mannes gedenke in Ehren, o deutſches Volk, ſo lange du denken kannſt. — Ein andrer vortrefflicher Mann, welcher in jener Zeit ſegensreich wirkte, war Chriſtian Thomaſius (geboren 1656, geſtorben 1728). Er ſchritt auf der Bahn weiter, welche der edle Friedrich Spee gebrochen hatte, und bekämpfte das Hexenweſen; ſodann erwarb er ſich das Verdienſt, daß er als Profeſſor an der Univerſität Halle

zuerſt Verträge in deutſcher Sprache hielt: dadurch machte er den Anfang, daß die Gelehrten ſie von nun an ſtatt der lateiniſchen zu gebrauchen und zu veredeln anfingen. Auch ſchrieb er (ſchon 1688) die erſte deutſche Zeitſchrift: endlich begründete er in Deutſchland das wiſſenſchaftliche Naturrecht. — Ihm zur Seite ſteht der große Rechtslehrer Samuel von Pufendorf (geboren 1632, geſtorben 1694), welcher die Entwicklung des Staatsrechts mächtig förderte. — Damals begann auch die Geſchichtsſchreibung ſich auf einen höheren Standpunkt zu erheben. Die Dichtkunſt befand ſich in einem kläglichen Zuſtand. Als Kanzelredner war damals der Auguſtinermönch, Pater Abraham a Sankta Klara (geſtorben zu Wien 1705), einzig in ſeiner Art. Er entwickelte in ſeinen Predigten einen merkwürdigen Freimuth, eine große Welt- und Menſchenkenntniß und eine hohe Eigenthümlichkeit der Darſtellungskraft, beſonders aber ſtand ihm ein ſeltener Witz zu Gebote, welchen er nach allen

Seiten hin in bunten Farben ſchillern ließ. Seine Predigten ſind ein intereſſantes Denkmal ſeiner Zeit.

8.

Krank iſt die ganze Menſchheit; an Königen leidet ſie.

Anaſtaſius Grün.

Am 1. November des Jahres 1700 war König Karl II. von Spanien geſtorben, der letzte vom Mannsſtamm der ſpaniſchen Linie des Hauſes Habsburg; und nun hatte die öſterreichiſche Linie dieſes Hauſes (nämlich die Nachkommen des Kaiſers Ferdinand I., welcher Kaiſer Karls V. Bruder geweſen) die nächſten erbrechtlichen Anſprüche auf die Krone Spanien, zu welcher damals in Europa auch Neapel, Sicilien, Mailand und die Niederlande gehörten, ungerechnet die reichen Länder in der neuen Welt. Der Beſitz ſo vieler ſchöner Länder hatte ſchon längſt die Habgier Ludwigs XIV. von Frankreich gereizt, welcher noch außerdem von Mißgunſt gegen das Haus Oeſterreich erfüllt war und ſtets nach deſſen Verderben trachtete. Deshalb beſtritt er deſſen erbrechtliche Anſprüche und berief ſich darauf, daß er die ältere Schweſter des verſtorbenen Königs zur Gemahlin gehabt habe, Kaiſer Leopold aber die jüngere, und aus dieſem Grunde habe ſein Enkel Philipp, als Sohn jener älteren Schweſter, das nächſte Anrecht auf Spanien; überdies hatte der ſchwache König Karl II. von Spanien, überredet durch Ludwigs XIV. Freunde an ſeinem Hofe, beſonders durch die Jeſuiten, kurz vor ſeinem Tode einen letzten Willen aufgeſetzt, worin er Ludwigs XIV. Enkel, Philipp von Anjou, zu ſeinem Nachfolger beſtimmte. Ludwig XIV. war entſchloſſen, ſeine Abſichten mit gewaffneter Hand durchzuſetzen und warb ſich Bundesgenoſſen: die Herzoge von Savoien und Mantua, der Kurfürſt Joſeph Klemens von Köln und deſſen Bruder, der Kurfürſt Maximilian Emmanuel von Baiern traten auf Frankreichs Seite. Dem Letzteren hatte König Karl II. früher die Erbfolge in der ſpaniſchen Monarchie für deſſen Sohn, Joſeph (Karls II. Schweſterſohn), zugeſagt; aber dieſer junge Prinz war noch vor Karl II. geſtorben; Maximilian Emmanuel war ſpaniſcher Statthalter in den Niederlanden. Aus Eiferſucht auf Frankreichs Uebermacht traten dagegen Holland und England auf die Seite des Kaiſers, und treulich ſtanden dieſem der neue Kurfürſt von Hannover und der neue König von Preußen bei; der fränkiſche, der ſchwäbiſche, der ober- und niederrheiniſche Kreis verbanden ſich untereinander, den Feind von ihren Gränzen abzuwehren. So parteiete ſich Deutſchland für fremde Intereſſen. Nun brach 1701 der Krieg um die ſpaniſche Erbfolge aus, welcher dreizehn Jahre dauern ſollte: die berühmteſten Feldherrn ſtanden ſich darin gegenüber, auf Oeſterreichs Seite der überlegenſte von allen, Prinz Eugen, dann Ludwig von Baden und

der englische Feldherr Marlborough, — Frankreich hatte die Marschälle Vendome, Catinat, Villars. Vergebens baten die Baiern ihren Kurfürsten Maximilian Emmanuel, vom Kriege abzulassen und sie nicht in grenzenloses Elend zu stürzen; er hörte nicht darauf und focht im Anfang mit vielem Glück. Als er aber in Tyrol eindringen wollte, um dem Prinzen Eugen in Italien in den Rücken zu fallen, stand dort das Volk gegen ihn auf, alle Alpenpässe wimmelten von trefflichen Scharfschützen, von allen Bergwänden sausten die Kugeln und stürzten gewaltige Felsblöcke auf das feindliche Heer herab; da mußte der Kurfürst eilig gen München zurückziehen. Bald darauf (1704) kam der englische Feldherr Marlborough mit dem auserlesenen Kern seiner Truppen aus den Niederlanden nach Oberdeutschland und vereinigte sich mit dem Heer des Prinzen Eugen. Beide schlugen am 24. Juni das baierisch-französische Heer am Schellenberg bei Dillingen, und am 14. August bei Hochstädt und Blindheim. Dadurch wurde der Krieg auf deutschem Boden entschieden. Der Kurfürst Maximilian Emmanuel mußte über den Rhein flüchten und sein unglückliches Land den Feinden preisgeben.

Kaiser Leopold behandelte nun Baiern als ein erobertes Land und ließ es als solches nach seiner Willkür verwalten. Als er am 5. Mai 1705 verschied und sein Sohn Joseph zum deutschen Kaiser gewählt wurde, war Baiern noch übler d'ran. Kaiser Joseph wollte Rache üben und das Haus Wittelsbach vernichten. Das Volk in Baiern wurde nun durch die kaiserlichen Verwaltungsbeamten furchtbar unterdrückt; sie erpreßten ungeheure Steuern und hoben die junge Mannschaft aus, um sie dem Kaiser für seine Kriege zu schicken; überall lauerten Spione, und wer der Treue für seinen unglücklichen Fürsten verdächtig war, mußte diese Tugend als ein Verbrechen büßen. Der Adel und die Geistlichkeit schwiegen zu jeder Ungerechtigkeit, zu jeder Gewaltthat; sie verläugneten feig und schmählich ihr Vaterland, sie bückten sich aus Eigennutz schmeichelnd vor den neuen Herren und kümmerten sich nicht darum, daß die kurfürstlichen Kinder im kaiserlichen Gewahrsam schmachteten. Anders dachte das Volk. Es rief: »Lieber bairisch sterben, als kaiserlich verderben« und griff zu den Waffen. An den Wassern der Schwarza, der Isar, der Vils und des Inns traten die kühnen Männer zusammen und erkoren mehre begeisterte Jünglinge zu ihren Hauptleuten; Sebastian Plinganser war der herrlichste von allen. Da boten Treue und Begeisterung der Uebermacht und Kriegskunst kühn die Stirne; die Landesvertheidiger gewannen im ersten Sturm mehre feste Städte und übten Thaten, werth eines Volks! Als aber auch Manche vom Adel mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, war der Verrath mitten unter ihnen und das Verderben. Gegen Ende des Jahres 1705 brachen die Bauern im Hochland auf, mit Sensen und Keulen, und zogen von Tolz gen München, welches die Oesterreicher besetzt hatten, um es in der

Christnacht durch einen kühnen Hauptstreich zu befreien. Die Bürger Münchens waren im Einverständniß: aber der Pfleger von Starhemberg verrieth den Kaiserlichen den Anschlag. Wie nun die Bauern in der Christnacht vor München kommen, werden sie von Jenen heiß empfangen und auch im Rücken angegriffen. Sie müssen, stets im mörderischen Feuer, bis zu dem nahen Dorfe Sendling zurückweichen und verschanzen sich dort auf dem Kirchhof gegen die Kaiserlichen. Der tapfre Anführer der Bauern, Gauthier, ein Franzose, schlägt sich mit fünfhundert bis an das Gehölz bei Fürstenried durch; dort wird er erschossen. Die auf dem Kirchhof aber streiten und fallen, ihrem Fürsten und Vaterland treu, bis auf den letzten Mann: der letzte ist der starke Schmiedhalthes von Kochel, ein sechzigjähriger Mann, riesig von Wuchs und Kraft; er sinkt, seine gewaltige Stachelkeule schwingend, die Fahne festhaltend; um

ihn ſinken ſeine zwei Söhne und ſein Vetter Reiſenſtuhl. Das war das blutige Weihnachtsfeſt der Volkstreue. Bald brach auch über die andern Landesvertheidiger das Verderben herein. Sie wurden bei Aitenbach unſern Vilshofen beſiegt; Verrätherei vollendete die Unterwerfung. Nun ächtete der Kaiſer den Kurfürſten von Baiern, ſo wie deſſen Bruder, den Kurfürſten von Köln. Beide lebten jetzt blos von Frankreichs Gnade; ſo ſchwer mußte es Maximilian Emmanuel büßen, daß er früher die Bitten ſeines Volkes verachtet hatte; — ſeine Gattin fern von ihm in Jammer, ſeine Kinder fern von ihm in kaiſerlicher Haft, er fern von ſeinem treuen Volke, dies unter dem harten Joch der Fremdherrſchaft!

Indeſſen nahm der ſpaniſche Erbfolgekrieg ſeinen Verlauf und das Glück begünſtigte fortwährend den Kaiſer und ſeine Verbündeten. Marlborough ſiegte bei Ramillies, Prinz Eugen, der tapfre Ritter, bei Turin. Dadurch kamen die Niederlande und die Lombardei in ihren Beſitz; der Erzherzog Karl, der Bruder des Kaiſers, bemächtigte ſich des Königreichs Valencia auf der ſpaniſchen Halbinſel. Frankreich war erſchöpft und der ſtolze Ludwig XIV. verlor Hoffnung und Muth. Er ſah keine Rettung mehr vor ſich als durch einen Frieden, und war ſogar ſchon bereit, ſeinen Enkel Philipp denſelben aufzuopfern. Aber in den Friedensunterhandlungen gingen die verbündeten Mächte, von ihrem Glück verblendet, zu weit und verlangten von ihrem gedemüthigten Feinde, daß er ſeinen Enkel mit gewaffneter Hand aus Spanien vertreiben ſollte. Da ermannte ſich der greiſe Ludwig XIV. voll Entrüſtung und führte lieber den Krieg fort, als daß er ſeiner Würde etwas vergeben hätte. Allmählig trat das Kriegsglück auch wieder auf ſeine Seite, namentlich in Spanien, obwohl dort der Erzherzog Karl (1709) ſchon in Madrid eingezogen und als Karl III. zum König gekrönt worden war. Der gewaltige Marlborough wurde in England durch eine Hofkabale geſtürzt (1711) und in demſelben Jahre ſtarb Kaiſer Joſeph, ein kluger und gegen ſeine Unterthanen wohlwollender Mann, auf deſſen Ehre kein andrer Flecken haftete, als die Härte gegen Baiern. Nun wurde ſein Bruder, der Erzherzog Karl, König von Spanien, als Karl VI. zum deutſchen Kaiſer erwählt, wiewohl Ludwig XIV. Alles aufgeboten hatte, um dies zu verhindern. Kaiſer Karl VI. verließ alſobald Spanien, um die Herrſchaft in ſeinen öſterreichiſchen Erblanden anzutreten. Als nun die Großmächte Europa's ſahen, wie viele Kronen dem neuen Kaiſer jetzt eigen waren, wurden ſelbſt ſeine bisherigen Bundesgenoſſen auf ſeine allzugroße Macht eiferſüchtig, wollten Frieden ſchließen und die ſpaniſche Monarchie zertheilen. 1713 friedete England mit Frankreich zu Utrecht und endlich mußten auch Kaiſer Karl VI. und das deutſche Reich ſich zum Frieden bequemen. Dieſer kam 1714 zu Raſtadt und zu Baden in der Schweiz zu Stande. Der Kaiſer verzichtete darin auf Spanien, welches nun der franzöſiſche Prinz Philipp, als König Philipp V.

erhielt, und ſo kam die bourboniſche Familie auf den ſpaniſchen Thron. Dagegen behielt der Kaiſer Neapel, Sicilien, Mailand und die ſpaniſchen Niederlande; die Inſel Sardinien trat er ſpäter an den Herzog von Savoien ab, welcher von nun an König von Sardinien hieß. Ludwig XIV. gab Breiſach, Kehl und Freiburg an Deutſchland zurück; von dem ſchönen Elſaß und Straßburg war leider keine Rede mehr. Die Kurfürſten von Baiern und von Köln wurden in ihre Länder und Würden wieder eingeſetzt. So endigte der ſpaniſche Erbfolgekrieg. Ein Jahr ſpäter (1715) ſtarb Ludwig XIV., verwünſcht von ſeinem Volke, das er durch ſeinen Ehrgeiz und ſeine Laſter elend gemacht hatte.

Zwei Jahre darnach fielen die Türken wieder in Ungarn ein; aber Prinz Eugen, der tapfre Ritter, trieb ſie 1716 bei Peterwardein und 1717 bei Belgrad zu Paaren, ſo daß ſie mit Oeſterreich Frieden ſchließen mußten (zu Paſſarowitz 1718). Bald darauf drohte ein neuer Krieg, abermals lediglich im Intereſſe der Fürſten, abermals um den Beſitz einer Königskrone. Die von Polen war nämlich 1733 durch den Tod Friedrich Auguſts des Starken (Kurfürſten von Sachſen) ledig geworden. Frankreich wollte nun die Wahl eines neuen Königs auf Stanislaus Lescinsky lenken (das war der Schwiegervater des neuen Königs von Frankreich, Ludwigs XV., eines Urenkels von Ludwig XIV.); Oeſterreich hingegen und Rußland erklärten ſich für den Kurfürſten Friedrich Auguſt III. von Sachſen, den Sohn des verſtorbenen Königs von Polen. Darüber entſtand ein Krieg zwiſchen Frankreich, Spanien und Sardinien auf der einen, und Kaiſer Karl VI. und Rußland auf der anderen Seite, welcher zum Nachtheil Lescinsky's ausſchlug. Die Franzoſen aber machten Eroberungen am Rhein und an der Moſel. Ganz unerwartet ſchloß Kaiſer Karl VI. 1735 zu Wien einen Frieden mit Frankreich, und überließ Neapel, Sicilien, die Inſel Elba und die Stati degli Presidi an den Prinzen Karl von Spanien; Stanislaus Lescinsky erhielt das Herzogthum Lothringen mit dem Vorbehalt, daß es nach ſeinem Tode mit Frankreich vereinigt werden ſollte (wieder ein deutſches Land mehr!). Dafür bekam der Herzog Franz Stephan von Lothringen die Anwartſchaft auf das Großherzogthum Toskana (1737 trat er wirklich in deſſen Beſitz ein); die Krone Sardinien bekam einen Theil vom Mailändiſchen Gebiet; Frankreich gab an das deutſche Reich die eroberten feſten Städte Trier, Trarbach und Philippsburg zurück. Warum hatte ſich aber der Kaiſer wohl zu jenen großen Opfern ſo willig verſtanden? Aus folgendem Grunde: Da er keinen männlichen Erben beſaß, ſo hatte er ein Hausgeſetz aufgerichtet, die ſogenannte „pragmatiſche Sanktion“, wodurch er ſeiner Tochter Maria Thereſia, welche er mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen vermählte, den Beſitz aller ſeiner Erblande nach ſeinem Tode ſichern wollte; dafür ſuchte er nun um jeden Preis die Gewährleiſtung ſämmtlicher Mächte Europa's zu erlangen,

und Frankreich übernahm dieselbe. Rechtschaffen, wie Kaiser Karl VI. war, vertraute er auch auf die Rechtschaffenheit der Höfe und — täuschte sich darin, wie sich's in der Folge auswies. In den letzten Jahren seiner Regierung unternahm Karl VI., welcher alle Tugenden eines Privatmannes, aber nicht die Charakterstärke eines Monarchen besaß, in Verbindung mit Rußland einen Krieg gegen die Türken und zwar ungerechter Weise, ohne eine Veranlassung von Seite der letzteren. Aber der alte Held, Prinz Eugen, war kurz vorher gestorben, die kaiserlichen Generale besaßen dessen Talente nicht, und die Türken gewannen die Oberhand. Da schloß der Graf Neipperg übereilt einen unehrenhaften Frieden mit den Türken zu Belgrad 1739, worin die Türken ihre Eroberungen behielten. Bald darnach (am 20. Oktober 1740) starb Kaiser Karl VI.

Im Verlauf dieser Zeiten hatte bei der Willkürherrschaft der deutschen Fürsten das Verderben der Höfe auf eine schauderhafte Weise zugenommen. Der Kurfürst von Sachsen (und König von Polen) Friedrich August der Starke erlaubte sich die schamlosesten Ausschweifungen und sein Sohn August III. überließ seinem Günstling, dem Grafen Brühl, das unglückliche Land, welches dieser völlig aussaugte. Unbeschreibliche Sittenlosigkeit herrschte auch an den Höfen des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, welcher 1715 Karlsruhe erbaute, und der Herzoge Eberhard Ludwig und Karl Alexander von Würtemberg, von denen der Erstere das Land durch seine Buleria, der Letztere es durch einen Juden, Namens Süß, tyrannisch beherrschen ließ. An den meisten übrigen Höfen trieben betrügerische Goldmacher ihr Wesen und raubten das sauer erworbene Geld des Volkes; oder die Fürsten verprasten es in Festen, verpufften es in Feuerwerken, verschwendeten es an Opernsänger und Tänzer; in Prunk und Schein suchten sie ihre Größe, da sie für die Tugend abgestumpft waren. Der Adel, von alten Zeiten her dem Volk aufsässig, und jetzt noch insbesondere an die Interessen der Fürsten gebunden, weil ihn diese zu Hof-, Staats- und Kriegswürden erhoben, stand nun dem Volk und insbesondre dem Bürgerstande noch schroffer und übermüthiger als jemals gegenüber. Eine ehrenvolle Ausnahme machte König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (der Sohn König Friedrichs I.). Das war ein einfacher Mann, ein Feind alles unnützen Prunkes, sparsam, gerecht bis zur Strenge, rastlos thätig, ein Feind des französischen und russischen Einflusses, kurz und gut: deutsch gesinnt. Gleichwohl hatte auch er seine großen Fehler. So verachtete er die Gelehrten und die freie Forschung, weil er unbeschränkt Herr sein wollte in seinem Lande, und hing einer allzugroßen Vorliebe für die Soldaten nach. Er brachte, oft leider durch Gewalt (mit seinem sonst ehrlichen Charakter im Widerspruch), eine auserlesene Heeresmacht zusammen, welche musterhaft eingeübt wurde. Alles gewann nun in Preußen einen streng militärischen Zuschnitt; diese Ausbildung der Heeresmacht aber wurde in der Folge für Preußen

von hoher Wichtigkeit. Friedrich Wilhelm I. hatte lange Zeit noch einen groſsen Fehler, nämlich eine Abneigung gegen ſeinen Sohn, den Kronprinzen Friedrich, einen ſchönen Jüngling von den edelſten Anlagen, welcher ſich von allem, was franzöſiſch war (und das haſste ja ſein Vater ſo heiſs), beſonders von der franzöſiſchen Literatur, mächtig angezogen fühlte. Der König hatte ihm eine ſtrenge Erziehung gegeben und behandelte ihn auch, als er herangewachſen war und ſich in ſeinem Selbſtbewuſstſein fühlte, mit abſtoſsender Härte: allen Lieblingsneigungen des feurigen Jünglings trat er ſchroff entgegen, demüthigte ihn empfindlich und wollte ihn ſogar zwingen, der Thronfolge zu entſagen. Der Kronprinz konnte dies alles endlich nicht länger ertragen, und machte 1730 einen Verſuch, nach England zu entfliehen. Aber bei Frankfurt wurde er er-

griffen und nach Wesel vor seinen Vater gebracht. Sinnlos vor Jähzorn zog dieser den Degen gegen seinen Sohn, um ihn zu durchbohren. Da warf sich der General Mosel entschlossen dazwischen, mit dem Ruf: »Tödten Sie mich, aber schonen Sie Ihren Sohn!« und verhinderte so die rasche That der Leidenschaft. Der König aber ließ nun auf ächt militärisch seinen Sohn gefangen nach Küstrin bringen, ihn sowie dessen vertrauten Freund Katte, als Deserteurs zum Tode verurtheilen, und dies Urtheil an Letzterem wirklich vollstrecken. Der Kronprinz mußte von dem Fenster seines Kerkers aus der Hinrichtung seines geliebten Freundes zusehen. Als er endlich aus der Haft entlassen wurde, mußte er in der Domänenkammer arbeiten. Später söhnten sich Vater und Sohn wieder aus und der Kronprinz bewies seinem Vater immer die höchste Achtung.

4.

Ich halt' es mit dem schlichten Sinn,
Der aus dem Volke spricht.

Uhland.

Das Volk hatte damals in deutschen Landen kein Recht mehr, es hatte blos die Pflicht, blind zu gehorchen. Wer sich unterfing, mit offnen Augen zu sehen und seinen Mund dazu zu gebrauchen, wozu er erschaffen ist, nämlich zur freien Sprache, — der galt für einen Hochverräther. Die Fürsten bedachten nicht, daß derjenige, für den es kein Recht gibt, auch keine Pflicht haben kann; sie bedachten die Folgen nicht, welche in der Zukunft daraus entspringen konnten, und eben so wenig die große Verantwortlichkeit, welche sie (— ganz abgesehen von aller Tyrannei —) durch das verderbliche Beispiel ihrer Sittenlosigkeit auf sich luden: ja sie bedachten nicht einmal, wie sie durch diese letztere die körperliche und geistige Kraft ihrer eigenen Nachkommen verkrüppelten. Das Traurigste war, daß bei der Despotie in den vielen einzelnen deutschen Ländern, welche durch Schlagbäume streng von einander abgesperrt waren, die Unterthanen in denselben fast gänzlich ihren alten gemeinsamen Ursprung, ihre alte deutsche Brüderlichkeit untereinander vergaßen, und sich nicht mehr als Deutsche fühlten, sondern blos als Oesterreicher oder Preußen, als Sachsen oder Würtemberger und dergleichen. Und eben so traurig war's, daß durch das ungeheure Ueberhandnehmen von besoldeten Beamten der Staatsdienst zum bloßen Herrendienst ward, die Treue für's Vaterland zum bloßen Gehorsam gegen den Monarchen, und daß dadurch eine knechtische Gesinnung furchtbar um sich griff, welche einzig gnädigst belobt und aufgemuntert wurde, zu unsäglicher Schmach des deutschen Namens. Bei der Scheidung des Volkes in bestimmte Kasten, sonderte sich als Hefe ein

müßiger, ſittenloſer Pöbel ab, der alles für's Geld that. Die beſſeren Stände wurden durch die moraliſche Seuche der Genußſucht verſchlechtert. Die ärmeren Klaſſen fanden ein wichtiges Lebensmittel durch den immer größeren Anbau der im vorigen Jahrhundert aus der neuen Welt eingeführten Kartoffeln, welche zwar ſehr wohlthätig waren, indem ſie manche Hungersnoth verhüteten, welche aber auch, weil ſie weniger edle Beſtandtheile des Nahrungsſtoffes enthalten, als das Getraide, auf die körperliche Beſchaffenheit der nachwachſenden Geſchlechter nicht unbedingt vortheilhaft wirken konnten. Außerdem wurden Kaffee und Thee und leider auch der verderbliche Branntwein, immer häufiger als Getränk beliebt; auch kam das Rauchen und Schnupfen des Tabaks in die Mode, was als naturwidrige Thorheit ebenſo lächerlich, wie der Branntwein, dieſer Ruin ganzer Geſchlechter, fluchenswerth war. Von den Eigenſchaften unſrer Urältern waren damals faſt nur die üblen Neigungen geblieben, Trunkſucht und Spielſucht (die letztere beſonders durch das geiſttödtende Kartenſpiel); die meiſten Tugenden unſrer Ahnen aber waren verſchwunden, beſonders Keuſchheit und Treue.

Und dennoch war, trotz alles Sittenverderbniſſes der Fürſten und des Adels, trotz der knechtiſchen Geſinnung in den Heeren und im Beamtenſtande, im Kern des Volkes noch gar viel Edles und Herrliches, ſo z. B. der Wohlthätigkeitsſinn; noch beſtand mancher ſchöne alte Brauch bei Feſten und Handwerken; noch lebte der unverwüſtliche Frohſinn fort. Und ſchon erhoben ſich einzelne treffliche Männer, welche für das geiſtige Leben der Nation neue Hoffnungen brachten. Der Lehrfreiheit und dadurch der gründlichen wiſſenſchaftlichen Bildung wurde in der neugeſtifteten Univerſität Göttingen eine Zufluchtsſtätte eröffnet; wiſſenſchaftliche Zeitungen beförderten die Entwicklung einer neuen Bildung, und die gleichzeitige franzöſiſche und engliſche Literatur übten einen immer größeren Einfluß darauf.

Der religiöſe Zuſtand des deutſchen Volkes war im Allgemeinen ein ſehr trauriger. Denn in den Ländern der katholiſchen Fürſten waren die Geiſtlichen, beſonders die Jeſuiten, Herrn und Meiſter, und verfolgten alle Andersgläubigen; die meiſten proteſtantiſchen Fürſten hingegen waren in ihren Ländern ebenſo unduldſam: faſt überall galt der Grundſatz: »Das Volk muß die Religion des Landesherrn bekennen;« kurz die Glaubensfreiheit wurde eben ſo unterdrückt, wie die bürgerliche, und beſonders arg trieben es dabei die Geiſtlichen, obgleich es auch unter ihnen einige aufgeklärte und menſchenfreundliche Männer gab. Am furchtbarſten waltete die katholiſche Prieſterherrſchaft damals in dem Gebiete des geiſtlichen Fürſtenthums Salzburg. Zur Zeit der Refor-

mation hatte ſich die evangeliſche Lehre dort unter dem braven Volk ausgebreitet, welches in den reizenden Thalern, auf den einſamen Alpenhütten und in den dunklen Bergwerken lebt: ja ſelbſt in Salzburg, der herrlichen Hauptſtadt der Erzbiſchofe, hatte ſie zahlreiche Anhänger gewonnen, und die Verfolgungen, welche ſchon ſeit den letzten Jahrzehnten des ſechzehnten Jahrhunderts im Salzburgiſchen über ſie ergangen waren, hatten jene g'rade nur umſomehr befeſtigt. Weil das Volk die evangeliſche Lehre nicht mehr öffentlich bekennen durfte, ſo las es die Bibel heimlich, und vergrub das heilige Buch oft im Walde, es verſammelte ſich in abgelegenen Hohlen zum Gottesdienſt, und unterwies die Kinder insgeheim in Luthers Katechismus, während es öffentlich die äußeren Formen des katholiſchen Gottesdienſtes beobachtete. Als aber der Erzbiſchof Leopold von Firmian, ein vergnügungsſüchtiger und leichtfertiger Mann, zur Regierung kam, da ergriffen ſein gewiſſenloſer und ſcheinheiliger Kanzler Rall und die Jeſuiten die harteſten Maßregeln, um die evangeliſche Lehre von der Wurzel auszurotten. Die Jeſuiten zogen mit großer Vollmacht im Lande umher und führten überall den Gruß ein: »Gelobt ſei Jeſus Chriſt«; ſo ſollte Jeder, bei jeder gewöhnlichen Begegnung, den Andern anrufen, ſtatt: »Guten Tag«, oder wie man ſich ſonſt zu grüßen pflegt. Das fromme evangeliſche Landvolk aber hielt dies für eine Entweihung des Namens Jeſu, daß ihn der nächſte beſte liederliche Geſelle mitten im Fluchen oder Zechen im Munde führen ſollte, und weigerte ſich deſſen ſtandhaft. Dieſe Weigerung gab dem Erzbiſchof Firmian den Vorwand und Anlaß zu einer neuen und grauſamen Verfolgung. Man durchſuchte die Häuſer der Evangeliſchen, welche den Gruß verweigerten, und nahm ihnen die Bibeln weg, die man darin fand; ſie wurden mit Stockſtreichen gezüchtigt, in Eiſen und Bande geſchlagen, im Gefängniß mit Hungerleiden beſtraft, oder mit großen Geldbußen belegt, auf daß ſie ſo aus Furcht katholiſch würden. Als nun dies alles nichts fruchtete, ließ der Erzbiſchof durch Beamte nachforſchen, wie groß wohl die Zahl der ſogenannten Ketzer in ſeinem Lande ſei. Es waren ihrer über zwanzigtauſend; der Erzbiſchof aber wollte ſie alle ausrotten und lieber ſein Land zur Wüſte machen. Nun erhob ſich endlich das unterdrückte mißhandelte Volk gegen die Gewalt und ſchickte zugleich Boten an den Reichstag nach Regensburg und an den Kaiſer nach Wien, um Hülfe für ſein Recht zu erlangen: aber der Reichstag that langſt nichts mehr für's Volk, und der Kaiſer ließ die Abgeordneten, welche ſich ſo treuherzig auf den Weg gemacht hatten, in Feſſeln ſchlagen und ihrem geiſtlichen Tyrannen zurückſchicken, und gebot den Salzburgern, ſich demſelben auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Da traten am 5. Auguſt 1731 wohl über hundert ältere ernſte und wohlerfahrne Männer in einem Wirthshauſe zu Schwarzach zuſammen, ſtellten ſich rings um einen Tiſch, worauf ein Salzfaß ſtand, drückten die Finger in das Salz und ſchwuren mit aufgehobenen Rechten,

nie vom evangelischen Glauben zu lassen und sich in Noth und Tod, treu wie Brüder, mit Trost und That beizustehen. Doch sie verübten keine Gewaltthat, so arg sie auch von ihren Peinigern dazu gereizt wurden. Plötzlich aber kam kaiserliches Kriegsvolk in die Gebirge und der Erzbischof gebot am letzten Oktober allen Evangelischen, ihre Heimath zu verlassen: die ganz armen Leute, welche über zwölf Jahre alt waren, sollten dies binnen acht Tagen thun, die Wenigbemittelten binnen eines Monats, die, so ein größeres Vermögen besaßen, binnen zwei und drei Monaten. Dies Gebot wurde durch Soldaten mit Gewalt vollstreckt; man riß die Bauern von Weib und Kind fort, man jagte sie vom Pflug, wie sie gingen und standen, über die Gränze, zog ihr Hab' und Gut ein und verhöhnte sie noch mit den gemeinsten Schimpfwörtern gegen ihren Glauben: die Kinder hielt man zurück und gab sie den Jesuiten in Zuchtschulen. Da

mußten die Unglücklichen in großen Haufen, oft halbnackt, in der rauhen Jahreszeit, am Bettelſtab aus der geliebten Heimath fortziehen und kamen nach vielen Mühſeligkeiten in proteſtantiſche Länder. Der erbärmliche deutſche Reichstag in Regensburg regte keine Hand zum Schutz der Unterdrückten. Aber König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nahm ſie mit offenen Armen auf, zum verheißungsvollen Zeichen, daß es dem jungen preußiſchen Staate gezieme, ſich in deutſchen Landen der Freiheit kräftig anzunehmen; und das trug Preußen auch reiche Zinſen. Nun forderte der Erzbiſchof von allen ſeinen Unterthanen, daß ſie ihm einen Eid leiſten ſollten, katholiſch zu werden und zu bleiben. Da erhoben ſich alle Evangeliſchen, und wollten lieber ihr Vaterland verlaſſen (wie es die andern gemußt hatten), als ihrem Glauben treulos werden, und wanderten in großen Haufen über die Gränzen, auch gar vieles Volk aus dem nahen Reichsſtift Berchtesgaden that desgleichen. So gingen wohl zwanzigtauſend fromme, treue, fleißige Menſchen aus ihrer wunderſchönen Heimath fort und ſiedelten ſich in Würtemberg, Heſſen, Holland und Preußen, ja ſelbſt in Nordamerika an. Dieſe Salzburger Auswanderer gaben das Beiſpiel, daß die Scholle Erde, auf der man geboren wird, den Menſchen nicht länger feſſeln darf, als man darauf frei und mit Ehren leben kann. Hingegen, ſo lang man wenigſtens beſſern kann, durch ſtilles Wirken im kleinen Kreiſe, durch Aufklärung und Bildung ſeiner Nebenmenſchen, durch Rath und That den Nachkommen ein glücklicheres Loos verzubereiten, ſo lang, lieben Landsleute, ſoll man auch unter hartem Druck treu im Vaterland aushalten; für's Vaterland dulden iſt eben ſo edel, als für's Vaterland ſterben. Was hatte aber der Erzbiſchof von Salzburg damals von ſeinem ſtrengen Eifer? Der Papſt belobte ihn, und gab ihm den Titel Hoheit; er ſelbſt hatte ſich um den Kern ſeines Volkes beſtohlen.

Zur ſelben Zeit zeigte ſich in der evangeliſchen Kirche eine merkwürdige Erſcheinung. Mehreren tiefgefühlenden Gemüthern hatte ſchon längſt das geiſtloſe Feſthalten am Buchſtaben der lutheriſchen Lehre, das ſtarre Formenweſen derſelben nicht genügt, wodurch die Reformation in ihrer ſegensreichen Fortentwickelung zurückgehalten worden war. Solche Gemüther hatten ſich längſt in eine innere Welt zurückgezogen und verſenkt: ſie hatten den Chriſtusglauben in ſeiner urſprünglichen Reinheit, im Geiſt und in der Wahrheit aufgefaßt, und ihn in der Häuslichkeit, ſowie durch Ausübung der Nächſtenliebe werkthätig zu machen geſucht. Dieſen Weg hatte der evangeliſche Geiſtliche Philipp Jakob Spener (geboren 1635, geſtorben 1705 zu Berlin) eingeſchlagen: Auguſt Hermann Franke, welcher zu Halle das berühmte Waiſenhaus ſtiftete, und der Freiherr von Kanſtein, welcher ſein Vermögen auf die Verbreitung von Bibeln durch den Druck verwendete, waren Spener'n rüſtig nachgefolgt. Ein andrer frommer Mann, der Graf Nikolaus Ludwig von

Zinzendorf (geboren zu Dresden 1700), welchen das sittenlose verworfene Hofleben mit tiefem Ekel und der Verfall des ächten Christenthums mit tiefer Bekümmerniß erfüllte, beschloß, das gesellschaftliche Leben im reinen christlichen Geiste wiederherzustellen. Er stiftete zu diesem Zwecke, in Verbindung mit mehren Auswanderern aus Mähren, auf seinem Gute Herrnhut eine kleine kirchliche Brüdergemeinde, deren Mitglieder, unter einander in christlicher Liebe treu verbunden, ohne Beachtung der Standesunterschiede, nach einer eigenen einfachen Verfassung unter Bischofen und Aeltesten, zu wechselseitiger Erbauung und Unterstützung wie Brüder leben sollten, still und friedlich, sittenrein, mit Vermeidung aller eitlen Lust und Pracht, rechtschaffen gegen Jedermann. Das ist der Ursprung der Herrnhuter, welche ihren Namen von dem Gute Herrnhut erhalten haben. Zinzendorf wurde wegen seiner Bestrebungen lange vielfach verkannt, verhöhnt und verfolgt, aber darin doch nicht irre noch wankend, und richtete sein Augenmerk unverdrossen auf die Verbreitung des Christenthums bei den Heiden durch Mitglieder der von ihm gestifteten Gemeinde. Das waren die sogenannten Missionen, und die uneigennützigen, frommen, begeisterten Mitarbeiter an diesem schönen Werke, die herrnhut'schen Missionäre, haben sich gar bald rasch vermehrt und bis auf den heutigen Tag segensreich für die Veredlung der Völker in fernen Ländern gewirkt. Zinzendorf starb zu Herrnhut 1760.

6.

Groß und glücklich zu machen sein Volk,
War Friedrichs erhabner Gedanke.
Merkbar war das Weben seines Odems
In jeder großen That der Welt.

Schubart.

Einige Monate vor dem Abscheiden Kaiser Karls VI., nämlich am letzten Mai 1740, war König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestorben und sein Sohn Friedrich (geboren zu Berlin am 24. Januar 1712) bestieg nun als König Friedrich II. den Thron Preußens und nahm am 2. August 1740 die Huldigung an. Dieser junge Fürst besaß die glänzendsten Eigenschaften des Geistes, Scharfblick, Lebhaftigkeit im Auffassen, Besonnenheit und dazu durchgreifende Willenskraft, ferner eine feine philosophische Bildung, große Kenntnisse in Staatsgeschäften und in Kriegskunst, ausgezeichnete Feldherrntalente, und eine heiße Begierde nach dem doppelten Ruhm: als Held und als Schriftsteller seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. An die Spitze eines strengmonarchischen Staates gestellt, war er Selbstherrscher im schönen Sinne dieses Wortes, und strebte alle jene Pflichten eines Regenten zu erfüllen, ohne deren Ausübung eine monarchische Staatsverfassung oft leicht zur despotischen

wird. Gleich den Antritt ſeiner Regierung bezeichnete er durch Humanität und Duldung. Er hob unter Anderm den ſchändlichen Gebrauch der Folter bei Kriminalunterſuchungen auf und ſprach ſeine Grundſätze über religiöſe Duldung in folgenden goldenen Worten aus: »In meinen Staaten kann Jeder nach ſeiner eigenen Weiſe ſelig werden.« So außerordentlich von der Natur begabt und über ſeine Zeitgenoſſen hoch hervorragend, blickte der junge König ungeduldig nach Gelegenheit zu ruhmvollen Thaten umher, und ſein Vater hatte ihm dazu einen großen Schatz, ſowie ein ſtattliches, wohlgeübtes Heer hinterlaſſen; ſchon trug Friedrich II. kühne Pläne in der Seele verſchloſſen, als er die Nachricht bekam, daß Kaiſer Karl VI. geſtorben ſei.

Dieſen günſtigen Augenblick wollte er nun raſch benutzen, um die alten, auf Erbverbrüderung begründeten Anſprüche des Hauſes Brandenburg auf Schleſien, welche bis dahin unbeachtet geblieben waren, gegen Oeſterreich, welches ſich im Beſitze Schleſiens befand, mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Und raſch, wie er war, fiel er noch im Winter des Jahres 1740 in Schleſien ein. Sein Feldherr, Graf Schwerin, ſchlug im Frühling des folgenden Jahres die Oeſterreicher unter dem Feldmarſchall Neipperg bei Molwitz; Breslau ergab ſich den Preußen, faſt ganz Schleſien wurde von dieſen beſetzt. Dies Waffenglück Friedrichs II. ermuthigte die übrigen Mächte, welche, eiferſüchtig auf Oeſterreichs Uebergewicht, der Tochter des Kaiſers Karl VI., der jungen, ſchönen, geiſtreichen und edlen Erzherzogin Maria Thereſia, Erbkönigin von Ungarn, die Nachfolge in den öſterreichiſchen Erblanden nicht gönnen wollten, daß ſie jede Rückſicht auf die ſogenannte pragmatiſche Sanktion bei Seite ſetzten. Baiern machte ältere Erbanſprüche auf die Nachfolge in den öſterreichiſchen Landen, mit Ausſchluß Marien-Thereſiens; Frankreich, Spanien, Sachſen unterſtützten Baiern, und ſchon war's beſchloſſen, Oeſterreich zu vertheilen. Ein franzöſiſch-baieriſches Heer drang (1741) in Oberöſterreich und Böhmen ein und nahm Prag. Der Kurfürſt Karl Albrecht von Baiern ließ ſich in Linz als Erzherzog von Oeſterreich huldigen und in Prag zum König von Böhmen krönen. Aber Maria Thereſia war in ihrer höchſten Bedrängniß mit ihrem Söhnlein Joſeph gen Ungarn geeilt, in Trauerkleidern vor den Reichstag zu Preßburg getreten, und hatte zu dem verſammelten Adel geſprochen: »Von Allen verlaſſen, begeb' ich mich mit meinem Sohn in euren Schutz, edle Ungarn; meine Kronen, meine Ehre, meine Freiheit vertrau' ich eurer Treue!« Begeiſtert von der Schönheit der erhabnen Frau, von ihrer Noth und ihrem Vertrauen, zogen die ritterlichen Ungarn die blitzenden Säbel und riefen: »Laßt uns ſterben für unſern König Maria Thereſia; Blut und Leben für Dich!« Und zur Stelle brachen ſie auf, ſchwangen ſich zu Roß, ſammelten Kriegsvolk und ſtellten es ihrer Königin zu Verfügung. Der Feldmarſchall Khevenhüller führte es nach Baiern in des Nebenbuhlers Land; da hauſten ent-

zeine wilde Parteigänger mit unmenſchlicher Grauſamkeit, mißhandelten das ſchuldloſe Volk und verwüſteten den Boden: die Oeſterreicher ſiegten und bewältigten Baiern, während der Kurfürſt Karl Albrecht zu Frankfurt am Main (1742) als Karl VII. zum deutſchen Kaiſer gewählt und gekrönt ward. In demſelben Jahre ſchlug Friedrich II. mit ſeinen tapfren Preußen die Oeſterreicher bei Chotuſitz und Czaslau in Böhmen, und nun beſchloß Maria Thereſia, mit dem König von Preußen Frieden zu ſchließen, um dann mit ungetheilter Heeresmacht gegen ihre andern Feinde kämpfen zu können. Zu dieſem Zwecke trat ſie 1742 zu Breslau Schleſien (mit Ausnahme des Fürſtenthums Teſchen und einiger andrer Landſchaften) an Preußen ab, und Friedrich II. zog nun ſeine Heere aus den öſterreichiſchen Staaten zurück. So ging er als Sieger aus dem Kampfe. Kaiſer Karl VII. aber und die Franzoſen verloren nun vor

Marien Thereſiens Heeren alles Glück; der Kaiſer mußte aus ſeinem Erblande nach Frankfurt flüchten; die Oeſterreicher nahmen Prag ein; England unterſtützte Marien Thereſien mit Hülfsgeldern und einer Armee, Sardinien und Kurſachſen ſchloſſen ſich an ſie und ſie ſelbſt faßte männlich-kühnen Geiſtes ſchon die ſtolzeſten Pläne, Frankreich zu zerſtückeln und das Haus Wittelsbach zu verderben. Auch Schleſien wieder zu gewinnen, ſchien nicht unmöglich und der König von England munterte dazu auf. Friedrich II. verfolgte indeſſen mit Adlerblicken Oeſterreichs Politik, und ſah voraus, daß es ſich, ſo bald es mit Frankreich Frieden geſchloſſen habe, dann mit ſeiner ganzen Macht auf ihn werfen würde. Da verband er ſich mit dem unglücklichen Kaiſer, mit Frankreich und Kurpfalz, angeblich um das Anſehen des Kaiſers gegen die Uebermacht Oeſterreichs aufrecht zu erhalten. Hierauf fiel er 1744 in Böhmen ein, wurde aber durch die öſterreichiſchen Truppen wieder daraus verdrängt. Nun hoffte Oeſterreich noch ernſtlicher auf die Wiedererwerbung Schleſiens. Dafür ſchien das Glück den gebeugten Kaiſer Karl VII. wieder aufrichten zu wollen; aber plötzlich ſtarb derſelbe (am 26. Januar 1745); die Kaiſerkrone war ihm eine Dornenkrone geweſen: er hatte einem eitlen Prunk die Freude ſeines Lebens und leider auch das Wohl ſeines Volkes aufgeopfert; die erſte und größte Wohlthat, welche er dieſem erwies, war, — daß er ſtarb. Denn ſein Sohn, der Kurfürſt Maximilian Joſeph, ein junger Fürſt von den edelſten Geſinnungen, ſchloß Frieden mit Oeſterreich und gab um einen ſchönen Preis, nämlich für die Ruhe und das Glück ſeines Volkes, dem Gemahl Marien Thereſiens, dem Großherzog Franz Stephan von Toskana, ſeine Kurſtimme zur Kaiſerwahl. Dieſer wurde auch wirklich am 13. September 1745, als **Franz I.**, zum deutſchen Kaiſer gewählt; — er war ein vortrefflicher und achtungswerther Privatmann, aber die Regierung leitete ausſchließlich ſeine Gemahlin, **Maria Thereſia**, mit hohem männlichem Geiſte: Franz I. fühlte ihre Ueberlegenheit und fügte ſich willig darein.

Durch den Frieden Oeſterreichs mit Baiern kam nun Friedrich II. in große Bedrängniß. Aber wie er jetzt, blos auf ſeine eigene Kraft angewieſen, gegen die Uebermacht ſtand, bewies er ſeine großen Feldherrntalente auf's Glänzendſte. Er drang in die Lauſitz ein und trieb die Oeſterreicher nach Böhmen zurück, während ſein Feldmarſchall, der **Fürſt von Deſſau**, in Sachſen einfiel. Dieſer, im Mund des Soldaten ſchlechtweg »der alte Deſſauer« genannt, traf die Sachſen am 15. December 1745 bei **Keſſelsdorf** und gewann den Sieg. Die Folge deſſelben war, daß Maria Thereſia mit Friedrich II. zu **Dresden** (am 25. December 1745) Frieden ſchloß und ihm zum zweiten Male Schleſien überließ; mehr verlangte Friedrich nicht und erkannte ihren Gemahl als Kaiſer an; Sachſen aber mußte an Preußen eine Million Thaler bezahlen. Frankreich ſetzte nun den Krieg gegen Oeſterreich noch eine Zeit lang fort, bis es endlich

1748 zu Aachen friedete: in diesem Frieden wurde für Friedrich II. der Besitz Schlesiens, für Oesterreich die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion verbürgt. Diese beiden Staaten standen nun als die mächtigsten in Deutschland da, blieben aber fortwährend Nebenbuler.

König Friedrich II. entfaltete im Frieden eine erstaunliche Thätigkeit als Regent. Mit jener durchgreifenden Entschiedenheit, welche großen Geistern eigen ist und welche bei unumschränkten Monarchen auch oft zur Härte wird, ordnete er das Staatswesen, den Anbau des Landes, die Gerechtigkeitspflege, die Finanzen. Sein Geist durchdrang Alles, — ein strenger, militärischer, aber edelwollender Geist; sein Wille leitete Alles, oft nach bloßer Willkür, aber stets aus redlicher Absicht. Besondre Sorgfalt verwendete er auf die Kraft seines Heerwesens, und zwar mit gutem Grund, weil das rasche Aufblühen des jungen preußischen Staates schon die Eifersucht der Mächte Europa's, besonders der nächsten Nachbarn, Oesterreichs und Rußlands, erregte. Bei dieser Begünstigung des Soldatenstandes hatte freilich das Volk in Preußen, außer seinen alten Lasten, auch noch bald Vorspann, bald Lieferungen in die Vorrathskammern zu leisten, und zwar zu bestimmten Preisen; die Landeskinder wurden aus ihren Familien, von ihren Beschäftigungen genommen und zu Soldaten gemacht, während die Volksschulen, diese wichtige Grundlage des Volkswohles, noch sehr vernachlässigt blieben. Dagegen nahm sich Friedrich des Volkes in andrer Weise sorgfältig an. Er wollte, daß Jedermann frei zu ihm käme und ihm alle Beschwerden ungescheut vortrüge; er wollte Jedem Gerechtigkeit schaffen, aber, — wie dies nicht anders möglich ist, da ein einzelner Mensch nie Alles völlig richtig ergründen kann, — Friedrich beging, um allzugroßen Vertrauen auf seine eigene Einsicht, gerade im Bestreben gerecht zu sein, auch zuweilen eine Ungerechtigkeit. Er ließ ein neues Gesetzbuch abfassen, aus welchem später das preußische Landrecht entstanden ist, und überwachte genau das Wirken der Beamten. Auch der Künste und Wissenschaften nahm sich Friedrich mit großer Liebe an: sie waren seine einzige Erholung nach den Staatsgeschäften. Aber leider schätzte er deutsche Sprache, deutsche Dichtkunst und deutsche Gelehrsamkeit allzugering und gab sich ganz dem Einfluß der französischen hin, welche er schon in früher Jugend liebgewonnen hatte; so schrieb er fast nur in französischer Sprache und überhäufte die französischen Gelehrten, welche er an seinen Hof berufen hatte, mit Geschenken und Ehrenbezeugungen. Sein Liebling war der berühmte französische Schriftsteller Voltaire (geboren 1694, gestorben 1778), welchen er schon als Kronprinz geschätzt und kennen gelernt hatte, ein Mann von großem Verstand und scharfem Witz, ein Meister in allen Wendungen der Gedanken und der Sprache, aber ohne jene höhere Weihe des Gemüths, welche der Abglanz des Göttlichen ist; — Voltaire machte Finsterlinge und Priesterherrschaft lächerlich, aber leider auch

das Chriſtenthum; er war einer der einflußreichſten Männer ſeiner Zeit, aber von Charakter eitel, anmaßend, eigennützig und undankbar. Dies bewies er auch gegen ſeinen königlichen Freund, welcher ihn auf ſein Luſtſchloß Sansſouci zu ſich berief, ihn reichlich beſchenkte, ihn zum Kammerherrn und zum Ritter des Verdienſtordens erhob, ihn bei jeder Gelegenheit auszeichnete und ſich in der Unterhaltung mit ihm ſeines Ranges völlig begab. Voltaire aber

verdächtigte aus kleinlicher Eiferſucht die übrigen Gelehrten an Friedrichs Hofe; ja noch mehr: er ſtahl, bevor er 1753 nach Frankreich zurückkehrte, dem König eine Sammlung von deſſen Gedichten, und gab ſie ſpäter zu Lyon im Druck heraus; er verläumdete endlich des Königs Charakter in einer Schmähſchrift: ſo vergalt der Fremde am König die Geringſchätzung deutſcher Geiſteskraft.

Während nun Friedrich II. die Muße des Friedens für Regierungsgeschäfte und für geistige Thätigkeit verwendete, verlor er doch die Stellung der übrigen Mächte gegen Preußen nicht aus den Augen und erhielt vertrauliche Mittheilungen von den Höfen seiner Gegner. Er erfuhr, wie sich bereits allmälig ein großer Bund gegen ihn gebildet hatte, um Preußen von der Höhe seines Ruhmes und seiner Macht herabzustürzen.

Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens noch immer nicht verschmerzen; die Kaiserin Elisabeth von Rußland haßte den König von Preußen, weil sie wußte, daß er ihre Sittenlosigkeit witzig verspottete; aus demselben Grunde war der allgewaltige Minister des Kurfürsten August III. von Sachsen, der Graf Brühl, auf Friedrich II. erbittert. Marien Theresiens Minister, der Graf (nachmalige Fürst) Kaunitz, ein großer Staatsmann, welcher für das Wohl Habsburgs und für Oesterreichs Macht unermüdlich besorgt war, brachte es durch beharrliches Andringen bei seiner Monarchin und durch Schmeicheleі bei der allgewaltigen Buhlerin des Königs Ludwig XV. von Frankreich dahin, daß Frankreich seine alte feindselige Politik gegen das Haus Habsburg aufgab und sich mit Oesterreich zum Sturze Preußens verbündete (1756), worauf sich auch die Mehrzahl der kleineren deutschen Fürsten an Oesterreich schloß. Dagegen gewann Friedrich England zum Bundesgenossen, welches damals einen Krieg mit seinen Ansiedlungen in Amerika zu führen hatte, die ihre Unabhängigkeit erringen wollten, wobei sie von Frankreich unterstützt wurden. Als nun Friedrich II. die große Gefahr erkannte, welche sich von allen Seiten gegen ihn erhob, beschloß er, im Vertrauen auf seine Kraft und auf sein Glück, den Angriff seiner Feinde nicht erst abzuwarten, sondern sie lieber selbst kühn anzugreifen, und zwar Kursachsen, als nächsten Feind, zuerst, bevor es von den übrigen Verbündeten Hülfe bekommen könne. So wollte er Alle schrecken und sich zugleich die Mittel zum Kriege in Feindesland holen. Im August 1756 bricht er plötzlich mit seiner Armee in Sachsen ein und bemächtigt sich der Residenzstadt Dresden: die sächsische Armee zieht sich vor ihm in ein wohlverschanztes Lager bei Pirna zurück. Ganz Deutschland ist in Bewegung über Friedrichs Schritte; der Kaiser ermahnt ihn von dem kühnen Unternehmen, als von einer »Empörung« abzustehen, und fordert alle preußischen Officiere auf, ihren König zu verlassen. Friedrich II. aber schließt das sächsische Heer immer enger ein, rückt dann mit einem Theil seiner Armee einer überlegenen österreichischen entgegen, welche aus Böhmen kam, um das sächsische Heer zu entsetzen, schlägt die Oesterreicher (am 1. Oktober) bei Lowositz, zwingt das ganze sächsische Heer, sich ihm gefangen zu geben und vertheilt es unter seine Fahnen. Hierauf setzt er sich in Sachsen fest, während der Kurfürst August III. nach seinem Königreich Polen geflohen war.

Im Jahre 1757 boten die verbündeten Mächte eine ungeheure Heeresmacht auf: eine halbe Million Soldaten, Oesterreicher, Reichstruppen, Franzosen, Russen, Schweden, standen in Waffen gegen Preußen. Der Reichstag lud den König als Reichsstand vor, um sich zu rechtfertigen, daß er in das Land eines anderen Reichsstandes eingefallen, und weil Friedrich auf die Vorladung nicht erschien, wurde er geächtet. Friedrich II. hatte nur zweimalhunderttausend Mann, aber heldenkühn wählte er abermals den Angriff als die beste Vertheidigung. Er führte sein Heer rasch nach Böhmen, vor Prag, den Oesterreichern entgegen, welche der Herzog Karl von Lothringen befehligte, und besiegte sie am 6. Mai in einer mörderischen Schlacht. Der Herzog zog sich nach Prag zurück. Friedrich belagerte es; als er aber hörte, daß eine österreichische Armee unter dem besonnenen Feldmarschall Daun, einem Meister in

der Kriegskunst, heranrücke, zog er mit einem Theil seiner Macht diesem rasch entgegen und griff ihn am 18. Juni bei Kolin an. Da weicht das Glück von Friedrich; vergeblich ist sein trefflicher Schlachtplan in schräger Ordnung, vergeblich der Heldenmuth seiner Soldaten und Generale, so wie sein eigener. Er verliert den Sieg, fast die Hälfte seiner Truppen, zwei Fahnen, dreiundvierzig Kanonen. Tief erschüttert ihn dieser ungeheure Verlust und der plötzliche Wechsel des Glückes. Zu Nimburg finden ihn seine Officiere spät am Abend, auf einer Brunnenröhre sitzend; starr vor sich hinbrütend zeichnet er mit seinem Stocke Figuren in den Sand. Endlich ermannt er sich; wie er aber die wenigen Ueberbleibsel seiner herrlichen Garde sieht, treten ihm Thränen in die großen blauen Augen, und er ruft: »Kinder, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt: aber nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen!« Bald darnach (im Juli) wurde auch sein Verbündeter, der Herzog von Kumberland, von den Franzosen bei Hastenbeek besiegt, und schloß hierauf mit ihnen eine Uebereinkunft, sein Heer aufzulösen: die Franzosen drangen in Thüringen vor, die Russen in Preußen ein und siegten am 30. August bei Großjägerndorf. Nun frohlockten Friedrichs Gegner; sein Untergang schien unvermeidlich, schon feierte man in Wien rauschende Freudenfeste. Er aber entfaltet in den Unfällen seine Größe. Mit bewunderungswürdiger Besonnenheit nimmt er seinen Rückzug aus Böhmen, und eilt dann im Spätjahr plötzlich mit frisch gesammelter Heeresmacht gegen die vereinigte französische und Reichs-Armee unter dem Befehl der Prinzen von Soubise und von Hildburghausen, um sie aus Sachsen zurückzutreiben. Bei'm Dörflein Roßbach, nicht weit von der Saale, trifft er sie, wie sie stolz auf ihre dreifach größere Uebermacht tafeln, spielen und scherzen. Sie wollen den König einschließen, und halten es für ganz gewiß, daß er ihnen nicht mehr entrinnen kann. Er aber trifft indessen ruhig seine Anstalten, täuscht sie durch meisterhafte Heeresbewegungen und greift sie am 5. November plötzlich an. Da thut der General Seidlitz mit seiner Reiterei das Beste; schon nach anderthalb Stunden ergreifen die Feinde voll Entsetzen die Flucht, und viele von den Franzosen machen nicht eher Halt, als bis sie den schönen grünen Rhein rauschen hören; da sehen sie sich um, und danken Gott, daß die Preußen nicht mehr hinter ihnen sind. Indessen hatten jedoch die Oesterreicher in Schlesien mit Glück gekämpft; sie eroberten Schweidnitz und Breslau, und die Armee der Preußen schmolz gar sehr zusammen; der General Winterfeld, Friedrichs Liebling, war gefallen, ein andrer General, der Herzog von Bevern, gefangen worden. Da eilt Friedrich nach Schlesien, um die Oesterreicher d'raus zu vertreiben, aber mit einer so kleinen Macht, daß diese sie spottweise nur die »Berliner Wachtparade« nannten. Doch was den Preußen an Vollzähligkeit abgeht, das wird durch's Ehrgefühl reichlich ersetzt, welches ihr König entflammte. Am 5. December greift er die Feinde (dreimal so stark als die Preußen) bei'm

Dorfe Leuthen an, beſiegt ſie binnen drei Stunden, nimmt über einundzwanzigtauſend Mann gefangen, und erbeutet einhundertſiebzehn Kanonen, neunundfunfzig Fahnen. Da ſangen die Preußen, welche das Schlachtfeld behaupteten, aus voller Seele das ſchöne Lied: »Nun danket Alle Gott!« Der König aber ritt indeſſen in der Nacht gen Liſſa, welches von den Oeſterreichern beſetzt war, und kam mit nur wenigem Gefolge nach dem Schloß. An der Thüre traten ihm viele öſterreichiſche Officiere entgegen, Lichter in den Händen; ſeine Freiheit ſtand auf dem Spiel, ſeine Geiſtesgegenwart rettete ihn. »Guten Abend,

meine Herrn!« ſpricht er ruhig und heiter die Feinde an; — »Sie haben mich hier wohl nicht vermuthet? Kann man auch noch unterkommen?« Da bücken ſich die Oeſterreicher überraſcht und ſchweigend tief vor ihm, und er ſchreitet mitten durch ihre Reih'n; bald darnach kamen ſeine Generale an, und die

Oeſterreicher gaben ſich alle gefangen. Raſch und klug benutzte er hierauf ſeinen Sieg, belagerte Breslau und nahm es; die Oeſterreicher wurden aus Schleſien vertrieben.

Maria Thereſia gab jedoch ihren Muth und ihre Hoffnungen noch keineswegs auf. Sie rüſtete auf's Neue und bewegte ihre Bundesgenoſſen, die Ruſſen und Franzoſen, zu groſſerer Thätigkeit. Dagegen bot auch Friedrich II. Alles auf, und England, welches ihn ſeit dem Sieg bei Roßbach mit beſondrer Liebe bewunderte, ſtellte ihm ein neues Hülfsheer zur Verfügung. Der tapfre Herzog Ferdinand von Braunſchweig übernahm deſſen Oberbefehl, ſcheuchte die Franzoſen aus ihren Winterquartieren auf, jagte ſie aus dem Land zwiſchen der Aller und Weſer, der Weſer und dem Rhein bis über den Rhein und beſiegte ſie bei Krefeld. Mittlerweile hatte Friedrich am 18. April dieſes Jahres Schweidnitz erobert, war dann in Mähren eingefallen und hatte Olmütz belagert; aber Marien Thereſiens trefflicher Feldherr Loudon zwang ihn durch wohlerſonnene Kriegsbewegungen im Juli zum Rückzug, welchen Friedrich, Schritt für Schritt fechtend, glücklich vollbrachte; die Feinde bewunderten dieſen Rückzug. In Schleſien blieb der Feldmarſchall Keith zurück, um es zu decken. Indeſſen waren die Ruſſen ſiegreich in Oſtpreußen, Pommern und die Neumark eingebrochen, hatten dort unmenſchlich gehauſt und bedrohten ſogar Berlin. Da zog ihnen Friedrich raſch entgegen, und traf ſie, über funfzigtauſend Mann ſtark, am 25. Auguſt bei'm Dorfe Zorndorf. Mit nur ſiebenunddreißigtauſend Mann bot er ihnen die Schlacht; ſie währte von neun Uhr des Morgens bis in die ſinkende Nacht; da errang Friedrich den Sieg, aber wohl dreißigtauſend Menſchen lagen todt oder verwundet auf dem blutigen Feld. Inzwiſchen ſtand des Königs tapfrer Bruder, Prinz Heinrich, in Sachſen und zwar in nicht geringer Gefahr; Friedrich eilte ihm zu Hülfe und Daun wich nun vor ihm zurück, faßte aber den Plan, den König von Schleſien abzuſchneiden. Friedrich vertraute kühn auf ſein Glück und lagerte dicht vor dem öſterreichiſchen Heere. Da überfiel ihn Daun am 14. Oktober 1758 bei Hochkirch und brachte ihm eine furchtbare Niederlage bei; mit bewundrungswürdiger Beſonnenheit leitete Friedrich, tieferſchüttert, aber äußerlich gefaßt, und ruhig ſcheinend, den Rückzug und behauptete Schleſien.

Dieſer Unfall bei Hochkirch, welcher Friedrichs Macht tief erſchüttert hatte, war der Vorbote noch groſſerer, welche ihn im nächſten Jahre treffen ſollten. Oeſterreich, Rußland und Frankreich verdoppelten ihre Anſtrengungen zu ſeinem Untergange. Frankreich griff den Herzog Ferdinand von Braunſchweig von zwei Seiten her an, vom Main und vom Niederrhein, Rußland und Oeſterreich wollten Preußen raſch mit vereinigter Macht zermalmen, da ſeine Kaſſen erſchöpft, ſeine Heere gelichtet waren. Keine Rettung ſchien mehr für Friedrich möglich; aber ſein Muth ſtand feſt und groß im Sturm der Gefahren. Während

die Russen unter dem General Soltikow gegen den Oberstrom zurücken, dringt Loudon gleichfalls vor, um sich mit ihnen zu vereinigen. Um dies zu verhindern, schickt Friedrich den General Wedel ab; aber es ist zu spät. Wedel wird am 23. Juli 1759 beim Dorfe Kay unfern Züllichau von den Russen geschlagen und am 3. August vereinigen sich diese mit Loudon. Da übergibt Friedrich die Vertheidigung Schlesiens seinem Bruder Heinrich und eilt selbst an die Oder. Bei Kunnersdorf, nicht weit von Frankfurt an der Oder, stellt er sich der überlegenen feindlichen Armee gegenüber und greift sie am 12. August in einer für ihn sehr ungünstigen Stellung an; er im Thal, — sie auf den Höhen, die mit zahlreichen Geschützen besetzt sind. Kühn stürmen die Preußen die Höhen hinan, den verderbenspeienden Feuerschlünden entgegen; da zerschmettert der Kartätschenregen ganze Reihen von Braven; aber immer frische Männer dringen nach und endlich erobern die Preußen die feindlichen Geschütze und werfen den linken Flügel der Russen. Schon glaubt der König jetzt den Sieg zu haben und setzt den Kampf fort; aber seine Soldaten sind todesmüde und nun beginnen die frischen Truppen der Oesterreicher und Russen die Schlacht auf's Neue. Dies entscheidet das Glück des Tages. Umsonst ist jeder Befehl des Königs; das preußische Heer flüchtet. Umsonst wirft sich Friedrich den Fliehenden entgegen und setzt sich verzweiflungsvoll den feindlichen Kugeln aus; er muß endlich selbst mitflüchten. Nur mit wenigen Resten seiner Armee kam er über die Oder und zog nach Fürstenwalde, um dort den Feind zu erwarten. Sein einziges Glück war damals, daß ihn der russische Feldherr aus Eifersucht gegen Loudon nicht verfolgte; Friedrich aber befürchtete, daß sich auch der österreichische Feldherr Daun mit Beiden vereinigen möchte, und ließ deshalb den General Fink nach Maren rücken, um Daun zum Rückzug nach Böhmen zu zwingen. Aber Fink, von allen Seiten umzingelt, mußte sich dort am 29. November mit zwölftausend Mann den Oesterreichern ergeben. Da schien's, als ob das Verderben den Heldenkönig endlich erreicht habe; er selbst verlor jede Hoffnung, das Leben hatte keinen Werth mehr für ihn; Dresden fiel in die Gewalt seiner Feinde; sein General Fouquet wurde am 23. Juni 1760 von Loudon bei Landshut besiegt und gefangen genommen. Vergeblich versuchte Friedrich, Dresden dem Feinde wieder zu entreißen, und bald bekam er die erschütternde Kunde, daß auch die wichtige Festung Glatz verloren sei. Da eilte er, ungebeugt an Muth, mit seinen Heeresschaaren nach Schlesien, um es zu retten; ringe um ihn auf dem ganzen Marsch feindliche Uebermacht. Als er nicht fern von Liegnitz lagerte, wollte ihn Loudon umzingeln, überfallen und gefangen nehmen; es war in der Nacht vom 14. auf den 15. August 1760. Aber der wachsame König kehrte plötzlich das Spiel um, griff die Feinde an und hatte sie um fünf Uhr des Morgens schon völlig besiegt. Das war der erste schöne Lohn für Friedrichs heldenhafte Ausdauer im Unglück. Mittlerweile war Sachsen den

Reichs-Armee preisgegeben; und im Oktober kamen zwanzigtausend Russen und funfzehntausend Kaiserliche vor Berlin, zwangen es zur Uebergabe und hausten drei Tage darin, als plötzlich der Ruf erscholl: »Der König kommt!« Da verließen die Feinde in aller Eile Berlin und zogen plündernd nach Sachsen und an die Oder zurück. Nun rückte der König schnell nach Sachsen, die äußerste Gefahr nicht scheuend: von allen Seiten her eingeschlossen zu werden. Er war bereit, sich unter den Trümmern des Vaterlandes zu begraben, oder wenn ihm das Geschick diesen Trost versagen würde, sein Leben lieber freiwillig zu enden. Am 3. November griff er bei Torgau die feindliche Armee unter Daun an. Da gab's eine mörderische Schlacht, er selbst wurde verwundet, aber sein tapfrer General der Reiterei, der alte Ziethen, gewann ihm den Sieg; und jubelnd rief das Heer: »Unser König Fritz soll leben! Aber unser Vater Ziethen, unser Husarenkönig, auch!«

Friedrichs gefahrvolle Lage hatte sich jedoch im Ganzen noch keineswegs verbessert. Nach dem Tode des Königs Georg II. von England (1760) erhielt er von dort keine Hülfsgelder mehr; sein eigenes Land war erschöpft, und das eroberte Sachsen, diese Quelle seiner Kriegsbedürfnisse, zur Hälfte für ihn verloren. Oesterreich und Rußland beschlossen nun, diese Lage ihres Gegners zu benutzen, ganz Schlesien zu erobern und ihn selbst durch eine Armee bei Dresden aufzuhalten, während zwei französische Armeen den Herzog Ferdinand von Braunschweig überwältigen sollten, welcher im vorigen Jahre (1759) den Franzosen in Westphalen und Hannover glorreichen Widerstand geleistet hatte. Da übergab der König die Vertheidigung Sachsens seinem erfahrnen Bruder Heinrich und übernahm die Schlesiens. Er konnte die Vereinigung Loudons mit den Russen (am 17. August 1761) nicht verhindern, und nur die Eifersucht des russischen Feldmarschalls Butturlin auf Loudon rettete ihn. Gleichwohl hatte er vor dem Letzteren noch große Besorgniß und verschanzte sich deshalb in seinem Lager bei Bunzelwitz, wie in einer Festung. Finstere Ahnungen, daß das Unvermeidliche über ihn hereinbrechen werde, erfüllten seine Seele und er theilte seinen Kummer dem treuen alten Ziethen mit; der aber tröstete ihn voll festen Gottvertrauens. Eines Tages fragte ihn der König bitter, »ob er etwa einen neuen Verbündeten gewonnen habe, daß er noch immer auf eine glückliche Zukunft hoffe?« »Einen neuen Alliirten hab' ich nicht,« gab ihm Ziethen zur Antwort, »aber der Alte dort oben verläßt uns nicht!« D'rauf meint der König bekümmert: »Ach, der wirkt keine Wunder mehr.« »Ist auch nicht nöthig,« spricht der alte Ziethen, »er streitet doch für uns und läßt uns nicht sinken.« — Und siehe, wider alle Erwartung des Königs greift das vereinigte feindliche Heer die Preußen in ihren Verschanzungen nicht an, und bald ziehen die Russen aus Mangel an Lebensmitteln über die Oder zurück: kurz: Friedrich ist befreit. Da spricht er, tief ergriffen von dieser wunder-

gleichen Fügung, zum alten Zieten: »Sein Alliirter hat doch Wort gehalten!« — Bald darauf aber bemächtigte sich Loudon durch einen nächtlichen Ueberfall der Festung Schweidnitz und im December ergab sich Kolberg den Russen. Schlesien und Pommern schienen nun für Friedrich verloren. Dagegen hatte Prinz Heinrich Sachsen glücklich vertheidigt und Ferdinand von Braunschweig kühn die französische Armee abgehalten. Unter diesen Wechselfällen war denn abermals ein Kriegsjahr entschwunden und Friedrich II. befand sich in größter Bedrängniß, ohne Aussicht auf eine glückliche Zukunft, fast ohne Mittel, den Krieg fortzusetzen, aber stark durch seinen Muth und durch die unerschütterliche Begeisterung der freilich sehr zusammengeschmolzenen Truppen sowohl für seine Person als auch für Preußens Ehre. Dies war der Zauber, wodurch sie jedes Ungemach zu ertragen vermochten und dem Tod kühn entgegen stürzten. Durch seinen Muth im Unglück verdiente der König, seine Armee durch dies

Ehrgefühl das Glück, welches ganz unerwartet Preußens Sache begünstigte. Friedrichs erbitterte Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, war nämlich am 5. Januar 1762 gestorben und ihr Neffe, Peter III., welcher jetzt den russischen Thron bestieg, verehrte Friedrichs Heldengröße ungemein. Das bewies er durch die That; er gab allen preußischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld die Freiheit, schloß am 5. Mai 1762 mit Friedrich Frieden, gab ihm alle Eroberungen zurück, verbündete sich sogar mit ihm, und schickte ihm ein Heer von zwanzigtausend Mann unter dem General Czernitschef zu Hülfe. Da friedete auch die Krone Schweden (am 22. Mai) mit Preußen. Rasch benützte Friedrich sein Glück, um die Oesterreicher aus Schlesien zu vertreiben. Bei Burkersdorf trifft er, mit Czernitschef vereinigt, auf Daun, der herbeigeeilt ist, um Schweidnitz zu decken, welches Friedrich wiedererobern will. Schon beschließt der König den Angriff; da erhält Czernitschef einen Befehl von Rußland, sich augenblicklich von der preußischen Armee zu trennen. (Peter III. war nämlich indessen vom russischen Throne gestoßen und ermordet worden und seine Gemahlin Katharina II., welche diesen bestiegen hatte, beschloß zwar, den Frieden zu halten, aber zwischen Oesterreich und Preußen parteilos zu bleiben.) Auf Friedrichs dringende Bitten verheimlicht jedoch Czernitschef drei Tage lang den erhaltenen Befehl und bleibt mit seinem Heere bei den Preußen; Friedrich aber greift nun rasch die Feinde an, vertreibt sie (am 21. Juli), und jetzt erst scheidet Czernitschef von ihm. Nun belagert und erobert (am 9. Oktober) Friedrich die Festung Schweidnitz. In Sachsen schlägt Prinz Heinrich (am 29. Oktober) die Feinde bei Freiberg. Hierauf kommt der König selbst nach Sachsen und schließt im November Waffenstillstand mit Oesterreich. Nun haben die Preußen freie Hand gegen die Reichsarmee; sie bekämpfen sie glücklich und schrecken und bedrängen die deutschen Fürsten so, daß manche von diesen das gegen Friedrich gerichtete Bündniß aufgeben. Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte indessen mehre Vortheile über die Franzosen erfochten und am 1. November Kassel erobert; zwei Tage darnach schlossen Frankreich und England unter sich Frieden. So sah sich nun Maria Theresia ihrem kühnen Gegner allein gegenüber; und, da auch ihre Macht erschöpft war, entschloß sie sich zu einem Frieden mit ihm. Dazu war auch Friedrich II. gern bereit, jedoch nur unter solchen Bedingungen, welche sich mit Preußens Ehre vertrugen. Der österreichische Bevollmächtigte gab Friedrichs Forderung auch nach, und so wurde am 15. Februar 1763 auf dem Jagdschloß Hubertsburg der Friede zwischen Oesterreich, Sachsen und Preußen abgeschlossen und jener siebenjährige Krieg beendigt, welcher so viele herrliche deutsche Länder verwüstet, so viele Menschenleben gekostet hatte. Kurfürst August III. kehrte aus seinem Königreich Polen nach Sachsen zurück; Friedrich II. behielt ganz Schlesien, wie es in den Friedensschlüssen zu Breslau und Dresden ausgemacht worden war, und versprach, dem Sohn der Kaiserin

Maria Thereſia, dem Erzherzog Joſeph, bei der demnächſt erfolgenden römiſchen Königswahl, ſeine Kurſtimme zu geben. So ſchritt Friedrich II. unverſehrt aus einem Kampfe, welcher beſtimmt geweſen war, ihn zu demüthigen und Preußens Macht zu vernichten; — ganz Europa bewunderte ihn; ſein Volk, welches den hellen Glanz des Nationalruhms durch alle Opfer und Leiden nicht zu theuer erkauft glaubte, liebte ihn, und ſchon nannte ihn die Mitwelt »den Großen«.

Nun war Friedrich II. in weiſer Vorſicht zunächſt darauf bedacht, das preußiſche Heerweſen kräftig wieder herzuſtellen, für den Fall, wenn irgend ein Feind es wagen ſollte, den Staat anzugreifen. Beſonders ſorgte er für eine gründliche Ausbildung der Officiere in der Kriegskunſt, zu welchem Zwecke er Kadettenhäuſer errichtete, für Vervollſtändigung der Geſchütze und des Kriegsbedarfes, für die Einübung der Mannſchaft im Waffendienſt und für Handhabung ſtrenger Mannszucht. Leider beſetzte er jedoch die Officierſtellen blos mit Adeligen, und geſtattete die Beſtrafung der Gemeinen durch Stockſchläge. Das waren zwei Fehler, welche ſich an der preußiſchen Armee ſpäter, als Friedrichs II. Geiſt ſie nicht mehr beſeelte, furchtbar gerächt haben. Sodann ordnete er mit weiſer Sparſamkeit den Staatsſchatz. Aus den Erſparniſſen ſeines Privatvermögens aber ſuchte er der Noth des Volkes abzuhelfen, welche beim Verfall des Ackerbaues und der Gewerbe mächtig überhand genommen hatte; auch ſuchte er allen Schaden zu erſetzen, welchen es in den Kriegsjahren erlitten hatte. Er beobachtete Alles mit eigenen Augen, ergründete alle Bedürfniſſe ſelbſt, traf überall das Richtige, und ſetzte die heilſamſten Anſtalten zur Abſchaffung alter Mängel, zur Verbeſſerung und zur Vervollkommnung unermüdlich in's Werk. Dabei zog ſein Geiſt viele andre treffliche Geiſter aus der Nähe und Ferne an, weckte ſchlummernde Talente und entflammte Alles zur Nacheiferung. Auf ſein Gebot wurden ganze Strecken wüſten Landes durch Anſiedler urbar gemacht. Die Geiſtlichen mußten die ſo wichtige Anpflanzung der Kartoffeln von den Kanzeln herab empfehlen. Es entſtanden neue Dörfer, und in Städten, welche durch den Krieg gelitten hatten, neue Häuſer, zu deren Anbau er den Bürgern Geld gab. Neue Straßen und Kanäle wurden zur Beförderung des Handels angelegt, die inländiſchen Fabriken blühten ſchöner auf, als je zuvor. Friedrich pflegte jährlich durch die Provinzen ſeines Staates zu reiſen, um ſelbſt nachzuforſchen, wo es noch gebreche, wo er nachhelfen müſſe. Auch des Schulweſens nahm er ſich nun gleich nach dem Frieden mit größerem Eifer als früher an; ſo erließ er 1763 eine Verordnung, daß alle Eltern ohne Ausnahme verpflichtet ſein ſollten, ihre Kinder in die Schulen zu ſchicken, und daß für die Kinder der armen Leute jedesmal die Armenkaſſe ihres Wohnorts das Schulgeld bezahlen müſſe. Kurz: das Gemeinnützige ſchien ihm überall das Wichtigſte; dies pflegte er ſelbſt, und

dazu hielt er auch sein Volk an — durch Gesetze und Anstalten, durch Rath und That.

Es ist schon gesagt worden, daß Friedrich unsere herrliche Muttersprache gering achtete, was sich daraus erklären läßt, daß der Zustand der deutschen Literatur in jener Zeit, als Friedrich sich entwickelte, leider von der Art war, daß er keinen Geschmack daran finden konnte, wenn er sie mit der feinen Ausbildung der französischen Sprache, mit den geistreichen, schimmernden und blendenden Werken der französischen Literatur verglich, deren vollendete glatte Form ihn bezauberte. Diese Geringschätzung blieb ihm auch in seiner spätern Zeit, als die vaterländische Literatur rasch einen mächtigen Aufschwung nahm; er beachtete diesen nicht. Aber eben jener Einfluß der französischen Geistesrichtung war für die vaterländische im Ganzen auch wieder von Vortheil; der geistreiche, witzige Ton der französischen Schriftsteller half auch bei uns den freieren Ideen Bahn zu brechen. Die Kühnheit, mit welcher diese Schriftsteller alle, auch die höchsten Angelegenheiten dem Gericht des Zweifels und der schärfsten Untersuchung unterwarfen, regte die deutschen Geister zu gleicher Kühnheit auf; sie lernten ihre Kraft fühlen und übten diese mit deutscher Gründlichkeit; so viele mittelalterliche Ueberreste von Priesterherrschaft und Aberglauben, welche man — ihres Alters wegen — sonst wohl noch lange für heilig gehalten hätte, mußten zusammenstürzen, so wie deutscher Scharfsinn und deutsche Forschung sie prüfend berührten. Kurz: die Aufklärung hatte freies Feld vor sich. Friedrich II. selbst erwarb sich übrigens um diese in Deutschland noch ein besonderes hohes Verdienst; er ließ nämlich Jedem im Staate die Freiheit, schreiben und drucken zu lassen, wie Jeder dachte und fühlte, d. h. er gestattete unbeschränkte Preßfreiheit, und selbst seine eigene Person entzog er der freien öffentlichen Beurtheilung nicht: ja sogar Spott und Schmähungen konnten ihn nicht verleiten, jenem Grundsatz untreu zu werden.

6.

Ein Dulder bist Du gewesen, — doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag.

Anastasius Grün.

Im Jahre 1764 wurde Joseph, der Sohn der Kaiserin Maria Theresia, in Frankfurt am Main zum römischen König erwählt und gekrönt. Nach dem Tode seines Vaters Franz I. (am 18. August 1765) empfing er, damals vierundzwanzig Jahre alt, als Joseph II. die deutsche Kaiserkrone und wurde neben seiner Mutter Mitregent in den Erblanden. Er war ein schöner Mann, auf dessen Antlitz, in dessen seelenvollen blauen Augen sich sein Wohlwollen spiegelte. Voll natürlicher Anlagen und feuriger Thatkraft, voll Wißbegierde

und voll schöner Begeisterung für Menschenwohl, ein Bewunderer Friedrichs des Großen, suchte er diesem rühmlich nachzueifern, aber auf seine eigene Weise. Er besuchte den großen Gegner Oesterreichs 1769 in Neisse, — welchen Besuch Friedrich II. später erwiederte. Da Maria Theresia ihrem kaiserlichen Sohne wenig Einfluß in die Regierung der Erblande gestattete, so durchreiste er dieselben, um mit eignen Augen alle Bedürfnisse derselben kennen zu lernen, und ebenso machte er Reisen in's Ausland, um seine Kenntnisse zu bereichern und gemeinnützige Anstalten des Auslandes auch in seine Staaten zu verpflanzen. In seiner Stellung als Kaiser zum deutschen Reiche überzeugte er sich bald, daß sein Thätigkeitstrieb überall auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß. Von dem alten kaiserlichen Ansehn war kaum noch ein Schatten übrig, kaum ein Fleck Landes noch seiner unmittelbaren Regierung untergeben; sogar die Reichseinkünfte des Kaisers waren bis auf eine unbedeutende Summe zusammengeschmolzen, — der Reichstag war eine alte Maschine, deren Räderwerk stockte; die Reichsstände waren untereinander in steter Reibung und die Stärkeren von ihnen unterdrückten die Schwächeren. Die Rechtspflege des Reiches, in den Händen des Reichshofraths zu Wien und des Reichskammergerichts zu Wetzlar, war auf das erbärmlichste bestellt und durch Bestechung geschändet; endlose Trägheit hielt den Geschäftsgang auf. Joseph II. versuchte es, die Reichs-Rechtspflege durchgreifend zu verbessern; doch scheiterte er daran. An dem ganzen morschen Gebäude der Reichsverfassung überhaupt war nichts mehr zu retten; die Schäden hatten schon zu tief gefressen, als daß eine Heilung möglich gewesen wäre; sie mußte völlig verwesen, auf daß aus dem Staube bald ein junges frisches Leben emporsteigen könne.

In jener Zeit begab sich ein Ereigniß, welches für die Entwicklung der Freiheit und Humanität auf der ganzen Erde ungemein wichtig war und auch für das deutsche Volk große Folgen hatte; dies Ereigniß ist die Aufhebung des Jesuitenordens. Der Jesuitenorden hatte seit mehr als zweihundert Jahren den Erdkreis beherrscht, in den katholischen Ländern durch seinen grenzenlosen Einfluß auf die Fürsten, in den nichtkatholischen Ländern durch seine heimlichen Sendlinge, welche die Völker zu verführen und aufzuwiegeln suchten. Er hatte geherrscht im Namen der römisch-katholischen Kirche, deren Wiederherstellung er zum Vorwand nahm, aber eigentlich nur aus dem größten Egoismus, der je erhört worden in der Weltgeschichte, — blos um seiner selbstwillen. Er hatte ungeheure Reichthümer erworben. Er hatte dafür allen Blindgläubigen einen unergründlichen Schatz verworfener Sittenlehren als schleichendes Gift mitgetheilt, und hatte den schmählichsten Knechtssinn verbreitet. — Was Du ihm noch insbesondere verdankst, o deutsches Volk, das weißt Du, und Du hast es schwer empfunden, — es waren alle Gräuel des Religionshasses, der Zwietracht und des bürgerlichen Krieges. Nun aber war für den Jesuiten-

eben die Stunde ſeines Falles gekommen, die Stunde des Gerichtes für alles Unheil, welches er je geſtiftet; denn die Menſchheit war durch Leiden immer reifer geworden, um die einfache Wahrheit einzuſehen, daß nicht dieſer oder jener ſtarre Glaubensſatz, ſondern daß die Humanität ſelbſt das höchſte und einzige Ziel ihrer Entwicklung iſt, und daß ſich in dieſer Entwicklung der Menſchheit die Duldung von ſelbſt verſteht, welche jeder Strebende dem andern Strebenden heilig halten muß, wenn er ſelbſt ſie für ſich in Anſpruch nehmen will. Gegen dieſe Offenbarung des wahren Geiſtes der Menſchheit, welche ſich in allen chriſtlichen Ländern Europa's geltend machte, konnte natürlicherweiſe der Jeſuitenorden nicht länger beſtehen, welcher auf Egoismus und Unduldſamkeit begründet war. Aber die politiſche Macht war's, welche

dem den Todesstoß gab. Er hatte sich nämlich hochverrätherischer Umtriebe schuldig gemacht, und so wurde er denn gerade aus streng katholischen Ländern, wie Portugal, Spanien und Frankreich, zuerst vertrieben. Der aufgeklärte Papst Clemens XIV. hob endlich im Jahre 1773 durch eine Bulle, welche mit den Worten anfängt: »Dominus ac redemptor noster«, den Jesuitenorden in allen Ländern, welche dem römischen Stuhle geistlich unterworfen waren, förmlich und feierlich auf. In Oesterreich lag der tiefdenkende Staatsmann Kaunitz der frommen Maria Theresia mit allen erdenklichen Gründen und Vorstellungen gar lange Zeit an, dieses päpstliche Gebot vollstrecken zu lassen. Sie weigerte sich aber hartnäckig. Erst, als ihr Kaunitz schwarz auf weiß ihre eigene Generalbeichte zustellte, welche sie früher ihrem Beichtvater, dem Jesuiten Pater Parhamer, abgelegt und welche dieser dem Obersten seines Ordens in Rom mitgetheilt hatte, — *erst da ergriff* Maria Theresia, von tiefer Entrüstung über eine solche Schändlichkeit hingerissen, die Feder und unterzeichnete die Verordnung der Aufhebung des Jesuitenordens in ihren Staaten. Also geschah's auch im deutschen Reich. Aber die Jesuiten gaben ihre Sache noch keineswegs auf. Wenn sie auch äußerlich nicht mehr das geistliche Gewand ihres Ordens trugen, sie hatten doch die Schätze und — den Geist desselben gerettet und setzten nun, in weltlichen Kleidern, in weltlichen Aemtern, ihr altes Treiben nur um so sicherer fort, da sie Niemand mehr als Jesuiten kannte. Das sind die sogenannten »Exjesuiten«, d. h. gewesene Jesuiten, die doch im Herzen Jesuiten blieben und die Aufklärung der Menschheit zu vereiteln trachteten. Sie bestanden nun fortan in der bürgerlichen Welt der Staaten gerade so, wie das Böse in der sittlichen Welt unter höherer Fügung besteht, nämlich nicht um seiner selbst willen, sondern blos: damit das Gute einen Gegensatz und Widerstand hat, den es bekämpfen muß, um sich dadurch immer mehr zu vervollkommnen; weil sich die Menschheit, gleich wie der einzelne Mensch, nur im steten Kampf entwickelt, um dem höchsten Ziele immer näher zu kommen. Uebrigens hatte sich in Deutschland bereits ein andrer Bund festgesetzt, welcher sich — im Gegensatz zu den Jesuiten — gerade die höchste Vervollkommnung der Menschheit im Ganzen durch die des einzelnen Menschen zum Ziele setzte: das ist der Bund der sogenannten Freimaurer, welcher im deutschen Gemüth tief Wurzel gefaßt hat. Seit der Zeit sind die Jesuiten die Todfeinde der Freimaurer, weil jene gar wohl wissen, daß die Freimaurer die Menschen durch den Gebrauch der Vernunft zu veredeln streben, und das ist den Jesuiten sehr ungelegen, weil sie die Menschen dumm machen wollen, um sie beherrschen zu können. Dieser große Kampf ist noch heut zu Tage nicht ausgekämpft.

Die unmittelbar nächste Folge aber, welche die Aufhebung des Jesuitenordens in den österreichischen Erblanden nach sich zog, war für die freie Volksentwicklung keineswegs günstig. Angeblich, um die geheimen Umtriebe der Jesuiten zu er-

forſchen und zu überwachen, errichtete nämlich der Staatsminiſter Kaunitz dort eine geheime Polizei: das iſt: er beſoldete Menſchen aus allen Ständen und beiderlei Geſchlechts, welche ſich als Spione in die Familien einſchlichen, auf jedes Wort, welches da geſprochen wurde, auflauerten, es höheren Orts wieder hinterbrachten und dadurch zahlreiche Anklagen, ſehr oft auch gegen Unſchuldige, begründeten. Die böſen Folgen dieſer Anſtalt liegen klar am Tage. Nicht blos das Volk, ſondern auch die Regierung ſelbſt wurde von einzelnen ſchlechten Menſchen abhängig, welche die ihnen übertragene Gewalt zur Befriedigung ihrer Privatleidenſchaften, zu Mißgunſt und Rache mißbrauchen konnten: der Lohn für Verrätherei reizte zur Treuloſigkeit, und dieſe ward zu einem förmlichen Gewerbe, bei dem alle Scham erſtarb, und die Heuchelei geheiligt ward: das Vertrauen, jenes heiligſte Band, welches die Familien und die bürgerliche Geſellſchaft zuſammenhält, wurde vergiftet. Ein Volk, das in ewigem Argwohn vor unſichtbaren Schergen bebte, wird unſittlich, und durch den Verluſt der Sittlichkeit wird es auch entmannt: es gehorcht dann nur aus Furcht, welche die allerſchwächſte Stütze der Regierungen iſt, während es gern die Treue erwiedert, welche ihm die Beherrſcher erweiſen.

Leider zeigte ſich damals die traurige Nachwirkung der höfiſchen Politik, welche, ſeit ein paar hundert Jahren feſtgewurzelt und ausgebildet, den Vortheil als höchſten Zweck und jedes Mittel dazu für erlaubt erklärte (gerade wie bei den Jeſuiten), leider zeigte ſich die Nachwirkung dieſer ſittenloſen Politik damals, während gerade die Humanität eine neue Weltordnung vorbereitete, auch im Großen, und leider riß ſie ſelbſt jene zwei deutſchen Monarchen in unſeliger Verbindung fort, welche ſonſt ſo eifrig für das Wohl ihrer Völker wirkten. Das Königreich Polen, zwiſchen drei mächtigen Nachbarn Rußland, Preußen und Oeſterreich gelegen, war in ſich ſchwach durch den Stolz und die Eiferſucht des mächtigen Adels, welcher dort Alles galt, und durch den traurigen Zuſtand des Volks, welches dort Nichts galt. Bei dieſer innerlichen Zerrüttung gewann Rußland großen Einfluß auf Polen, und in Folge deſſen wurde nach dem Tode des Königs Auguſt III. (Kurfürſten von Sachſen) 1763 Stanislaus Poniatowsky, ein Liebling der ruſſiſchen Kaiſerin Katharina II. auf den polniſchen Thron erhoben. Nun ſtanden zwar viele vaterlandsliebgeſinnte Männer in Polen auf, um den fremden Einfluß zu vernichten: aber Katharina II. ſchickte ein Heer, und Gewalt bezwang das Recht der Nation. Das war im Jahr 1769; und drei Jahre darnach, am 5. Auguſt 1772, ſchloſſen Rußland, Oeſterreich und Preußen einen Vertrag, worin ſie Polen unter ſich theilten, alſo daß Rußland Lithauen, Oeſterreich Gallizien und Preußen das untere Weichſelland an ſich riß, welches Weſtpreußen genannt wurde. König Stanislaus behielt nur einen kleinen Reſt des Landes, und zwar unter Vormundſchaft jener drei Mächte. Die fromme

Maria Thereſia empfand dies Unrecht mit tiefer Beſtürzung und ſchrieb dem Fürſten Kaunitz, „ſie ſchäme ſich, wegen dieſer Sache, wo für einen Landbeſitz die Ehre in die Schanze geſchlagen werde, ſich vor der Welt ſehen zu laſſen.“ Indeſſen die drei Mächte ließen Armeen in Polen einrücken und nahmen ſich jede ihren Antheil. — Bald darauf ließ ſich Kaiſer Joſeph II., ſo trefflich er ſonſt war, von dem Wahn, daß Vergrößerung der Länder die Macht der Staaten begründe, zu dem Verſuch einer ähnlichen Ungerechtigkeit hinreißen. Das war nach dem Tode des Kurfürſten Maximilian Joſeph von Baiern (1777), welcher für die geiſtige Veredlung ſeines lang verwahrloſ'ten Volkes redlich gewirkt hatte. Durch den Tod dieſes vortrefflichen Fürſten war die bairiſche Linie des Hauſes Wittelsbach erloſchen, und nun trat die pfälziſche Linie deſſelben in die Erbfolge des bairiſchen Stammlandes ein; damals war Karl Theodor, ein prachtliebender, ſchwacher und wollüſtiger Mann, Kurfürſt von der Pfalz, welchem an Baiern gar wenig lag. Da faßte der öſterreichiſche Hof, auf Kaunitzens Betrieb, den Plan: Baiern an ſich zu ziehen, um dadurch ſeine Erbſtaaten abzurunden, und gewann im Jahre 1778 durch beſtochene Unterhändler den Kurfürſten Karl Theodor ſelbſt, daß er ſich dazu verſtand, Baiern abzutreten; worauf öſterreichiſche Truppen Baiern auch ſogleich beſetzten. Da bangte König Friedrich II. von Preußen vor Oeſterreichs Vergrößerung und ermunterte durch einen heimlichen Abgeſandten die Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, daß ſie als Seitenverwandte des Hauſes Wittelsbach gegen jenen Vertrag Einſpruch erheben. Dieſen Widerſtand unterſtützte der alte Held Friedrich II. alsbald mit gewaffneter Hand und es kam zum Krieg. Aber die fromme Maria Thereſia, welche auch in dieſer Sache das Unrecht ſchwer fühlte, redete zum Frieden. Auch die mächtige Kaiſerin von Rußland Katharina II. drohte dem öſterreichiſchen Hofe, ſie werde ſich auf Preußens Seite wenden, wenn die Streitſache nicht friedlich ausgeglichen würde. Und dieſer ruſſiſche Einfluß entſchied in deutſcher Angelegenheit, zwar damals zum Glück für's Vaterland, weil er eine Ungerechtigkeit und Kriegsfeind verhinderte, — aber doch traurig genug, weil es ein fremder Einfluß war, welcher entſchied! Am 13. Mai 1779 wurde zu Teſchen ein friedliches Abkommen getroffen, in Folge deſſen Oeſterreich einen Theil Niederbaierns zwiſchen den Strömen Inn, Salza und Donau (das ſogenannte Innviertel mit Braunau) erhielt. Dieſer ruſſiſche Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Deutſchlands nahm nun, durch eine eigenthümliche Folge von Umſtänden, leider immer mehr zu. Oeſterreich ſuchte nämlich im engeren Anſchluß an Rußland ein Gegengewicht gegen Preußen zu erlangen und Kaiſer Joſeph II. reiſ'te deshalb ſelbſt zu Katharina II., gewann ihre Neigung und bewirkte zugleich, daß ſie völlig gegen Friedrich II. eingenommen wurde; außerdem feſſelte Katharinen das Intereſſe ihrer Politik an Oeſterreich, weil ſie deſſen Unterſtützung bei dem Krieg gegen die Türken im Auge

hatte. Um nun das Uebergewicht Oeſterreichs in Deutſchland wieder zu ſchwächen, wurde von Seiten Preußens dem ruſſiſchen Hofe vorgeſtellt, daß es Rußland gezieme, die deutſchen Verfaſſungen und zumal die kleineren Fürſten zu beſchirmen. Das gefiel Katharinen II. gar wohl: ſie ſchickte Geſandte an die deutſchen Fürſtenhöfe und ließ dieſen bedeuten, wie Rußland fortan ihr großmüthiger Beſchützer ſein wolle. Kaiſer Joſeph II. nahm mit tiefem Unwillen dieſe Anmaßung auf: ihm ſchwebte der Plan vor, das zerſplitterte Deutſchland wieder durch ein großes, ſtarkes Kaiſerthum im alten Umfang der Würde und Macht zu vereinigen: — ein ſchöner romantiſcher Traum, aber unausführbar in der Wirklichkeit, weil er die ganze geſchichtliche Entwicklung der Nation gegen ſich hatte, und weil ſich eine Form, ſei ſie zur rechten Zeit auch noch ſo zweckmäßig und herrlich geweſen, nie wieder herſtellen läßt, wenn ſie einmal in ihrer Zeit den höheren Zweck erfüllt hat: denn alle Staatsformen ſind ſtets nur Mittel, — die Nation iſt der höchſte Zweck, dem ſie dienen.

Seine Erblande aber wollte Joſeph II. zu einem einzigen Staate verſchmelzen, in welchem alle Stände, alle Glaubensbekenntniſſe ſtaatsbürgerlich gleichgeſtellt ſeien. Als nun ſeine edle Mutter, Maria Thereſia (1780), ſtarb, begann er, mit Feuereifer für Licht und Freiheit, das ſchöpferiſche Werk durchgreifender Umgeſtaltung in ſeinen Staaten. Mit richtigem Scharfblick erkannte er, daß die Kraft eines Staates in dem Volke liegt; und mit warmem Herzen ſtrebte er, deſſen Bildung und Aufklärung, deſſen Befreiung von alten Laſten, kurz: deſſen wahres Glück in jedem Sinne zu befördern. Leider war jedoch das Volk in ſeinen Erbſtaaten für die herrlichen Plane Joſephs, welcher kühn ſeiner Zeit vorauneilte, noch nicht völlig reif; Prieſterherrſchaft und Adelsgewalt hatten es ſo tief herabgedrückt, daß es die Segnungen der neuen Freiheit nur langſam begriff. Joſeph II. erließ am 13. Oktober 1781 das berühmte Toleranzedikt, wodurch er den Lutheranern, Reformirten und nichtunirten Griechen die freie Ausübung ihres Gottesdienſtes erlaubte und ſie in allen bürgerlichen Rechten gleichſtellte; nur eine kleine Zahl von Menſchen, welche, als Abkömmlinge von unterdrückten Proteſtanten, ohne Bibel, Gott blos nach ihrer Vernunft verehrten und »Deiſten« (Gottesgläubige) hießen, wurden inſofern davon ausgeſchloſſen, als ſie irgend ein geduldetes Bekenntniß annehmen ſollten. Gleichwohl erklärte Joſeph die katholiſche Kirche als Staatskirche; aber alles Fremdartige in ihr ſollte ausgeſchieden, ſie ſollte vornämlich von der römiſchen Hierarchie unabhängig werden. So legte Kaiſer Joſeph II. kühn Hand an die Vollendung eines Werkes, an welchem die edelſten Geiſter der deutſchen Nation Jahrhunderte lang vergeblich gearbeitet hatten. Keine päpſtliche Bulle durfte fortan verkündigt werden ohne vorhergegangene Genehmhaltung des Kaiſers, auf daß der Staat in ſeiner Exiſtenz vor den Eingriffen des römiſchen Hofes geſichert bleibe. Joſeph II.

ließ plötzlich viele hundert Klöster aufheben; nur solche sollten fortbestehen, deren Mönche oder Nonnen sich mit dem Unterricht der Jugend oder mit der Krankenpflege beschäftigten; nicht länger sollten dem Staat viele Tausende von Menschen entzogen werden, welche bisher in einem für heilig gehaltenen Müßiggang gelebt hatten; die Güter der aufgehobenen Klöster ließ Joseph einziehen und zu gemeinnützigen Stiftungen verwenden, nämlich zur Gründung neuer Volks- und gelehrten Schulen, zur Herstellung von Hospitälern, Waisenhäusern, Findelhäusern und ähnlichen Anstalten. Die katholische Messe mußte in deutscher Sprache gesungen werden, wozu der wackre österreichische Dichter und Gelehrte Michael Denis geistliche Lieder verfaßte; die heilige Schrift wurde in die Landessprache übersetzt; die Wallfahrten, so häufig ein Anlaß zu grober Unsittlichkeit, wurden abgeschafft. Diese und noch mehre andre wichtige Maßregeln Josephs II. machten ihm die Geistlichkeit abgeneigt und erregten die größte Besorgniß des römischen Hofes. Da machte sich 1782 der Papst Pius VI. auf den Weg und fuhr gen Wien, um durch persönliches Ansehn und Ueberredung den Kaiser von seinen Neuerungen zurückzuhalten. Joseph II. empfing das Oberhaupt der katholischen Kirche mit der größten Feierlichkeit und Höflichkeit, ließ sich aber auf keine Unterredung über kirchliche Angelegenheiten mit ihm ein, so daß der Papst unverrichteter Dinge Wien verließ. Joseph II. betrieb nun die Lostrennung der katholischen Kirche von der Oberhoheit des römischen Stuhles immer eifriger. Diese Angelegenheit beschäftigte damals die edelsten deutschen Männer der höheren katholischen Geistlichkeit. Der Weihbischof von Trier, Hontheim, ein grundgelehrter, unbescholtener und frommer Mann, ließ (1783) unter dem erdichteten Namen Febronius eine Schrift über den Zustand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des Papstes im Druck ausgehen, worin die Lehre vom Primat des Bischofs zu Rom (d. i. des Papstes) zwar mit großer Mäßigung im Ausdruck, aber dafür mit um so tiefer eindringlicher Beweiskraft in ihrer Haltlosigkeit dargestellt wurde, zum größten Aerger des römischen Hofes, aber zur Freude vieler deutscher Fürsten und so recht aus dem Herzen aller hellerdenkenden unter den katholischen deutschen Bischöfen, welche nun den Plan einer freien und würdevollen katholischen Nationalkirche in Deutschland lebhaft auffaßten und in's Werk zu setzen suchten. Zu diesem Zwecke kamen 1785 mehre deutsche Bischöfe im Bad Ems zusammen und entwarfen dreiundzwanzig Artikel, worin sie sich verbanden, die Eingriffe des Papstes in ihre bischöflichen Rechte nicht länger zu dulden; statt der päpstlich-römischen Oberherrschaft über die ganze katholische Kirche sollte die alte, natürliche und auf geschichtlichen Rechten begründete Verwaltung derselben durch gleichgestellte Bischöfe wieder eingesetzt werden. Dies Vorhaben scheiterte jedoch leider an dem Widerspruch mancher an-

deren Bischöfe, welche an Rom hingen, und auch daran, daß Kaiser Joseph II. Eifer für die kirchlichen Angelegenheiten allmälig erkaltete.

In der Verwaltung des Staatswesens wollte Kaiser Joseph II. eben blos höchster Verwalter des Staates sein. Deßhalb litt er keine Unterhändler und Vermittler zwischen sich und seinem Volk. Vor der Thüre des Kabinets, in welchem er vom frühen Morgen bis spät in die Nacht arbeitete, standen immer zahllose Leute jedes Standes (denn jeder durfte frei zu dem Kaiser kommen und mit ihm reden); da ging Joseph von Stunde zu Stunde hinaus, nahm ihnen ihre Bittschriften ab und führte sie oft in sein Zimmer, daß sie ihm alles sagten, was sie auf dem Herzen trugen. Schon seine edle Mutter hatte große Verbesserungen eingeführt, vornehmlich die Abschaffung der Folter, der Hexenprozesse und der Inquisition. Joseph erwarb sich ewigen Ruhm, indem

er die ſo lange unterdrückten Juden durch Bildung und Recht den übrigen Staatsangehörigen in Oeſterreich gleichzuſtellen ſuchte, und indem er 1784 die Leibeigenſchaft aufhob. Dabei ſprach er folgende ächt kaiſerliche und treffende Worte: »Es iſt ein Unſinn, zu glauben, daß die Obrigkeit das Land beſeſſen habe, bevor es noch Unterthanen gab.« Durchdrungen von dieſem wahrhaft humanen Geiſte nahm er ſich mit warmer Liebe des Bauernſtandes an, welcher in deutſchen Landen ſeit alten Zeiten leider nur alle Laſten der übrigen Stände getragen, faſt alle Anſprüche auf Rechte verloren hatte. Zum Beweiſe, wie hoch er den Bauernſtand achte, trat er einſt auf einer Reiſe durch Mähren (1769) zu einem Bauer auf freiem Feld, ergriff den Pflug und ackerte ſelbſt eine Strecke Landes; die mähriſchen Stände bewahrten dieſen Pflug, den des Kaiſers Hand geführet hatte, zum Andenken. Joſeph ſuchte Gleichheit der Abgaben durchzuführen, bemeſſen auf Grund und Boden, nach den einfachſten und natürlichſten Grundſätzen. Er hob alle Herrenrechte, Frohnden und Zehnten auf. Er wollte: alle Stände ſollten gleich ſein vor dem Geſetz (ſowie ſie ja gleich ſind vor Gott); der geborene Adelige, der ſich nicht geſchämt hatte, ein gemeines Verbrechen zu begehen, ſollte auch dieſelbe entehrende Strafe verbüßen, wie ein Menſch aus der Hefe des Volkes. Joſeph hob die Todesſtrafe auf, und verſchärfte dafür die Strafen durch öffentliche Schmach, um dadurch vor Verbrechen abzuſchrekken. Er ging dabei von dem Grundſatz aus, daß durch die Scham das Ehrgefühl erweckt werde; aber er bedachte nicht, daß die unteren Klaſſen dafür noch nicht reif genug und daß die oberen Stände längſt dafür abgeſtumpft waren. Statt Gutes dadurch zu erwirken, erregte er nur eine gränzenloſe Erbitterung des Adels, welcher durch die Gleichſtellung mit allen übrigen Menſchen ſeine Vorrechte vernichtet ſah. Sein neues Strafgeſetzbuch für Oeſterreich erſchien 1787. Joſeph ſuchte auch den Handel und Gewerbfleiß auf jede mögliche Weiſe zu beleben; aber auch hier ſtieß er überall auf Widerſpruch. Wie König Friedrich II., ſo hob er die Cenſur auf und geſtattete Preßfreiheit; da ſprach nun Jedermann frei und offen über Staats- und Kirchenangelegenheiten, und die alte Macht des Aberglaubens wurde gar ſehr erſchüttert.

Von ſeinem Feuereifer und von Ungeduld hingeriſſen, beging jedoch Joſeph II. bei ſeinen Neuerungen auch manche Mißgriffe im Großen ſo wie im Kleinen. Er überſah, wenn er an die Erreichung ſeiner großen Zwecke dachte, manche geſchichtlich begründete Rechte, welche ihm ſtörend im Wege ſtanden, und ſtieß ſie, indem er ungeduldig für die Zukunft wirkte, lieber raſch um, ſtatt ſie zu würdigen und ſich mit den Beſitzern derſelben auf eine ſchonende Weiſe zu vergleichen. So war es bei der Geiſtlichkeit, ſo war es beim Adel der Fall. So handelte er auch gegen diejenigen von ſeinen Staaten, welche nicht deutſch waren; er wollte ſie zu einem großen deutſchen Ganzen verſchmelzen und

beleidigte dadurch die fremde Nationalität, indem er seine eigene zum glorreichen und herrlichen Mittelpunkt machen wollte; so sündigte er unwissentlich gegen die erhabenen Grundsätze rein menschlicher Duldung, welchen er als Monarch huldigte. Dies war besonders in Ungarn der Fall, wo er mit Gewalt deutsche Sprache, Gesittung und Verfassung einführen wollte. Und vornämlich war es hier der Adel, welcher sich drohend gegen ihn erhob, weil er das von demselben gedrückte Volk zu erheben trachtete.

Mittlerweile hatte Kaiser Joseph II. den Plan, seine österreichischen Staaten durch die Erwerbung Baierns abzurunden, noch immer nicht aufgegeben, und zu diesem Endzweck (1785) dem Kurfürsten Karl Theodor von Baiern angetragen, ihm die früher spanischen, jetzt österreichischen Niederlande (mit Ausnahme von Namur und Luxemburg) unter dem Titel eines Königreiches Burgund abzutreten, wofern ihm Karl Theodor das wittelsbachische Stammland Baiern überlassen wolle. Karl Theodor war damit zufrieden. Aber dessen Seitenverwandte und rechtmäßige Erben, die Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, wendeten sich an den alten König Friedrich II. von Preußen, und dieser, welcher noch am Abend seines Lebens wachsam auf die Vergrößerungspläne Oesterreichs achtete, nahm sich mit rüstigem Muth der deutschen Reichs- und Rechtsverhältnisse an, welche durch jenes Vorhaben bedroht waren. Deshalb stiftete Friedrich II. (am 3. Juli 1785) einen deutschen Fürstenbund in der Art, wie einst der schmalkaldische Bund gewesen war, nämlich eine Vereinigung vieler deutscher Fürsten, um sich untereinander, — wenn Noth an Mann, auch mit gewaffneter Hand, — gegen willkürliche Beschlüsse des Reichsoberhauptes zu schützen. Dadurch scheiterten Josephs Entwürfe. Dieser Fürstenbund war Friedrichs des Großen letztes Verdienst um Deutschland; es war überhaupt sein letztes Werk. Er starb am 17. August 1786, zu Sans-souci, vierundsiebenzig Jahre alt, noch bis in seine letzten Tage voll geistiger Thätigkeit. Mächtig lebte er im Angedenken des Volkes fort. Die Väter, die unter ihm gefochten hatten, erzählten ihren Kindern und Kindeskindern tausenderlei merkwürdige Züge seines Charakters und seiner seltsamen Eigenheiten. So kam's, daß ihn, noch lang nach seinem Tode, jeder Preuße wie leibhaft vor sich sah, — in etwas gebückter Stellung, in blauer Uniform, den großen dreieckigen Hut auf dem Kopf, die Hand auf einen Krückenstock gestützt, aus seinen Westentaschen unaufhörlich Tabak schnupfend, — wie er dicht auf die Leute zuging, sie mit seinen Adlerblicken ansah, daß sie wie verzaubert waren, wie er sie so barsch und doch so leutselig ansprach, — das Alles ist noch jetzt nicht vergessen, und der »alte Fritz«, der »große Fritz«, ist noch heutigen Tages in den Herzen der Preußen lebendig.

Kaiser Joseph II. hatte noch große Kämpfe und schwere Kränkungen zu bestehen. Er wollte die österreichischen Niederlande, welche sich unter

Oesterreichs Oberhoheit durch ihre Stände aus Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft eigentlich selbst regierten, durchaus nur als eine Provinz seines großen österreichischen Staates behandeln. Dabei mißachtete er die alten Volksrechte und die vom Hause Oesterreich beschworenen Freiheitsbriefe der Niederländer; besonders aber erbitterte er die dortige römisch-katholische Geistlichkeit, welche großen Einfluß auf das Volk besaß, durch seine zwar wohlgemeinten und für's Volk heilsamen, aber gewaltsamen religiösen Neuerungen so arg, daß sie das Volk gegen ihn aufwiegelte. Zu gleicher Zeit erlaubte sich Joseph auch gegen die freien Holländer Gewaltschritte, welche den feierlichen Friedensverträgen widersprachen. So zwang er die Holländer, ihre Besatzungen aus den Festungen der österreichischen Niederlande zurückzuziehen und forderte, daß sie ihm die Schifffahrt auf der Scheide frei gäben. Als er aber zwei Schiffe die Scheide befahren ließ, da schossen die Holländer darauf und es wäre darüber gewiß noch zu einem Krieg gekommen, wenn man die Streitsache nicht durch eine bedeutende Geldentschädigung geschlichtet hätte. Mittlerweile nahm die Gährung in den österreichischen Niederlanden immer mehr zu, und zu gleicher Zeit führte Kaiser Joseph II. in Verbindung mit Rußland seit 1788 einen Krieg gegen die Türken, wobei der geheime Zweck der beiden Verbündeten auf eine Theilung der Türkei ging. Aber Kaiser Joseph besaß keine Feldherrntalente und kämpfte ohne Glück; krank und von Kummer gebeugt, kehrte er plötzlich nach Oesterreich zurück. Nun wollte er die mißmuthigen Niederländer mit Gewalt zur Unterwerfung bringen. Aber eben dadurch brach ihr Widerstand in offene Empörung aus; van der Noot, ein Anwalt aus Brüssel, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen; Holland und Preußen schürten die Flammen; und plötzlich erklärten sich die Niederländer als »vereinigte Belgier« für unabhängig von Oesterreichs Oberherrschaft. Die österreichischen Truppen mußten vor der belgischen Nationalbewaffnung fliehen, die österreichische Regierung mußte sich auflösen, alle niederländischen Provinzen bis auf Luxemburg waren für Oesterreich verloren. Zu gleicher Zeit erhob sich in Ungarn der Adel voll tiefen Ingrimms gegen den Kaiser und reizte auch das Volk. Da sah sich Joseph, siech und mit gebrochener Kraft, gezwungen, seine Verordnungen — zurückzunehmen! Im Bewußtsein, daß er redlich nur das Gute gewollt, sprach er einst: »Ich wünsche, daß man auf mein Grab schreibe: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen.« Ein anderes Mal sagte er: »Die Räumung Brüssels ist mein Tod. Ich sterbe; — o ich müßte ja von Holz sein, wenn ich nicht stürbe.« Und am 20. Februar 1790 starb er, versehen mit dem Trost der Kirche, deren Vereinigung mit den Zwecken des Staates und der Humanität ein hohes Ziel seines Lebens gewesen, und weswegen er so schwer verkannt, so oft verlästert worden war. Seine letzten Worte waren: »Ich glaube, meine Pflicht

als Mensch und Regent erfüllt zu haben.« Sein Leben und Wirken auf Erden war wie die Frühlingsahnung einer schöneren Zeit der Bildung und Freiheit, und für die Menschheit nicht verloren.

7.

Sonnen, bis den Tag verkünden
Neuer deutscher Herrlichkeit!
Wetzel.

So waren nun zwei erhabene Geister von der deutschen Erde geschieden, Friedrich der Große und Joseph II., jeder in seiner Art eigenthümlich, Friedrich der Große durch die überwiegende Macht seines Verstandes, Joseph II. durch den hinreißenden Feuereifer seines Herzens. Jeder von Beiden hat seinem Staate, — Friedrich der Große dem preußischen, Joseph II. dem österreichischen — jene Stellung gewonnen, welche dieselben fortan in Deutschland und im Verhältniß zu den großen Mächten Europa's einnehmen sollten. Vor dieser Stellung Oesterreichs und Preußens schwindet nun der letzte Schimmer von Bedeutung des deutschen Reiches, als eines Ganzen, in Schatten dahin. Die deutschen Fürsten aber waren dabei unbeschränkte Herrn in ihren Landen. Nur wenige von ihnen benützten diese Macht redlich zum Wohl und zur Bildung ihrer Unterthanen. Unter diesen Wenigen zeichneten sich besonders jener Maximilian Joseph von Baiern (gestorben 1777) und der edle Markgraf Karl Friedrich von Baden ruhmvoll aus, welcher 1783 (nach Josephs II. Beispiel) die Leibeigenschaft aufhob; und ein unsterbliches Andenken erwarb sich der herzogliche Hof zu Weimar durch seine liebevolle Unterstützung deutscher Geisteskraft. Die meisten übrigen Fürsten wetteiferten nach wie vor in Willkürherrschaft und einige (wie die Landgrafen Friedrich und Georg Wilhelm von Hessen-Kassel, und Markgraf Alexander von Anspach) verkauften sogar ihre Unterthanen in fremde Kriegsdienste. Sittenlosigkeit herrschte an den meisten Höfen und eitler Prunk sollte die verlorene Ehre ersetzen. Die vornehme Welt ergab sich schmählich undeutscher Sitte, las nur leichtfertige, französische Schriften und fühlte sich behaglich bei'm geistlosen Kartenspiel, bei'm schweigerischen Gelage, bei'm Anschauen üppiger Ballete oder bei'm Anhören welscher Triller im Opernhause. Das Volk litt und duldete. Am schrecklichsten war dies in Würtemberg der Fall unter dem Herzog Karl, welcher zwar viel Geist, aber einen unerträglichen Eigenwillen besaß, die braven Landstände, die sich der Volksrechte annahmen, verachtete und jede freie Regung eines edlen Geistes mit dem Kerker bestrafte. In den meisten Fürstenländern herrschten Buhlerinnen, Minister und Beamte. Und fast noch schlimmer als in den Fürstenländern sah es in den Ländchen der kleinen Reichsstände aus; da hielt fast jeder Reichsgraf, fast jeder Reichsritter seinen eigenen Hof, seine eigene Armee

von etwa einem Dutzend Soldaten; ja faſt jeder prunkte ſogar mit ſeinem eignen Galgen, zum Zeichen eigener Gerichtsbarkeit auf ſeinem Gebiete. Jeder dünkte ſich ſo viel wie der Kaiſer; jeder übte ſeine ſogenannte »Kabinetsjuſtiz«, wobei die Unterthanen oft muthwilliger als das Vieh behandelt wurden.

Aber ob auch die Form der alten Reichsverfaſſung bereits vermoderte, ſo hatte ſich dagegen der deutſche Geiſt im achtzehnten Jahrhundert um ſo gewaltiger erhoben. Er ſchuf und öffnete dem Nationalgefühl eine neue Welt. Nicht unterſtützt von den deutſchen Fürſten, aber auch unerreicht vom Verderben der Höfe, ſtolz und kühn durch eigene Kraft, blühten deutſche Dichtkunſt und Wiſſenſchaft empor aus dem tiefen Grund und Boden deutſcher Volkskraft, und aus den wunderbaren Kelchen dieſer Blumen ſtrömte der Odem der Freiheit in ſüßen Düften weithin in deutſchen Landen. Die deutſche Sprache hatte ſich aus der Entwürdigung emporgerafft, worin ſie ſeit ſo langer Zeit geſchmachtet; ſie hatte die Feſſeln geſprengt, worin fremde, zumal franzöſiſche Moden ſie gebunden hatten; ſie warf das aus vielen hundert Lappen des Auslands zuſammengeflickte Bettlerkleid ab und trat in ihrer eigenthümlichen Kraft und Schönheit auf; durch alle Gaue ließ ſie ihre lieben, treuherzigen Töne wieder erſchallen, und begeiſtert lauſchte das Volk, es eilte aus ſeinem Elend, aus ſeiner Knechtſchaft hervor und begrüßte jauchzend ſeine Sänger und Weiſen, welche die Mutterſprache aus der Verzauberung erlöſt hatten. Dieſe Männer begannen die geiſtige Befreiung des ganzen deutſchen Volkes; ſie riſſen es durch die Kraft der Begeiſterung zur Aufklärung fort; die heiligſten Ideen der Menſchheit, Freiheit und Vaterlandsliebe, Tugend und Wahrheit, traten wie Engel des Troſtes in's Familienleben ein; der Glaube erhielt ſeine Weihe durch die Vernunft; der Verſtand öffnete die geheimnißvolle Werkſtätte der Natur und unterwarf deren bisher unbekannte Kräfte zum Nutzen der bürgerlichen Geſellſchaft; die Wiſſenſchaft und die Dichtkunſt begründeten die ſegenreiche Herrſchaft der Humanität; die Muſik veredelte die Gefühle; kurz: ein neues Zeitalter war angebrochen, in welchem ſich alle Kräfte und Eigenſchaften des Volkes in reger Wechſelwirkung allmälig ſchon zum großartigen Einklang zu ordnen begannen. Die Schriftſteller nahmen nun im Staatsleben dieſelbe bedeutungsvolle Stellung ein, welche früher ausſchließlich die Prieſter und Gottesgelehrten behauptet hatten; ſie wurden die Lehrer, die Erzieher, die Veredler des Volks.

Als Grundlage für die Erziehung faßte man nun die Menſchenliebe (»Philanthropie«) in's Auge. Baſedow (geboren 1723, geſtorben 1790) war der erſte, welcher auf dieſem Felde wirkte; viele Andre, worunter ſich beſonders Campe und Salzmann auszeichneten, eiferten ihm nach. Beſonders

gewann dadurch das Volksschulwesen, vornehmlich durch Rochow und Zelbiger. Philosophie und Gottesgelahrtheit gingen nun Hand in Hand, um die Vernunft als höchste menschliche Richterin über die höchsten menschlichen Angelegenheiten mit den Ueberlieferungen der Religion und des Glaubens in Einklang zu bringen. Da schrieben Moses Mendelsohn, ein edler Jude aus Dessau (geboren 1729, gestorben 1786), über die Unsterblichkeit der Seele, der protestantische Gottesgelehrte Jerusalem (geboren 1709, gestorben 1789) über die wichtigsten religiösen Dinge, Spalding (geboren 1714, gestorben 1804) lichtvolle und anmuthige Predigten. Johann Georg Hamann (geboren 1730 zu Königsberg, gestorben 1788 zu Münster) entfaltete Weltansichten voll staunenswerther Tiefe, unbegriffen von seinen Zeitgenossen und erst von der Nachwelt richtig gewürdigt. Die größte und folgenreichste Umwälzung im Gebiete der Philosophie vollbrachte Immanuel Kant (geboren zu Königs-

berg 1742 und eben dort geſtorben 1804). Dieſer kühne Denker ſchuf die ſogenannte kritiſche Philoſophie, wodurch das Erkennen auf's beſtimmteſte vom Glauben und Ahnen losgetrennt, dagegen die Verbindlichkeit des Sittengeſetzes als Stütze für den Glauben an das Göttliche aufgeſtellt wurde. Der Einfluß der Kant'ſchen Philoſophie auf die deutſche Literatur war ungemein groß. Als Menſch war dieſer große Weiſe im hohen Grade achtungswerth, einfach, bieder, wohlthätig, ſeine Lebensart ſtreng geregelt; jeden Nachmittag um vier Uhr ſpazierte er gewöhnlich auf dem ſogenannten philoſophiſchen Gange (in Königsberg) meiſt in Gedanken verſunken, die er gleich aufzeichnete. Im Studium des heidniſchen Alterthums brachen Heyne in Göttingen und Wolf in Halle eine neue Bahn. Sie beſchworen aus den Meiſterwerken der Alten den ewig jungen Geiſt herauf: ſie ergründeten die herrlichen Verfaſſungen, bei welchen die Schönheit der Form ſo innig mit der Weſenheit verbunden war. — Der philoſophiſche Geiſt des Jahrhunderts gab der Geſchichtſchreibung eine höhere Weihe, eine tiefere Bedeutung: nun begnügte man ſich nicht mehr damit, blos die nackten Begebenheiten niederzuſchreiben oder wieder zu erzählen, ſondern man betrachtete dieſe als nothwendige Wirkungen aus tieferen Urſachen, man erforſchte dieſe Wirkungen; man erkannte den Geiſt der Völker, den Geiſt der Menſchheit; man ermaß die Normen des Sittengeſetzes, nach welchen ſich dieſer Geiſt entwickelt; und ſo wurde, wie ein großer deutſcher Dichter ſagt, »die Weltgeſchichte zum Weltgerichte«. In dieſem Sinne wirkten Iſaak Iſelin, ein Schweizer (geboren 1728, geſtorben 1782), welcher eine Geſchichte der Menſchheit ſchrieb, Johann Gottfried von Herder (geboren 1744 zu Mohrungen in Oſtpreußen, geſtorben 1803 zu Weimar), welcher die Humanität zur Grundlage ſeiner »Ideen zur Geſchichte der Menſchheit« nahm, und Johannes von Müller, ein Schweizer (geboren 1752, geſtorben 1809), welcher die Geſchichte der Schweizer Eidgenoſſenſchaft, vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geſchichten, und vom deutſchen Fürſtenbunde ſchrieb. Die Geſchichtſchreiber Michael Ignaz Schmidt, welcher das Verdienſt erwarb, die Geſchichte der Deutſchen zuerſt von einem höheren Geſichtspunkte aufgefaßt zu haben, Schlözer, Spittler und mehre Andere ſtrebten gleichfalls rüſtig im neuen Geiſte, beſonders ſegensreich aber Juſtus Möſer aus Oſnabrück (geboren 1720, geſtorben 1794), welcher eine Oſnabrück'ſche Geſchichte und meiſterhafte Aufſätze im Volkston (»patriotiſche Phantaſien«) ſchrieb. Die Erforſchung und Darſtellung der Geſchichte, insbeſondere der vaterländiſchen, weckte das Nationalgefühl der Deutſchen; die alte Freiheitsluſt erſtarkte an dem Erkennen des alten heimiſchen Rechts. Gleichmäßig mit der Pflege der Geſchichte wurden auch die Rechtswiſſenſchaft und die Wiſſenſchaft des Staatsrechts betrieben. Auf dieſem Felde wirkten Schlettwein,

Pätter, von Moser und Schlözer. Während der deutsche Geist alles Vergangene und Bestehende einer scharfen Prüfung unterwarf, dadurch den trostlosen Wahnglauben an das Einwirken eines blinden Zufalls aus der sittlichen Welt vertrieb und die göttliche Fügung mit der menschlichen Willenskraft und Zurechnung verband, schlug er auch in den Naturwissenschaften denselben Weg ein. Auf diesem Felde erwarb vor vielen andern Männern ein tiefgelehrter schweizerischer Forscher, Albrecht von Haller (geboren 1708, gestorben 1777), unsterblichen Ruhm.

Um die deutsche Sprache haben sich damals zwei Männer große Verdienste erworben, Fulda (gestorben 1788) und Adelung (gestorben 1806). Der Erstere hat sich damit beschäftigt, die Urbestandtheile der Sprache zu erforschen und nachzuweisen, der Andre hat mit unsäglichem Fleiß alle Formen derselben gesammelt, verglichen und zusammengestellt. Für die Dichtkunst, noch mehr aber für die Erforschung und Feststellung der Grundsätze vom Begriff des Schönen, haben im achtzehnten Jahrhundert zuerst Johann Christoph Gottsched (geboren 1701, gestorben 1766) von Leipzig aus, und Johann Jakob Bodmer (geboren 1698, gestorben 1785) in der Schweiz mit großem Eifer gewirkt, — der Erstere steif, pedantisch und übermüthig, — der Letztere gleichfalls ohne eigne dichterische Kraft, aber voll Sinn für die frische Dichtkunst Englands, und uns Deutschen besonders dadurch wichtig, daß er auf die deutschen Dichtungen des Mittelalters wieder aufmerksam machte. Diese beiden Männer geriethen in einen heftigen Streit wegen ihrer Ansichten und dieser Streit hatte das Gute, daß das heranwachsende Geschlecht seine Urtheilskraft dabei schärfte. Mittlerweile zeichnete sich jener vortreffliche schweizerische Gelehrte, Albrecht von Haller, auch als Dichter vortheilhaft aus und in Norddeutschland schrieb Friedrich von Hagedorn (geboren 1708, gestorben 1754) anmuthige heitre Lieder und poetische Erzählungen; Christian Fürchtegott Gellert (geboren 1715, gestorben 1769) wirkte als Dichter mächtig auf den sittlichen und religiösen Sinn des Volkes ein. In Preußen lebte Ewald Christian von Kleist (geboren 1715), welcher vorzüglich durch das Gedicht: »Der Frühling« berühmt wurde. Er focht unter Friedrichs des Großen Fahnen und fiel als Major in der Schlacht bei Kunnersdorf 1759. Gleim (geboren 1719, gestorben 1803) besang in Kriegsliedern die Thaten Friedrichs des Großen, Uz (geboren 1720, gestorben 1796 in Anspach) ermahnte die Deutschen in ernsten kräftigen Weisen zur Tugend und Vaterlandsliebe. — In Göttingen bildete sich 1772 ein Verein von Dichtern, der sogenannte »Hainbund«: mehre feurige und kühne Geister, welche ihren Geschmack durch das Studium der griechischen und englischen Meisterwerke gebildet hatten und alles französische Wesen eifrig bekämpften, gehörten diesem Dichterverein an; so unter andern Hölty (gestorben 1776), dessen schwer-

müthige Lieder das Volk gar lieb gewann, Leiſewitz, die beiden Brüder Grafen zu Stolberg, Johann Heinrich Voß (geboren 1751, geſtorben 1826), ein derber praktiſcher Dichter, dabei ein tüchtiger Gelehrter, welcher beſonders durch ſeine Ueberſetzungen griechiſcher und römiſcher Dichter zur Vervollkommnung unſerer Mutterſprache gar viel beigetragen hat. Gottfried August Bürger (geboren 1748, geſtorben 1794), ein kräftiger Dichter, welcher den Volkston anſchlug und bald auch ein Liebling des Volkes geworden iſt, war mit dem Hainbund befreundet; wer kennt das »Lied vom braven Mann«, »den wilden Jäger« und die »Lenore« nicht? — Beliebt war auch Mathias Claudius (geboren 1740, geſtorben 1815), genannt »der Wandsbecker Bote«, ein frommer, gemüthvoller, treuherziger Volksdichter. In Schwaben lebte damals Friedrich Daniel Schubart (geboren 1739, geſtorben 1794); der ſang voll zerſchmetternden Zorns wider die Tyrannen das Lied von der »Fürſtengruft«; auch ſchrieb er eine deutſche und eine Vater-

lands-Chronik, worin er das deutsche Volk zum Bewußtsein aufrief. Deshalb ward er, und zwar durch eine schändliche Verrätherei, gefangen und vom Herzog von Würtemberg auf der Festung Hohen-Asperg im Kerker gehalten; darin schmachtete der Sänger der Freiheit wie ein gefesselter Adler zehn Jahre

lang, bis 1787, wo endlich ein Triumphgesang auf Friedrich den Großen seine Fesseln sprengte. Hoch und gewaltig ragt über diesen Dichtern Friedrich Gottlieb Klopstock empor (geboren 1724 zu Quedlinburg, gestorben 1803 zu Hamburg). Das war ein Mann, durch und durch deutsch, voll erhabener Gedanken; im kühnen Flug seiner Begeisterung riß er die deutsche Sprache mit sich fort, daß sie wie verjüngt und von tausend neuen Kräften durchglüht, vom Himmel wieder zur Erde niederstieg. Er besang das Erhabenste der Menschheit, ihre Erlösung durch den Messias, in einem großen Heldengedicht, und

das Theuerſte des deutſchen Volkes, die Freiheit, in ſtrengen, keuſchen, hinreißenden Liedern (»Oden«): dieſe ſollten in goldenen Buchſtaben auf dem Thore jedes Fürſtenſchloſſes prangen, und jeder deutſche Jüngling ſollte ſie neben der Bibel leſen. Zur ſelben Zeit wirkte einer der ſcharfſinnigſten und edelſten Geiſter, welche die deutſche Nation je geboren hat, Gotthold Ephraim Leſſing (geboren 1729 zu Kamenz), in den verſchiedenſten Fächern der deutſchen Literatur. Ueberall anregend und durchgreifend, alles zurückführend auf die Probehältigkeit vor der ausgebildeten Urtheilskraft wurde Leſſing der Reformator der deutſchen Proſa und der Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Kritik, welche nun ein höchſter öffentlicher Gerichtshof für die geiſtigen Angelegenheiten unſerer Nation wurde, und gleichſam eine Gewährleiſtung, Verantwortlichkeit und Vermittlung für die Geiſteswerke, gegenüber der Nation, übernahm. Auch das deutſche Theater hat Leſſings kräftigem Talent viel zu verdanken: er ſuchte, als dramatiſcher Dichter, das Theater als öffentliche Anſtalt zu einer Bildungsſchule für die Nation zu machen, auf daß dieſe für große Ideen hingeriſſen würde. So ſchrieb er außer andern Stücken 1779 das Schauſpiel: »Nathan der Weiſe«, worin er die Grundſätze der Humanität und Duldung ſchöner und ſegensreicher im Gemüth des Volkes einpflanzte, als dies durch viele Predigten geſchehen konnte. Ebenſo erfolgreich wirkte Leſſing auch für eine höhere geiſtige Auffaſſung des Chriſtenthums, als dies bisher der Fall war. Darüber kam er jedoch mit vielen beſchränkten Köpfen, welche ſich ſtreng an den Buchſtaben der Bibel hielten, in heftige Streitigkeiten, welche ſeine Lebenstage trübten. Sein edles Streben für die Beförderung der Humanität bewies Leſſing außerdem in ſeiner herrlichen Schrift über »die göttliche Erziehung des Menſchengeſchlechts«. Auch auf die Begründung wiſſenſchaftlicher Anſichten über die bildende Kunſt übte er den entſcheidendſten Einfluß aus; darin wetteiferte mit ihm Johann Winkelmann (geboren 1717, geſtorben 1768). Leſſings ganzes Streben, ſo vielſeitig es auch war, ging von dem einzigen Geſichtspunkt aus, die Wahrheit durch freie Thätigkeit zu ergründen: er ſelbſt drückte ſich darüber in folgenden ſchönen Worten aus: »Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatz, immer zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: »Wähle!« — dann fiele ich ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: »Vater, gieb! Die reine Wahrheit iſt nur für Dich!« Deßhalb hatte Leſſing auch ſein ganzes Leben lang mit jenen, welche ihn nicht begriffen, viel zu kämpfen, und er that's mit einer bewunderungswürdigen Kraft und Meiſterſchaft des ſprachlichen Ausdrucks. Er ſtarb 1781 zu Wolfenbüttel. Seine Schriften ſind eine Zierde der deutſchen Literatur und werden noch lange jeden Denker mächtig anregen: ſeine Verdienſte für Humanität haben ihm ein unſterbliches Andenken geſichert. Eine ganz

andere Erscheinung bietet der Dichter Christoph Martin Wieland (geboren 1733, gestorben 1813). Voll üppiger Phantasie, leicht und gewandt in der Behandlung des Verses und Reimes sowie der Prosa, folgte Wieland mehr französischen Vorbildern und verbreitete eine heitere, sinnliche Lebensphilosophie, welche sich an den herrschenden Ton der vornehmen Welt anschmiegte. Doch trug er, besonders durch sein reizendes Gedicht: »Oberon«, gar viel zur Erweckung der romantischen Richtung in der deutschen Dichtkunst bei. Die edle und geistreiche verwittwete Herzogin Amalie von Weimar berief ihn 1772 an ihren Hof zur Erziehung ihrer Söhne. Da begann nun am Hofe zu Weimar gar bald ein eigenthümliches schönes Leben, voll geistiger Regsamkeit. Die edelsten Geister der deutschen Nation wurden dahin berufen, Johann Gottfried Herder, als Philosoph, Geschichtschreiber, Theolog, Schulmann, Kritiker und Dichter gleich ehrenwerth, überall eigenthümlich durch sein Streben nach Humanität und Wahrheit, und hochverdient um alles Volksthümliche, worauf er auch durch seine Sammlung von Volksliedern aller Nationen (die »Stimmen der Völker«) erfolgreich hinwirkte, — ferner Johann Wolfgang Göthe und Friedrich Schiller, Beide der ewige Stolz der deutschen Nation. Göthe war 1749 am 28. August zu Frankfurt am Main geboren, reich ausgestattet mit allen Anlagen des Geistes und mit allen Gaben des Glückes. Nie hat ein deutscher Dichter von früher Jugend auf so viele günstige Gelegenheit gefunden, seine Talente in freier Muße, ohne Nahrungssorgen und sonstige Hindernisse auszubilden, wie Göthe; aber selten hat auch ein Dichter ein günstiges Zusammentreffen der Umstände so sehr verdient und so großartig zur eigenen Vervollkommnung und zur Ehre der Nation benützt, wie er. Er ließ innige, einfache und doch so reizende Lieder erklingen, Sagen und Romanzen im ächten Volkston, wie die vom »König in Thule«, vom »Erlkönig«, vom »Fischer«, daß Jung und Alt wie bezaubert lauschte und sie nachsang. Begeistert sprach er von deutscher Baukunst (1773), von deutscher Art und Kunst. Im Jahre 1774 schrieb er das Schauspiel »Götz von Berlichingen« voll überschwellender Kraft, welche den Zwang aller herkömmlichen Regeln zersprengte, im ächten nationalen Geist. Im Roman brach er durch seinen »Werther« der freien Schilderung des Seelenlebens und der Leidenschaft die Bahn. Dann erhob er sich rasch immer gewaltiger auf den höchsten Standpunkt der dichterischen Weltbetrachtung und schrieb die Schauspiele »Iphigenie in Tauris« (1787), »Egmont« (1788) und »Torquato Tasso« (1789). Das Größte aber, was er geschaffen, ist und bleibt die Tragödie: »Faust«, das ist ein dramatisches Gedicht, worin das Streben, Ringen und Irren der ganzen Menschheit, worin ihr erhabener Ursprung von der Gottheit, ihre geheimnißvolle Sehnsucht nach Verbindung mit derselben, ihr tiefster Jammer und ihr höchster Triumph so meisterhaft ausgedrückt sind, wie kein neuer

Dichter ein Werk von gleich umfassender Bedeutung erschaffen hat. Göthes Einfluß auf die ganze deutsche Literatur war ungemein groß. So oft er eine neue Richtung anklang, riß er stets eine Menge andrer Talente erweckend mit sich auf derselben fort. Er aber stand stets in völliger Klarheit, fest und groß inmitten aller Geister, welche im Sturm und Drang kühn emporstrebten. Friedrich Schiller war zehn Jahre jünger als Göthe, geboren zu Marbach in Schwaben am 10. November 1759. Wie Göthe durch's Glück, so wurde Schiller frühzeitig durch Leiden und Unterdrückung selbstständig und groß. Er wuchs in Würtemberg auf, unter dem militärischen Despotismus des Herzogs Karl, und wurde in der von diesem gestifteten Akademie erzogen, wo jede freie Geistesregung mißfällig betrachtet und unterdrückt ward; aber gerade diese strenge Abhängigkeit stählte Schillers Kraft und Freiheitsmuth. Er hatte an der kernhaften Bibelübersetzung Luthers die Herrlichkeit der deutschen Sprache studirt, und vorzugsweise die Schriften Klopstocks und Herders so wie Göthes Götz von Berlichingen kennen gelernt. Da brach plötzlich seine eigenthümliche Kraft unter dem lastenden Druck der Verhältnisse hervor, er schrieb außer mehren Gedichten das Trauerspiel: »die Räuber«, ein wildes, regelloses, aber doch riesenhaftes Werk, das sich trotzig aufbäumte gegen den erbärmlichen Zustand aller bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse in Deutschland. Das Trauerspiel wurde 1782 in Manheim zum ersten Mal aufgeführt. Im Jahre 1782 entfloh er aus seinem Vaterland in's Meiningsche, wo er zu Bauerbach eine Freistätte fand. Dort dichtete er die Trauerspiele: »die Verschwörung des Fiesko« und »Kabale und Liebe«, worin er den entsetzlichen Zustand des damaligen deutschen Hoflebens schilderte. 1783 begab er sich nach Manheim, um dort für's Theater zu dichten und zu wirken, aber auch dort wurden seine Hoffnungen bald getäuscht. Er reiste nun 1785 nach Leipzig, und von dort nach Dresden, wo er bis 1787 blieb und das Trauerspiel »Don Karlos« dichtete. 1787 kam er nach Weimar, wo ihn Wieland und Herder liebevoll empfingen. Bei einem Aufenthalt in Rudolstadt (1788) lernte er Göthe'n kennen, mit welchem er später in ein vertrautes Freundschaftsverhältniß trat, welches für beide Männer in geistiger Beziehung gleich interessant und förderlich wurde. Durch die Verwendung Göthes, welcher bei dem Herzog Karl August, als dessen Freund, viel galt, wurde Schiller als Professor der Geschichte an der Universität in Jena angestellt, wohin er 1789 abging. Zeugen seiner Thätigkeit als Geschichtschreiber sind die Geschichte des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges. Aber er wurde darüber der Dichtkunst nicht untreu, und vorzugsweise war's die dramatische, worin er sein Talent auf's glänzendste entfaltete und wodurch er die Nation für die höchsten Ideen der Menschheit, für Freiheit und Vaterlandsliebe, begeisterte. Er wollte die Bühne zu einer »moralischen Anstalt« machen, zu einer öffentlichen Freistätte für

den Nationalgeist. Das war die neue folgenreiche Bedeutung der deutschen Schaubühne, und auch die Musik schloß sich (durch die Oper) würdevoll dieser Richtung an.

Die deutsche Musik hatte schon früher das deutsche Gemüth mächtig ergriffen, indem sie sich in ihrer ganzen Fülle an die Religion anschloß. Georg Friedrich Händel (geboren zu Halle 1685, gestorben zu London 1759) hatte im großartigen Kirchenstyl eine Tondichtung erschaffen, benannt »der Messias«, welche alle christlichen Glaubensparteien durch ihre Erhabenheit gleichmäßig ergriff. Ihm folgten Johann Sebastian Bach (geboren 1685, gestorben 1750) und Christian Gluck (geboren 1714, gestorben 1787) ruhmvoll nach; der letztere erschuf in Deutschland die dramatische Musik (die Oper). Nach diesen großen Meistern traten zwei andere ruhmvoll auf, Joseph Haydn (geboren 1732 in dem Dörflein Rohrau an der österreich-ungarischen Gränze, gestorben zu Wien 1809) und Wolfgang Amadeus Mozart (geboren zu Salzburg 1756, gestorben zu Wien 1791). Joseph Haydn war der Sohn eines armen Wagners, der an Sonn- und Festtagen von Thüre zu Thüre zog und Musik machte, ein Schulmann in Haimburg entdeckte das Talent des Knaben, und ertheilte ihm Unterricht. Und aus dem armen, stillen, bescheidenen Knaben ward ein Mann, welcher liebliche und doch erhabene Tonwerke schuf, zur Verherrlichung Gottes und zur Freude aller Menschen; die »Schöpfung« und »die Jahreszeiten« betitelt. Es wird erzählt, daß Haydn schon als Greis einer Aufführung seiner »Schöpfung« in Wien beiwohnte, und, wie die Musik kam zu den Worten: »Es werde Licht« und wie nun alle Töne in einen einzigen Jubel zusammenbrausten, da habe der Meister tieferschüttert, die Hände hocherhoben, ausgerufen: »Das ist nicht mein Werk, das kommt von oben.« — Mozart, der Sohn des erzbischöflichen Vicekapellmeisters in Salzburg, gab schon im zartesten Kindesalter solche Proben der göttlichen Gabe, welche seine Seele erfüllte, daß alle Welt staunte, wohin er irgend kam; denn sein Vater machte mit ihm viele Reisen in Deutschland, England und Welschland, und alle Meister priesen des jungen Künstlers Spiel. Und als Mozart heranwuchs, wendete er sein musikalisches Talent vorzugsweise der Bühne zu; da bezauberte er als Tondichter von Opern das ganze deutsche Volk, und alle Welt, die bis dahin in dem Wahn befangen gewesen war, daß nur Welschland allein die wahre Heimath der Musik sei, erkannte des deutschen Meisters unsterbliches Verdienst. So schrieb er die Musik zu vielen Opern, wie z. B. »die Entführung aus dem Serail«, die »Zauberflöte« und »Don Juan«; darin umfaßte er die ganze unsichtbare Welt menschlicher Gefühle mit dem Zauberband der Töne, und drückte das höchste Jauchzen der Wonne, den Verzweiflungsschrei des Schmerzes, das selige Entzücken reiner Liebe und den Uebermuth der strotzenden Lust, den ganzen Trotz der sinnlichen Natur ge-

gen das Uebersinnliche und die majestätischen Schauer des Uebersinnlichen aus. In der letzten Zeit seines Lebens kam eines Tages ein unbekannter Mann zu ihm und bestellte bei ihm eine musikalische Seelenmesse (das »Requiem«) für einen Verstorbenen. Mozart begab sich mit größtem Eifer an's Werk, ahnend, daß er sein eigenes Todtenlied schreibe. Und es ward es auch. Er starb in der Blüthe seiner Jahre, erst fünfunddreißig alt, viel zu früh für seine Kunst, als Mensch eben so geachtet, wie als Künstler. Mit Recht sagt ein deutscher Dichter von ihm: »Er wird, so lange Herzen schlagen, der Liebling jedes Herzens sein!« In allen Ländern, ja in allen Welttheilen hat er die deutsche Musik zu Ehren gebracht.

So ein schönes vielverheißendes Streben und Schaffen des Geistes war damals in deutschen Landen. Aber es war noch keineswegs abgeschlossen, sondern dauerte frisch und rüstig fort, während sich von Westen ein ungeheures Weltereigniß wie webende Feuerflammen gegen den deutschen Boden heranwälzte, daß die Grundfesten der deutschen Reichsverfassung barsten und das ganze alte Gebäude sich zum Zusammensturz neigte.

8.

Ein Riese sank darnieder und starb.
Aber er blieb nicht todt; denn es kam ein Geist und belebte
Den Todten wieder. Der richtet sich auf,
Sieht und schauet umher mit Feuerblicken. Die Seele,
Nur Schatten, umirrt ihn, bebet vor ihm.
Volk ist der Name des Riesen; des Schattens Name ist König.

Klopstock.

Nach dem Tode Josephs II., welcher keine Kinder hinterließ, erhielt dessen Bruder Leopold, Großherzog von Toskana (geboren 1747), als Leopold der Zweite die deutsche Kaiserkrone, und wurde am 9. Oktober 1790 feierlich gekrönt, ein wohlmeinender und bis dahin hochverdienter Fürst, welcher aber, um den Frieden zu erhalten, die Verordnungen Josephs II. — zurücknahm. Es gelang ihm auch bald, die Aufregung in Ungarn zu ersticken und die belgischen Provinzen wieder zur Anerkennung von Oesterreichs Oberherrschaft zu bringen; auch mit den Türken schloß er (1790) zu Sziſtowa Frieden. — Auf dem preußischen Throne saß nach Friedrichs des Großen Tode dessen Neffe, König Friedrich Wilhelm II., ein Mann von manchen löblichen persönlichen Eigenschaften, welcher aber die Regierung des Staates unwürdigen Günstlingen überließ, durch deren Einfluß viele treffliche und herrliche Einrichtungen Friedrichs des Großen vereitelt, der Staatsschatz leichtsinnig verschleudert, die Ausgaben vermehrt, die Aemter mit feilen Kreaturen besetzt, die Geschäfte verwirrt, die Denk- und Schreibfreiheit, sowie die religiöse Duldung

wieder unterdrückt wurden. Dadurch schwand natürlich die sittliche Kraft des Staates dahin. Aber auch die militärische war allgemach durch zweckwidrige Maßregeln morsch geworden: die Officiere waren nämlich meistens alt und untüchtig, weil man bei der Beförderung derselben den verkehrten Grundsatz befolgte, daß einzig und allein das höhere Dienstalter entscheiden sollte, nicht das Verdienst; ferner besaß der Adel noch ausschließlich die Officierstellen, und ließ die Gemeinen, die ihre altmodische steife und hinderliche Tracht beibehalten mußten, nach Willkür prügeln, wodurch jenes Ehrgefühl erstickt wurde, ohne welches der Soldat auch keinen Muth, keine Begeisterung hat; gleichwie die Fürsten im Großen, so thaten diese Officiere im Kleinen: dünkelhaft trennten sie sich, gerade als ob sie höhere Wesen wären, von den Gemeinen (wie die Regierungen von den Unterthanen), sie wähnten: im knechtischen Gehorsam liege das Zaubermittel, welches große Thaten vollbringt! Bei solchem inneren Verfall konnte schmachvolles Verderben nicht lange ausbleiben. Es war aber noch dazu ein großes Unglück, daß die preußische Armee, als sie auf Friedrich Wilhelms Befehl plötzlich in Holland einbrach, um den entflohenen herrschsüchtigen Generalstatthalter wieder einzusetzen und den Aufstand der freisinnigen Holländer zu unterdrücken, dort gar keinen Feind, keinen Widerstand fand: diesen leichten Erfolg schrieben die Officiere ihrer eigenen Thatkraft zu, und bestärkten sich nun noch mehr in ihrem Dünkel, welcher zur lächerlichsten Prahlerei ausartete.

Den französischen Thron hatte nach dem Tode König Ludwig XV. (1774) dessen Enkel Ludwig XVI. bestiegen, welcher mit Maria Theresias Tochter, Maria Antoinette, vermählt war, — ein sittenreiner, gebildeter und herzensguter Mann, welchem aber Charakterfestigkeit und ein tieferer Blick in die Verhältnisse seines Reiches fehlten. Die gränzenlose Unterdrückung des französischen Volkes seit Ludwig XIV. hatte im Stillen entsetzliche Folgen herangereift; der französische Hof mit allem, was d'rum und d'ran war, mit Adel und Geistlichkeit, war ein scheußlicher Pfuhl von Sittenlosigkeit geworden und trug seine Verworfenheit noch obendrein frech zur Schau. Nichts war den Machthabern in Frankreich mehr heilig: bei ihren üppigen Gelagen, taumelnd von Wein, in den Armen ihrer Buleirinnen, spotteten sie über das Dasein eines gerechten ewigen Gottes so leichtfertig, wie über das Dasein von Unschuld und Tugend, wie über die Menschenrechte des Volkes, und leugneten beides, — gewissenlose Schriftsteller, verderbt wie sie und die Genossen ihrer Lüste, kitzelten durch witzige Schriften dies Wohlgefallen an der Verhöhnung des Göttlichen und alles Heiligen, der Religion und der Menschenwürde. Aber es gab noch einzelne edle Männer, welche, tief erschüttert von einem so entsetzlichen Zustand der Dinge, voll heißer Sehnsucht nach Verbesserung, das Volk durch Schriften über seine unverjährbaren Rechte aufklärten. Einer von diesen wenigen Män-

nern, und zwar einer der edelsten, war Johann Jakob Rousseau (geboren 1712, gestorben 1778); der schrieb ein Buch, welches ungemeine Wirkung hervorgebracht hat, »über den gesellschaftlichen Vertrag«, worin er den Ursprung und die Bestimmung des Staates nachwies und worin er dem Volke zeigte, daß der allgemeine Volkswille die einzige geschichtlich-begründete und vernünftige Unterlage der Staatsverfassungen sei. Gleichwie nun ein Todtkranker, der noch inbrünstig an der Lust des Lebens hängt, jede Arznei, die ihm gereicht wird, mit Hast ergreift, so horchte das französische Volk den Aufschlüssen über Freiheit und Menschenrechte; unbemerkt von den stolzen Machthabern, durchschlich im Stillen ein unnennbarer Drang das Herz des Volkes und eine gewaltige Gährung bereitete sich vor; eifrig las man jetzt in Frankreich die Geschichte der Griechen und Römer, man lernte die freien Verfassungen des Alterthums kennen und die Helden, welche für die Freiheit kämpften, siegten oder starben. Mächtiger wirkte zu gleicher Zeit das Beispiel der englischen Ansiedlungen in Nord-Amerika, welche damals gegen England für ihre Freiheit kämpften; Frankreich war mit ihnen gegen England verbündet und viele Franzosen fochten in den Reihen der nordamerikanischen Republikaner. Endlich brachten der Adel und die Geistlichkeit die allgemeine Gährung in Frankreich zum Ausbruch. In Folge der übelsten Verwaltung war nämlich die Verwirrung des Staatshaushaltes auf's höchste gestiegen; ein förmlicher Staatsbankerott schien unvermeidlich zu sein; der König wußte keinen Rath mehr. Da wandte er, weil das Volk völlig ausgesogen war, sein letztes Augenmerk auf den Adel und die Geistlichkeit, welche bisher steuerfrei gewesen waren und fast ausschließlich die Nationalreichthümer besaßen; er berief sie und verlangte von ihnen Hülfe zur Rettung des Reichs. Sie aber verweigerten stolz jede Beisteuer und wollten ihre alten Vorrechte nicht aufgeben. Nun versammelte Ludwig XVI. 1789 die Reichsstände in Versailles; da kamen seit langer Zeit auch die Abgeordneten des Bürger- und Bauernstandes (beide zusammen: der sogenannte »dritte Stand«), eben so stark an Zahl, als die vom Adel und von der Geistlichkeit; Ludwig XVI. forderte denn jetzt die ganze französische Nation zu Rath und That auf. Mit Verachtung und doch voll Eifersucht bedachteten Adel und Geistlichkeit den überwiegenden dritten Stand und verlangten, um ihren eigenen Einfluß zu behaupten, daß nicht nach Köpfen, sondern nur nach Ständen gestimmt würde. Aber heftig widersprach dem der dritte Stand, welcher seine Rechte, seine Bedeutung fühlte; es kam zum erbitterten Streit und Ludwig XVI. löste die ganze Versammlung auf. Doch der dritte Stand blieb und erklärte sich (am 17. Juni 1789) zur »Nationalversammlung«, und diese kühne Beharrlichkeit begeisterte plötzlich das ganze Volk. Der Name: »Volk«, — von den Machthabern so lang verhöhnt und wie ein Schimpfname betrachtet, — gewann nun seine alte großartige Bedeu-

tung wieder und wurde den bevorzugten Ständen gar bald so furchtbar wie die Stimme der ewigen Gerechtigkeit. Die Bürger von Paris griffen zu den Waffen, um die Abgeordneten gegen Gewalt zu schützen. Adel und Geistlichkeit mußten sich endlich fügen und sich dem »dritten Stand« anschließen, und nun begann die Nationalversammlung, deren Seele dieser war, rasch, gewaltig und durchgreifend zu wirken. Schon am 4. August wurde alle Leibeigenschaft, wurden alle Lehns-Zinsrechte an todte Hand, wurden alle freibrieflichen Vorzüge Einzelner wie ganzer Genossenschaften, des Adels und der Geistlichkeit, kurz alle mittelalterlichen Feudalrechte aufgehoben und abgeschafft. Am 13. Februar 1790 wurden alle Klöster und geistlichen Orden in Frankreich aufgehoben, die Güter derselben für Nationaleigenthum, hierauf alle willkürlichen Verhaftbefehle für ungültig erklärt, dann alle äußerlichen Zeichen der Standesunterschiede aufgehoben. Am 3. September 1791 wurde eine neue Verfassung angenommen, deren Grundlage die Anerkennung der unverjährbaren Menschenrechte, und die Souverainität des Volkes bildeten, so, daß der König nur des Volkes erster Beamter sei. Der König bestätigte diese neue Verfassung am 13. September. So griff die französische Staatsumwälzung (oder »Revolution«) um sich. — Was wollten der Adel und die Geistlichkeit machen? Sie erkannten die unwiderstehliche Begeisterung des Volkes, die überwiegende Bildung des dritten Standes und ihre eigene Ohnmacht. Nun fügten sich Viele von Adel und Geistlichkeit klüglich in die Zeit; viele Andre aber, welche dafür zu stolz und eingebildet waren, wanderten lieber aus Frankreich fort, und zwar nach Deutschland, wo man sie die »Emigranten« hieß. So waren auch einst zu Ludwigs XIV. Zeit viele französische Auswanderer zu uns gekommen, aber das waren verfolgte Männer aus dem Volk gewesen, gewerbfleißige, tugendhafte und fromme Menschen, die bei uns eine Freistätte für freies Glaubensbekenntniß gesucht und auch gefunden hatten. Diese neuen »Emigranten« hingegen brachten all ihre Anmaßungen und Ansprüche, all ihre Sittenlosigkeit mit, und forderten die Fürsten unsers Vaterlandes zum Kriege gegen ihr eigenes auf; durch diese feindseligen Gesinnungen, welche das französische Volk erfuhr, vermehrten sie jedoch nur dessen glühenden Haß gegen den französischen Hof. Der Adel in Deutschland empfand eine große Theilnahme für die »Emigranten« und betrachtete sie nur als unglückliche Opfer eines verabscheuungswürdigen Pöbels (denn so beliebte man damals von Seiten der vornehmen Welt das Volk zu nennen). Auch die deutschen Fürsten betrachteten den Zustand der Dinge in Frankreich von einem falschen Gesichtspunkte aus. Anfänglich meinten sie, daß Frankreich, dieser alte Feind Deutschlands, sich selbst dabei aufreiben würde; bald aber besorgten sie, daß die Erhebung des französischen Volkes auch das deutsche Volk zu gleichen Versuchen verleiten möchte. Das Haus Habsburg hatte überdies

noch ein beſonderes Intereſſe für das franzöſiſche Königshaus, weil es mit dieſem verſchwägert war, und unverdroſſen ſchürten die Emigranten die feindſeligen Geſinnungen der deutſchen Höfe gegen das franzöſiſche Volk. Da ſchloſſen Kaiſer Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. am 27. Auguſt 1791 zu Pillnitz ein Bündniß, um die Erhebung des franzöſiſchen Volks zu unterdrücken und Ludwig XVI. in den Stand zu ſetzen, die bedrohte ſtreng monarchiſche Staatsverfaſſung zu behaupten.

Bald darnach, nämlich am 1. März 1792, ſtarb Kaiſer Leopold II. und ſein Sohn Franz (geboren 1768) wurde, als Franz der Zweite, am 5. Juli zum deutſchen Kaiſer erwählt. Im großen Saal des ſogenannten Römers zu Frankfurt am Main, wo die Kaiſer erwählt wurden, ſind viele Niſchen, in deren jeder ſeit geraumer Zeit das Bildniß eines Kaiſers gemalt worden war; wunderlicherweiſe war damals für das Franz des Zweiten nur noch eine Niſche, die allerletzte leer. Franz II., ein wohlwollender und durch alle Tugenden eines Privatmannes ausgezeichneter Monarch, hielt es für gut, den Grundſätzen ſeines Vaters zu folgen und erneuerte daher deſſen Bündniß gegen Frankreich, obgleich der alte vielerfahrene Staatsmann Kaunitz rieth, Frankreich nicht anzugreifen, und meinte: »man müſſe die Leidenſchaften dort austoben laſſen«. Indeſſen bot jedoch die Kaiſerin Katharina II. von Rußland Alles auf, daß Oeſterreich und Preußen gegen Frankreich Krieg anfingen; denn ſie hatte dabei die Abſicht, ſich indeſſen des letzten Reſtes von Polen zu bemächtigen. Alle dieſe Sachen wurden plötzlich dadurch entſchieden, daß König Ludwig XVI. von jener Partei in ſeinem Staate, welche nur in einem Kriege Heil und Rettung ſah, gezwungen wurde, am 20. April 1792 dem Kaiſer den Krieg zu erklären. Alſobald zog nun Herzog Ferdinand von Braunſchweig mit einer Armee von Preußen, Oeſterreichern, Heſſen und franzöſiſchen Emigranten über den Rhein und unternahm einen Feldzug in die Champagne. Der fiel aber ſehr unglücklich und ſchmachvoll für die Deutſchen und die Emigranten aus, und eine trutzige Kundmachung, welche beim Einmarſch in Frankreich erlaſſen worden war, des Inhalts: »Wenn der König von Frankreich nicht alſogleich in ſeine Rechte wieder eingeſetzt wurde, dann ſollte in ganz Paris kein Stein auf dem andern bleiben,« hatte nur dazu beigetragen, daß die Franzoſen, immer kräftiger im Gefühl ihrer Volksſouverainität, voll glühenden Haſſes gegen die Fremden und gegen das Königthum, am 10. Auguſt 1792 Ludwig XVI. überfielen, gefangen nahmen, abſetzten und Frankreich am 21. September für eine Republik erklärten. Die Preußen wurden bei Valmy durch den franzöſiſchen Feldherrn Kellermann, die Oeſterreicher (am 6. November 1792) bei Gemappes durch den General Dumouriez beſiegt, und in Folge dieſes letzteren Sieges beſetzten die Franzoſen die öſterreichiſchen Niederlande.

Mittlerweile waren die Franzosen unter Cüstine auch an den Oberrhein aufgebrochen. Cüstine überfiel Speier und Worms und nahm am 19. Oktober Mainz durch die Feigheit der dortigen Besatzung. Nun wurden in Mainz Freiheit und Gleichheit mit Gewalt eingeführt, alle Sinnbilder der Feudalgewalt vernichtet.

9.

Deutschland, schlummerst Du noch? Siehe, was rings um Dich,
Was Dir selber geschah. Fühl' es, ermuntre Dich,
Eh' die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel bloßt!
Deine Nachbarin sieh, Polen, wie mächtig einst
Und wie stolz! o sie kniet, eben- und schmuckberaubt,
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen und verstummt. ——
Soll Dein Name verweh'n? Willst Du zertheilt auch
Knie'n vor Fremden?

Herder.

Statt der Königsherrschaft bestand nun in Frankreich eine Volksherrschaft, von kühnen Männern geleitet. Alle Bande der Natur waren zerrissen; und furchtbar tobten die losgelassenen Leidenschaften. Der Konvent in Paris, — damals die oberste französische Staatsgewalt — erklärte den König Ludwig XVI. in Anklagestand und ließ ihn am 21. Januar 1793 öffentlich enthaupten. Und wie sein unglückliches Haupt auf dem Blutgerüste fiel, war die Losung gegeben zum Krieg der ganzen Christenheit in Europa. »Tod allen Fürsten! Vernichtung allen Monarchieen! Untergang allen Vorrechten! Freiheit und Gleichheit rings auf Erden!« rief der Konvent, aber er achtete kein Völkerrecht, und in Paris waltete der furchtbare Robespierre wie eine Geißel Gottes. Blut und Schrecken sollte der Schutz und Schirm der neuen Republik sein. Und wie alle alten Einrichtungen, welche an die Zeit der Tyrannei noch erinnern konnten, mit der Wurzel ausgerissen werden waren, so sollten auch alle heimlichen Freunde des alten Königthums, ja selbst jene freigesinnten Männer, welche gemäßigt und menschlicher dachten, ausgerottet werden; ein Feind der Revolution zu sein, galt für einen Hochverrath an der Nation, und wurde mit dem Tode bestraft. Da hatte das Fallbeil der neuerfundenen Enthauptungsmaschine (oder »Guillotine«) vollauf zu thun; die Revolution verschlang im majestätischen Grimm, wie das Weltmeer im Sturm, Gerechte und Ungerechte.

Da schlossen die Könige Europa's, auf Englands Betrieb, einen großen Bund, die sogenannte »Koalition«, gegen Frankreich, nicht blos um die gemeinsame Sache des Königthums zu retten, sondern auch um nebenbei je besondere Vortheile zu gewinnen. England griff Frankreich zur See an, Spanien

im Süden, die welſchen Fürſten thaten es von den Alpen her, Oeſterreich, Preußen, das deutſche Reich und Holland vom Rhein. So von allen Seiten umſtellt, ſollte die franzöſiſche Republik vernichtet werden und der furchtbare, mörderiſche Kampf der Parteien im Innern derſelben ſchien den Königen den Erfolg dieſer Hoffnung zu verbürgen. Die öſterreichiſche Armee, unter dem Herzog von Koburg, ſchlug in den Niederlanden die franzöſiſche, verfolgte aber den Sieg nicht und verſchwendete die Zeit mit der fruchtloſen Belagerung Dünkirchens (lediglich im Privat-Intereſſe Englands). Dadurch gewannen die Franzoſen Kraft und ſchlugen die Engländer bei Hondscoten, die Oeſterreicher bei Wattignies. Die Preußen belagerten und eroberten indeſſen Mainz und nun hoffte man allgemein, daß ſie ſich raſch gegen die Weiſſenburger Linien im Elſaß wenden würden, um den öſterreichiſchen General Wurmſer zu unterſtützen, welcher dort tapfer gegen die Franzoſen kämpfte. Aber König Friedrich Wilhelm II. von Preußen war auf Oeſterreich eiferſüchtig, weil dieſes mit England im Norden Frankreichs für ſich ſelbſt erobern wollte und verließ unwillig den Kriegsſchauplatz, um ſeine neue Erwerbung in Polen in Augenſchein zu nehmen.

Dieſes preisgegebene Polen war nämlich indeſſen gränzenlos unglücklich geworden. Kaum hatte ſich jener Reſt deſſelben, welcher bei der Theilung übrig geblieben war, durch eine zeitgemäße Verfaſſung, und zwar unter Preußens Schutz und Bundesgenoſſenſchaft, wieder erholt, als plötzlich Katharina II. von Rußland einen nichtigen Vorwand ergriff, und, wider alles Völkerrecht, mit Heeresmacht in Polen einbrach. Vertrauensvoll wandten ſich die Polen an die Preußen, als ihre Beſchützer; dieſe rückten auch in Polen ein und beſetzten Danzig, Thorn, Elbing und faſt ganz Groß-Polen: Friedrich Wilhelm II. aber hatte ſich indeſſen mit Katharina II. heimlich verſtändigt, um einen Theil der Beute für ſich ſelbſt zu erhalten; und ſo war Polen verloren. Preußen bekam nun Thorn, Danzig, Poſen und Kaliſch; Rußland nahm Litthauen, Podolien und die Ukraine für ſich. Das war die ſogenannte „zweite Theilung“ Polens (1793); Oeſterreich wurde dabei übergangen. Das polniſche Volk iſt dabei im erſten Augenblick ganz ſtarr von Schrecken; aber bald erhebt es ſich im heißen Zorn. Schon im Frühjahr 1794 ſchallt plötzlich die Loſung durch's ganze Land: „Freies Leben, oder freier Tod!“ Ein edler Held, Kosciusko, ſammelt die Männer des Volks; ſie ſchaaren ſich begeiſtert, ſie nehmen Senſen als Waffen zur Hand und mähen als fleißige Schnitter in die Reihen der Ruſſen hinein. Am Grundonnerstag ſchichten ſie zweitauſend Ruſſenleichen zu Garben. „Polens Wiederherſtellung“, das iſt das einzige Ziel aller Vaterlandsfreunde; raſch fördert die Begeiſterung ihr Waffenglück; die Preußen müſſen im September 1794 die Belagerung Warſchau's aufgeben. Aber das iſt Polens letztes Abendroth. Denn nun führt der ruſſiſche General

Suwarow eine gewaltige Heeresmacht herbei. Kosciusko wird in der Schlacht bei Madziewicza (im Oktober) verwundet. »Finis Poloniae« ruft er, jammernd um's Vaterland, wie er vom Pferde stürzt; die Russen nehmen ihn gefangen; die Schlacht ist verloren, — und bald ist's auch das Vaterland. Darauf erstürmen die Russen Praga, Warschau's Vorstadt, und schlachten dort mit barbarischer Grausamkeit zwanzigtausend Menschen, Bewaffnete und Wehrlose, Greise, Frauen und Kinder. Am 4. November ergibt sich auch Warschau. Und nun gab es kein Polen mehr in der Reihe der Nationen. König Stanislaus mußte die Krone niederlegen und in Petersburg von einem russischen Gnadengehalt leben. Die drei Mächte theilten 1795 Polen unter sich zum dritten Mal.« Weder Oesterreich noch das deutsche Reich dachte noch an jenen Tag, an welchem die Polen unter Sobieski Wien und Deutschland vor der Barbarei und Tyrannei der Turken gerettet hatten, und doch war das erst einhundertzwölf Jahre her. Als Katharina II. später (1796) starb, gab ihr Sohn, Kaiser Paul, dem edlen Kosciusko, der bis dahin in Haft gelegen, die Freiheit wieder. Kosciusko nahm sie an, aber den Degen wollte er nicht wieder tragen. »Wozu brauch' ich den Degen«, sprach er, »da ich kein Vaterland mehr habe!« Er fuhr gen Amerika, kam später nach Frankreich und starb erst 1817 in der Schweiz.

Mittlerweile hatten die Verbündeten im Frühjahr 1794 den Feldzug in den Niederlanden gegen Frankreich wieder eröffnet und zwar im Anfang mit Glück. Kaiser Franz II. zog siegreich in Brüssel ein, die Festung Landrecis fiel; schon stand den Oesterreichern der Weg von Belgien nach Paris offen. Dagegen war aber auch ganz Frankreich in Waffen; jeder Bürger war Soldat zur Rettung des Vaterlands und des Nationalruhms. Die Schreckensherrschaft beförderte die allgemeine Bewaffnung. Es wimmelte nämlich in Frankreich von Spionen und Angebern, und kein Mensch war seines Kopfes auf den Schultern vor ihnen sicher; wen sie, aus Habsucht, Rachlust, Verwechslung, ja sogar oft aus Dummheit bei den Mitgliedern der Volksregierung als verdächtig anzeigten, der wurde ergriffen, eingekerkert, hingerichtet. Da zogen viele tausend Franzosen gegen die Feinde Frankreichs, um, — statt nutzlos, durch die Guillotine, — lieber ehrenvoll, die Waffen in der Hand, für die Rettung des Vaterlands zu fallen. Da die Revolution alle Unterschiede von Rang und Stand, alle Vorrechte ausgetilgt hatte, so gewann jetzt das Talent allem den größten Spielraum; wer sich durch Muth oder Geschicklichkeit im Heere auszeichnete, erklomm rasch eine Würde nach der andern; daher gab's immer größeren Wetteifer in Kühnheit und um Ruhm, und selbst den geringsten Franzosen adelte der Nationalstolz. Dagegen war bei den Verbündeten Uneinigkeit, Mißtrauen und Eifersucht, Trägheit in Rath und That; manche Führer waren untauglich und die Mannszucht war größtentheils so schlecht,

daß sich z. B. die Kaiserlichen auf deutschem Boden furchtbar verhaßt machten. Unter solchen Umständen mußten die Franzosen gewinnen. Sie brachen unter dem General Pichegrü kühn und wild in Flandern ein und General Jourdan bedrohte von Luxemburg her die Verbündeten, so daß sich jetzt der ganze Angriffskrieg derselben in eine bloße Vertheidigung gegen die Angegriffenen verwandeln mußte. Da geschahen viele furchtbare Gefechte: am 26. Juni 1794 endlich gewannen die Franzosen unter Jourdan die Schlacht bei Fleurüs. Nun zogen sich die Kaiserlichen aus den Niederlanden zurück; die französischen Generale Pichegrü und Moreau eroberten Flandern und Brabant. Auch am Oberrhein waren die Verbündeten unglücklich, die Oesterreicher mußten unter Wurmser über den Rhein, die Preußen gegen den Main zurückweichen. Der Herzog von Braunschweig legte zürnend den Oberbefehl über die Preußen nieder; die Franzosen waren Herrn des linken Rheinufers; der Kaiser besaß von den Niederlanden nur noch Luxemburg, das deutsche Reich jenseits des Rheins nur noch Mainz.

Indessen hatten sich in Deutschland schon viele Stimmen erhoben, daß es besser sei, die alte Reichsverfassung aufzulösen und die geistlichen Güter einzuziehen; auf der andern Seite aber wurden heimliche Verbindungen zur Aufrechthaltung der alten Reichsverfassung geschlossen. Es war eine allgemeine Mißstimmung zwischen den größeren deutschen Staaten und den kleineren Reichsständen. Nur eins war Allen gemeinsam, die Sehnsucht nach Frieden. Auch die französische Republik war dazu geneigt, seit die Schreckensherrschaft in Paris gestürzt worden war. Dringend lagen nun die kleineren Reichsstände den Kaiser Franz II. an: »Durch Oesterreich und Preußen Friedensvermittlungen zu veranstalten, denn das deutsche Reich wolle weder erobern, noch sich in Frankreichs innere Angelegenheiten einmischen, und nur die Wiedergewinnung jener reichsständischen Besitzthümer und Rechte, die Frankreich an sich gerissen habe, sei der Zweck des Krieges gewesen.« Da beschwor der Kaiser am 10. Februar 1795 die Reichsstände: »jene Pflichten zu erfüllen, welche Reichsverband und Gesetze, Vaterland und Selbsterhaltung geboten, und sich fortwährend zu rüsten, um nicht in einem dereinstigen Frieden Deutschlands Schmach und den Umsturz der Reichsverfassung unterzeichnen zu müssen.« Aber schon hatte Friedrich Wilhelm II. von Preußen, welcher des Krieges bereits überdrüssig war, mit der französischen Republik heimlich besondere Unterhandlungen gepflogen, und so wurde am 5. April 1795 zu Basel wirklich ein Friede geschlossen. Darin sicherte Friedrich Wilhelm II. den Franzosen heimlich den Besitz des linken Rheinufers zu; er sollte dafür auf deutschem Grund und Boden eine Entschädigung erhalten. Und nun wurde von Ems bis Münster und rings um die hessischen und fränkischen Kreislande eine große Abmarkungs- (»Demarkations«) Linie gezogen; alle Länder hinter

dieſer Linie ſollten dem Kriege fern bleiben und ihre Truppen zurückziehen, wogegen dann die Franzoſen die Linie nicht überſchreiten dürften. Dadurch war nun Deutſchland gleichſam in zwei Hälften getheilt, und Norddeutſchland — unter preußiſchem Schutz — vom Kriege befreit. Holland aber war nun den Franzoſen preisgegeben; ſie beſetzten es, beſtellten darin eine republikaniſche Regierung und nannten es »bataviſche Republik«; — bald darauf ſchloß auch Heſſen-Kaſſel mit Frankreich einen beſonderen (ſogenannten »Separat-«) Frieden. Auch Hannover und Sachſen zogen ſich zurück. Und nun dachte die franzöſiſche Republik mit ihrer ganzen Macht den Kaiſer zu bekriegen.

Kaiſer Franz II. ſtand faſt ganz allein Frankreich gegenüber, aber gerade deshalb nur um ſo ehrenvoller in ſeiner Beharrlichkeit, das deutſche Vaterland vor den wachſenden Anmaßungen und Eroberungen der Fremden zu beſchützen. Er hatte ſein Kaiſerwort gegeben: Deutſchland zu erhalten, und muthvoll hielt er dies Wort. Unerwartet bewilligte ihm König Georg III. von England eine ungeheure Summe Geldes zur Unterſtützung der Armee.

Der Krieg begann jetzt auf's Neue am Rhein und in Welſchland. Die talentvollſten Feldherrn traten einander gegenüber; auf kaiſerlicher Seite ragte über die andern Generale, Wurmſer und Beaulieu, der Erzherzog Karl, ein Bruder des Kaiſers Franz (geboren 1771), durch die gründlichſten Kenntniſſe der Kriegskunſt, durch Raſchheit und Geiſtesgegenwart, durch Heldenmuth, Ausdauer und Edelſinn hoch hervor; auf franzöſiſcher Seite über die Generale Jourdan, Moreau und viele andere der Obergeneral der italieniſchen Armee, Napoleon Bonaparte. Dieſer letztere (geboren am 15. Auguſt 1769 zu Ajaccio auf der Inſel Korſika) war der Sohn eines Advokaten, in der Kriegsſchule zu Brienne gebildet worden, und hatte ſich ſchon als Unterfeldherr glänzende Verdienſte um Frankreich erworben, weshalb er ſchnell zu einem höheren militäriſchen Wirkungskreiſe befördert wurde. Die Natur hatte ihn reich ausgeſtattet mit allen Eigenſchaften, welche Armeen und Völker in wildbewegten Kriegszeiten zur Bewunderung hinreißen. Eine durchdringende Geiſteskraft war dieſem Manne eigen und eine eiſerne Willensmacht. Für ihn gab es kein Hinderniß, für ihn gab es keine Gefahr; denn wo dieſe jeden Andern, auch den Muthigſten ſchreckte, da eilte er ihr freudig entgegen, wie ein Bräutigam ſeiner Braut; dann machte ſein Beiſpiel auch den Geringſten in ſeinen Schaaren zum Helden. So brachte er es dahin, daß die Soldaten, welche er anführte, Vaterland und Freiheit, wofür ſie ſtritten, nur in ſeiner Perſon fanden, daß ſein Wort, ſein Blick, ſein Name ſie bezauberten, daß ſie alle Ehre, allen Ruhm nur ausgehen ſahen von ihm. Er ſelbſt beſaß ungemeine Kraft und Ausdauer, er glühte von Ruhm- und Herrſchſucht und bemaß Welt und Menſchen nur nach dem Maßſtab ſeiner großen Entwürfe. So begann Napoleon Bonaparte, von Erfolg zu Erfolg, und durch jeden kühner, gewaltiger,

wie der leibhaftige Kriegsgott über die Erde zu schreiten. Napoleon Bonaparte, damals erst sechsundzwanzig Jahre alt, war Obergeneral der republikanisch-französischen Armee in Welschland, um dort die österreichische Macht zu vernichten; über diese führte der General Beaulieu den Oberbefehl. Bonaparte eilte schon im April 1796 über die Alpen. In glorreichen Schlachten überwindet er den König von Sardinien, und zwingt ihn zum Frieden. Dann wirft er sich mit ganzer Macht auf die Oesterreicher und schlägt ihren Feldherrn Beaulieu am 10. Mai bei Lodi. Die Oesterreicher flüchten nach Tyrol; die ganze Lombardei gehorcht den Siegern, bis auf das feste Mantua, welches die Franzosen belagern.

Während dieser Zeit entbrannte der Krieg in Deutschland. Die Franzosen (unter den Generalen Jourdan, Kleber und Moreau) zogen über den Rhein und zwangen den Erzherzog Karl, nach Schwaben zurückzuweichen. Kühn drang Jourdan gegen Böhmen vor, Moreau gegen Baiern. Die französischen Feldherrn, immer siegreich, waren schon im Begriff sich zu vereinigen, und wollten dann geradeswegs in's Herz der kaiserlichen Erbstaaten, gegen Wien eilen. Da stellt sich Deutschlands Held, Erzherzog Karl, den Franzosen entgegen, schlägt sie (am 24. August 1796) bei Amberg in der Oberpfalz, treibt sie zurück und siegt auch bei Würzburg. Das fränkische Landvolk hilft ihm, voll grimmigen Hasses gegen die Franzosen, wacker immerzu, überfällt sie, tödtet sie, wo es sie findet, und treibt sie von dannen. So muß Jourdan mit den Seinigen über den Rhein zurückflieh'n. Dadurch ist nun General Moreau entblößt und im besten Vordringen gegen München plötzlich aufgehalten. Was will er machen? Er muß den Rücken wenden und sich mit Bonaparte zu vereinigen suchen. Aber durch Tyrol kann er nicht; da zieht er klug und kühn über den Schwarzwald durch den schauerlich schönen Engpaß, welcher die »Hölle« heißt; auch dort erheben sich die Bauern und drängen die Feinde; dennoch vollbringt Moreau, von Gefahren umringt, seinen Rückzug und setzt bei Hüningen über den Rhein.

Mittlerweile war der österreichische Feldherr Wurmser in die Lombardei gekommen, um Mantua zu retten. Bonaparte aber schlug die Oesterreicher im August bei Brescia und Castiglione, im September bei Roveredo und Bassano, im November 1796 bei Arcole, am 14. Januar 1797 bei Rivoli. Da ergab sich ihm (am 2. Februar) auch Mantua. So hatte nun Bonaparte den Sieg der französischen Waffen in Italien entschieden, und, um seine Eroberungen zu sichern, dort die alten Verfassungen umgestürzt und republikanische statt deren eingesetzt. Schon hatte er auch dem österreichischen Hof den Frieden angeboten, wobei er verlangte, daß Belgien und ein Theil der deutschen Länder jenseits des Rheins an Frankreich abgetreten würden. Als nun der österreichische Hof zögerte, solche Bedingungen anzunehmen, da rief Bonaparte zu seinen

Soldaten: »Kommt, ich führ' euch nach Wien. Erkämpfen wollen wir den Frieden, den Oesterreich verschmäht.« Inzwischen hatte er mit dem Papst schnell Frieden geschlossen, um sich von einer Seite zu decken, und wollte schon im März den Feldzug eröffnen. Erzherzog Karl, welcher den Oberbefehl über die österreichische Armee in Italien erhalten hatte, befand sich in einer bedrängten Lage und wollte eine entscheidende Schlacht mit Bonaparte vermeiden, wurde aber von diesem zum Rückzug bis gen Klagenfurt in Kärnthen gezwungen, und kühn drang nun der siegreiche Bonaparte in die Alpenländer vor, um Wien zu erreichen; er rechnete darauf, daß zu gleicher Zeit auch die Generale Moreau und Hoche vom Rheine her vordringen würden. Die ganze österreichische Monarchie war in Schrecken vor dem Sieger. Da schrieb der Kaiser das Aufgebot aus zur Rettung des Vaterlandes. Und begeistert ergriffen die Bürger Wiens die Waffen, Jung und Alt, Studenten, Künstler und Handwerker; auch die Ungarn schaarten sich; die treuen Tyroler standen auf allen Hochwachten ihrer Berge, die Büchsen im Arm, ihre treffliche Schützenkunst an Feindesherzen zu erproben. So droht dem Abgott der Soldaten plötzlich ein Volkskrieg, und Bonaparte, welcher im kühnen Vertrauen auf sein Glück immer tiefer in die österreichische Monarchie eingedrungen war, sieht sich nun rings von den größten Gefahren umgeben. Er befindet sich tief in Steiermark, abgeschnitten von Hülfe und Kriegsbedürfnissen; vom Rhein her kann er keine Unterstützung bekommen, denn Moreau war nach Paris gereis't und Hoche nicht über den Rhein gegangen; — zu seiner Linken bedrohen ihn die Tyroler; hinter ihm Welschland voll Erbitterung; — vor ihm der Landsturm; — an der Donau der Erzherzog Karl mit einem trefflichen Heer. Da bietet Bonaparte, immer noch stolz und trotzend, als sei er in der Lage, Gesetze vorzuschreiben, angeblich, um Menschenblut zu schonen, Oesterreich den Frieden, und Oesterreich nimmt ihn an. Am 18. April 1797 wurden auf einem Schlosse bei Leoben die vorläufigen Friedens-Verhandlungen zwischen Oesterreich und der französischen Republik abgeschlossen. An demselben Tage ging General Hoche bei Neuwied über den Rhein, schlug die Oesterreicher und wurde in seinem weiteren Vorrücken nur durch die Nachricht vom Friedensabschluß aufgehalten. Auch Moreau war unterhalb Straßburg über den Rhein gegangen und nach Schwaben vorgedrungen. Endlich kam am 17. Oktober 1797 in Campoformio (in Friaul) der förmliche Abschluß des Friedens zu Stande. Beide Theile sollten durch Abtretung von Ländern und Gebieten entschädigt werden; die Politik nahm dabei ganz den gewaltsamen Charakter jener Zeit an, in welcher nur das Recht des Stärkeren galt. Lange stritten beide Parteien und die österreichischen Unterhändler wollten Bonaparte's Forderungen nicht bewilligen. Da rief er zürnend: »Ihr wollt also Krieg? Gut, ihr sollt ihn haben!« warf ein kostbares Porzellangeschirr (ein Geschenk der russischen Kaiserin) zu Boden, daß es in

Scherben zersprang, und fuhr drohend fort: »So soll eure Monarchie zertrümmert werden, ehe drei Monden vergeh'n.« Nun gaben die Oesterreicher erschreckt

nach. Frankreich behielt die österreichischen Niederlande und seine Eroberungen in Italien: Oesterreich opferte ihm (in einem geheimen Artikel) den Besitz des linken Rheinufers auf, und stolz nahm nun Frankreich die Stellung eines Schiedsrichters über Europa's Angelegenheiten ein. Die betheiligten deutschen Reichsstände bekamen die Aussicht, durch Einziehungen geistlicher Güter im übrigen Deutschland entschädigt zu werden. Oesterreich erhielt als Entschädigung für die verlorenen Niederlande das Gebiet der ehemaligen Republik Venedig, welche am 12. Mai 1797 nach einer Dauer von eintausenddreihundertfunfzig Jahren aufgelöst worden und aus der Reihe der Staaten verschwunden

war; ferner versprach Frankreich dem Kaiser (in geheimen Artikeln) seinen Beistand zur Erwerbung Salzburgs und eines Theiles von Altbaiern. So war nun der Rheinstrom die Gränze zwischen Frankreich und Deutschland: aber er hielt die Eroberungspläne der Franzosen nicht zurück, schon betrachteten sie lüstern Deutschland als ihre künftige Beute. Zwar wurde öffentlich gar viel von der Erhaltung der »Integrität« des Reiches gesprochen und jeder vaterländisch gesinnte Mann verstand unter diesem Wort die Unverletztheit des Reichsgebiets. Aber endlich kam's heraus, daß man darunter verstanden wissen wollte: das Reich sollte als Gesammtkörperschaft erhalten werden. Bonapartes tiefere Politik ging dahin, zwischen den einzelnen Mitgliedern des deutschen Reichs, besonders zwischen den Staaten Oesterreich und Preußen, Mistrauen und Zwietracht zu erhalten, und dadurch sowohl alle Einzelnen, als auch ganz Deutschland unheilbar zu schwächen. Am schlimmsten ging es dabei den kleineren Reichsständen, welche von den größeren Mächten geopfert wurden. In jener Zeit (am 16. November) starb Friedrich Wilhelm II. von Preußen: und voll Hoffnungen blickten nun die Deutschen auf dessen Sohn Friedrich Wilhelm III. (geboren am 3. August 1770), dessen Biedersinn und strenge Rechtlichkeit bekannt waren.

Inzwischen erreichte Deutschlands Demüthigung den höchsten Gipfel durch den Kongreß zu Rastadt, wo sämmtliche Friedensbestimmungen in's Werk gerichtet werden sollten. Dieser Kongreß wurde am 9. December 1797 eröffnet. Mit frechem Uebermuth behandelten die französischen Gesandten, welche sich auf dem Kongreß befanden, die unglücklichen kleinen Reichsstände, von denen mancher durch die französische Besitzergreifung plötzlich zum Bettler wurde. Gewalt war die Losung, kein Recht mehr heilig; Bestechung wechselte schamlos mit Plünderung, und der deutsche Name ward mit jeder Art von Hohn und Schmach befleckt. Und was that die deutsche Nation dagegen? Sie konnte nichts thun, sie hatte ja keine gemeinsame Verfassung zur Grundlage der Nationalbewaffnung. Außerdem waren die Fürsten eigennützig, unein und auf einander eifersüchtig. Da mußte die deutsche Nation alle Unbill von den Fremden dulden und beschäftigte sich fast lediglich mit ihren geistigen Angelegenheiten, an deren Spitze Schiller und Göthe standen. Während dieser Zeit belagerten die Franzosen das preisgegebene Mainz am linken Rheinufer und am rechten die Felsenfeste Ehrenbreitstein, zwangen sie durch Hunger zur Uebergabe und schleiften die Festungswerke. Auch versuchten sie, durch heimliche Sendboten das deutsche Volk in allen Landen gegen die Regierungen aufzuwiegeln, und es erhob sich auch hie und da, aber nicht sowohl gegen die Fürsten, als vornämlich gegen die ungerechte Willkür der Beamten und gegen die Vorrechte des Adels. Aber selbst in jenen Ländern, wo es so lang furchtbar unterdrückt worden war, gab das deutsche Volk den fremden Einflüsterungen kein Gehör

und bewahrte den Fürſten ſeine ſchöne, alte, heimiſche Tugend, die Treue. So achtete es das Rechtsverhältniß, in welches es ſich einſt zu ſeinen Fürſten begeben hatte, im Ganzen höher und heiliger, als die meiſten von den Fürſten; es wollte die gute Sache ſeiner alten Rechte nicht durch Gemeinſchaft mit den Fremden entweihen und in's Verderben bringen, mit Fremden, deren Eigennutz das deutſche Volk mit ſeinem geſunden Hausverſtand beſſer durchſchaute, als die meiſten Fürſten. Die Franzoſen machten aus allen Ländern, welche ſie damals eroberten, Freiſtaaten. Aber die Freiheit war dabei nur ein Traum und all' dieſe Freiſtaaten nach franzöſiſchem Zuſchnitt und unter franzöſiſchem Schutz ſollten eigentlich blos Provinzen Frankreichs werden. Das deutſche Volk wollte von ſo etwas nichts wiſſen.

10.

Die einzige That iſt jetzt Geduld und Schweigen.
Schiller.

Während der Kongreß in Raſtadt, zum tiefſten Kummer aller vaterländiſch geſinnten Männer, fortdauerte, waren die Franzoſen (1798) in die Schweiz eingebrochen, hatten die alten durch Mißbräuche entarteten Verfaſſungen, wobei das Volk von den Geſchlechtern (Ariſtokraten) gedrückt wurde, vernichtet, die ganze Schweiz, als untheilbar und als ſogenannte »helvetiſche Republik«, unter eine einzige Regierung gebracht, aber dabei zugleich ſo ſchändlich geplündert, daß ſie ſich und dieſe Regierung, welche ganz und gar unter ihrem Einfluß ſtand, verhaßt und verächtlich machten.

Am 12. Mai deſſelben Jahres war Napoleon Bonaparte mit den beſten Soldaten ſeiner in Italien ruhmgekrönten Armee aus dem Hafen von Toulon abgeſegelt, um Aegypten zu erobern. Zwei Beweggründe vereinigten ſich für dieſe Unternehmung. Bonaparte hatte durch ſeine Siege in Italien die Bewunderung des franzöſiſchen Volkes und Heeres in einem ſo hohen Grade erworben, daß die damalige Regierung (das ſogenannte »Direktorium«) beſorgte, er möchte von Ehrgeiz verleitet werden, dieſen ungemeinen Einfluß zu ihrem Sturz zu mißbrauchen; Bonaparte ſelbſt beſorgte hinwieder von der Eiferſucht des Direktoriums das Schlimmſte für ſich; andererſeits war die Republik darauf angewieſen, Eroberungen zu machen, um ſich ſelbſt erhalten zu können, und die Aegyptens verſprach dem franzöſiſchen Handelswege die glänzendſten Ausſichten. Bonapartes kühner Geiſt ergriff alſo mit Freude die Gelegenheit, ſeinen Namen, deſſen Klang ſchon das ganze Abendland erfüllte, auch im Morgenland berühmt zu machen; er knüpfte die ſtolzeſten Pläne an die Unternehmung gegen Aegypten.

Bei dieſer Lage der Umſtände beſorgte England: Frankreich würde den Welthandel an ſich reißen, in deſſen faſt ausſchließlichem Beſitz ſich England

bisher befand: deshalb rüstete es gegen Frankreich. Am 1. August 1798 besiegte der englische Admiral Nelson in einer Seeschlacht bei Abukir die französische Flotte und vernichtete sie fast ganz und gar. Sodann bewegte England alle Mächte Europa's zu einem Bunde gegen Frankreich. Rußland und Oesterreich, welches wegen der gefährlichen französischen Nachbarschaft in der Schweiz in großer Besorgniß war, schlossen sich an, auch Neapel, Sardinien und die Türkei: das war die zweite »Koalition« gegen Frankreich. Preußen verhielt sich dabei durchaus parteilos: König Friedrich Wilhelm III. erkannte es für die dringendste Pflicht: vor allen Dingen die bedeutendsten Mißgriffe zu verbessern, welche sich unter der vorigen Regierung in das Verwaltungswesen eingeschlichen hatten, dieses selbst neu zu beleben und auch der religiösen Entwickelung des Volkes, welche unter Friedrich Wilhelm II. gewaltsam beschränkt worden war, wieder freien Spielraum zu geben, auf daß die innere Kraft des Staates erstarke; kurz: Preußen bedurfte damals des Friedens, und Friedrich Wilhelm III. erhielt denselben: dabei wußte Frankreich durch seine diplomatische Künste fortwährend Mißtrauen und Spannung zwischen Preußen und Oesterreich zu erhalten.

Während nun Napoleon Bonaparte Aegypten eroberte und von dort nach Syrien in Asien zog, um neue Siege zu erfechten, eröffnete Erzherzog Karl von Oesterreich den Feldzug gegen die Franzosen in Deutschland, siegte im März 1799 bei Stockach über den General Jourdan und rückte dann nach der Schweiz, wo die Russen den Kampf fortsetzten. Zur selben Zeit wurde auf deutschem Boden eine Schandthat verübt, deren Beweggründe noch heut' zu Tag' in Dunkel gehüllt sind: am 28. April wurden nämlich die französischen Gesandten, welche wegen der ausgebrochenen Feindseligkeiten vom Kongreß zu Rastadt abreis'ten, nicht fern von dieser Stadt durch Szekler Husaren überfallen und bis auf einen meuchlings ermordet. Wohl hatten sie wegen ihrer Frechheit gegen Deutschland den Zorn aller Vaterlandsfreunde verdient: aber, so lang es ein Völkerrecht gibt, so lang werden selbst Barbaren die Personen von Gesandten als unverletzlich achten. Mittlerweile begünstigte das Glück die Waffen der verbündeten Russen und Oesterreicher und die ausgezeichneten Talente ihrer Feldherrn. Siegreich kämpfte Erzherzog Karl am Oberrhein, während die russisch-österreichische Armee unter Suwarow unwiderstehlich, unaufhaltsam die Franzosen in Italien schlug. Da schien Frankreich verloren zu sein: aber zum Unglück für Deutschland wurde der heldenmüthige und geschickte Erzherzog Karl vom Oberrhein abberufen und Kray erhielt den Oberbefehl: dem wollten die Russen nicht gehorchen. Eben so entstand in Italien Uneinigkeit zwischen den Oesterreichern und den Russen; Kaiser Paul von Rußland zog seine Heere zurück und trennte sich auch von dem Bunde mit England.

In diesem wichtigen Zeitpunkt brachte plötzlich das Wiederauftreten Bonaparte's eine entscheidende Wendung hervor. Als nämlich Bonaparte, welcher im Juni 1799 von Syrien nach Aegypten zurückgekehrt war, dort die Nachricht vom Unglück der französischen Waffen erfuhr, hielt er es für seine erste Pflicht, Frankreich zu retten. Deshalb übergab er die Armee in Aegypten dem tapfern General Kleber und segelte, obgleich das ganze mittelländische Meer von englischen Kriegsschiffen wimmelte, nach Frankreich, wo er am 9. Oktober 1799 wohlbehalten landete. Da jubelt ihm ganz Frankreich als seinem Retter entgegen; er aber eilt nach Paris, stürzt dort die bisherige Regierung durch einen militärischen Gewaltstreich und bringt eine neue Staatsverfassung zu Stande, in der Art, daß die höchste Macht im Staate drei Männern als verantwortlichen »Konsuln« der französischen Republik übertragen wird; er selbst aber wird zum ersten Konsul mit ausgedehnter Herrschermacht und zwar auf zehn Jahre ernannt. Dadurch war bereits die königliche Gewalt in Frankreich dem Wesen nach wieder hergestellt, wiewohl noch unter republikanischem Namen; und Bonaparte's Ehrgeiz hatte nun einen neuen Sporn erhalten.

Jetzt besaß Frankreich wieder einen Feldherrn, welcher es mit beispielloser Kühnheit zu Siegen und Ruhm führte. Bonaparte ging über die Alpen, brach rasch in Oberitalien ein und schlug am 14. Juni des Jahres 1800 die Oesterreicher (unter dem Feldmarschall Melas) bei Marengo entscheidend. Ebenso glücklich war Moreau gegen sie in Deutschland, besiegte sie (unter General Kray) und, selbst als der tapfere Erzherzog Karl wieder den Oberbefehl übernahm, siegte Moreau (am 3. December) bei Hohenlinden. Eine andere österreichische Armee, welche nach Italien drang, wurde gleichfalls besiegt. Da sah sich Kaiser Franz II. genöthigt, für sich und für das deutsche Reich mit Frankreich Frieden zu schließen. Dieß geschah zu Lüneville am 9. Februar 1801.

Ein trauriger Friede! Der Rhein wurde darin als Gränze des deutschen Reiches angenommen, alles deutsche Land am linken Ufer dieses Stroms mußte französisch bleiben. Um die Entschädigungen für die dadurch in Nachtheil versetzten deutschen Fürsten und Stände zu ordnen, wurde ein eigener Ausschuß (»Reichsdeputation« hieß man ihn) bestellt und zwar unter der Vermittlung Englands und Rußlands. Dieses langwierige und verwickelte Geschäft wurde am 25. Februar 1803 durch den sogenannten »Reichsdeputations-Hauptschluß« erledigt, welcher am 29. März zum Reichsgesetz erhoben ward. In Kraft dessen wurden die Kurwürden von Trier und Köln aufgehoben, der Kurfürst von Mainz Karl Theodor von Dalberg erhielt den Titel Kurerzkanzler, bekam das Fürstenthum Aschaffenburg, Wetzlar und das Bisthum nebst der Stadt Regensburg, wo er nun residirte. Dagegen wurden vier neue Kurwürden geschaffen, die von Hessen-Kassel,

Salzburg, Würtemberg und Baden, ſo daß das Kurfürſtenkollegium jetzt aus zehn Mitgliedern beſtand. Die Reichsſtädte, bis auf ſechs der bedeutendſten, verloren ihre bisherige Selbſtſtändigkeit und wurden denjenigen Herrenländern überwieſen, von welchen ſie umſchloſſen waren. Die meiſten Bisthümer und Abteien wurden eingezogen und die Biſchöfe in der Verwaltung ihrer Sprengel zu Beamten der Landesherren; ebenſo verloren die Reichsgrafen und Reichsritter ihre Reichsunmittelbarkeit, ſie wurden »mediatiſirt«, d. i. mittelbar, oder Unterthanen der größeren Fürſten, deren Gebiete und Macht ſich vergrößerten, während die Kaiſergewalt vermindert war und das freie Bürgerthum in nur noch wenigen Orten beſtand. So war denn die ganze Reichsverfaſſung weſentlich verändert und nur das Eine war dabei vergeſſen: daß die inneren Landes-Verfaſſungen, wiefern ſie auf Verträgen zwiſchen den Regenten und dem Volk, oder auf reichsgeſetzlichen Grundlagen beruhten, und eben ſo auch die beſtehenden Religionsverhältniſſe unangetaſtet bleiben ſollten. — Was nun den Gebietsaustauſch betraf, ſo erhielt der Großherzog von Toskana Salzburg und Berchtesgaden, der Herzog von Modena den Breisgau und die Ortenau, Preußen Hildesheim, Paderborn, einen Theil von Münſter, viele Gebiete in Weſtphalen und Thüringen; Hannover erhielt Osnabrück; Oldenburg bekam das Bisthum Lübeck; Baden die Rheinpfalz und Konſtanz; Heſſen-Darmſtadt den Reſt von Weſtphalen; Heſſen und Naſſau wurden durch Reſte der Erzſtifte Trier und Koln vergrößert; Baiern durch den größten Theil des Hochſtifts Würzburg und durch viele frühere Reichs- und Biſchofsſtädte; Würtemberg durch vieles geiſtliche Gebiet und geweſene Reichsſtädte. Deutſchland im Ganzen aber hatte faſt ein Neuntel ſeines Flächenraums und vier Millionen Menſchen verloren, welche nun nicht mehr Deutſche heißen durften! Die, welche noch ſo hießen, empfanden die Folgen dieſer gewaltſamen Veränderungen, durch welche der alte Zuſammenhang zerriſſen ward, zum größten Theil und in vielen Klaſſen und Ständen ſehr ſchmerzlich. Viele Städte, welche früher blühende Reſidenzen oder ſelbſtſtändig waren, verödeten; Gras wuchs vor den Thüren, wo einſt der Gewerbsfleiß ein- und ausgegangen war. Und dennoch, ſo traurig die augenblickliche Lage war, dennoch konnte die Zerſtörung der alten Verhältniſſe, unter welchen das Nationalgefühl durch tauſenderlei Privatintereſſen, durch tauſenderlei Vorrechte faſt erſtickt war, für die Zukunft nur heilſam ſein. Ueberdies gab es damals manche edle Fürſten, welche redlich bemüht waren, ihre Unterthanen glücklich zu machen und geiſtig zu vervollkommnen. Drei Männer ragen unter dieſen Fürſten (außer andern) beſonders hervor, nämlich der Kurerzkanzler und Primas Karl Theodor von Dalberg, ein warmer Menſchenfreund, ein feingebildeter Beſchützer und Beförderer alles Guten, Schönen und Großen, ſodann

der biedere Karl Friedrich von Baden, der Liebling ſeines Volkes, das zu jedem Fremden ſagen konnte: -Wandrer, verkünd' es der Welt-: --Bei uns iſt der ehrlichſte Mann — Fürſt!--, und Kurfürſt Maximilian Joſeph II. von Baiern (aus der pfalz-zweibrückiſchen Linie Wittelsbach), welcher nach dem Tode Karl Theodors (1799) die Regierung übernahm.

11.

Was habt ihr denn noch großes Räumliches,
Welch Band, das euch als Volk zuſammenſchließet?
Seit ihr den Kaiſerſcepter brechen ließet
Und eure Reich zerſpalten, habt ihr keines!
Nur noch ein einzig Band iſt euch geblieben,
Das iſt die Sprache, die ihr kaum verſtehtt,
Jetzt müßt ihr ſie als euer Einzig's lieben!

Rückert.

Ein Jahr war nach dieſen Veränderungen in Deutſchland verfloſſen; da vernahm die Welt mit Staunen: -Die franzöſiſche Republik iſt aufgelöſ't; der erſte Conſul, Napoleon Bonaparte, der Sieger von Marengo, trägt eine Kaiſerkrone auf dem Haupte!- Ja, er hatte den zweiten Thron Karls des Großen wieder aufgerichtet, während der erſte, der deutſche, verwoderte. Er hieß jetzt (ſeit dem 18. Mai 1804) Napoleon, erblicher Kaiſer der Franzoſen; am 2. December mußte ihm Papſt Pius VII. die Krone weihen, welche er ſich ſelbſt aufſetzte; aber nicht Frankreich, — nein, die Welt ſollte Napoleons Reich ſein: Gewalt war der eiſerne Scepter, den er führte, ſein glänzender Thron war der Ruhm. Wie ein übermenſchliches Weſen ſtand er plötzlich mitten unter den Nationen, allmächtig herrſchend über die Franzoſen, weil er ihren Nationalſtolz entflammte, und eben dadurch unüberwindlich, — Held und Geſetzgeber, nur nicht Vater ſeines Volkes, — ein Feind der Freiheit, — ſtolz darauf: neue Reiche zu ſchaffen und alte zu ſeinen Füßen zu ſehen, — einer der außerordentlichſten Menſchen, welche je im Licht der Sonne wandelten. Die Welt zitterte, wenn er ſeine Gebote verkündigte oder das Schwert aus der Scheide zog.

Als nun Napoleon Kaiſer war, ſetzte er auch die eiſerne Krone der Lombarden als König von Italien auf ſein Haupt und erregte durch ſein Auftreten in Welſchland Oeſterreichs gerechte Beſorgniſſe. Im Beſitz der Macht übte er auch bald Willkür gegen Deutſchland, und beſetzte Hannover, um dies Land dem einzigen Feind, welcher ihm trotzte, nämlich England, zu entreißen. Da erheben ſich aber England, Rußland und Oeſterreich und ſchloſſen (am 11. April 1805) zu Schutz und Trutz gegen den gewaltigſten Mann des Jahrhunderts einen Bund, die ſogenannte -dritte Koalition-. Preußen blieb

abermals parteilos, während der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich begann. Napoleon gewann durch unglaubliche Raschheit Siege auf Siege. Er überfiel den österreichischen General Mack bei Ulm, schloß ihn ein und nahm ihn nebst sechzigtausend Mann österreichischer Truppen am 17. Oktober 1805 gefangen. Dadurch war Oesterreichs Unglück entschieden. Vergeblich rief der Kurerzkanzler alle deutschen Reichsstände zu einträchtigem Wirken auf, um in ehrenvollem Frieden die Reichsverfassung zu erhalten. Die Fürsten von Baiern, Württemberg und Baden hatten sich dem Kaiser Napoleon angeschlossen: denn, mit ihm und für ihn und unter ihm sicher — oder durch ihn vernichtet — es blieb ihnen keine andre Wahl! Rasch zog Napoleon im November durch das unbeschützte Oesterreich nach Wien, besetzte es und eilte hierauf nach Mähren, wo sich Kaiser Alexander von Rußland mit seinem Heere befand und mit dem deutschen Kaiser vereinigt hatte. Und es war am 2. December 1805 bei Austerlitz, da sah die Sonne auf drei Kaiser herab, welche sich, zwei wider Einen, in Waffen gegenüber standen: und diesem Einen, dem Kaiser der Franzosen, schien die Sonne des Sieges, und tief im Herzen sprach ihm eine Stimme: »Nie geht sie mit unter!« Die nächsten Folgen von Napoleons glänzendem Siege in dieser »Drei-Kaiserschlacht« bei Austerlitz waren, daß Kaiser Franz II. am 26. December 1805 zu Preßburg mit Napoleon einen Frieden schloß, worin Oesterreich die größten Verluste erlitt. Denn es mußte den drei mit Frankreich verbündeten süddeutschen Fürsten alle seine deutschen Besitzungen vom Rhein bis zur Gränze des Erzherzogthums und an Frankreich alle Entschädigungen in Italien abtreten, welche es im Frieden zu Campoformio erhalten hatte. Dafür erhielt es blos Salzburg, dessen bisheriger Besitzer, der Großherzog von Toskana, durch Würzburg entschädigt wurde. Baiern bekam unter anderm ganz Tyrol mit Vorarlberg, Burgau, Passau u. s. w., und von Preußen Anspach; Württemberg die vorderösterreichischen Herrschaften, Baden den Breisgau. Napoleon machte die Fürsten dieser drei süddeutschen Länder zu Souverainen (ein seit jener Zeit bis jetzt von den Feinden der Freiheit so oft mißbrauchtes und mißdeutetes Wort!) und gab den Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern und Friedrich von Würtemberg die Königswürde, was auch Kaiser Franz II. anerkannte. Preußen mußte an Frankreich Kleve und Neufchatel abtreten.

Und nun wurde die Auflösung der alten Reichsverfassung rasch vollendet. Napoleon benahm sich gegen Deutschland von Tag zu Tag gewaltthätiger, und warf die Loose über Fürsten und Volk, wie ein Gott, zu dessen Macht keine irdische hinanreicht. So gab er die Herrschaft über Kleve und Berg seinem Schwager Joachim Murat und nahm dem Großherzog von Baden die wichtige Festung Kehl am rechten Rheinufer. Am 12. Juli 1806 traten sechszehn deutsche Fürsten, nämlich die Könige von Baiern und Würtem-

berg, der Kurerzkanzler und der Kurfürst von Baden, der neue Herzog von Kleve und Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und von Hohenzollern-Hechingen, die Fürsten von Salm-Salm und von Salm-Kyrburg, der Fürst von Isenburg-Birstein, der Herzog von Arenberg, der Fürst von Lichtenstein und der Graf von der Leyen in einen Bund unter sich und mit Frankreich, welcher der »Rheinbund« genannt wurde. Dadurch trennten sich diese alle vom bisherigen Reichsverbande und bekamen kleinere Reichsstände zu ihren Unterthanen; den Kaiser Napoleon erkannten sie als »Protektor« (d. i. Beschützer) des Rheinbundes an. Der Kurerzkanzler erhielt nun den Titel: »Fürst-Primas«, der Kurfürst von Baden, der Herzog von Kleve-Berg und der Landgraf von Hessen-Darmstadt hießen jetzt »Großherzoge« (mit königlichen Rechten), das Haupt des Hauses Nassau hieß »Herzog«, der Graf von der Leyen — »Fürst«. Die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Rheinbundsfürsten sollten in einer Bundesversammlung, unter dem Vorsitz des Fürsten-Primas, zu Frankfurt am Main verhandelt, ihre Streitigkeiten unter sich dort geschlichtet werden. Dadurch hatten die Fürsten des Rheinbunds der alten Reichsverfassung den Todesstoß gegeben; sie waren frei geworden von der Oberhoheit des deutschen Kaisers, aber sie waren Dienstpflichtige des französischen geworden, Werkzeuge seiner Hand. Am 1. August 1806 wurde die Erklärung der Verbindung auf dem Reichstag verkündigt.

Da ließ Kaiser Franz II., welcher schon am 11. August 1804 die Würde eines Erbkaisers von Oesterreich angenommen hatte, am 6. August 1806 zu Wien und zu Regensburg eine Schrift verkündigen, worin er erklärte: »daß er, — überzeugt von der gänzlichen Unmöglichkeit, nach der geschehenen Lostrennung der Stände vom Reich, die Pflichten seines kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen, — es seinen Grundsätzen schuldig sei, auf eine Krone zu verzichten, die nur so lange Werth für ihn gehabt, als er die damit übernommenen Pflichten zu erfüllen im Stande gewesen sei. Da er nun dies nicht mehr vermöge, so lege er sein Amt und seine Würde, als Oberhaupt des deutschen Reiches, jetzt nieder und entbinde auch alle Mitglieder desselben von ihren gesetzlichen Verpflichtungen gegen ihn.« So ging das deutsche Kaiserthum unter, im tausend und sechsten Jahr, nachdem Karl der Große es gestiftet hatte; das Bild Franz II. in der letzten Nische im Kaisersaal des Römers zu Frankfurt am Main war nun das Bild des letzten deutschen Kaisers. Die deutsche Reichsverfassung, welche im Verlauf der letzten Jahrhunderte so vielfache Stürme erlebt hatte, welche in der letzten Zeit ihrer Ohnmacht, in ihrem jammervollen, unwürdigen Todeskampf, noch so manchen Hohn von Fremden hatte erdulden müssen, — sie war nun wirklich gestorben. Aber die deutsche Nation lebte noch. Und dies Leben gab sich stark und rüstig in der Ent-

wicklung der Dichtkunst und Wissenschaft kund. Sie waren, nach untergegangener staatsrechtlicher Form, die aus dem Sarge des heiligen römischen Reichs deutscher Nation durch den Genius des Volks selbst geretteten, unverwelklichen Blüthen. Zwar hatte (in Folge der Besorgniß der Regierungen vor der Ausbreitung der französischen Revolution) die Einführung der Censur theilweise wieder stattgefunden, theilweise war ihre Verschärfung erfolgt: aber mächtiger als dieser widerrechtliche Geisteszwang war der erhabene Aufschwung des nationalen Geistes, welcher die deutsche Literatur beseelte. Die liberalen Ideen (d. i. jene Ideen, welche nothwendig entsprangen aus der naturgemäßen Fortentwickelung der Menschheit für Wahrheit und Recht, und welche deshalb auch das Bewußtsein der Nation über staatsbürgerliche und religiöse Freiheit wecken mußten), diese Ideen waren in den Werken der Weltweisen und Dichter so treu geborgen, wie fruchtbringender Samen in duftenden Blüthenkelchen. Man konnte diesen Samen nicht zerstören, ohne die Blüthen zu knicken, und man konnte es nicht wagen, die Blüthen zu knicken, ohne den gerechten Unwillen der ganzen deutschen Nation aufzuladen, welche fast nur noch für die Literatur begeistert war. Auf den deutschen Hochschulen stützten treffliche Männer den vaterländischen Geist und weckten durch stetes Erinnern an die vaterländische Geschichte die Herzen der Jugend für die alten Rechte, für die alte Würde des Vaterlandes. Ueberhaupt äußerte die Geschichte immer umfassender, immer tiefer ihre segensreiche Wirksamkeit; die Vergangenheit wurde zum Warnungsspiegel für die Gegenwart, zur Quelle von Hoffnungen, zum Sporn der Thatkraft für die Zukunft. Weil nur die Form verloren war, aber das Mark der Nation noch frisch und gesund, ihr Geist eigenthümlich blieb, ihr Herz noch jugendlich stark schlug, so mußte gerade der politische Druck ein um so höheres geistiges Aufstreben hervorbringen. Ein mächtiger Hebel für die allmälige Heranbildung des öffentlichen Lebens ward die höhere Bedeutung, welche das Zeitungswesen durch die von dem Buchhändler Cotta in Tübingen gegründete „allgemeine Zeitung“ gewann. Die wichtigsten politischen Fragen wurden dadurch immermehr wieder zu dem, was sie ursprünglich sein sollten, nämlich zum Gemeingut des ganzen Volkes; dieses erhielt nun Einsicht in das große Getriebe, welches auf seine Kosten von den Machthabern unternommen wurde; es gewann wieder größeres Interesse und erlangte in gewisser Art auch wieder jenen schiedsrichterlichen Antheil an seiner eigenen Sache, welcher ihm von Rechts-wegen gebührte, nämlich durch eine, trotz mancher Hindernisse doch immer selbstständiger werdende öffentliche Meinung.

Die deutsche Nationalpoesie nahm damals durch Schiller den höchsten Aufschwung und entzündete im Herzen des deutschen Volkes die heiligsten, die erhabensten Ideen. So wie Schillers edler Geist sich immer kühner

entfaltete, ſo riß er auch das Volk immer gewaltiger hin. Mit der Abfaſſung der Don Karlos hatte Schiller bei ſteter Feſthaltung ſeiner früheren Ideale und mehr ſeiner Freiheitsideen, eine ſchönere Form dafür gefunden. Hierauf ſchrieb er in fortgeſetzter raſtloſer Begeiſterung, welche leider ſeine ſchwache irdiſche Hülle allzufrüh aufrieb, das großartige Trauerſpiel:

»Wallenſtein« (es erſchien 1799), dann »Maria Stuart« (1800), »die Jungfrau von Orleans« (1801), »die Braut von Meſſina« (1803) und »Wilhelm Tell« (1804). Laut jauchzte die deutſche Nation ihrem großen Dichter

zu, von dem das Wort wahr ist, welches er selbst im gerechten Stolz auf die Würde der Kunst geschrieben hat: »Es soll der Sänger mit dem König gehen; — sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!« Da hoben einst, wie Schiller aus dem Schauspielhause ging, Mütter ihre Kinder in die Höhe und riefen ihnen zu: »Da, da ist er; das ist Schiller!« Wie in Verklärung stand Schillers edle Gestalt, das sinnige Haupt gebeugt, die hohe Stirne voll Gedanken, vor der deutschen Nation, als er am 9. Mai 1805, erst sechsundvierzig Jahre alt, plötzlich von ihr schied; eine Brustkrankheit hatte seine irdische Laufbahn allzufrüh beendigt. Vor zwei Jahren waren ihm Klopstock (am 14. März 1803) und Herder (am 18. December 1803) vorangegangen. Göthe lebte und wirkte noch. Ein anderer großer und eigenthümlicher Dichtergeist, welcher damals in der vollsten Kraft seines Schaffens stand, war Johann Paul Friedrich Richter, genannt »Jean Paul« (geboren den 21. März 1763 zu Wunsiedel, gestorben am 24. November 1825 zu Baireuth). Von Vielen seiner Zeitgenossen unbegriffen, schloß Jean Paul mit dem Zauberstabe des Humors die innere Welt des Seelenlebens auf, eine reizende Welt voll Farben, Duft und Klang. — Gleichwie nun die deutsche Dichtkunst den Nationalgeist geweckt und entflammt hatte, so nahm sie jetzt auch entschieden die Richtung an, in welcher sich dieser entwickelte. Rüstige Männer leiteten den Geschmack auf die Werke des Mittelalters zurück. Man suchte mit Liebe die alten deutschen Volkslieder wieder auf; man erfaßte das Volksthum auch auf fremdem Boden; man hielt sich inniger an den religiösen Glauben; man fing an, die alten Formen zu schätzen, sogar zu überschätzen, — alles dies aus dem natürlichen Widerstandstrieb des Menschen, in einer Zeit nämlich, da alle Formen zusammenstürzten, die Religion gering geschätzt und das Volksthum verachtet wurde. Diese Richtung unserer schönen Literatur hieß die »romantische«. An der Spitze derselben standen die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck, Friedrich von Hardenberg, genannt »Novalis«, Ludwig Achim von Arnim, Klemens Brentano und Heinrich von Kleist, der die ächt deutschen Volksschauspiele: das »Käthchen von Heilbronn« und »der Prinz von Homburg« geschrieben hat. An diese Bestrebungen schloß sich auch eine neue Auffassung und Behandlung der Philosophie durch Johann Gottlieb Fichte (geboren 1762, gestorben 1814) und durch Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (geboren 1775 zu Leonberg in Schwaben). Dieser Letztere gründete die sogenannte »Naturphilosophie« und gab dadurch den mächtigen Anstoß zu einer neuen großartigen Auffassung der Naturwissenschaften.

Siebentes Buch.

Napoleon benahm ſich nun gegen Deutſchland, als wäre er unbeſchränkter Herr über Fürſten und Volk. Sein Wille galt als höchſtes Geſetz, die Freiheit der Meinungen nichts: wer es wagte, in gerechter Entrüſtung über Deutſchlands Verknechtung frei und offen zu ſprechen und zu ſchreiben, der wurde von dem fremden Machthaber als Hochverräther betrachtet. So wurde ein Nürnberger Buchhändler, Palm, welcher eine Flugſchrift über Deutſchlands Erniedrigung — nicht ſelbſt geſchrieben, ja nicht einmal ſelbſt gedruckt oder verkauft, ſondern blos als Geſchäftsmann, wie hundert andere Bücher, weiter geſendet hatte, plötzlich von franzöſiſchen Gensd'armen ergriffen, nach Braunau gebracht, dort vor ein franzöſiſches Kriegsgericht geſtellt und auf ein Machtgebot hin, das geradeswegs aus Paris kam, am 26. Auguſt 1806 zum Tode verurtheilt und erſchoſſen. So durfte fremde Gewalt alles Recht in Deutſchland verhöhnen!

Auf's empörendſte vor allen deutſchen Staaten demüthigte Napoleon Preußen, welches doch Alles aufgeboten hatte, um den Frieden zu erhalten. Lange täuſchte er Preußen liſtig, endlich verrieth und verhöhnte er es offenbar. Preußen war von allen Seiten bedroht, preisgegeben und das Allertheuerſte, die Ehre, ſtand auf dem Spiel. Da bewegte Friedrich Wilhelms III. Gemahlin, die Königin Louiſe (eine geborene Prinzeſſin von Mecklenburg), eine ächt deutſche Frau, holdſelig, fromm, tugendhaft, des Volkes Freundin und vom Volk wie ein Schutzgeiſt geehrt, alle Herzen zum Kampf, um Preußens Ehre zu retten; in heller Luſt jauchzte das Volk ſeinem Könige zu. Der König und die Königin ſelbſt begaben ſich zum Heere, an deſſen Spitze der alte Herzog Ferdinand von Braunſchweig ſtand, welcher noch unter Friedrich dem Großen tapfer gekämpft hatte. Aber das preußiſche Heerweſen war im Frieden erſchlafft und durch die Mängel der noch beibehaltenen alten Einrichtung durchaus untüchtig zu einem Entſcheidungskampfe gegen den gröſten Feldherrn des Jahrhunderts und deſſen ſieggewohnte Schaaren. Außerdem blieben die ruſſiſchen Hülfstruppen, auf welche Preußen zählte, allzulange aus: Sachſen gab zwar Beiſtand, aber ungern, und die preußiſchen Feſtungen befanden ſich in einem ſchlechten Zuſtand.

Napoleon eröffnete den Feldzug raſch, wie er's gewohnt war. Die preußiſche Hauptarmee ſtand an der Nordſeite des Thüringer Waldes, ein Theil unter dem Herzog von Braunſchweig bei Auerſtädt, ein anderer unter dem Fürſten von Hohenlohe bei Jena, beide weit auseinander, ohne rechte Verbindung. Eine kleine Truppenabtheilung ſtand unter dem General Tauenzien bei Hof als Vorhut, eine andere unter dem kühnen, ritterlichen Prinzen Ludwig von Preußen bei Saalfeld. Napoleon trieb die erſtere am 7. Oktober 1806 zurück, und zerſprengte am 10. die letztere: da wurde Prinz Ludwig umzingelt, focht heldenhaft und fand in einem Reitergefecht den Tod. Am 14. Oktober geſchah bei Auerſtädt und Jena eine furchtbare Schlacht: bei Auerſtädt focht der Marſchall Davouſt, bei Jena Napoleon ſelbſt. In Folge jener ungünſtigen Stellung hatte kein Theil der preußiſchen Armee vom andern Nachricht. Gleich bei'm Beginn der Schlacht wird der greiſe Herzog von Braunſchweig, wie er mit den Schützen eines Grenadierbataillons voranzieht, von einer Kugel getroffen, die ihm beide Augen koſtet. Er ſinkt zu Boden, und wird, das Antlitz von Blut überſtrömt, zurückgebracht. Bald iſt nirgends mehr ein Halt gegen die kampfgeübten Schaaren der Franzoſen, ſo tapfer auch viele von den Preußen fechten; der König ſelbſt theilt jede Gefahr der Seinigen; doch alles iſt umſonſt. Auf beiden Theilen der Preußen nimmt bald Verwirrung überhand, die Flucht iſt in vollem Sturz und Drang: Napoleon hat den Sieg errungen.

Dieſer 14. Oktober entſchied raſch das Schickſal des preußiſchen Staates. Denn bald ergab ſich das wohlbefeſtigte Erfurt ohne Schwertſtreich den Fran-

reſen; die Sachſen fielen nun von Preußen ab, und die meiſten preußiſchen Officiere verloren, von Schrecken beraubt, alle Beſinnung, allen Muth, alles Ehrgefühl. Nur wenige Männer trotzten muthig dem Unglück und retteten damals die Ehre des preußiſchen Namens. So that der tapfre Huſarengeneral Blücher; der nahm den Reſt der Reiterei von der Truppenabtheilung des Fürſten von Hohenlohe, ſchlug ſich durch, zog viele verſprengte Flüchtige an ſich und kam endlich bis nach Lübeck, den Feind auf den Ferſen, bis nach Radkau. Dort wollte er ſich über's Meer retten; aber er fand keine Schiffe an der Küſte. Nun mußte ſich der kühne Held gefangen geben; doch bald wurde er gegen den von den Preußen gefangenen franzöſiſchen Marſchall Victor ausgewechſelt; die Verſehung bewahrte Blücher'n zu großen Dingen auf. Kaum aber war er wieder frei, ſo ſammelte er auf Rügen ſchon neue Schaaren zum Kampf für's Vaterland. — Der blinde Herzog von Braunſchweig wurde auf

einer Bahre in sein Erbland und in seine Residenzstadt gebracht, wo er am 20. Oktober ankam. Da fand er alles leer und öd, und rief: »Wehe mir, ich ver-

lasse Alles und bin von Allen verlassen.« Von dort aus ließ er Napoleon um Gnade für sein Land und Volk bitten. Unedel schmähte der Sieger den unglücklichen Greis und antwortete: »Ich kenne keinen souverainen Herzog von Braunschweig, ich kenne nur den preußischen General Braunschweig.« Als nun der blinde alte Fürst besorgte, daß die Franzosen in Braunschweig einrücken und ihn noch zum Kriegsgefangenen machen würden, ließ er sich mit dem blutigen Haupt weiter tragen bis gen Ottensen bei Altona, wo Klopstock, der deutsche Freiheitssänger, unter den kühlen Linden begraben liegt; dort starb der unglückliche Greis am 10. November.

Der König von Preußen, seines bedrängten Volkes gedenkend, hatte inzwischen mit Napoleon Frieden zu schließen versucht, dieser aber im Uebermuthe die härtesten Bedingungen gestellt, welche Friedrich Wilhelm III. einzugehen Bedenken trug. Napoleon rückte einstweilen unaufhaltsam vor und zog schon am 27. Oktober 1806 als Sieger in Berlin ein. Da erhielt er des Königs Zustimmung, aber nun zögerte Napoleon mit dem Abschluß. Denn mittlerweile hatten sich fast alle preußischen Festungen durch beispiellose Feigheit der Befehlshaber den Franzosen ergeben und Preußens Heeresmacht war vernichtet; vergeblich war der Verzweiflungsmuth einzelner treuer und ehrenhafter Männer gegen das allgemeine Verderbniß. Napoleon benahm sich in Berlin mit dem größten Uebermuth. Zwar bezeugte er in Sanssouci, am Grabe Friedrichs des Großen, seine ausgezeichnete Hochachtung für diesen Helden. Aber um so unwürdiger war seine Politik gegen das unglückliche Königshaus, besonders gegen die engelreine Königin Louise. Napoleon suchte ihren Charakter öffentlich zu verläumden, um ihr die Herzen des Volkes abwendig zu machen; aber das brave Volk ließ sich nicht irre machen und verehrte sie nur um so inniger. Louise verdiente diese Verehrung durch ihr würdevolles Benehmen im Unglück. Standhaft und gottergeben harrte sie aus, als Gattin ihrem Gemahl, als Mutter ihren Kindern, als Fürstin ihrem Volke treu, entschlossen, jedes Leiden mitzutragen, und auch vor dem alleräußersten nicht zurückbebend; so stand sie in ihrem Unglück erhabener da, als Napoleon, der Welteroberer, in seinem Glück.

Dieser verordnete am 21. November 1806 von Berlin aus das sogenannte »Kontinentalsystem« gegen England, welches ihm durch seine Seemacht allein Trotz bieten konnte; er gebot, daß alles europäische Festland (oder der »Kontinent«) gegen England abgesperrt sein, daß ganz Europa mit diesem Staate nicht irgend eine Verbindung, weder im Handel, noch sogar brieflich unterhalten sollte. Durch diese Maßregel hoffte Napoleon Englands Handel, den Kern der Macht dieses Staates, zu vernichten. Aber England, dieser Zufluchtsort der Freiheit, von den Wogen des freien Meeres rings umschanzt, spottete solcher Maßregeln, und stolz flogen die englischen Schiffe nach allen Welttheilen, während der Handel des Festlandes, der nun nirgends einen Ausweg hatte, zu Grunde gerichtet wurde.

Mittlerweile befolgte Napoleon auch die alte Politik Frankreichs, die deutschen Fürsten zu trennen, und vergoldete diese Politik mit dem Schein der Großmuth. So gab er dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, dessen Truppen doch bei Jena und Auerstädt mit den Preußen gegen ihn gefochten hatten, die Gefangenen zurück, schloß am 23. Oktober mit ihm Waffenstillstand und am 11. December zu Posen Frieden, worin er ihm den Königstitel beilegte; der neue König von Sachsen schloß sich nun dem Rheinbund an und mußte zwanzigtausend Mann zu Napoleons Diensten stellen. Auch gegen den

Herzog von Sachsen-Weimar, welcher bei Jena als preußischer General gegen ihn gefochten hatte, war Napoleon, in Folge jener Politik, großmüthig. Um so ungroßmüthiger benahm er sich gegen andre Fürsten und — gegen das Volk. Er besetzte Hannover, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, die Hansestädte, Fulda, Kurhessen, aus welchem letzteren Lande der Kurfürst entfloh; er eroberte Schlesien. Ach, leider mußten ihm dabei Deutsche als Bundesgenossen beistehen; diese Schmach ist jammernswerther, als alles Unglück! Aber es waltete darüber eine höhere Fügung. Die deutschen Reichstruppen, aus denen aller kriegerischer Geist längst entschwunden war, lernten unter Napoleons Fahnen die Kriegskunst; der fremde Herrscher machte sie wieder wehrhaft, und, indem er sie gegen ihre eigenen Landsleute in die Schlachten trieb, ahnte er nicht, daß eine Zeit kommen könne, wann sie die Kriegskunst gegen ihn, den Meister selbst, erproben würden. Uebrigens leuchteten auch in jener Zeit der Schmach noch deutscher Muth und deutsche Treue. So hatte Ferdinand von Schill, ein preußischer Lieutenant, begeistert für's Vaterland, einen fliegenden Haufen todesmuthiger Männer gesammelt und bedrängte damit den Feind, wo er konnte. Endlich warf er sich in das feste Kolberg, wo ihn der Befehlshaber, ein ganz und gar unfähiger Mann vom steifen alten Schlag, in Haft setzen ließ. Aber dieser Befehlshaber wurde bald entfernt und Schill frei; ein braver Bürger, der alte Nettelbeck, und der Major von Gneisenau vertheidigten Kolberg heldenhaft und schlugen alle Stürme des Feindes zurück. Eben so glorreich hielt sich Graudenz, welches Courbiere vertheidigte. Als diesen die Franzosen zur Uebergabe aufforderten und ihm sagten: »Wir haben ganz Preußen in der Hand; es gibt keinen König von Preußen mehr,« erwiederte er ihnen trotzig: »Nun gut, so bin ich König in Graudenz!«

Der König von Preußen legte nun das Geschick seines Staates in die Hände seines mächtigen Nachbars, des Kaisers Alexander von Rußland, welcher in seinem Reiche bedroht, darauf angewiesen war, dem Vordringen der Franzosen den kräftigsten Widerstand zu leisten. Da rief Napoleon die Polen auf, daß sie sich erhöben zur Wiederherstellung ihres lieben alten Vaterlandes. »Vaterland, Freiheit!« O welch ein holder, heiliger Klang! Jeder Pole hört ihn mit Entzücken und nimmt das Schwert zur Hand, um das allertheuerste Gut wieder zu erfechten; jeder begrüßt den glorreichen Kaiser der Franzosen als Retter, von Gott gesandt, und ach, keiner ahnt, daß dieser gewaltige Mann kein Herz für die Freiheit hat, daß er sie nur als Werkzeug seiner ungeheuren Eroberungspläne mißbrauchen will. Das ist die große Sünde, die Napoleon beging und welche sich furchtbar schwer an ihm gerächt hat. Wie sich nun die Polen gläubig an ihn anschlossen, drängte er die Russen zurück, zog alsbald in Warschau ein, gab den Polen vortreffliche Führer und regelte ihren Aufstand. Bald kam es zum entscheidenden Kampf der verbündeten Mächte Rußland und

Preußen, gegen Napoleon. Am 8. Februar 1807 kämpften jene beiden gegen die Franzoſen bei Eylau in einer furchtbaren Schlacht; beide behaupteten den Sieg errungen zu haben, aber eigentlich war der Vortheil auf Seiten der Preußen und Ruſſen. Napoleon hätte zurückweichen müſſen, wenn ihn jene noch einmal angegriffen hätten; aber ſie waren dazu allzu erſchöpft. Napoleon verſtärkte hierauf ſein Heer, welches ſich an der Paſſarge befand, und belagerte Danzig, welches ſich am 24. Mai ergab. Nun griffen die Preußen und Ruſſen die Franzoſen an der Paſſarge an und nach vielen Gefechten kam's am 14. Juni zu einer Schlacht bei Friedland, wo Napoleon den Sieg gewann. Damit war der ganze Feldzug entſchieden. Die Ruſſen wichen nämlich gegen den Niemenfluß zurück, Napoleon beſetzte am 16. Juni Königsberg und zog am 19. in Tilſit ein. Nun verlangte Kaiſer Alexander von Napoleon Waf-

fenstillstand und schloß am 7. Juli mit ihm zu Tilsit Frieden. Am 9. Juli that Friedrich Wilhelm desgleichen. Schon am 5. war auch die edle Königin Louise dort angekommen: hochherzig überwand sie jeden Gedanken an alle Kränkungen, welche Napoleon ihr zugefügt hatte, ja sie war entschlossen, den gewaltigen Sieger selbst durch Bitten zu einem ehrenvollen Frieden und zur Schonung des Landes und Volkes zu bewegen; und wahrlich: sie erniedrigte sich dadurch nicht: nein, diese Hingebung erhöhte noch ihren Werth: denn sie wirkte ja für das Volk. Napoleon besuchte sie zu Tilsit und sie empfing ihn mit aller Feinheit und Anmuth einer großen Seele. Im Laufe des Gespräches fragte sie Napoleon stolz, indem er sie das Uebergewicht seiner Stellung empfinden lassen wollte: »Wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?« Da erwiederte ihm Louise in edler Würde: »»Es war Preußen erlaubt, ja es war uns erlaubt, uns durch den Ruhm Friedrichs über die Mittel unserer Macht zu täuschen, — wenn wir uns überhaupt getäuscht haben!«« Und diese ächt deutsche Frau hatte sich nicht getäuscht, da sie auf den Geist des Volkes baute. Nur darin hatte sie sich getäuscht, daß sie von Napoleons Edelmuth etwas hoffte. Napoleon benützte sein Glück und nahm in dem Frieden zu Tilsit dem preußischen Staate die Hälfte der zu demselben gehörigen Länder mit fünf Millionen Menschen. Er machte Danzig zu einer freien Stadt, und das polnische Land zu einem Großherzogthum Warschau, welches er dem neuen König von Sachsen übergab. Preußen verlor, außer dem polnischen Antheil, alle seine Besitzungen jenseits der Elbe bis zum Rhein. Daraus nun, so wie aus Hannover, Braunschweig und Hessen-Kassel, machte Napoleon das neue Königreich Westphalen, welches er am 15. November 1807 seinem jüngsten Bruder Hieronymus, einem leichtfertigen und zur Herrschaft unfähigen Mann, übergab. Dieser überließ sich lieber tollen Ausschweifungen, statt sein deutsches Land mit selbstständiger Kraft weise und mild zu regieren. Er saß in Kassel und war blos das Werkzeug seines gewaltigen kaiserlichen Bruders Napoleon, welcher fortfuhr, Deutschland auf's tiefste zu demüthigen.

Von allen deutschen Staaten hatte Napoleon keinen so schwer bedrängt, als Preußen. Zusammengeschmelzen an Ländern, und eingeschlossen zwischen andern Staaten, sollte es völlig erdrückt werden. Aber die Gewalt, so viel sie auch auf Erden vermag, — sie vermag doch nichts gegen den Geist, gegen das Recht und gegen die Sittlichkeit! Und gerade von diesem dreifachen Gesichtspunkt aus begann nun König Friedrich Wilhelm III., welcher sich im Unglück auf das würdevollste benahm, weise und von rechtlichen Männern unterstützt, eine durchgreifende Verbesserung des Staats- und des Heerwesens. Er berief am 5. Oktober 1807 den Freiherrn von Stein, adlich von Geburt und edel von Gesinnung, einen ächten Mann des Volkes, zum Minister, und dieser unternahm das große Werk, das ganze Staatswesen volks-

thümlich umzugestalten. Nun wurde das bisher bestandene ausschließliche Vorrecht des Adels auf den Besitz von Rittergütern aufgehoben, auch Bürger und Bauern durften solche erwerben; der Dienstzwang hörte auf, der Bauernstand wurde frei, der Bürgerstand erhielt seine alten sogenannten »Municipalrechte«, wodurch er einst groß und stark gewesen war, durch eine vortreffliche »Städteordnung« wieder, jede Bürgergemeinde das Recht ihre verordneten Vertreter selbst zu wählen. In ähnlichem Geiste bestellte Friedrich Wilhelm III. auch das Heerwesen neu, wobei ihm der treffliche General Scharnhorst mit Rath und That beistand. Der Bürgerstand (dieser Kern des Volkes) wurde nun zu allen Officierstellen befähigt, worauf bisher ausschließlich der Adel Anspruch gehabt; nur das persönliche Verdienst sollte jetzt den Mann adeln. Die alte unzweckmäßige Tracht der Soldaten wurde abgeschafft, und eben so, was sehr wichtig war, die entehrende und also entsittlichende Bestrafung der Soldaten durch Stockschläge. Durch die Wiederbelebung des Ehrgefühls aber wurde auch das Nationalgefühl wiederbelebt; der Soldat, der nicht mehr bloßer Knecht war, fühlte sich als Staatsbürger edler und stärker, er ging nun mit Lust und Liebe ins Feld, um die Feinde des Vaterlandes zu besiegen, während er sonst blos die Feinde seines Gebieters hatte blind bekämpfen müssen. So ging wieder die Idee der alten deutschen Nationalbewaffnung auf, ein Stern der Rettung! Kurz: der Nationalgeist nahm einen neuen Aufschwung; aber nicht blos durch jenes Wirken der Regierung, — sondern auch durch freie sittliche Kraft des Volkes, welches sich treu an jene schloß, um mittelst gemeinsamer Thätigkeit das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Zu Königsberg in Preußen stifteten treffliche Männer einen sittlich-wissenschaftlichen Verein zur Erkräftigung der Vaterlandsliebe, welcher bald den Namen »Tugendbund« erhielt und rasch immer mehrere Mitglieder aus allen höheren Ständen, so wie eine immer weitere Ausdehnung gewann. Der edle Minister von Stein betheiligte sich selbst dabei. Als dies aber den Franzosen im August 1808 durch einen aufgefangenen Brief desselben kund wurde, sah sich Stein genöthigt, im November seine Entlassung zu nehmen. Im December ächtete Napoleon den edlen Volksfreund, als »Volksverführer«, den Mann, dessen Namen ganz Deutschland gar wohl kannte, in stolzer Geringschätzung als — einen »gewissen« Stein; er gebot, ihn fest zu nehmen, wo man ihn fände, und seine Güter einzuziehen. Stein entkam jedoch glücklich nach Oesterreich und später nach Rußland, wo er eine Freistätte fand und unermüdlich fortfuhr, für die Wiedererhebung Deutschlands im Stillen zu wirken. An Steins Stelle in Preußen trat 1810 der Minister von Hardenberg, ein eben so eifriger Freund des Vaterlandes und Feind der Fremdherrschaft, nur darin glücklicher als sein Vorgänger, daß er den Argwohn der Franzosen täuschte und so ungestört frei-

ſinnige und deshalb ſegensreiche Verbeſſerungen im inneren Staatsweſen vollbringen konnte. Immer mächtiger durchdrang die geiſtige Ausbildung die verſchiedenen Klaſſen des Volkes und erkräftigte das Nationalgefühl, während einzelne Ehrenmänner, wie Arndt und Jahn, voll glühender Vaterlandsliebe das junge heranwachſende Geſchlecht auch durch Ausbildung der Körperkraft zu künftigen tüchtigen Kämpfern erzogen. Da wurden Turnanſtalten errichtet, auf denen die Jugend ſich fleiſſig tummelte, und zugleich die edelſten Lehren von Freiheit und Sittlichkeit einſog und hohen Muth und Kampfluſt gewann.

Und ſo wie in Preußen, ſo erwachte auch in vielen andern deutſchen Landen gerade unter der tiefſten Erniedrigung das Nationalgefühl und bäumte ſich gegen die fremde Gewalt empor.

2.

Süß und ehrenvoll iſt's, ſterben für's Vaterland!

Klopſtock.

Inzwiſchen hatte Napoleon 1808 in Spanien die königliche Familie aus bourboniſchem Stamm durch Liſt und Gewalt vom Throne geſtürzt und ſeinen Bruder Joſeph auf denſelben erhoben. Da erhob ſich das ſpaniſche Volk gegen die fremden Heere zum Vertilgungskampfe und Napoleon lernte zum erſten Mal nach ſo vielen glänzenden Siegen die Volkskraft kennen: er zog ſelbſt nach Spanien, um die dortigen Angelegenheiten perſönlich zu beſtellen. Während dieſer Zeit hatte Kaiſer Franz von Oeſterreich gegen ihn gerüſtet, denn Kaiſer Franz mußte aus deſſen ſtolzen Aeußerungen deutlich abnehmen, daß der Gedanke: die ganze öſterreichiſche Monarchie zu vernichten, dem Eroberer nicht fremd ſei. Erſt Preußen, nun auch Oeſterreich, — die Rheinbundsfürſten ohnehin Napoleons Vaſallen, — ſo ſchien Deutſchlands Loos entſchieden! Oeſterreich aber beſchloß, den Planen Napoleons zuvorzukommen, und das war gewiß das Ehrenvollſte. Ermuntert durch das Beiſpiel Spaniens, wo alle Kriegskunſt Napoleons und alle Tapferkeit ſeiner Schaaren am Felſen der Volkstreue zerſchellte, rief nun Kaiſer Franz das Volk zum Kampf auf. Und 1809 ſtanden in Oeſterreich viermalhunderttauſend Mann in den Waffen, — drei große Heere rückten, das eine, unter dem Erzherzog Karl, gegen den Rhein, das andere, unter dem Erzherzog Johann, gegen Italien, das dritte, unter dem Erzherzog Ferdinand, gegen Polen vor. Der Erzherzog Karl erließ einen Aufruf an die ganze deutſche Nation. Darin ſagte er: »Wir kämpfen, um Deutſchlands Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu erringen. Unſere Sache iſt die Sache Deutſchlands. Nur der Deutſche, der ſich ſelbſt vergißt, iſt unſer Feind!« Auch viele andere Aufrufe erſchollen wie Donner zu den deutſchen Volksſtämmen: »Erwacht aus dem Todesſchlaf der Schande, ihr Deutſchen! Soll euer Name der Spottruf ferner Jahrhunderte

werden?« Aber Napoleon gebot den Fürsten des Rheinbundes, ihre Heere gegen Oesterreich zu führen. Und sie thaten es! Inzwischen war Erzherzog Karl in Baiern und der General Chasteller mit einer Armee in Tyrol eingerückt, wo das biedere Landvolk, von Oesterreich abgerissen und dem Königreich Baiern zugetheilt, noch in alter Treue dem Kaiserhause anhing und zwar besonders aus folgendem Grunde: Als Kaiser Franz im Preßburger Frieden Tyrol an Baiern abtrat, hatte er ausdrücklich die Erhaltung der alten Landesverfassung Tyrols zur Bedingung der Abtretung gemacht; aber dies war nicht beachtet worden. Darüber ergrimmten die Tyroler und dieser Haß erhöhte jetzt erst recht die Liebe für's Fürstenhaus. Freudig griff jeder Tyroler für Kaiser Franz und Oesterreich zu den Waffen, und, wie die Feuerflamme im Sturm, so ging der Aufstand von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Rasch aus Spanien zurückgeeilt, zog nun Napoleon mit den Truppen des Rheinbundes nach Baiern, wo sich die österreichische Armee leider allzulangsam vorwärts bewegte. Napoleon schlug sie vom 19. bis zum 23. April 1809 bei Thann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg, so daß der Erzherzog Karl durch die Oberpfalz nach Böhmen zurückweichen mußte. Der Sieger aber zog nun wie im Triumph auf Wien los, ächtete unterwegs den General Chasteller, erreichte Wien schon am 10. Mai, besetzte es und nahm sein Hauptquartier in dem kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn. Von dort aus gebot Napoleon der österreichischen Landwehr, sich aufzulösen. Am 17. Mai erklärte er gleichfalls von Schönbrunn aus: »Die weltliche Herrschaft des Papstes hat aufgehört! Der Kirchenstaat ist von nun an vereinigt mit dem französischen Kaiserreich, Rom eine freie kaiserliche Stadt!« Dies ward auch bald darauf durch Waffengewalt in's Werk gesetzt, Papst Pius VII. gefangen genommen und nach Frankreich gebracht.

Inzwischen zog Erzherzog Karl mit fünfundsiebzigtausend Mann aus Böhmen an die Donau, um Wien zu entsetzen. Napoleon rückte ihm von dort her entgegen. Am Pfingstsonntag (21. Mai 1809) kam es auf dem Marchfeld bei den Dörfern Aspern und Eßlingen zwischen beiden feindlichen Heeren zur Schlacht, welche zwei Tage währte. Mit ungeheurer Erbitterung wurde von beiden Seiten gekämpft; jeder gemeine Mann war ein Held, und die Feldherrn wetteiferten mit den Soldaten an persönlicher Tapferkeit. Erzherzog Karl, welcher mit überlegener Kriegskunst den Schlachtplan geordnet hatte, ergriff selbst die Fahne des Regiments Zach, führte die begeisterten Soldaten an, und flog bald dahin, bald dorthin, wo die Gefahr am größten war. Mehr als zehnmal wurde das Dorf Aspern erstürmt; die Dorfkirche ward zur Festung, die Kirchhofsmauer zur Schanze, jeder Baum im Weg zu einem Gegenstand des Kampfes. Am zweiten Tage der Schlacht ließ Erzherzog Karl die Brücke zerstören, welche Napoleon zur Insel Lobau geschlagen hatte, und nun ward der

K.

Kampf der französischen Armee ein Verzweiflungskampf: sie zog sich endlich auf die Insel zurück. Am Abend des zweiten Tages erkannte Napoleon, daß er besiegt sei: auf einem Baumstamm sitzend, das Haupt auf die Hände gestützt, hörte er die lauten Verwünschungen seiner Schaaren, die von Eßlingen herüberzogen. Endlich flüchtete er in einem Nachen auf der Donau nach Ebersdorf. Diese Pfingstfeiertage von Aspern bleiben für alle Zeiten die höchsten Ehrentage der österreichischen Armee. Aber leider wurde dieser Sieg nicht schnell benützt: sonst wäre Napoleon damals verloren gewesen. Die beiden feindlichen Armeen standen sich sechs Wochen lang unthätig gegenüber, worauf Napoleon zum zweitenmal über die Donau ging und seinen heldenmüthigen Gegner, den Erzherzog Karl, am 5. und 6. Juli in einer blutigen Schlacht beim Dorfe Wagram besiegte. Der Grund des Unglücks der Oesterreicher war, weil ihnen das Heer des Erzherzogs Johann, das sie erwarteten, nicht zu Hülfe kommen konnte. Dieser war indessen (wie Ferdinand nach Polen) in Italien mit Glück vorgedrungen,

hatte ſich aber dann gegen Ungarn gewendet, wo ihn der Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnois, bei Raab beſiegte, während die Polen auch den Erzherzog Ferdinand zum Rückzug zwangen. Die Oeſterreicher zogen ſich nach der Schlacht bei Wagram unter Erzherzog Karl in guter Ordnung gen Mähren zurück und dort wurde zu Znaim am 12. Juli ein Waffenſtillſtand vermittelt, auf deſſen Grund am 14. Oktober 1809 in Schönbrunn ein förmlicher Friede abgeſchloſſen wurde. Darin mußte Oeſterreich Salzburg, Berchtesgaden, zwei Kreiſe des Landes ob der Ens, Görz, Krain an Baiern, Trieſt, Kroatien und Dalmatien an Napoleon, Weſtgalizien mit Krakau an das Großherzogthum Warſchau und einen großen Theil von Oſtgalizien an den Kaiſer von Rußland abtreten — zuſammen ein Verluſt von zweitauſendachthundfunfzig Geviertmeilen Landes und vierthalb Millionen Seelen. So theuer mußte es den Verſuch, ſeine Exiſtenz zu retten, und das Vertrauen auf den Gemeingeiſt aller Deutſchen büßen.

Der Aufruf des Erzherzogs Karl hatte jedoch im nördlichen Deutſchland einzelne kühne Männer zur Rettung des Vaterlandes von der Fremdherrſchaft begeiſtert. Der edle Schill rief ſeinen Huſaren zu: »Beſſer ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!« und führte ſie am 29. April aus Berlin fort, in's Weſtphäliſche, wo der Oberſt Dörnberg einen verunglückten Verſuch gemacht hatte, die franzöſiſche Herrſchaft zu ſtürzen, und in's Mecklenburgiſche; ſeine Schaaren wuchſen bald bis zu einigen Tauſenden heran. Mit dieſen wirft er ſich, von den Feinden verfolgt, nach Stralſund und will es bis auf den letzten Mann gegen ſie vertheidigen. Aber die Dänen, damals mit Frankreich verbündet, ſtürmen die Stadt und dringen hinein; da entbrennt in den Straßen ein furchtbares Gefecht, Schill kämpft treu bis in den Tod, und wird erſchoſſen. Die Holländer, die gleichfalls bei den Feinden waren (denn Napoleon hatte ihnen ſeinen Bruder Ludwig zum König gegeben), ſchnitten dem todten Schill das Heldenhaupt ab und ſchickten es, in Weingeiſt aufbewahrt, nach Leyden. Wer von ſeinen Gefährten gefangen ward, wurde entweder erſchoſſen oder auf die franzöſiſchen Galeeren geſchleppt. Schills Opfertod ſchreckte gleichwohl einen andern deutſchen Mann aus uraltem Fürſtenblut nicht ab, dem Gebieter der Welt zu trotzen. Das war der landloſe Herzog Wilhelm von Braunſchweig, des unglücklichen Ferdinands Sohn, der in Oeſterreichs Kampfreih'n mitgefochten hatte. Mit bewundernswerther Kühnheit drang er nach dem Waffenſtillſtand von Znaim mit funfzehnhundert Mann durch Sachſen und Weſtphalen, ſchlug die Feinde, die ſich ihm entgegenwarfen, nahm ſein Erbland feierlich in Beſitz und eilte dann gen Elsfleth an den Meeresſtrand. Dort beſtieg er, von den Kugeln der Dänen umſauſt, glücklich eine engliſche Flotte, welche ihn und die Seinigen nach England trug, wo er ſie und ſich für's Vaterland erhielt. Bald darnach (nämlich am 15. Au-

guſt) bemächtigte ſich eine engliſche Flotte Vlieſſingens und zerſtörte die Werke dieſer holländiſchen Feſtung.

Indeſſen hatte der König von Würtemberg im Juni Mergentheim, den bisherigen Hauptſitz des deutſchen Ordens, mit Gewalt an ſich geriſſen. Da empörten ſich die Unterthanen des Ordens, aber ſie erlagen des Königs Uebermacht, wurden in Ketten geſchlagen, und mußten ihm Frohndienſte thun; ſo wurde damals die goldne deutſche Treue aufgewogen, mit Eiſen!

Am 11. Oktober deſſelben verhängnißvollen Jahres 1809 ſuchte ſich ein Jüngling, Namens Friedrich Staps, eines Predigers Sohn aus Naumburg, im Schloßhof zu Schönbrunn an Napoleon zu drängen. Er wurde feſtgenommen und man fand einen Dolch in ſeinem Gewand. Er hatte die weite Reiſe blos zu dem Zwecke unternommen, um Napoleon zu ermorden und Deutſchland dadurch von deſſen Gewaltherrſchaft zu befreien. Napoleon fragte ihn,

was er thun würde, wenn er ihn begnadige? — »Sie dennoch ermorden«, sprach der kühne Staps. Da ließ ihn Napoleon erschießen.

3.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

Körner.

Noch vor den Schlachten von Aspern und Wagram war im Land Tyrol durch die österreichischen Bevollmächtigten Chasteller und Baron Hormayr der Volksaufstand zu Gunsten des Kaiserhauses vollständig eingerichtet worden; der Haß gegen Baiern war durch die, wenn auch wohlgemeinten Neuerungen des Königs Maximilian, durch rohe Willkür der fremden Beamten, besonders aber dadurch noch gesteigert worden, daß sogar der Name Tyrol aufgehoben und das Land »Südbaiern« genannt wurde. Die Häupter des Volksaufstandes waren der Sandwirth Andreas Hofer von Passeier, ein schlichter, frommer Mann aus dem Volk, und von diesem hochgeehrt, zwar beschränkt von Einsichten, aber treu wie Gold, kräftig von Gliedern und stattlich von Ansehn mit seinem langen schwarzen Bart; im untern Innthal Speckbacher, der beste Schütze

weit und breit, verwegen zu jeder großen That und meiſterlich klug: im obern Innthal der Krämer Martin Teimer. Und bald hatte ganz Tyrol die baieriſch-franzöſiſche Herrſchaft abgeſchüttelt. Nun ſchickte Napoleon den Marſchall Lefebvre mit vielem Kriegsvolk in's Land Tyrol. Da verlor Chaſteller den Muth; die Franzoſen und Baiern drangen ein, gewannen einige Vortheile und mißhandelten die Tyroler, wo ſie deren habhaft wurden, mit der unmenſchlichſten Grauſamkeit. In dieſer Noth ließen Chaſteller und Hormayr die braven Tyroler im Stich und flüchteten. Da beriefen Hofer, Eiſenſtecken und Speckbacher alles Volk auf den Berg Iſel bei Inſbruck und ein rothbärtiger Kapuziner, Namens Haspinger, kam auch dazu, ein Mann, mehr zum Feldherrn als zum Mönch erſchaffen. Nun begann am Berg Iſel ein langer

furchtbarer Kampf des Volkes gegen die Landesfeinde. Der Speckbacher verlegte ihnen den Weg bei Hall. Er hatte einen jungen Sohn Andreas, der »Anderl« genannt; der Knabe folgte ihm luſtig in's Gefecht und weil er nicht ſelber mitfechten durfte, ſo grub er keck die feindlichen Kugeln aus der Erde heraus, wo ſie eingeſchlagen, ſammelte ſie in ſeinem Hütlein und brachte ſie dem Vater. Die Feinde erlitten ungeheuren Verluſt, während die Tyroler gar friſch und luſtig auf den heimiſchen Bergen ſtanden, und unverdroſſen mit ihren Büchſen herabzielten, ſchoſſen und wieder luden. Dennoch entkam ihnen der franzöſiſche Anführer. Aber auch die öſterreichiſchen Beamten, die alles einrichten und leiten wollten, verließen das Land, und der Kaiſer Franz, welcher mit Napoleon den Waffenſtillſtand zu Znaim geſchloſſen hatte, mußte ſeine braven Tyroler aufgeben. Die wußten nun nicht, wie ſie d'ran waren, und neues franzöſiſches Kriegsvolk drang von allen Seiten in's Land. Da ſtellten ſich der Andreas Hofer und der Speckbacher an die Spitze des Aufgebotes und das Volk bekämpfte die Feinde, wo es konnte, mit treuem Muth und gewaltiger Kraft. Es beſetzte die Engpäſſe, durch welche die Feinde vordringen wollten, ſchoß von den Höhen auf ſie nieder und zerſchmetterte ſie durch herabgewälzte ungeheure Felsſtücke; die Weiber halfen den Männern; ganz Tyrol war nur Ein Herz und Eine Seele. Nun ſtellte ſich Hofer an die Spitze der Landesregierung in Inſpruck, und beſorgte ſie nach ſeiner frommen, einfältigen Weiſe. Der Speckbacher zog indeſſen wachſam umher, um die Gränzen des Landes zu ſichern. Mittlerweile wurde der Friede zu Wien geſchloſſen und Tyrol von Oeſterreich ſelbſt aufgefordert, ſich dem Sieger zu ergeben; doch hatte Kaiſer Franz darin für Tyrol ausdrücklich Vergeſſenheit und Vergebung alles deſſen, was geſchehen war (Amneſtie), bedungen. Da ſchrieb der brave Hofer ſeinem Freunde Speckbacher: »Es iſt Alles aus; Oeſterreich hat uns vergeſſen!« und ſeinen Landsleuten ſchrieb er (am 8. November): »Aller Widerſtand hört jetzt auf.« Aber ein gewiſſer Kolb, ein Adliger von Geburt, täuſchte den gläubigen Hofer durch allerlei erlogene Nachrichten von Siegen der Kaiſerlichen; dieſer Kolb und ein gewiſſer Donay (ein Prieſter), gewannen Hofers ganzes Vertrauen und verleiteten ihn, daß er am 15. November die Männer im Vinſchtgau und im Oberinnthal auf's Neue aufrief, die Waffen zu ergreifen. Das war den Franzoſen gar lieb; denn ſie nahmen dies zum Vorwand und Anlaß, den Hofer für vogelfrei zu erklären. Er war nun in ſeiner Heimath nirgends mehr vor Aufpaſſern und Schergen ſicher, hätte aber gar leicht entfliehen und ſein Leben retten können. Das mocht' er nicht, aus Anhänglichkeit an ſein liebes Land Tyrol, und barg ſich lieber in einer einſamen Alpenhütte am Paſſeyer unter Schnee und Eis zwei Monate lang vor ſeinen Verfolgern. Endlich verrieth ihn der Prieſter Donay, welcher es jetzt mit den Siegern hielt, und führte die Häſcher am 30. Januar 1810, mitten in der

Nacht, zu Hofers einsamer Hütte auf der Alpe hinan. Dreimal pochen die Häscher; da tritt der Hofer heraus und sagt ihnen frei und stolz: »Ja, ich bin's, den ihr sucht; schont nur mein Weib und meine Kinder!« Sie ergreifen ihn, nehmen ihn gefangen und bringen ihn, mit Ketten gefesselt, nach Mantua. Dort wird er vor ein französisches Kriegsgericht gestellt, und, auf Gebot des Vicekönigs von Italien, zum Tode verurtheilt. Am 20. Februar 1810 führt man ihn auf eine Bastei der Festung. Wie er seine gefangenen Landsleute sieht, segnet und tröstet er sie noch mit den Worten: »Das Land Tyrol kommt doch noch unter den Kaiser Franz.« Endlich erreicht er den Platz, wo er sterben soll. Man will ihm die Augen verbinden, aber Hofer leidet's nicht; auch will er nicht niederknieen und ruft stehend den feindlichen Soldaten muthig zu: »Feuer!« Da knallen die Gewehre und der Mann des Volkes sinkt, treu dem Kaiser und seinem Land Tyrol, in sein Blut. Der Kapuziner Haspinger und der Speckbacher entrannen glücklich den Nachforschungen der Feinde,

(der Letztere nach vielen Gefahren und vielen wunderbaren Abenteuern) nach Wien. Land und Volk Tyrol mußten sich nun der Gewalt fügen. Hofers Familie erhob der Kaiser später in den Adelsstand; das Tyroler Volk hat sich durch seinen Muth und seine Treue für alle Zeiten selbst geadelt.

4.

Seht her, der Erde Nationen,
Seht und erkennet Gottes Hand.
Rückert.

Nun stand Napoleon auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. Er betrachtete die Welt als sein eigen, alle Völker als seine Sklaven, alle Könige als seine Vasallen. Er erkannte Niemand über sich, nirgends sah er einen Nebenbuler seiner Gewalt. Da ließ er seine Ehe mit seiner Gemahlin Josephine Beauharnois, von welcher er keine Kinder hatte, auflösen, warb um die Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich, die Erzherzogin Maria Louise, und erhielt ihre Hand. Am 2. April 1810 feierte er seine Vermählung mit ihr und fünf Königinnen trugen der Kaiserin von Frankreich dabei die Schleppe. Schon im folgenden Jahr gebar sie dem Weltbeherrscher einen Sohn, Napoleon Franz, welcher schon in seiner silbernen Wiege König von Rom genannt wurde. So war nun der weiland Sohn der Revolution verschwägert mit einem der ältesten und ehrwürdigsten Fürstenhäuser Deutschlands; viele meinten, das sei zu Deutschlands Heil; aber dies kümmerte jenen gewaltigen Mann nichts. Am 19. Juli desselben Jahres starb Preußens Königin Louise im tiefen Schmerz über das Unglück des Vaterlandes.

Napoleon ließ nun in unbegränzter Machtvollkommenheit seine Willkür über Deutschland ergeh'n. Als sein Bruder Ludwig die Krone von Holland niederlegte, weil er das Volk nicht nach Napoleons Geboten verderben wollte, erklärte dieser Holland für eine bloße Anschwemmung der drei französischen Ströme, des Rheins, der Maas und der Schelde, und verschmolz es mit Frankreich. Sodann vereinigte er auch einen großen Theil von Norddeutschland, worunter die Besitzthümer mehrerer Fürsten des Rheinbundes, Oldenburg, Hamburg, Bremen und Lübeck mit Frankreich. Das deutsche Nationalgefühl war ihm verhaßt; denn er wußte gar wohl, daß darin auch die Sehnsucht nach Freiheit lag, und er suchte es ganz und gar zu vernichten. Er unterdrückte die Handelsfreiheit und die geistige Freiheit, er stellte das Zeitungswesen unter die strengste Aufsicht, um die öffentliche Meinung zu vernichten. Er unterhielt den nothwendigen Fluch aller Tyrannei, die Pest aller Sittlichkeit, nämlich eine geheime Polizei. So glaubte er sich unantastbar, unüberwindlich. Aber eben dieser stolze Wahn führte sein Verderben herbei. Immer kühner in seinen Entwürfen, wollte er weiter gen Osten dringen, um die Welt zu erobern, und ahnte nicht, daß indessen schon dies unser deutsches Vaterland,

welches er für ſo ganz verknechtet und marklos hielt, gerade durch den unerträglichen Druck ſein ganzes Bewußtſein, ſeinen ganzen Nationalſtolz, ſeine ganze Kraft wiedergewonnen hatte. Vergeblich warnte man ihn vor dem Volksgeiſt, welcher ſich in Deutſchland allerorten rege; Napoleon verachtete die Deutſchen und gab zur Antwort: »Die Deutſchen werden niemals Spanier!« Er ſollte kennen lernen, daß ſie noch Deutſche waren!

Es war im Jahre 1812, da ſchaffte der Kaiſer von Rußland das unerträgliche Kontinentalſyſtem in ſeinem Reiche ab. Dies nahm Napoleon zum willkommenen Anlaß, um Rußland zu bekriegen; er hoffte, dies ungeheure Reich, welches über zwei Welttheile, Europa und Aſien, hin ausgebreitet iſt, zu beſiegen, dann durch Aſien mit ſeiner Macht hinabreichen zu können bis gen Oſtindien, dort den Kern der Macht des verhaßten Englands anzugreifen; — ſo traumhaft dieſe ungeheuren Pläne waren, ihm, dem Liebling des Glückes, konnten ſie doch erreichbar ſcheinen. Und wie nun Napoleon ſein Kriegsgebot erſchallen läßt, da ſchaart ſich eine halbe Million Menſchen in Wehr und Waffen, um dem einzigen Manne zu folgen; ſelbſt Preußen und Oeſterreich, ſo geſchwächt, daß er Beide zermalmen kann, wenn ſie ihm widerſtreben, müſſen ihm Heeresbeiſtand leiſten. Am 23. Juni 1812 führt er ſeine große Armee über den Niemenfluß, die Gränze Rußlands. Die Ruſſen weichen vor ihm tief in's Land zurück; er eilt ihnen nach, ohne zu ahnen, daß ſie ihn nur nach ſich locken wollen, um ihn dann zu verderben. Sein ungeheures Glück verblendet ihn; unvorſichtig läßt er die preußiſche Hülfsarmee unter dem General York am linken, die öſterreichiſche unter dem Fürſten Schwarzenberg am rechten Flügel, jede in Maſſe beiſammen ſtehen, ohne zu bedenken, daß Beide, voll verborgenen heißen Ingrimms gegen ihn, nur eines günſtigen Augenblickes harren, um ſich loszureißen und auf ihn ſelber loszuſtürzen, wenn ihn ein Unglück trifft. Grade jetzt bedarf er, wie nirgends ſo dringend, der Polen, und doch ſtellt er ihren Staat nicht wieder her und ſo erſtickt er ſelbſt ihre Begeiſterung für ihn. Stolz führt er ſeine Schaaren bis gen Moskau voran; das iſt die alte Hauptſtadt der Ruſſenfürſten, das Kleinod der Nation. Erſt am Fluſſe Moskwa ſtellen ſich ihm die Ruſſen entgegen; er beſiegt ſie dort (am 7. September) in einer furchtbaren Schlacht, verliert aber dabei viele Tauſende ſeiner Krieger. Nun rückt er unaufgehalten gen Moskau weiter und zieht als Sieger in dieſe Stadt und in den Kreml (den alten Kaiſerpalaſt) ein. Aber, kaum ſind die Franzoſen in Moskau, ſo ſchlagen plötzlich an allen Ecken und Enden der Stadt Flammen empor und wallen und wehen im Sturm. Mit Grauſen ſieht Napoleon von einer Terraſſe des Kremls das majeſtätiſche Schauſpiel. Vergeblich iſt jeder Verſuch, den Brand zu löſchen. Hochauflodernd verkündigt dieſer der Welt: »das Gericht wird beginnen über den gewaltigſten Mann des Jahrhunderts!« Noch bis zum 19. Oktober behauptet ſich Napoleon unerſchrocken

auf den Schutthaufen Moskau's; noch immer hofft er, daß Kaiser Alexander Frieden ſchließen werde. Aber Alexander verwirft jeden Gedanken daran. Da erkennt Napoleon mit Schmerz und Grimm, daß ihm zur Rettung nur noch der Rückzug übrig bleibt. Er tritt ihn an; aber nun beginnen die Ruſſen erſt eigentlich den Kampf gegen ihn. Sie verfolgen, ſie umdrängen ihn; mit altem Heldenmuth kämpft die große Armee um Weg und Steg. Aber plötzlich brechen auf den öden Steppen noch zwei andere Feinde, gleich Würgengeln, über ſie herein, Hungersnoth und entſetzlicher Froſt. Da fallen die Roſſe zu Tauſenden: da wanken die alten Krieger, die in ſo vielen Schlachten geſiegt, nicht von Menſchen, nur vom Zorn des Himmels ſelbſt, überwunden, in ſchlechter Hülle über die weiten Schneefelder dahin; das Blut in den Adern erſtarrt, die grauen Bärte voll Reif, die finſtren, narbenvollen Geſichter vom Odem des Todes angehaucht. Und dennoch, wenn die wilden ruſſiſchen Reiter auf ſchnellen Roſſen heranſprengen, wehren ſich die Helden mit der Kraft der Verzweiflung, eines beſſeren Looſes und durch ihren Muth ewigen Nachruhms werth. So wird am 26. und 28. November an der Bereſina gefochten. Da ſchlägt ſich Napoleon mit dem Reſt ſeines Heeres glücklich durch, aber am 4. December verläßt er es plötzlich, um nach Frankreich voranzueilen und auf's Neue zu rüſten. Unter unſäglichen Leiden und Gefahren vollbringt die Armee endlich den Rückzug bis durch Polen; ſchon iſt's kein Rückzug mehr, ſondern Flucht einzelner Heereshaufen ohne Waffen. Von jener halben Million Menſchen, die nach Moskau gezogen, wurden in Rußland zweimalhundertdreiundvierzigtauſend Leichen gefunden und begraben.

Als der General York, welcher mit der preußiſchen Hülfsarmee an der Oſtſee ſtand, Napoleons Rückzug erfuhr, ſchloß er am 30. December mit den Ruſſen einen Vertrag ab, kraft deſſen die unter ſeinem Befehl ſtehenden Truppen für parteilos (neutral) erklärt wurden und ſich zwiſchen Memel und Tilſit aufſtellten. Fürſt Schwarzenberg that mit dem öſterreichiſchen Hülfsheer ein Gleiches. Dieſe beiden Maßregeln trugen viel zu einer völligen Wendung des Schickſals von Deutſchland bei. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, von Napoleon finſter beobachtet und bedroht, durchdrungen vom Geiſte des ganzen deutſchen Volkes, gab plötzlich den Ausſchlag.

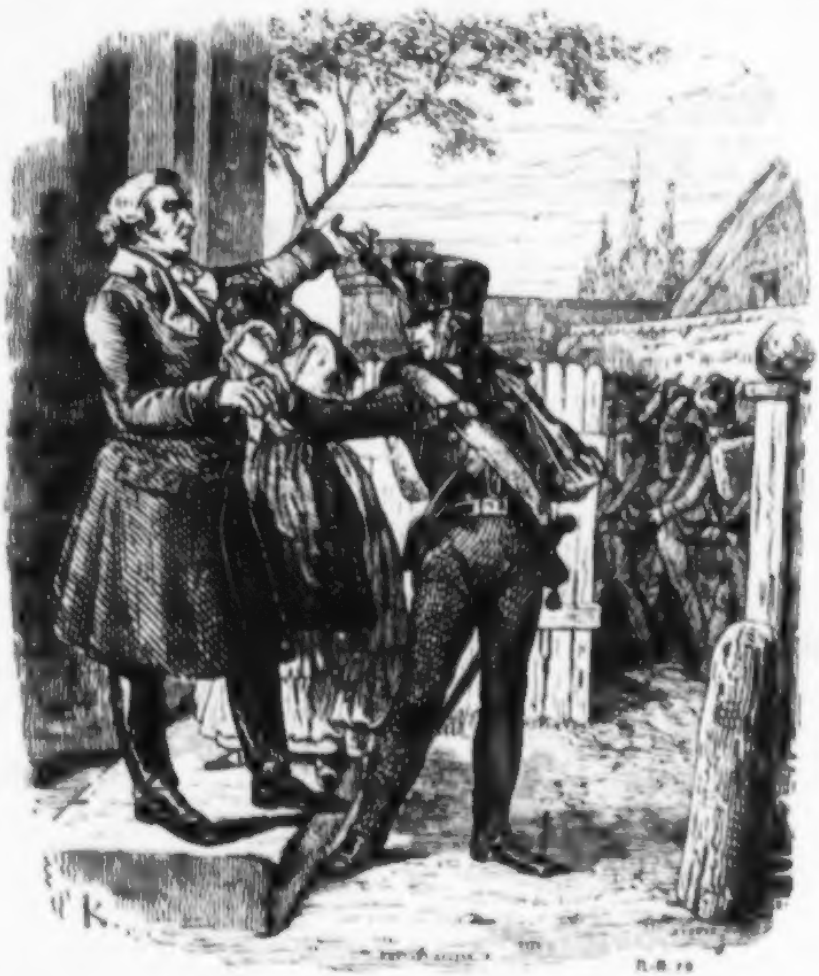
3.

So riſſen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los,
Nun ſind wir Deutſche wiederum,
Nun ſind wir wieder groß.

Göthe.

Friedrich Wilhelm III. begab ſich im Januar 1813 von ſeiner Hauptſtadt Berlin, welche dem Zug der franzöſiſchen Truppen bloß geſtellt war, nach

Breslau und ſchloß dort am 27. und 28. Februar einen Bund mit dem Kaiſer Alexander von Rußland. Am 15. März kamen beide Monarchen perſönlich zuſammen und am 17. März erließ Friedrich Wilhelm den Aufruf von Kaliſch an die Deutſchen, welcher mit folgenden Worten ſchloß: »Mit Zuverſicht dürfen wir vertrauen. Gott und ein feſter Wille werden unſerer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit!« Und begeiſtert erhob ſich das Volk in Preußen, eines Herzens und Sinnes mit dem König, für ihn, für die Nationalehre, für die Unabhängigkeit zu kämpfen. Schon hatte es im Stillen die alten Waffen hervorgeſucht und ſich fleißig geübt, ſie zu gebrauchen. Aus freiem Antrieb eilten Jünglinge und Männer von ihren Familien, Aemtern und Gewerben fort, um in den Reihen des Heeres für's Vaterland zu kämpfen:



bei jedem Regiment ſtanden »freiwillige Jäger« zuſammen, die edelſten Jünglinge, meiſt aus den höheren Ständen, die ſich auf eigene Koſten bewaffneten. So wuchs das ſtehende Heer ſchnell auch an Zahl eben ſo mächtig heran wie an Muth. Außerdem trat auch die alte, tief im Weſen des Volkes gründende Nationalbewaffnung, die Landwehr, in ihr gutes altes Recht; die Bürger und Bauern, von den Gemeinden bekleidet, bildeten die Landwehr und der König ſtellte ihre Führer an Ehre und Rang denen des ſtehenden Heeres gleich. Und wenn die Landwehr auszog, da weihten ſie die Prieſter zum heiligen Kampf, da erklangen die Glocken von allen Thürmen, da bebte jedes Herz von freudiger, ſüßer Hoffnung für's Vaterland, und ſo manches bange: »Lebewohl« von den Lippen der Mütter, der Hausfrauen, der Bräute ſcholl den Wehrmännern nach. Weil die Kräfte der Regierung tief erſchöpft waren, brachte das Volk freiwillige Beiſteuern, auch der Aermſte trug freudig ſeinen Sparpfennig zum allgemeinen Gut herbei. So thaten auch die Frauen und Jungfrauen, ſie verkauften ihr Geſchmeide, ja manches deutſche Mädchen ſchnitt ſich das Haar vom Scheitel, verkaufte es und brachte den Erlös dem Vaterlande dar; andere Jungfrauen zogen Mannskleider an und ſtellten ſich ſo in die Reihen der Kämpfer, gleichwie jene Heldenfrauen des deutſchen Volkes in alter Zeit gethan haben. So ſtand der alte kriegeriſche Geiſt des deutſchen Volkes kund in lohen Flammen, und begeiſterte Sänger, Ernſt Moritz Arndt, Theodor Körner, Max von Schenkendorf, fachten ſie durch den Odem des Liedes noch mächtiger an. Preußen hatte kühn den erſten Schritt in der gemeinſamen Sache des ganzen deutſchen Vaterlandes gethan; Oeſterreich hielt ſich noch neutral, der ganze Rheinbund, ſo wie beſonders Sachſen, deſſen König durch Bande der Dankbarkeit an Napoleon gebunden zu ſein glaubte, ſtand noch für die Fremdherrſchaft. Napoleon hatte indeſſen mit ungeheurer Kraftanſtrengung zum Kampf gerüſtet, ein neues Heer geſchaffen, ſchnell in den Waffen geübt und in's Feld geführt. Er vertraute auf ſeine Kriegskunſt und auf den Zauber, den ſein Ruhm über ſeine Schaaren ausübte; und wahrlich: dem geringſten franzöſiſchen Soldaten ſchlug das Herz hoch vor Stolz, daß er unter Napoleon focht, der Frankreichs Namen groß gemacht hatte auf der weiten Erde. Und ſo hoffte Napoleon, mit ſeiner friſchen Macht den Sieg zu erringen.

Der Krieg begann im Frühjahr 1813. Truppenabtheilungen der verbündeten Preußen und Ruſſen zogen durch Norddeutſchland; Hamburg und Lübeck wurden befreit und der Herzog von Mecklenburg-Strelitz riß ſich zuerſt los von Frankreich mit dem ſchönen Ausruf: »Mit Gottes Hülfe werd' ich mich der Ehre werth zeigen, ein deutſcher Fürſt zu ſein!« Bei Lützen und Groß-Görſchen geſchah (am 2. Mai) die erſte große Schlacht. Da ſiegte Napoleon, aber er hatte den Muth der jungen preußiſchen Krieger kennen gelernt.

Die Verbündeten flohen nicht, ſondern zogen ſich, trefflich geordnet und dem Feinde Trotz bietend, über die Elbe zurück. Bei Bautzen geſchah (vom 19. bis zum 21. Mai) eine zweite Schlacht und auch da ſiegte Napoleon, aber auch da behaupteten die Deutſchen und Ruſſen den Rückzug in geſchloſſenen Heeresmaſſen, daß die Feinde es nicht wagen konnten, ſie zu verfolgen. An der Spitze der Preußen ſtand der alte Blücher, ein Jüngling trotz dem Silberhaar, ein erbitterter Feind der Franzoſen, des deutſchen Volkes Liebling, des Heeres Abgott. Er rückte nach Schleſien, — Napoleon ihm nach: aber dieſer wagte es nicht, den alten Blücher anzugreifen, denn hinter ihm ſtanden der ruſſiſche General Tettenborn, die Truppen der Hanſeſtädte und eine todeskühne Freiſchaar aus den edelſten deutſchen Jünglingen, unter dem Major Lützow. Das war Lützow's „wilde, verwegene Jagd“: ſo hat ſie einer von

ihnen getauft, der Dichter glühender Freiheits- und Kriegslieder, Theodor Körner (geboren 1791), dem das Vaterland lieber war als seine Braut und als aller Dichterruhm.

Indessen waren beide Gegner, Franzosen und Deutsche, erschöpft und schlossen unter sich einen Waffenstillstand, welcher vom 4. Juni bis zum 6. Juli dauern sollte. Während dieser Zeit geschahen Verhandlungen von Seiten der Verbündeten mit Schweden und Dänemark. Aber dies letztere schloß sich neuerdings an Frankreich an, weil Schweden Norwegen haben wollte und sich um diesen Preis für England und Rußland entschied. Da ließen die Dänen, welche in Hamburg einzogen, die Franzosen in diese Stadt ein; die aber mißhandelten sie aus heißem Grimm auf's Aeußerste. Mittlerweile bot Oesterreich die Hand zu friedlicher Vermittlung des großen Kampfes; der edle Scharnhorst aber, welcher in der Schlacht bei Lützen gefährlich verwundet worden war, begab sich nach Prag, angeblich zur Heilung seiner Wunde, eigentlich, um Oesterreich zur Theilnahme an der gemeinsamen Sache aller Deutschen zu bestimmen: so für's Vaterland wirkend, starb er zu Prag am 28. Juni 1813, ein ächter Volksmann, weil er die wahre deutsche Nationalbewaffnung wieder erweckt: Max von Schenkendorf sang ihm nach: »er wird im Volke leben, besser als in Stein und Erz«. Napoleon hoffte noch immer, Oesterreich für seine eigene Sache zu gewinnen, indem er ihm Schlesien anbot, weil Preußen nach seinem sogenannten »Abfall« von Frankreich nichts als seine Auflösung von Napoleon zu erwarten habe. Doch alle Künste Napoleons täuschten den Scharfblick des österreichischen Staatsmannes, des Grafen (jetzt Fürsten) Metternich nicht, welcher Napoleons Verlegenheit erkannte und dessen alte Politik durchschaute, Preußen und Oesterreich durch gegenseitiges Mißtrauen von einander fern zu halten. Diese Politik hielt nun nicht länger Stich und andererseits gab Napoleon auch durchaus in keinem Stück nach. Er fühlte tief, daß jetzt Alles auf dem Spiel stand, daß die Losung für ihn nur »Sieg oder Untergang« war. Oesterreich aber sah nun immer deutlicher ein, daß es auch in dem Falle, wenn es sich Napoleon anschlösse, doch gar nichts gewinnen könnte, weil dieser gewaltige Mann stets wieder nach seiner bloßen Willkür verfahren würde; Oesterreich erkannte den Geist und Willen, welcher die ganze deutsche Nation bewegte, und so erklärte es sich denn am 12. August 1813 offen gegen Napoleon. Am 15. August vernahm es dieser zu Dresden, wo er sich aufhielt. Nun, da die alte Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich aufgehört hatte, da beide im Augenblick der dringendsten eigenen Gefahr nur das deutsche Nationalinteresse im Auge haben mußten, nun war die Macht des fremden Herrschers über Deutschland, welche sich bisher durch jene Eifersucht erhalten hatte, im Grunde erschüttert. Indem aber Preußen

und Oeſterreich den Volkswillen feierlich anerkannten, machte das Volk, treu und bieder, die Sache der Fürſten zu ſeiner eignen.

Am 10. Auguſt hatten Preußen und Rußland, am 12. Auguſt (wie ſchon geſagt) auch Oeſterreich den Krieg gegen Napoleon angekündigt. Alle drei Mächte hatten indeſſen die Zeit des Waffenſtillſtands benützt, um trefflich zu rüſten. England, Frankreichs alter Feind, unterſtützte ſie mit Waffen und Geld: der Kronprinz von Schweden ſtand als ihr Bundesgenoſſe mit einem großen Heere in Norddeutſchland, um Berlin und Brandenburg zu decken. In Böhmen war die öſterreichiſche Hauptmacht unter dem Oberbefehl des Fürſten Schwarzenberg aufgeſtellt, auch mit preußiſchen Truppen (unter dem General Kleiſt) und mit ruſſiſchen verbunden. Die preußiſche Hauptmacht ſtand unter dem alten Blücher in Schleſien; eine Heeresabtheilung befehligte York, eine ruſſiſche unterſtützte ſie. Napoleon befand ſich mit dem Kern ſeiner Heeresmacht in der Gegend von Dresden. Wohin er ſich nun wenden mochte, überall mußte er einer feindlichen Armee begegnen, während die beiden andern ihm im Rücken und an der Seite ſtanden: das war der großartige Kriegsplan der Verbündeten. Napoleon beſchloß, mit größter Macht auf das ſchleſiſche Heer loszuſtürzen und es einzeln zu überwinden, zu gleicher Zeit das öſterreichiſche durch Beſetzung der böhmiſchen Gebirgspäſſe zurückzuhalten, und eine dritte Armee gegen Berlin zu ſchicken. Aber klug vermied der alte Blücher eine Schlacht, und Schwarzenberg rückte in der Richtung gegen Dresden heran; da zog ſich Napoleon ſchnell dahin zurück und ließ den Marſchall Macdonald mit achtzigtauſend Mann in Schleſien. Den Anſchlag auf Berlin aber vereitelten die Preußen unter Bülow in der Schlacht bei Großbeeren (am 23. Auguſt). Mittlerweile rückte die Armee der Verbündeten aus Böhmen gegen Dresden heran. Dort beſiegte ſie Napoleon am 26. und 27. Auguſt und ſie mußte nach Böhmen zurück weichen, hinter ihnen her zog eine franzöſiſche Armee, um die Verbündeten in den Gebirgspäſſen einzuſchließen und zu vernichten. Von Pirna her eilte ihnen der franzöſiſche General Vandamme entgegen. Aber am 29. und 30. Auguſt wurde er bei Kulm und Nollendorf von den Verbündeten beſiegt und mit ſeinem Kriegsvolk gefangen genommen. Mittlerweile zog der kühne Blücher in Schleſien der franzöſiſchen Armee wieder entgegen und traf ſie am 26. Auguſt an der Katzbach. Da ruft der alte Held ſeinen Kriegern zu: »Nun hab' ich genug Franzoſen beröder! jetzt, Kinder, vorwärts!« Dies »Vorwärts!« dringt Allen und Jedem in's tiefſte Herz. »Hurrah!« jauchzen ſie und ſtürzen auf den Feind. Der Regen ſchießt in Strömen herab, an ein Feuern iſt nicht zu denken, und mit gefälltem Bajonett bricht das Fußvolk, mit geſchwungenem Säbel die Reiterei in die Franzoſen ein, — der alte Blücher, das Schwert in der Fauſt, Allen voran. Mann an Mann, Herz an Herz, wird gefochten mit Muth und Wuth, bis die Feinde

wanken und flieh'n. Zürnend rauschten die wilden geschwollenen Wasser und rissen die Flücht'gen hinab, achtzehntausend Feinde wurden gefangen, die ganze Armee Macdonalds war aufgelöst. Macdonald selbst entfloh mit einem kleinen Haufen nach Dresden. Durch diese Schlacht an der Katzbach wurde Schlesien vom Feinde gerettet. Der alte Blücher ward vom König zum Feldmarschall erhoben, und die Preußen nannten ihn von nun an blos ihren »Marschall Vorwärts«. Später erhob ihn der König zum Fürsten, mit dem Beinamen von Wahlstadt. Als die drei verbündeten Monarchen die Nachricht vom Sieg an der Katzbach erfuhren, hielten sie in Töplitz (am 3. September) ein großes Dankfest und priesen den allmächtigen Gott. Inzwischen hatte Bülow mit dem Kronprinzen von Schweden die nach der Schlacht von Großbeeren fliehenden Franzosen verfolgt. Napoleon schickte ihnen nun den Mar-

ſchall Ney, einen ſeiner beſten Helden, an die Elbe entgegen. Er ſollte geradeswegs auf Berlin losrücken und es erobern. Mit achtzigtauſend Mann brach Ney von der Elbe auf, täuſchte den Kronprinzen von Schweden durch geſchickte Hin- und Herzüge, und griff dann plötzlich am 6. September die Preußen unter Bülow und Tauenzien bei Dennewitz nicht weit von Jüterbok an. Da hielten die Preußen, welche viel geringer an Zahl waren, mit bewundernswerther Tapferkeit und Ausdauer den Angriff der überlegenen franzöſiſchen Armee aus, und errangen den Sieg, bis am Abend die Schweden und Ruſſen herbeikamen, die Niederlage der Franzoſen vollendeten und die Fliehenden verfolgten. Von nun an zog Napoleon mit ſeinen Schaaren hin und her, um die ſchleſiſche Armee zum Kampfe zu zwingen und die böhmiſche von Angriffen abzuhalten; aber klug vermieden ſie den Kampf, während er ſeine Truppen erſchöpfte. Zugleich wurden ſeine Generale von allen Seiten beſiegt und nach Dresden zurückgedrängt; der kühne Ruſſe Czernitſcheff ritt zu Ende September mit ſeinen Koſaken nach Kaſſel, verjagte den König Hieronymus und kehrte dann, wie im Sturm, an die Elbe zurück. Am 3. Oktober zog der alte Blücher, der rechte »Vorwärts«, ungeduldig über die Elbe, wo zwanzigtauſend Franzoſen unter dem General Bertrand bei Wartenburg ſtanden, York griff ſie mit ſeinen tapfern Preußen an und erſtürmte ihre Verſchanzungen. Nun zog Blücher nach Düben und vereinigte ſich mit dem Nordheer, das bei Deſſau über die Elbe gezogen war. Die böhmiſche Armee rückte gleichfalls heran. Da verließ Napoleon (am 7. Oktober) Dresden, wandte ſich nach Leipzig und zog dort den ganzen Reſt ſeiner Streitmacht (zweimalhunderttauſend Mann) zuſammen, um einen entſcheidenden Kampf zu wagen. Von allen Seiten zogen die verbündeten Heere (im Ganzen dreimalhunderttauſend Mann ſtark) heran. Aber noch bevor es auf jenen großen Feldern, wo einſt Guſtav Adolph glorreich geſtritten, zur Schlacht kam, nämlich ſchon am 8. Oktober, hatte ſich der König Maximilian von Baiern vom Bunde mit Napoleon losgeriſſen, an Oeſterreich angeſchloſſen und ſein Heer, unter dem General Wrede, mit dem öſterreichiſchen vereinigt. Es ging an den Mainſtrom. Dieſer Beitritt Baierns zur deutſchen Nationalſache erſchütterte auch die Anhänglichkeit der andern Fürſten und Truppen des Rheinbundes für den fremden Gebieter.

Am 16. Oktober begann auf den Feldern von Leipzig der Entſcheidungskampf, welchen man »die Völkerſchlacht« genannt hat. Auf dem linken Flügel gewann Napoleon gegen den Fürſten Schwarzenberg das Uebergewicht und ſchon verkündigte er freudig ſeinen Sieg; aber der Marſchall Vorwärts überwand auf dem rechten Flügel, bei Möckern, wo die Preußen löwenkühn kämpften. Am folgenden Tage ſchwieg die Schlacht und neue Heerhaufen zogen den Verbündeten zu, während Napoleon am 16. bereits funfzigtauſend Krieger verloren hatte. Am 18. Oktober entbrannte der Kampf wieder und

furchtbarer als das erste Mal. Da eilten plötzlich mitten in der Schlacht mehrere königlich sächsische Anführer mit ihren Truppen aus dem französischen Heer und stellten sich in das der Verbündeten. Nun konnte sich Napoleon trotz seiner Kriegskunst, seines Scharfblicks, seiner Kühnheit und Ausdauer, trotz des Heldenmuthes seiner Soldaten, gegen die Uebermacht der begeisterten Deutschen nicht mehr halten. Nach neun Stunden des erbittertsten Kampfes war endlich das Loos entschieden und Napoleon besiegt. Die Franzosen wurden am Abend bis dicht an die Mauern Leipzigs gedrängt und Napoleon entschloß sich zum Rückzug. Während er floh, wurde Leipzig am 19. Oktober von den Siegern erstürmt und der König von Sachsen, welcher sich darin befand, als Napoleons Bundesgenosse, gefangen genommen; er mußte sein Land der Verwaltung der Verbündeten überlassen und fortan in Berlin wohnen. Vierzigtausend Leichen von den Verbündeten, ebenso viele von den Franzosen deckten das Schlachtfeld von Leipzig, zahllose Verwundete hauchten im scharfen Frost unter Gottes freiem Himmel das Leben aus. Die Flucht des französischen Heeres war grauenhaft: über dem Elsterfluß stand nur eine einzige Brücke und diese wurde allzufrüh zerstört, während noch große Schaaren von Franzosen diesseits des Flusses kämpften. Da stürzten sich die Meisten in den Fluß, um sich durch Schwimmen zu retten, aber viele ertranken, so auch der tapfere Pole, Fürst Poniatowski, in den Wassern der Elster: zahllose fielen in die Hände der Sieger. Durch diese Schlacht bei Leipzig war Napoleons Macht gebrochen und Deutschlands Befreiung von seiner Oberherrschaft entschieden. Da jauchzte jedes deutsche Herz, das für Nationalehre und Freiheit schlug, und dankte Gott, daß er die Hoffnung, auf ihn gestellt, erfüllt hatte. Und die deutschen Sänger ließen nun Siegeslieder erschallen, am lautesten Max von Schenkendorf (geboren 1783, gestorben 1817), und Friedrich Rückert (geboren 1789). Das klang wie Rollen des Donners, wie Schwertergeklirr, wie Brausen und Rauschen des zürnenden Rheinstroms; trunken von vaterländischer Begeisterung sang das Volk die Lieder nach. Aber ein edler Sänger, welcher durch seine Freiheitslieder Jung und Alt zum heiligen Kampf mit sich fortgerissen hatte, Theodor Körner, erlebte den großen Tag nicht, an dem seine schönsten Hoffnungen für's Vaterland erfüllt wurden. Schon am 25. August hatte ihn in einem Gefecht bei Gadebusch (im Mecklenburgischen) eine feindliche Kugel getödtet, nachdem er kurz zuvor das kräftige Lied gedichtet hatte, das mit den Worten anfängt: »Du Schwert an meiner Linken, was soll dein heitres Blinken?«

8.

Er hat die Welt, — sie ihn bezwungen.
Was ihm das Glück nicht ganz errungen, —
Im Wettmeer gibt es ihm das Leid,
Es krönt ihn mit Unsterblichkeit.

Napoleon floh mit seinem Heere gegen den Rhein zu, von den Siegern mit allem Eifer verfolgt. Da litten die Franzosen oft gräßliche Noth: Kranke, Verwundete, Sterbende blieben auf der Straße liegen und mancher tapfre Krieger sang am Weg mit dem Hungertod. Wie nun Napoleon mit dem Rest seiner Armee gen Hanau kam, stellte sich plötzlich der bairische General Wrede, welcher früher unter dessen Fahnen gedient, in den Weg, um ihm den Rückzug abzuschneiden: Wrede meinte, die Verbündeten wären den Besiegten schon

dicht hinter den Felsen. Da richtete sich Napoleon, wie ein verwundeter Löwe, noch einmal in seiner ganzen Kraft auf, durchbrach (am 30. Oktober) das baierisch-österreichische Heer und führte den Rest seines Heeres (siebzigtausend Mann) rasch an den Rhein; am 2. November zog er mit dem größten Theil desselben über die Mainzer Brücke. Auf der Anhöhe bei Hochheim blieb noch sein treuer General Bertrand zurück, aber schon am 9. wurde auch dieser von den Verbündeten nach Mainz gedrängt. So war jetzt ganz Deutschland bis an den Rhein von den Franzosen befreit. Nur in den Festungen, welche sie früher besetzt hatten, befanden sich wohl noch einmalhunderttausend Mann, doch, weil sie rings von den Deutschen umschlossen, waren sie schon wie Kriegsgefangene; bald mußte sich eine jener Festungen nach der andern ergeben. Noch in demselben Jahre verlor Napoleon auch Holland und die Schweiz.

Schnell hatte sich nach Baierns Abfall von Napoleon der ganze Rheinbund aufgelöst und alle Fürsten desselben, bis auf den gefangenen König von Sachsen, hatten ihre Truppen mit denen der Verbündeten vereinigt. Der edle Dalberg flüchtete nach Konstanz und legte seine weltliche Herrschenwürde nieder. Die verbündeten Monarchen aber beriethen sich nun zu Frankfurt am Main über die Herstellung der allgemeinen Ruhe und boten am 1. December ihrem großen Gegner den Frieden an; Frankreich sollte unabhängig bleiben, aber ebenso auch jeder andere Staat Europa's von Frankreich; dies sollte den Rhein, die Alpen, die Pyrenäen und das Meer als Gränzen behalten. Denn nicht gegen Frankreich kämpften sie (so erklärten die Verbündeten), sondern blos für die Ruhe und das Glück der Völker, und bevor diese nicht durch ein Gleichgewicht der Mächte gefestigt und gesichert seien, wollten sie die Waffen nicht aus den Händen legen. Napoleon aber rüstete mit der größten Anstrengung in Frankreich ein neues Heer, im stolzen Trotz gegen sein Unglück. Furchtlos sah er gegen sich ganz Europa in Waffen; nur eins achtete er zu gering, was ihm Verderben brachte, nämlich den inneren Zwiespalt in Frankreich selbst; denn, während die feigen Würdenträger des Staates ihm schmeichelten, gährte bereits, von vielen Seiten her geschürt, heimlich ein tiefer Haß gegen seine Gewaltherrschaft. Als er nun seine Entscheidung verzögerte, um dadurch Zeit zu gewinnen und seine Macht zu verstärken, brachen die Verbündeten die Unterhandlungen plötzlich ab und führten ihre Armee in drei großen Abtheilungen nach Frankreich: ihr Hauptheer unter Schwarzenberg ging in der Nacht vom 20. auf den 21. Dec. 1813 bei Basel, Laufenburg und Schaffhausen über den Rhein, — der alte Marschall Vorwärts in der Neujahrsnacht von 1814, unter'm zwölften Glockenschlag, bei Mannheim, Kaub und Koblenz. Rasch drängte sich jetzt auf französischem Grund und Boden Alles zur Entscheidung. Am 1. Februar siegt Blücher bei Brienne und La-Rothiere, und nun

bieten die Verbündeten von Chatillon aus nochmals Napoleon den Frieden unter ehrenvollen Bedingungen an. Er verwirft sie und verlangt dagegen allzugünstige. Da beginnt der Kampf auf's Neue. Noch einmal zeigt jetzt Napoleon in der drängenden Gefahr seine außerordentlichen Feldherrntalente im vollsten Glanz. Bald hier, bald dort, überall kühn und besonnen, siegt er, trennt die Macht der Verbündeten und entwirft die gewaltigsten Plane. Die Verbündeten aber stürmen unaufhaltsam gen Paris vor; durch die Eroberung der Hauptstadt soll Napoleons Herrschaft zertrümmert werden. Vor den Mauern von Paris gewinnen sie eine große Schlacht, Paris ergibt sich und am 31. März ziehen sie als Sieger in diese Stadt ein. Schon am 1. April entsetzt der feige und treulose Senat, als höchste Staatsbehörde Frankreichs, Napoleon feierlich des Thrones; seine Anhänger, auf deren Treue er gebaut, fallen in der Noth von ihm ab, wie im Herbst das Laub vom Riesenbaum. Da entsagt Napoleon am 11. April zu Fontainebleau für sich und seine Erben der Kaiserkrone und muß sich auf die Insel Elba begeben, über welche er volle Selbstherrlichkeit erhält. Hierauf wird in Frankreich das Königthum für die bourbonische Familie wieder hergestellt und Ludwig XVIII. besteigt den Thron; Frankreich aber behält, kraft des zu Paris abgeschlossenen Friedens, seine Gränzen, so wie es sie vor dem Jahre 1792 hatte. Darüber zürnten alle vaterländisch gesinnten Männer in Deutschland, welche mit Recht gehofft hatten, daß Frankreich nun endlich seinen alten Raub, das Elsaß und Lothringen, an Deutschland werde zurückgeben müssen.

Noch in demselben Jahre 1814 versammelten sich viele deutsche Fürsten und Bevollmächtigte der übrigen in Wien, um die Staats-Verhältnisse Deutschlands zu ordnen, welche durch die Auflösung der alten Reichsverfassung und das, was sich daran knüpfte, so vielfach verwirrt worden waren; diese Versammlung zu Wien, welche im November eröffnet wurde, hieß der Kongreß. Damals hofften gar viele Männer und Jünglinge in Deutschland die Wiederherstellung des deutschen Reiches, aber auch die der Volksfreiheit, wenigstens eine gesetzliche Beschränkung allzugroßer Willkür und Erleichterung der Lasten. Aber eben so drangen auch wieder andere, besonders Adel und Geistlichkeit, auf die Wiederherstellung ihrer früheren Vorrechte; kurz: alle Leidenschaften regten sich ungestüm durch den Eigennutz jedes Einzelnen. In dem großen Gewirre vielfacher Wünsche und Forderungen bildete das Schicksal Sachsens und seines Königs den Mittelpunkt. Sachsen sollte an Preußen fallen und Rußland dafür Polen erhalten. Vergeblich waren die Einreden und Gründe des sächsischen Königs, welcher sich darauf berief, daß ja auch Baiern und Würtemberg, welche gleichfalls früher zum Rheinbunde gehört hatten, doch im Besitz ihrer Würden und Länder geblieben waren; seine Worte verhallten vor der Uebermacht. Vergeblich verwandte sich

Baiern für die Erhaltung Sachſens; vergeblich ſagte Talleyrand, der ſchlaue Unterhändler Frankreichs: »Wenn man den König von Sachſen verurtheilt, ſo iſt in ſeiner Perſon die Perſon jedes Königs, ſo iſt das göttliche Recht aller Herrſcher, die »Legitimität«, preisgegeben. Von der Zeit an kam dies fremde Wort »Legitimität« in Deutſchland auf, und wurde häufig von Wehldienern in der Art ausgelegt, als könne ein Machthaber alles, was er thut, kraft eines »göttlichen« Rechtes thun, welches über alles menſchliche erhaben ſei: — Gott erhalt' uns und den Fürſten nur das »menſchliche« Recht, denn ſonſt hätte ja ein Menſch (und alſo auch ein Fürſt) gar kein Recht mehr und es ſtünde ſchlimm um Treu' und Glauben auf Erden! Leider ahnten die Machthaber das eitle Spiel nicht, das mit jenem Wort getrieben wurde und noch künftig getrieben werden ſollte, ſie hielten es für einen Zauber, welcher ſie vor dem Volk ſchützen könne. Ueberhaupt begann man ſich ſchon ſo bald, da kaum das Vertrauen und die Kraft des Volkes Deutſchland und die Machthaber gerettet hatten, eben vor dem Volk zu fürchten, grade als ob dies ein geborner Feind der Regierungen ſein müſſe. Nein, das iſt es nicht und war's nie; und wahr iſt, was ein edler Dichter, der noch lebt, Ludwig Uhland, ſo ſchön ſagt:

„Der Deutſche ehrt in allen Zeiten
Der Fürſten heiligen Beruf,
Doch liebt er frei einherzuſchreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erſchuf.“

Wenn das Volk auch tief ſeine urſprünglichen Rechte fühlt, ſo achtet es doch wieder eben ſo ſehr die ſeiner Fürſten: und nur in dieſer wechſelſeitigen Achtung liegt die Gewährleiſtung aller Ruhe und bürgerlichen Ordnung, liegt die Liebe des Volkes zu den Fürſten begründet; alle wahre Liebe überhaupt entſpringt einzig aus Achtung und kann nur ſo lang währen als dieſe. Das iſt die Wirkung des großen Sittengeſetzes, welches Maaß auflegt nicht nur den Schwachen, ſondern auch den Gewaltigen.

Während nun die Machthaber damals auf dem Wiener Kongreß unter ſich ſtritten, ſo daß darüber in allen deutſchen Landen leider gar viel Zwietracht und Mißtrauen erwuchſen, erfuhren ſie plötzlich folgende Kunde, welche ſie alle ſehr erſchreckte: »Napoleon hat die Inſel Elba verlaſſen und iſt (am 1. März 1815) nach Frankreich zurückgekehrt.« Und ſo war's auch. Alle Soldaten ſchloſſen ſich dort ſchnell an den Mann des Ruhms an; die bourboniſche Königsfamilie entfloh vor ihm in großer Angſt, und wie im Triumph zog Napoleon raſch in Paris ein. Da erneuerten Oeſterreich, Preußen, Rußland und England ungeſäumt ihren Bund gegen den gemeinſamen Feind: auch das deutſche Volk vergaß jetzt jeden Zwieſpalt der Meinungen und erglühte auf's Neue von tiefem Haß gegen jenen außerordentlichen Mann, von deſſen gewal-

tiger Kraft es eine neue Unterdrückung des Vaterlandes befürchtete. Und abermals ziehen die Heere der Verbündeten über den Rhein. Im Süden rückt Schwarzenberg heran, in den Niederlanden eilen der alte Marschall Vorwärts und der Feldherr des englischen Heeres, Lord Wellington, heran. Napoleon greift am 15. Juni die Preußen, — sein Treuer, der Marschall Ney, die Engländer an; da leuchtet des Kaisers Glücksstern zum letzten Mal. Bei Ligny geschieht (am 16. Juni 1815) eine furchtbare Schlacht. Der alte Held, der Blücher, wird mit Macht zurückgedrängt, das Pferd ihm unter'm Leib erschossen, er liegt darunter, die französischen Kürassiere sprengen heran, die Preußen sind schon vorüber; da springt Graf Nostiz, der bei Blücher ist, vom Pferde, jagt es in's Weite, daß die Feinde den Heldengreis nicht gewahren sollen, hält treu bei ihm aus und, wie die Feinde vorüber sind, zieht er ihn unter dem Pferde

hervor. So iſt Blücher gerettet, beſteigt ein friſches Roß und jagt zu den Seinigen zurück. Aber die Schlacht iſt für die Verbündeten verloren. Auch Wellington wird bei Quatrebras beſiegt; dort ſinkt ein theurer deutſcher Held, der Herzog Wilhelm von Braunſchweig, in ſein Blut. Aber zwei Tage darnach, am 18. Juni 1815, ſiegen die Verbündeten entſcheidend bei Waterloo oder Belle Alliance. Dort kommt Napoleon ſelbſt in Gefahr, gefangen zu werden; nur ſchnelle Flucht rettet ihn: er läßt ſeinen Wagen, ſeinen Hut und ſeinen Degen zurück: Verrath hatte ihn in's Unglück gebracht. Seine brave alte Garde aber ficht heldenhaft fort, und, als man ſie auffordert, ſich zu ergeben, ruft ſie ſtolz und ſchön: »Die Garde ſtirbt, aber ſie ergibt ſich nicht!« Vergeblich verſucht nun Napoleon hinter dem Leiteſtrom noch Widerſtand. Er ſieht endlich, daß Alles verloren iſt, und verzichtet nun abermals auf die Krone, doch zu Gunſten ſeines jungen Sohnes. Die Verbündeten ziehen hierauf am 7. Juli 1815 zum zweiten Mal ſiegreich in Paris ein; Napoleon will nach Amerika flüchten, und beſteigt, Englands Großmuth vertrauend, ein engliſches Schiff. Doch ſchon haben ihn alle Mächte Europa's geächtet und er wird gefangen. Nun bringt man dieſen außerordentlichen Mann, welcher Könige zu ſeinen Füßen, welcher ganz Europa vor ſich zittern geſehn, auf Befehl der Mächte, auf das öde Eiland Sankt Helena, das fern von allen bewohnteren Länderſtrecken im ſtillen Weltmeer liegt. Dort ſaß er gefangen, mit ſchändlicher Grauſamkeit mißhandelte ihn ſein engliſcher Scherge Hudſon Lowe. Bis zum Jahre 1821 ertrug Napoleon ſein Unglück mit einer Größe, welche ſein Andenken ehrt und ihm die Herzen aller gebildeten Menſchen wieder gewann. Am 5. Mai 1821 ſtarb der geweſene Herr der Welt, ſeines Sohnes gedenkend, auf dem Eiland St. Helena, eine Weide beſchattete ſein einſames Grab. Sein Unglück war aus Mißachtung der Freiheit entſprungen; aber ſein Unglück hat ſeine Schuld geſühnt und ſein Ruhm leuchtet fortan durch alle Jahrhunderte. Seine Gemahlin, die geweſene Kaiſerin der Franzoſen, wurde nach ſeinem Sturz zu einer einfachen Herzogin von Parma, ſein Sohn, der in der Wiege ſchon König von Rom geweſen, zu einem »Herzog von Reichſtadt« gemacht und am Hofe ſeines vielgeprüften, herzensguten und biedern Großvaters, des Kaiſers Franz, in Wien erzogen. Der hatte den Sohn des Helden gar lieb, und der junge Napoleon wuchs ſtattlich heran, reich an Talenten und zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigend; die Welt nannte den Jüngling blos den »Sohn des Mannes!« Er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre, am 22. Juli 1832, in eben demſelben Schloſſe Schönbrunn, wo ſein Vater vor zwei und zwanzig Jahren die Geſchicke der Welt gelenkt hatte.

7.

Daß ſich der Bund zum Bunde raſch verſammle,
Seid einig, einig, einig!

Schiller.

Mittlerweile hatten die Verhandlungen der Fürſten ihren Verlauf genommen und das Schickſal des Königreichs Sachſen wurde entſchieden. Es wurde zertrennt, und ein groſſer Theil deſſelben mit Preußen vereinigt, der König von Sachſen mußte am 15. Mai 1815 darein willigen. Sieben Tage darnach (am 22. Mai) verſprach der König von Preußen ſeinem Volke eine »Repräſentation des Volkes.« Hierauf vereinigten ſich die deutſchen Fürſten, ſo wie die vier noch übrigen freien Städte, Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt am Main, alle ſelbſtherrlich, zu einem beſtändigen Bunde, dem deutſchen Bunde,

durch die sogenannte Bundesakte, welche am 8. Juni 1815 unterzeichnet und in die Wiener Kongreßakte vom 9. Juni 1815 aufgenommen wurde. Da vereinigten sich der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover (dessen Kurfürst, der König von England, sich schon 1815 die königliche Würde für Hannover beigelegt hatte) und Würtemberg, der König von Holland wegen des deutschen Landes Luxemburg, das er besaß, und der König von Dänemark, wegen des deutschen Herzogthums Holstein, der Kurfürst von Hessen-Kassel und die Großherzoge von Hessen, von Baden, von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, von Sachsen-Weimar und Oldenburg, die Herzoge von Braunschweig, Nassau, die sächsischen Herzoge von Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen, die drei Herzoge von Anhalt, die Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, von Lippe-Detmold und Schaumburg, von Waldeck, von Hohenzollern-Sigmaringen und Hechingen, von Reuß (älterer und jüngerer Linie), von Liechtenstein, und später auch der Landgraf von Hessen-Homburg, endlich jene vier freien Städte, als deutsche Bundesstaaten zu dem Zwecke: »die innere und äußere Sicherheit Deutschlands, die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten zu erhalten.« Alle sollten durch ihre Gesandten einen immerwährenden Bundestag bestellen, und zwar in Frankfurt am Main; da sollten die allgemeinen Angelegenheiten durch Stimmen (wobei man die Größe der einzelnen Bundesstaaten einigermaßen als Anhaltspunkt nahm) berathen und entschieden werden, unter dem Vorsitz Oesterreichs. Dieser Bundestag sollte die Grundgesetze für den Bund abfassen. Streitigkeiten einzelner Bundesglieder unter einander sollten zuerst durch einen Ausschuß der Bundesversammlung vermittelt, und, wenn dies vergeblich wäre, durch ein eignes »Austragsgericht« entschieden werden. Die Wehrverfassung des Bundes wurde erst später völlig geregelt. Die ganze Kriegsmacht desselben beträgt dreimalhunderteintausendsechshundertvierundsechzig Mann in zehn Armeekorps, und ist so veranschlagt, daß jeder Bundesstaat den einhundertsten Theil seiner (damaligen) Bevölkerung dazu stellen muß. Was nun das Volk betraf, so verpflichtete sich der Bund, den Rechtszustand zwischen Regierungen und Unterthanen aufrecht zu erhalten. Folgende verbindende Grundbestimmungen wurden ferner festgesetzt: Durch den dreizehnten Artikel der deutschen Bundesakte wurde jedem Lande eine landständische Verfassung, durch den sechzehnten wurde die bürgerliche Gleichstellung der Genossen aller christlichen Glaubensbekenntnisse, durch den achtzehnten die Freizügigkeit, d. i. das Recht von einem deutschen Staate in den andern überzuziehen, zugesichert. Zugleich versprach die Bundesversammlung, sich gleich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Buchhändler gegen den

Nachdruck zu beschäftigen; ebenso versprach sie, die Befreiung des Handelsverkehrs innerhalb der Bundesstaaten zu Stande zu bringen. So war die neue Bundesverfassung der deutschen Staaten bestellt. Bald nach dem Abschluß derselben, nämlich am 26. September 1815, errichteten die Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland unter sich den sogenannten »heiligen Bund«, worin sie sich wechselseits feierlich verpflichteten, zur Ehre Gottes und zum Heil der Völker, zur Erhaltung des Friedens und der Gerechtigkeit zu regieren. Am 20. November schlossen sie endlich zu Paris auch mit Frankreich Frieden, worin dies siebenhundert Millionen Francs als Kriegskosten bezahlen und mehre Festungen auf deutschem Boden abtreten mußte, dagegen das Elsaß und Lothringen behielt. Die Unabhängigkeit zweier andrer neudeutscher Länder, nämlich der Niederlande (des vereinigten Hollands und Belgiens als Königreich unter dem Hause Nassau-Oranien), und der Schweiz (als eines Bundes von Freistaaten), blieb gleichfalls bestätigt. Preußen und Oesterreich vergrößerten ihren Staatsumfang; das erstere erhielt das Großherzogthum Posen, Schwedisch-Pommern, die Hälfte von Sachsen, einen großen Theil Westphalens und am linken Ufer des Rheins alles Land von Bingen bis Kleve hinab, bis Aachen gen Westen; Oesterreich erhielt die Lombardei und Venedig, Dalmatien, Tyrol, Vorarlberg, Salzburg und einen Theil von Gallizien.

Einen großen wichtigen Vortheil hatte alles deutsche Land jenseits des Rheins (welches nun größtentheils zu Preußen, sodann zu Baiern und zum Großherzogthum Hessen gehörte) durch die französische Besitzergreifung gewonnen und behalten, nämlich — außer mancher anderen trefflichen Anstalt — das französische Gerichtswesen mit Oeffentlichkeit und Geschwornen. Das ist bekanntlich ein urdeutsches Institut und so wurde durch eine wunderbare Fügung wenigstens für einen Theil des deutschen Volkes das eigenste Gut des ganzen, gerade in der Zeit der Fremdherrschaft und durch diese gerettet. Möge das edle Rheinland dies theure Gut fort und fort treu bewahren!

8.

Das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen.

Uhland.

Kaum war die neue Ordnung der deutschen Staaten festgestellt, so regten sich in Deutschland und außerhalb desselben mehre Parteien, um sie zu erschüttern. Sehr viele von jenen begeisterten Männern, welche die Freiheit Deutschlands mit erkämpft hatten, glaubten, daß dieses Ziel durch die neue Ordnung im Innern Deutschlands noch nicht erreicht sei. Die große Aufregung des Kampfes zitterte noch in den kräftigen Herzen der deutschen Jugend nach; noch

ſang ſie die Freiheitslieder, noch entzündete ſie am Jahrestag der Leipziger Schlacht, dieſes »Alter-Deutſchen Feſtes«, Freudenfeuer auf Bergesgipfeln. Die Jugend, ſo wie die meiſten Freunde des Vaterlandes, ſchwärmten für eine Wiederherſtellung des weiland deutſchen Reiches, und, indem ſie ſo die Aufrichtung der alten Form mit der Sehnſucht nach einer Freiheit verbanden, welche älter war als dieſe Form, vergaßen ſie, daß ſich ihr Traum nicht mehr verwirklichen ließ. Sonderbarerweiſe ſtützten ſie ſich auf die Geſchichte und erwogen nicht, daß ſich nach den höheren Geſetzen derſelben alles Weſentliche der Menſchheit nie in einer Form erneuert, welche einmal wohl tauglich war, aber dann eben ſo verweſ't wie die Schale um den Keim in der Erde; ſie vergaßen, daß der Geiſt der Menſchheit reich genug iſt, um aus ſich ſelbſt für neue Entwickelungen auch neue Formen zu erſchaffen. So huldigte jene Partei voll Sehnſucht nach Volksthum und Freiheit (ſie hieß die »liberale«), insbeſondere in ihrer zu weit getriebenen, aber durch die Verhältniſſe allerdings erklärlichen Deutſchthümlichkeit, Anlehnung an feudale Einrichtungen und Haß gegen alles (wirkliche oder eingebildete) Fremdländiſche, theilweiſe unbewußt dem Rückſchritt. Im ſchärfſten Gegenſatz zu dieſer liberalen Partei regte ſich ſehr gewaltig eine andere, welche auch auf die Geſchichte zurück gehen, aber darin einen Rechtsgrund für die Vergrößerung der Willkür finden wollte. Zu dieſer Partei gehörten der Adel und ein großer Theil der katholiſchen Prieſterſchaft, welche beſonders durch die Wiederherſtellung der Jeſuiten (1814), aber auch auf anderen Wegen wieder an die Intereſſen der römiſchen Hierarchie gebunden war. Vergeblich warnte damals der edle Freiherr von Weſſenberg, ſelbſt ein katholiſcher Prieſter, aber von ächt-deutſchem Herzen: vergeblich brachte er die Idee einer von Rom unabhängigen deutſchen Nationalkirche, auf dem Grunde gemeinſamer biſchöflicher Hirtengewalt, wieder in Anregung; man beachtete ſeine Warnungen nicht; man dachte nicht daran, daß die römiſche Hierarchie blos ihre alte Gewalt wieder erlangen und zur Trennung des Staates von der Kirche mißbrauchen, daß ſich die Jeſuiten nur vorerſt wieder feſtſetzen wollten, und daß einſt wohl noch eine Zeit kommen könne, in welcher die Jeſuiten, nach ihrer alten unveränderten Moral, wenn es ihnen zweckdienlich vorkäme, eben ſo verſuchen würden, das Volk gegen die Fürſten einzunehmen, wie damals die Machthaber gegen das Volk. Aber man hielt damals die Geiſtlichkeit, ſo wie den Adel und die ſtehende Heeresmacht, für die einzige Stütze der Regierungen, ohne an die rettende Volkstreue zu denken, und ſo trat dieſe Adels- und Prieſterpartei (die ſogenannte »ariſtokratiſche«) immer dichter um die Fürſten, zwiſchen dieſe und das Volk. Dieſes, beſonders aber die Jugend, erregte den Argwohn der Regierungen. Einen Schein dazu gab 1817 das Wartburgfeſt. Die Studenten einiger mitteldeutſchen Hochſchulen verſammelten ſich nämlich auf der Wartburg, um

dort das Jubelfest der Reformation zu begehen. Bei diesem Anlaß verbrannte man, vom Zorneifer hingerissen (nach dem Vorbild Luthers), mehre gegen die deutsche Freiheit feindselig abgefaßte neuere Schriften. Sehr viele Studenten vereinigten sich zu einer großen deutschen »Burschenschaft«, wodurch die früheren Studentenverbindungen, die sogenannten »Landsmannschaften«, aufgehoben werden sollten: Vaterlandsliebe, Freisinn und Sittlichkeit wurden als Zweck der Burschenschaft festgesetzt. Da nahmen die Besorgnisse der Regierungen zu und wurden noch durch falschliche Anklagen gesteigert. Die Polizei mußte nun mit größter Wachsamkeit überall forschen und eingreifen; aber gerade dadurch wurde die Mißstimmung vermehrt. Noch heftiger jedoch durch die Kühnheit, mit welcher einzelne servile (d. i. knechtischgesinnte) Schriftsteller die Grundsätze des Rückschrittes öffentlich zu vertheidigen, Freiheit- und Vaterlandsliebe aber zu verhöhnen wagten, — Angesichts der ganzen Nation, so kurz nach dem Befreiungskrieg! Dieses Treiben entflammte den Haß der Jugend vollends auf's Aeußerste. Man erfuhr außerdem, daß Rußland sich der Verbreitung der liberalen Ideen in Deutschland mit seinem ganzen mächtigen Einfluß widersetzte, und daß der leichtfertige Theaterdichter Kotzebue heimliche Schmähberichte über die deutschen Vaterlandsfreunde nach Rußland schickte. Da eilte ein schwärmerischer Jüngling, ein Student Namens Sand, verblendet von dem Wahn, »Deutschland an einem — Kotzebue zu rächen«, nach Mannheim, wo dieser lebte, und stieß ihm (1819) einen Dolch in's Herz. Sand wurde hingerichtet und die Folgen seiner blutigen That waren für Deutschland sehr traurig. Denn nun schienen die Beschuldigungen der aristokratischen Partei gegen den Geist des Volks gerechtfertigt zu sein und das Mißtrauen der Regierungen gegen das Volk und die Jugend erreichte den höchsten Grad. Es trat (1819) zu Karlsbad ein Kongreß zusammen und traf durchgreifende Maßregeln, um das Gespenst einer im Dunkeln schleichenden »Verschwörung zum Umsturz der bestehenden Rechtszustände« zu bannen. Die Burschenschaft wurde aufgehoben, das Tragen ihrer Farben (schwarz, roth und Gold) untersagt; die deutschen Hochschulen wurden der strengsten Aufsicht unterworfen und zu Mainz eine eigene Untersuchungsbehörde (die »Central-Untersuchungs-Commission«) bestellt, um die Fäden des großen Gewebes aufzufinden, welches man über ganz Deutschland ausgebreitet wähnte. Da wurden viele freisinnige Lehrer verdächtig und von ihren Lehrstellen entfernt, manche flohen, viele Jünglinge wurden verhaftet. Das deutsche Volk im Ganzen und Großen hatte außerdem noch den Schaden, daß durch einen Beschluß des Bundestages, welcher auf den Beschlüssen des Kongresses zu Karlsbad beruhte, statt der in der Bundesakte versprochenen Preßfreiheit, vorläufig auf fünf Jahre eine strenge Censur eingerichtet und 1824 durch einen Bundestagsbeschluß auf unbestimmte Zeit verlängert wurde.

9.

Vertrag! — —
Es knüpfen seine heil'gen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus.
Uhland.

Mittlerweile waren in den meisten deutschen Staaten nach und nach jene landständischen Verfassungen eingerichtet worden, deren Einführung der deutsche Bund im dreizehnten Artikel der Bundesakte angeordnet hatte. Sie entwickelten sich unter verschiedenartigen Umständen, theils durch ein redliches Entgegenkommen der Fürsten, theils auch im harten Kampf gegen die Macht des Alten; und eben so verschiedenartig war auch die Bedeutung und die Form der einzelnen Verfassungen. Es ist in dieser Geschichte schon erzählt worden, worauf die Idee der Landstände beruht (nämlich auf der Vertretung Aller, d. i. des Volkes, durch Einzelne), wie diese Idee tief im deutschen Wesen begründet ist, wie sie sich geschichtlich ausgebildet hat und welche wichtigen Rechte die deutschen Landstände in alten Zeiten besessen haben zum gemeinsamen Besten der Fürsten und des Volkes. Diese ursprüngliche Idee der Volksvertretung mußte bei Einrichtung der neuen landständischen Verfassungen (oder -Konstitutionen-) natürlich im Volk wieder lebendig werden. Man nahm nun aber die Form der französischen und der englischen Verfassung zum Muster. Die Landstände sollten sich nämlich in zwei Kammern versammeln, in der ersten die Standesherrn (die mediatisirten Fürsten, Mitglieder des regierenden fürstlichen Hauses und hohe Staatsbeamte), in der zweiten die gewählten Abgeordneten (oder Deputirten), eine Form, welche in ihren Einzelnheiten nicht ohne Mängel ist, und dem Geist ächter Volksvertretung nicht ganz entspricht.

Oesterreich begnügte sich, die alten Provinzialstände beizubehalten, welche keinen Antheil an der Gesetzgebung und kein Recht der Steuerverweigerung, theilweise aber das Recht, Bitten und Vorstellungen (Petitionen) des Landes an den Monarchen abzusenden, besaßen. — Preußen führte 1815 vorläufig berathende und verbessernde Provinzialstände ein (in der Wirklichkeit erst 1823 und 1824), durch welche die versprochene volksvertretende Verfassung in den einzelnen Provinzen des preußischen Staates erst gründlich vorbereitet werden soll, wofür die Regierung auch ihrerseits durch eine durchgreifend-tüchtige Verwaltung fördernd zu wirken sucht. —

Am kräftigsten brach sich das konstitutionelle Leben zuerst in Würtemberg freie Bahn. Da übergab König Friedrich im Jahre 1815 den versammelten Ständen eine Verfassung; diese aber verwarfen sie kühnen Muths, als durchaus ungenügend, und verlangten entweder die Wiedereinführung ihrer

gewaltsam aufgehobenen alten, oder eine bessere neue, welche auf den Grund eines Vertrages zwischen Ständen und Regierung von beiden entworfen, angenommen und beschworen werden sollte. Das verweigerte der König hartnäckig: aber auch die Stände harrten ehrenhaft aus. Darüber starb König Friedrich; aber unter seinem Nachfolger Wilhelm dauerte der Kampf und die dadurch erzeugte Aufregung im ganzen Würtemberger Lande fort. Die Stände wurden, weil sie beharrlich auf ihren Forderungen blieben, aufgelöst: das Land aber rief ihnen durch den Mund des edlen Uhland zu: »Daß ihr vom Rechte nichts vergeben, sei euch ein lohnend stolzes Glück!« Das war 1817. Zwei Jahre später aber wurde die neue Verfassung, für welche sie gekämpft, wenn auch mit einzelnen Aenderungen, dennoch angenommen; das Wichtigste und Richtigste dabei war der Grundsatz, daß sie nur vertragsmäßig einzuführen sei.

Anders geschah's in Hannover, wo nur der Adel und der Stand der freien Gutsbesitzer vertreten waren und der Bauer erbunterthänig blieb. Fast noch schlimmer ging's im Kurfürstenthum Hessen zu, dessen ungerechter und habsüchtiger Regent den Ständen eine neue Verfassung anbot, wenn sie ihm — eine große Summe Geldes dafür geben wollten; aber sie wollten ihr gutes Recht nicht erkaufen. Die Hessen jammerten, denn sie hörten, daß, während ihre Liebe, ihre Hoffnungen getäuscht, während ihre Rechte verspottet wurden, andere deutsche Fürsten freisinnige Verfassungsurkunden gaben. So handelte der edle Großherzog Karl August von Weimar; der übertrug vertrauensvoll den Ständen und den Abgeordneten aus seinen neuen Besitzungen, ein neues Verfassungs-Grundgesetz zu berathen und zu entwerfen. Da zeigte es sich wieder, daß der Fürst sich nie täuscht, welcher seinem Volk mit vollem Vertrauen entgegen kommt, gleich wie alle Unzufriedenheit meistens nur aus dem Mißtrauen der Regierungen entspringt; — binnen vier Wochen (1816) war das Werk vollendet, ein schönes Denkmal deutschen Freisinns. Aehnlich handelte auch (1818) der König Maximilian von Baiern, ein Freund des Volkes und ein Ehrenmann; er gab den Gewissen und Meinungen Freiheit, stellte alle Staatsangehörigen an Rechten und Pflichten gleich, stellte die Körperschaften der Gemeinden wieder her und sicherte die Unverletzlichkeit der Verfassung vor aller Willkür. Bald darauf trat der Karlsbader Kongreß zusammen und man fürchtete, daß nun alle zeitgemäßen besseren konstitutionellen Einrichtungen wieder unterdrückt werden möchten, darunter auch die Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen, diese rechte Pulsader des ganzen landständischen Instituts; aber der König von Baiern erklärte, »man muß dem Volk vertrauen: Oeffentlichkeit und Redefreiheit dienen nur dazu, den wahren Werth der bestehenden Staatseinrichtungen zu prüfen und die Regierung so wie das Volk zu manchem Guten zu wecken.«

Nicht lange darnach erschien in der Schlußakte des deutschen Bundes (1820) die Erklärung: »der Bundestag habe darüber zu wachen, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen eingerichtet würden; jeder Fürst möge diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung der früher gesetzlich bestandenen ständischen Rechte und der gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse ordnen, aber keiner dürfe durch die landständische Verfassung in der Erfüllung seiner bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert werden.« Demzufolge blieb nun fortan in deutschen Landen die gesammte Staatsgewalt gesetzlich vereinigt in dem Oberhaupt des Staates, welches durch eine landständische Verfassung in Ausübung gewisser Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden sei. Und fast in allen deutschen Staaten wurden nun allmählig die landständischen Verfassungen eingerichtet. So schien jetzt die Ruhe in Deutschland durch die Heiligkeit des Vertrages und des Gesetzes gesichert.

Nur Eins hatte man dabei vergessen, nämlich Rom. Der römische Hof sah das kräftige Emporblühen der Staatsgewalt mit großer Eifersucht; er sah, wie durch diese nationale Macht seine frühere kirchliche Herrschaft für immer erstickt werden mußte; deshalb erhob er Einspruch und bot mit großer Gewandtheit Alles auf, um sie mitten im Staat wieder zu erringen. Die meisten Fürsten hielten es nun für ihre Pflicht gegen die Gewissen ihrer Unterthanen, mit dem römischen Stuhl angemessene Uebereinkünfte zu treffen, und so entstanden die sogenannten »Konkordate« der deutschen Fürsten mit Rom, wodurch dieses abermals einen Weg fand, sich, unter dem Schein der religiösen, in die deutschen Nationalangelegenheiten einzumischen. Einen besondern Anstoß erregten dabei von Seiten Roms die sogenannten gemischten Ehen (d. h. die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten); katholische Priester sollten nämlich solche Ehen nur dann kirchlich einsegnen, wenn die Aeltern gelobten, ihre Kinder im römisch-katholischen Glauben erziehen zu lassen, was zum offenbaren Nachtheil der Glaubensfreiheit war. Der edle Wessenberg wirkte kräftig dagegen; doch drang er mit seinen freisinnigen Ansichten nicht durch. Rom hielt an der alten Form fest; denn es wußte wohl, daß darin allein der Zauber seiner Hierarchie lag; es konnte nicht den geringsten Theil aufgeben, ohne das Ganze aufzulösen, es durfte wegen seiner eigenen Existenz eine blos katholische Kirche nicht anerkennen, welche Rom's Oberherrschaft nicht anerkannte. — So ist's und bleibt's; die Folgen des religiösen Eingriffs in die Staatsgewalt sind erst in der neuesten Zeit im grellen Licht hervorgetreten. Da hat sich aber auch, Gott Lob, die gute alte Wahrheit kund gegeben, daß geistige Bildung fürs Volk heilsamer ist und dessen Wechselverhältniß zu den Regierungen besser befestigt, als geistliche Erziehung, oder,

was daſſelbe heißt: geiſtliche Vormundſchaft. Die Freiheit iſt immer das Beſte, weil ſie die Wahrheit iſt.

Das neue konſtitutionelle Leben war nun die Seele der deutſchen Staaten, mit Ausnahme von Preußen und Oeſterreich. Da ſuchten die Regierungen durch Beſonnenheit und durchgreifende Kraft das große Räderwerk der Verwaltung im friſchen Umſchwung zu erhalten und den raſtloſen Trieb des Volkes nach vorwärts auf eine den Machthabern unſchädliche und dem Staate mannigfach wirklich nützliche Weiſe zu lenken, Oeſterreich vornämlich durch eine Aufmerkſamkeit auf alles Praktiſche, Preußen durch ein in mancher Beziehung gewiß löbliches, aber geiſtige Individualität und Freiheit ſowie tüchtige Körperentwickelung nicht genug ſchonendes Hinwirken auf die Erziehung: beide befeſtigten zugleich ihr Heerweſen, welches ſie als eine wichtige Stütze betrachteten, Oeſterreich beharrlich nach ſtrenger alter Weiſe, Preußen im Sinne des Fortſchritts, der Humanität und deutſchen Volksthümlichkeit.

Da trat im Jahre 1830 in Frankreich plötzlich ein Ereigniß ein, welches ſeiner Natur nach auch auf das konſtitutionelle Leben in Deutſchland einen mächtigen Einfluß ausüben mußte. Es war die ſogenannte Julirevolution. Die franzöſiſche Regierung hatte den Einflüſterungen der romiſch-jeſuitiſchen Partei allzuviel Gehör gegeben, welche da (wie überall und auch bei uns) keck behauptete, daß alles Heil für die Regierungen nur in einer Hingebung derſelben an die romiſche Kirche liege, daß die Völker am ſicherſten beherrſcht würden, wenn man ſie dumm mache und ſomit das natürliche Streben nach immer größerer vernünftiger Vervollkommnung zurückhalte, welches Gott in jedes Menſchen Bruſt gelegt hat. Der damalige König Karl X. von Frankreich und ſeine Miniſter waren ſchwach genug, dieſer eitlen Vorſpiegelung Glauben zu ſchenken: ſie verkannten eben auch den Geiſt der Geſchichte und gefielen ſich blos in der Erinnerung an die todten Begebenheiten (und dieſer Irrthum bringt ſtets Unglück), kurz, ſie ſuchten die Preßfreiheit und die Wahlfreiheit zu beſchränken, welche beide im innigſten Zuſammenhang ſtehen. Aber in gerechtem Zorn erhob ſich das franzöſiſche Volk und vertrieb den König, weil er die heiligſten Rechte verletzt hatte. Das Beiſpiel des franzöſiſchen Volkes wirkte mächtig auf das deutſche, weil dieſelben Urſachen, welche dort die Revolution im Juli 1830 hervorgebracht hatten, auch in mehreren deutſchen Staaten, im größeren oder geringeren Grade, noch vorlagen. Denn noch immer blieben viele Verſprechen unerfüllt: noch immer gab es, ſtatt der erſehnten Handelsfreiheit im Innern der deutſchen Bundesſtaaten, die verhaßte Mauth, welche das Schmuggelweſen und dadurch eine große Entſittlichung erzeugte; noch immer gab es ſtatt der verheißenen Preßfreiheit die verhaßte Cenſur. Bald riß ſich auch Belgien von Holland los und nun brach auch den Deutſchen ihre gute alte Geduld. Zuerſt erhoben ſich (im September 1830)

die Braunschweiger, welche unter der unerträglichen, ja fast unsinnigen Gewaltherrschaft des Herzogs Karl gar schwer gelitten hatten: denn dieser Mann verhöhnte frech das Volk. Sie erstürmten sein Schloß und steckten es in Brand. Karl entfloh und sein Bruder Wilhelm, welcher die Landstände anerkannte (was Karl im dummen Trotz verweigert hatte), übernahm nun die Regierung. Eine gleiche Aufregung des Volkes fand im Königreich Sachsen statt, in deren Folge der König Anton (ein Bruder des verstorbenen Friedrich August) im September 1830 seinen Neffen Friedrich zum Mitregenten ernennen mußte. Eben so ging's im Kurfürstenthum Hessen, wo das Volk sowohl gegen die Geliebte des Kurfürsten, als auch gegen das Mauthwesen im höchsten Grad erbittert war. Auch dort mußte der Fürst einen Mitregenten annehmen, nämlich seinen Sohn, den Kurprinzen. Ein Jahr später brach auch im Königreich Hannover eine gleiche Aufregung los, wo der Minister, Graf Münster, zum allgemeinen Mißvergnügen die veralteten Zustände wieder herstellen wollte. Ueberall war die Errichtung einer neuen, freisinnigen Verfassung die Folge der großen Volksbewegung. Und nun entfaltete sich das konstitutionelle Leben in diesen Staaten rasch und schön in volksthümlicher Weise. Aber nirgends schöner als im Großherzogthum Baden, wo ein milder, dem Volke wohlgeneigter Ehrenmann, Leopold, seit 1830 regiert. Da sprachen in der Kammer der Abgeordneten die trefflichen Männer: Rotteck, Welker, Itzstein, Duttlinger und manche andere, welche das ganze deutsche Volk nie genug ehren kann, lauter Männer von ächt-deutschem Schrot und Korn, welche sich nicht blos Badens, sondern auch der Nationalinteressen ganz Deutschlands mit hoher Kuhnheit annahmen und durch ihr Beispiel auch die Abgeordneten des Volkes in den Kammern der übrigen konstitutionellen deutschen Staaten zu gleicher Thatkraft begeisterten, so daß die meisten zu des Volkes und der Fürsten Bestem frei und offen alle Gebrechen der Regierung, alle Bedürfnisse des Volkes darlegten. Der schönste Preis, welchen die badische Ständeversammlung errang, war der Beschluß über die Einführung der Preßfreiheit in Baden (im Jahre 1832), welchen auch der edle Großherzog genehmigte.

In jenen Tagen bewegte, außer dem Antheil an den Verhandlungen des eigenen konstitutionellen Lebens, auch noch eine andere große Sache die Herzen des deutschen Volkes. Polen hatte sich nämlich im Jahre 1831 gegen Rußland erhoben, um seine alte Selbstständigkeit zu erringen, war aber nach einem heldenmüthigen Kampfe unterlegen und die edlen Kämpfer zogen als heimathlose Flüchtlinge durch Deutschland, überall mit alt- und ächt-deutscher Gastlichkeit, mit Ehrfurcht für ihr Unglück und mit einer Begeisterung aufgenommen, welche aus dem Interesse für die Sache entsprang, wofür sie gekämpft hatten, Nationalität und Freiheit. Da regte sich zumal in Süd-Deutschland die Zei-

tungs-Presse frei und kühn und ließ mächtige Worte an alle Deutschen ergeh'n; in Rheinbaiern wurde ein Verein für Preßfreiheit gestiftet und zur Feier der Ertheilung der baierischen Verfassungsurkunde am 27. Mai 1832 eine große Volksversammlung bei'm Schlosse Hambach gehalten, wobei die schwarz-roth-goldne Fahne aufgepflanzt und Reden an's Volk gehalten wurden, deren Inhalt den Regierungen für die Erhaltung des in Deutschland bestehenden Zustandes sehr gefährlich schien. Deshalb wurden Gegenmaßregeln getroffen, die Preßvereine verboten, die kühnsten Redner und Zeitungsschreiber verhaftet. Und am 28. Juni 1832 faßte der Bundestag mehre Beschlüsse, welche hauptsächlich gegen die Wirksamkeit der Stände im südwestlichen Deutschland und deren Einfluß auf's Steuerbewilligungsrecht gerichtet waren und den Regierungen einschärften, nichts zu dulden, was mit den Bundesbeschlüssen im Widerspruch stehe; er unterdrückte alle Vereine und Volksversammlungen, sowie alle freisinnigen Blätter und hob die Preßfreiheit im Großherzogthum Baden auf. Da entflohen sehr viele Jünglinge und Männer, welche eine gewaltsame Umänderung der bestehenden Verhältnisse im Sinne hatten, aus Deutschland, theils nach Frankreich, theils in die Schweiz, und unterhielten dort fortwährend insgeheim ihre Verbindungen mit Gleichgesinnten in Deutschland. So entspann sich ein weitumfassender Plan, welcher im Jahre 1833 in mehren süddeutschen Staaten zum Ausbruch kam. In der Nacht des 3. Aprils 1833 machten viele Jünglinge (größtentheils Studirende) zu Frankfurt am Main ein gewaltsames Unternehmen gegen den Bundestag, welches jedoch mißlang. Eine Verschwörung in Würtemberg, welche damit im Zusammenhang stand, wurde gleichfalls entdeckt. Ein großer Theil der Theilnehmer wurde gefangen genommen, erhielt, nach langer Untersuchungshaft, strenge Strafen, später aber, wenn geglückte Flucht nicht durchgriff, in vielen einzelnen Mitgliedern wenigstens, die Freiheit, entweder unbedingt, oder mit der Verpflichtung: nach Amerika auszuwandern. Ganz verschieden von diesen Versuchen gewaltsamer Umwälzungen schritten mittlerweile die Landstände auf verfassungsmäßigem Wege mit deutschem Muth und deutscher Beharrlichkeit voran. So wurde in demselben verhängnißvollen Jahr 1833 in Hannover ein neues, ziemlich freisinniges Staats-Grundgesetz vollendet und am 26. September vom König Wilhelm bestätigt. Als Wilhelm 1837 starb, wurde Hannover von England getrennt und der Herzog von Kumberland kam als König Ernst August zur Regierung in Hannover. Dieser hob am 5. Juli 1837 das Staats-Grundgesetz auf. Ueber diesen Schritt gerieth das ganze Land in Bewegung, ja größtentheils in Widerstand. Die meisten deutschen Ständeversammlungen nahmen sich der Aufrechthaltung dieses Grundgesetzes an, und zwar darum, weil durch dessen einseitige Aufhebung der Rechtszustand in Deutschland überhaupt gefährdet sei. Jedenfalls ist die große Theilnahme, welche das ganze deutsche

Volk dafür empfand und durch seine Vertreter, die Landstände in Baden, im Königreich Sachsen, im Großherzogthum Hessen u. s. w. aussprach, ein Beweis, daß sich das Volk in allen deutschen Ländern noch immer als eines fühlt in seiner alten, oft fast vergessenen, aber stets wieder zum Bewußtsein gekommenen Brüderlichkeit, wenn es auch den Traum eines einzigen deutschen Reiches (gleichviel unter welcher Verfassungsform) als unausführbar erkennt. Und jedenfalls bleiben die landständischen Verfassungen eine der wichtigsten Angelegenheiten der ganzen Nation, eine Angelegenheit, welche freilich erst durch die Preßfreiheit ihre vollständige, segensreiche Bedeutung erhalten konnte: daß dies wahr ist, daß die Preßfreiheit eine nothwendige Grundbedingung des konstitutionellen Lebens ist, zeigt sich schon darin, daß fast in allen konstitutionellen Bundesstaaten die Volksvertreter aufs Neue die Einführung derselben, auf den Rechtsgrund der Bundesakte beharrlich beantragen. Aber auch einstweilen, so lang es noch keine gesetzliche Preßfreiheit gibt, bleibt das landständische Institut dadurch wichtig, daß es den Sinn für gesetzliche Entwickelung und das deutsche Rechtsgefühl erhält, diese feste Grundlage bürgerlicher Ordnung, und daß durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen in den Ständekammern das Interesse des Volkes an seinen eigensten Angelegenheiten rege erhalten wird.

10.

Der Menschheit Blüthen blüh'n nach Jahreszeiten,
Ein Garten, hier und dort umhergepflanzt,
In schönerm Glanze hier, dort [illegible]
Aufblühend; aber keine Wurzel ist
Unsterblich. Und was die Vernunft vernimmt,
Vernahm sie!

Herder.

Fest und ruhig stehst Du jetzt da, deutsches Volk, hoch auf den Schultern so vieler Jahrhunderte, zurück blickend auf alles Das, was Du erstrebt, wie Du geirrt, wie Du gelitten durch eigene Schuld, wie stets nur Uneinigkeit und Mißtrauen, Selbstsucht der Einzelnen, Verläugnung Deines eignen Geistes und Bewußtseins und Unsittlichkeit Deine Selbstständigkeit und Würde beeinträchtigen konnten, wie aber stets das Streben nach Wahrheit, Recht und Freiheit Deine alten Kräfte wieder erweckt, Deine alte Würde Dir wieder errungen hat. Und, was das Schönste ist, Dein Gesichtskreis hat sich erweitert, Du strebest rüstig und mit allen ausgebildeten Kräften, im edlen Wetteifer mit anderen Nationen, dem höchsten gemeinsamen Ziele der Menschheit, der Humanität zu, ohne Deine Eigenthümlichkeit zu verlieren, ohne das ächte Gold der Vaterlandsliebe in den Flammen der Weltbürgerschaft einzuschmelzen: ja, der göttliche Odem der Humanität erkräftigt vielmehr Deine Nationalität, in-

dem er ſie veredelt. So zum Beiſpiel regt es ſich aller Orten auf deutſcher Erde, eine alte Schuld unſerer Väter gegen die Juden abzutragen, und, wer irgend Rechtsgefühl im Herzen trägt, wer irgend von uns Chriſten das Menſchenrecht für ſich ſelbſt in Anſpruch nimmt, der ſetzt alle Kräfte daran, um die Befreiung der Juden von ihrer tauſendjährigen bürgerlichen Rechtloſigkeit (ihre »Emancipation«), um ihre Gleichſtellung in allen Rechten der Staatsangehörigen erringen zu helfen. Im Kurfürſtenthum Heſſen haben die Stände dies ſchon errungen.

Das Volk hat in der feſten unantaſtbaren Form des Staates die Bürgſchaft ſeiner Exiſtenz gefunden. Aufgehört haben jene Unterſchiede der Klaſſen, wobei immer die nied'rere in ihren Rechten geſchmälert, oft ganz ohne Rechte war. Alle Angehörigen eines deutſchen Staats ſind Staatsbürger, ſind gleich vor dem Geſetz: im Geſetz verklärt ſich das Urbild der Freiheit, und, wenn hier auch im Einzelnen und Beſondren, im Ordnen und Beſtimmen noch mancher üble Reſt aus alter Zeit wegzuräumen, noch gar Vieles zu verbeſſern, zu vervollkommnen und dem Urbild näher zu bringen iſt, — verzagen wir nicht! Die richtige Grundanſicht iſt doch da und iſt nicht mehr zu erſchüttern, die Grundanſicht: daß nur auf wechſelſeitiger Anerkennung und Haltung der wechſelſeitigen Rechte und Pflichten (der Fürſten und des Volkes) das Heil des Ganzen beruht.

Wie ein Garten Gottes blühet das deutſche Land. Der Bauer pflegt es jetzt als ein freier Mann mit größerer Luſt, als er es früher als Sklave gethan: Gottes Segen treibt die deutſche Erde lachend an's Licht der Sonnen, goldene Reben und lachende Frucht und wogende Saaten, und im Schooß der deutſchen Erde erzeugen ſich noch fort und fort unverſiegbare Schätze. — Als ein freier Mann ſitzt der Bürger am eigenen Heerd und die Freiheit ſchwellt die Kraft ſeiner Sehnen zum rüſtigen Gewerbfleiß, ſie hebt ſeinen Geiſt raſtlos zu Erfindungen und zur Vervollkommnung: Maſchinen verrichten jetzt die knechtiſche Arbeit, die er früher ſelbſt verrichten mußte, als er ſelbſt nichts Beſſeres denn eine Art von Maſchine war, nun kann er Zeit und Kraft zu Edlerem verwenden. Durch landwirthſchaftliche Volksfeſte, durch Gewerbvereine und Gewerbeſchulen, durch Ausſetzung von Preiſen wird überall ein reges Streben geweckt und befördert. — In Folge der Anerkennung des Grundſatzes, daß alle Staatsbürger gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben, iſt die Verfaſſung der nothwendigen ſtehenden Heere humaner und zugleich wieder national geworden, und hierin hat Preußen ein großes ſchönes Vorbild gegeben. Da iſt jeder Jüngling ohne Ausnahme von Rang und Stand zum Waffendienſt verpflichtet, doch nur auf kurze Zeit, ſo daß er ſeine Ausbildung, ſeine Geſchäfte nicht verſäumt; ſo iſt das ganze Volk in Waffen geübt, und wer nach Erlernung des Waffendienſtes aus dem Linienmilitär ſchei-

det, tritt in die Landwehr, die ſich einmal im Jahre wieder in den Waffen übt. Wie herrlich wird dadurch der alte kriegeriſche Geiſt der deutſchen Nation erterhalten! — Gefallen ſind (das iſt wieder Preußens Verdienſt) durch den großen deutſchen Zollverein im Inneren faſt aller deutſchen Bundesſtaaten jene buntbemalten Schlagbäume, welche früher ein deutſches Land vor dem andern, wie vor Feindesland abſperrten; aufgehoben iſt jenes Mauthweſen, welches einen Deutſchen zum Aufpaſſer, zum Ankläger, zum Feind, oft zum Mörder des andern machte; die Schmuggelei hat aufgehört; der Handel iſt frei und blüht ſchön und kräftig heran. Ueberall zu Waſſer und zu Land öffnen ſich dem Verkehr neue Straßen durch Dampfſchiffe und Eiſenbahnen; ein großer Kanal ſoll den Rhein mit der Donau, die Nordſee mit dem ſchwarzen Meer verbinden; unſerer Zeit war's vorbehalten, dieſen Plan Karls des Großen in's Werk zu ſetzen. Die Entfernungen verſchwinden, die Menſchen rücken ſich näher, ſie tauſchen nicht blos Waaren, ſie tauſchen auch Gedanken und Gefühle aus; ein früher ungeahntes großes Weltverſtändniß beginnt. Große Schritte dazu thaten die Verſammlungen der deutſchen Aerzte und Naturforſcher, ſowie der deutſchen Land- und Forſtwirthe, welchen die Verſammlungen der deutſchen Philologen und Schulmänner in den letzten Jahren hinzugetreten ſind. Mitten in jenem Segen entfaltet ſich und erſtarkt eine Kraft, welche alles Irdiſche ſanft verbindet, die Kraft der Sittlichkeit. In allen deutſchen Staaten prüft und verbeſſert man die beſtehenden Geſetze; man erkennt in der alten Barbarei der Strafgeſetze außer der Nutzloſigkeit zugleich die noch größere Schädlichkeit; man macht die Strafgeſetze menſchlicher und — die Zahl der Verbrechen vermindert ſich auffallend zur Freude jedes Menſchenfreundes. Man verwendet zu gleicher Zeit eifrige Sorgfalt auf die geiſtliche und ſittliche Erziehung der Jugend und erſtickt dadurch die Keime künftiger Verbrechen. In Kleinkinderſchulen werden Tauſende von Kindern der ärmſten Klaſſe vom leiblichen und ſittlichen Untergang gerettet. Und auch außerhalb der Kirchen und Schulen wird durch Volksſchriften die Volksbildung, wird die Sittlichkeit gefördert. Deſſen ungeachtet wandern viele tauſend Menſchen alljährlich aus Deutſchland fort, um ſich — größtentheils in der neuen Welt — eine neue Heimath zu gründen. Das iſt ein Beweis, daß immerhin noch nicht überall jede Staatseinrichtung ſo vollkommen iſt, als ſie ſein ſollte. Auch andere, theils bedenkliche, theils betrübte Ereigniſſe deuteten in den Jahren ſeit 1830 darauf hin, und Diejenigen thun Unrecht, welche jene Ereigniſſe lediglich aus dem unruhigen Sinne des Volkes oder Einzelner, ſowie aus dem angeblichen ungehörigen Uebergreifen der Landſtände in Gerechtſame, welche ihnen nicht zuſtehen ſollen, ableiten. Unſere Zeit iſt deutlich in dem Zuſtande der Entmündigung begriffen, und wenn allerdings

auch zu diesem Zwecke keine andren als die gesetzlichen Mittel angewandt werden sollen, so ist doch ebenso nothwendig, daß den Regierten unter jenen gesetzlichen Mitteln auch solche von der Regierung dargeboten werden, welche jene Entmündigung, jenen freieren Flügelschlag des Volkswillens im Staate, zu fördern im Stande sind. Dann wird sich durch die Wohlfahrt des Volkes auch dessen Zufriedenheit vermehren und dadurch auch das heilige Band wechselseitigen Vertrauens immer fester verknüpft werden.

Und welcher Reichthum im geistigen Leben der deutschen Nation! Wissenschaft, bildende Kunst und schöne Literatur haben sich zu einem Standpunkt emporgeschwungen, von welchem aus die ganze Weltbetrachtung in einem neuen Lichte erscheint; Schönheit und Wahrheit haben sich beide als ein und dasselbe Göttliche erkannt. Es ist ein inniger Einklang aller geistigen Strebungen da, so verschieden sie immerhin auseinander laufen, so eigenthümlich und selbstständig sich auch jede behauptet. Es ist eine rastlose Wechselwirkung da: eine Strebung fördert und weckt die andre. Aber überall sieget der Geist und verwerthet seinen Sieg dadurch, daß er in's praktische Leben eindringt: er verklärt es, indem er es belebt und verschönert. Die Wissenschaft, sonst so stolz und einsam, reicht jetzt den Gewerben, dem Verkehr, dem Handel, der Betriebsamkeit traulich die Hand; in allen Werkstätten ist sie zu finden, sie verschafft dem Fleiß seinen Lohn und fördert die Wohlhabenheit der Bürger. Land- und Forstwirthschaft, Fabrikenwesen, Kriegskunst, alles gewinnt und gedeiht durch die Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze. Im Gebiete der Philosophie ragen in neuester Zeit besonders zwei kühne Denker hervor, Schelling (in München) und Hegel, auch ein Schwabe von Geburt, wie so viele hohe Geister deutscher Nation (geboren 1770, gestorben in Berlin 1831). Und noch rauscht mächtig der Strom des neuen Lebens, welches die Philosophie durch alle Adern der Wissenschaften und der Künste ergossen hat. Im Gebiete der Gottesgelahrtheit wirkte außer vielen Andern der edle Schleiermacher (geboren 1768, gestorben 1834) segensreich. Erstaunen erregen die ungeheuren Fortschritte der Naturwissenschaften seit jener Zeit, als der Geist der Deutschen alle Erscheinungen der Natur, wie der Geschichte und der sittlichen Welt als organische Entwickelungen auffaßte und tiefer erforschte. Da machte man in rascher Folge die wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der Chemie, der Arzneikunde, der Erdkunde und der Himmelskunde. In der Sprachforschung nimmt man die Entwickelung des Völkerlebens zum richtigen Leitfaden und erkennt überrascht die nahen Verwandtschaftsbeziehungen, in welchen die Völker als Kinder der Menschheit zu einander stehen! Die zwei Brüder Jakob und Wilhelm Grimm haben sich vornämlich die Erforschung der deutschen Sprach-, Rechts- und Religionsalterthümer zum Ziel ihres Lebens gesetzt und

viele koſtbare alte Denkmale des deutſchen Nationalgeiſtes aus der Vergeſſenheit gezogen, wofür ſie den lauten Dank des ganzen deutſchen Volkes verdienen. Die Erdkunde erforſchte Karl Ritter in ihrem Verhältniß zur Natur und zur Geſchichte des Völkerlebens. In der Erforſchung und Darſtellung der Geſchichte und des Rechtes erwarben ſich Fr. v. Raumer, Ranke, Stenzel, Voigt, Schloſſer, Rotteck, v. Hormayr, Hammer-Purgſtall, Eichhorn, Klüber und noch gar viele andere treffliche Männer die höchſten Verdienſte; es wäre ein eigenes Buch nöthig, um die Namen aller deutſchen Geiſter aufzuzeichnen, welche in den verſchiedenen Fächern des menſchlichen Wiſſens in neuerer und neueſter Zeit ehrenvoll gewirkt haben und noch wirken. Im heitren, ewigen Reiche der Dichtkunſt ward Göthe noch bis in ſein hohes Alter wie der Fürſt aller deutſchen Dichter geehrt. Kräftig hatte er

in Weimar mit ſeinem edlen Freunde Schiller gewirkt und noch bei deſſen Lebzeiten (von 1780—1795) den ſchönſten Roman gedichtet, welchen die deutſche Sprache aufzuweiſen hat: »Wilhelm Meiſters Lehrjahre«; nach Schillers Tode ſchrieb Gothe 1809 einen andern: »Die Wahlverwandtſchaften«; und ſpäter (außer vielen kleineren Dichtungen und Aufſätzen) ſein eigenes Leben unter dem Titel: »Wahrheit und Dichtung«; durch alle dieſe Werke hat er fortwährend den entſcheidendſten Einfluß auf die Veredlung der deutſchen Sprache ausgeübt. Gleichwie ihn das Glück ſchon bei'm Eintritt in die Welt vor allen ſeines Gleichen begünſtigte, ſo blieb es ihm auch treu bis an ſeinen Tod. Er ſtarb, von Kaiſern und Königen geehrt, in ſeinem dreiundachtzigſten Jahre zu Weimar am 22. März 1832. In der Fürſtengruft ruht ſeine irdiſche Hülle neben denen Schillers und des Großherzogs Karl Auguſt. — Noch lebt in Erlangen ſtill und beſcheiden einer der größten deutſchen Dichter neueſter Zeit und aller Zeiten, Friedrich Rückert (geb. 1789 zu Schweinfurt). So kühn hat noch kein deutſcher Poet alle Zauber der Mutterſprache ergründet, ſo ſchöpferiſch ſie noch keiner beherrſcht, wie Rückert; was des Menſchen Herz Holdes und Heiliges kennt, was es Göttliches im Bau der Welt ahnet und in der Fülle der Natur, — ihm wird's zum Gedicht; ſein Geiſt treibt unerſchöpflich einen ewigen Liebesfrühling; da prangen deutſche Roſen unter jenen des Morgenlands und wie ein tiefer, kryſtallheller Bach in ſanften Krümmungen, ſo rauſchen um all' dieſe Blumen Sprüche der Weisheit. Im ſchönen Schwabenland aber lebt Ludwig Uhland, ein kerndeutſcher Mann, voll Adel der Geſinnung und vaterländiſchen Freiheitsſinnes. Der hat ſo viele wunderliebliche Romanzen geſungen und in den Tagen, da in Würtemberg hart um die Verfaſſung gekämpft wurde, hat er in kräftigen Liedern ſtets an's gute alte Recht gemahnt. Auch zwei Schauſpiele hat er gedichtet: »Ernſt von Schwaben« und »Ludwig der Baier«; die ſollte kein Deutſcher vergeſſen! Eine durch und durch tüchtige und kernhafte Natur war Karl Immermann, geboren zu Magdeburg 1796, geſtorben 1840 in Düſſeldorf; eigenthümlich durch Kraft des Verſtandes, reich an Phantaſie, gewaltig im Auffaſſen, ein Meiſter im Schildern der Charaktere, gleich mächtig im ernſten, tragiſchen Werk, wie im ſcharfen, durchdringenden Humor, ſteht er groß und bedeutſam in der erſten Reihe der deutſchen Dichter da. Ja, faſt jeder Gau hat in neueſter Zeit dem Vaterlande zu Stolz und Freude einen Dichter gegeben; Brandenburg Ludwig Tieck (geboren in Berlin 1773), der ſeit lange in Dresden lebt, einſt eines der Häupter der romantiſchen Schule, Meiſter im holden Mährchen, und unvergleichlich durch ſcharfen trefflichen Witz, hochbedeutend in der Novellen-Dichtung; das Rheinland gab Heinrich Heine (geboren in Düſſeldorf 1799), welcher einen neuen Ton erklingen ließ, einen Ton, wie muthwilligen Spott und doch wieder wie aus tiefſter ſchmerzdurchwühlter Bruſt, einen jener wunderbar ergreifenden

Töne, von denen man in alten Mährchen lieſt, daß ſie in ſtiller Mondnacht aus Bergeshöhlen, oder aus dem Grunde der Wellen klingen. Der Teutoburger Wald gab den wildgewaltigen Grabbe (geboren in Detmold 1801, daſelbſt geſtorben 1836), die Lauſitz den gedankenreichen Leopold Schefer (geboren 1784 zu Muskau), Baiern den Grafen von Platen-Hallermünde (geb. 1796 zu Erlangen, geſt. 1835 zu Syrakus), einen Meiſter in Vollendung der Form, Oeſterreich den edlen Trauerſpieldichter Grillparzer (geb. 1790 in Wien), den herrlichen Freiheitsſänger Anaſtaſius Grün (nach ſeinem wahren Namen Anton Alexander Grafen v. Auersperg, geb. 1806), den tiefſinnigen Lenau (nach ſeinem wahren Namen Niembſch v. Strehlenau, geb. zu Cſatad in Ungarn 1802) und ſo fort. Selbſt ein geborner Franzoſe, Adalbert von Chamiſſo (geb. 1781 zu Boncourt in Champagne, geſt. 1838 in Berlin), ward in Geiſt, Geſinnung und Sprache zum deutſchen Dichter und wahrlich zu einem der trefflichſten. Und eben ſo viele Namen von Männern wären aufzuzählen, welche in ungebundener Rede gedichtet, ſo wie andere, welche das ſcharfe Schwert der Kritik geſchwungen. Aber ſtatt aller ſei hier nur eines Mannes gedacht, welchem wenige gleich kamen an reinſter Liebe zur Freiheit, an Scharfſichtigkeit des prüfenden Blickes, an Gewalt des Witzes und an der zermalmenden Kraft des heißen Zorns: das war Ludwig Börne (geboren in Frankfurt am Main 1785, geſtorben in Paris 1837).

Die deutſche Beredſamkeit nahm einen neuen Aufſchwung in Folge der landſtändiſchen Verhandlungen und, über'm Rhein, durch die Oeffentlichkeit der Gerichte. Dagegen hat die deutſche Bühne jetzt nicht jene höhere nationale Bedeutung, welche ihr Leſſing, Schiller und Göthe gegeben hatten; da gibt es nur Sinnenreiz und Pracht, Geſang und Tanz — ſtatt Gedanken und Begeiſterung. Die deutſchen Dichter aber haben keine Schuld daran.

Einen großen Einfluß auf das Volk übt das Zeitungsweſen (die »Journaliſtik«) aus, wenn es von tüchtigen und redlich für's Volk geſinnten Männern geleitet wird und die öffentliche Meinung vertritt. So wie nun die Literatur einen tieferen Eindruck im Volk gefunden hat, ſo erhob ſich auch der Buchhandel zu einer höheren Bedeutung. Letzterer wurde durch die Regierungen in ſo fern beachtet, als der deutſche Bundestag durch ein Geſetz gegen den Nachdruck (1837) das geiſtige Eigenthum endlich eben ſo ſchützte, wie jedes andere. Auch hierin ging Preußen mit gutem Beiſpiel voran. Nur Eins iſt noch zu wünſchen und zu hoffen, was zum Heile führt und verſprochen ward, — die Preßfreiheit. Zwar befürchten die Gegner derſelben, daß durch ihre Einführung große Mißbräuche hervorgebracht werden möchten; aber für die Beſtrafung ſolcher Mißbräuche iſt ja eben das Geſetz vorhanden; es handelt ſich bei der Preßfreiheit nicht um eine völlige Geſetzloſigkeit, ſondern blos darum, daß auch dem Geiſt das Recht nicht entzogen wird, und er verlangt

blos das, was der edle Dichter Schenkendorf so schön in folgenden Worten ausgedrückt hat: »So schaut man im Gesetz verklärt vollkommner Freiheit Bild!«

Eben so großartig und vielseitig wie in den Wissenschaften und in der schönen Literatur, offenbarte sich die schöpferische Kraft des deutschen Geistes auch in der Musik, in welcher sich der erhabene Meister Beethoven, Karl Maria von Weber und mehre Andere ruhmvoll hervorthaten. Die bildenden Künste waren seit nun zweihundert Jahren in ganz Europa in Geschmacklosigkeit versunken. Durch deutsche Männer wurden sie in unserer Zeit würdevoll wieder erweckt. Cornelius, Ludwig Schnorr, Veit und Overbeck schufen eine neue deutsche Malerei, großartiger als die alte war, und rasch entwickelte sich die höchste Blüthe dieser herrlichen Kunst; zahlreiche jüngere Talente, wie Lessing in Düsseldorf, Kaulbach in München, Bendemann (jetzt in Dresden) rangen mit ausgezeichneter Schöpferkraft nach dem Preise. In der Bildhauerkunst brachen der edle Däne Thorwaldsen und der Schwabe Danneker Bahn, Rauch in Berlin und der Baier Schwanthaler wetteiferten kühn mit Beiden. Auch die Baukunst begann ein neues edleres Leben, durch Schinkel in Berlin, Klenze und Gärtner in München und viele andere große Meister. Deutsche Fürsten setzten ihren Stolz darein, die Künste zu unterstützen, freigebig öffneten sie ihre Schätze dafür, und so entstanden Werke, welche noch die späte Nachwelt bewundern wird. Auf's glänzendste zeichnet sich in solchem preiswerthen Streben der König Ludwig von Baiern aus (geboren am 25. August 1786). Dieser Aufschwung der Künste ist von großer, unberechenbarer Wirkung für's Volk; denn je lebhafter dies daran Theil nimmt, je mehr es seinen Sinn für's Schöne ausbildet, um so fester wird es auch am Wahren und Guten hangen, wenn es einsieht, daß alles Unwahre und Unsittliche häßlich ist. Sodann greift der geweckte Kunstsinn auch mächtig fördernd in's öffentliche Leben ein und erkräftigt das Nationalgefühl. Die Thaten unserer Ahnen, die Gesänge unserer Dichter werden in Gemälden verewigt; schon aller Orten erheben sich in Deutschland unter Gottes freiem Himmel Denkmale großer deutscher Männer: solche eherne Bilder reden zu den Herzen der Menschen, welche vor sie hintreten; sie erwecken die Erinnerung des Volkes an die Vergangenheit, welche es durchlebt hat und sie mahnen zugleich das lebende Geschlecht, daß es einer ehrenvollen Zukunft entgegen streben solle.

Was die religiösen Angelegenheiten betrifft, so ist endlich bei der Mehrzahl aller edleren Geister die Ansicht durchgedrungen, daß die wissenschaftliche Freiheit des Forschens darüber der Würde des Menschen angemessener und also auch wirklich gottgefälliger ist, als ein blos blinder Glaube an priesterliche Ueberlieferungen. Man hat sich ferner endlich überzeugt, daß der Mensch nichts Menschlicheres thun kann, als die Freiheit des Glaubens bei

jedem Nebenmenſchen ebenſo zu achten, als er ſelbſt wünſchen mußte, daß ſie bei ihm geachtet wird, kurz: daß religiöſe Duldung ein unverwirktes Menſchenrecht iſt. Endlich aber iſt auch die Ueberzeugung durchgedrungen, daß der Staat unabhängig ſein muß von der Obergewalt, ſowie von einzelnen Eingriffen der Kirche. Das will freilich die römiſche Partei (mit den Jeſuiten) noch immer nicht anerkennen und ſtrebt mit aller Anſtrengung dahin, ihre alte Herrſchaft in Deutſchland wieder zu erringen. Aber das iſt, bei dem jetzigen Zuſtande der deutſchen Geiſtesbildung, im Ganzen und für die Dauer nicht mehr möglich, wenn auch einzelne Verſuche in einzelnen Ländern vielleicht für den Augenblick gelingen.

Und eben ſo wenig werden es auch Verſuche von Rückſchritten in politiſcher Hinſicht vermögen, die ganze Weltgeſchichte, dieſe ewig lebendige Entwicklung der Menſchheit nach vorwärts, wie eine ſeelenloſe Maſchine zurück zu ſchrauben. Wohl können die Machthaber auf Erden das Bewußtwerden von Völkern hemmen; aber wenn einmal das Bewußtſein eines Volkes hell und klar erwacht iſt, dann läßt es ſich durch eines Einzelnen, ja ſelbſt durch vieler Einzelnen Kraft nicht mehr einſchläfern. Dies iſt nur dann möglich, wenn eine Nation ihre ſittliche Kraft dahin ſchwinden läßt. Dann erlahmt mit dieſer auch die geiſtige und leibliche, dann fängt ſie an, gegen allzumächtige Nachbarn aus Furcht Rückſichten zu nehmen, dann glaubt ſie durch Nachgiebigkeit, durch Schmeicheleien, durch Unterwürfigkeit die Vergrößerungspläne ſolcher mächtiger Nachbarn aufzuhalten: aber es iſt vergeblich, und eh' ſie ſich's verſieht, hat ſie ihre Ehre und Selbſtſtändigkeit verloren, weil ſie im Glück allzuſorglos und zu wenig wachſam, zu wenig rüſtig war: dann muß eine ſolche Nation verweſen, wie ein einzelner Menſch, um einer neuen Platz zu machen, welche ihre Rolle in dem großen Schauſpiel der Menſchheit übernimmt und weiter ſpielt.

Gott verhüte ſo etwas Dir, deutſches Volk, aber gedenke auch in den Tagen des Glückes und Friedens ſtets dieſer Warnung. Schaukle Dich nie in dem Wahn, daß Du das Höchſte, was Du erringen kannſt, ſchon vollſtändig errungen haſt; eine ſolche prahleriſche Einbildung verdirbt die ſittliche und geiſtige Kraft, welche ſich nur im ſteten Wachen, im unermüdlichen Streben erhält und befeſtigt und vervollkommnet. Du haſt ſie noch, dieſe ſittliche Kraft: ſchöner als je reift ſie aus Dir, wie aus einem geſunden, kräftigen Baume auf allen Aeſten herrliche Früchte. O, bewahre ſie treu durch Wachen und Weiterſtreben! Fort und fort im Verlauf der Jahrhunderte ſind alle eigenthümlichen Tugenden Deiner Väter, wenn ſie auch in troſtloſen Zeitpunkten ſchon erſtorben ſchienen, immer wieder ſchön und herrlich zum Vorſchein gekommen und ſtets hatteſt Du ja nur dann Leiden und Schmach zu erdulden, wenn Du eben jene vergaßeſt, wenn Du Dich fremdem Weſen anſchmiegen wollteſt und ohne Wachſamkeit über Deine eigenen Angelegenheiten Dein Streben nach Innen zu aufgabſt. Drum halte ſtets die edlen Grundſtoffe Deiner eigenen Weſenheit feſt! In drei Beſtrebungen, welche doch nur zu einem Ziele führen, kannſt Du ſie zuſammenfaſſen, im rüſtigen Streben nach Freiheit, nach Wahrheit und nach Sittlichkeit. Die Erfolge davon ſind Recht, Selbſtbewußtſein und Treue. Darin liegt Deine Kraft, Deine Exiſtenz, Dein Ruhm.

Druck von Breitkopf und Härtel.